Leipziger

Taſchenbuch

für

Frauenzimmer

zum

Nutzen und Vergnügen

auf das Jahr 1795.

Mit Kupfern.

Leipzig,
bey Adam Friedrich Böhme.

a
161 IV

Inhalt.

Seite.

I. Auswahl von Gedichten. 1
Mit zwey Notenblättern von S. Schmiedt.

II. Kleine Erzählungen.
Sophie Wartenburg. 34
Kayser Heinrich des Vierten Ehe. 191

III. Staatengeschichte.
Die Schweiz. 216

IV. Naturgeschichte.
1. Der Geyerkönig (vultur papa) 229
2. Die sympathetischen Vögel (pitacus pullarius). 232
(beyde nach der Natur abgebildet)

V. Der ökonomischen Hefte Achtes
Fortsetzung vom ländlichen Gartenbau. Von der Pflanzung und Nutzung der Bohnen. 233

VI. Wirthschaftliches Vademecum.
Stockflecke aus leinenem Zeug zu bringen 240
Eisenflecke aus leinenem Zeug zu bringen 240
Den Fischen den modrigen Geschmack zu benehmen. 241

Die

Seite

Die Mehlwürmer in den Perlgrüpchen zu verhüten 242

Die Getränke im heißen Sommer abzukühlen 243

VII. Diätetick.
Vom Verhalten im Herbst. 244

VIII. Kleine Fragmente für die Toilette.
Die Hände. 250

IX. Franz Ehrenbergs Reden, über die körperliche Erziehung.
Zwölfte Rede: Ueber das Tragen der Kinder. 257

X. Ländlicher Briefwechsel. 265

XI. Scenen aus der Familie Ehrenberg.
Charlotte Benndorf.
Amalie Trunemann. 273

XII Ueber Bälle, Maske und Maskerade. 29

Mit vier Maskeblättern von Stölzel, Schule und Clar, nach Schemau und Schubert. Diese Blätter sind auch illuminirt bey dem Verleger dieses Taschenbuchs zu bekommen.

Auswahl von Gedichten.

Gefühl der Menschheit.

Entzücken ström' von meinem Munde,
Wie Flammen steig' empor, mein Lied:
Und lade jeden zu dem Bunde
Des Hochgefühls, das mich durchglüht!
Wie gleiches Wesens viele Wellen
In eine Fluth zusammenschwellen,
So, Menschen, ist's der Menschengeist,
Der eng uns aneinander schleußt.

Ihr fühlet alle, was ich fühle;
Des Schmerzes Druck, den Hauch der Lust,
Des Lebens Ernst, des Lebens Spiele;
Wie meine, hebt sich eure Brust.
O fühlet, wie mein Herz sich regt!
Ich fühle, wie das eure schläget,
Und Blut durchströmet euch, wie mich,
Und was ihr alle seyd, bin ich.

Ha, wir sind Menschen, wir sind Brüder!
Wer sagt: Ihr Niedern hebet euch?
Wer sagt: Ihr Hohen steiget nieder?
Wenn ihr empfindet: wir sind gleich!
Ha, wir sind Menschen. — Menschen bleiben!
Was uns umhüllet, mag zerstäuben,
Was in uns Menschheit heißt, besteht,
Wenn alles um uns her vergeht.

Und sänk in Millionen Trümmer
Der Welten Heer, in Nacht ihr Lauf,
Wir geben neu mit Sternenschimmer
Noch manchen Tag des Daseyns auf!
Triumph! und jeden Tag verschwindet
Die Thierheit mehr, und mehr entbindet
Das Edle sich, das hier schon webt,
Und nimmer rastend aufwärts strebt!

O kommt und kniet voll Andacht nieder,
Und betet weinend mit mir an;
Ach wir sind Menschen, wir sind Brüder,
Und wandeln all' auf einer Bahn;
Der König, in des Glanzes Fülle,
Der Bettler in zerrißner Hülle,
Der Mann der Weißheit und des Lichts,
Der Mann im Schweiß des Angesichts.

O sinket dankend mit mir nieder,
Und laßt uns fühlen unsern Werth,
Und kennt ihr einen unsrer Brüder,
Der dieses Hochgefühl entbehrt:

So laßt die Händ' uns um ihn ringen,
Und um ihn weinen, in ihn dringen,
Ihn lehren, bis er auch versteht,
Was Menschen über Thier' erhöht.

Ein Mensch, — unsäglicher Entzücken! —
Ein edler Mensch mit Menschen seyn!
Ich möchte jeden an mich drücken,
Und mahnen, sich mit mir zu freun!
Mich find ich in euch allen wieder,
Ich sehe weder auf noch nieder,
Ihr seyd doch alle, was ich bin,
Was euch erfreut, ist mir Gewinn.

Du guter Mann auf hohem Throne,
Wie freuet deine Würde mich!
Nicht schwer sey dir die Königskrone,
Und du hast größres Gut, als ich;
Wohl dir! auch dein Genuß sey größer!
Und ihr seyd weiser, ihr seyd besser;
Wie schön, daß ihr so hoch erhöht,
Vor mir die Bahn der Bildung geht!

Mich find' ich in euch allen wieder.
Du weinest, ach du fühlest Noth?
Was weinest du? was drückt dich nieder?
Was kümmert dich? Du hast kein Brod;
Kein Brod? o Gott, kein Brod zu haben
Da, Lieber, nimm der Armuth Gaben,
O wär, wer Harm und Kummer hat,
Gestärkt, getröstet, froh und satt!

Ich finde mich in allen wieder,
Verdammet jenen Bösen nicht,
Wir sind ja Menschen, wir sind Brüder,
Es fehlt dem Armen nur an Licht!
Drum tappt er, tappt an grausen Gründen
Herum, und wähnt sein Glück zu finden,
O seht, wie er nach Rettung winkt,
Errettet ihn, daß er nicht sinkt!

Laßt uns um ihn die Hände ringen,
Und weinen, daß er irre geht,
Laßt uns ihn lehren, in ihn dringen,
Bis er sein wahres Glück versteht!
Nur gebt den Bruder nicht verloren!
Zu Menschen wurden wir geboren,
Und leben mehr als einen Tag,
Der eilet vor, und der schleicht nach.

Und sänk in Millionen Trümmer
Der Welten Heer, in Nacht ihr Lauf:
Wir gehen neu mit Sternenschimmer
Noch manchen Tag des Daseyns auf!
Triumph! und jeden Tag entschwindet
Die Thierheit mehr, und mehr entbindet
Das Edle sich, das Zeit und Welt
Hienieden noch gefesselt hält.

Entzücken strömt von meinem Munde,
Wie Flammen steig' empor mein Lied!
Es ist die feyerlichste Stunde,
Wenn unsre Menschheit in uns glüht.

Wir ſind, — ich möchte vor Entzücken
Euch all an meinen Buſen drücken!
Wir ſind, — und gehn zu lichtern Höhn,
Wir ſind, Triumph! und wir beſtehn!

Die Sympathie.

Was iſt es, was die ganze Welt
Der Lebenden zuſammenhält,
Daß nicht in öde Wüſteneyen
Sie feindlich einſam ſich zerſtreuen?
Was knüpft auf dieſem Erdenrund
Das All in einen ſchönen Bund?

Was iſts, daß wo die Freude lacht
In trüben Herzen Luſt erwacht?
Daß bey der Wehmuth ſtillen Thränen
Auch fremde Buſen Seufzer dehnen?
Und daß mit Angſtgefühl das Herz
Durchbohrt des Jammers lauter Schmerz?

Was iſt es, daß im Kampf der Held
So gern für freye Brüder fällt?
Daß um die Unſchuld zu beſchützen
Der Starken Rächerſchwerdter blitzen;
Und daß um den gefallnen Feind
Des Feindes Mitleidszähre weint?

Was iſt es, das, der Erd entrückt
In ferne Welten uns entzückt?
Daß in der Schöpfung weiten Räumen
Wir gern von höhern Geiſtern träumen,
Und daß den, der das Weltall lenkt
Sich unſer Herz, als Vater denkt?

Dein Werk iſt dieß, o Göttin! die
Zu jener großen Harmonie
In jeglichem den Ton gefunden
Der mit dem andern es verbunden,
Der Liebe Tochter, Sympathie,
Du ſchufſt des Weltalls Harmonie.

Du bildeſt an der Mutter Bruſt
Des Säuglings Herz zu ſüßer Luſt;
Durch dich wankt fröhlicher am Stabe
Der Greis die Bahn zum nahen Grabe —
Und ſchläft mit froher Hofnung ein
Auch droben werden Brüder ſeyn.

Wer deine ſanfte Stimme hört
Wird nicht von Haß und Neid empört,
Ihm ſtrahlt mit himmliſch mildem Lichte
Die Freundlichkeit vom Angeſichte,
Und wo er wandelt ſeine Bahn
Sind ihm die Herzen zugethan.

Des ſchönſten Erdenglücks entbehrt
Wer deinen ſüßen Trieb nicht nährt

Tod ſind für ihn des Lebens Freuden,
Allein trägt er der Erde Leiden,
Und zu des Grabes letzter Ruh
Drückt ihm kein Freund das Auge zu.

Drum hör aus deinen Strahlenhöhn
O Göttin, deiner Kinder Flehn,
Du, die des Starken Arm bewähret,
Die Mitleid und Erbarmen lehret —
Laß uns, die deiner ſich erfreun,
Und alle Völker Brüder ſeyn.

An die Einſamkeit.

Sey gegrüßt in deiner Stille,
Ruhefreundin, Einſamkeit!
Ströme auf mich aus deiner Fülle,
Göttliche Zufriedenheit,
Freuden, die ich in dem Schwarme
Eitler Städter ſelten fand,
Fühl ich hier in deinem Arme
Erndt ich hier aus deiner Hand.

Zwar dich läſtern platte Thoren,
Zwar dich flieht der Böſewicht,
Doch zu ihrem Glück erkohren
Scheuen dich die Edlern nicht

Du entſchädigeſt den Müden
Für der Welt Beleidigung
Und in deinem ſtillen Frieden
Athmet er Beruhigung.

Manchem frommen Pilger knickteſt
Du den Dornenwanderſtab;
Ruh, mit der du ihn beglückteſt,
Trocknet ihm die Thränen ab.
Müd' um eine Welt zu weinen
Die ſein Alles ihm geraubt,
Fand er noch in deinen Haynen
Glück, woran er nie geglaubt.

Manches tief verſchloſſne Sehnen
Ihren Schweſtern unvertraut,
Klagen dir die ſtillen Thränen
Der gezwungnen Gottesbraut.
Ueber die geweyhte Schwelle,
Pflegrin ihrer ſüßen Pein,
Führſt du in die düſtre Zelle
Des Geliebten Schatten ein.

Unſers Lebens Tröſterinnen
Selige Erinnerung,
Und die Hoffnung ſelbſt gewinnen
In dir neue Sättigung.
Jeder falſche Gram zerſtäubet,
Forſcherin! vor deinem Blick;
Und die reinſte Wolluſt bleibet
In befreyter Bruſt zurück.

Was die Klugen je erfanden
Was die Weisen je gedacht,
Was die Guten je empfanden,
Das erstand in deiner Nacht.
Rüstig lagerst du die Schwingen
Um den tiefen Denker her,
Und die Zweifel zu durchdringen
Wird durch dich ihm minder schwer.

Mutter höherer Gedanken
Engeltraute Einsamkeit,
Du entrückst uns aus den Schranken
Unsrer bloden Sinnlichkeit;
Machst die Klage vor den Würgern
Unsrer Seelenruhe stumm,
Und schaffst uns zu Himmelsbürgern
Noch im Staub hienieden um.

Dein geweyhter Fittig schützet,
Unschuld, die verborgen weint;
Unter deinem Schatten sitzet
Der verkannte Menschenfreund,
Darf der thörichten Verblendung
Niedre Tadelsucht nicht scheun,
Weyht zur seligsten Vollendung
Uns durch stilles Wohlthun ein.

Oft in deinen Finsternissen
Wenn er still auf Lösung harrt,
Fühlt er, seiner selbst entrissen
Höhrer Wesen Gegenwart;

Zu ihm — denn vom Erdentruge
Losgewunden ist sein Sinn. —
Schweben sie mit Seraphs Fluge
Von den höhern Sphären hin.

Wenn er dann in deinen Hainen
Betend vor dem Schöpfer steht,
Oder frommen Dank zu weinen
Durch die fetten Fluren geht;
Flammest du mit Geistentzündung
Des Gerechten Opfer an,
Trägst voll glühender Empfindung
Seine Wonne himmelan.

Unter Eich und Palmenbäumen
Säußelst du ihm Schlummer zu;
Engel segnen dann in Träumen
Des geliebten Schwärmers Ruh;
Oefnen ihm die höhern Sphären,
Eh' sein irdner Bau zerfällt,
Und — zerstäubt die Hütte — kehren
Sie mit ihm zur Oberwelt.

Daß ich dieses Glück erwerbe,
Gieb, o Einsamkeit! auch mir,
Jede Leidenschaft ersterbe
Jede Taumelfreud' in dir!
Mach' mich heiliger und reiner,
Laß mich deiner würdig seyn;
Und nimm meine Urn' in deiner
Düstern Bäume Schatten ein.

Lieb

Lied aus der Ferne.

Wenn in des Abends letztem Scheine
Dir eine lächelnde Gestalt
Am Rasensitz im Eichenhaine
Mit Wink und Gruß vorüber wallt!
Das ist der Freundin treuer Geist,
Der Freud' und Frieden dir verheißt.

Wenn bey des Vollmonds Dämmerlichte
Sich deiner Liebe Traum verschönt,
Durch Cytisus und Weymuthsfichte
Melodisches Gesäusel tönt
Und Ahndung dir den Busen hebt,
Das ist mein Geist, der dich umschwebt.

Fühlst du, beym seligen Verlieren
In des Vergangnen Zauberland,
Ein lindes, geistiges Berühren
Wie Zephyrs Kuß um Wang und Hand,
Und wankt der Kerze flatternd Licht;
Das ist mein Geist, o zweifle nicht.

Hörst du beym Silberglanz der Sterne
Leis, im verschwiegnen Kämmerlein
Gleich Aeolsharfen aus der Ferne
Das Bundeswort: Auf ewig dein!
Dann schlummre sanft — es ist mein Geist
Der Freud und Frieden dir verheißt.

Lilla.

Lilla.

Sonst saß ich, Mädchen! oft allein
Im Garten; brach im Lenze
Mir bunte Blumen, groß und klein
Und band sie froh in Kränze;
Ich war so leicht, ich war so frey
Gleich einem Vögelein im Mai.

Ich tanzte, wenn der Morgen kam,
Den Feldweg auf und nieder;
Mein klagentwöhntes Ohr vernahm
So gern des Waldes Lieder,
Oft horcht ich, halbe Tage lang,
Dem süßen Nachtigallgesang.

Mein Auge hatte tausendviel
Im Thale zu erblicken;
Wie konnte mich das Wellenspiel
Des Baches nicht entzücken!
Bald war ich hier, bald war ich da,
Wenn ich die Blüthe schweben sah.

Erschien die Dämmerung, so hieng
Mein Aug' am Berg so munter,
Die traute Abendsonne gieng
Für mich so freundlich unter —
Dann trank ich ganz den Blüthenduft
Im Wehn der milden Abendluft.

So wandelte wohl Tag zu Tag
Mit mir die treue Freude;
Sie folgte mir, als Freundin, nach,
Nie trennten wir uns beyde.
Ich liebte sie, sie liebte mich
So einträchtsvoll, so schwesterlich.

Nun fliehet nach und nach die Lust,
Halb ist die Ruh verschwunden.
Oft heben Seufzer meine Brust
Die ich noch nie empfunden,
Nun irr ich hin, nun irr ich her,
Mir lächeln keine Fluren mehr.

Manchmahl und ungerufen quillt
Aus mir ein leises Sehnen,
Von meinen Wangen fließen mild
Der Wehmuth neue Thränen.
Mir ists so wohl, mir ists so weh,
Wenn ich die Thränen rollen seh'.

Wie heißest du, Gefühl! o sprich,
Woher bist du gekommen?
Enträthsle, warum ist durch dich
Mein Herz so oft beklommen?
Warum erfüllst du mich mit Pein? —
Ach! sollteß du die Liebe seyn?

Der Sommerabend *).

An Lina.

Mit der Sonne letztem Strahle
Schmückt die Abendwolke sich,
In dem feuchten Buchenthale
Wird der Schatten schauerlich.
Jene Sänger auf den Zweigen
Und der Lerchen Lieder schweigen;
In den Gärten fällt die Luft
Stärker der Violen Duft.

Lina horch, das ferne Brüllen
Satter Heerden tönt so schön,
Siehst du hüpfend dort die Füllen
Mit den Rossen heimwärts gehn?
Sieh, mit umgestürztem Pfluge
Und mit leer getrunknem Kruge
Schleicht der Landmann nun der Ruh
Seiner kleinen Hütte zu.

Ins

*) Von diesem schönen Gedicht des Herrn Prof. Meißners sind zwey Abdrücke vorhanden, die von einander beträchtlich abweichen. Ich bin dem Abdruck im Apollo gefolgt.

Immer dunkler wird die Stille,
Feyerlicher wird die Nacht,
Wo nur noch die leise Grille
Und der Unke Schlaflied wacht.
Linde Weste, die im düstern
Birkenbusch verstohlen flüstern,
Sind der schlummernden Natur
Letzte holde Lebensspur.

Lina, wie so schön!! — doch immer
War der Tag so reizend nicht,
Weißt du, vor der Sonne Schimmer
Zogen Nebel schwarz und dicht;
Falbe Schloßenwolken thürmten
Sich empor; die Winde stürmten,
Und der Donner schallte bald
Mit des Schreckens Allgewalt.

O wie füllte banges Beben
Jede Nerve der Natur,
Aber bald kam neues Leben
Ueber Wald und Thal und Flur.
Nicht zur Strafe, nur zum Segen
Floß des Höchsten milder Regen,
Seiner Blitze Schwefellicht
Schreckte nur, verheerte nicht.

Als im Nachhall dumpfer Töne
Nun der Sturm allmählig schwand,
Und in siebenfacher Schöne
Schon des Bundes Bogen stand,

Wur-

Wurden nicht die Läfte heller?
Floſſen nicht die Bäche ſchneller?
Stieg erquickter Sänger Chor
Stärker nicht zu Gott empor?

Dieſen Wechſel kurzer Stunden
Laß ihn Troſt und Vorbild ſeyn,
Wenn uns Schmerzen tief verwunden,
Wenn uns Gram und Schwermuth dräun:
Manches heißen Tages Abend
Wird, wie dieſer, kühl und labend,
Mancher Blitze furchtbar Licht
Kühlt die Luft und — zündet nicht.

Lied für Mädchen.

Jahre kommen, Jahre ſchwinden,
Und der Jugend Traum entflieht,
Blumen, die wir heute finden,
Kränze, die wir heute binden,
Sind uns morgen ſchon verblüht.

Weisheit iſt es, zu genüßen
Dieſes Lebens ſüße Zeit
Thorheit wär' es, Mädchen! ließen
Wir ein Trübſchen Zeit verfließen,
Ohne Scherz und Fröhlichkeit.

Laßt, vereint, uns alle lernen,
Wie man weiſe fröhlich lebt;
Dieſe Kunſt, die in den Fernen
Ueber jenen lichten Sternen
Unſer Daſeyn noch erhebt.

In der Jugend Blumenjahren
Sich dem Glück der Unſchuld weyhn,
Rein das Herz bey den Gefahren
Auf der Lebensbahn bewahren
Und getreu der Tugend ſeyn.

Aber doch auf Freude merken
Und auf ihren Lobgeſang;
Sich zu allen guten Werken
Durch der Freude Segen ſtärken
Das beglückt Aeoneniang.

Jede von uns ſey auf immer
Dieſer Künſte Meiſterin;
Tugendkränze welken nimmer
Und der Freude heller Schimmer
Leuchtet ewig durch ſie hin.

Lob des tugendhaften Weibes.

Nach Sirach.

Wohl dem Mann, der reich an Tugend
Sich ein Weib erkieſet hat;
Deſſen Leben endet ſpat.
Immer blüht in Lenz und Jugend
Ihm ſein weicher Lebenspfad.

Solch ein Weib iſt edle Gabe,
Wird dem frommen Mann zum Lohn
Und beglückt allein ihn ſchon;
Reich bey groß und kleiner Habe,
Spricht er jedem Unfall Hohn.

Ruhig fließt ſein ganzes Leben,
Wenn ſie häuslich ſich bemüht,
Freundlich ihm ins Auge ſieht,
Und durch all ihr Thun und Weben
Ihm nur zu gefallen glüht.

Traun, ein Weib in Zucht und Ehren
Die bey Munterkeit und Fleiß
Ihren Mund zu zähmen weiß,
Kann dem Mann nur Gott beſcheeren;
Feil iſt ſie um keinen Preiß.

Schön an Gottes blauem Himmel,
In dem Aufgang wolkenleer
Glänzt die Sonne frey und hehr,
Doch im häuslichen Gewimmel
Glänzt ein braves Weib noch mehr.

Holde, sittige Geberde,
Die des Mannes Herz erfreut,
Ist ihr schönstes Feyerkleid
Und gefällt auf dieser Erde
Ueber alle Kostbarkeit.

Preiß der Schönen, die sich nimmer,
Von der Zahl der Frommen trennt!
Denn ihr Glanz strahlt unverkennt
Gleich der hellen Lampe Schimmer,
Die am heil'gen Leuchter brennt.

Hoher Preiß dem Weib zu Theile
Die da heget treues Blut:
Ha, mit ewig festem Muth
Steht sie, wie die goldne Säule,
Die auf Silbergründen ruht.

Züchtigung des bösen Weibes.

Ebenfalls nach Sirach.

Weh' dem Mann! an dessen Seite
Sich ein böses Weib gesellt,
Die das Leben ihm verpfällt.
Er wird früh des Grames Beute
Und das Hohngespräch' der Welt.

Ihn hat Gott in seinem Grimme
In ein Joch mit ihr gespannt,
Nimmer blüht sein Ackerland,
Ueber das des Unholds Stimme
Jeden Fluch des Himmels bannt.

Wild, mit gräßlichen Geberden
Poltert sie des Morgens früh
Schon im Haus, und endet nie —
Unter Leu'n und Drachenheerden
Wär' ich lieber, als um sie.

Schrecklich, und des Menschen Schande
Sind der Ding' auf Erden drey:
Bübische Verrätherey,
Aufruhr in dem Vaterlande,
Und der Unschuld Angstgeschrey.

Aber kränkender iſt eines —
Iſt des Weibes Eyferſucht
Die dem treuen Gatten flucht,
Und den Becher ſeines Weines
Täglich zu vergiften ſucht.

Traun, ein Weib, die nicht den Zügel
Ihrer Zunge lenken kann,
Iſt dem ſtillen, ſanften Mann
Was ein Sandweg auf dem Hügel
Dem gebeugten alten Mann.

Und ein Weib, die faul und läſſig
Spindel, Küch' und Keller ſcheut,
Gerne läſtert, keift und ſchreyt,
Macht ſich aller Welt gehäſſig,
Und dem Manne Herzeleid.

Sy bey den Fuß ihn ſchamhaft wenden,
Wenn er ſie, vom Wein erglüht
Unrein, wie ein Gaſſenlied,
Und mit halbentblößten Lenden
Ihm entgegentaumeln ſieht.

Wie ein Wandrer, den die Hizze
Seines Durſtes hat beſiegt,
Iſt ein untreu Weib, ſie fliegt
Lechzend zu der nächſten Pfüzze,
Die auf ihrem Wege liegt.

An dem Aug', das unkeusch lodert,
An dem luftigen Gewand,
Am verstohlnen Druck der Hand,
Der Genuß verspricht und fodert,
Wird ein solches Weib erkannt.

Wie man stürmischen Gewässern
Fürchtend ihrer Wogen Wuth
Früh durch Dämmung Einhalt thut,
Beug auch du, dein Weib zu bessern
Ihren Willen früh mit Muth.

Aber ändert deines Mundes
Rede nichts an ihrem Sinn,
Fort dann mit der Sünderin!
Wirf sie als ein ungesundes
Glied in nächsten Winkel hin.

An die Freude.

Freude, die zur Führerin
Uns so gern sich weyhet,
Und auf unsre Pfade hin
Ihre Rosen streuet;
Als die Welt dir Lieder sang
Lebte sie in Frieden,
Seit sie grübelt, ist sie krank,
Frohsinn weggeschieden.

O wer dich im Herzen fühlt,
Der iſt mehr, als König —
Wie das Glück mit Kronen ſpielt,
Kümmert ihn nur wenig,
Aengſtlich flickt er nicht am Staat,
Klimmt nicht auf, nach Höhen,
Ungehemmt läßt er das Rad
Aller Dinge gehen.

Friede wohnt in ſeiner Bruſt
Ruh in ſeiner Hütte —
Hier ſchon fühlt er Himmelsluft
In der Seinen Mitte.
Froh und heitern Sinns genüßt
Er des kurzen Lebens:
Keine Blume, keine ſprießt
Je für ihn vergebens.

Mögen Philoſophen ſich
Außer Athem ſprechen,
Ueber Worte ritterlich
Schwere Lanzen brechen:
Wird denn glücklicher das Land,
Froher unſer Leben,
Ob uns Leibniz oder Kant
Weisheitsregeln geben?

Freude! du, du ſollſt allein
Uns durchs Leben führen,
Du nur Lehrerin uns ſeyn,
Unſern Staat regieren.

Dir, o Göttin! wollen wir
Täglich Opfer bringen
Und bey diesen Opfern dir
Frohe Lieder singen.

Tanzlied.

(Strophenweise bey der Promenade zwischen den englischen oder Quadrille-Touren zu singen).

Komm (Mädchen / Jüngling) schweb' an meiner Hand
Herab die frohen Reyhen,
Die Freude, die uns Kränze wand,
Soll uns auch Flügel leihen.

Sie drehet sich so schnell, so leicht
Um uns in tausend Kreisen,
Ihr nach! ihr nach! eh' sie entweicht —
Das ziemt dem frohen Weisen.

Was nützt uns, ohne froh zu seyn,
Was unser Erdenleben?
Zur Fröhlichkeit ward es allein
Vom Himmel uns gegeben.

Schnell

Schnell eilen unſre Jahre hin,
Bald feigt der Herbſt dem Lenze;
Froh durch das Leben hinzufliehn
Schlingt euch in leichte Tänze;

Muſik gießt raſchre Tanzesluſt
Hin in der Tänzer Mitte;
Ihr wallet jedes Mädchens Bruſt,
Sie flügelt unſre Schritte.

Wie Sphären ſich einander ziehn,
So ſchweben durch die Glieder
Wir auf und ab, wir nahen, fliehn
Und finden ſtets uns wieder.

Leicht ſchlängeln wir im Labyrinth
Uns fort durch alle Reyhen,
Und wallen, wenn wir müde ſind
Am Arme (der / des) Geliebten.

Doch Sitt' und Anſtand weichen nie
Beſchämt von unſrer Seite;
Uns führet ſtets die Harmonie
Im Grazien Geleite.

Nur ihnen weyhn wir unſern Tanz,
Den Muſen frohe Lieder,
Verſchwiſtert reicht uns den Kranz
Und ſchwebt zu uns hernieder.

Der Fels der Liebenden.

Romanze.

Kriegsgefangner zu Grenada
War der edle Ferdinand,
Den der Reiz der Königstochter
Hier noch einmal überwand.
Für den schönen Fremdling fühlte
Bald Elvire gleichen Schmerz,
Haben nicht der Fürstentöchter
Auch ein Herz?

Fruchtlos zwingt des Mundes Fessel
Wenn das Herz im Auge spricht —
Lange schwieg aus Schaam Elvire
Und Fernando schwieg aus Pflicht,
Doch sein Blick schwört ew'ge Treue
Und ihr Blick schwört süßen Lohn —
Noch kein Wort, und sie verstehn sich
Beyde schon.

Dort, wo über Stromes Wogen
Fürchterlich ein Felsen hängt,
Rings die Wüste traurig dorret
Von der Sonne Gluth versengt;
Pflegten sich in düstrer Höhle,
Oft die Liebenden zu sehn;
Grauser Ort! doch für die Liebe
Göttlich schön.

Als im freudigſten Entzücken
Einſt ihr Arm ſich feſt umſchloß,
Mit der Wonne Feuerküſſen
Seel' in Seele ſich ergoß,
Ha, da ſtört der Seligkeiten
Süßen Traum ein lauter Schrey —
Wilde Kriegerſchaaren ſtürzen
Raſch herbey.

Ein Verräther hat dem König
Ihre Liebe kund gethan —
Racheſchnaubend führt er ſelber
Seine Mörderſchaaren an.
Alle Wege ſind umzingelt;
Zur Vergebung iſt für ſie
Keine Hoffnung — Dieſer König
Liebte nie.

Gleich geſcheuchten Rehen fliehen
Die Verliebten. Hand in Hand
Klimmen ſie zum Felſengipfel
Bis an ſeinen jähſten Rand.
Mit gezücktem Dolche keuchet
Schon der König hinterdrein —
Kann der Tod wohl ächter Liebe
Schreckbar ſeyn?

„Halt, o halte! ruft Elvire
„Wenn du noch mein Vater biſt,
„Eh werd' ich des Todes Opfer
„Eh' das Blut Fernandens fließt!

Einen

„Einen Schritt noch — und ich stürze
„Mich vom steilsten Fels herab;
„Find' am Busen meines Gatten
„Stolz mein Grab.“

Seht! er stockt — er wankt — er zweifelt!
Ha, da fliegt vom tollen Schwarm
Flugs ein Zweyter her. Fernanden
Faßt im Huy der Gattin Arm.
„Komm, uns winkt der Tod!“ *) Sie stürzen
Rasch im Strom. Ihr Auge bricht —
Leben kann man — doch sie trennen
Kann man nicht.

Die Nachtigall und der Glühwurm **).

Die kluge Schön, auf deren Wange sich mit Rosen Lilien entfalten,
wird sonder Furcht, als Mädchen zu veralten
den Blick der Menge fliehn, und züchtiglich
von Geck und Gaffern fern sich halten;
denn

*) Noch jetzt zeigt man in Spanien, eine Meile weit Archidona den Ort, wo die Geschichte sich zugetragen haben soll.

**) oder Johanniswurm.

denn ſie weiß allzuwohl, daß nur die ſchönſte Frucht
der Weſpe Stachel zu verlezzen ſucht.
Ein Glühwurm ſtaunte Nachts im Graſe
den Glanz, den er auf ſeine Bahn
verbreitete, mit ſtolzem Dünkel an,
ſchrie laut, und rümpfte ſeine Naſe:
„Fürwahr, es giebt kein ſchönres Thier,
„als mich; die Ameis, und die Biene,
„der Seidenwurm — tief ſtehn ſie unter mir,
„und tragen ſchon in ihrer Miene
„den Stempel ſklaviſcher Betriebſamkeit.
„Ihr niedern Seelen, die mit Aengſtlichkeit
„den Lebensfreuden abgeſchworen,
„ha, wie veracht' ich euch! der ich, mit Sinn
„für meinen höhern Werth gebohren,
„von göttlichem Geſchlecht gewiß auf Erden bin,
„um da zu leben und zu ſcheinen.
„Hi! welcher andre Glanz in der Natur
„und welche Schönheit gleicht der meinen?
„Die Lichter oben dort ſind ſicher nur —
„das giebt ihr Flimmern zu erkennen —
„Glühwürmer, die ſich Gott zur Luſt dahingeſezt;
„und Edelſteine werden nur geſchäzt,
„weil ſie gleich meinem Feuer brennen.“
Er ſprach. Des Wurmes Prahlerey
hört eine Nachtigall; ſein eigner Schein
entdeckt

entdeckt ihn nur zu bald dem Blicke
der Feindin, die schon beym Genicke
ihn fassend, eh' sies bricht
die Worte spricht:
Unser'ger Narr! den Stolz beschwöre,
sieh, deine Schönheit ist beim Untergang;
denn minder glänzend mochtest du noch mon
denlang
hier flattern, ohne daß dich jemand störte
doch Hoffart kömmt zum Fall, und Schön
heit drückt,
statt daß sie Klugs sonst beglückt,
den Thor zu Boden, den sie schmückt.

Abschied von Fanny.

Nicht in Thränen, nicht in feigen Kla
gen
Wimmre länger mein verhaltner Schmerz
Länger dich in meiner Brust zu tragen,
Wäre Schmach für das gekränkte Herz.
Daß ich aus dem Sklavenband mich flechte
Das ein Jahr mich trägerisch umschlang
Rang ich sieben schlummerlose Nächte
Rang ich muthig sieben Tage lang.

Sieb

Sieh, ich gab mit argwohnfreyer Seele
Dir mein ganzes, offnes Herz dahin,
Wähnte dich ein Mädchen ohne Fehle,
Hielt Verstellung für geraden Sinn;
Für Natur, für unbefangne Jugend
Jene Offenheit, die mich entzückt;
Freute mich der seltnen Mädchentugend
War beglückt — in meinem Wahn beglückt.

Freyheit, Freude, alles was das Leben
Süßes hat, hätt' ich um dich gewagt,
Eine Welt hätt' ich um dich gegeben,
Einer Seligkeit für dich entsagt.
Aber dir, vom Leichtsinn fortgerissen,
War die Liebe Thorheit und Gedicht;
Scherzend trieb dein schlummerndes Gewissen
Tändeley mit Treue, Schwur und Pflicht.

Schlaue Kunst, mit Grazie verbunden,
War, was ich an dir natürlich pries,
War das Ney, wovon in jenen Stunden
Sich mein Herz so leicht umgarnen ließ.
Wahrheit sprach in Mienen und Geberden,
Wahrheit in der Stimme Silberlaut;
Konnt' ichs ahnden, so getäuscht zu werden?—
Selbst ein Engel hätte dir getraut.

Wonne ahndend, wie vom niedern Staube
Psyche den entbundnen Fittig hebt
Und empor zur Amarantheulaube
Ihrem Liebling in die Arme schwebt

Eilt'

Eilt' ich mit der Sehnsucht heißem Schmachten
Langentbehrte! deinen Fluren zu;
Jedes Glück hieß Liebe mir verachten,
Denn mein Eines höchstes Glück warst du.

Dein Entzücken, das mir Blick und Miene,
Das die innige Umarmung log,
War Grimasse, Gaukelspiel der Bühne,
Das im Rausch der Wonne mich betrog.
Bleich von Kummer sah' ich deine Wangen,
Doch sie waren nicht um mich gebleicht,
Neuer Liebe folterndes Verlangen
Hatte ihre Rosen fortgescheucht.

Wo sind nun die schön geträumten Plane
Meiner Phantasieen Feenland?
Schlösser aufgebaut im Fieberwahne
Auf der Weibestreue Ufersand.
Hingeschwunden mit des Blitzes Schnelle
Leicht, wie Träume der Vergangenheit,
Weggegaukelt von der Launen Welle,
Weggeweht vom Hauch der Eitelkeit.

Gaukle dann mit deinem leeren Herzen,
Deinem Lieben, deinem Flatterſinn,
Leicht genug, ein Leben wegzuscherzen,
Deiner Jugend Lenz dahin.
Hasche dir für deinen Siegeswagen
Jeden leichten, luftgen Schmetterling,
Der von Zephyrs Flügeln fortgetragen
Hier und dort an allen Blumen hing.

Wie ein Rieſe, ſtark und unbezwungen,
Faßte mich die Hyder Leidenſchaft,
Wie ein Mann hab' ich mit ihr gerungen,
Aufgewandt die Summe meiner Kraft;
Achtend nicht des Schmerzes nicht der Wunden,
Hab' ich ſie im heißen Kampf beſiegt
Daß die Mutterörderin gebunden
Matt und ſterbend mir zu Füßen liegt.

Stehe nun mein edler Stolz zur Wache,
Daß ſie nicht aufs neue ſich empört,
Daß dies Herz im Vorwand eitler Rache
Nicht in neuen Reihen ſich bethört.
Schon zu theuer, ohne Schuld, bezahle
Ich der Liebe kurze Schwärmerey'n,
Und ich möchte nicht zum zweytenmale
Einer Mädchenlaune Opfer ſeyn.

Die Betende.

Heilig! Heilig! wo die Tanne dunkelt,
Heilig ist der feyerliche Hayn,
Selbst das Licht, das durch die Zweige funkelt
Zittert, wie die Ehrfurcht, still herein.
Nur Gedanken, die den Himmel tragen,
Dürfen dieser Heiligkeit sich nahn,
Dürfen sich in diese Schatten wagen,
Die Elisen beten sahn.

O das Schweigen dieser Tannenreiser
Wie es heilig meinem Herzen ist:
Niemals hat des Baches Welle leiser
Keuscher ein Vergißmeinnicht geküßt,
Als im Schimmer dieses Blütenfalles,
Der sich, wie Verklärung niederhob,
Alles still und selig, als ob alles
Sich an ihre Andacht schloß.

Eine Spur von dem Verklärungsglanze,
Der um ihren frommen Blick geschwebt,
Leuchtet noch von jedem Ulmenkranze
Der sich um den kleinen Tempel webt,
Wo sie, still umduftet von der Blume
Dieses Hains, so selig, wie ein Tag
Der Vergeltung, in dem Heiligthume
Gottes auf den Knien lag.

Iſt es nicht, als ob die ſchöne Jugend
Der Unſterblichkeit die Stell' umblüht;
Wo die Freundin jeder ſtillen Tugend
Am Altare der Natur gekniet?
Welche Ruhe, welcher Seelenfriede
Athmet hier im friſchen Blumenduft!
Wie im Hauch vom Auferſtehungsliede
Regt er ſich in dieſer Luft.

Dieſe Lüfte, die den Seufzer trugen,
Der, wie die Vollendung über Staub
Und des Staubes Kummer ſiegte, ſchlugen
Ihre Flügel leiſer um das Laub.
Weht mich an, ihr Lüfte dieſes Laubes,
Haucht in meine Tugend ihren Muth,
Ihren Muth, auf dem die Laſt des Staubes,
Neben ſanfter Duldung ruht.

Duldung darf die keuſche Roſe pflücken,
Die mit Dornen ihren Thron umbaut,
Muth der Duldung führet im Entzücken!
Die Erhörung heim, wie eine Braut;
Du, ihr Engel, du ſahſt die Erhebung
Ihrer Seelenſtille, ſahſt, wie voll
Dieſe Ruhe, dieſe Gottergebung
In ihr ſchönes Leben quoll.

Sahſt die Blumen um ſie hergegoſſen,
Ihre Unſchuld ſahſt du rein, wie Licht
Hell und rein, von jeder Huld umfloſſen
Und vermißteſt deinen Himmel nicht,

Eine Zähre krat aus ihren Blicken,
Wie ein Geist der bessern Welt hervor
Und das schöne weinende Entzücken
Flog mit ihrer Seel empor.

Hoch empor, und fern von dem Getümmel
Das so laut um Schattenfreuden kreißt.
Und ihr Herz — sie fühlt es — war ein Himmel
Und der stille Gott darin ihr Geist;
Still und einsam, wie die Feierstätte
Dieser himmelvollen Dunkelheit
Zum erhabnen, heiligen Gebete
Von der Unschuld eingeweyht.

Weiche nie, du feyerliches Grauen,
Das zurück des Frevlers Tritte schreckt,
Hier begehrt mein Herz sich anzubauen,
Hier am Altar, den die Ulme deckt.
O, wie fühlt sich hier die Seele größer
Wie berufen, Engel einst zu seyn —
Zitternd kam es — aber wahrlich besser.
Geht mein Herz aus diesem Hain.

Kleine Erzählungen.

Sophie Wartenburg.

Pastor Seebach blickte voll Dank zum Himmel, und dann zu seinem Fenster hinaus ins Freye; sah wie rein und mild einer der schönsten Abende hernieder stieg, und freute sich des jungen rüstigen Völkchens, das den lezten Erndtetag dieses Sommers feyerte, und so heiß die Sonne den ganzen Tag geglüht hatte, doch immer noch unermüdend zu seyn schien. Mitten unter ihnen tummelte sich Franz sein Sohn, ein junger Mensch von achtzehn Jahren, und Sophie Wartenburg seine Pflegetochter.

Hinter dem kleinen Wald, der die Felder des Pastors einschloß, kam ein Ritter hervorgetrabt; der gute Alte vermißte jezt Sophien, und der Ritter schien langsamer zu reiten. Beydes aber irrte ihn nicht; denn es schien ihm, der Ritter betrachte die schönen vollen Garben, woran die Natur dieses Jahr gleichsam ihren ganzen Seegen verschwendet hatte, und Sophie würde tiefer

ins Feld gegangen seyn, weil allda die letzten Mandeln der Erndte standen.

Der gute Pastor hatte dasmal sehr fehlgeschlossen, so wenig das sonst der Fall bey ihm war.

Der Ritter trabte hastiger, und wollte das Versäumte wieder einbringen, er schien sich das Gesetz eines preußischen Feldjägers selbst vorgeschrieben zu haben. Je näher der Ritter kam, desto interessanter wurde er dem Pastor, er spannte seine Augen stärker als vorher, musterte die Reihen all seiner Freunde und Bekannten; aber von allen, die seiner Erinnerung die Revüe passiren mußten, glich ihm keiner, und so eben, als er das letztemal seinen Kopf schüttelte, und während er sein Nachtmützchen einigemal hin und herschob, mit seinem Hm! Hm! seine Verlegenheit ausdrückte, war der Ritter in den Hof geritten.

„Nun der muß auf meinem Pfarrhause gut bewandert seyn, und du kennst ihn doch nicht" dachte er, als der Ritter spornstreichs die Treppe heraufgeflogen kam. Er machte die Thüre auf und empfing ihn. Starr und steif stand er da, und hielt sein Mützchen fest in der Hand zusammengedrückt, als er den Major Wartenburg vor sich sah.

„Ist möglich, Herr Major, sind sie's? oder was seh' ich?"

„Pastor

„Pastor Seebach mich siehst du, mich den Major Wartenburg, oder glaubst du auch Geister?“

„Gott sey gelobt und gepriesen! Eine so weite Tour gemacht, und doch noch so munter!“

Beyde fielen sich einander in die Arme, und ihre Freude des Wiedersehns wurde, wie die erste Bestürzung vorüber war, unaussprechlich.

„Aber uns in einem Jahre von ihnen keine Sylbe wissen zu lassen, uns nicht einmal einige Nachricht von ihrer Anherokunft zu melden, Herr Major! das war doch ein wenig zu grausam.“

„Geschrieben habe ich wohl; aber bey den häufigen Stürmen, die wir in dem Herbst und im Frühjahr hatten, läßt sichs leicht denken, daß meine Briefe nicht in ihre Hände gekommen seyn werden. Von meiner Ankunft sollte man nichts wissen, ich wollte überraschen. Verzeihen Sie lieber Pastor! dem väterlichen Herzen, ihm die erste und wichtigste Frage: was macht meine Sophie? wo ist sie?“

„Da stand sie in der Mitte frohlicher Schnitter, an eben dem Felde, wo sie vorüberritten.“

„Das Mädchen mit dem unschuldigen Auge, schön und schlank wie eine Erle, heiter wie die Freude, und emsig wie die Arbeit selbst, das wäre meine Tochter gewesen?“

„Ja.“

„Neben ihr ein holder lieber Junge von achtzehn Jahren, den ich für des Mädchens Bruder hielt? —“

„Ja.“

„Ach Gott es regte sich all mein Innerstes, und schlug dem Mädchen zu. Aber daß sie meine Tochter seyn würde, das ahndete ich nicht! So frank, so frey, so unbefangen wie die Natur —“

„Befahlen sie mir nicht, sie nur für die Natur zu erziehen?“

„Wohl! Und Gottes Lohn ihnen dafür, daß sie meinen Plan so schön ausführten. Ich traute ihnen das nicht in derjenigen Maase zu, wie sie es nun bewiesen haben. Nicht selten herrscht auf dem Lande eine Erziehung, die das Mittelding zwischen Stadt und Land seyn soll, und nie wird der Natur eine strengere Gewalt angethan. Entweder ganz Stadt, oder ganz Land — was drüber oder drunter ist, das ist vom Uebel.“

„Ich will auf das Feld schicken, will Sophieen holen lassen.“

„Keinesweges, lieber Pastor! Hören sie, ehe wir noch überrascht werden möchten: ich will einige Tage unerkannt bey ihnen leben, will den Hausfreund machen, und nur als ein solcher meine Tochter prüfen und kennen lernen. — Verstehn sie mich?

„Sehr gut.“

„Wollen

„Wollen ſie mir dieſe Freude auch gern machen?“

„Sie wird mir nicht minder wichtig ſeyn, als ihnen.“

„Wollen auch niemanden ein Wörtchen merken, ſelbſt gegen ihre vertrauteſten Freunde meinen Namen, meine Ankunft ein Geheimniß ſeyn laſſen?“

„Selbſt mir ſoll er das größte Geheimniß bleiben, ſo lang ſie es haben wollen.

„Mein Name ſoll Carl von Sparteff heißen, wir haben uns ſeit ſo ewigen Zeiten einander nicht geſehen, daß wir beynah einander vergeſſen hätten. Ich bin ein Freund vom Major Wartenburg. Sehen ſie ſchon einige Nüangen von meinem Pläuchen?“

„Sie werden alles gut machen.“

„Aber, wenn irgend ein Bekannter, dem ich doch noch erinnerlich wäre, zu ihnen auf Beſuch käme, mich träf, mich erkennte? — Der Zufall miſcht ſich immer da am erſten ins Spiel, wo man ihn auch noch ſo weit vermuthen ſollte.“

„Das läßt ſich leicht abmachen. Zwiſchen dieſen Tagen ſpreche ich keinen Menſchen, bin ſelbſt für den vertrauteſten meiner Freunde nicht zu Hauſe.“

„Nur keine auffallende Gewaltſamkeit!“

„Nur keine Umſtände, Herr Major von Spartoff. Augenblicke, die einem der Him-

mel so einzig giebt, müssen mit Geiz genossen werden."

„Recht so. Diese Denkart ist die meinige. Sie sind seit sechzehn Jahren noch immer der nehmliche. Ich danke Gott, daß er mich sie finden ließ. O Sophie, wie freut ich mich! welch Entzücken wirst du über mein Alter verbreiten. Pastor! Sie haben ihr Herz gefühlvoll gebildet, und ihr die reinsten, schönsten Empfindungen eingeflößt."

„Herr Major, heißt das Wort halten? wir wollen Freunde seyn — Freundschaft aber und dergleichen Lobreden ins Gesicht vertragen sich selten gut — und wir — denk ich, wir sind die Männer am wenigsten dazu."

„Es waren keine Lobreden des Schmeichlers, das glauben sie mir aufs Wort; es waren die Freuden eines Vaters, der sein Kind zum leztenmal auf dem Arm hatte, als es noch nicht einmal seinem Namen stammeln konnte, und der jezt so einzig überrascht wird."

„Ich danke für ihre gute Meynung. Bleiben sie nur dabey, wenn sie das Mädchen näher kennen lernen. Aber sie verzeihen, ich habe ihnen noch keine Ehre angethan."

Der Pastor stand auf, gieng und holte Pfeife und Tobak, und eine Labse Braunbier. Er kam zurück.

„Wer

„Verzeihen sie, daß ich sie so lange allein lassen mußte. All mein Völkchen ist im Feld. Sie bringen heute den Erndtekranz.“

„Das ist auf dem Lande eine Feyerlichkeit, die ich von jeher gern mit angesehen habe. Frömmigkeit und Freude gaben ihr das Ausgezeichnete, das selten das größere Ceremoniel zu haben pflegt, das nur in die Augen springt und das Herz leer läßt.“

„Wohl uns, daß jene schönen Eigenschaften aus unsern Zirkeln noch nicht weichen.“

„Das erste Kennzeichen wahrer Freundschaft soll das mir von ihnen seyn, wenn sie sich im mindesten nicht stören lassen, wenn sie mich gleichsam in ihr Haus einverleiben und ganz an diesen Freuden mich Antheil nehmen lassen wollen.“

„Sie sollen uns alle finden, wie sie es wünschen.“

Der Pastor stopfte ein Pfeifchen und schenkte den frischen Trunk ein, der einen starken gesunden Duft aus dem irdenen Kruge hervorsteigen ließ.

„Trinken sie, Herr Major! das ist ein kernhaftes Bier. Sie werden durstig seyn. Es ist vom Fasse, rein und stark. Boutellienbier taugt immer nichts, und ist der Gesundheit nachtheilig.“

„Brav, so meyn ichs eben auch.“

Der Major that einen herzhaften Zug, schmunzelte ob des stärkenden Wohlgeschmacks, der gleichsam neue Kräfte durch seinen ganzen

gen Körper goß, zündete sein Pfeifchen an, schmauchte behäglich, und legte sich ans Fenster, das auf die Felder des Pastors führte.

„Pastor! Pastor! rief er mit einemmal enthusiastisch — sehen sie doch, dort ist sie, dort, dort ist meine Tochter! Wie flink und rasch sie ist! Sehen sie doch den Blumenkranz, der um ihr niedliches Hütchen läuft, den hatte sie vorhin nicht; ein Strauß von Aehren schmückte es nur.“

„Das pflegen sie so zu halten, wenn das letzte Fuder geladen wird. Sie muß sich das für auslösen.“

„Sophie, gieb den guten Leuten alles, was du hast. Dein Vater wird dirs wiedergeben.“

„O, unter uns wohnt die Zufriedenheit, die Kleinigkeiten schätzet, als wenn es Kronen wären. Sie würde diese kleinen Geschenke von mir bekommen; allein sie weigert sich stets, und der letzte Erndtetag macht ihr mehr Vergnügen, als Weyhnachten und Kirchweyhfest. Sie hat in der Oekonomie gewisse kleine Einnahmen, die sie zusammensparet, und bey dieser Gelegenheit immer sehr wohl anwendet. Sie weiß genau, wem ein Tuch, ein paar Strümpfe, ein Band, ein Hut vorzügliche Freude macht. O, sie werden bald die Gesichter sehen, wie allgemein sie ihr Zufriedenheit und den zärtlichsten Gehorsam entgegenlächeln!

Der

Der Major wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge.

„Vater Seebach, o daß ſie ſchon da wäre, o daß ich ſie ſchon ſegnen könnte! (Beſinnt ſich) Ah, da iſt der Vater dem Hausfreunde gottlos in die Quere gelaufen! Gemach, alter Graukopf! Wir wollen hübſch bey unſerm erſtern Plane bleiben. Alſo der Blumenkranz iſt von den Erndtearbeitern?“

„Und von meinen übrigen Dienſtleuten. Sie ſchmiegen ſich alle ſo ſanft unter ihr Commando. Nie hör' ich von ihnen ein Zwiſt, wie das der Fall häufig bey ſolchen Gelegenheiten iſt; ſie entſcheidet gleich auf der Stelle, und ihrem Vortrag folgt auch ſogleich die Verſöhnung nach, die herzlich, aber nie erzwungen iſt. Herr Major, ich wundre mich, daß ſie auf eine ſolche Kleinigkeit, wie der Strauß von Aehren war, und jetzt wieder der ländliche Blumenkranz iſt, ſo genau Acht gaben.“

„In der Situation, wie ich meine Sophie fand, ſo mußte mir alles, wenn ich auch nur jetzt ein Vorüberreiſender war, bemerkbar an dem guten Mädchen werden.“

„Ich bin begierig zu hören.“

„Wie ich ſo aus dem Wäldchen herausritt, ſo kam tiefer unten ein armer Scheerenſchleifer heraus, der in eine Tiefe hinabgefahren war, und in die Höhe wieder heraus mußte. Das war dem alten eisgrauen Männchen eine wahre Ohnmöglichkeit. Da

ſaß

saß er, seufzte und weinte. Er glaubte, die Nacht würde ihm über den Hals kommen, und er würde zwischen Himmel und Erde übernachten müssen. Kaum wurde das gute Mädchen die Verlegenheit des alten Mannes gewahr, so rief sie einem hübschen jungen Menschen entgegen: Fränzchen! komm, wir wollen uns dem armen Mann vorspannen, und ihm aus der Tiefe helfen. Fränzchen ließ sich gleich bereitwillig finden. Sie wanden Strohseile, woran sie ziehen konnten. Scheerenschleifer haben immer nicht viel Geräthschaften, rechnen selten für Fremde, weil sie meist mit sich selbst genug zu thun haben.“ Während dieser kleinen Einrichtung, die sie jetzt zu machen hatten, gieng ein Jäger vorüber; er hörte die Bitte des um Hülfe Flehenden nicht, und wenn der arme Scheerenschleifer durch diesen aus dem Graben hätte kommen sollen, so hätte er wohl eher den Tod, als Rettung finden können. Ein Pachter kam. Aber der zürnte auf die Ansprache des Seufzenden, gab ihm einen Pfennig und ließ ihn sitzen. Nun kam Sophie und Fränzchen mit ihren Strohseilen. Auf jeder Seite wurde eins angemacht, wacker gezogen, und rasch war der Karren aus dem Graben. Da hätte eins das Gesicht des alten Mannes sehen sollen! Franz lief nach dem kleinen Magazin, das sie auf dem Felde hatten; holte ein Stück Fleisch, Butter und Brod; revidirte seine Casse, und gab ihm ein kleines

Geschenk

Geschenk an Geld. Sophie holte den Milchtopf. Der Alte trank hastig. Sophie war um seine Gesundheit besser besorgt, als er selbst; erlaubte ihm zwar zu trinken, doch nicht zu viel auf einmal. Warte noch ein bischen, Alter, sprach sie, nahm seinen Hut und kam damit auf mich zu. Ich war abgestiegen dieser Scene zuzusehen, „Gnädiger Herr! sprach sie, da ist ein armer Mann, der noch mehr braucht, als wir ihm geben können. Thun sie ihre milde Hand auf! einem so eisgrauen Kopf, wie jener arme Scherrenschleifer trägt, noch einige vergnügte Tage auf der Welt zu machen, ist eine Scene, die sie jetzt um ein Geringes erkaufen, und wo sie noch obendrein, diese Freude abgerechnet, des Himmels Seegen sich erwerben können.“ Das ergriff mich. Ich nahm meine Börse, und schüttete mein einzelnes Geld alles in den Hut, den sie mir entgegenhielt. Danke schön, sagte das Mädchen; machte große Augen und einen kleinen Knix. Wie ein Maylüftchen war sie weg. Sie gieng an ihre Arbeit; der Scheerenschleifer zog seinen Karren jetzt rasch, wie ein Jüngling, und ich ritt langsam, dem guten Mädchen meinen besten Seegen gebend, das Feld endlang hinunter. Und nun ist das gute Mädchen meine Tochter! Vater Seebach, fühlen sie, was ich empfinde, empfinden muß, und was ich ihnen schuldig bin!“

Pastor

Pastor Seebach unterbrach den Enthusiasmus des Majors, und machte ihn auf die Anordnung aufmerksam, die sich jetzt auf dem Felde zeigte, und die Hoffnung gab, daß der Zug nun bald beginnen werde.

Jetzt ertönte eine ländliche Musik von weitem, jetzt begann der ländliche Zug. Immer näher, und näher kam er; schon konnte er sie mit eignen Augen erkennen und deutlich die Empfindungen lesen, die auf ihren Gesichtern standen. Voran wehete der Erndtekranz, den ein junges liebes Mädchen trug; dann folgte Franz und Sophie mit Kränzen geschmückt, an der Seite des Wagens giengen Knechte und Mägde, und hinter dem Wagen jung und alt, was nur an der Erndtearbeiten Theil genommen hatte.

Der Pastor war entschlüpft, hatte schnell sich zugeknöpfet, den schwarzen Rock angezogen, und die Perücke aufgesetzt.

Beyde giengen die Treppen hinab und erwarteten diese ländliche Prozession vor der Thüre.

Der Wagen hielt.

Nun danket alle Gott! wurde mit einstimmigem Mund und Herzen gesungen, reine Andacht herrschte in dem ganzen Zirkel. Nach vollendetem Liede trat der älteste der Arbeiter hervor, und hielt eine kleine Rede, die, wie man erfahren hatte, Franz und Sophie gemeinschaftlich entworfen hatten. Der Pastor dankte ihnen mit Würde und

Herz

herzlichkeit, die eine allgemeine Rührung hervorbrachte.

Der Wagen wurde noch abgeladen. Während dieser Zeit besorgte Sophie das ländliche Mahl. Der Abend war so schön, so still; man schlug vor, in dem Garten zu essen. Sophie, so jung sie auch war, war doch sehr geschäftig, und alles war mit der besten Ordnung eingerichtet. Man setzte sich unter einen jungen vielästigen Apfelbaum, und ließ sichs wohlschmecken. Der Major schwieg lange von dem Vorfall mit dem Scheerenschleifer, man unterhielt sich mit mancherley Gegenständen, die in verschiedene Fächer einschlugen, und nur mit unter blickte der Major nach Sophien, die denn die Serviette nahm, und ihr Gesicht damit bedeckte, damit sie ihr schalkhaftes Lächeln verbergen konnte. Wenn die beyden Alten in ein Gespräch vertieft waren, flüsterten sich die jungen Leute heimlich zu, und waren neugierig, wie der Major an sie, und sie an den Major kommen würden.

Der Major hielt nun nicht länger hinter dem Strauch, und löste mit einem Glase Wein das ganze Räthsel durch eine Gesundheit, die auf diese Geschichte paßte, und die mancherley kleinen Neckereyen Anlaß gab, denn Sophie blieb selten eine Antwort schuldig; doch vergaß sie bey dem Scherz denjenigen Anstand nie, der ihm erst das wahre Leben ertheilt, und jede Spitze wirksam macht.

Sophie stand auf, gieng ab und gie
wieder zu, und besorgte den Tisch der Aern
teleute ebenfalls so gewissenhaft, wie sie d
des Vaters besorgt hatte. So wie sie e
schien, trat eine neue Freude in den Zirke
die schwarzbraunen Hände reichten ihr re
herzlich den wärmsten Dank, und ihr Dru
war der unläugbarste Zeuge ihrer Zufrieden
heit. Wie sie nun glauben konnte, der v
terliche Tisch werde ihre Aufsicht nicht meh
nöthig haben, und die lieben Alten würde
sich selbst schon die Zeit vertreiben, so en
wischte sie unvermerkt und mischte sich in de
Kreiß der Schnitter, die allesammt den Kop
hiengen, da sie ihnen fehlte, sie, die ihne
bey allen ihren Freuden unentbehrlich war,
da sie ihnen nicht nur bey der Aernote, son
dern auch bey den langen Winterabenden
mit froher Laune bald, und bald mit lehrrei
chen Bemerkungen und Erzählungen Gesel
schaft geleistet, und die Zeit verkürzt hatte.
Es gieng munter unter dem jungen Völk
chen zu, doch durfte die Sittlichkeit nicht er
röthen, denn es herrschte hier weder der Wit
der nicht selten in den gesuchtesten Zweydeu
tigkeiten seine Größe sucht, noch irgend eine
Leidenschaft, die dem allgemeinen Einver
ständniß nachtheilig seyn konnte. Sie hatten
ein Spiel unter sich, das nannten sie die
Aerndtekönigin, und damit beschlossen
sie meistentheils diese Feyerlichkeit. Der Aelt
este in der Gesellschaft setzte sich auf einen

Stuhl

Stuhl; unter frohlichen Liedern zogen sie einen Kreiß um ihn her, und des Liedes Inhalt war, daß sie gewissenhaft in ihrer Wahl seyn wollten. Sie giengen dann hin zu dem Aeltesten, und sagten ihm laut einen Namen ins Ohr. Den aber mußte er vorzüglich merken, der die meisten Stimmen hatte. Und auf wen fiel die allgemeine Wahl? Doch auf Sophieen? Richtig, und das zum drittenmal. Man führte sie auf den Stuhl hin, wo zuvor der Aelteste gesessen hatte, und wünschte ihr Glück. Sophie hatte Freude darüber, aber doch that es ihr auch leid, daß die übrigen von dieser Ehre ausgeschlossen seyn sollten. Sie gab ihre Verlegenheit darüber zu erkennen — aber da sang man allgemein, indem man sie umtanzte:

Nimm den Dank der Liebe hin,
Und bleib unsre Aerndtekönigin.

Was die Aerndtekönigin besonders zu bedeuten hatte?

Viel, sollte ich meynen. Sie machte die Vorsitzerin eines kleinen sich selbst gewählten, aber gewiß ehrwürdigen Gerichts. Vor ihrem Tribunale wurden alle die Debatten ausgemacht, die während der Aerndte vorfielen. Sie hielt das Ganze wie eine Kette zusammen. Ihr Ausspruch entschied; darum wählte man sie, und wollte durch eine unparthepische Wahl gesichert seyn. Sophie hatte zwey Jahre hinter einander diese Würde bekleidet,

kleidet, und allgemeine Zufriedenheit, allgemeiner Beyfall war ihr Lohn gewesen.

Während der Erndtekranz hereingebracht worden war, hatte sich ein kleiner Zwist entsponnen, über dem die Sonne nicht wieder von neuem aufgehen durfte. Zwey Mädchen hatten sich um einen jungen, hübschen Schnitter geneckt. Mit der einen hatte er Sonntags vorher getanzt, und die andre machte Glossen darüber; sie mochten nicht die gleichgiltigsten seyn, und vielleicht nicht die edelsten Absichten haben. Während daß man aß, fielen noch so manche Sticheleyen, und man schüttelte allgemein den Kopf darüber. Man unterbrach wohl den Zwist; aber deswegen war er noch nicht vorüber, er glomm im Stillen. Sophieen wurde die Sache vorgetragen, und sie entschied durch eine Auseinandersetzung der Dinge, die schlechterdings nun alles deutlich ins Licht setzen mußte. Dieses kleine Gericht entschied nie durch Machtsprüche, wie oft die größern pflegen, sondern durch Grundsätze, die keine Zweifel und keine Bedenklichkeiten hinter sich lassen konnten. In gewissen Fällen, wo es zu wagsich gewesen wäre, die Stimme eines Einzigen zum Schiedsrichter zu machen, da ward das Urtheil nach einer Stimmensammlung entworfen. Bey dem jetzigen Fall war das nun nicht nöthig; denn Sophie bewies klar, daß es einem Mädchen sehr nachtheilig sey, wenn es um eines Liebhabers

willen

wissen, den sie sich gern wünschte, Spott und zweydeutige Worte wähle, ihren Zweck zu erreichen. Das Mädchen, sagte sie, das einer Mannsperson nur im mindesten Zudringlichkeit wahrnehmen läßt, ist verlohren, und setzt sich äußerst tief herab; das Mädchen das da glaubt, sie mache durch Sticheley und andere schlechte Reden einen Liebhaber stutzig, von seiner Geliebten zu weichen, die irrt sich; der Liebhaber liebt das Mädchen dann erst um zweymal heißer. Und gesetzt, sie erreichte ihre Absicht, so hat sie sich dessen ungeachtet in seinen Augen verächtlich gemacht, und es wird ihr nicht gelingen, ihn in ihr unedles Garn zu locken. —

Sophie ließ nicht nach, bis die Verzwisteten sich mit einander verständiget hatten, um sich dann mit einander versöhnen zu können; denn ohne aufrichtige unverhohlne Verständigung ist keine wahre Versöhnung möglich. Und sie erreichte ihren Zweck. Die Mädchen wurden Freundinnen, und sollen sich nie wieder auf diese Art beleidiget haben. Franz freute sich, und auch seine Worte galten, und waren Gesetz. Hätte man einen Erndtekönig gewählt, so würde er es sicher geworden seyn. Er zürnte nicht darüber, weil er von Haus aus zu denjenigen edlen Seelen gehörte, die der Welt alles Gute gönnen, und die selbst gerne zurücksiehen, wenn nur alles um sie her recht glücklich ist.

Den beyden Alten war der Schlaf indessen in die Augen gekommen. Sie sehnten sich nach Ruhe. Pastor Seebach wußte, daß Sophie sehr pünktlich in der Verwaltung des ihr anvertrauten Hauswesens war; er konnte sich ganz auf sie verlassen. Aber konnte ein so trubelvoller Tag, wie der heutige gewesen war, nicht schuld seyn, daß irgend eine Kleinigkeit vergessen worden wäre? Die beyden Alten giengen den Garten hinab und giengen einem Fenster vorüber, das in den Garten stieß. Ein mildes Geräusch der vergnügten Freude tönte ihnen entgegen. Wartenburg war der Mann, den alles an sich zog, was heiter war — er gieng auf den Fensterladen zu, und steckte seinen Kopf zwischen die kleine Oefnung, die die halbgeschloßnen Laden gelassen hatten. Da sah er seine Sophie; der Pastor mußte das Ganze deuten; er sah der Scene mit so vieler Theilnehmung und Liebe zu, als wenn die Erndtekönigin eine wirkliche Königin gewesen wäre.

„Pastor", rief er, da müssen wir hinein! So ein Anblick vertreibt das Sandmännchen, das uns zu necken anfieng."

Sie giengen in die Stube hinein, und ihre Gegenwart veränderte die Scene im mindesten nicht; ihre Herzen blieben von der ihnen eignen Freude voll, und nachdem sie den fremden Herrn willkommen geheißen und mit einem flüchtigen Blick betrachtet hatten,

so

so war es damit gut, und man kümmerte sich weiter nicht um ihn.

Endlich siegte die Müdigkeit der Alten, und verrieth sich durch ihre Kennzeichen, die der guten Sophie nicht entgiengen. Sie beschloß das kleine liebliche Fest, da es ohnedem ziemlich spät geworden war, und theilte die verschiedenen Preise aus, die sie den Theilnehmern der Erndte gekauft hatte. Keins blieb unbelohnt, doch wurden die Fleißigern reichlicher bedacht. Aber die Art, womit diese Geschenke von Sophieen gegeben wurden, hatte den Kunstgriff, daß sie keinen Neid erregte, der dann immer mit gehässiger Verfolgung sich endiget. Jedes nahm seinen bescheidenen Theil, war zufrieden, und dankte herzlich.

„Und soll ich denn allein so leer ausgehen?“ fragte der alte Wartenburg Sophien mit einer sehr gefälligen Laune.

„Ey, erwiederte sie, haben sie nicht heute schönen Lohnes genug? Sie trockneten des Alten Thränen, und die Engel im Himmel freuten sich darüber.“

„Aber die gröbere Helfte dieses schönen Lohnes gehört ihnen; doch ich theile mit ihnen und gönne ihnen das gern.“

Man nahm nun gute Nacht; der Pastor begleitete den Major zu Bette. Sophie ermunterte die Arbeiter zu dem künftigen Tag, und erwartete den Pastor, den sie nicht anders, als ihren leiblichen Vater verehrete.

Als er zurückkehrte wurde noch ein Stündchen verplaudert. Er entwarf das Geschichtchen, wodurch Vater Wartenburg in den alten so lange nicht gesehenen Freund verwandelt wurde, mit der größten Wahrscheinlichkeit, und flößte dem Mädchen durch so manche schöne Anekdote, die er von ihm erzählte, Ehrfurcht und Vertrauen ein. Das war auch nöthig; denn da wo sich eine Uniform blicken ließ, da zog sie sich mißtrauisch zurück, weil ihr diese Herren gefährlich schienen. Sie machte keinen Unterschied zwischen Alt und Jung, meist traute sie dem Jüngsten oft mehr, als dem Aeltesten, weil sie wahrgenommen hatte, daß in diesem Stande der graue Kopf weit weniger vor Thorheiten zu schützen pflegte, als irgend in einem andern.

Eine herzliche gute Nacht! endete den schönen Tag, der zur allgemeinen Zufriedenheit diesem kleinen, aber desto vergnügterem Familienzirkel verflossen war.

Sophie fühlte nun erst die Müdigkeit, und der Schlaf war ihr Wohlthat. Die Freuden des schuldlosen Gewissens wachten vor ihrem Lager, die sich mit den sanften Wallungen gesunder jugendlicher Kräfte wechselsweise abhöhten. Lang überlegte der Pastor, ehe der Schlummer seine Augen schloß, was nun geschehen, was der Vater machen? ob er ihm die Tochter, die ihm gleichsam eigen geworden war, von ihm nehmen? oder bey ihm lassen werde?

Und

Und der Major? — O der dehnte sich behäglich, und schlief gleich einem, der eine lange Krankheit ausgestanden hat, und nun zum erstenmal von dem süßen Balsam der Ruhe erquicket wird. Was wird deine Sophie machen? war sonst der Gedanke, der vom Abend bis zum Morgen an seinem Bette harrte, und des Tags über nie von seiner Seite wich; denn die besten Nachrichten mußten ihn in Ungewißheit lassen, da sie mehr als Mondenalter erreichten, ehe sie zu ihm kamen, weil sie einen Weg von dreyhundert Meilen zu machen hatten. Nun hatte er sie wieder, nun zeigte sie sich ihm in der schönsten, unbefangensten Natur, gebildet durch eine Erziehung, die ganz nach seinem Herzen war, und ihm die gewissesten Blicke in die reizendste Zukunft erwarten ließ. Alles Gute hatte er sich von seinem alten Freunde versprochen; daß er aber seine Ideen so gut erreicht haben würde, wie er sie jetzt vor Augen hatte, schien ihm ehedem eine zu starke Forderung, und doch war sie nun geleistet, auf eine so edle Art geleistet, daß er kaum sich zu entscheiden getrauete, wem von beyden Sophie, ihm oder dem Pastor, den Erguß der kindlichen Liebe widmen dürfe.

Auf einen der schönsten Abende folgte ein nicht minder schöner Morgen. Sophie hatte zwar ein wenig tief in die Nacht hineinge-

schwärmt, was sonst in der Seebachischen Haushaltung sehr wenig vorfiel; indessen hatte diese kleine Ausnahme von der Regel keine zweyte verursacht, und sie den Morgen verschlafen lassen. Kaum war die Sonne hinter dem kleinen Wäldchen hervorgegangen, auf das die Aussicht ihres Schlafzimmers führte, so stand sie schon da am Fenster mit hellen Augen, bewunderte diese schöne Naturerscheinung, deren Anblick sie nie müde wurde, und die ihr Herz gleichsam täglich durch neue Reize entzückte. Sie sang ein sanftes Morgenlied, in das die Lerchen stimmten, die sich nah vor ihrem Blick empor schwungen; wie die reinsten Diamanten schwebte der Thau auf den Grashalmen, und glänzte auf den gelblichwerdenden Blättern der Bäume, wo sich bald die färbende Pflaume, bald der rothwangichte Apfel durch das Laub hindurchdrängte; schon wieherte das muthige Roß, schon blökte die Heerde der duftenden balsamischen Weide entgegen. Alles schien Leben zu werden, und Leben zu ertheilen. Das Gesinde eilte von dem kurzen Schlafe dennoch gestärkt, jedes an seinen Posten, und alles nickte Sophieen, die am Fenster lag, einen freundlichen guten Morgen zu. Wie sie alle beysammen waren, kam sie herab, und vertheilte die Rollen des Tages. Jedes nahm ihre Befehle mit Liebe auf, weil sie mit Liebe gegeben wurden, entfernt von jenem Eigensinn, der selbst nicht recht weiß,

was

was er will, und durch seinen Despotismus Haß erregt. Zärtlichkeit und friedlicher Sinn umfaßte sie alle; kein Fluch, keine schamlose Reden hörte man, wie sie bey den meisten ländlichen Wirthschaften gewöhnlich sind, den Tag anfangen und ihn damit beenden. Nicht minder, als Sophie, trug Franz dazu bey, und sein männlicher Ernst war gleichsam die Folie von der Naivetät der liebenswürdigen jungen Wirthschafterin.

Nachdem dieses besorgt war, gieng sie in den Garten; sorgsam las sie das abgefallene Obst auf, um den Kindern keine Gelegenheit zur Lästernheit zu geben, die, wenn man nicht immer ein scharfes Auge auf sie richtet, so leicht ihrer Gesundheit schädlich wird, denn so beyhin gesagt, Sophie war eine Kinderfreundin, gab sich viel mit ihnen ab, lehrte, wers nur lernen wollte, allen Nähen, Stricken, und andere weibliche Arbeiten. Ihre Lieblingsbeschäftigung aber war das Begiessen; sie freute sich, wenn die von der Sonnenhitze gedemüthigte Pflanze gleichsam neubelebt, ihr Haupt wieder emporrichtete, auch gab ihr das manche gute Lehre, manche Bemerkung zu ihrem eignen Besten. — Gute Seelen finden überall in der Schule der Natur Unterricht. So trauerte sie um ihre Gurken, die wenig Hoffnung zum Gedeyhen gaben, da sie die anhaltende Sonnenhitze ganz zu vertrocknen schien. „Wart,

dachte

dachte sie, ich will euch Erholung verschaffen! sie gieng und holte Wasser in der Gießkanne. Franz stand ebenfalls auch da, als sie die Schmachtenden begoß. Da fielen die Blüthen, und die Hoffnung, sie zu retten, war verlohren. „Hm! sonderbar, sagte sie zu Franzen: gleicht dieses Gewächs doch manchen Menschen, die durch die Wohlthaten Anderer nur erst schlecht werden.

„So scheints, erwiederte Franz — aber gleichen sie nicht auch jenen Unglücklichen, die, nachdem sie das Elend bald aufgezehrt hat, zu spät gerettet, in dem Arm der Wohlthätigkeit ihre Todesstunde feyern. Solche Wolthaten ertheilen dann erst die Kraft in größester Fülle, die Schmerzen des Todes auf das gewaltigste empfinden zu müssen.“

„Dank dir lieber Franz für diese Erinnerung,“ sagte Sophie, setzte ihre Gießkanne hin, und küßte ihren Halbbruder eiligst. Sie flog gleichsam den Garten hinaus; blieb nicht lange weg, und als sie wieder kam, rief sie freudig aus: wie wohl ist mirs! noch war nichts versehen. Franz, deine Bemerkung fiel mir auf das Herz; ich hatte den alten Conrad gestern vergessen, weil der Arbeit und des Treibens zu viel war; wenn ihn, den hilflosen, kranken, gebrechlichen Greiß nun andre auch vergessen hätten? — Gott sey Dank, daß es nicht geschehen ist!“ Und somit ergriff sie ihre Gießkanne, und gab

Nah-

Nahrung, wer sie von ihr annehmen konnte. Besonders dankbar waren die Nelken und Levkoien, die sie auch zu ihren Lieblingen erwählt hatte.

Franz nahm von Sophieen Abschied, und gieng aufs Feld.

„Das machst du recht; antwortete Sophie. Unberufene Menschen geben sich oft ein Ansehen, die armen Aehrenleser mit Härte zu vertreiben; ordne sie an, und sie werden bescheiden ihre Garbe sammeln.

Noch schlief Pastor Seebach, er, der sonst so früh aufzustehen gewohnt war; aber die selige Freude, seiner lieben Pflegetochter einen Vater geben zu können, nach dem sie sich so oft gesehnt hatte, und den sie noch nicht kannte; der Blick in eine schöne, ruhige Zukunft, da ihm sein Alter manche Besorgniß machte, wie es mit Sophieen werden dürfte, wenn er schnell sterben sollte — gab ihm so angenehme Erinnerungen, daß ihn gleichsam dieser Schlaf wie in ein zweytes neues Leben überzuführen schien.

Und der alte Wartenburg? Der war früh auf dem Platz. Welcher Vater hätte auch länger schlafen können, als es die allzuvermüdete Natur zu ihrer Erholung forderte, wenn er so überrascht worden wäre, wie dieser? Er öfnete ein wenig die Vorhänge, damit er, selbst unbemerkt, desto genauer alles

heuer-

bemerken könne. Wie freuete er sich, seine Sophie schon so früh zu sehen, wie sie reinlich und wohlgekleidet schon so manches Geschäft abmachte, und aus jedem ihrer Blicke Zufriedenheit und frohe Laune hervorstrahlte, wie Leben und Thätigkeit ihren ganzen Körper bewegte, wie flink sie war, und schäckernd so manche Arbeit übernahm, bey der die verzärtelte Städterin gewiß nicht fortgekommen wäre.

Er segnete diese ihre Erziehung, und sah es im Voraus, daß Sophie glücklich werden, glücklich bleiben müsse, wenn sie anders das fortseyn würde, was sie jetzt war.

Sophiens Augen hatten Falkendurchdringlichkeit, mit einem Blick beobachtete sie mehrere Gegenstände, und so wurde sie denn auch den Major sehr bald gewahr. Schnell ließ sie ihr Gartengeräth liegen, und brachte dem Alten den Coffee. Sein Herz hätte zerspringen mögen, denn es sträubte sich, der einmal angenommenen Verstellung länger Raum zu geben, und doch, wollte er seinen Plan mit Klugheit ausführen, mußte er die Lösung des Geheimnisses zurückbannen; denn was würde Sophie sich für eine Vorstellung haben machen müssen, wenn er sich jetzt erkläret hätte. Ihr guter Morgen war so herzlich, ihre Frage: wie er geschlafen habe? war so schmeichelnd, daß er es wirklich vergessen mußte, daß dieses der Ausdruck eines täglichen

chen Ceremoniels sey. Er erwiederte fast alles mit einer gewissen Begeisterung, die seinem Alter sehr wohl anstand.

„Wollen sie mir Gesellschaft leisten?“

„Es ist meine Schuldigkeit, ihnen einzuschenken.“

„Schuldigkeit?“

„Liebenswürdige Gäste auf das gewissenhafteste zu bewirthen ist angenehme Schuldigkeit.“

„Loses Mädchen, soll das eine Satyre auf meine grauen Haare seyn, weil sie vielleicht meine Bitte mißverstanden?

„Sollte ich ihnen schon Gelegenheit gegeben haben, mich einer solchen Leichtfertigkeit mit Recht beschuldigen zu können? Sophie beobachtet nur gern die Eigenschaften des Geistes; sie zieren den Greiß, und machen das Alter reizend; statt daß ein Adonis, wenn ihm diese fehlen lächerlich oft wohl gar verächtlich wird.“

„Kleine Schmeichlerin!“

„Sophie bediente den alten Mann mit vieler Gutmüthigkeit, so, daß er oft an das Fenster gehen, und manche Frage über diese oder jene Gegend thun mußte, um seine Rührung zu verbergen, die jezt immer sichtlicher und sichtlicher werden wollte. Man brachte

brachte einige Alltagsbemerkungen vor, die aber doch immer von Sophieen mit einer gewissen Wendung behandelt wurden, daß man sie für neu hätte gelten lassen können. Aber dem Herzen that diese Entfernung nicht wohl; er wünschte seinem Ziel näher zu kommen, und leitete nun nach und nach wirklich ein.

Die erste Frage war nach Sophieens Alter.

Sie wurde zwar beantwortet; doch machte sie verlegen, und schien etwas sonderbar. Bald schlug sie sich das aber aus dem Sinn, und dachte nichts weiter, als daß das eine Frage seyn möchte, wie man sie zu thun pflege, wenn man keine bessere Unterhaltung habe. Um dergleichen auszuweichen, so that sie ihr Magazin auf, und hätte wirklich beynah abgelockt, was man doch nicht wissen lassen wollte. Nun war die Reyhe an ihm, und er glaubte am klügsten zu thun, wenn er ein Familienexamen anstellte; dadurch hofte er, ihren Charakter nun bald ganz entwickelt, vor sich zu sehen.

„Seit dem ich meinen alten Freund nicht besucht habe, hat sich so manches in seinem Hause verändert. Es ist nun an die zwanzig Jahre. Der Tod seiner lieben Frau muß ihn sehr geschmerzt haben."

„Ach, uns allen schlug er eine tiefe Wunde. Noch einige Jahre Leben, daß wir

das gröſseſte Geſchenk des Himmels geweſen! Eine Mutter zu verlieren, iſt für eine Tochter der gröſseſte Verluſt. Und wie viel gieng mir mit ihr zu Grabe! —“

„Der Jammer einer Pflegetochter iſt ſonſt nicht ſo ſtark.“

„Wohl, mag er es bey andern nicht ſeyn! Aber ſie war auch eine Pflegemutter, die mir den Verluſt einer rechten Mutter leichter vergeſſen machte.“

„Ah, ihre verſtorbene Mutter war ein braves ſeelengutes Weib.“

„Haben ſie ſie gekannt? haben ſie ſie wirklich gekannt? (äuſſerſt wehmüthig) Ach, mir gönnte die Vorſicht dieſe Freude nicht.“

„Weiſs es wohl! das waren trübſeelige Zeiten; das Herz hätte einem vor die Füſſe fallen mögen. Der Krieg war vorbey; wer vorher gar nicht überflüſſig geſchienen hatte, wars jetzt, und wurde friſchweg reduzirt. Dem Vaterlande hatte man Guth und Blut gewidmet, hatte nichts gerettet, als den Ruhm, daſs man ein braver Mann geweſen war, und wuſste nun nicht, wie man ſein bischen Leben friſten ſollte. Der gute Major war zu verſchloſſen, als daſs er ſich jemanden anvertrauet hätte. Leider iſt der unverſchuldet unglücklich gewordene biederherzige Mann oft allzu mistrauiſch. Er hatte einen Freund in Amerika. Dem ſchrieb er, und der flöſste ihm Muth ein, zu ihm zu kommen. Seine

Anträge waren annehmbar, und schmeichelten ihm, daß er im fremden Welttheil glücklicher seyn würde, als hier, wo sich ihm eben nicht die günstigsten Aussichten öfneten. — Aber sein Weib, die er über alles liebte, lag ihm jetzt äußerst am Herzen. Sie war ihrer Entbindung mit ihnen sehr nahe, die Zeit war da, die der Abreise bestimmt war — die Vorstellung, daß sie nun in einem fremden Welttheil leben sollte, griff ihr an die Seele — hier bleiben konnte sie nicht — All diese Empfindungen machten auf ihren Körper den stärksten Eindruck, und liesen endlich für ihre Gesundheit sehr nachtheilige Folgen befürchten. Sie ward entbunden; ihr Leben, gutes Mädchen! forderte der Mutter Tod."

Hier konnte der Major doch nicht länger an sich halten; helle Thränen stürzten aus seinen Augen. Eben so wars mit Sophien; wehmüthig blickte sie zur Erde, und ihre Thränen rollten auf die zusammengefalteten Hände, die auf ihrem Schoße ruheten. Man erhohlete sich wieder.

„Ich vergesse, fuhr der Major fort, ihren Vater Zeit meines Lebens bey dieser Situation nicht. Das kleine Würmchen weinte und jammerte, suchte vergebens der Mutter Brust; das Geld, das der Freund aus Amerika schickte, war beynah all geworden durch das Begräbniß der Mutter und durch ihr gehabtes Krankenlager; alles stürmte auf ihn hinein. Fort mußte

er.

er. Das arme Kind konnte er doch nicht mitnehmen, und wem sollte er es lassen? Er empfahl es seinen Anverwandten; aber vergebens. Sie hatten tausend Entschuldigungen. So nichtig sie auch waren, so ahndete er das nicht, und wendete selbst die kleinste Ueberredung nicht an; denn wenn sie dich armes kleines Mädchen nun auch angenommen hätten, wie würde man dich behandelt haben? ihre vernachlässigte Aufsicht würde dich entweder zum Krüpel gemacht haben, oder würde an deinem Tode schuld gewesen seyn. — Ein Mann, der Redlichsten im Lande Einer, der gute Pastor Seebach ward dein Erretter. Nur vierzehen Tage waren es, daß ich (der Major erschrickt, daß er anfängt in eine unrechte Rolle überzugehen — Sophie ist aber zu sehr von Aufmerksamkeit erfüllt, weil sie das, was ihr hier erzählt wird, zum erstenmale hört; der Major lenkt mit der leichtesten Wendung wieder um, und fährt unbemerkt fort) Ja, nur vierzehn Tage waren es, daß dein Vater bey ihm im Quartier gelegen hatte. Er fiel mir ein; ich schlug den wackern Mann vor. Und der Menschenfreund, ein edler Nachfolger dessen, dessen Lehren er vorträgt, machte nicht die geringsten Umstände, und nahm dich unter so geringen Bedingungen auf und an, daß deinem Vater nun mit einemmal der Stein vom

Herzen gefallen war. O verzeihen sie, liebes Sophiechen! daß ich mich vergaß und Sie Du nannte. Bey vertraulichen Gesprächen kann ich den vornehmen Ton nicht leiden, und mein Herz wählt lieber das trauliche Du.

„Machen sie keine Umstände, Herr Pastor! Wenn sie es nicht erinnert hätten, mir würde es nicht aufgefallen seyn, so sehr wirkt ihre Erzählung auf mich.“

„Und ich wollte ebenfalls wieder um Vergebung bitten, daß ich sie mit einer Erzehlung

„(ihn unterbrechend) verschone, die ich zum erstenmal so ausführlich höre.

„Zum erstenmal? Wie kann das seyn?

„Der liebenswürdige Pastor wich dem allen aus, weil er zu bescheiden ist, und alles Gute gern in der möglichsten Stille bewirkt, auch wollte er mir vielleicht nicht Wunden schlagen, die mich allemal tief schmerzen mußten. Ich würde nicht einmal erfahren haben, daß ich die Tochter eines andern wäre, ich würde in dem Wahn geblieben seyn, daß ich sein leibliches Kind sey, wenn mir es nicht hie und da eins im Dorfe hätte zu verstehen gegeben; wenn ich nicht an meinem zwölften Geburtstage so stark in ihn gedrungen wäre, mir das Räthsel zu erklären, denn

ich fieng an, mir es zu Gemüthe zu ziehen, und mich für eins jener unglücklichen Geschöpfe zu halten, die nie den Namen ihres wahren Vaters führen dürfen. Nur auf diese Vorstellung lösete er meine Zweifel auf, wies mir den Geburtsbrief und machte mich mit meinem Schicksal, doch nur ganz oberflächlich, bekannt. Er gab mir meines Vaters Bildniß; ach ein Reichthum, auf den ich stolz bin. (sie zieht ein Portrait aus ihrem Busen) Sehen sie das ist es. Sie kennen meinen Vater, o sagen sie, sieht er wirklich so aus, ist diese Copie dem Original ähnlich? —"

Der Major hatte sich sehr zusammen zu nehmen, daß er sich nicht verrieth. Gefaßter antwortete er ihr, als er das Bild betrachtet hatte: Sonst sah er so aus; das Bild gleicht ihm ganz — aber liebes Mädchen! es sind nun zwanzig Jahre verflossen seitdem es gemahlt ist, Zeit, Umstände und Clima verändern viel.

Und das war auch richtig, denn der Major hatte sich wirklich sehr verändert, und es mußte mehr die Weißagung eines guten Geistes gewesen seyn, daß ihn der Pastor so gleich erkännte, als die Aehnlichkeit mit dem Gegenstande, den er vor sechzehen Jahren gesehen hatte.

Sophie. O sehen sie nur, lieber Major! diese Offenheit auf seiner Stirn, diese Redlichkeit

in seinen Augen! wenn es mir einmal schwer ums Herz wird, und das geschieht immer, wenn ich allein bin, und an ihn denke, husch! hohle ich mir das Portrait aus meinem Busen, ich vergegenwärtige den guten Vater meinem Geist, weg ist dann alle meine üble Laune, und ich bin wieder heiter. Seit einem Jahre hat er uns nicht geschrieben."

„Er kann, er wird geschrieben haben, aber die Nachrichten auf der See sind nicht so sicher, wie die Landposten. Erinnern sie sich nur der Stürme im vorigen Herbst, und im Frühjahr."

„Ach, wenn er selbst auf einem der Schiffe gewesen wäre! Sein letzter Brief machte uns Hoffnung, daß er bald wieder in sein Vaterland zurückkehren, und seine wenigen Tage an meiner Seite beschließen werde; Lieber Major, wenn er in den Wellen sein Grab gefunden hätte?"

„Das kann alles möglich seyn."

„Ist das ihr ganzer Trost? o da lob ich meinen Pflegevater Seebach; der nährt mich doch noch mit der Hoffnung."

„Je nun, liebes Mädchen, was verlieren sie denn an einem Vater, den sie nicht kannten?"

„O sie

„O sie sind doch ein sehr grausamer Mann. Sie müssen nicht Vater seyn, sonst führten sie diese Sprache nicht.“

„Wie kann ich von einem Kinde Ehrfurcht, Liebe, Anhänglichkeit erwarten, das ich verließ, als es kaum vier Wochen alt war? wie kann ein Kind seinen Vater über alle Menschen setzen, das ihm nichts als das Leben verdankte?“

„Sie wollen meines Vaters Freund seyn, und setzen ihn in meinen Augen so herab? mögen ihre Absichten seyn, welche sie wollen, edel wenigstens sind sie nicht. Mein guter Vater unterstützte den braven Pastor von Jahr zu Jahr mit nicht unbeträchtlichen Summen, denn ihm würde meine Erziehung allein zu schwer geworden seyn, da ihn so mancherley Unglück traf; er hat die Theurung ausgehalten; schwere Krankheiten überstanden: drey Kinder und eine liebe Frau starben ihm; seine Fluren wurden einigemal vom Hagel getroffen; und unter allem diesem Ungemach erhielt ich die beste Erziehung. Zwar erfuhr ich einen Theil der Geschichte meines Vaters etwas spät, denn der gute liebenswürdige Amerikaner hatte es dem Pastor untersagt, mir nichts eher wissen zu lassen, bis ich mehrere Jahre und dadurch Festigkeit bekommen möchte; weil er glaubte, ich würde, wenn ich ihn selbst nicht für meinen Vater hielt, ihm auch nicht diejenige

Ehrfurcht leisten, ohne die ein Kind schlechterdings nicht wohl gerathen kann. Habe ich meinen guten Vater nun genug gegen ihre Vorwürfe gerechtfertiget?“

„Ich liebe ihren kindlichen Eifer. Wenn ich aber weiter nichts an meinem Kinde thue, als daß ich das Geld hergebe, daß es andere erziehen, so ist mein Werth nicht sonderlich.“

„Mein Vater war arm, als er nach Amerika gieng; wie sauer hat ihm das Wenige werden müssen, was er sich in jenem ihm unbekannten Welttheil ersparte; mit jedem Jahre legte er zu, und mit was für einem Herzen! Sie sollten seine Briefe nur lesen! Sprechen sie mit dem lieben Herrn Pastor nur, er wird es ihnen erzählen.“

„Also sind die Umstände ihres lieben Vaters um manches besser geworden?“

„O um vieles. Sein Freund starb, und so hart er bey Lebzeiten gegen ihn geschienen hatte, so großmüthig zeigte er sich im Tode. Mein Vater erbte von ihm ein ansehnliches Vermögen.“

„Und er kam noch nicht, seine Tochter abzuholen?“

„Seit zwey Jahren starb erst sein Freund. Und wenn er nun in jenen Stürmen sich zur See befand — wirklich, sie hätten mir

das

das nicht sagen sollen — meine sehnliche Hoffnung ihn bald zu sehen, räumte alle Bedenklichkeiten aus dem Wege, die sich mir entgegenstellen wollten, und sie — (sie weint.)

„Was machen sie sich da für ängstliche Vorstellungen. Sterben müssen wir einmal, der eine holt sich den Tod in der Schlacht, der andre stirbt an der Schwindsucht, der dritte an einer Krankheit, die so vermischt und eigen in ihrer Art ist, daß ihr gar die Aerzte erst einen neuen Namen geben müssen. Der Henker wußte z. E. vor dreißig Jahren von einer Influenza etwas. Und liebes Kind; liegt ihr Vater auch unter den Wellen begraben, so sind sie deswegen um ihr Vermögen noch nicht. Etwas schwerer hölts freylich, als wenn ich es auf meinem Rucken mitnehmen kann, aber verlohren ist es doch nicht. Ich habe Freunde in Amsterdam; es soll schon gehen, man soll ihnen keinen Dreyer verkürzen.“

„Mann! sie sind mir unbegreiflich. Ihre Vereitwilligkeit schätze ich, und sehe es für ein Kennzeichen ihres guten Herzens an, aber sie irren sich erstaunend, wenn sie glauben, das Vermögen meines Vaters mache mir ihn so lieb, und erzeuge in mir die Gefühle der dankbaren Zärtlichkeit. Er komme und sey ein Bettler, ich achte ihn eben so hoch, als wenn er Millionen hätte. Nun kann ich ihn pflegen, nun dankbar gegen ihn

seyn, nun durch kindliche Liebe die väterliche Sorgfalt vergelten. — O wenn ich so glücklich wäre! Meine jugendliche Munterkeit sollte den Gram des Alters aus seinem Herzen verscheuchen, meine Zärtlichkeit, meine Liebkosungen ihn mit seinem Unglück wieder aussöhnen.“

Den Major griff diese kindliche Ergießung zu sehr an; er vermochte es nicht länger auszuhalten. Er warf die Maske ab, und zeigte sich in seiner wahren Gestalt. — Er stand auf, streckte seine Arme nach ihr aus, rief mit zitternder Stimme des überströmenden Gefühls der seligsten Wonne: o Sophie! meine Sophie!“

Das Mädchen erschrack und wußte nicht was dem Fremdling so plötzlich widerfahren seyn möchte; denn von der so nahen Ueberraschung der Erfüllung all ihrer Wünsche hatte ihr noch nichts geahndet.

„Staune nicht meine Sophie; habe Zutrauen, komme in die Arme deines Vaters.“

Sophie starrte ihn noch mehr an, und der freundliche Geist ihres Glücks zog ihr den Schleyer von den Augen. Die Thräne, die in den Augen des ehrwürdigen Alten stand, die Umarmung, mit welcher er sie an sein klopfendes Herz drückte, verdrängte jeden Zweifel. Sie umklammerte ihn fest, und

ihr

ihr schmachtendes Auge blickte feverlich ihn an: Gott: ists möglich? sie wirklich mein Vater?“

„Ja, meine Sophie, ich bin dein Vater!“

Mit der seelenvollesten Innigkeit warf sich das eben so stark erschütterte, als gerührte Mädchen auf ihre Knie, breitete ihre Hände gen Himmel — „O Gott, wie soll ich dir danken, rief sie, daß du mir ihn so bald wiedergabst. Nun hast du meine Wünsche alle erhört! Vater, Vater segnen sie ihre Sophie,“ und fest hielt sie seine Knie umschlossen.

„Der schönste Seegen, den je ein Vater seinem Kinde gab, sey dein! O du, da oben, der du meine Schicksale so wunderbar lenktest, nimm meinen schwachen Dank mit Wohlgefallen an. Geist meines lieben Weibes, das ich nie vergessen, deren Grab ich lebenslang mit meinen heißesten Thränen benetzen werde, sieh herab aus deinem heiligen Kreis, und seyre mit uns die Empfindung des seligsten Wiedersehens. Sey der Schutzgeist der, die unter deinem Herzen lag, wie du es gewesen wärest, daß sie ferner die Freude meines Alters seyn, und die Bildnerin des schönsten Erdenglücks werden möge. Tochter weiche nie von dem Wege der Tugend, ihrer

Pflichten

Pflichten Erfüllung gewährt die seligst
Freuden.“

Sophie stand auf; man küßte, man um
armte sich; die Gefühle drängten sich so nah
zum Herzen, daß man nicht wußte, wie man
sich ihrer entledigen möchte. Einzelne Wort
wechselten mit Thränen; bald drückte man
sich die Hände und bald umarmte man sich
wieder.

Pastor Seebach war nun aufgestanden;
er hörte: Sophie habe dem Fremden den
Coffee aufgetragen, und es sey schon eine
geraume Zeit, daß sie bey ihm sey. Er gieng
auf des Majors Zimmer, um seinen Mor
gengruß abzustatten. Wie er in die Thüre
trat, da erschrak Sophie. Sie eilte ihm entge
gen. Lieber Vater, sprach sie, nehmen sie
es ja nicht ungütig, daß ich meine Schuld
digkeit heut hintansetzte, und sie so lange
warten ließ — O wüßten sie —

„Wie? meine Sophie hat rothgeweinte
Augen, ihr ganzer Körper zittert, und sie
Herr von Sparteff haben nicht minder Thrä
nen in den Augen? —

Der Major. Braver Freund! es ist
heraus, das väterliche Herz konnte den Hrn.
von Sparteff nicht länger laben. Wir sind
verständiget, und was für eine Tochter ha
ben sie mir erzogen! Die Tugend selbst mag
sie dafür segnen; der Dank eines Sterblichen
ist

zu ſchwach. Was hälfen mir alle Güter
eſer Welt, hätt' ich dieſe Freude nicht.
reude an wohlgerathenen Kindern, o das
ſicher der ſchönſte Seegen des Himmels,
ıb wohl mir, ich genüße ihn in reinſter
üſſe. (Er ſchlägt ſich auf das eine
ein) Adieu liebes Podagra; wir werden
un am längſten Freunde geweſen ſeyn.
ieſe heutige Freude wird und muß deine
nsſtarrigkeit demüthigen; ſie wird dich aus-
ten, wie falſche Miethleute; anders biſt du
ht mit mir verfahren; ergo verfährt man
ch nicht anders mit dir. Kinder ich brin-
hübſche Sachen mit aus Amerika; auch
t Vater Wartenburg etwas Geld, womit
r unſer bischen Leben uns vermuthlich
ht angenehm werden machen können.
reund Paſtor, wir theilen! Du mit dem vor-
fflichen Herzen meiner Tochter mit mir;
mit meinem Mammon mit dir. Zwar ge-
me ich mehr, als du; aber ſiehſt du, du
t ein Paſtor, und die ſollen und müſſen
ht allzueigennüzig ſeyn."

Der Paſtor lächelte, nickte mit ſeinem eis-
nen Köpfchen, und drückte dem Major
ht innig die Hand.

Sophie. O, wie gern theil ich mein Herz
ter ſie meine beſten, meine liebſten Väter.
ge ich es, wem es vorzüglicher anhangen
le, ſo iſt es auf der Seite des einen, wie

auf

auf des andern. Nur ihnen soll, nur ihnen kann, nur ihnen wird es ewig gehören.

Major. Du, versprich nicht zu viel. Wie lange wirds dauern, so kommt ein dritter drein.

Sophie. (naiv) Sollte das so geschwind geschehen können?

Major. Je nun, wer weiß. Mädchenherzen und der Wind, sagt man, wenden sich geschwind. Lieber Pastor, das Mädchen ist sechzehen Jahr alt, hat sich noch nichts gefunden?

Pastor. Das ich nicht wüßte! Hinter die Geheimnisse der Mädchen kommt man nicht so geschwind.

Sophie. Väterchen! ey ey, wenn verbarg ich ihnen mein Herz? Wenn sie durch hundert Guckfensterchen hätten durchsehen wollen, ich hätte sie ihnen alle aufgemacht. Haben sie Junker Häuschen von Schlippenbach schon vergessen?

Major. Ha, was ist das für eine Geschichte?

Sophie. Immer sagen sie es. Was Vater Seebach weiß, muß Vater Wartenburg ja wohl auch wissen! —

Pastor. Erzähle nur selbst.

Sophie. Warum nicht? Hänschen von Schlippenbach war mir herzlich gut, that mir den Vorschlag, ich möchte bey seiner Mama Kammerjungfer werden. Er hätte denn mehr Gelegenheit mir seine Liebe zu beweisen; seine Mama, die er so esst er sie nannte, zur gnädigen machte, würde nicht lange mehr leben, und dann wollt' er mich zum Altare führen.

Major. (ernsthaft) Und wie benahmst du dich?

„In Ermangelung eines Spiegels, denn wir gingen bey diesem herzbrechenden Gespräch im Freyen spazieren, führte ich ihn zu einen Quell, der in der Nähe floß. Hänschen war einmal nichts mehr und nichts weniger, als Hänschen; er verstand mich nicht; sagte mich mit dem einfältigsten Gesicht von der Welt: was das bedeuten solle? und meine Antwort war ein lautes, helles Gelächter. Das Krautjunkerchen wurde nun wie ein gesottenes Blut, und hat mich nie wieder befragt.

Major. Ey ey, wenn du mit deinen Liebhabern so umgehen willst.

Sophie. Aber Väterchen! sehen sie mich nur einmal recht an! Sophie so munter, wie die Gesundheit selbst, mit einem paar Bäckchen, die die Gartengöttin ihrem

lieben

lieben Vorſtorferäpfelchen nicht niedlicher mahlen kann.

Major. Still, ſtill, du kleiner Phantaſt.

Sophie. Gut denn; wenn ſie meinen Vorderſatz nicht anhören wollen, ſo hören ſie den Nachſatz wenigſtens.

Major. Auch den kann ich mir denken. Junker Hänschen fühlte ſeinen Adel . .

Sophie. Und Sophie kennt keinen Adel, wenn er ſich nicht durch Verdienſte emporhebt. Und bin ich nicht auch die Tochter eines Majors?

Major. (mit komiſcher Prätenſion) Ey wohl, und noch obendrein die Tochter eines weyland Majors!

Sophie. (äußerſt naiv) Väterchen! wenn dirs nicht recht iſt, daß ich Hänschen ablaufen ließ, ſo will ich ihn wieder zurückholen. Hänschen kömmt wieder.

Major. Du kleine Hexe! Ich verſtehe dich. Nein Sophie, ſo biſt du mir lieb. Hänschen wußte vielleicht nicht, daß du des Major Wartenburgs Tochter warſt.

Paſtor. Das wußte er nicht; denn es ſchien mir beſſer, dieſe ganze Geſchichte bis zu ihrer eigenen Entwickelung dem Publikum verborgen zu halten. Man würde vielleicht

in

in der größern Welt Augen darüber gemacht haben, wenn man gesehen hätte, Sophie werde von jenem Affanzereyen zurückgehalten, die man so gern für das Wesentliche in der Erziehung der Vornehmern ansieht, die aber von der Natur entfernen, und tausend Dinge in der Welt unentbehrlich machen, die doch nicht den kleinsten echten Werth haben; ihren Verehrern aber, sobald sie nur das Geringste davon missen sollen, üble Launen machen, die den Himmel über sich selbst trüben, da er ihnen doch so heiter scheinen und bleiben könnte.

Major. Sie haben wohl gethan, lieber Vater! Wer weiß, wie mich meine Sophie die wenigen Stunden schon geärgert haben würde, wenn ich in ihr nichts, als eine jener Modepuppen gefunden hätte, die zwar erstaunend viel von Bildung und Gefühl schwatzen, es aber nur auf der Zunge, und nicht das mindeste davon im Herzen haben. Mein Pastor! lassen wir den Gecken ihre Convensionen, wir wollen uns an die Natur halten. Die Gesetze jener schuf die Ausschweifung des menschlichen Geistes, nebst all den Launen so mancherley Art; daher sind sie den mannichfaltigsten Abwechslungen unterworfen, und spielen wie die Seifenblasen, vielfarbicht und vergänglich wie diese; die Gesetze der Natur aber sind ewig. Meine Sophie! wanke nicht von diesem schönen Pfade;

wo du wandeln wirst, wird dir Freude blühen; dein gebildetes Gefühl wird auch hier dich glücklich zurecht weisen, wenn du unter Leuten seyn mußt, die Natur und große Welt nicht zu vereinigen wissen; du wirst es in diesen Zirkeln machen, wie in deinem Garten, du wirst nur Rosen pflücken, die ihre Dornen am Strauche zurücklassen.

Franz kam zu diesem merkwürdigen Gespräch. Mit der munterſten Laune produzirte sie sich ihm nun als Wartenburgs Tochter. Er nahm den herzlichſten Antheil und wünschte ihr mit den lebhafteſten Worten Glück; keines davon war geheuchelt, alle strömten in Fülle der Wahrheit aus seinem Herzen.

Der Major schärfte seine Blicke, um zu sehen, ob wohl zwischen Franz und Sophieen sich etwas merken lasse, woraus irgend eine heimliche Zuneigung, die so leicht Liebe wird, zu vermuthen sey; — aber nein, es war ganz der Ausdruck der Geschwiſterliebe.

Franz und Sophie eilten bald in das Freye, dem mit Freude erfüllten Herzen Luft zu machen. Franzens Empfindungen waren wirklich zu lebhaft, als daß sie jener Einsperrung hätten Raum geben sollen, die zwischen diese schönen Gefühle, Schmerz und Betrübniß mischen können.

Wahrscheinlich war nun doch eine Trennung, und sie fiel natürlich den beyden Alten geschwinder bey, als unsern jungen Leutchen, weil Jene zurückgeblieben waren, um für die Zukunft Mancherley abzuhandeln, da sie mit der Vergangenheit und der Gegenwart zum richtigen Abschluß gekommen waren. Dem Pastor flossen die Thränen, als er nun seine Pflegevaterstelle niederlegen sollte. — „Ach, es wird mir schwer werden, seufzete er, mein Sophiechen zu missen, da sie sich mir so unentbehrlich gemacht hat! Vorausgesehen habe ich das wohl, und doch bin ich jezt so überrascht, daß ich mein Herz nicht sogleich in das Gleis bringen kann.

„Beruhigen sie sich, lieber Pastor! Kann ich mich in hiesiger Gegend ankaufen, so bleiben wir Nachbarn und Freunde, die sich täglich einander sprechen und besuchen können. Vor der Hand wohne ich noch einige Wochen bey ihnen. Die Ungelegenheiten, die wir ihnen machen werden, dürften wohl bald ihren Schmerz lindern, und den Gedanken in ihnen rege machen, daß wir uns nun trollen könnten.

Pastor. O, das wird nie geschehen. Bleiben sie bey uns, so lang es ihnen gefällt. Aber diese ländliche Einsamkeit —

Major. Würde mir nicht anstehen? meynen sie: O sie wird der Freundschaft

wohl thun. Wenn man an siebenzig Jahre durch die Welt getrudelt hat, so sehnt man sich endlich nach Ruhe. — Was wir vollbringen wollen, muß bald geschehen, denn schnell eilt der Greiß dem Grabe zu. Vielleicht läßt mirs der Himmel noch so wohl werden, meine Tochter versorgt zu sehen.

Daß dieser Wunsch ganz auf des Pastors Herz traf, war natürlich, da er Sophieen so zärtlich liebte. Beyde Greise träumten sich jetzt eine Zukunft; die Hoffnung mischte ihnen die lieblichsten Farben zu dem schönsten häuslichen Glück, daß der alte Major entzückt aufsprang, und mit seinem ganzen Enthusiasmus ausrufte: „Tausendsapperment wie gern wollt ich auf meine alten Tage an der Wiege sitzen, mit Liedern meinen kleinen Enkel einschläfern, und ihn, wenn er erwachte auf meinen Armen schaukeln: Pastor, auch das wäre eine schöne Pflicht.“

„Und nicht minder heilig und ehrwürdig, als, da ihr Arm für das Vaterland fecht.“

„Wenn der Enkel nur aber auch dankbarer ist, als das Vaterland — Doch weg mit allen Ideen, die uns an eine trübe Vergangenheit erinnern; der Schmerz ist überstanden, und ich muß demungeachtet ausrufen: Gott hat alles wohl gemacht!

„Und wird ferner noch alles wohl machen, erwiederte der Pastor, griff nach dem

Wein-

Weinglas, ſtieß mit dem frommen alten Heiten an, und der Major that Beſcheid.

Während dieſes Frühſtücks, das Sophie noch ehe ſie weggegangen war, beſorgt hatte, war ſie mit Franz wieder zurückgekommen; aber beyde hatten rothgeweinte Augen.

„Je, Kinderchen! rief ihnen der Major entgegen, was iſt denn euch widerfahren?“

Sophie geſtand es gleich, und ſagte, daß ſie anfangs recht luſtig geweſen wären, und daß es ihnen gar nicht eingefallen ſey, daß ihres Vaters Ankunft eine Trennung verurſachen würde; auf einmal ſey Franz aber ſtill und bedenklich geworden, er habe von der Möglichkeit derſelben ſchon auf die Wirklichkeit geſchloſſen, da wären ihnen beyden die Augen voll von Waſſer gelaufen, und es wäre ihnen nicht eher beſſer geworden, als bis ſie ſich recht ausgeweint hätten. —

Die Naivität, mit der Sophie das alles erzählte, und was ſich nicht ſo ganz mit der Feder beſchreiben läßt, machte auf die beyden Väter einen großen Eindruck. Sie tröſteten ihre Lieblinge und verſicherten jetzt, daß ein Abſchied, viel weniger eine Trennung noch nicht ſobald zu fürchten ſey. Die Freude kehrte auf ihre Geſichter ſchnell wieder zurück, und ſie ſuchten nun, ihren häuslichen Pflichten auf das ſtrengſte nachzukommen; jedes re-

gierte nun seinen Theil der Wirthschaft mit doppeltem Vergnügen.

„Vater Seebach, fieng der Major an, als sie wieder allein waren, ich hätte nichts dawider, wenn Franz und Sophie ein Pärchen würden. Der Himmel scheint sie für einander gleichsam bestimmt zu haben.“

„Herr Major, sie sind beyde mit einander auferzogen, diese Zärtlichkeit ist Geschwisterliebe; sie haben sich seit den ersten Worten, die sie stammelten, Bruder und Schwester genannt. In unsern Abendstunden will ich ihnen so manche schöne Züge aus ihrer frühern Jugend erzählen, die mich immer mehr und mehr veranlaßten, ihnen das Verhältniß noch zu verheelen, das unter ihnen obwaltete. In der Geschwindigkeit nur einen von den Vielen: Sophie mochte sechs Jahr alt seyn; so munter wie sie jetzt ist, war sie von den ersten Tagen ihres Lebens an. Auf einmal finde ich gegen Abend an einem der Tage, die ich mit den Meinen recht froh verlebte, die kleine Sophie unter unserm großen Birnbaum, sie hatte ihr Schürzchen vor den Augen, und solches ganz naß geweint. Ich fragte nach der Ursache ihres Kummers. Da gestand sie mir: eine alte Frau, die hier vorübergegangen sey, habe zu ihr gesagt, sie sey nur ein angenommenes Kind, und kein Mensch wisse ihren wahren Vater. Da hätte

sie

se bey dieser Nachricht nichts so sehr gejammert, als daß auf diese Weise nun Franz auch ihr Bruder nicht seyn könne."

Major. Daß einem die alten Weiber doch so gern den Brey verderben! Was thaten sie nun?

Pastor. Ich benahm ihr diesen Wahn. Der Himmel weiß, wer diese alte Frau gewesen seyn mochte, die so etwas wissen konnte, wenigstens von meinen und meines Weibes Lippen kam dieses Geheimniß nie. Niemand hatte die geringste Erfahrung davon, denn es war ja tiefe Mitternacht, als sie mit dem armen hülflosen Kind bey uns ankamen, und es unsrer Pflege anvertrauten. Es war uns angenehm, wenn sie mich Vater nannte, und meine selige Frau als Mutter rufte.

„Hm! sonderbar! sprach der Major vor sich hin. Beynahe ist mirs gar nicht recht, daß das alles so ist!"

„Ueberlegen sie es nur erst recht reiflich, und sie werden finden, daß alles was ich that, zu Sophiens Vortheil ausfallen muß. Es wäre freylich eine Romanenidee, wenn man die beyden Leute sich hätte in einander verlieben lassen, und sie nun in Verlegenheit setzte, weil der Name Bruder und Schwester ihnen in den Weg träte, daß sich aber der Knoten nach ihrem Wunsche entwickele

und

und ihnen das zeitherige Geheimniß enträth
sele — aber erstlich sind dergleichen Ideen
ganz verbraucht, und selbst dann auch, wenn
das nicht wäre, so kann ich nichts leiden,
was nach solchen überspannten Romanen
schmeckt. Der Plan, den ich für meinen
Franz entwarf, weil er sich denjenigen Stand
dem er sich jetzt widmet, selbst wählte, ist
nicht, ihrer Tochter Mann zu werden, einge-
richtet. Sophiens Schicksal beginnt nun eine
größere Laufbahn, als die eines Pachters.

„Wenn das die ganzen Bedenklichkeiten
sind, Freund Pastor! so muß ich sie schon in
die Flucht schlagen.“

„Hören sie mich weiter! Ganz habe ich
Sophien nicht von der größern Welt ent-
fernt; wir haben das Stadtleben einigemal
Tagelang genossen.“

„Und wie gefiel ihr es?“

„Ihr gesunder, von keinen Vorurtheis
len geblendete Verstand entschied immer rich-
tig, lachte bey den Thorheiten, und freuete
sich des Edlen und Guten, aber sie that das
freylich wie ein Mädchen, das weder Erfah-
rung noch Alter genug hat. Sie war vier-
zehn Jahr alt, als wir das leztemal in der
Stadt waren. Zwar sollen die Mädchen von
diesem Alter in der Stadt schon ziemlich an-
sehnliche Kenntnisse haben; aber Herr Ma-
jor, vergessen sie es nie — Sophie wurde

auf

auf dem Lande erzogen. Natürlicherweise mußte ihr Franzens Umgang am liebsten seyn, weil er eine gleiche Erziehung genossen hatte, und ganz mit ihr sympathisirte. Ueberdem zeigen sich die jungen Herren aus der Stadt gewöhnlich auf der lächerlichsten Seite, nennen das den wahren bon ton, und erwerben sich ihn nicht selten auf Kosten ihrer Ehre. Aber, weil einige junge Leute in den Städten Geken sind, ist darum der Schluß zu machen, daß sie es alle seyn müssen? Glauben sie es nur, Sophie wird sich auch in die Stadt zu finden wissen."

„Nein Herr! wir werden auf dem Lande bleiben; ich werde mich ankaufen. Zwar habe ich in meinem Leben nicht viel von der Landwirthschaft verstanden, aber das hoffe ich, wird sich geben. Habe mich schon in manches schicken müssen! — Unthätig zu seyn, ist mir eine Unmöglichkeit; wer all sein Lebetage im Trubel des menschlichen Lebens stack, der wird sich am Ende seiner Wallfahrt gewiß nicht auf die faule Bärenhaut legen wollen. Statt daß ich sonst Menschen commandirte, will ich jetzt ein Hühner- und Taubenvolk regieren, statt daß ich sonst zwischen Coffee- und Zuckerpflanzungen gieng, will ich zwischen Korn- und Waizenfeldern wandeln."

Pastor Seebach. Wohl gut! aber, wenn so einsam und nur ganz auf sich einge-

schränkt, die ländliche Wohnung daſtehet, Schneegeſtöber um dieſelbe herwehet, und auch den gefälligſten unſerer Freunde von uns abhalten muß, wie dann, lieber Major?

Major. Nun, ſo laſſen wir den Wind pfeifen. Und ſetzt ſich meine Sophie dann ans Clavier, ſo hör' ich den Sturm nicht. Freylich, freylich, iſt die Einſamkeit ein mißliches Ding für den, der ſonſt im täglichen Geräuſch lebte; aber das Alter wird ja überdem eigenſinniger, und dann thut eine ſolche Entfernung gewiß wohl. —

Paſtor. Aber lieber Major, warum wollen ſie das Stadtleben dem Landleben nachſetzen?

Major. Paſtorchen! Paſtorchen! das iſt in meinem Leben die erſte Frage von ihnen, die mir nicht ſo recht kauſcher zu ſeyn ſcheint, und wir haben uns doch ſchon was ehrliches gefragt! Wenn ich mirs recht überlege, ſo ſcheints, als wenn uns der Herr nachgerade ſatt hätte, und daß er es nicht ungern ſehen würde, wenn wir uns je eher, je lieber empföhlen.

Der Paſtor. (dem Major die Hand reichend) Herr Major, eine ſolche Deutung verdiente meine gutgemeynte Frage nicht.

Major. Nun gut, ſo will ich antworten. Meine Sophie iſt nun mein Alles; das

as Stadtleben iſt aber jungen Mädchen ſehr efährlich —

Paſtor. Wer reines Herzens iſt, weſe en Grundſätze Feſtigkeit erhalten haben, der ſt überall ſicher; wer aber ſich ſelbſt durch Leidenſchaft und Leichtſinn gefährlich iſt, der wäre auch unter Heiligen nicht ganz ſicher. Ich habe die edelſten Mädchenherzen ſelbſt in en größten Städten gefunden, und Buhlirnen haben mich in für ſehr unſchuldig ehaltenen Landgegenden überraſcht. Sophiens Herz wird bewahrt ſeyn, ſie lebe, o ſie wolle. Edle Grundſätze und feines Gefühl ſchützen ihre Tugend. Wenn ſich in hieſiger Gegend eine Gelegenheit zeigte, o wie würde ich das ſchöne Schickſal ſegnen, as mich in ihrer Nähe leben ließ; aber in einem Bezirk von ſechs Meilen finden ſie kein Gut, wo ſie nicht ſelbſt Bauer ſeyn müßten.

Major. Wenn das freylich ſo iſt, ſo haben ſie recht. Den Bauer möchte ich eben nicht auf meine alten Tage machen; aber in die Stadt ziehen, ſich hinſetzen und von ſeinen Intereſſen leben, Paſtor! das ſcheint mir doch wahrlich die ſchefelſte Lebensart zu ſeyn! Höre Sophie, (ſie trat eben in das Zimmer) willſt du mit in die Stadt ziehen?

Sophie. Wo ſie ſind, Vater! da ſoll mirs wohl ſeyn. — Ich liebe das Land, und

liebe

liebe die Stadt; jedes hat seine Vergnü
Vater Seebach sagt: wer sich nicht sel
gefährlich ist, ist überall sicher. Ich zie
mit ihnen nach Persien, wenn sie wolle
denn an meines Vaters Seite ist jedes La
mein Vaterland.

Major. Du bist ein braves Mädchen
Pastor, wissen sie was, vier Wochen blei
ich bey ihnen, hoffentlich wird weder da
Consistorium noch ihre Gemeinde etwas da
wider haben; der Besuch ist zwar lang, ab
er dauert doch auch keine Ewigkeit. Wi
wollen mancherley Speculation machen, vie
leicht finden wir etwas nach unsern Wün
schen. Je nun, ist es nicht, so ziehen wi
in die Stadt, die immer den reichen Müssig
gänger noch am ersten in Ihren hält. —

Sophie. Viterchen, sie sind sehr har
gegen sich selbst. Sie haben das Wenige —

Major. Ey, weißt du es denn, wi
viel es ist, daß du es schon taxirt hast? —

Sophie. Lassen sie es noch mehr seyn,
so ist es doch wenig, gegen das, was sie der
Welt geleistet haben.

Major. (ihm hat dies Compli
ment gefallen) Da hast du nun wohl
recht, meine Tochter! denn ich habe mich
wacker trillen lassen müssen, habe bey allen
meinen Pflichten immer eben so gut auf den
menschen-

menschenfreundlichen als auf den ehrlichen Mann gehalten. Während meine Camera-den um mich her plünderten und plündern ließen, rettete ich wohl mancher Familie das Ihrige. Ich kann mit Recht sagen: fremdes Eigenthum hat sich nie mit dem meinigen vermengen dürfen. — Und das ist nun mein Glaube, daß mir es jetzt die Vorsicht zu gute kommen läßt; zwar am Ende meiner Tage, aber doch immer noch Zeit genug. Nur das Müßiggehen! Denke dirs nur meine Sophie! da sitzest du denn mit deinen weiblichen Arbeiten gegen mir über, wir schwatzen; ich werde dir eine Menge von Surinam erzählen, und die ersten Monate werden dich wohl mit interessanten Neuigkeiten unterhalten, aber auch ein Meer ist zu erschöpfen. Und wenn diese Merkwürdigkeiten vom Herzen weggeplaudert seyn werden, wie dann? — dann werde ich manchmal nach dem Fenster gucken und dir den Rapport von den Vorübergehenden liefern müssen, und das bleibt immer doch eine sehr traurige Unterhaltung, so viel Vergnügen auch andere daran finden mögen. Wie oft wird Windstille unter uns herrschen —

Sophie. Ach Väterchen, Sophie plaudert gern. Sehen sie, wenn sie dasitzen und grillen werden . .

Major. Nein mein Kind! dein Vater grillt nicht, ist immer aufgeweckten Muthes.

außer

außer wenn ihn der Schmerz am Fuß
die Hinfälligkeit seiner Hütte erinnert; da
wird er nicht grillig, aber nur etwas wehmüthig
Es müßte jetzt anders seyn, da du um mi
bist —

Sophie. Und gesetzt, der unhöflich
Schmerz wäre mit über die Grenze herei
gewischt, so soll ihm die kindliche Sorgfal
den Appetit schon verderben, sich länger be
uns aufzuhalten.

Major. Was du nicht für eine Tausend
künstlerin bist!

Sophie. Ey, in dem Falle habe ich Er
fahrung; fragen sie nur den Pflegevater.
Der hatte gewaltiges Reißen im Arm; wenn
Sophie ihn rief, weg war das Reißen; wenn
Sophie ein fröhliches Liedchen sang, schnell
verstummte der Schmerz.

Major. Nimm dich in Acht, du möchtest
bald auf die Probe gestellt werden.

Sophie. Und wegen der Einsamkeit?
le nun (sie zählt an den Fingern)
sechzehn Jahr bin ich alt; im achtzehnten
kann ich schon heurathen — Bedenken sie nur,
zwey Jahre sind keine Ewigkeit — und ihr
guten, alten lieben Herrn! wenn ist es euch
wohler, als im Zirkel von gesunden Enkeln
und an der Hand eines braven Schwiegers
sohnes?

Major

Major. Du kleiner naſeweiſer Schlingel! Du — nun du ſollſt recht haben. Aber, halte nur Wort!

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen ſchwand nun die Zeit fröhlich dahin, und wenn Tage verüber waren, hatte man ſie kaum für Stunden gerechnet. Man hatte ſich ſo an einander gewöhnt, daß man ſich ſelbſt für eine Familie hielt. Um ſo herber wurde der Gedanke einer Trennung, die unvermeidlich blieb. —

Der Major gab ſich alle Mühe, in der Nähe ſich anzukaufen; aber — nirgends war eine Gelegenheit; man befand ſich ſeit einigen Jahren ſo wohl, daß Güter, die ehedem bald verſchleudert worden wären, ſich zum Rang der Wohlhabenheit emporgeſchwungen hatten; man bot jetzt nichts feil, als wovon der Käufer nur auf ſichern Schaden rechnen konnte. Die Pfarrwohnung gab wohl noch für eine Familie Raum und Platz; zwey aber genierte es, und keins würde ſeine Bequemlichkeit gehabt haben.

Der Major ließ ſich ſein Pferd ſatteln, und ritt in eine der erſten Städte des Landes. Die kleineren Oerter, die umher lagen, mochte er nicht wiſſen, denn der ſogenannte Kleinadel, der ſich aber wohl mehr herausnehmen pflegt, als der Großadel, war ihm zuwider. Der Alte blieb einige Tage weg; traurige

traurige Stille herrschte in dem sonst so fröhlichen Zirkel; man vermißte ihn sehr, denn er hatte sich ganz unvermerkt ihnen gleichsam unentbehrlich gemacht. Er kam wieder und der Entschluß war gefaßt, nach V. zu ziehen.

„Man glaubt, es recht politisch anzufangen, wenn man irgend den, der eine traurige Nachricht erfahren soll, ganz langsam an den Spieß steckt — und ihn endlich doch braten läßt: so will ich es aber nicht machen" dachte der Major, als er in den Pfarrhof ritt, und mit lautem Geschrey des fröhlichsten Empfangs von Alt und Jung, von allem, was bey dem Pastor Seebach hauste, bewillkommt wurde.

Man muthmaßte sogleich bey seinen Begrüßungscomplimenten, daß nun sein Entschluß fest und gewiß gemacht war. Kaum verging eine Stunde, so wußten sie es alle daß er V. zu seinem künftigen Aufenthalt gewählt habe — „Eine Entfernung von acht Meilen setzte er hinzu ist für uns, die wir so innige Freunde sind, zwar eine Kluft; eine Kluft aber nur, über die man, wenn man will in kurzer Zeit hinwegkommen kann.

„Ey, ey, rief der biedre Franz, wie wird unser ländliches Mädchen sich mit einemmal in die große Welt zu schicken wissen!"

„Närrchen, glaubst du denn, daß es so schwer ist, die große Dame zu machen? erwiederte

wiebert Sophie. Ja, wenn die vornehmen Weiberchen und Mamseus zu unserm Kreiß herabsteigen sollten, so würden sie wundersame Capricien schneiden; und doch, wie man seit Eulenspiegels Zeiten weiß, gehts Bergab besser, als Bergan.“

„Hab ichs nicht immer gesagt, du bist ein kleiner Schmetterling. Es würde dir also nicht schwer werden, tausend liebliche Gewächse, wo du ehedem mit dem süßesten Vergnügen gelebt hättest, mit einemmal zu vergessen, wenn du nur einen neuen Aufenthalt finden kannst.“

„Brüderchen, das war ein wenig ungalant. Du wirst mit nach V. reisen müssen; du bedarfst Unterricht. Schon deine Frage war wider den bon ton.

Der Major. Teufel noch einmal, Mädchen, wie sprichst du denn?

Sophie. Wundern sie sich über meinen erhabenen Ton? Ja ja! Kund und zu wissen sey hiermit, wers noch nicht weiß, und wem es zu wissen nöthig ist, daß Sophie Wartenburg in ihrem vierzehnten Jahre schon den Ton der großen Welt in einem sehr kleinen Städtchen faßte, und nur nach eigenem Belieben bey gewissen Vorfällen Gebrauch davon macht.

Franz. Das möchte ich wohl nicht glauben. Denn wie kannst du auf großen Ton

Ansprüche machen, da du mit Vorwürfen um dich her wirfst.

Sophie. Um Vergebung mein junger Herr! Man spricht, wie mans versteht. Eben das ist bon ton, daß, wenn man unsern Verdiensten eine gewisse Größe verweigert, man mag sie nun besitzen, oder nicht, daß man sich mit ziemlich derben Sorisen revangirt. Und was waren das für Zweifel! Wie das ländliche Mädchen sich in die große Welt schiken werde? wie du mich mit einem Schmetterlinge verglichst! Mich mit einem Schmetterlinge! Ein so verbrauchtes ..

Franz. (ihre Rede unterbrechend) aber doch sehr treffendes Gleichniß.

Sophie. Nun einen verstockteren Sünder, wie dich, kenne ich nicht! Mein gerechter Zorn brachte dich nicht zur Erkenntniß? — wohlan

Major. Hört auf, ihr seyd allesammt Närrchen und macht mich zu lachen, daß mir der Kopf schüttert. Aber Freund Pastor! wird sie in der großen Welt wirklich so gut fortkommen, als sie sichs selbst zutraut?

Sophie (äußerst schalkisch) Je, Väterchen, wo denken sie denn hin? — Nein, sagen sie nur, wie sie mit einer einzigen Sylbe daran zweifeln können! Nun so wißt es denn,

die

die ihr alle zu der sonst kleinen Familie weyland Herrn Thomas gehört, daß ich euch überzeugen will. Früh gehet die Sonne über meinem Bett in der Stadt auf; Bagatell! man läßt sie marschiren. Ehedem, wie ich noch Landmädchen mich glaubte, interessirte sie mich, denn von ihr hängt Seegen und Gedeyhen, und oft das ganze Glück des Landmannes ab. Jetzt aber kümmert sie mich nicht, denn regnet es, so laß ich mich in einer Portechaise tragen, wenn ich auch nur eine gute Freundin vis a vis besuchen will; will ich spazieren gehen, so fahre ich mit meiner Equipage; habe ich keine eigene, so miethe ich mir den glänzendsten Fiacker. Hat nun die Sonne den Morgen über halb vollendet, so stehe ich endlich auf. Freylich war ich sonst gewohnt, meinem Schöpfer für den schönen Tag zu danken, den er mich abermals erleben ließ. Aber was vergißt sich leichter, als dergleichen fromme Alfanzereyen? Jetzt wird die Toilette die Schöpferin meiner Freuden, ihr widme ich meine ganze Aufmerksamkeit; sie giebt mir den freundlichsten Wink, wie die ganze galante Welt mir die Huldigung ihrer Ehrfurcht leisten wird und soll. Treue von meinen Unterthanen ist in meinen Augen keine Tugend. Große und gewaltige Regenten kümmern sich nur um die Vergrößerung ihrer Reiche; jede Regierung schafft sich neue Zwangsmittel, und der Unterthan darf nicht muchsen. Man muß

seine Anhänger ein bißchen im Kreiß am Mädchen herumführen, daß es ihnen schwindelnd wird. Kaum ist man mit der Toilette fertig, so gehts zur Mittagstafel. Es ist sich ungleich vornehmer, wenn man die Beruhigung hat, daß die niedrige kleine Welt bereits schon satt worden ist, und den ihnen so wichtigen Pflichten, gestärkt und gesättigt, schon wieder anhängt, was doch wirklich nicht so wichtig wäre, weil es nichts als Pflichten sind. Einige Stunden vergehen bey einer kleinen Familientafel leicht; aber was ist das bißchen Zeit, die die Moralisten jetzt so erstaunend hoch berechnen wollen? Kaum kann man darinnen die Beweise ablegen, welch ein glückliches Genie man habe, auch den Müßiggang zum edelsten Geschäfte würdigen zu können. Um vier, fünf Uhr giebt man eine kleine Visite, fährt alsdann ins Theater oder Concert, oder wohnt einer Assemblee bey, wo die Interessenten von Rang und einerley Gewicht seyn müssen. Wer einige Ms zu leicht ist, muß wenigstens zur Agio Geduld legen, sich mit der kältesten Miene Spöttereyen sagen zu lassen. Man hat freylich ein Mittel dagegen, es ist die weit und breit bekannte vornehme Impertinenz — sie beißt den Schmerz tod, und stellt den Patienten bald in die Reyhe jener Gesunden. Nach neun Uhr kehrt man an die Abendtafel; schwärmt in die Nacht tief hinein, und

macht

macht' sich geschickt, den Morgen recht vornehm verschlafen zu können.

Major. Höre du Sophie, male den Satan nicht an die Wand, er möchte sich einstellen.

Pastor. O nein; dafür stehe ich. Wer mit solcher Laune über gewisse Dinge spricht, der macht sich ihrer wohl nicht leicht schuldig.

Noch an eben demselben Tage, als der Major wieder gekommen war, wurde Sophiens und ihres Vaters Reise festgesetzt.

Eine kurze Frist von vier Tagen bestimmte der Major, und dann sollte die Abschiedsstunde schlagen.

„Vier Tage! o wie schnell werden die vergehen, erwiederte Franz."

„Kinder! seht der Herbst rückt heran; es ist nöthig, daß wir eilen. Bedenkt es selbst; hier haben wir die schöne heitere Landluft genossen, nun sollen wir uns in die Stadt sperren lassen; der Sprung ist zu gewaltsam. Wir müssen wenigstens noch einige schöne Herbsttage genüssen, und uns so nach und nach an diese Veränderung gewöhnen."

„Ich sehe die Wichtigkeit ihrer Gründe ein, bemerkte Franz, aber vier Tage, Herr Major, das ist doch auch eine gar zu kurze Zeit."

Sophie lächelte dieser entmüthigen Bitte entgegen und winkte, daß er nicht nach lassen solle, biß der Vater etwas zugebe.

„Nun so sey es denn! Zwey Tage will ich zugeben; aber hört, das bitte ich mir aus, dann kommt mir nicht wieder. Es greift mir ans Herz, wenn ich etwas abschlagen soll, und doch würde ich mir Schaden thun.“

Die größeste Heiste des Tages wurde nun in dem kleinen Familienzirkel zugebracht, die wenigen Stunden, die übrig blieben, nützte Vater Wartenburg mit Sophieen, kleine Anlagen für die Zukunft zu machen. Er freute sich der guten Haushaltungsgrundsätze, die seine Tochter hatte, und merkte im Voraus schon, wie gut sie solche auch bey dem städtischen Haushalt anwenden würde, obgleich manche sich überklug dünkende Hausdame behaupten will, daß die Führung eines städtischen Haushalts, von dem ländlichen himmelweit unterschieden sey. Man verzeyhe diesen etwas groteskklingenden Ausdruck „Hausdame“ da ich gleich keinen andern finden kann, auch keinen andern finden möchte, um einem jeden Andern die Ehre zu lassen, für eine ganz eigene Classe von Thörinnen eine neue charakteristische Benennung in unsre Sprache zu bringen; denn der Name einer Hausmutter klingt ja so niedrig, und jede arme Bürgersfrau maßt sich solchen an.

Ich

„Ich glaube liebe Sophie, daß wir einige Monate uns recht angenehm werde unterhalten können. So viel Zeit brauchen wir gewiß, uns alle nöthige Meubles zu kaufen, die, rein herausgesagt, auch einmal für deine Ausstattung bestimmt bleiben sollen; denn heurathest du, so muß mich dein Mann allerdings auch mit in Beschlag nehmen. Sieh nur, liebes Fiekchen! (er klopft ihr recht sanft die Backen) mit mir kann und wirds nicht lange währen; meine Augenbrauen sind schon schloß weiß, und in meinem Körper schwindet die Lebenskraft von Tag zu Tage.“ So sprach der Major, und Sophie schluchzte, sagte kein Wort, schlang sich um des Vaters Hals, und küßte ihn mit der kindlichsten Zärtlichkeit.

Vier Tage waren verflossen; — beym fünften erschracken sie allesammt über die Flüchtigkeit der Zeit. Man machte nun schon verschiedene Anstalten zur Abreise, aber wie schwer gieng das ein. Selbst der alte erfahrne Seebach gerieth in die wehmüthigste Stimmung; er ließ nicht nach, bis der Major noch zwey Tage hinzusetzte.

„Aber laßt uns das nun klüger machen, rieth der Major, als das erstemal. Wir sind also noch vier Tage bey einander, lasset uns bey jedes Tages Anfang und bey dem Ende desselben redlich erinnern, wie

flüchtig die Zeit und wie unmöglich ein längerer Aufschub sey.“

Ihre Herzen erweiterten sich bey dieser Entscheidung; aber wie der Zeiger schlug, und eine Stunde weiter schon die Zeit dem Ziele näher rückte, o dann mischte sich in die Freude jene stille Wehmuth, die sich in der Einsamkeit so gerne ausweint. Man sah sich an, Auge ruhete in Auge, man drückte sich die Hand und verstand sich.

„Freund Pastor, sagte der Major am sechsten Morgen, ich habe zwey Tage zugegeben, das verdient eine Gegengefälligkeit. Sie und Franz müssen uns begleiten.“

„O, Freund! erwiederte der Pastor, müssen sie auch noch einen Wunsch thun, den ich so innig hegte, und den — ich nicht befriedigen kann? Sophie hat um meinen Franz gebeten, und er soll sie begleiten. Selbst wenn meine Amtsbrüder auch meine Funktion diese kurze Zeit über sich nehmen wollten, so würde es doch meine Wirthschaft nicht erlauben. Wer soll sie führen? Sophie verläßt mich ganz — mit ihr verlier ich viel — Franz begleitet sie — Eins muß doch wenigstens da seyn.“

Der Major. Freund, ich bescheide mich. Zudringlichkeit wäre hier entweder Albernheit oder Unverschämtheit.

Paſtor. Wenn Franz zurück iſt, und ein ſchönes Frühjahr vielleicht auch meine Kräfte etwas verjüngt, ſo eile ich in ihre Arme, achte weder Entfernung noch die Beſchwerlichkeit meines Alters. Und ſollt ich an meinem Stabe zu ihnen ſchleichen, ich komme; finde ich ſie dann ſo glücklich, wie ich es wünſche, o dann ſchließ ich meine Augen gern, und gehe mit Freuden zu Grabe. Meine Sophie iſt verſorgt; um meinen Franz iſt mir nicht bange. Er kennt ſeine Kräfte, und traut ſich nicht mehr zu, als er leiſten kann; ich halte das immer für den ſicherſten Weg, wenn auch nicht immer glänzend glücklich, ſtets doch aber zufrieden werden zu können. Seine Frömmigkeit heißt ihn an Gott halten, und der wird ihn nicht verlaſſen. –

Major. Alter, würdiger Freund! ſtirbſt du, ſo ſey er mein Sohn. Ich will ihm dann ſeyn, was du meiner Tochter warſt.

Paſtor. Herzlichen Dank dafür!

Major. (etwas ärgerlich) Wofür? Du, laſſe mich das nicht wieder hören. Wenn man mir meine Schuldigkeit zu hoch anrechnet, ſo glaub ich, man hält mich für einen ſchlechten Menſchen, dem man nicht einmal die Erfüllung ſeiner leichteſten Pflichten zutraut. Franz ſcheint mir ein ſehr guter, junger Mann zu ſeyn.

Pastor. Das ist er! Er hat sich der Oekonomie gewidmet, weil er glaubte, nicht alle Pastorssöhne müßten studieren; er studierte nicht, weil er Mangel an Genie fühlte. Ein Gelehrter, der alles durch eisernen Fleiß erzwingen, und durch ihn den Abgang des Genies ersetzen will, kömmt mir vor, als ein Baum mit einem Pfropfreiß im unrechten Lande.

Major. Das ist brav. Die große Ueberschwemmung von studierten Leuten, ich nenne sie nicht gern eher Gelehrte, bis sie es wirklich gezeigt haben, bringt wahrscheinlich eine auffallende Gleichgiltigkeit gegen einen Stand hervor, der sonst alle Hochachtung verdient — Wenn die Produkte übermengt sind, dann stehen sie in einem geringen Preiß.

Pastor. Ich denke, für einen Halbgelehrten nimmt der Staat lieber einen ehrlichen, geschickten Oekonomen.

Major. Und ich hoffe, die Welt wird klüger werden, weil sie klüger werden muß, um sich nicht unglücklicher zu machen, als sie ohnedem schon ist; man wird dann nicht mehr die Cammerräthe einzig und allein aus den Studierstuben hervorholen, die den Henker von der Reuterey wissen und glauben, es ist dem Practiker eben so leicht, ihre Vorschläge auszuführen, als es ihnen leicht war,

da sie sie mit ihren Federkielen, he, hast du ihn nicht gesehn! auf das Papier hinaustrieben. Sey ruhig Pastor! Franz ist mein Mann, ich wünsche der seinige zu seyn. Will er was unternehmen, das sein Vermögen übersteigt, gut, mein Geld steht ihm zu Dienst.“

Wenn ein paar Greise so herzlich mit einander sprechen, daß ihre Worte gleichsam ihre Testamente zu seyn scheinen, dann verfließen die Stunden schnell, und der sechste — auch schon der sechste Tag war verschwunden.

Am siebenten gieng Sophie, begleitet von Franz — zu einigen Freundinnen in der Nähe, mit denen sie von Jugend auf zärtlichen Umgang gepflogen hatte. Auch hier weinte man sein Thränchen, und tröstete sich durch wechselseitige Versprechungen eines baldigen Wiedersehens.

Am letzten Tage ließ Sophie sich von keinem Fremden unterbrechen, und wollte sich einzig überlassen seyn. Sie besuchte jede ihrer Lieblingsstellen, bald im kleinen Wäldchen, bald auf den Wiesen und Feldern, und bald in dem Garten. Auf jedem Plätzchen schien ihr ein Geist zu weilen, dem sie ihre Thränen zum Opfer widmete, und den lebhaftesten Dank für jedes genossene Vergnügen mit dem gerührtesten Herzen heiligte.

Es war Abend geworden; mild funkelten die Sterne am azurnen Himmel; mit ihnen vereinigte sich der Vollmond, der aus seiner Höhe den Schein goß, der so innig die Seele mit einem heiligen Schauer erfüllt. Sophie zollte ihre letzte Pflicht und gieng zu dem Grabe der vollendeten Gattin ihres so zärtlich verehrten Pflegevaters. Sie warf sich an dem Hügel nieder, und küßte die Erde, die ihre Asche umschloß. Sie dankte dem Geiste der Verschiedenen, betete — — und schlich von niemand als von Gott gesehen, mit einer stillen Thräne im Auge heim, die so sanft, als der Thau glänzte, der auf dem Maßlieb und Rosmarin stand, so jenen ehrwürdigen Hügel bekränzte. —

Man blieb tief in die Nacht hinein beysammen; der Wächter rufte zwölf — man stand auf; jedes reichte sich die Hand, und keins getrauete sich gute Nacht! zu sagen.

Der Tag brach an; man erwachte, bot sich mit thränenden Augen einen guten Morgen; machte zur Abreise Anstalt, und fieng an, allmählich aufzupacken.

Schon sammelte sich beynah das ganze Dörfchen am Thor der Pfarre, Sophieen noch

noch einmal zu sehen, und ihr das letzte Lebewohl zu sagen. Alle hatten sie geliebt, und hatten Freude an dem lieben Mädchen gehabt, das sie hatten groß werden und an jeder Tugend zunehmen sehen. Hier stand eine arme alte Frau, der sie ein wöchentliches Allmosen zu reichen pflegte; dort blickte wieder ein alter Greiß auf die Reisekutsche mit wehmüthigen Augen und lauten Seufzern, denn oft, sehr oft hatte sie ihn erquickt, mit Speise und Trank ihn gelabt, wenn er im Dorfe umherschlich, und keinem seinen Jammer entdecken wollte, weil er in die Classe jener Hausarmen gehörte, deren Dürftigkeit man eher errathen muß, als daß sie sich bloß geben. Auch Kinder standen da, und weinten, denn sie verlohren ihre liebenswürdige Lehrerin sehr ungern, da sie ihnen in freywilligen Stunden so manche kleine weibliche Wissenschaft beygebracht hatte.

Der Major sah das . . Ein schönes Denkmal, rief er aus, und umarmte seine Tochter. Diese allgemeine Wehmuth über deinen Abschied, ist die schönste Lobrede auf deine Tugend.

Sophie bat sichs vom Vater aus, den Rücksitz einnehmen zu dürfen, um sich umsehen und die ganze Gegend noch einmal segnen zu können.

Der

Der Vater willigte gern in ihre Bitte. Der Pastor faßte sehr kurz den Entschluß, sie eine Meile weit zu begleiten.

„Kinder, rief endlich der Major, es wird Zeit daß wir uns aufmachen, denn um fünf Uhr wollten wir abfahren; schon schlägt es sieben. Je länger hier, desto später dort; geschieden muß es einmal seyn.“

Man setzte sich in den Wagen. Selbst der Kutscher wischte seine Augen, und langsam rollte die Kutsche das Dorf hinaus. Auf den Bergen vor dem Dorfe standen ganze Reyhen und sahen den Reisenden so lange nach, bis sie ihren Augen ganz verschwunden waren. Im Wagen selbst herrschte eine feyerliche Stille, jedes fühlte seinen Schmerz, keins störte sich durch irgend einen faden Trost. Dergleichen Zuredungen vermehren oft der Leidenden Wehmuth.

Die härteste Stunde war ihnen noch vorbehalten, die Trennung von Vater Seebach. Auch sie rückte schon heran. Der würdige Greis suchte sich zu fassen, nahm eine wenigstens wehmüthige Physiognomie an, ertheilte seinen Gesichtszügen einen heiligen Ernst, und gab seinen Worten, deren er nur wenige sprach, Nachdruck und Kraft. — Sein erhabener Segen blieb Sophieen ewig unvergeßlich. Man schied von einander, und die Hoff-

nung

ung sich einander bald wieder zu sehen, ver-
inderte den Schmerz.

Pastor Seebach fuhr zurück — und der Major, Sophie und Franz eilten nun schnel-
st nach Y.

Sie mußten eine Nacht unterwegs blei-
en, und kamen erst des andern Tages Abends
emlich spät in Y. an. Sie stiegen in einem
er angesehensten Gasthäuser aus, und mie-
heten sich einige Zage ein.

So sehr man gesorgt haben wollte, den
ufenthalt der Gäste recht angenehm zu ma-
hen, so prächtig das Meublement der Zim-
mer schien, so schön die Lage des Gasthauses
sonst war, weil es in einer reinlichen, brei-
ten Straße stand, so wenig behagte es So-
phieen und Franz. Das Lärmen der Nacht
von fahrenden Caressen wich zu sehr ab von
der Stille, die auf ihrer ländlichen Gegend
geruhet hatte. Kein Schlaf kam in ihre Au-
gen. So sehr die Leuten in diesem Gast-
hause von allen, die hier logirt hatten, ge-
rühmt wurden, so wenig beförderten sie den
beyden Naturkindern den Schlaf. Sie wa-
ren an kein üppiges, wohl aber an ein ge-
sundes Lager gewöhnt. Müder noch, als
sie sich niedergelegt hatten, standen sie wie-
der auf.

Sophie

Sophie war gewohnt, den Morgen auf freyen ofnen Fenstern zu empfangen, und ihre Augen an dem herrlichen Anblick der Sonne zu weiden; auch hier öfnete sie die Fenster. Aber wie traurig giengen ihre Strahlen über das hohe Stadtgemäuer hinweg! Wie balsamisch düftete ihr sonst die ländliche Flur entgegen, und goß gleichsam neue Kraft in ihre Glieder, und welch ein Geruch nebelte jezt aus der von so unreinen Dünsten erfüllten Stadtluft! Statt daß sie sonst schon so viele fröhliche Morgengrüße empfangen und sie der Anblick so vieler thätigen Menschen entzückt hatte, lag alles noch in träger Ruhe rings um sie her.

Die Morgenstunden rückten näher; die städtische Unthätigkeit gieng endlich zum Leben über; hie und da schlich eine Magd noch ganz laß aus dem Hause, und hohlte am Born das Wasser zum Coffee. Statt daß sie sonst gewohnt war, fröhliche Schnitter mit ihren Sensen, singende Mägde mit ihren Stechen, pfeifende Knechte mit wiehernden Rossen zu ihren Feld- und Ackerverrichtungen ausziehen zu sehen, so liefen hier mit einemmal eine Menge Menschen blaß in ihren Gesichtern, wie die Schwindsucht, und weiß wie die Mehlsäcke in den Straßen herum; der nächtliche Schweiß haftete noch auf ihren Gesichtern, und ließ vermuthen, daß die Herren, die für die Zierde fremder Köpfe be-

sorg-

sorgt seyn sollen, am allerwenigsten es für ihre eignen sind.

Von diesen dienstbaren Geistern verirrte sich auch einer auf ihr Zimmer. Sie hatte zum Fenster hinaus gesehen, und also sein leises Anklopfen nicht hören können. Sie sah sich von ohngefehr um, da stand er da, worüber sie beynahe erschrocken wäre, weil er sie überrascht hatte. Er machte eine Menge Scharrfüße, die ihr ein lautes Gelächter abzwangen, was den armen Puder-geist in große Verlegenheit setzte. Er trug seine Dienste endlich, da er sich wieder Muth gefaßt hatte mit ziemlich stotternder Sprache an.

Sophiens Haar war von der Natur gelockt und war nie den künstlichen Verpfuschern einer der schönsten Zierden des menschlichen Hauptes anvertraut worden. Sie wies den Antrag von sich. Er rechnete ihr die großen Damen alle her, die er frisire; aber Sophie blieb bey ihrer lieben Natur. Er erwiederte ihr mit nicht wenig Prätension:

„Die Natur sey jetzt nicht mehr mode, hätte wohl vor einigen Jahren einmal einige Monate Sensation gemacht, allein man hätte doch gefunden, daß die neuern Erfindungen die alte Einfachheit bey weitem übertrafen.

Das kam dem guten Landmädchen freylich sehr schnackisch vor, und sie sah den Mann jetzt etwas ernsthafter an, als vorher und hielt fest dafür, aus seiner Quaste

müsse allzuviel Puder in sein Hirn geflogen seyn.

Er leitete es endlich so ein, daß er für seine Bereitwilligkeit gewiß Schaden haben würde, denn er habe dadurch seine Kunden vernachläßiget, und lockte somit Sophien doch einen halben Gulden ab.

„Eine närrische Menschenart, dachte sie, die für nicht geleistete Dienste Geld annehmen, gleichsam gar fordern kann. Die Stadtleutchen sind doch sehr erfinderisch, sie haben selbst eine eigene Manier zu betteln.“

Nicht besser, wie Sophien, war es unserm Franz gegangen. Auch er hatte nicht schlafen können. So ruhig sein Geist in jede Zukunft sonst blickte, so wenig sich seine gute Laune aus ihrem Kreiße drängen ließ, so war doch nun eine Veränderung in seiner Seele vorgegangen, von der er, wenn man ihn hätte fragen sollen, gewiß keine bestimmte Rechenschaft hätte geben können. Oft überraschte ihn der Gedanke: wie wirds nun werden? deiner Jugend-Gespielin verläßt dich, und du lebst nun in der Einsamkeit! Schon hörte er alle im Dörfchen sagen: ach, sonst war es ganz anders, wie Fiekchen bey uns war. Oft aber machte auch das gefängnißartige seines Zimmers ihm bange, und drängte den Schlaf von seinen Augen. Seine Schlafstube lag in den Hof hinaus.

Drey

Drey hohe Mauren der nachbarlichen Häuser, die das Ansehen hatten, als wenn sie irgend einmal aus dem Feuer gerettet worden wären, hinderten ihn, zu wissen, wie hoch es am Tage sey, und liessen nur einige Strahlen von der längst schon aufgegangenen Sonne in sein Schlafzimmer fallen. — Die eisernen Stäbe vor den Fenstern jagten ihm einen ängstlichen Schauer ein. Lieber Himmel! seufzte er, man ist hier entweder mit nichts als Dieben umgeben, oder man muß hier gewiß nur Pursche in solche Zimmer stecken, die nicht entweichen sollen, und denen man nichts Gutes zutraut; aber, bey meinem guten Gewissen! da thut man mir sehr Unrecht.“

Wie erheiterte er sich, als er hörte, daß es im Hause Leben zu werden begann. Er band auf. Kaum war er aus dem Bette, so trat ebenfalls ein weißer Geist zur Thüre so leise herein, daß er ihn nicht einmal bemerkt hatte. Schon hatte der Puderdämon die erhabenen Insignien seiner Kunst ganz demüthig an der Thür niedergelegt, schon hatte er Kamm und Puderquaste in der Hand, um Franzens schönes Haar den verderblichen Staub zu mischen, war schon im Begriff den natürlichen Glanz seines rabenschwarzen Haares mit wohlduftenden Pomaden zu verkleistern, daher er nur ein kleines, flüchtiges und doch arrogantes: Ist gefällig? voranzuschicken für nöthig erachtete,

als unser Sohn der Natur sich umsah, über den dreusten Mann erschrak, und dieser ebens falls nicht wenig staunte, ein Haar gewahr zu werden, das an und für sich schon auf seine natürliche Schönheit trotzen konnte, und nicht erst die Täuschung des Haarkräuslers nöthig hatte.

„Was wollen sie da machen? rief Franz etwas entrüstet aus:

„Sie frisiren.“

„Ich bedaure, daß sich der Herr vergeblich bemühet hat. Die Natur macht seine Kunst bey mir unnöthig. Ich bin nur erst aufgestanden, habe noch keine Hand an mein Haar gelegt, und sehe er nur einmal, wie lockicht es ist.“

„Gesetzt sie getrauten sich auch, in der großen Welt eine Mode durchzubringen, die die sogenannten natürlichen oder wilden Genies vergebens in Umlauf zu bringen suchten, so werden sie doch immer die Kunst nöthig haben, um das Auffallende zu verbergen.“

„Was der Henker, was schwatzt der Herr da?“

„Glaubs wohl, daß es ihnen auffallen wird. Ich frisire den Herrn Professor der freyen Künste und schönen Wissenschaften; da bleibt manches hängen, freylich auch mitunter das Quartalgeld — aber wo man

was profitiren kann, muß man ein Pfröckchen zurück stecken. Er hat mir versprochen, daß einer aus seiner Gesellschaft in das ästhetische Wörterbuch, wozu er eben einen Verleger sucht, auch unsre Kunst einverleiben und bearbeiten soll. O die verwünschte französische Revolution! Wäre die nicht dazwischen gekommen, wer weiß was die gelehrte Akademie zu unserm Besten gethan haben würde."

„Und wenn der Herr die höchste Stelle in einer Perückenmacher- oder Friseurakademie erhalten könnte so taugten doch wir für einander nicht. Das, was meiner Gesundheit schädlich ist, noch mit Geld zu bezahlen, scheint eine ziemlich derbe Narrheit zu seyn — und da ich weder Zeit noch Lust habe, ein Narr zu werden, und wenn es auch ein Modenarr wäre, so will ich meiner lieben Natur getreu bleiben."

„Der Herr ist gewiß ein Philantropist?

„Weiß der Herr, was ein Philantropist ist —?"

„Je nun, ein Mann, der verschnittene Haare trägt, sich nicht pudern läßt, und alles anders machen will, als es seithero gewesen ist — Der Himmel räche es nicht, was für absurde Dinge der Basedow, der Campe, der Salzmann hervorgebracht haben! Unter allen dreyen aber ist mir Herr Salz-

mann besonders der rechte. Sie werden mich verstehen, wenn sie seinen Carl von Carlsberg gelesen haben. Noth hätte es gethan, es hätte sich kein Mensch mehr frisiren lassen. Um Vergebung sie kommen wohl aus der Schweiz? die Alliirten haben wohl wieder eine Schlappe bekommen?“

„Der Herr hat gefragt genug. Erlaub er mir auch eine Frage. Will er (auf die Fenster zeigend) dahinaus, oder (nach der Thüre hinzu) dorthinaus seinen Weg suchen?

Das Quecksilber seines Metiers flog dem Lästigen durch alle Glieder, in einem Nu rafte er seine Insignien auf, und eilte zur Thüre hinaus. In der Flucht hatte er die Treppe versehen und war hinunter gefallen.

Franz hörte den Fall, er sah zur Thür hinaus, und der Puderaeist lag auf der untersten Stufe der Treppe. Der Staub flog aus seinem Rock und dem Puderbeutel gleich stark, und hüllte ihn in einen dichten Nebel ein.

Franz der zwar ein hitziges Blut, aber doch ein weiches Herz hatte, gieng die Treppe hinab, gab den Marqueurs, die um ihn beschäftiget waren, ein hübsches Stück Geld, ihm

ihm aufzuhelfen, und zu pflegen. Dem Perrückenmacher gab er einen Laubthaler.

Mittlerweile war nun auch der Major rege geworden und aufgestanden. Ihm war nichts im Wege gewesen, denn er war das Geräusch gewohnt. Er hatte vortreflich geschlafen.

Sie kamen in dem gemeinschaftlichen Zimmer zusammen. Man lachte viel über die ersten Abentheuer, die so frühe schon sich ereignet hatten.

„Ja, Kinderchen! erwiederte der Major, das ist nun nicht anders in den großen Städten. Es wundert mich, daß das euch befremdet. Seyd ihr denn wirklich noch in keiner großen Stadt gewesen?“

Sophie. Ey Väterchen, wir waren gar in der Residenz —

Major. Und jetzt fällt euch das auf?

Franz. Wir waren aber in keinem grossen Gasthofe einlogirt. Wir wohnten bey unsers Vaters Bruder. Er ist Cammerseretär; aber solche Faxen haben wir doch nicht erlebt. Man sahe es uns an, daß unsere Locken ohne Wickel und Brenneisen liessen, man versicherte uns, diese natürliche Frisur stehe uns recht wohl; wir sind in vielen Gesellschaften gewesen, niemand machte uns lächerlich.

Major. Jetzt müßt ihr euch das schon vor der Hand gefallen lassen; man wird sehr leicht mit den Thorheiten der größern Welt bekannt, nur muß man einen freyen Blick mitbringen, nicht zagen und ängstlich schüchtern seyn; denn das giebt dem ganzen Auftreten Steifheit, die meist in das Lächerliche fällt. Offenheit, in Gesellschaft von Artigkeit und Bescheidenheit, besiegt selbst den leichtsinnigsten Spott und macht ihn schamroth. Laßt euch den, bisweilen frechen, Blick der Städter, den oft die große Welt einen Geist- einen seelenvollen Blick zu nennen beliebt, laßt euch nicht durch ihn aus eurer Fassung bringen. Es ist freylich leichter, jemanden scharf anzusehen, als sich selbst ansehen zu lassen. Nur eines wohlwollenden Blicks bedürfet ihr, auch dem keckſten Auge künftig den Weg zu versperren, und man wird die Augen zuschlagen, wenn ihr alsdann euern Blick emporhebet. Setzt euch im voraus in den Stand, gewisse euch unnützscheinende Dinge für sehr nothwendig zu halten. Wer mit der Welt leben will, muß sich in diejenigen zu finden suchen, die um ihn herum sind. Jeder Platz hat seine Eigenheiten. Man wird euch durch unnütze Fragen viel Zeit verderben. Seyd nicht allzustreng, und bedauert die arme große Welt, daß sie ihre Vergnügungen zwar berechnet, aber mit der Zeit nicht wohl umzugehen weiß. Ich hoffe, die Gutmüthigkeit, die euern beyden

den Characktern so eigen ist, wird euch Freunde erwerben, und ihr werdet euch nach und nach selbst mit den hoffärtigen und eigensinnigen Launen der Städter recht wohl vertragen lernen.

Während diesen vielleicht nicht unnützen Bemerkungen hatte man Coffee getrunken. Man zog sich vollends an, weil man das so gewohnt war, obgleich — die Zeit der Toilette für die Herren und Damen der großen, galanten Welt noch nicht herbeygerückt war.

Alle Augenblicke wurde geklopft, alle Augenblicke war ein Müßiggänger da, der nichts als theure und doch äußerst entbehrliche Kleinigkeiten, als Riechwasser, Pomaden, Seifenkugeln und dergleichen feil bot, und wenn man ihm nichts abkaufte, dreust genug zu betteln war. Wohl ließ sich auch mitunter ein Fabrikant sehen, der von den schlechten, nahrungslosen Zeiten getrieben, dieses Mittel zur Zuflucht wählen mußte, wenn Weib und Kind nicht verhungern sollten. Jenen wurde nichts abgekauft; der Major und Franz machte sie noch obendrein nicht wenig lächerlich, wenn sie ihre unwichtigen Armseligkeiten so wichtig machen wollten. Diesen aber wieß man nicht zurück, kaufte vieles, da man sich jetzt einrichten und eine neue Wirthschaft etabliren wollte, und handelte nicht zu genau.

Schon war es zehn.

„Fleckchen komm, sprach der Major, wir wollen das Logis besehen das ich für uns gemiethet habe. Wir haben noch viel zu thun, Vorhänge, Bettzeug —

„Dafür ist schon ziemlich gesorgt. Was ich zeither spann, war alles mein — groß sind meine Vorräthe nicht, was ihnen aber an Menge abgehet, ersetzt ihnen Güte und Schönheit. Sehen sie nur —

Sie öfnete eine sehr große Kiste.

Der Major erstaunte. „Tausendsapperment, bist du gescheut, Mädchen? Du hast den armen Pastor ziemlich gerupft —

„In acht Jahren kann man schon etwas zusammenspinnen. Was er mir bestimmte gab er mir mit so vieler Güte und Freundlichkeit, daß ich es wohl annehmen mußte. Ich verdoppelte meinen Fleiß, damit seine Wirthschaft nicht zu kurz kommen und ich mich nicht hintansetzen durfte.

Vater und Tochter Wartenburg giengen aus, Franz begleitete sie. Der gemeine Mann ist in großen Städten bey weitem nicht so neugierig, wie die Vornehmen. Diese drey Personen waren eine Neuigkeit. Der Alte in seiner Uniform fiel nicht auf, denn Officiere sind in großen Städten keine Seltenheit; aber die beyden jungen Leute, die gaben zu

mancherley Muthmaßungen Anlaß. Der junge Mensch in dessen ganze Figur die Natur Freymüthigkeit, Offenheit und einen Adel geprägt hatte, der oft den ältesten Dokumenten mangelt, machte aufmerksam. Manche der Damen blinzelte hinter dem Vorhange hervor; manche schlug den ganzen Flügel auf, und sah den Fremdlingen bis in die fernste Straße nach; alle aber stellten hinterher, obwohl vergebens, eine rigorose Untersuchung an, ob man von dieser Familie noch nichts gehört hätte. Verschiedene der jungen Herrn, die mit ihrer Toilette früher fertig seyn mußten, um einige mal die Straße auf und ab zu trippeln, um sich ihren Schönen zu zeigen, blickten neidisch auf den Philantropisten oder Verwalter, (denn für eins von beyden hielt man ihn) daß sein natürliches Haar aller Augen auf sich zog, und ihre schöne Frisur verdunkelte, die doch der Mode so neu und frisch entschlüpft war.

Und was machte man aus Seyblern? Selten ist wohl eine erträglichere Critik von Frauenzimmern gefällt worden. Ein hübsches Mädchen, sagte man allgemein. Eins meynte das natürlich gelockte Haar stehe ihr wirklich recht gut; einer andern gefiel wieder das ungenierte, das man in der großen Welt zwar theoretisch genug kennen will, aber praktisch herzlich elend ausführt. Man hätte sie gern classificirt, aber diese Erscheinung

nung hatte so viel Eigenes, daß man nichts Bestimmtes angeben konnte. Sie war zu natürlich, als daß sie Neid oder andere Leidenschaften hätte erwecken können. Major Wartenburg war ehedem auch hier zu ganzen Jahren gewesen; es war zu vermuthen, daß seine ehemaligen Bekannten und Freunde meist gestorben seyn konnten, und es schien ihm wirklich so, da sich keiner sehen ließ. Endlich kam eine Figur die Straße heraufgehüpfelt, die sich seiner Erinnerungskraft ganz bekannt darstellte, und doch konnte er sich nicht besinnen. Beyde Herren blieben, wie sie sich einander begegnet hatten, einige Minuten stehen. Der Major lehnte sich auf seinen Stock und jener hohlte sein drittes Auge herbey, das sich ihm nun unentbehrlich gemacht hatte, weil durch dessen Vermittelung beyde gesunde Augen invalid geworden waren, woraus er sich jedoch nicht sonderlich viel machte, denn wer von der bon monde seyn will, muß kranke Augen haben, sie wenigstens affektiren, wenn sie auch noch so gesund wären — Und mit diesem dritten Auge erkannte er den Major, kam auf ihn zugelaufen, umarmte ihn und schnarrte so viel elegante Verbindlichkeiten her, daß Franz erschrocken zurücktrat, und Sophie begierig auf die Entwickelung war. Auch dem Major wurde er nun erinnerlich. Es war, so nannte ihn der Major, der Cammerjunker von Munterberg. „Was Henker, Freundchen!

chen! rief der Kriegsmann aus, dir iſts gut gegangen. Du haſt ja den Cammerherrenſchlüſſel —

„Wohl erwiederte er, ohne Fortunens Schlöſſer damit geöfnet zu haben. Ich bin der arme Teufel immer noch, der ich vorher war. Bin auch noch toleranter, als ehedem geworden, denn ſieh, ich finde die Juden ſehr chriſtlich. Ich gedachte mir durch eine Mariage zu helfen, hätte allenfalls mit einer Bürgerlichen vorlieb genommen, denn die Bürgermädchen haben jetzt erſtaunend viel Geld, und ſind unter dem Adel ziemlich gäng und gäbe geworden; aber das Unglück hat mich immer verfolgt, und hätte ich mich in den Armen meiner philoſophiſchen Laune nicht tröſten können, ſo wäre es ſchon manchmal mit mir aus geweſen.

Man machte ſich in aller Geſchwindigkeit mit einander bekannt. Sophie konnte die geſchmeidige Offenherzigkeit nicht genug bewundern, da ſie ſelten bey Hofleuten zu finden ſeyn ſoll. Der Cammerherr begleitete ſie.

„Freundchen, ſprach der Major, du könnteſt mir einen groſſen Dienſt erweiſen.“

„Tauſend, tauſend für einen. Nur heraus damit.“

„Du haſt ſehr viel Bekanntſchaften, we
nigſtens war das ſonſt der Fall mit dir.“

„Und iſts auch noch immer. Meine Con
noiſancen müßen mich durchbringen. Ich
bin dir wie ein Aal, überall ſchwimme ich
hin, und überall ſchlüpfe ich durch.“

„Mich hat man ſo lange nicht geſehen,
man wird mich vergeſſen haben; meine Toch
ter war nie hier, alſo kennt man ſie auch
nicht, und dieſer wackre Junge wird die
Auslegungskunſt der Klätſcher nun gewiß
in Verlegenheit ſetzen; alſo wollte ich dich
bitten, wo du hinkömmſt unſrer zu erwäh
nen. Aber, Freundchen! laſſe die Erzählung
in ihrer nackten Wahrheit, damit das Ge
rücht hübſch einerley Farbe behalte. Sieh
nur, die armen Leutchen ſollten mich dauern,
wenn ſie ſich vergeblich die Köpfe zerbrochen
hätten, und hinterher doch nichts wüßten.

„Brüderchen, iſt das ein Stich?

„Brüderchen eine Gefälligkeit. Thue
das deine; man kanns nicht umgehen, daß
nicht diverſe Sagen am Ende was Nachthei
liges hinter ſich laſſen ſollten.“

„Das iſt wahr. Gut, morgen ſoll es die
ganze Stadt ſchon wiſſen. Welch' Zeit iſt
es denn? (ſieht nach der Uhr) Ah;
erſt gegen eilf! Wie merveilleus lang einem der
Morgen nicht wird, wenn man einmal eine
Stunde

Stunde früher aufgestanden ist, als gewöhnlich. Gegen zwölf gehe ich zur Baronesse X. sie befördert Neuigkeiten sehr gern. Kann ich dir sonst mit etwas dienlich seyn?

„Wir wollen Meubles kaufen; willst du uns begleiten?“

Der Cammerherr schlug nicht aus. Wie es aber dreyviertel auf zwölf an der Uhr war, empfahl er sich.

Und redlich hatte er das Seine gethan. Wie ein Lauffeuer war die Geschichte umher. Nichts hätte ihn bey diesem verdienstlichen guten Werke in Verlegenheit setzen können, als der Mangel an Nachricht, wer der junge Mensch wohl seyn möge? aber das müßte ein schlechter Hofmann seyn, der sich nicht gleich zu helfen wüßte. Er machte Franzen auf der Stelle zu einem jungen Amerikaner. Dadurch wurde er mit einemmale interessant, und kein Mensch hätte des Pastors Sohn aus Niemberg hinter dieser Maske gesucht.

Der Morgen war verstrichen. Man kehrte nach Hause, hatte den größesten Theil der Meubles behandelt, und es war keine Unmöglichkeit mehr, nach einigen Tagen das gemiethete Logis beziehen zu können.

Gegen Abend besuchte man einige Spaziergänge, die Sophieen und Franz anfangs behagten, ihnen aber bald gleichgiltiger wur-

den

den, da sie nur Anlagen der Kunst waren, und das Abwechselnde nicht hatten, womit uns die Natur immer zu überraschen weiß.

Der Cammerherr stellte sich wieder ein. Er erzählte die Geschichte, und die Umtaufung Franzens, die er aus dem Stegreif hatte übernehmen müssen. Und alle drey brachen in das lauteste Gelächter aus.

„Ob wir wohl die Farce fortspielten und Franz einen Amerikaner bleiben ließen? meynte der Major — Aber schnell besann er sich, „Ey nein der Teufel, das gienge nicht. So lange Franz bey uns bleibt, möchte es schleichen; aber wenn er einmal wiederkommt, und alle Jahre muß er uns doch wenigstens einmal besuchen, wie dann? — Nein mein Freundchen! das müssen wir redressiren.

„Mon dieu! Brüderchen was ängstigst du dich denn! das zu redressiren, ist eine Kleinigkeit. Aber sage mir nur erst, wer ist denn der liebenswürdige Unbekannte?“

Der Major erzählte ihm alles.

Gut, gut, rief der Cammerherr. Ich mache aus der ganzen ernstlichen Sache einen Spaß. Ich werde meine Damen und Herrn auslachen, daß sie sich leichtgläubig genug finden ließen, meinen lieben Franz für einen echten Amerikaner zu halten, den sie jetzt alle bewundert hatten, aber gewiß nicht be-

wunder

wundert haben würden, wenn er ihnen als ein Deutscher, und zwar als des Pastor Seebachs Sohn aus Niemberg vorgestellt worden wäre.

„Machs, wie du denkst, Brüderchen; nur bedinge ich mir aus, daß kein widriger Schein auf meinen Franz falle, oder Brüderchen (klopft an seinen Degen) du verstehst mich.“

Der Cammerherr redressirte die Geschichte in einigen Tagen wirklich mit vielem Glück. Man hatte ihn immer zum Hännchen gehabt, jezt drehete sich das aber um; denn er war blos nur Hännchen, wenn er es seyn mußte, nicht aber — wenn man wollte.

Er leistete dem Major viele gute Dienste; machte sie alle drey mit manchen Gegenständen sehr leicht bekannt, wo sie gewiß nicht so schnell, ohne eine solche Anleitung, zu ihrem Ziel gelangt seyn würden.

Nach einer kurzen Zeit waren sie recht gut eingerichtet, und — sehnten sich nach und nach mit dem Stadtleben aus. Gewohnheit wird leicht zur zweyten Natur.

Sophie ließ sich nichts von ihrer muntern Laune nehmen, lebte unbefangen; trotzte zwar nicht geradezu dem längstgehuldigten Herkommen, schwächte auch nicht die einmal nun doch geschlossenen Conventionen; aber

sie ließ sich doch auch nicht in jene Fesseln schmieden, wo man weder Herr über sich, noch über seine Empfindungen und seine Zeit ist.

Da aus Sophiens Handlungen und Maximen überall Gutmüthigkeit hervorleuchtete, so fingen die witzigen Anekdotenjäger manches Bonmot von ihr auf, und erzählten es weiter.

Ein so liebenswürdiges, tugendhaftes, und was in unsern Zeiten noch mehr in die Augen fällt, ein so reiches Mädchen mußte mit einemmal alle Speculationen der jungen Herrn reizen. Wo sie war, wo sie sich blicken ließ, umflatterten sie diese bunten Schmetterlinge. Aber ihre Erscheinung entlockten dem lieben Mädchen nur ein schalkhaftes Lächeln, niemals Theilnahme. Bald war man bescheidner, bald wieder dreister; oft war man gar ein wenig unverschämt. Sie fand es für nöthig sich eine gewisse Theorie zu entwerfen, wornach sie diese vornehmen Thoren behandeln konnte. Anfangs waren ihr solche Auftritte lächerlich — aber auch das Lächerliche wird am Ende lästig.

Sophie hatte sich sehr bald einen der reizendsten Spaziergänge gewählt, den der übrige Theil der Stadt nicht für so reizend hielt, weil er immer sehr einsam war. An ihrer Hand wandelte gewöhnlich Franz; von Kind-

heit

heit auf an ihn gewöhnt, stimmten ihre Seelen ganz harmonisch, sie mochten Freuden oder Leiden mit einander zu theilen haben. Franz hatte besonders helle Augen, alle Partheien schnell aufzufassen, die auf Sophiens Herz wirken, und angenehme Empfindungen erregen mußten. Seine Ausdrücke waren einfach und naiv. Man konnte Stunden mit ihm wandeln, ohne eine Exclamation von ihm zu hören, was denn bey andern gerade das Gegentheil war; denn sie liebten die Ausrufungen in hochtönenden oft geschmacklosen Ausdrücken, und empfanden wenig oder nichts von dem, was sie so eben sagten.

Kaum war sie nur einigemal hier gewesen, so hatten sie die Stutzerchen schon erforscht. Auch sie wählten diesen Spazierweg und hofften ganz gewiß hier Gelegenheit zu finden, ihre Bekanntschaft zu machen. Einer von ihnen producirte sich so sonderbar, daß er ihr viel Spaß machte. Er trippelte die Allee hinunter, trippelte sie wieder herauf, getraute sich aber nicht seine Lorgnette herauszunehmen, und doch war er so blind, daß er nicht alle Reize entdecken konnte, die in einem gewissen Halbdunkel jetzt vor seinen Augen standen. Bey dem zweytenmahle wie sie sich einander begegneten, machte er ein sehr devotes Compliment. Man erwiederte es mit Artigkeit. Er kehrte nochmals um,

und machte sich bemerkbar, wurde es auch, doch so, daß er eben nicht Ursache haben konnte, diesen Versuch noch einmal zu wagen. Aber was sich der Geck nicht für Deutungen machen kann! Ob sich gleich ein schalkischer Spott in Sophiens Blicken verborgen hielt, den er leicht hätte entdecken können, so nahm er ihn doch zu seinem Vortheil und kam mit leichten tanzmeisterlichen Schrittchen, jeden auf der Zehe gethan, auf Sophien zu. Er sah das gute Mädchen zum erstenmahl, aber seine Lippen flossen von zuckersüßen Worten über, und seine Zunge lispelte wie der West. Mit unaussprechlicher Redseligkeit bewies er seine Quartiermeistergeschicklichkeit und logierte bald in ihre Augen die Grazien ein, und bald auf ihre Wangen die Liebesgötter; er borgte dem Himmel alle Tugenden ab, um sie ihr geben zu können. Ihr Stillschweigen schien ihm Bewunderung zu seyn; denn wirklich that sich Sophie Gewalt an, daß sie nicht hell auflachte, und Franz stand so gelassen da, wie einer der sich ex officio etwas vorsagen lassen muß. Oft schwebte ihm zwar eine launichte Bemerkung auf den Lippen; er drängte sie jedoch wieder zurück. Da der Thor aber in seinen Narrheiten unerschöpflich war, so stieg in seiner Seele Mitleiden gegen ihn empor, und Sophie, die bald stehen geblieben, bald wieder weiter gegangen war, faßte alle ihre seitherigen Bemerkungen in eine zusammen, und

erklärte

erklärte sie ihm, seines glänzenden Einflusses nun müde, mit unglaublicher Naivität in den wenigen Worten: Verzeyh, du bist wohl ein närrisches Männchen.

Zwar brachte ihn das einigermaßen außer Fassung, denn so sehr er an ihr die Natur rühmte, die sie sich zum Liebling erkohren hatte, so war ihm diese Bemerkung doch allzunatürlich. Statt sich zu trollen, fixirte er sich noch mehr. Aber Franz führte nun eine etwas gerade Sprache, die ihm wohl die Nichtigkeit seiner vortrefflichen Eigenschaften hiesigen Orts im zweifelhaften Licht erblicken lassen mußten. Franzen trafen dagegen einige Seitenblicke von ihm; aber wie froh war er, daß er des Schwätzers entlediget wurde.

Der liebe junge Herr wollte nun recht politisch handeln, und erzählte diese Behandlung in allen Gesellschaften; denn er glaubte, daß sie Franz und Sophie nicht verschweigen würden. Er hatte aber sehr geirrt, und hatte es sich nun selbst zuzuschreiben, daß das: Verzeyh, du bist wohl ein närrisches Männchen! zum allgemeinen Sprichworte wurde.

Man hätte glauben sollen, diese Scene würde nun alle Gecken von Sophieen entfernt haben; aber welcher Geck hält sich nicht klüger, als andere? Sie hatte noch einige

Versuche nöthig, eh' sie sich von ihnen befreyte. Endlich hatte sie doch Furcht eingeflößt, weil ihre Einfälle auf dem haften blieben, der sich ihren Spott zugezogen hatte.

Vater Wartenburg hatte eine unendliche Freude, wie er sah, daß sich seine Sophie so ritterlich hielt. In kurzer Zeit war sie in den besten Gesellschaften wohl aufgenommen. Manche Zirkel fanden sich sogar verödet, wenn sie nicht mitten unter ihnen war. Ihr Beyspiel erwarb der einfachen Natur viel Freunde; man verwarf das Gekünstelte, dem man doch seither so ängstlich nachgehangen hatte; diese Bildung gieng in alle Gespräche und endlich zu den Kleidungen über, denn man sah es ein, daß nicht die eben der Modegöttin entschlüpfte Tracht die vortheilhafteste für den Körper sey, daß diese oft gar nicht darauf achte, und ihre Geschmacklosigkeit, ihren Unsinn oft nur mit dem Reiz der Neuheit bedecke.

Man hat deswegen nicht Ursache zu glauben, daß Sophie nicht auch ihre Tadler, nicht auch ihre Spötter gehabt habe; aber diese kümmerten sie nicht, und wenn sie sonst gewollt hätten, sie hätte ihnen den Stoff selbst dazu gegeben. Sie kannte diese Methode sehr gut, die den Tadler, und den Spötter so leicht ermüden kann.

Zwey Monate waren verſtrichen; kurz waren ſie Franzen geworden — länger aber ſeinem Vater, der nun in ſeinen Briefen einige Sehnſucht, ihn bald wieder zu ſehen, merken ließ. Franz hatte zu viel kindliche Zärtlichkeit, als daß er ſich nicht ſogleich hätte losreißen ſollen. Dem Major und Sophien gieng der Abſchied ſchwer ein, denn auch Wartenburg hatte ſich ſo an ihn gewöhnt, daß ihm die Hälfte ſeines Daſeyns fehlte, wenn er nicht gegenwärtig war.

Wie Franz ins väterliche Haus zurückgekehrt war, ſo mußte der Major ein Tobackscollegium mehr halten (er rauchte ſehr gern in Geſellſchaft) und Sophie fand ſo manche Freundin, die Franzens Verluſt ihr zwar leidlicher, ihn ſelbſt aber doch nicht vergeſſen machte.

Sonſt waren Sophiens freylich die Stunden ſchneller verſchwunden, wie jetzt, da ſie nun allein war. Der Major hatte nun keine männliche Seele um ſich herum. So wohl ihm die Geſellſchaft ſeiner Tochter that, ſo ſehnte er ſich bisweilen doch nach einem andern Umgang. Er ſchlenderte deßhalb an verſchiedene öffentliche Oerter; aber den Gemeingeiſt, den er hier ſuchte, fand er nur ſelten. Entweder es vertrieben ihn die politiſchen Händel, die

jetzt das willkommenste Steckenpferd des Publikums sind, oder die Ausschweifungen des Luxus gaben ihm ein Aergerniß, da sie die Familienverhältnisse jetzt schon so grausam stören, und künftig noch mehr stören müssen. Aus den Augen der Männer oder der Väter stieg entweder der Gram, wie sie das forthin ausführen sollten, oder der Leichtsinn, der nur für den heutigen Tag sorgt, und so ganz unvermerkt an den Abgrund führt. Der Töchter und der Mütter Blicke suchten buhlerisch nach ihren Bewunderern umher, und boten hiermit nicht selten ihre Tugend dem Wollüstling feil. —

Sophie fand sich in ihren Zirkeln ungleich besser, und besuchte solche, wenn sie nicht in der Gesellschaft ihres Vaters seyn konnte; denn es traten wöchentlich doch immer ein paar Tage ein, wo nur Mannspersonen seine Gesellschafter waren, und da schien denn ihre Gegenwart unnöthig zu seyn.

Eben erwartete der Major einige seiner Freunde, denn das Kränzchen war diesmal bey ihm, als der Commerzienrath Braunberg unvermuthet vorsprach. Sie waren ehedem Duzbrüder gewesen. Er war ebenfalls unterdessen durch Erbschaft ein reicher Mann geworden. Man freute sich, einander wiederzusehen.

„Major. Ey ey! Brüderchen du bist seitdem wir uns nicht sahen, ziemlich dünn geworden.“

„Hm!

„Hm! hm! hast wohl recht; aber gesünder, viel gesünder bin ich doch. Wer immer nur wie die Rose blüht, bekommt auch leicht, wie sie, den Wurm. Weiß das aus Erfahrung. Kannst du dirs vorstellen, drey gute Stunden von hier liegt mein Guth, und bin zu Fuße in die Stadt gegangen.“

„Sprichst da von einem Guthe, mußt doch Pferde haben, und läufst zu Fuße in die Stadt?“

„Ha! ha! ha! Brüderchen! Wirthschaft! Wirthschaft! wenn man zu was kommen will. Während ich zu Fuße hereingehe, verdienen bis Morgen Abend meine Pferde ihren Carolin.“

„Ey der Teufel Brüderchen! wie ich merke bist du recht sehr ökonomisch geworden. Was der Henker wollen aber die Furchen um deine Augen sagen? Du, die hat doch der Geiz nicht etwan aufgepflügt?“

„Wie deine Art Leutchen nur seyn kann! würde ich nicht geizig seyn! — du kennst mich von jeher.“

„Wohl wahr! Aber Zeit und Umstände ändern viel. Können denn deine Bauern nicht auch den Carolin verdienen. Ich will wetten, du thust wohlfeilere Fuhren, wie sie, damit man nur dein Fuhrwerk nimmt.“

„Je nun, wäre denn das Sünde?“

„Machst dir sie aber zum Feinde.“

„Werden aber immer auch meine Freunde wieder, ehe der Gerichtstag kömmt.“

„Brüderchen, da lobe ich mich. Die Vorsicht hat mirs auf meine alten Tage gut werden lassen. Habe da meine hundert und zwanzig tausend Thälerchen geerbt.“

„In aller Welt! hundert und zwanzig tausend Thaler, sagst du? und hast niemand, als deine Tochter?“

„Niemand mehr als sie.“

„Und hast dich nicht angekauft?“

„Brüderchen ich lebe meiner Tochter. Erstlich sind die Güther theuer. Wer sie nicht recht gut bezahlt kriegt, verkauft nicht, und warum soll ich nach Gelegenheit geben tausend mehr geben, als meine klügern Vorfahren? Das hieß das Vermögen seines Kindes schmälern wollen.

„Das Vermögen gehört also deiner Tochter?“

„Närrchen! Alles ist mein; und eben darum, weil alles mein ist, so ist es auch das ihrige.“

„Gesetzt nun, sie heurathet?

„So

„So sprech ich: Fleckchen! da hast du den ganzen Bettel. Ich ziehe mit dir, gieb mir wöchentlich fünf Thaler, und halte mich als deinen Vater.“

„Wöchentlich fünf Thaler nur? und ein Vermögen von hundert und zwanzig tausend Thalern.“

„Fünf Thaler brauch ich nur. Zweye wöchentlich für die Armen; zwey Thaler acht Groschen für Cnaster — und sechzehn Groschen — um doch ein paar Dreyerchen in der Ficke zu haben.“

„Ey, ey, ey! Brüderchen! da möcht ich schon dein Schwiegersohn seyn.“

„Poz blümerant! hast du denn noch keine Frau?“

„Brüderchen! wer jetzt eine Frau nimmt, greift in den gefährlichsten Glückstopf —

„Bist also noch Hagestolz?“

„Hat sich was zu Hagestolzen. Glaube mir, mein Herz ist immer noch der Liebe fähig; werde künftiges Frühjahr erst vier und funfzig.“

„Brüderchen! weis mir doch deinen Taufschein.“

„Nun da rechne es aus; Anno 32 bin ich gebohren.“

„Das

„Das macht ja aber zwey und sechzig.“

„Ein paar Jährchen auf und ab —

„Thut, wenn man in die sechzig ist, viel. Die eine ist wählicher, die andre — Apropos! wie verkommst du denn?“

„Eben das macht meine Sorgen. Habe eine Haushälterin, der ich gewaltig auf die Finger sehen muß. Sieh, da liegt die ganze Sorge auf mir.“

„Du bist wirklich ein armer Teufel. Warum hätt ich aber nicht geheurathet?“

„Du hast gut fragen. Sieh nur die Mädchen in unserm Lande an. Die, die kaum ein Röckchen auf dem Leibe hat, ist schon so wählich, wie nun erst die, die etwan ein Capitälchen hat? Und nun nimm die Art, wie man jetzt lebt. Wer im Gleis der grossen Welt halbweg nur mit fortschleichen will, kann jährlich auf seine Frau gut und gern achthundert bis tausend Thaler rechnen. Wie viel macht das nicht Capital? Und wenn man das auch so hingehen lassen wollte, so hat man doch auch immer eine — und doch auch keine Frau. Heute ist sie da, morgen da, übermorgen wieder wo anders — kurz sie ist überall, nur nirgends bey sich zu Hause. Macht mans nicht mit, so wird man wie der Witz in die skandalöse Chronick der ganzen Gegend einverleibt; das Weibchen selbst leidet

ſet wohl hülfliche Hand dazu. Macht man die Poſſen mit, ſo iſt man zu fleiſ, zu wenig ſtiffig, denn unſere liebe Jugend iſt ſo erſtaunend weiſe und klug, daß Greiſe gegen ſie wie Kinder ausſehen; und dann ärgert man ſich, oder man muß das fünfte Rad am Wagen ſeyn."

„Ich denke nur, Brüderchen du übertreibſt es. Wenigſtens ſolls meine Tochter ihrem Mann nicht ſo machen."

„Habe ſchon viel gutes von deinem Fiekchen gehört. Ein groſer Vortheil, daß ſie nicht in einer groſen Stadt erzogen worden iſt. Brüderchen! wenn man nicht zu alt wäre!"

„Du! ich glaube gar ſ ſ

„Je nun freylich, was der Menſch ſich nicht wünſchet!"

„Unmögliche Dinge wärens zwar nicht; aber Fiekchen iſt flink."

„Deſto beſſer! Der alte Hofrath Nentzſch hat erſt vor drey Jahren wieder geheurathet, er war gerade acht und ſechzig Jahr, und ſein Weibchen kaum zwanzig. Sie iſt ein kleiner Wildfang, und hat den alten, kränklichen Mann gleichſam wieder verjüngt."

„Höre, das klingt als wenn ich den Brautwerber bey meiner Tochter machen ſollte? Je

Je nun, eine Anfrage bleibt erlaubt. Schade, daß sie nicht da ist, sie hat ein scharfes Auge.“

„Brüderchen im Ernst gesprochen, deswegen kam ich heute zu dir, aber . . . Wen ich nur hörte, der lobte das Mädchen und pries ihren Verstand.“

„Ist nur reiner einfacher Hausverstand, nicht aus großen Gesellschaften, nicht von der Toilette, nicht aus Romanen gesammelt.“

„Der Hausverstand ist für eine Frau der beste. Höre Brüderchen! wenn du ja was thun willst, so machs nur hübsch verborgen. Denn sollte ich mit einem Mädchen abziehen müssen, was würde man da nicht lachen; über einen alten Junggesellen fallen sie wie die Fliegen über einen Zuckerhaufen her.

„Wenn der Vater selbst den Brautwerber macht, gehts gewiß verschwiegen zu. Wir werden dich nächstens besuchen.“

„Bestimme die Zeit.“

„Das genirt uns. Wir kommen, wenn es uns einfällt.“

Aus diesen Präliminarien zog sich der Commerzienrath seinen Schluß und faßte mehr Hoffnung. Er wurde heiterer, schmauchte sein Pfeifchen und trank sein Gläschen Wein.

Er

Er rechnete sehr richtig und geschwind, und da waren denn die Interessen zu sechs pro Cent auf das Capitälchen von hundert und zwanzig tausend Thalern leicht calculiert. Der Abend rückte herauf. Er hatte sich verzögert, weil er des Majors Tochter zu sehen hoffte.

„Brüderchen, mir kommt die Nacht auf den Hals, sprach er endlich mit so beklemmtem Herzen, als wenn auf selbiges ein neuer Stein gefallen wäre; ich muß nun fort."

„Bist du gescheut; ehe du die Helfte des Weges machst, ist die Nacht da."

„Brüderchen es ist Mondenschein. Meine Leute wissen nicht anders, als ich komme zu Hause; habe keine Einrichtung gemacht, und wenn das Kätzchen aus dem Hause ist, hat das Mäuschen, weißt du wohl, freyen Lauf."

„Das mußt du nun wissen. Willst du bey mir bleiben, soll mirs lieb seyn. Weißt, ich mache keine Umstände."

Der Commerzienrath ließ sich aber nicht halten. Er ließ an Fleckchen sein Compliment, und an ihr Capital sein Herz und sein zärtlichstes Andenken zurück.

Sophie kam nach Hause.

„Väterchen ist jemand bey ihnen gewesen," fragte sie.

„Ein alter Freund von mir, und für dich — ein Freyer."

„So! und der Freyer war?"

„Der Commerzienrath Braunberg."

„Von dem haben sie mir noch nichts gesagt."

„Es ist eine gute Haut; hat ein Rittergüthchen von achtzigtausend Thälerchen, hat kein Weib, versteht sich."

„Auch noch keins gehabt?"

„Keins."

„Ein schlimmes Omen!"

„Ist noch obendrein etwas alt."

„Auch alte Leute können oft liebenswürdig seyn."

„Wenn du so meynst."

„Ist er sehr alt?"

„Zwey und sechzig."

„Freylich ein bischen viel Jahre. Er kränkelt doch nicht etwa schon? Väterchen, einen kranken Mann nehme ich nicht. Der Gedanke Wittbe zu werden, ist mir von jeher unerträglich gewesen.

„Si

„Gesund muß er wohl seyn, denn er macht den Tag, wenn er will, seine drey bis vier Meilen zu Fuße.“

„So; wir wollen es also doch überlegen. Wenn will er wieder kommen?

„Ich dächte wir besuchten ihn — er ist ein alter Freund, und ich bin ihm doch überdem nun eine Visite schuldig.“

„Gut Väterchen! die Tage sind jetzt schön, wir wollen morgen schon hinausfahren.“

„Morgen schon? das dächte ich wäre zu eilig, zu überraschend.“

„Ebendeswegen. Liebhaber müssen überrumpelt werden.“

Sophie hatte noch manche sehr treffliche Gründe, daß der Alte endlich einwilligte, und am morgenden Tage schon der Besuch gemacht wurde.

Man fuhr rasch in den Hof, daß der arme Commerzienrath sich nicht fassen konnte, und bleiben mußte, wie er war. Seine Aengstlichkeit gab ihm ein komisches Ansehen, das je mehr er es verbergen wollte, desto auffallender wurde. Man erlaubte es ihm nicht einmal, sie in ein andres Zimmer zu führen. Er mußte seine Wohnstube öfnen. Hier herrschte überall ein tiefes Dunkel, das die so

lange nicht gereinigten Fenster verbreiteten; überall schien die Göttin des Schmutzes ihr düsteres Tempelchen aufgeschlagen zu haben. Die Spinnengewebe, die hier zu finden waren, konnten nicht die Symbole des Fleißes seyn, wohl aber waren sie die Kennzeichen des unbilligsten Mistrauens; denn Jahre waren verstrichen, und keine der Dienstboten hatte er zu sich gelassen. Die Funktion des Kehrens verrichtete er selbst; eine gewisse Art Spinnen aber hegte er mit grober Sorgfalt, denn sein Aberglaube hielt sie für heilige Wächter des Glücks und Beschützer vor jeder Feuersgefahr.

Sophiens Augen musterten schnell, und was sie zeither gesehen hatte, konnte ihr diesen Gegenstand nicht sonderlich empfehlen. Da standen zwey eiserne Kasten, selbst für den pfiffigsten Dieb unüberwindlich. Ueber beyden lag eine Matratze, und einige harte Kopfkissen, woraus zu vermuthen stand, daß er hier sein Nachtlager halten müsse. Der Major machte einige spöttische Bemerkungen darüber, die der Commerzienrath sehr ernsthaft erwiederte und auf die Verdorbenheit der Sitten schimpfte, wo man keinem Menschen mehr trauen dürfe. Er schob auf die Revolution in Frankreich alle Schuld, daß die Gleichheit, die sie einführen wollten, auf das schlechte Gesindel den reizendsten Einfluß gehabt hätte, und daß man in kurzer Zeit ganze Heerden

von

von Räubern im Lande haben würde. „Seit dem gebe ich auch nichts zu frommen Anstalten mehr, setzte er hinzu. Will man aber an jeder Straße einen Galgen bauen, so schließe ich meinen Beytrag gewiß nicht aus.“ Sophieen schauderte die Haut. Aber der Major zog ihn mit seinem menschenfreundlichen Eyfer nicht wenig auf.

Die Haushälterin trat herein. Wild rollten des Commerzienrathes Augen, denn keine lebende Seele ließ er, wie wir wissen, in seine Plutuskhöhle; er breitete seinen Rock aus einander und trat so struppig vor seine Kisten und Kasten, wie die Henne, wenn man ihren Küchlein zu nahe kömmt. Sie mußte bald wieder fort, kriegte auf alle ihre Fragen nur Verweise, daß sie ungeheißen hereingekommen wäre.

„Ey ey, Brüderchen! sagte der Major, du treibst dein Mißtrauen zu weit. Man reizt dadurch noch mehr, und giebt Anlaß, daß man uns nur desto eher bevortheilt. Höre, wenn mir der Mammon so viel Last machte, wie dir, wenn er mir an meinen Lebensfreuden hinderlich seyn sollte, da gäb ich ihn dem ersten, besten Bettler.“

„Und — wenn du nicht mehr Liebe zu deinem Vermögen hast, so kann's bald alle werden, so groß es auch ist. Du kennst die Menschen noch nicht, kennst die schlimme

Zeit noch nicht, worinnen wir leben. Ueberdem bin ich nicht mit lauter fremden Leuten umgeben? Es ist nicht lange, da fehlte mir ein Beutelchen mit drey Thalern.“

„Potz Seitzhals und kein Ende!“ rief der Major aus, und lachte aus vollem Halse.

„Brüderchen! Brüderchen! bricht nicht so grün ab. An den kleinen Riemen kaut der Hund zuerst, und dann — Besser zu aufmerksam, als zu nachsichtig.“

„Und warum hätte ich mir nicht längst ein Weib genommen? Aber du traust dir selbst nicht, vielweniger —

„Wie du nun auch bist! Würde ich meiner Frau nicht trauen! Eine kleine Probe, ob sie auch das Geld zu schätzen wisse, ob sie haushälterisch genug sey, das kann für beyde Theile nichts schaden —— freylich, freylich, wem der Himmel ein Gattin zuführte, die deiner liebenswürdigen Mamsell Tochter nur zur Hälfte glich, der wäre glücklich.

Sophie verneigte sich und wies das Compliment so halb und halb bescheiden, aber doch etwas mit Leichtfertigkeit zurück.

Major. Der Henker! Commerzienräthchen, nun fängst du gar an, galant zu werden; die Zärtlichkeit ist gewiß nicht mehr fern, nicht wahr? Daß du wohl noch gar mein Schwiegersohn wirst!“

Commerzienrath zu Sophieen. Ich habe so viel Gutes von ihnen gehört, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn ich die Hofnung haben dürfte . . .

Major. Brüderchen du stotterst ja entsetzlich —

Commerzienrath. Denke nur meine heiße Liebe und mein Alter —

Major. Nun, so nimm dir nur Zeit.

Der Commerzienrath gieng zu Sophieen. „Liebwerthestes Mamsellchen trauen sie mehr auf die Empfindungen meines Herzens, als auf den Wortschall, der mir unmöglich ist.“

Major. Und warst doch sonst ein so guter Redner. Doch ich will dich weiter nicht irre machen.

Sophie. Worte sind öfters nur tönende Schellen.

Commerzienrath. O sie sind sehr gütig, wenn also Mamsell Wartenburg gesonnen seyn sollten . . .

Major (führt die Rede des Commerzienraths mit einer lächerlichen Pantomine fort) in den Stand der heiligen Ehe zu treten, so . .

Commerzienrath. Brüderchen du bist ein gewaltiger Spaßmacher!

Major. Und du ein gewaltiger Complimenteur. Das schleicht und kehrt sich, wie ein böses Gewissen. So was wird von uns nicht geliebt. Gerade und bieder!

Commerzienrath. Aber Brüderchen wie du auch bist! Ich habe die Ehre zum erstenmal, und solch ein Vertrag bleibt doch ein großes Wagstück.

Sophie (die mit dem Auge einer ziemlich strengen Critik im Zimmer umherblickt) Meynen sie das auch Herr Commerzienrath?

Es erfolgte mit einemmal eine ziemliche Windstille. Der Major unterbrach sie. Sophie wollte ihr Lächeln verbergen, und trat an das Fenster, wodurch sie aber nichts sehen konnte. — Der Commerzienrath bot wieder um seine ziemlich breitschultrige Beredsamkeit auf, und gieng wirklich zu einer förmlichen Erklärung über. Mitten in seinen, nach einer Art sehr warmen Herzensergüssen fiel ihm bey, daß er noch, ehe er diesen angenehmen Besuch bekommen hätte, einen Sack mit Speciesthalern habe durchschießen wollen — er bat um Verzeihung und eilte nach der Geldkiste, denn er meynte, wenn das nicht gleich abgethan würde, und es fehlte daran, so wäre an keine Wonification zu denken.

Diese

Dieser Uebergang machte Sophien besonders den größten Spaß. Sie flüsterte ziemlich laut ihrem Vater ins Ohr: Väterchen! wen soll ich heurathen, den Mann oder sein Geld?

Der Commerzienrath hatte das gehört, blieb starr und steif mit seinem Geldsack dasitzen, und konnte sich in diese unvermuthete Frage im mindesten nicht finden —

„Brüderchen, hub der Major darauf an: das Mädchen hat recht. Wenn andere Liebhaber ihren Antrag machen, so denken sie an nichts, als an ihr Liebchen. Hätten an dem Beutel auch zehen Species gefehlt, —"

„Zehen Species! o bedenke doch auch, daß das viel Geld ist, wären drey schon genug."

Sophie. Ein artiges Compliment für mich."

Commerzienrath. Bitte, bitte gehorsamst! So war das nicht gemeynt! Der Sparer ist doch immer besser, als der Verschwender.

Major. Commerzienrath! weißt du was. Geld haben wir genug! Meine Tochter sucht sich also einen Mann nach ihrem Herzen. Da du nun ein Mann bist, der nicht Herr über das Geld, das Geld wohl aber Herr über dich ist, also nichts weniger

als ein Mann nach ihrem Herzen seyn möchte, so kann zwischen euch Leuchten weder im Himmel, noch auf Erden eine Ehe geschlossen werden. Laß uns also friedlich abziehen. Wähle dir ja kein junges Mädchen; suche eine alte Jungfer, die, des Lebens nun satt, nur an deinen Kisten und Kasten ihren Himmel sucht, und ihn findet; die der Anblick des Geldes nur freuet, die ihrer Hand selbst nicht trauet, die kein Menschenleiden mindert, und sich um keine Klage kümmert, wenn sie nur zusammenrafft. Der Mammon wird dann eure einzige Freude seyn; ihr werdet in Wollust mit einander hungern, da ihr euch doch satt essen und euerm Körper wohlthun könntet; ihr werdet dürsten, ehe ihr euern Gaum labt.

Commerzienrath. Brüderchen! Brüderchen! du wirst ordentlich beleidigend.

Major. [illegible]eit ist nicht Beleidigung. Diese darf Leuten deiner Art nicht verhohlen werden. So sehr man sonst den reichen Geizhals schont, so tief man seinen Mammon verehrt, so wenig bin ich der Meynung. Bey mir heißts: wenn das Herz voll ist, geht der Mund über. Auch mich hat Gott gesegnet; aber mir macht der Reichthum Vergnügen. Gutes damit zu schaffen, frohe und glückliche Menschen damit zu machen, das scheint mir die rechte Bestimmung zu seyn. Und wenn ich einmal da oben von

meiner

meiner Verwalterschaft Rechnung werde ablegen müssen, so bosse ich gewiß, man wird mich mit Beyfall quittiren. Mit: Dixi — schlossen wir auf der Schule, wie du weißt, gewöhnlich unsre Reden; also: Dixi.

Der Commerzienrath war ganz betreten; faßte sich aber und gab dem Major auch einen obgleich zwar unverdienten Stich. „Wie du wißt, Major! meynte er. Wer weiß, welcher vom beyderseitigen Reichthum dem andern aufgezehrt haben würde.“ Der Major lächelte. Die Pferde standen noch vor dem Wagen; er ließ vorrücken, setzte sich ein, fuhr wieder weg, und die große Visite war sehr bald geendiget.

Der Commerzienrath war froh, daß er den Gästen noch nichts vorgesetzt hatte, denn er wäre äußerst betreten gewesen, wenn er eine Bouteille Wein so um nichts und wieder nichts aufgeopfert hätte.

Wie frey und freyer athmete der Major und seine Tochter, als sie des Commerzienraths Aufenthalt im Rücken hatten. „Hm! hm! brummte der Major. Hätte ich mir eingebildet, daß sich der Bursche so umgeworfen haben würde, keinen Schritt hätte ich nach ihm gethan. Was der vertrackte Bettel, das Geld auf den Menschen für Einfluß hat. Glaubs nur, Fleckchen! wie er gestern bey mir, und also entfernt von der

Nachbarschaft seiner Kisten und Kasten war, da schien er nicht viel verlohren zu haben, und war wirklich noch scharmant!

Sophie lachte, und erhielt ihre muntere Laune durch Auffrischung der Farben von dem Gemälde, das sie so eben betrachtet hatte. „Väterchen, sagte sie, wenn ich denn nun wirklich keinen Mann kriegen kann, so wähle ich doch wohl diesen; alte Jungfer werde ich auf keinen Fall nicht.

Major. Aber mein Kind!

Sophie. Nur sich keine Sorge gemacht; es hat allenfalls noch Zeit „

Sie kamen in V. wieder an, und da Sophie gewohnt war, dem alten guten Vater Seebach alle Angelegenheiten ihres Herzens mitzutheilen, so schrieb sie ihm einen äußerst scherzhaften Brief, und meldete ihm den ganzen Vorfall. Er antwortete ihr mit derjenigen Laune wieder, die dem Alter so wohl stehet, und die mit Scherz oft den angenehmsten Ernst verbindet.

Es schlichen nun einige Monate vorbey, wo Vater und Tochter Wartenburg sich selbst lebten, und nicht von solchen Anträgen beläftiget wurden, die man sogleich von der Hand weisen mußte. Die allgemeine Stimme machte Sophien zu einer Eigensinnigen; man spottete aber nicht darüber, sondern war vielmehr für sie mit einer gewissen Hochachtung eingenommen.

Das gute Mädchen vergab ihren häuslichen Angelegenheiten im mindesten nichts; die kleinste der Pflichten ward mit eben der Genauigkeit, wie die größeste behandelt, und doch verband sie damit das lebhafteste Gefühl für den geselligen Umgang. Sie theilte ihre Zeit mit gleicher Theilnahme für ihren Vater, und für ihre Freundinnen ein. — Was Wunder wenn ihnen die Zeit dann weit schneller und angenehmer verflog, als den meisten übrigen reichen Leuten, die von der Langeweile getrillt werden, und selten nur die Seeligkeit ihres glücklichen Looses in ganzer Fülle empfinden.

Und diese Zeit über hätte wirklich Sophie auf keinen Mann ihr Auge geworfen? der edlere Theil des jungen männlichen Geschlechts wär ihr gleichgültig geblieben? Mit nichten ueber Frager! Sie verglich oft im Stillen bald den Werth dieses, bald den Werth jenes jungen Mannes, und dann wenn sie jene Eigenschaften bemerkte, wodurch sie glücklich zu werden hoffte, schlüpfte ein leiser Wunsch in ihr Herz, den sie aber so fest darinnen gefangen hielt, daß er nicht einmal sich in ihren Augen aufhalten durfte.

„Also hat sie sich gegen den Narren wie gegen den Weisen einerley betragen? Der Schöne und der Häßliche war ihr gleichgültig? fragt man schon wieder.

Im mindesten nicht — Fleckchen Wärtenburg ist nur ein irrdisches Mädchen; bildete sich nichts weniger ein, als ein Engel zu seyn, so oft man ihr das auch vorgeschwatzt hatte; sie blieb in der Stadt ihren Grundsätzen eben so treu, wandelte eben noch am Arm der Natur, wie ehemals auf ihrem Dörfchen. Nur zwey von den jungen Herren in V. hatten vorzüglich ihren Beyfall. Der Baron von Hausenthal und der Finanzcommissair Heinwald. Sie unterhielt sich mit ihnen gern, wenn sie mit ihnen in Gesellschafft war; dessenungeachtet aber war sie von jeder Ueberwältigung des Gefühls über ihren Verstand fern, was die Mädchen bey den Mannspersonen in so reitzender Würde erhält.

Ich will nicht läugnen, daß es viel junge Männer giebt, wenn ihnen anders bey ihren Läpscherey'n der würdige Nahme Mann gebührt, die mit höhnischen Worten das Mädchen verlassen, das ihnen nicht sogleich die Kennzeichen ihrer Liebe darbringt, und eine Art von Manntollsinn verräth; es ist auch offenbar am Tage, daß unsere jungen Frauenzimmer heut zu Tage nicht mehr so zurückhaltend zu seyn pflegen, a's es ihre lieben Großmütter waren, die ein solches Betragen wider alle weibliche Grundsätze wahrer unschuldiger Sittsamkeit zu halten pflegten; denn leider ist die Moral der gröbern

Welt

Welt der Veränderung eben so unterworfen wird, als wenn sie in das Reich des Geschmacks gehörte. Kurz, andre konnten es halten wie sie wollten; Sophie befand sich so besser.

Baron Hauſtenthal war etwas wild. Seine Augen ſtrömten wie ein Vesuv. Leicht floß ſein Blut, und in jeder Ader lebte eine Thätigkeit, die unermüdlich war. Seine Eltern waren bey Hofe angeſehen, und es ſtand zu erwarten, daß er bald in eine wirkliche Stelle einrücken werde, da er jetzt einen Interimshofrath machte. Er gehörte nicht zu den reichſten Cavaliers, aber auch nicht zu den ärmſten. Auch fand er wohl, daß er, wenn er — dieſe einhundert und zwanzigtauſend Thaler durch Sophiens Hand erwiſchen könnte, er um ein hundert und zwanzigtauſend Thaler reicher ſeyn würde. Bey ſolchen Ueberlegungen wählen die jungen Herrn immer nicht ſo ganz den beſten Weg, zu ihrem Zweck zu gelangen; eben ſo gieng es dem Herrn Baron, der bey ſeinen fünf und zwanzig Jahren wohl bedächtiger hätte ſeyn können. Er wollte Sophiens Herz mehr an ſich locken, und ſuchte alle Ueberige, die er für ſeine Nebenbuhler hielt um ſich her zu verdunkeln. Wollte er das etwann durch die Ausbildung ſeiner Verdienſte für den Staat bewirken? Man irrt ſich; denn er trauete dem zweyten Geſchlecht nicht ſo viel

reellen

reellen Verstand zu, daß sie bey ihrer Wahl darauf Rücksicht nehmen würden — Und wodurch glaubte er denn das Herz der Mädchen eher zu rühren? — Durch Glanz und durch einen brillanten Aufwand. Er schaffte sich Equipage — sie war die geschmackvollste in der ganzen Stadt, aber auch die theuerste; seine Kleider die er trug, waren nicht nach Bertuchs Modejournal geformelt, so sehr gern er auch dieses Journal las! und ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließ; nein er wollte ein eigner Schöpfer der Mode werden, wurde es auch, und was Hausenthal erfand, war classisch für die schöne Welt. Er suchte sich die schönen Geister verbindlich zu machen, die ihn dann mit Dedicationen überhäuften, Lobgedichte auf ihn machten, und seinen Namen an die Sterne trugen. Für den einen von ihnen leistete er Bürgschaft; einem andern schoß er Geld vor, das er oft erst selbst borgte; einem dritten versprach er Protection am Hofe. Der prächtige Freygebige fällt mehr in die Augen, als Der im Stillen das Gute thut. Er gieng zu armen Familien, wenn es helles Wetter und heller Tag war, leerte eine volle Börse, und konnte kaum die nächste Stunde erwarten, die den Wohlthäter in den Ringmauern allgemein bekannt machen werde. Der überraschte Unglückliche schildert im ersten Gefühl seiner Dankbarkeit so lebhaft, daß es leicht ist, aus seiner Beschreibung eine Anekdote

zu

zu machen, und wer besonders gewisse Austräger im Solde hat, der kann sicher hoffen, daß keine Sylbe zurückbleibt, die zu seinem Vortheil dienen kann. Wenn er dann dieses oder jenes wieder hört, (und was macht man in den größern Gesellschaften lieber, als Komplimente,) dann erröthet er, dann möchte er von dem allen nichts hören, was er doch so gerne hört. Und die Hauptsumme von dem Allen ist? — Man geräth in Schulden, täuscht seine Gläubiger mit leeren Hofnungen, und glaubt sich durch Sophieens einhundert und zwanzig tausend Thaler zu retten. Ob er wohl recht haben wird? — Hausfreund ist er wenigstens schon.

Heinwald war gerade das Gegentheil von allen diesen glänzenden Eigenschaften. Jener prahlte wie die Sonnenrose; dieser glich dem bescheidenen Veilchen, das überall sanft und lieblich sich verkündigt, wohl aber gesucht werden muß. Die Exzellenzen um den Thron bedurften seiner; jeder von ihnen nennte ihn seinen lieben Heinwald. Die Natur hatte gerade nicht mehr für ihn gethan, als was ihre Schuldigkeit war, einen vollkommnen Mann aus ihm zu bilden. Mäßigung herrschte in seinem ganzen Wesen; sein Herz war für die schönsten Empfindungen geschaffen, ohne zu jenen Affektationen herabzusinken, wo-

mit

mit der Mann sich lächerlich macht, noch so verzärtelt zu seyn, wodurch der Mann zum Weibe wird.

Alles in der Welt hätte sich der Major eher vorgestellt, als daß er noch auf seine alten Tage einen Prozeß an den Hals kriegen würde. Die Anverwandten des amerikanischen Freundes wollten nicht leer ausgehen; einer von den Verdrehern der Rechte, die auch Advokaten seyn wollen, hatte ihnen vielleicht den Kopf schwindlich gemacht. Der Finanzcommissär war ein Mann von Einfluß, eine Bitte von ihm gab dem Schneckengeist der dortigen Facultäten Flügel. Heinwald besaß Wartenburgs Vertrauen, und — war wöchentlich einigemal in seiner Gesellschaft. Hauſtenthal versprach ebenfalls güldene Berge; vielleicht leiſtete er auch hier und da etwas; aber man hörte mehr darauf, wenn er irgend einen Ball oder sonst eine Feyerlichkeit gab, und seine Freunde einlud.

Hauſtenthals Glanz und sein luſtiges Wesen war Sophieen wirklich angenehm. Sie liebte muntere Leute, und bey allen ihren Sprichwörtern, die sie sich gesammelt hatte, fiel ihr das: es iſt nicht alles Gold was glänzt, so bekannt es iſt, doch nicht ein. Sie vertraute sich ihrem Vater.

Der Major fragte: was iſt dir, (als ſie einſtmals ihm mit ihrem Nähzeug gegen über ſaß, und eine ziemliche Röthe in ihr Geſicht ſtieg) was iſt dir denn mit einemmal?

Sophie. (verlegen) Nichts, oder nicht viel mehr als nichts, lieber Vater.

(Sophie ſteht auf, und ſieht zum Fenſter hinaus, wird noch verlegener, wie ſie wieder hereinſieht)

Der Major (der ſie genau bemerkt hat) Fleckchen du wirſt noch röther, was der Henker bedeutet denn das (Guckt zum Fenſter hinaus, macht dem Hofrath, der vorübergeht ein Compliment, daß das: „Gehorſamer Diener! Herr Hofrath“ Sophie hören kann. Sie ſteht ebenfalls auf, verneigt ſich ſehr verbindlich. Ihre Röthe weicht; — ſie wird freundlich.

Der Major. (macht das Fenſter wieder zu) Aha! du biſt ja mit einemmale ſo munter, wie ein Mayköäzchen? — Kömmt mirs daheraus?

Sophie. Väterchen! was hilfts; der Stein muß vom Herzen. Der Hofrath . .

Major. Ich will galant ſeyn, und dir ein Geſtändniß erſparen; der Hofrath iſt dir nicht gleichgültig? Nicht wahr?

Sophie (betroffen) Ey, wer hat denn ihnen das schon gesagt?

Major. Deine Augen, mein Kind.

Sophie. Nun das sollen die treulosen Augen bey mir lange nicht wieder gut machen können; wollen so ehrlich seyn! Also in allem Ernst, meine Augen sind an meinem Herzen zu Verräthern geworden? Väterchen, das wäre mir nicht lieb. Wenn sie das dem Hofrath und verschiedenen andern Leuten zugeplaudert hätten!

Major. Leicht möglich. Wenn du aber klug bist . .

Sophie. Lassen sie mich nur sorgen. Mein Contrecoup soll sie aus aller Fassung bringen. Alle, denen sie so etwas von mir weiß gemacht haben, sollen nicht wissen, woran sie sind. Das bey Seite. Wenn Sophie Wartenburg sich nun entschlösse, ihr Herzchen dem Herrn Hofrath von Haussenthal zu schenken, würde der gute Vater was dawider haben? Ich bin wirklich in ihn verliebt —

Der Major. Hm! hm! verliebt also. Da wird sich das Herzchen noch ein wenig gedulden müssen.

Sophie. Wie so?

Major. Weil ein kluges verliebtes Mädchen ihr Herz so lang frey behält, und nicht

nicht eher hinglebt, biß der Rauſch der Empfindungen vorüber iſt. Alsdann prüft ſie genau, umfaßt den Gegenſtand mit dauernder Liebe, und dann nur giebt ſie ihr Herz weg. Ich weiß nun nicht, wie es mit dir beſchaffen iſt.

Sophie. Ich dächte der Hofrath wäre ein ganz ſcharmanter Mann.

Major. Habe nichts dawider.

Sophie. Die ganze Stadt erzählt von ſeinem Aufwand, Züge von ſeinem ſchönen Herzen.

Major. Baſta! Den Schwachen gefällt er allgemein; aber fragten nicht auch ſchon die Klugen: wie er das alles ausführen wolle? Das Haus, das er jetzt macht, koſtet ihn jährlich über dreytauſend Thaler.

Sophie. Kann ſeyn.

Major. Sein eigenes Vermögen ſoll kaum achttauſend Thaler ſeyn. Wie viel wird noch übrig bleiben? — Was iſt die natürlichſte Folge? Man borgt, macht Schulden, und rechnet auf eine reiche Heurath. Man iſt froh, wenn man das Geld beſitzt, mit der Liebe und der ehelichen Glückſeligkeit mags alsdann werden, wie es will. Anfangs verheimlicht man die Schulden, dadurch geräth man tiefer hinein; die Frau Gemahlin iſt vielleicht auch nicht ſonderlich Liebhaberin

von der Wirthschaft, und so sind oft die reichsten Mariagen an den Bettelstab gerathen. Was würdest du von deinem Bräutigam denken? was thun? wenn er neben seinem zärtlichen Herzen auch zugleich das Verzeichniß seiner Schulden vor dir hinlegte?

Sophie. Vater! was ich jetzt thäte, weiß ich; was ich aber gethan haben würde, wenn Sie nicht mein Rathgeber wären (sie fällt ihm um den Hals) O Vater stehen sie dem in der Liebe unerfahrnen Mädchen mit ihren Erfahrungen bey!

Diese Gutmüthigkeit rührte den Alten.

„Indessen, fuhr er fort, soll dir der Hofrath noch nicht gleichgültig seyn. Wir wollen ihn prüfen. Hält er das Feuer aus? Schön! Ich selbst gestehe, daß ich gern in Gesellschaft mit ihm bin; aber wenn der Mann nichts weiter, als ein guter Gesellschafter ist, so ist er und bleibt er sehr wenig. Laß ihn die erste Stelle am Hofe erhalten — ich würde nicht stolz auf ihn seyn, wenn er ihr selbst Gnüge zu leisten schien. Große Herren sind bald gemacht — aber jene echten Verdienste haben nur wenige, die die Wichtigkeit ihrer Aemter von ihnen fordern.

Diese Unterhaltung unterbrach der Finanzcommissär. Mit vergnügten Augen trat er in das Zimmer.

„Herz-

„Herzlich, herzlich willkommen, lieber Finanzcommiſſär," rief ihm der Major freundlich entgegen, und Sophie verneigte ſich ſo artig, daß man wirklich halb blind hätte ſeyn müſſen, wenn man nicht ein gewiſſes Etwas hätte wahrnehmen können, das mehr, als die gewöhnliche Convenienz zu ſagen hatte. Weit liebenswürdiger kam ihr Heinwald heute vor, wie gewöhnlich; ob das wirklich ſo war? ob die väterlichen Bemerkungen ſchon Früchte tragen, und Sophiens Blick auf ſolidere Gegenſtände lenken wollten? oder ob irgend eine andere Urſache verwaltete? das wollen wir vor der Hand an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen.

Finanzcommiſſär. Herr Major, ich habe wichtige und angenehme Neuigkeiten.

Major. So? hat ſich der Feind zurückgezogen?

Finanzcommiſſär. Iſt geſchlagen, total geſchlagen, und hat die Koſten zum Weſten.

Major. Ah! jetzt verſteh ich ſie erſt. Der Prozeß iſt aus, nicht wahr?

Finanzcommiſſär. Und gewonnen.

Major. Und das in der Kürze der Zeit? Scharmanter Mann, das iſt ein Meiſterſtück— Kommen ſie, kommen ſie und erzählen ſie mir.

Finanzcommissär. Ein einziger von den zwölfen, die sich als Anverwandte angegeben hatten, war mit einem gültigen Document versehen. Aber er war zu entfernt von der Reyhe wahrer Abstämmlinge, als daß ihm von Rechts wegen etwas zukommen kann.

Major. Nun das ist mir lieb. Alles in der Welt, nur keinen Rechtsstreit; nichts haß ich mehr, als die Federkriege — da loß ich uns — Schuß und Stich — Also, Schätzchen, es ist wirklich auf Ehre und Gewissen kein näherer Erbe da? Haben sie strenge Untersuchungen angestellt?

Finanzkommissär. Sie können ruhig seyn. Nie wird sich wieder etwas zeigen, da auf alle öffentliche Vorladungen sich nicht eine Seele mehr gemeldet hat —

Major. Brav! Ob mir gleich mein sterbender Freund in Amerika versicherte, daß kein einziger naher Anverwandter von ihm mehr am Leben sey; so wußte ich doch nicht was hier Rechtens war. Also nur einer gehörte zur Familie?

Finanzcommissär. Die andern führten nur den Namen.

Major. Gut, so soll der eine tausend Thaler von mir haben.

Wenn

Wenn der Mafer vertraut sprach, so ließ er sich nicht gern stören — Er nahm daher den Finanzkommissär und führte ihn in ein anderes Zimmer, da bald Sophiens Mädchen, bald sein Bedienter in die Stube kamen, und entweder etwas zu fragen, oder Antwort zu ertheilen hatten.

Heinwalds Bedienter brachte einige Scripturen. Sophie nahm sie in Empfang. Sie sah, daß es die Akten von ihres Vaters Prozesse waren, blätterte, als sie allein war, ein wenig darinnen, denn auch sie war unter den Erbinnen der Fehler Evens begriffen; aber wie blätterte sie schnell bald vorwärts, bald zurück, als sie Hausenthals Namen erblickt hatte, und ihren Augen doch nicht ganz trauen wollte. Sie fand ihn endlich. Der Hofrath stritt sich mit einer armen Wittwe. Ihr Mann hatte für ihn gearbeitet, hatte ihm eben die Equipage gefertiget, die so viel Aufsehen machte, weil der Hofrath vergaß, sie habe in dem glänzenden, erhabenen, geschmackvollen England, und nicht im plumpen Deutschland das Licht der Welt erblickt. Der gute Mann hatte einen Revers von sich stellen müssen, daß er sie nur procurirt habe. Er mußte eine Summe in seiner Quittung angeben, die unmäßig war, und den dritten Theil sollte er nur — erhalten. Zu seiner Sicherung gab der Hofrath jenem gutmüthigen Mann einen Schein

über das, was er ihm noch geben wolle. Der Mann starb. Die Frau verlangt das Geld auf Hausenthals schriftliches Dokument. Der Hofrath erklärt sie für wahnsinnig — zeigt ihr die Quittung. Sie erstaunt über die Summe, die ihr verstorbener Mann als bezahlt, unterschrieben hatte. Nur eine Equipage war ihm verhandelt worden, es war seine letzte Arbeit, das wußte sie; ihres Mannes Hand konnte sie auch nicht läugnen — Kurz sie war in der Klemme. Sie gieng zu dem Finanzcommissär — Er nahm die Sache über sich, weil das Glück oder das Elend der künftigen Tage, dieser armen Wittwe, auf dieser kleinen Summe bestand. Auf seine Vorstellungen, die er dem Hofrath so bescheiden und ehrenvoll machte, erhielt er Beleidigungen und vornehme Grobheiten. Der Hofrath hatte den Wahn, daß eine so arme Frau gegen ihn keinen Prozeß erheben könne — aber Heinwald kümmerte sich an diesen Wahn nicht, unterstützte die arme Frau aus seinem eigenen Vermögen, und fieng den Kampf mit dem Hofrath an. Der prächtige, edelmüthige Freygebige hatte seinen Bedienten fortgejagt, weil er ihm bey der Schöpfung seiner neumodischen Locken etwas zuwider gewesen war. Das hätte der Herr Hofrath nicht thun sollen, denn der Bediente wußte um den ganzen Handel, brachte diese schlechte Geschichte an den Tag, für die er viel Geld bezahlen mußte, und wobey er seine Ehre — wenigstens

stens bey der Mittelklasse verlieren konnte, denn die Großen vergeben sich solche Dinge weit leichter und schneller.

Wie staunte Sophie — wie verachtete sie den mit einem Zuge, den sie nur von kurzer Zeit so hochgeachtet und geliebt hatte. Es regte sich was in dem Nebenzimmer. Husch! legte sie die Akten hin, und war bey aller Geschwindigkeit sehr sorgfältig, alles wieder in Ordnung zu bringen, damit sie nicht in Verdacht kommen möchte.

Heinwald empfohl sich, nahm seine Papiere in Empfang, nachdem er die, den Wartenburgischen Prozeß betreffend, zurückgelassen hatte. Sophie gieng mit ihm die Treppe hinab, und begleitete ihn aus lauter — Höflichkeit die Hälfte der Straße. Sie erschrak, als sie es entdeckte. Es war ihr gar nicht gelegen, daß sie so kalt Abschied nehmen mußte; sie hatte wirklich ein ziemlich verbindliches Compliment auf dem Herzen, und das war bey so gestalteten Sachen nicht anzubringen. Heinwald küßte ihr die Hand, und empfohl sich. Ganz verstohlen sah sie sich auf dem Rückwege nach ihm um, denn sie wollte ihre unschuldige Höflichkeit, (für nichts mehr und nichts weniger hielt sie diese ihre Herzensempfindung) den allgemeinen Bemerkungen nicht Preiß geben, und Heinwalds Kuß schien lange auf ihrer Hand zu

brennen; auch ein Etwas — das ihr noch nicht vorgekommen war.

Der Major hatte den kleinen Stolprian wider die weibliche Convention aus dem Fenster mit angesehen, und konnte sich des Lachens nicht enthalten.

Vater Wartenburg zog Sophiens ein wenig auf; aber diese hatte so viel Entschuldigungen, daß die und jene Demoiselle oder Frau Nachbarin gelinder in ihrem Urtheilsspruch hätte seyn — können, (ob sie es aber dessenungeachtet gewesen seyn würden?) wenn sie das alles gewußt hätten.

Sophie setzte sich ganz unbefangen an das Fenster wie gewöhnlich, weil es ihr Lieblingsplätzchen war.

„Du, rief der Major, wer kommt denn da?“

Es war der Hofrath, der vorbeyging und mit aller Pracht geputzt war.

Major. Fleckchen! heut werden wir nicht so glücklich seyn, ihn bey uns zu sehen.

Sophie. Väterchen, wer nicht kömmt, darf nicht wieder gehen.

Major (dreht sich vom Fenster um, und sieht seiner Tochter ins Gesicht) Mädchen! hab ich recht gehört?

Was

Was iſt mit dir vorgegangen? Sollten meine väterlichen Bemerkungen . . . Kleckchen, das wäre mir nicht lieb, was zu ſchnell aufſchoßt, gedeyht hinterher am wenigſten.

Sophie. Vater, wenn ſie wüßten, was ich wüßte —

Major. So? und ſeit wenn denn?

Sophie. Kaum ſeit zehn Minuten.

Major. Und von wem denn? Doch nicht vom Finanzcommiſſär?

Sophie. Je nun?

Major. Höre, wer ſich in euch Mädchen finden kann, muß noch gebohren werden. Wie man eine Hand umkehrt, iſts anders mit euch.

Sophie. Je nachdem der Fall iſt!

Major. Nun den Fall möcht ich doch wiſſen.

Sophie. Ich hatte goldne Berge auf den Hofrath gebaut . . .

Major. Aber der Boden war zu ſandicht?

Sophie. Wie viel Gutes er gethan, wie viel Armen er Brod gegeben hat —

Major. Aber ſie muſten auch dagegen die Euboten machen, daß es ſo ſchnell wie möglich

möglich, die Welt erfahren mußte, wie groß müthig er handle. Da wo seine Wohlthaten Geheimnisse bleiben, entfernte er sich, und ließ den würdigsten Armen in seinem Elend.

Sophie. Das wären allenfalls Thorheiten gewesen, die man ihm hätte abgewöhnen können.

Major. Allenfalls, wenn das Uebel im Kopf saß; saß es aber im Herzen? mein Töchterchen, da schlagen die wirksamsten Mittel nur äußerst selten an. Aber höre Mädchen, rücke näher mit der Sprache heraus.

Sophie. Wenn sie nicht böse würden.

Major. Weiß gar nicht, wie du mir vorkommst. Am Ende kreißt gewiß der Berg wieder, und ein Mäuschen kömmt heraus.

Sophie. Vater ich war neugierig. Aber . .

Major. Es war doch eine erlaubte Neugierde, wie sie es bey euch Frauenzimmern gewöhnlich ist? Weiter!

Sophie. Heinwalts Bedienter brachte nebst Ihren Akten, noch einige andere. Ich blätterte und blätterte, und finde Hausenthals Namen. Was Wunder, wenn ich die ganze Lebhaftigkeit meiner Augen aufforderte, geschwind

geſchwind mit den Papieren durchzukommen. Es mußte Wille des Himmels ſeyn; und was entdeckte ich da!

Major. Kind, zu Prozeſſen kann man bald kommen. Wenns weiter nichts iſt.

Sophie. Ja wohl! Zwiſchen Prozeß und Prozeß iſt nur ein Unterſchied!

Sie referirte nun treulich, was meine Leſerinnen wiſſen. Der Major zuckte die Achſel. „Freylich, freylich ſieht die Geſchichte nicht zum beſten aus, erwiederte er endlich, aber wer weiß, wie ſtark du die Farben dazu genommen haſt.

Sophie. Väterchen, ſie vertheidigen ihn jetzt? und verbin . .

Major. Ich vertheidige ihn jetzt nicht ganz, ſo wie ich ihn vorhin nicht ganz verworfen habe. Bedachtſamkeit wollte ich deinem jungen unerfahrnen Herzen einflößen. Ich will deinem Herzen nicht ganz wehe thun. Der Herrath war dir nicht ganz gleichgiltig.

Sophie. Ey wohl, war er mir das nicht.

Major. Er kann ſich vielleicht ändern, unter der Zucht eines braven Weibes ſoll mancher Mann ſchon beſſer geworden ſeyn.

Sophie (ſeufzt) Soll, ſoll mancher Mann beſſer geworden ſeyn — aber die

Zucht

Zucht eines braven Weibes iſt kein erprob tes, nie ein Univerſalmittel.«

Major. Kann ſeyn, ob es gleich die Weiberchen dazu machen wollen.

Sophie. Vater ich vergeſſe nicht, was der Pflegevater Seebach immer ſagte: das Mädchen iſt zu bedauern, die einen Mann nimmt, wider deſſen moraliſchen Charakter ſie etwas einzuwenden hat. Noch mehr iſt ſie zu bedauern, wenn ſie vermöge ihrer Liebe auf eine dauernde Umänderung beſt. Einige Zeit kann und wird es ihr gelingen; was iſt aber einige Zeit gegen ein ganzes Leben? Ausüben und Beweiſen ſind die Pflichten der Eheleute, und nicht«

Major. Erſt in die Schule zu gehen und zu lernen, was man längſt wiſſen ſollte; Amen! Vater Seebach! das hab ich auch immer ſo gemeynt.

Sophie. Drum Vater iſts am beſten, dem Herrn Hofrath hinführo gar keine Hofnung gemacht. Ein Mädchen, das einem vergeblichen Liebhaber von Zeit zu Zeit am Leinchen führt, ihn und ſich ins Gerede bringt, handelt wider ihren Vortheil und die ſchlimmen Folgen bleiben für beyde nicht aus. Eine Mannsperſon ſieht noch eher wie ſie durchkömmt. Schon einigemal ſtand das Geſtändniß ihm auf der Lippe. Wohl

mir,

mir, daß ich nicht fragte. Hätte ich geantwortet.

Major. Drum! drum! — — Daß mir aber der Finanzsecretär keine Sylbe sagte, das ist doch auch nicht recht.

Sophie. Was kann der ? ?

Major. (etwas böse) Ey den Teufel! Wenn das ungefehr nicht dazwischen kam, so saßen wir gewiß beyde in der Patsche. Du hättest den Hofrath, als den Inbegriff aller Tugenden angesehen, und ich wäre dir, wenn du darauf bestanden wärest, gewiß nicht entgegen gewesen.

Sophie. Daß Heinwald schwieg, macht mir ihn verehrungswürdig, und ich schätze in ihm das Bild der stillen Tugend und des Gefühls eines edlen Selbstbewußtseyns. Daß ich ihm nicht gleichgültig bin, merkte ich längst. Er stellte zwar mir zu Ehren keine Feste an, verdunkelte nicht durch seinen Glanz alles um sich her; er blieb gelassen; schonend wieß er mich zurecht, wenn meine bisweilen etwas muthwillige Laune einen Seitensprung machte; wenn aber dieses oder jenes von mir seinen Beyfall erhielt, dann stand ein Himmel in seinem Blick; seine Augen verriethen mir sein Herz.

Major. Und das alles bemerktest du?

Sophie.

Sophie. Richtig und ehrlich! Jetzt soll es ihm zu gute kommen. Wer weiß, ob das nicht längst schon geschehen wäre; aber der Finanzcommissär stand ein wenig im Dunkeln, wenn der Hofrath aufstrahlte.

Major. Und woher kam denn das? Ein wirklicher Finanzcommissär ist für den Staat allemal eine heilsamere, ehrwürdigere Person, als so ein Titularius. Die Regierung unsres Fürsten ist weise; er weiß seine braven Diener zu schätzen und zu belohnen. Heinwald hat, wie ich höre dem Hofe viel Dienste gethan, und jüngst nur erst eine Streitsache zum allgemeinen Vergnügen verglichen und auseinander gesetzt. Er ist nicht von Adel, du auch nicht; Haustenthal hingegen ist von Adel, und noch obendrein von rechtem alten Adel, du würdest immer zu schwimmen gehabt haben, wenn du dich unter diesem eigensinnigen Völkchen ebenauf hättest erhalten wollen.— Ich hätte nichts wider Heinwald; aber schweigen hätte er nur nicht sollen.

Sophie. Sie tadeln das immer noch an ihm, was doch das größte Lob verdient.

Major. Was wird nun die Welt sagen, die dich gewiß zu seiner Braut erkoren hatte?

Sophie. Väterchen hat das die Welt gethan, so mag das die Welt verantworten. Mir wenigstens war das alles noch im

weiter

eitem Feld — Auch habe ich mir nichts vers
werfen, daß irgend ein Vorzug, den ich
auffallend dem Hofrath gegeben hätte, dazu
le Anleitung hätte seyn können . .

Major. Die Welt hat scharfe Augen.
Sie deutet nach Einfallen aus

Sophie. Und wird sich nun wundern,
daß sie sich geirrt hat.

Major. Es ist mir lieb, dich so spres
chen zu hören. Welcher Vater kann eigents
lich sagen, seine Tochter gehe aufrichtig mit
ihm um, wenn es auf Angelegenheiten der
Liebe abgesehen ist?

Sophie. Vater mich trift dieser Vers
wurf gewiß nicht. Auch das kleinste Win
kelchen meines Herzens blieb ihnen unver
schlossen. Die Liebe zu ihnen, die Liebe zu
meinem eigenen Glück gab mir dies heilige
Gesetz.

Major. Die Zeiten werden es zeigen,
daß es dich nicht reuen wird, dich mir ver
traut zu haben.

Sophie. Freue ich mich der Zeiten
nicht schon jetzt? Ich würde vielleicht nicht
so vorsichtig bey den Erklärungen des Va
rens gewesen seyn, wenn sie mich nicht durch
so manche heimliche Bemerkung aufmerksam
gemacht hätten.

Major. Nicht wahr, der junge Herr
war doch ein wenig zudringlich?

Sophie. Drang schon manchmal auf ein Geständniß — aber Sophie war sehr bedächtig. Wenn ers nur schon wüßte, daß ich ihn zu hassen anfange, daß mirs lieb seyn würde, wenn er mir nicht wieder unter die Augen käme.

Major. Nu nu, Mädchen! so arg ists noch nicht! Laß mich sorgen, er soll, ehs wirs uns versehen, wegbleiben. Die Geschichte seines Prozesses hat mir seinen ganzen Charakter verrathen.

Sophie. Und wie wollten sie das machen?

Major. Nur so! Ich habe den Prozeß mit den Unverwandten meines amerikanischen Freundes verlohren; muß das Geld herauszahlen; bitte den Hofrath um Vorschuß eines Capitals. Das wird ihm nicht schmecken — und er wird ausbleiben wies Röhrwasser im Winter.

Sophie. Wenn er aber nun das Capital vorschösse?

Major. Traust du ihm das zu? ich nicht.

Sophie. Ich wohl auch nicht; gesetzt aber —

Major. Mädchen, höre! dann ist auch der Hofrath der schlechte Mann nicht, wozu man ihn machen will.

Dabey

Dabey blieb's.

In Sophiens Seele war es nun ganz anders geworden. Ihr Herz hüpfte nicht mehr für Freuden, wenn sie sich des Hofraths erinnerte; wohl aber empfand sie ein inniges Wohlbehagen, wenn sie an den Finanzcommissär dachte. Das gute Mädchen war sehr aufmerksam auf sich selbst. Anfangs war sie bey dieser schnellen Umänderung verlegen. Sie zitterte bey dem Gedanken: ob sie wohl unter diejenigen Geschöpfe zu zählen sey, die mit ihren Liebhabern so leicht, wie mit ihren Kleidern wechseln — Sie prüfte sich genau, und fand endlich, daß ihre Liebe zu dem Hofrath nur Temperamentsliebe gewesen war; ihre Zuneigung zu Heinwald mehr auf Ehrfurcht gegen wahre Tugend sich gründe.

Wie sie mit diesen Bemerkungen fertig war, theilte sie solche ihrem Vater mit, der über diese Entdeckung nicht weniger Vergnügen äußerte.

Noch am selbigen Tage kam der Hofrath, und invitirte Wartenburgs zu einem kleinen Fest; er feyerte seinen Geburtstag. Man schlug es nicht ab. Herrlich gieng es zu. Der, so dergleichen Dinge bezahlen kann, und keinen Dreyer schuldig bleibt, kann es kaum herrlicher haben, als er, der alles besorgt hatte. Was Küche und Keller darbrachte, war äußerst delikat; auf dem Tafelprang

prangten Aufsätze, die selbst der wahren Kunst Ehre gemacht haben würden. Der eine stellte den Tempel der Liebe vor, die Grazien, die seine Wächter waren, hatten eine so schöne Deutung auf Hausenthals Wünsche, waren so gestellt, daß sie Sophieen zuerst in die Augen fallen mußten, jedoch mit einiger Schonung nur, daß der flüchtige Blick des gewöhnlichen Zuschauers darüber hinwegschlüpfte.

Sophie ärgerte sich mitunter; der Major aber ließ sich das Gläschen wohlschmecken. „Hm! die Zukunft sollt bald ausweisen," dachte er.

Man verließ sich. — Der Hofrath kam am nächsten Morgen selbst, sich zu erkundigen, wie man geschlafen habe. — Man war sehr artig. Sophie aber hätte freylich gewünscht, der Vater wäre nun schon herausgeplatzt. Der Alte aber hatte seine guten Gründe, daß er damit einhielt.

Nach acht Tagen wohl erst, nahm er den Hofrath auf die Seite. Sein Gesicht war so gut verstellt, daß der Hofrath aus jedem Zuge eine gewisse Aengstlichkeit lesen mußte.

„Hofrath sie sehn mich mit forschenden Augen an. Sie staunen? So wissen sie denn! mein Prozeß ist verlohren. Einige tausend Thälerchen ist alles was ich, leider durch einen Vergleich, und nicht einmal durchs Recht, gerettet habe.

Hofrath. Was sie mir weiß machen wollen.

Major. Wer wäre froher als ich, wenn es nur eine Posse wäre. Noch mehr: Hofrath, sie sind ein redlicher, angesehener Mann. Ich habe von dem Capital einem meiner Freunde sechstausend Thaler vorgeschossen. Dreytausend fehlen mir jetzt, das Capital herauszuzahlen. Geben sie mir die fehlenden dreytausend Thaler, binnen einem Jahre sollen sie sie wieder haben.

Hofrath. Freund, ich falle aus den Wolken. Wäre ich bey Casse, mit welchem Vergnügen diente ich ihnen.

Major. Und wissen auch keine Auskunft? keine schnelle Zuflucht?

Hofrath (sinnt nach. Endlich fällt ihm etwas ein.) Warten sie, der alte Schuzjude Moses gäb vielleicht auf das Dokument, das sie doch natürlich in ihren Händen haben müssen, die Hälfte. Ihr Freund wird doch ein sicherer Mann seyn?

Major. Wenn ich das wollte, hätte ich schon einige christlichere Wege.

Hofrath. Aus meinen Mitteln kann ich wenigstens vor der Hand nicht helfen. Aber sagen sie mir nur welchen unglücklichen Händen sie die Sache anvertraut haben. Ich habe zeither nicht fragen wollen, weil sie

selbst schweigen — Ein Wörtchen, meine Fürsprache gilt überall, der ganze Hof ist mein Freund — Solche Dinge lassen sich nicht gleich expressiren, sonst wollte ich noch thun, was in meinen Kräften stünde. Wer weiß, welch ein Pfuscher —

Major. Nein, Herr Hofrath, kein Pfuscher, ein Mann von Werth und Gewicht — der Finanzkommissär Heinwald diente mir.

Hofrath. Und auf den setzten sie ihr Vertrauen?

Major. Hat er nicht dem Hofe die wichtigsten Sachen zu Dank aufgeführt.

Hofrath. Je, ja doch! ein brauchbarer Finanzcommissär mag er seyn; aber ein desto erbärmlicherer Advokat.

Major. Aber der Hof — bedenken sie, solche wichtige Streitsachen!

Hofrath. Das sind wieder ganz andre Prozesse. (Sieht nach der Uhr) Parbleu! Schon eine Stunde weg, und ich wollte nur einige Minuten verweilen; ich muß noch einen Postzug für die Minister Altenflamm besehen — sie wird schon da seyn. Freund leben sie wohl. Auf Ehre, ich interessire mich für sie. Der ganze Prozeß soll umgestoßen werden. Morgen bin ich wieder bey ihnen!

Er umarmte den Major, als seinen wärmsten Freund, und wenn der Major sein Herz nicht gekannt hätte, er würde sicher hier auf keine Lüge gerathen haben.

Den nächsten Tag schon wollte der Hofrath wiederkommen. Aber! das hat Zeit. Acht Tage verstrichen, und er ließ sich noch nicht sehen. Das Wartenburgische Haus erblickte ihn nie wieder. Was that er aber! Er beklagte in Gesellschaften den armen Teufel von Major, und streute in allen seinen Zirkeln das Mährchen von dem verlohrnen Prozesse aus.

Während von dem Hofrath immer noch mehr schlechte Züge bekannt wurden, gewann der Finanzcommissär täglich zusehends im Wartenburgischen Hause. Täglich wuchs Sophiens Liebe stärker für ihn. Heinwald liebte das gute Mädchen längst, glaubte seine Augen aber nicht empor heben zu dürfen. Wer hat in dergleichen Verlegenheiten nicht einen Vertrauten. Und der Vertraute suchte Sophiens Bekanntschaft, fand sie und mit ihr so viel Freundschaft, daß er die Angelegenheiten des Herzens seines Freundes, ob er gleich keinen Auftrag dazu hatte, halb und halb errathen lassen konnte. Heinwald selbst zog sich zurück, denn Sophiens Umgang würde seine Liebe stärker genährt haben, und Liebe ohne Hoffnung bleibt die peinlichste Empfindung der Menschheit. Sophie wünschte daß

er kommen, daß er sich erklären möchte. — Aber selbst sein Freund vermochte wenig über ihn; er litt, und vermied Sophiens Gesellschaft.

Endlich ward die Geschichte des verlohrnen Prozesses ruchbarer. Sie kam vor Heinwalds Ohren. Er wußte es nicht zu deuten, eilte in der ersten Empfindung zum Major. Der Major lachte überlaut, erzählte ihm den ganzen Spaß, und setzte hinzu: Lieber Finanzsecretär: wer mein Fleckchen und ihre hundert ein und zwanzigtausend Thaler haben will, muß für allererst ein ehrlicher, braver, aufrichtiger Mann seyn. Nun wissen sie alles und nun können sie ruhig seyn. Aber apropos! ich bin noch in ihrer Schuld, und heute bin ich gerade in der Laune sie abzutragen. Verziehen sie ein wenig.

Er gieng in das Nebenzimmer, holte Sophien, der das Herzchen, als sie Heinwalds Stimme hörte, ziemlich stark zu klopfen anfieng. An seiner Hand geführt, brachte er das liebe Mädchen mit den erröthenden Wangen in die Stube, gieng auf Heinwald mit ihr los, legte ihre Hand in Heinwalds: „So trag ich meine Schuld ab — Sohn quittire mich nun" — was alles was er sprach.

Beyde Liebende waren zu überrascht, als daß eins eine Sylbe hätte hervorbringen können. Der Alte war fort, hatte sie allein gelassen.

Heinwald nahm Sophieen zärtlich bey der Hand, blickte mit der größten Innigkeit in ihre Augen: Sophie! soll — kann das möglich seyn! waren die wenigen Worte, die er stammeln konnte.

Schnell schlug er sich vor die Stirne: doch nein, nein — die Liebe soll mich nicht zum Betrüger herabwürdigen! rief er mit halbverzweifelndem Tone; ein schwerer Kampf lag auf seiner Stirne. Mit einem Seelenzerschmelzenden Blick rief ihm Sophie zu: Heinwald, lieber Heinwald was geht mit ihnen vor? und eine heiße Thräne rollte aus ihren Augen.

Der Major steckte seinen Kopf durch die Thüre und wollte die Liebenden überraschen. Er fand die Scene aber anders, als er sie gedacht hatte. „Dem Teufel auch, seyd ihr gescheut? was sind das für Frazzen, ist das ein Bräutigams-Gesicht?

„Ach, Herr Major, seufzte Heinwald, sie machen mich zum unglücklichsten Menschen —

Major. Höre, Freundchen, mit dir muß es nicht ganz richtig seyn. Glücklich wollt ich dich machen; nun ist es nicht, so haben wir gespaßt.

Heinwald. O verkennen sie mich nicht. Ich könnte nicht glücklicher seyn, aber — —

Major. Aha! nun kann ich errathen, man hat sich schon verplämpert?

Heinwald. Nur für Sophien, nur für das erhabne, edle Naturmädchen hatte mein Herz Raum —

Major. Herr Finanzcommissär! Nimm mirs nicht übel, ich verstehe dich nicht. Komm, setze dich zu mir; rede frey von der Leber weg! Liebst du mein Mädchen?

Heinwald. Sie ist der Inbegriff all meiner Wünsche.

Major. Und, wenn ich dir nun sage, daß sie dich wieder liebt? was hast denn noch für Bedenken?

Heinwald. Meine Stelle, und mein mühsamster Fleiß bringt jährlich kaum sechs hundert Thaler ein.

Major. Mit sechshundert Thalern läßt sich allenfalls schon was anfangen. Nimm nun vollends die hundert ein und zwanzigtausend von uns dazu —

Heinwald. Es war von jeher mein Grundsatz, nie auf das Vermögen einer Frau Rücksicht zu nehmen. Wäre Sophie minder reich —

Major. Nu nu! wenn das der Stein des Anstoßes ist, da wollen wir wohl helfen —

Helmwald. Wie — könnte Sophie mit so vielem Vermögen nicht ein glänzenderes Glück machen? ach, die Tage der Liebe verrauschen bald, würde das edle Mädchen mir dann nicht mit Recht Vorwürfe . . .

Major (ihn nicht ausreden lassend) Finanzcommissär nun hab ichs satt. Wollen sies Mädel nicht, so sagen sies gerade heraus. Sie findet nun einmal in ihnen ihr Glück, ihre ganze Welt — Des Geldes wegen wollen wir wohl eine Verfügung treffen. Sechshundert Thaler haben sie jährlich? Sind sie zu stolz meiner Tochter Vermögen anzunehmen, so bin ich auch zu stolz, daß sie nur dies von ihnen leben soll. Auch sie soll sechshundert Thaler haben. Das macht an Capital funfzehntausend Thaler zu vier procent. Ich ziehe mit euch, lebe mit euch und gebe euch meine sechshundert, also ebenfalls meine funfzehntausend Thaler. Macht also dreyßigtausend Thaler Die müßen sie annehmen. Das übrige will ich treu verwalten. Nach meinem Tode sey es gemeinschaftlich euer, und das zum Lohn für die Pflege, die ihr eurem alten, grauen Vater gabt, da ihr über die Sorgen des Alters die angenehmsten Blumen ihm streutet. Nun kein Wort mehr, Finanzcommissär! Ist nun ihr Stolz noch stärker, als ihre Liebe, so sprechen sie frey.

Helmwald (sinkt an des Majors Busen, umarmt den Greis und küßt

küßt ihn) Edler großmüthiger Vater
(Er ergreift Sophiens Hand.
Sophie, ich bekenne es, sie sind mein ganz
zes Glück — aber, werde ich auch Verzüg
genug haben, ihre Gegenliebe zu verdienen

Sophie. (mit Innigkeit) Ich
prüfte sie.

Major. Sophie! da mußt du ihm aber
auch die Censur darüber geben — Ein Küß
chen

Sophie. Vater!

Major. Närrchen! du bist nun Braut
Küsse ihn! Das sanfte Erröthen deiner Wan
gen, ein heiliges Zeichen deiner Unschuld
wird in seinem Herzen, wie die Sonne aufge
hen, und ihm den schönsten Tag verkündi
gen.

Sie küßten sich.

Seelige Umarmung! wenn sie
die Liebenden im Angesicht der
Eltern und von ihrem Segen be
gleitet feyern. O ihr guten Seelen
glaubt jenem Grundsatz der Wollüstlinge nicht,
daß verstohlne Küsse die süßesten seyn sollen

„Juchhey! Juchhey! Hochzeit! rief der
Alte entzückt in fröhlicher Begeisterung! Ein
Fest will ich geben; jeder Edle soll unser Gast
seyn, und nur der Hofrath soll zusehen. —“

Ehe acht Tage vergiengen ward Heinwall
wirklicher Finanzrath mit funfzehen hundert

Thal

Denk dir liebe Mutter ich habe ihn gefunden:

Thalern Gehalt. Sophie und Heinwald wurden als Braut und Bräutigam dem Publikum deklarirt, und der Herr Hofrath — wurde ausgelacht.

„Kinder, so beschloß nach wenigen Tagen der Vater, in vier Wochen ist Hochzeit. Ihr seyd verlobt! — Man thut wohl, wenn man sich Zeit nimmt, ehe man sich versprecht — aber nun ist längerer Aufschub unnützer Tedbel. In dieser Zwischenzeit fallen die meisten Klätschereyen vor; klug ist daher, wer sie verkürzt. Also in vier Wochen ist Hochzeit."

Man folgte dem Vater ohne die mindeste Widerrede.

O wie öfnete sich Sophiens Herz, als sie mit dem geliebten Bräutigam in der schönen, grünenden Schöpfung wandelte, Heinwald den Plan zur Einrichtung für ihre künftige Lebensart entwarf, der so ganz in ihre Seele harmonirte, weil er nur die Einfachheit zum Grundgesetz derselben heiligte, und alle jene Aufanzereyen von sich wies, die die Freuden so kostbar und theuer machen, und an den süßen, echten Gefühlen der Menschheit das Herz so leer lassen!

In der Fülle ihrer Wonne rief Sophie, indem sie ihren Heinwald umarmte, mit vollem Blick gen Himmel aus: Dank dir, liebe Natur! ich habe ihn nun gefunden.

Zur

Zur Hochzeit ward Vater Seebach und Franz gebeten, deren Augen vor Freuden nicht trocken wurden, ihre liebe Sophie so glücklich zu sehen. Laut tönten die Gläser beym fröhlichen Mahle im Reyhen umher; Vater Seebach ergriff das hohe Freudenglas mit zitternden Händen: Heyl! jeder Tochter, die dem weisen Rath der Aeltern folgt: "

„Heyl! tönte es von der ganzen Tafel beym Klirren der Gläser nach.

Vater Wieburg ergriff das zweyte Glas, „Heyl! rief er, Heil jedem Mädchen, die erst prüft, und dann wählt; dann ist ihr Hochzeitfest die Feyer der Freude und der Bund eines unzertrennlichen Glücks. "

„Heyl! riefen alle Gegenwärtige, Heyl dem Mädchen, die erst prüft, und dann wählt. Heyl! unserm glücklichen und tugendhaften Brautpaar.

Kay-

Kayser Heinrich des Vierten Ehe.

Heinrich ward in seiner zartesten Jugend mit Bertha, des Markgrafen Otto in Italien Tochter, verlobt. Seinen Vater hatten gewisse Staatsabsichten zu dieser Verbindung bewogen, und er achtete dabey nicht auf des Jünglings Herz, ob es auch diese Wahl gut heißen werde.

Zwar zierten Berthas Körper die ausgezeichnetsten weiblichen Reize, und ihre schöne Seele besaß alle jene Tugenden, die die Männer sonst glücklich zu machen pflegen, und die viele von ihnen oft an den Gegenständen ihrer Liebe vergeblich suchen; — aber wenn achtet der leidenschaftliche Jüngling darauf? wenn fühlt er die sanfte Regung der Tugend? — Was seine Nerven betäubt, wird sein Abgott.

Schon faßte der junge rasche Heinrich den Muth, die Wahl seines Vaters zu verwerfen, und sich mit einem Herzen zu verbinden, das alle seine Wünsche befriedigen könne. Seine jugendliche Wildheit schien auf keine Verhältnisse Rücksicht nehmen zu wollen; sie stürmte, und wollte sich an jene

Ruhe

Ruhe nicht gewöhnen, wodurch man m
Vortheil am Scheidewege wählt.

Der Erzbischoff Adalbert von Br
men hatte in des jungen Monarchen Er
ziehung den größten Einfluß gehabt; ab
die Gewalt, über Heinrichs Empfindunge
ganz schalten zu können, war doch nicht in seine
Händen, weil er bisweilen seine eigenen Vor
theile bey andern Fällen höher zu schätz
schien, und nur darnach die Grundsätze ein
richtete, die Heinrichs Bildung bewirken
sollten.

Gern würde Heinrich des ärmsten
Ritters Tochter gegen Bertha einge
tauscht haben; aber Adalbert gab seinem Ver
stand eine andre Richtung, wodurch folglich
der innere Kampf des Herzens mit dem Ver
stand nur noch heftiger wurde.

Er entschloß sich endlich des Vaters Ver
sprechen zu erfüllen; er lernte die strengen
Gesetze der Politik näher kennen, und gab
der guten Bertha zwar seine Hand — sein
Herz behielt er aber leider zurück.

Bertha empfand es wohl, daß ihr Ge
mahl und Herr ihr nicht ganz zugethan sey;
aber sie hatte Hoffnung, ihn durch die weich
ste, sanfteste Nachgiebigkeit, die doch die beste
Zurechtweisung für Männer bleibt, sein Herz
zu gewinnen. So schön dieses Mittel ge
wählt war, so wenig schlug es an. Hein
richs

chs Herz schien schon etwas zu verwildert seyn, und die Grafen um ihn her kümmerten sich nicht um sein häusliches Glück; denn sie waren zufrieden, daß durch diese Verbindung die von Heinrichs Vater dabey beabsichtigten Vortheile erreicht worden waren. — Unzufrieden, mißmuthig war Heinrich im häuslichen Zirkel — Kuno von Berg ein alter launichter Ritter war sein gewöhnlicher Gesellter. Eben trat er in das Zimmer, als Berthas süße Liebkosungen Heinrichs Herz zu erwärmen gesucht, und ihm eine zärtlichere Behandlung, wie seither, entdeckt hatten. Er küßte die edle Gattin. Berthas Auge glänzte Seegen für die angenehme Hofnung, daß er nun gewonnen seyn werde, und auf Heinrichs Wangen stand eine noch nie bey ihm gesehene Röthe.

„Heyl dem schönen Anblick!“ rief Kuno: der freyen Zutritt hatte, und kommen konnte, wenn er wollte, „Heyl dem schönen Anblick! worüber sich die heiligen Englein im Himmel freuen müssen.“

Die Königin schlich ins Nebenzimmer, und Heinrich war mit einemmal so kalt, als wenn nirgends was vorgefallen wäre.

„Ritter, hub Heinrich an, was denkt ihr jetzt?“

„Je nun, daß es euch recht wohl seyn muß. Hätte so was längst gerne von euch

gesehen. Der Friede im Hause, und die Eintracht der Gatten stehet schon jeder niedern Hütte wohl an, wie vielmehr dem Fürstenhause, das uns allen Beyspiel seyn soll.

Heinrich. Und doch! und doch, (auf das Herz zeigend) ist hier noch alles leer. Ritter! seinem Herzen Liebe geben, wenn sie uns die Natur vorenthält, ist dem Menschen ein unmöglich Ding. Ich schätze Bertha; ihre Tugenden werden Wenige ihres Geschlechts erreichen, das weiß ich, und doch, doch kann ich sie nicht lieben. Bedenkt, wir beyde noch so jung! Wie lange noch können wir mit einander unglücklich seyn. Sagt, Ritter! wie enden wir das?"

„Da fragt ihr meinen grauen Kopf zu viel. Mein Schwerdt steht jederzeit zu euerm Dienst, wenn euch Befehdungen drohen; aber euch in der Sache einen Rath zu geben, da bin ich nicht verschmitzt genug. Wohl ist mir das Gesetz bewußt: in den Bann soll der Fürst gethan und seines Reichs verlustig werden, der sein Weib fahren lasse —

Heinrich. Ach! aber ist das nicht ein hartes, hartes Gesetz.

Ritter. Der Fürsten Gesetze sind die schwersten; drum ists auch kein Geringes, ein Fürst zu seyn — aber leider! leider! wissen die meisten sich schon alles leicht zu machen.

Heinrich. Wohl hätt ich einen Plan —

Ritter. Nur wickelt mich nicht mit hinein. Wer sich in Ehesachen mischt, kömmt immer betrogen hinweg. Und sagt mir nur, was sollen die Fürsten urtheilen, wenn ihr auf ihre Fragen nichts weiter antworten könnt, als: sie gefällt mir nicht. Ihre Treue, das wissen wir alle, ist unbescholten; aus Liebe würde sie für euch in den Tod gehen; sie ist so fromm und häuslich, als kaum eine unserer Frauen, und ist euer Waffenrock, den sie mit eigner Hand für euch wirkte, nicht der prächtigste? König! hält euch irgend eine Dirne in ihrem Netz gefangen, thut dazu, und schlüpft wieder heraus; denn seht nur jene Spinne, wie zärtlich sie da die schöne glänzende Fliege, wie freundschaftlich sie sie lockt — Da kömmt die Fliege, seht ihrs? Schnaps hat sie sie weg. Ah! wie lüstern sie sie nun aussaugt. Herr! laßt mich von hinnen, ich tauge heute nicht für euch, meine Laune will finster werden, und ihr verlangt nur lustige Leute.

Heinrich. Gehabt euch wohl!

Es war dem alten Kuno nicht recht, daß er gehen sollte — denn er liebte seinen Monarchen, und wußte es nur zu gut, daß vielleicht im Augenblick schon seine Stelle jene lustige Ritter einnehmen, und Heinrich zu

den üppigsten Ausschweifungen verleiten würden. Heinrichs Charakter nahm in seiner Jugend immer die Farbe dessen an, der gegenwärtig um ihn war.

Bertha betrübte sich mehr und mehr, da des Monarchen Liebe stündlich von ihr wich, und er sich nicht einmal derjenigen Pflichten unterzog, die doch selbst die gleichgültigsten Gatten sich zur Schuldigkeit machen.

„Ich kann fürder nicht mehr mit ihr leben," sagte er zu einem seiner Höflinge, der im Dienst der Königin war, und von ihm bestochen, auf das genaueste Obacht haben mußte, „wie zeigt sich mein Gemahl?"

„Unschuldig! Eine Klosterjungfrau legt sich das nicht auf, was sie thut. Aufrichtig zu sagen, sie bleibt für alle ein Vorbild weiblicher Tugend — und Königliche Majestät! ihr werdet sehr in die Klemme gerathen, wenn ihr eure Absichten heller an den Tag geben wollet. Sie hat der Freunde so viel.

Auch diese Aussage war dem Monarchen lästig. Er hoffte täglich auf günstigere Nachrichten; aber Berthas Seele blieb groß, und der strengste Splitterrichter konnte selbst nicht den kleinsten Schein auf ihre Unschuld bringen.

Drey Jahre waren nun verflossen. Wie viel duldete Bertha! Tage werden unter solchen

Umſtänden ſchon zu Exzeſſen, und ſie blieb drey Jahre lang ſtandhaft. Oft wenn ſie im einſamen Zimmer ſaß, ihre Thränen nur ihre einzigen Geſellſchafter waren, und ſie dann, wenn ihr Geiſt zagen wollte, am Quell der Religion ſich labte, ſchwärmte Heinrich umher, und gab oft den ſinnlichſten Ausſchweifungen und den wildeſten Leidenſchaften in ſeinem Herzen Raum; verletzte oft die Treue, die er nach dem Wahn ſeiner Schmeichler einer Gattin nicht ſchuldig ſey, weil er ſie nicht gewählt habe, und die ihm aus gewiſſen andern Gründen, als aus denen der Liebe ihm zu Theil worden wäre.

Heinrich vertraute ſich ſeiner Mutter, der kaiſerlichen Wittbe Agnes. Die Schwiegermütter des einen Theils, ſollen meiſt dem andern Theil nicht beylegen, und ihn gewöhnlich für ſchuldig erklären. Agnes, die viel Erfahrung hatte, wußte wirklich mit dem weiblichen Herzen recht gut umzugehen. Sie wußte ihren Sohn ſo gut zu entſchuldigen, wußte nicht minder das gute Weib ſelbſt auf der beſten Seite zu ſchildern, und ſchob geradezu auf die liebe Natur die Schuld, die das nicht gut heißen wolle, was beyde Väter ſo redlich beabſichtet hätten. Aber Bertha's Liebe war, trotz Heinrichs Kälte, nicht erloſchen. Sie kannte ſeine Ausſchweifungen; auch Königinnen bleibt es nicht verborgen, wenn ſie von ihren Gatten vernachläßiget werden:

aber ihr Herz hatte immer einige Entſchuldigungen für ihn in Bereitſchaft, und wollte gern alles, was vorfiel, leicht und ſchnell vergeſſen. Agnes fiel ihr ins Wort, ſo bald ſie die Fülle der Liebe ihres Herzens noch ſpürte, daß ſie, wenn ſie ihren Sohn wirklich liebe, auch der Liebe etwas aufopfern müſſe. Sie meynte, man könne ſein Herz behalten, aber nur auf ſeine Hand Verzicht leiſten. Bertha verwarf dieſen ehrloſen Vorſchlag, tadelte ihre verſchmitzte Ueberredung laut, und wich allen Gelegenheiten aus, dergleichen von ihr wieder zu hören. „Will Heinrich mich verwerfen, und kann er das, ſo ſoll er es wenigſtens nicht für ſich thun. Unſer Urtheil mag die Kirche und die Fürſtenverſammlung fällen.“ Dies war Berthas letzte Aeußerung, die ſie einem abermaligen Abgeſandten Heinrichs ertheilte.

Ihr Gemahl mußte ſelbſt die Größe ihres Geiſtes bewundern. Da ſie ſich auf die Kirche zu ſtützen ſchien, ſo fand der König es für gut, dieſer Stütze etwas von ihrer Feſtigkeit zu nehmen. Er ſuchte Gelegenheit, ſich den geiſtlichen Herren gefällig zu machen. Die Kirche freuete ſich, und hoffte Beſſerung von ihm zu ſehen, da er zeither vor ihr im übeln Geruch geweſen war. Beſonders gewann er Sifried Erzbiſchoff von Maynz. Zeither war er dieſem hinderlich geweſen, dieſe oder jene Neuerung einzuführen, weil ſie zu ſtarke

Ab-

Absichten des Eigennutzes verriethen. Jetzt fanden sich keine Schwierigkeiten mehr, und eine Hand wäscht die andre. Der Erzbischoff wollte Heinrichen bey dem Pabst durch seine Vorstellungen unterstützen, und sich Mühe geben, um diese Ehescheidung schneller zu Stande zu bringen.

Aber wider diese ungerechte Wendung lehnte sich der Schutzgeist Bertha's auf. Mit dem Glanz ertheilte er der weltlichen Fürsten Herzen, und vom Schein der Wahrheit erleuchtet, gaben sie es nicht zu, daß die Unschuld unterdrückt werden solle. Sie schrieben einen Fürstentag aus. Ehe sie sich versammeln konten, verging ein gut Theil Zeit. Sicherheit und Ruhe zu genüßen, begab sich Bertha nach Lorsheim ins Kloster, bis ihr Urtheil gesprochen und der Streit geschlichtet seyn würde.

Bischoff Eppo hatte den Auftrag ihr einen Brief von ihrem Gemahl einzuhändigen, und sie bey dieser Gelegenheit zu vermögen, freywillig sich von ihm loszusagen; denn er traute der Fürstenversammlung nicht das Beste zu seinem Vortheile zu, weil sie nur nach Recht und Gerechtigkeit ihren Schluß fassen wollten, und keine Nebenabsichten hegten, wie einige der geistlichen Herren.

Bertha achtete nicht auf die schmeichlerischen Worte des Bischoffs, und wies durch Ge-

gengründe seine Vorschläge ab. Auf ihres Gemahls Brief aber antwortete sie mit wenigen Worten, die ihre ganze Wehmuth zwar äußerten, aber auch jene Stärke zeigten, die die Unschuld ihr eingab.

„Seht Herr Bischoff, waren ihre letzten Worte, seht (auf das Crucifix zeigend) das ist mein Glaube, und (indem sie ihm einen Brief überreicht) hier ist meine Antwort für meinen Gemahl — Gott wird unser Richter seyn.

Heinrich hielt das für Halsstarrigkeit, und schmeichelte sich des besten Ausgangs seiner Sache — wie sie sich gewöhnlich der Stärkere schmeichelt, dem es nicht beyfallen will, daß die Unschuld von höherer Macht beschützt wird.

Die arme Bertha trauerte, denn sie hielt Heinrichs Herz ganz für sich verlohren. Die Krone allein würde sie nicht gefesselt haben; aber ihre Ehre, die bey einer zu leichten Nachgiebigkeit gekränkt hätte werden können, nur sie war ihr Heiligthum. Heinrichs Liebe und ihre Ehre zu verlieren, dis war ein Verlust, dem sie doch wenigstens etwas entgegen setzen mußte. So wichtig ihre Gründe waren, so flogen sie Heinrichs Herzen vorüber, denn die wildesten Leidenschaften hatten

ten jenes Gefühl in ihm zerstöret, das ihm Bertha's Werth hätte unverlierlich vorstellen können.

Der König zog zur gesetzten Zeit gen Maynz. Sein Weg führte ihn bey dem Kloster vorbey, worinnen sein Gemahl sich befand, und auf die Vorsicht ihr Vertrauen setzte. Selbst bey so harten Bedrückungen hörte sie nicht auf, ihren Heinrich zu lieben, und mit der festesten Treue an ihm zu hangen. Wie er dem Kloster vorüber ritt, und der Gedanke an Bertha in seiner Seele etwas lebhaft werden mochte, da klopfte sein Herz in ungewohnt heftigen Schlägen.

„Was ist das? fragte er seinen Begleiter, den alten Kuno, es geht in mir etwas vor, das ich mir nicht erklären kann.

„Hm! erwiederte er, was wirds seyn, als — das liebe Gewissen?"

Heinrich. Gewissen! Gewissen! Ritter, wie meynt ihr das?

Kuno. Was eigentlich das Gewissen ist, das mögen euch die Pfaffen sagen, wie sichs aber beym Menschen zeigt, da fragt einen jeden, er wird euch Bescheid geben. Der Heiligste hat so seine Stunden, wo er das nicht ist, was er seyn sollte, und wenn

ers denn hinterher entdeckt, wenns ihm so schwer wird, und gleichsam in allen Gliedern liegt, da treibt das Gewissen sein Wesen.

Heinrich. Alter Knabe — da hat man Mittel.

Kuno. Braucht da, was ihr wollt! Unser lieber Herr Gott will sein Recht behaupten; umsonst hat er so etwas nicht in uns gelegt. Und wenn das liebe Gewissen euch an eure Veritha mahnt, so thuts nichts, als seine Schuldigkeit. Denn seht, königliche Majestät! wen man nur hört, der hat Mitleiden mit ihr.

Heinrich spornte sein Roß. Er fühlte sich.

Sie ritten einer Burg vorüber, und ein Mädchen, das vor derselben saß, ihren Rocken abspann und sich die Zeit mit einem Liedchen verkürzte, zog des Monarchen ganze Aufmerksamkeit an sich. Das Mädchen, unbefangen, und nur in sich selbst gesenkt achtete der Vorüberziehenden nicht, und es war schon damals so, daß die Mädchen, die nicht wissen, wie viel Reiz sie besitzen, einen glücklichern Eindruck machen, als jene, die durch Ziererey und ungesunde Erkünstelungen alles aufbieten, und nichts damit erhalten.

Heinrich hielt. Seine Augen weideten sich an dem herrlichen Gegenstande „Ho! ho!

Was

Majeſtät, laßt uns von hinnen, ehe euer Herz und eure Augen bleiben hier, erinnerte Kune.

„Ich muß wiſſen, wer ſie iſt“ erwiederte Heinrich, und beſchloß, das Mädchen zu ſprechen.

Sie giengen beyde auf ſie zu: ihre Neſſe hatten ſie an eine Eiche gebunden. Das Mädchen nahm ſie freundlich und heitſeelig auf. Sie war eine mutterloſe Waiſe.

Heinrich fragte nach ihrem Vater. Es war ein alter, dem Könige wohl bekannter Ritter.

„Und warum ließ er euch ſo allein?“

Fräulein. Weil er mich beſſer kannte, als ihr.

Heinrich. Und wohin zog er?

Fräulein. Nach Maynz. Die Straße wird von Rittern nicht leer. Wer bey uns von den Vorüberziehenden einkehrte, ſprach unwillig — Ihr werdets ja wiſſen: Die Fürſten kommen zuſammen, um zu entſcheiden, ob ſich unſer Kaiſer von ſeinem Gemahl ſcheiden laſſen dürfe, oder nicht.

Heinrich. (aufbrauſend) Dürfe! dürfe!

Kune (flüſtert ihm zu) Herr, ich merke hier Unrath, verrathet euch nicht.

Fräu-

Fräulein (zu Heinrich) Ich weiß nicht, was ihr damit sagen wollet; aber so viel ist gewiß, jeder rechtliche Mann tadelt den Kayser — Ja ja, er ist nun so ein Mann! Alle hübsche Mädchen will er lieben, aber er wird ihrer gleich wieder überdrüßig. Das streitet wider unsre alte Sitte. Ein deutscher Mann muß seinem Weibe treu seyn und bleiben bis in den Tod —

Heinrich. Fräulein, laßt uns davon abbrechen.

Fräulein. Gehöret ihr etwa auch zu denen, die — hm! hm!

Heinrich. Wie ihr fragen könnet! Und wer ein so schönes Kind zum Preiß erhält, wie ihr seyd, der wird nun gar nicht ändern.

Fräulein. Ihr wollet mir da etwas schmeichelhaftes sagen, aber ihr irrt euch. Ich habe Augen. Mancher Ritter entzieht dem Weibe daheim Liebe und Achtung, und wirft sie auf einen Gegenstand, der kaum die Hälfte so schön und tugendhaft ist. Nehmt selbst unsern Kaiser. Er schweift umher in allen Landen, und liebt manche Dirne, die — der schlechteste unserer Reisige verwerfen würde, und was gab ihm Gott für ein Weib. Wir wallfahrten oft nach dem Kloster zu Lehnsheim, und erquicken uns an ihren edlen Handlungen. Wenn sie Spende austheilt, o da sollte ihr sie nur sehen, um gleich

sagen

gen zu müssen: der König thut falsch, daß er sein Vermögen also quält. Wenn er einmal zur Selbsterkenntniß kommen wird, ich mags nicht mit ihm theilen. Doch verzeyhet Ritter, daß ich so eben erst an das Gastrecht denke. Wer sich aber unsrer guten Königin erinnert, der vergißt alles, und denkt nur an sie.

Sie ging und ließ den Hamyren darbringen. Beyde Ritter genossen, und entfernten sich, ohne sich zu erkennen zu geben.

Kune fragte den Kaiser, als sie eine Strecke geritten waren: Majestät, wie gefiel euch der Text, den man euch hier las?

Heinrich. Er würkt mehr, als alle jene fremde Erinnerungen der Herren Bischöffe. Die Bemerkungen dieser weiblichen Einfalt sind alle so wahr, daß ich sie nicht vergeblich gehört haben will.

Kune. Wenn ihr wahr sprächet! Amen!

Heinrich. Hätte mich aber das Fräulein nicht erkannt haben? sollte sie wohl verabredet worden seyn diese —

Kune. Königliche Majestät! Ich habe vieles nicht begreifen können, was ihr seits her thatet, aber hier stehet mir vollends mein Verstand stille. Was hätte das Fräulein davon? wer wußte es, daß ihr hier vorüberziehen würdet? Aber so machts der

Mensch

Mensch, der nicht Festigkeit genug hat, wi
der seine Leidenschaften zu kämpfen.

Heinrich. Es mag vor der Hand genug
seyn. Kune, ihr haltet doch nicht mit mir,

„Königliche Majestät liegt euch was daran,
das zu wissen, so fragt mich, wenn wir von
Maynz zurückziehen.“

Die Fürsten waren in Maynz versam
melt. Nur wenige waren auf Heinrichs
Seite; die Meisten sprachen für Bertha.
Der Pabst hatte einen Gesandten abgelassen,
der dem Monarchen mit Bann und Entsetz
zung drohete, wenn er auf dem Vorsatz der
Scheidung bestehen wolle. Diese Drohungen
wies Heinrich mit der Größe eines deutschen
Kaisers zurück. Mehr wirkten die einzelnen
Fragen der Fürsten über die Vollkommenheiten
eines Weibes, deren er keine seiner Bertha
abläugnen konnte; nirgends gab sie die Ge
legenheit zu seinem Wankelmuth; nur sein
Eigensinn, nur jene ängstliche Veränderlichkeit
seiner Leidenschaften, war an dem Mißver
ständniß schuld, das eine Ehe trennen sollte,
die doch so glücklich seyn konnte. Sein Herz
war durch die biedre unbefangene Sprache
des lieben Mädchens, das er nun kannte, und
die Tochter eines der edelsten Ritter war,
weicher und milder geworden. Oft kömmt
es, besonders bey gewissen Wollüstlingen vor
züglich darauf an, wer ihnen die Wahrheit

saget,

zeit, wenn sie ihnen gesagt werden soll. — Ein schwer Pfund vermag oft viel, — so ging es Heinrich. Das Mädchen hatte ihn gewonnen, und ohne daß sie es wußte war seine tadelhafte Laune durch jene gerade Sprache die mit keinen spitzfindigen Schlüssen und Gründen ausgeputzt war, von ihr in Fesseln gelegt worden. Es war nicht Furcht, daß Heinrich seines Weibes Tugend und sein Unrecht öffentlich erkannte. Diese Augenblicke öfneten ihm die Augen über Bertha's vorzüglichen Werth. Mit der innigsten Zärtlichkeit bat er sie, dem Kloster zu entsagen, und in seine Arme zu fliegen. Mit der größten Pracht holte er sie und mit den feyerlichsten Zügen ein. Herrlich war der Triumpf der weiblichen Treue; rührend war Heinrichs Bekenntniß, sich geirrt zu haben, und nun aufs neue von ihren Vorzügen überzeugt zu seyn. Er gestand seinem Gemahl, wer in ihm zuerst die Empfindungen seines Unrechts rege gemacht habe. Sie überraschten den alten Franz von Stein, und seine schöne Tochter. Wie erstaunten diese, und wie angenehm war ihnen der väterliche Dank. Bertha setzte in die edle Hofdame ihr ganzes Vertrauen, nahm sie mit an den Hof — und sie durfte Heinrichen immer das sagen, worüber andre schweigen mußten. Der König begegnete ihr stets mit Ehrfurcht. Glücklich ward die Ehe Heinrichs nun; sie genossen Ruhe, und Heinrich vergoß an Berthas Grabe Thränen

nen, als sie beyde miteinander eine ansehn
liche Reihe von Jahren *) im besten Ein
verständniß gelebt hatten.

So tief Heinrich von dem Tode seiner
Bertha erschüttert wurde, so unvergeßlich
ihm in den ersten Tagen dieser Verlust schei
nen mochte, so linderte die Zukunft seinen
Schmerz doch sehr bald. Sein Charakter
hatte, ob er gleich nun vollendeter Mann war,
immer noch keine echte, dauernde Festigkeit er
halten. Viel fehlte ihm allerdings, wenn
er um sich herblickte, und sich so einsam, ver
lassen nun auf ewig von seiner Bertha, sank
ten ihr, die die Kunst besaß, ohne Herr
scherin zu scheinen, sein Herz doch beherrschen
zu können; von ihr, die ihn von jenen wil
den Leidenschaften heilte, und aus dem oft
sehr verzogenen Jüngling unter der sanfte
sten Leitung einen braven Familienvater bil
det; von ihr, die seinem Geiste Muth in
den Stunden der Vertraulichkeit einflößte,
wenn die Stürme des Ungemachs über ihn
hertobten; von ihr, die ihn mit so vieler
Zärtlichkeit nach Canossa begleitete, alle Fähr
lichkeiten, der Reise dahin, mit Lächeln über
stand, und ohne das mindeste Murren sich
ver

*) Von 1069 bis 1087.

den unwegbaren, mit Schnee und Eis bedeckten savoyischen Gebirgen, in eine Thierhaut gewickelt, herabrollen lassen mußte; von ihr, die selbst ihm sanft zusprach und seinen Schmerz mit ihm theilte, da er vor Papst Gregor VII. als Büßender im wollenen Hemd und bloßen Füßen erscheinen mußte, um endlich Friede mit ihm zu haben.

Die Gesellschafter der Fürsten haben scharfe Augen; unter der Miene, den leidenden Menschen zu zerstreuen, liegt oft am meisten ihr Eigennutz verborgen. Leicht führen sie daher auch ihre Absichten bey Gegenständen, wie Heinrich war, aus. Kaum floh der Schmerz aus des Königs Herzen, so blickten seine Augen schon wieder nach schönem Weibern und Mädchen. Was seine Seele in den Armen seiner ersten Gemahlin ganz vergessen zu haben schien, schoß mit schneller Stärke eines Unkrauts wieder empor, wo die Wurzel nicht ganz ausgerottet ist. Man befriedigte seine alten Wünsche, und gab ihm sehr listig zu neuen allen möglichen Anlaß.

Unter den Rittern, die um Heinrich waren befand sich auch der Ritter von Schartenfeld. Er besaß das schönste Weib in der Gegend. Schon die Beschreibungen von ihr machten den Monarchen aufmerksam, und erweckten heimliche Wünsche in ihm. Wenn die Ritter in Gesellschaft waren, so gegen sie den von Schartenfeld mit seinem schönen Weibe auf.

„So wäre ich denn doch neugierig, sie zu sehen," sagte Heinrich so ganz flach hin, wo mans nicht recht weiß, ob es Scherz oder Ernst sey.

„Wenn ihr uns die königliche Gnad erweisen wollet, und wollet in unsrer Burg einkehren, erwiederte der Ritter, so..."

Heinrich. Nicht also: Ihr wißt nicht, was ihr bittet, Ritter!

Schartenfeld. Ich traue euch und der Tugend meines Weibes.

Der König brach ab. Sein Inneres aber hatte sich ein Ideal von dem schönen Weibe entworfen, und er harrete auf einen glücklichen Zeitpunkt von Tage zu Tage Jutta von Schartenfeld sehn zu können. Das geschah jedoch nicht sogleich. Schartenfeld war eben so schlau, als bieder. Es wurde nichts wieder erwähnt. Der Scharfblick des Mißtrauens war nun durch die Zeit eingeschläfert worden. Endlich zeigte sich eine glückliche Gelegenheit. Heinrich hatte eine Sendung, die jeder Ritter für ehrenvoll erklärte, gern sie übernahm, und diesen Auftrag als Vorzug betrachtete. Ritter von Schartenfeld glaubte sich seit einiger Zeit vom Kaiser hintangesetzt; er schien es gleichsam verlangen zu wollen, daß ihm Heinrich einen Beweiß gebe, er habe nichts wider ihn.

Was er wünschte ward ihm. Zärtlich nahm er von Jutta Abschied, und ahndete nichts Böses.

Heinrich war auf der Jagd. Man zeigte ihm den Forst in der Gegend von Schartenfelds Burg an; sein Herz flog im Geist dem schönen Weibe entgegen. Die Ritter folgten ihm in den Forst; zu Schartenfelds Burg aber geleitete ihn nur ein Edelknabe. Jutta erschrack. Gern wäre sie dem königlichen Besuch ausgewichen, aber sie war gefangen. Heinrich kannte es ihrer Schönheit, und fand, daß die allgemeine Sage Jutta'n nur Gerechtigkeit habe wiederfahren lassen. Er that alles, daß das liebe Weib die Würde des Monarchen vergessen sollte; er wurde in seinen Ausdrücken wählicher, versteckte den Wolf in ein Schafskleid, ob es ihm dadurch eher gelingen möchte — aber Juttas Schild gegen alle diese Pfeile, die schon manches Weib und manches Mädchens Unschuld tödten, war die Tugend. Je mehr sie abhielt, desto zudringlicher wurde Heinrich. Aber seiner Macht trotzte sie, seine Schmeicheleyen nahm sie mit kaltem Herzen auf, gab ihm auch nicht durch den kleinsten zweydeutigen Blick die geringste Hofnung; denn wie listig ist der Wollüstling, darüber zu seinem Vortheil sich Erklärungen zu machen. Sie war ernst; zeigte ihr Mißfallen, ohne daß Heinrich darüber erbittert werden konnte.

Nur nach einem Kuß ſchmachtete der feu-
rige Liebhaber, und obgleich Jutta einen Kuß
für etwas ſehr unſchuldiges erklärte, ſo mußte
ſie ihm doch auch dieſen abſchlagen. Sie
kannte die Männer und wußte, daß ſie erſt
nur das Kleine erbetteln, das Größere
aber dann erzwingen müßen.

Da ſie ihn aber nicht los werden konnte,
ſo heuchelte ſie mit einemmale einen Schreck;
ſie nahm die Flucht und rufte dem Könige
mit ſtarrem Augen zu: Laßt ab; ſeht
ihr den Geiſt eurer Bertha nicht!

Sie floh aus dem Zimmer. Der Nahme
Bertha weckte in Heinrichs Seele unnennbare
Gefühle und brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt
zurück. Mit blaſſem Geſicht verließ er die
Burg, ohne von Jutta Abſchied genommen
zu haben.

Und ſogleich beſchloß er, ſich wieder zu
vermählen.

Jutta erzählte ihrem Manne alles. Der
Ritter haderte mit ſeinem Kaiſer und ſprach
hart mit ihm über die Verletzung des Geſetzes
der Gaſtfreundſchaft. Er verachtete den Mo-
narchen und kam nie wieder an den Hof.

Heinrich unterſuchte ſich ſelbſt, und ſah
wie weit er von der Tugend und der wah-
ren Lebensfreude zurückgewichen war,
ſeitdem ihm ſeine Bertha fehlte. Sein Mit-

wer-

[illegible]

werstand dauerte nur ein Jahr. Er wählte Elisabeth, Markgraf Otto's von Brandenburg, nachgelassene Wittwe. An Schönheit und Tugend wetteiferte sie mit Bertha; eine allgemeine Stimme war ihr Lob. Wenn von seinen erhabenen Geschäften Heinrich sich erholen wollte, dann eilte er zu Adelheit.

Der Weltkünstling, wenn er zu sich selbst kommt, wenn ihm eine Prüfung seiner selbst ernst wird, wird mit einemmal eben so mißtrauisch, als er vorher leichtsinnig war.

„Du verdienst eine Adelheit nicht, war jetzt sein quälender Gedanke: sie wählte vielleicht nur die Krone, und ihr Herz gab sie einem andern.“

Er vertraute seinen Kummer einem seiner schönsten Ritter, auf dessen Edelsinn er sich aber eben so gut, als auf seinen Verstand und auf seinen Muth verlassen konnte. Es war ein toller Einfall von Heinrich, ihm den Auftrag zu geben, seine Gemahlin zu versuchen, ob sie ihm treu bleiben werde.

„Schlägt sie diesen Antrag aus, dachte Heinrich, so bin ich sicher. Er ist der schönste, der bravste, an meinem Hofe: auf ihm weilten der Kaiserin Augen am längsten.“

Der Ritter vollzog den Auftrag. Es nahm die gute Adelheit sehr Wunder, sich in

des Ritters Charakter gelernt zu haben; s
war artig, lächelte, und gab ihm auf sein
wiederholten dringenden Bitten die Antwort
„So ihr meines Gemahls Einwilligung brin
get, will ich eure Bitte erhören.“

Heinrich erfuhr diese Antwort, und s
gieng ihm sehr in dem Kopf herum, da e
sich solche nicht erklären konnte.

Wer einmal auf dem Wege des Mis
trauens begriffen ist, der wagt das tollst
das lächerlichste. Heinrich nahm des jungen
Ritters Kleider, verbarg sein Gesicht un
eilte zur Kaiserin. Hofnung und Furcht wa
er finden, wie sich jetzt die Kaiserin benehmen
werde, beflügelte seine Schritte bald, und bal
hingen sie ihm wieder Bley an seine Füße.

Schon hatte Adelheit die Anordnung ge
macht, daß, wenn irgend ein Ritter zur nächtli
chen Zeit bey ihr einkehren wolle, ihr Hofstaa
ihn gefangen nehmen und nach Belieben be
handeln solle.

Heinrich kam; er glaubte sich zu seiner
Wortheil vermummt zu haben; aber leider war
zu seinem Nachtheil: der Hofstaat hielt ihn fe
drohete ihm mit Schlägen, und wollte
diesen ausweichen so mußte er sich zu erken
nen geben. Wie ängstlich war er, wie zi
terte er, wie war es gefährlich, daß de
Mensch nicht stärker, als der König scheine
sollte. Die Kaiserin wurde gerufen; sie stann

es dem, was sie sah. Heinrich war verlegen, sie aber gab der auffallenden Geschichte die unvermutheste Wendung, so daß der Hof zitterte, um Gnade bat, und Heinrichs Ehre unverletzt blieb. Zwischen Heinrich und dem jungen Ritter blieb die Geschichte ein Geheimniß.

Adelheit aber verwies dem Kaiser mit der sanftesten Liebe sein unkluges Benehmen, und er lernte es erkennen, daß solche Proben die weibliche Treue nur selten gründlich prüfen können; und daß, wenn sie ja gelingen, dergleichen Aufwand auch nicht einmal dieser Prüfung werth sey. Wer sich selbst nichts vergeworfen hat, traut dem andern auch immer das Beste zu. Gegenseitige, uneigennützige Zärtlichkeit, und aufrichtige, ungekünstelte Offenheit, diese sind und bleiben allein nur der Grundstein der ehelichen Treue und des häuslichen Glücks.

Staatengeschichte.

Die Schweiz.

In die urälteste Geschichte der Schweiz zurückzugehen, erlaubt uns einestheils das Dunkel nicht, das hin und wieder über dieselbe verbreitet ist; andern theils würde es wider den Zweck laufen, den man sich bey diesem kleinen Aufsatz zum Ziele setzen mußte. Wir gehen von dem Zeitpunkt aus, der der Schweiz gleichsam eine eigene Geschichte gab.

Kaiser Konrad II. ward auch Herr von Helvetien, als er das Burgundische Reich, das durch den Tod des Königs Rudolph an ihn gekommen war, mit den deutschen Staaten vereinigte. Funfzig gräfliche Häuser, hundert und funfzig freyherrliche Familien, ein tausend zweyhundert ritterliche Geschlechter trugen in der Folgezeit das Ihrige dazu bey, alles in Verwirrung zu setzen, da sie von der schwankenden Macht der deutschen Kaiser nicht genug Widerstand zu fürchten hatten. Man zeigte gewisse harte Grundsätze, die natürlich eine Empörung endlich bewirken mußten. Der Adel meynte, daß alles, was nicht seines Gleichen sey, Knecht und Sklav seyn müsse, und

hob sein Haupt durch seine Gewalt gegen die Widerwichtigen empor. Zürch, Bern und Solothurn, diese wenigen freyen Städte sahen sich nothgedrungen ein Schutzbündniß unter sich zu errichten, um jener Macht Schranken zu setzen. Uri, Schwitz und Unterwalden waren die einzigen, die sich selbst überlassen waren. Kaiser Otto IV. schickte ihnen 1209 Rudolph III. Grafen von Habsburg, als Landvogt und Statthalter; 1231 suchte sich dieser aber unabhängig zu machen, und Friedrich II. setzte einen andern an seine Stelle. 1257 aber nahmen diese drey Länder den Grafen Rudolph V. von Habsburg als Schutzherrn an, und gaben ihm Schutzgeld. Dieser wurde 1273 zum römischen König erwählt, und versprach ihnen nicht nur den Genuß der Freyheiten all ihrer Freyheiten, sondern bestätigte ihnen solche auch. Kaum aber hatte er seine Macht in Teutschland gegründet, so untergrub er schon die Freyheiten, die er den Herzogen gezeiget hatte. Von Albrecht seinem Sohne hatten sie noch mehr zu befürchten, denn dieser suchte die habsburgischen in Helvetien zerstreuten Herrschaften wieder zusammen zu bringen, und daraus ein mächtiges Fürstenthum für einen seiner Söhne zu bilden. Erst suchte er alles gut zu verdecken; da aber seine Absichten endlich zu helle zu werden anfiengen, sie dem österreichischen Hause unterwürfig machen zu wollen, so

trat Uri, Schweiz und Unterwalden gegen ihn auf, beharrten auf ihren Vorrechten und Freiheiten. Diese drey Länder wurden das Beyspiel für die Uebrigen. Er suchte sich nun durch die grössesten Gewaltthätigkeiten zu rächen, und zeigte sich ihnen als Tyrann. Die Landvögte mußten ihren Sitz auf feste Schlösser verlegen, bewafnete Leute standen ihnen zu Befehl, auf den Wink die grösesten Grausamkeiten zu vollziehen. Man baute Festungen, legte die schwersten Zölle auf, und die tiefsten Kerker waren das Loos der widerrechtlich gekränkten Unterthanen. Wie kühn der Tyrann seyn kann, die Menschheit mit Füßen zu treten, mag uns die Geschichte des armen Heinrichs aus Melchthal in Unterwalden zeigen. Sein Sohn war eben auf dem Felde. Der Gerichtsdiener kömmt und reißt ihm die Ochsen auf Befehl des Landvogts, Wilger von Landenberg, vom Pflug. Heinrichs Sohn setzt sich dagegen. Er muß der Uebergewalt weichen, und sucht sich durch die Flucht zu retten. — Der Landvogt läßt statt dem entflohenen Sohne dem alten Vater die Augen ausstechen.

Geßler der Landvogt von Uri trieb den rasenden Unfug so weit, daß er eine Stange erhöhen und auf selbige seinen Hut setzen ließ, und diesem Hute, befahl er, eben die Ehre zu erweisen, die man seiner Person schuldig wäre. Wilhelm Tell vernachlässigte dieß

verächt-

erächtliche Pflicht, und wie sinnreich er-
fand der Landvogt seine Strafe dafür.
Seinem einzigen, kleinen Sohne mußte Tell
einen Apfel vom Kopf herabschießen. Der
Landvogt glaubte, ehe müsse er das Herz
des Knaben, als den Apfel treffen. Obgleich
Tell als ein guter Schütze bekannt war, so
zitterte man doch allgemein, als er seinen
Bogen mit wehmüthigem Blick spannte.
Glücklich flog der Pfeil; sein Sohn blieb un-
beschädigt. „Und was würdest du gemacht ha-
ben, wenn du statt des Apfels deinen Sohn ge-
troffen hättest?“ fragte der Landvogt höh-
nisch, um Tell zu einer Antwort zu reizen,
die ihm eine neue Strafe zuziehen müsse,
so antwortete dessen ungeachtet der kühne
Tell: Traf ich mit dem einen Pfeil meines
Sohnes Leben, so war ein zweyter für
euch.

Dieses werden Beweise genug von jener
himmelschreyenden Ungerechtigkeit seyn, die
denn endlich das Feuer der Rache in den Her-
zen der Bedrückten anzünden mußte. Wer-
ner von Stauffachen, aus Schwein.
Walther Fürst, aus Uri; und Arnold
von Melchthal, der Sohn von Heinrich von
Melchthal, dem die Augen ausgestochen worden
waren, diese drey Männer wurden die Ret-
ter ihres Volks. Der Menschheit werden
ihre Nahmen unvergeßlich seyn. Unter dem
Schutz des Rächers alles Bösen und des Ver-
geltens

gallers alles Guten gelang ihnen der Sie
Der Landvogt Gesler ward ermordet, u
am ersten Tag im Jahre 1308 wurde d
große Verdaben glücklich ausgeführt, d
den 17 November 1307 auf einer an d
Grenzen von Schweitz und Uri gelegene
Wiese beschlossen worden war. Jene Rau
nester des Lasters und der verworfensten Ty
ranney wurden zerstört; und noch dampfte d
Rauch aus denselben, als diese drey Länd
auf zehen Jahre zur Vertheidigung ihre
Freyheit das feyerlichste Bündniß schlossen
Kayser Albrecht erschrak, und schwur, die
sen — Schimpf — zu rächen. Aber Jo
hann von Schwaben morderte mit ihm an
diese Entwürfe. Wunderbar sind die Weg
der Vorsicht die Unschuld zu schützen und da
Gute zu befördern. Sicher waren nun di
Bedrückten, und flatterten wieder sorglos gleic
der Schwalbe nach einem bangen Gewitter, da
sie beängstigte. Zwar versuchte Kaiser Friedrich II
seine Kräfte wider sie; sein Bruder, de
Herzog Leopold von Oesterreich zog mi
zwanzigtausend Mann gegen sie — allein di
Schlacht bey Morgarten (1315) war ein
Beweiß von der Tapferkeit des Gefühls der
Freyheit. Sie waren nur ihrer dreyzehnhun
dert, waren weder mit Panzer noch Schil
angethan; dagegen aber drangen sie mit ihren
Hellebarthen und breiten Schwerdtern in die
feindliche schwergepanzerte Reuterey, zerris
sen die Glieder des Fußvolks, und erfochten
den

den vollkommensten Sieg mit einem Verlust von funfzehn Mann. Die Sieger schwuren sich nun ein ewiges Bündniß. Sie beschützten nur ihr Vaterland und waren keineswegs nach fremden Eroberungen begierig. Gehorsam gegen ihre Oberherren war ihr Grundgesetz, aber nicht eine zügellose Freyheit, die gern alle Verhältnisse der Natur vernichten möchte. Das glückliche Beyspiel dieser drey mit einander verbundenen Länder, munterte mehrere Städte auf, diesem Bünde sich beyzutreten. Lucern vereinigte sich mit ihnen 1330. Dieser Bund wird der Bund der vier Waldstädte genennt. Zürch erhub ebenfalls sein Haupt und zerstörte jene Schlösser, wo die Edelleute saßen, die ihre Ruhe zu kränken versuchten; die verwiesenen Räthe versuchten in Verbindung mit dem Grafen von Habsburg und andern Adlichen eine Verschwörung anzuspinnen, dies brachte den Entschluß zur Reife, sich mit der Eidgenossenschaft zu vereinigen. Bern trat dem Bunde früher noch bey. Unter Sieg und Kampfe gedieh dieses Bündniß, das die Feinde gewöhnlich mit ihrem Blute versiegeln mußten, und 1342 gründete die Eidgenossenschaft den Bund der acht Kantons, die man gegenwärtig die acht alten Orte nennt. Hundert fünf und zwanzig Jahre dauerte dieser; sie waren aber noch nicht souveraine Staaten — ihr Einverständniß war nur auf die Vertheidigung gegen die Tyrannen

rannen der Fürsten und der Bedrückung des Adels abgesehen.

Einige Zeit genossen sie nun Frieden; aber bald zerstörte ihn der Neffe des Herzogs Leopold von Oesterreich Ingram von Koucy. Er wollte seine Rechte auf Elsaß und Argau gültig machen, die ihm, als Erben von seiner Mutter einer österreichischen Prinzessin, zugefallen wären. Er führte eine Armee von sechzigtausend Mann in die Schweiz, die er durch die Unterstützung seines Schwagers des Königs von Frankreich und Kaiser Karls IV. zusammengebracht hatte. Bald sah er sich genöthiget seinen großen Plan wieder aufzugeben, und nahm mit der Herrschaft Nidau und Büren vorlieb. Ein neuer Krieg begann wieder mit den Oesterreichern durch die Anlegung neuer österreichischer Zölle. Die merkwürdige Schlacht bey Sempach entschied hier alles. Schon waren die Eidgenossen in der größesten Gefahr, ihre erhaltene Freyheit zu verlieren; denn hundert sieben und sechzig, sowohl geistliche, als weltliche Herren hatten ihnen Fehdebriefe zugeschickt. Arnold von Winkelried brachte das große Opfer durch seinen freywilligen Tod bey dieser schon größtentheils verlohrnen Schlacht. Anton zum Port gab den Rath, mit ihren Hellebarthen die Lanzen der Feinde entzwey zu schlagen. Arnold von Winkelried drückte so viel Spieße, als er umfassen konnte

mit

mit seinem Leib zusammen, und bahnte so durch seinen Tod den Weg zum Sieg. Von dem Ende des Sempacher Kriegs bis zum Anfang des funfzehnten Jahrhunderts hatte die Eidgenossenschaft Ruhe. In dem Kriege von 1415 erhielt sie Argau, die freyen Aemter und die Grafschaft Baden als Eroberungen, und der Kaiser Sigismund ließ ihnen alle Rechte, die das Haus Oesterreich daran hatte, gegen die Erlegung einer Summe Geldes an sie ab. Die Eidgenossen wichen jetzt allen von ihrem Plan ab, ihr Vaterland zu erhalten; sie wollten ihre Herrschaft nun auch weiter ausbreiten. Sie nahmen Antheil an den Unruhen des Walliserlandes, und wären deshalb mit einander selbst beynahe uneinig geworden. Sie wurden mit den Herzogen von Mailand in Krieg verwickelt. Als der Graf von Toggenburg Friedrich VI. gestorben war, so wollte Zürich und Schweiz wenigstens einen Theil seiner Güter mit den übrigen vereinigen. Keins wollte nachlassen; die übrigen Kantone traten auf die Seite von Schweiz, und der Krieg war unversöhnlich. Zürich wurde befehdet, schloß sich an die Stadt, und mußte endlich vor Hunger und Elend überwältiget Friedensverschläge thun. Die übrigen vermittelten es, und Zürich mußte an Schweiz einen Theil seines Gebiets hergeben. Selten herrscht in des bezwungnen Feindes Herzen ganz versöhnte Ruhe, wenn sein Eigenthum beym

Frieden

Frieden geschmälert wird; so auch hier. In Zürichs Herzen kochte die Gährung so lang fort, biß es sich entschloß österreichische Hülf zu suchen. Das schien Schweiz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug und Glarus äußerst gefährlich zu werden. Sie griffen zu den Waffen. Ueberall herrschte Wuth; man nennt das Landesverrath und züchtigte die Züricher. Die österreichische Hülfe war zu schwach, um ihnen wie sie es wünschten beyzustehen. Kayser Friedrich III. suchte daher den Züricher neue Hofnung zu schaffen; und stellte ihren Feinden durch seine Vermittelung eine Armee von 40000 Mann entgegen, die der Dauphin von Frankreich anführte. Der Dauphin befreyete Zürich von der Belagerung und schloß mit den Eidgenossen einen Frieden, der die Grundlage von dem nachherigen Bündniß der Kantone mit Frankreich wurde. Dieser Friede gab den Eidgenossen nun Ruhe. Sie verstärkten sich vermöge der neuen Bündnisse mit Frankreich durch St. Gallen, Schaffhausen ꝛc.

Der Herzog von Burgund Karl der Kühne faßte den Muth, die Eidgenossen zu unterjochen —, aber es gelang ihm nicht. Der Herzog hatte sechzigtausend Mann, die Eidgenossen achtzehntausend — So leicht dem Herzog der Sieg zu seyn schien, so sehr hatte er sich geirrt, und so traurig war der Erfolg. Die Eidgenossen erbeuteten ungeheure Schätze

in seinem Lager, das er verlassen mußte. Karls Tod nur konnte sie von einem so gefährlichen Feinde befreyen. Er fand ihn auch in der Schlacht bey Nancy, wo die Schweitzer ihren Bundesfreunden, den Lothringern, treulich beystanden. Nun genossen sie wieder Ruhe, aber nicht lange — Sie wurden mit Kaiser Maximilian in einen neuen Krieg verwickelt, der aber auch wieder zu ihrem Vortheil ausschlug. Das Band der Kantone schien nun unzertrennlich. Seit 1501 zählte sich auch Basel und Schafhausen dazu, doch blieb ihnen die Ruhe nicht lange vergönnt. Sie hatten die Waffen gegen Frankreich ergreifen müssen, und traten 1508 dem Bündnisse wider Venedig bey — Jetzt suchte sie der Pabst Johann II. von Frankreich ganz abtrünnig zu machen. Ludwig XII. behandelte die Abtrünnigen mit Verachtung, statt daß er besser gethan hätte, er hätte die Schweitzer durch die Erhöhung der Summen für die ihm geleistete Hülfe, an sich zu halten gesucht; denn die Eidgenossen schienen sich jetzt gleichsam verkaufen zu wollen. In einigen Monaten waren die Eidgenossen Herren von Mailand. Der Pabst war außer sich vor Entzücken, Italien nun ganz befreyt von Frankreich zu sehen. Er gab den Siegern den prangenden Titel: Beschützer der Freyheit der Kirche; beschenkte sie mit einem Degen, einem Herzogshut, und jeder Kanton erhielt eine seidene Fahne. 1513 nachdem

dieser Krieg beendigt werden, wurde er
Appenzell zum dreyzehnten Kanton des Bün
nisses angenommen. Der Friede tödtete
Eidgenossen Haß gegen Frankreich im mi
desten nicht, bis sie endlich bey einem neu
Kriege durch den Verlust bey Marignan, ge
müthiget wurden. Sie schlossen 1521 ein neu
Bündniß mit Frankreich. Durch dieses Bünd
fingen ihre vaterländischen Sitten an sich sch
etwas nach dem Ausland zu bilden. Au
aber hatten die Kantone den Frieden im Au
lande geschlossen, als ein neues Feuer
ihrem eignen Innern hervorbrach. Es w
das verderblichste, das der Menschheit sch
so unendliche Opfer kostete. Religionszw
drängte sich in die Reyhen der friedlich
Helvetier. Ulrich Zwingli war von eine
gewissen Reformationsgeiste beseelt worde
und glaubte ein helleres Licht jetzt aufstecke
zu dürfen. Die Geistlichkeit verfolgte s
nun, und wer war unversöhnlicher seit Jah
hunderten, als sie? ob sie gleich nur Friede
predigen soll. Zürich und Bern nahm zuer
Theil an dieser Verbesserung, und bald nah
der Kaltsinn auch bey andern über Hand u
hielten bey der neuen Lehre. Schon stande
Katholicken und Protestanten gegen einand
im Schlachtfelde — doch wurde ein Frie
bald geschlossen — aber ein Friede, der nic
lange dauerte. Die katholischen Kanton
glaubten zu viel eingeräumt zu haben, un
die protestantischen forderten noch mehr

Es kam zu einem neuen Krieg. Zwingli ſelbſt fand in der Schlacht den Tod; zwey Treffen verlohren die Proteſtanten und muſſten ſie zum Nachgeben beſtimmen. Die katholiſche Parthey benahm ſich äuſſerſt gut, trotz daß ſie Sieger war, und es wurde nun die freundſchaftlichſte Tolerantz das Geſetz beyder Theile.

Ein neuer Krieg entſtand zwiſchen dem Herzog von Savoyen und einigen Ständen. Dieſer Krieg gab der Eidgenoſſenſchaft wichtige Vortheile. Hatte auch die Schweiz an dem Schrecken aller Jahrhunderte, am dreyſſigjährigen Kriege keinen allzuwichtigen Antheil genommen, ſo beſtimmte doch der weſtphäliſche Friede, daß es nebſt allen ihm zehörigen Orten und Unterthanen von der Oberherrſchaft Deutſchlands von nun an frey geſprochen ſeyn ſolle. Von dieſer Zeit an, bis auf jetzt, fielen noch manche Verdrüßlichkeiten unter ſich ſelbſt vor; es kam auch zu feindlichen Ausbrüchen und kleinen Kriegen; aber ehe das Ausland es wußte, daß ein Krieg unter ihnen verwalte, ſo ſchwang der Friede im Oelzweig ſchon wieder über ſie her, und vereinigte ſie mit Bruderliebe. Und ſo ſtellt dieſes edle Land uns noch das reitzende Bild eines Glücks auf. Möge doch die Flamme, die jetzt beynahe über ganz Europa von Frankreich aus, verwehet, ihre friedlichen Hütten verſchonen; möge der Geiſt echter

Politick sie fortbin, wie zeither, leiten, u
nur den Weg führen, worauf ihnen dur
die Ruhe ununterbrochene Nationalglückseli
keit zu Theil werden muß.

Schlüßlich wollen wir erinnern, daß d
kleine Kanton Schweitz die Ehre genüß
daß nach ihm, wenn von der ganze
Eidgenoſſenſchaft die Rede iſt, d
übrigen Kantone benennt werden. Auch i
der Name Helvetien gewöhnlich. Uebrige
macht jeder Kanton seine eigne Republik.

Die Merkwürdigkeiten dieſes glücklich
Landes werden wir unſern Leſerinnen i
nächſten Bändchen mittheilen. Ihre Beſchr
bung rührt von einem Manne her, d
Deutſchland ſeit geraumer Zeit ſchon un
ſeine vorzüglichern Schriftſteller zählt. E
that uns leid, ſie bis dahin aufheben zu m
ſen, da wir ſie nicht trennen wollten, u
zur Vollendung deſſelben, der dieſem Taſche
buch beſtimmte Raum nicht mehr zuzeich
war.

Naturgeſchichte.

1.

Der Geyerkönig.

Verfloſſene Oſtermeſſe (1794) war eine kleine Sammlung von ausländiſchen lebenden Thieren in Leipzig zu ſehen. Gegenwärtige Paragraphen ſind aus derſelben von einem jungen Künſtler treu nach der Natur abgebildet worden, und wetteifern gewiß, ſelbſt nach dem Urtheil hieſiger angeſehener Naturforſcher mit den Originalen. Wir wollen uns in die marktſchreyeriſchen Notenmandaten ſolcher herumziehenden Beſitzer dergleichen Sammlungen im mindeſten nicht einlaſſen, vielmehr unſre Leſerinnen, die Freundinnen der Natur ſind, aufmerkſam machen, auf dergleichen Beſchreibungen, die oft mehr Unverſchämtheit, als Dummheit an ihrer Stirne tragen, wenig zu achten, und ihnen Glauben beyzumeſſen. Da das Studium der Naturgeſchichte jetzt eine Lieblingsmodewiſſenſchaft worden iſt, ſo wird ſich immer ein Freund finden, der ſie mit der nackten Wahrheit der Geſchichte dieſer Thiere bekannt machen wird. So erzählte der Beſitzer erwähnter Sammlung auch wunderbare Dinge von dem Geyerkönig,

machte ihn zum Henkersknecht der alten Welt, weil er gebraucht worden sey, gewissen Verbrechern das Herz aus dem Leibe zu reissen. Dergleichen fabelhafte Wunderdinge locken den Pöbel, der freylich der Natur zu Ehren auch seine wenige Groschen gerne zollt, woran dem Manne gelegen ist, der viel Abgaben hat, und der auch leben will — denn auf die gröbere Welt kann er nicht sichere Rechnung machen, weil die Zeit einer Messe oder eines Marktes zu schnell verfliegt, und die wichtigen Merkwürdigkeiten der Quinquallerieen und Modehändlerinnen genau besehen und bewundert werden müssen; was allerdings viel Zeit und große Ueberlegung erfordert. Nun zu unserm Geyerkönig. Sein Vaterland ist die neue Welt. Er gehört auf die Liste derjenigen Vögel, die der alten Welt gar nichts angehen. Er wird in kühleren Gegenden gar nicht getroffen, denn er scheut sich ungemein vor der Kälte. Seine Lebensart ist nicht ganz reinlich, und sein Charakter noch weniger edel und grosmüthig. Er vergreift sich nur an den schwächsten Thieren, und nähret sich blos von Ratten, Eidexen, Schlangen, sogar wohl von den Excrementen der Menschen und der Thiere. Er giebt einen äußerst üblen Geruch von sich. Die Wilden eckeln sich vor seinem Fleisch. Da es mehrere Geyerarten giebt, so erhielt er, weil er seine Brüder alle an Schönheit, obgleich nicht an Größe übertrift, den Nah-

men

nen des Königs der Geyer. Die Größe deſſen, den wir hier ſahen, war beynahe zwey und einen halben Fuß. Sein ſtarker roth gezeichneter Schnabel iſt gerade und nur an der Spitze gekrümmt. Um die Wurzel des Schnabels ſchlägt ſich eine rothe Haut, die von beyden Seiten an die Mitte des Kopfs reicht. (Wey einigen ſoll dieſe Haut oranzenfarbig ſeyn.) Zwiſchen den Naſenlöchern erhebt ſich dieſe Haut, wie ein gezackter beweglicher Kamm, die ſich, ſo wie ſein Kopf nach dieſer oder jenen Seite hinwendet. Kopf und Hals ſchien wie ganz kahl, und ſind mit einer dunkelgrauen Farbe bedeckt; hinterwärts ſieht er lebhaft roth, vorwärts aber etwas verbleicht aus. Er trägt eine Halskrauſe, die den ehemaligen Palatinen unſrer Damen gleicht — Sie iſt aus weichen dunkelaſchgrauen flaumartigen Federn geformt. Dieſe Halskrauſe iſt ſo weit, daß dieſer Vogel, wenn er ſich zuſammenziehet, den Hals und einen Theil des Kopfes, wie in einem Capüchen verbergen kann. An der Bruſt, am Bauche, an den Schenkeln unter dem Schwanze hat er weiße ins aurorfarbige ſpielende Federn. Die Schwanz- und Schwungfedern ſind ſchwarz; die letztern aber gemeiniglich noch mit einem grauen Saum umgeben. Füße und Klauen fallen ins Gelbliche. Doch weichen manche davon ab, und haben ſchmutzige weiße Füße und ſchwarze

Kronen; andere ſollen auch wieder ins röth-
liche fallen.

2.

Auf jenem Aſt ſitzen zwey Vögelchen d
ins Geſchlecht der Papageyen gehören. Man
nennte ſie hier die Ungertrennlichen — andere
nennten ſie auch die — ſympathetiſchen Vögel.
Sie ſtellen das Bild der zärtlichſten Freund-
ſchaft und Geſelligkeit vor. Einer lebt nie
allein; und trift es ſich, ſo wird er übelge-
launt, und lebt nicht lange mehr. Keiner
genüßt ſeine Nahrung, er theilt ſie denn
mit ſeinen Brüdern. Die Freude des einen,
iſt die Wonne von Allen; ſo ebenfalls mit
ihren Leiden. O ihr kleinen Thiere, ſo un-
befangen und unſchuldig, wie doch ſollten
die Menſchen euch ehren — doch hütet euch,
daß ihr Haß euch nicht treffe. Denn die Ein-
tracht, die euer Leben ſo ſchön macht, ſcheint die
letzte Tugend der Menſchheit geworden zu
ſeyn.

Gar-

Der ökonomiſchen Hefte Achtes.

Fortſetzung vom ländlichen Gartenbau.

Die Bohnen, meine Freundin! ſind ein zu wichtiger Artickel für den ländlichen Küchengarten, als daß ich ſolchen nicht auch ein Plätzchen widmen ſollte. Wer ihre Blüthe betrachtet, wird und muß ſie für ſchön erkennen. Freylich achten die meiſten wenig auf ſie, weil ſie nicht auf dem Verzeichniß der Blumen ſtehen, die auf die Bewunderung der größeren Gärten Anſpruch machen können; aber... — Still Freundin! ich ſehe dich das Mäulchen ziehen, und höre dich fragen: was ich da für Aufhebens über das bißchen Farbe mache? — Ich würde dir recht geben, aber gehts nicht auch manchem Mädchen ſo? Ihr hübſches Geſichtchen reizt, und im Augenblick der Ueberraſchung bringt man ſie nicht gleich unter das ſcharfe Glas der Critick, die laufend Vollkommenheiten verlangt, und mit dem, was ſie vorfindet, ſo wenig zufrieden iſt, daß ſie, wie Alexander, der Große verſuchen möchte, eine Brücke in den Mond zu bauen, weil er glaubte, auf der Erde ſey nichts mehr für ihn zu thun.

Es giebt viele Bohnenarten. Zuerst von den Schminkbohnen (Phaseolen) Einige von dieser Art tragen kaum ein Gewächs, das zwey Fuß hoch wird; andre waschen sieben bis zwölf Fuß hoch. Diese letztern laufen und winden sich an ihren Stangen, gleich dem Hopfen. Die das niedrige Gewächs tragen, nennt man Franzbohnen, Kriechbohnen, Zwergbohnen; die hoch wachsen, die Stangen- oder Steckenbohnen. Unter den Schminkbohnen zeichnet sich die türkische Feuerbohne aus. An der Pflanzung und Lezung, eben so an der Pflege, haben sie keine Vorzüge vor den übrigen Schminkbohnen. Sie machen sich sehr schön hochroth, und ihre Blüthe erhält sich lange; daher säet man sie auch wohl im Frühlinge auf die Mistbeete, und pflanzet sie im Monat Junius auf die Blumenrabatten, und steckt die Stangen so, daß sie Pyramiden formiren. Sie sind überhaupt genommen ein allerliebster Scherwenzel, da die erfinderische Phantasie die mannigfaltigsten Plänchen mit ihnen ausführen kann. Sie arten leicht in ihrer Blüthe aus, und die liebe Natur treibt ihr Spiel mit ihnen, ohne geradezu erst unsere Vorschriften dazu abzuwarten. Dem Liebhaber der Natur gewährt dieses viel Vergnügen, weil sie ihn immer mit neuen Beobachtungen beschäftigen. So wie ihre Blüthe verschieden ist, so sind es auch die Farben und Formen der Früchte derselben.

Die

Die Schminkbohne ist ein zärtliches Gewächs, das in der frühern Jugend, wenn es kaum aus der Erde hervorragt, sehr leicht von dem kleinsten Froste um sein Leben und Gedeyhen kommen kann. Auch vermehrt die Bohne leicht in der Erde, wenn man sie gelegt hat, und die Erde noch nicht gänzlich durchwärmt ist. Wenn man sie daher im April legt, so steht ihr Fortkommen in Ungewißheit. Von diesem Monat an, pflegt man gewöhnlich aller vierzehn Tage einige Beete zu pflanzen, und fährt damit fort bis vierzehn Tage nach Johannis. Nur achtzig Tage brauchen sie Zeit, um zur Reife zu kommen, und dann sind sie völlig genießbar. Zu den Erstlingen wählt man die gelben Kriechbohnen, da sie mehr Kälte vertragen können, als die übrigen. Man legt sie auf folgende Art: Das Erdreich muß weder zu fett noch zu mager seyn. Im ersteren Falle geben sie zu vieles Kräuterich, im letztern zu wenig und zu geringe Früchte. Man macht Furchen von zwey Zoll tief. Drey und drey Bohnen legt man in Häufchen, und entfernt sie einen halben Fuß von einander. Mit der aus den Furchen geworfenen Erde bedeckt man sie wieder, und überharkt das Beet gelinde. Wäre die Erde zu schwer und naß vom Regen, so muß man solche einen Tag liegen und trocknen lassen, ehe man sie zur Bedeckung der Bohnen verwenden kann. Das Ueberharken kann man folgenden Tages

vernehmen lassen. Wo die Erde gar zu schwer und feucht ist, darf man die Bohne nicht ganz zwey Zoll tief legen. Die Bohnen werden nicht begossen; vom Unkraut aber müssen sie rein erhalten werden, was man mit der Gartenhacke verrichten läßt. Wenn sie einen halben Fuß hoch gewachsen sind, so werden sie gestengelt. Die Stangenbohnen unterscheiden sich zu ihrem Vortheil von den Kriechbohnen, weil sie mehr Früchte geben; auch sind ihre Schoten reicher und wohlschmeckender. Hingegen tragen die Kriechbohnen frühere Früchte. Unter den Stangenbohnen ist die weiße Zuckerbohne die vorzüglichste an Geschmack. Eine besondere Art der Schminkbohnen sind noch die Brach- und Schweizerbohnen. Die weißen und rothen wachsen an Stangen, die gelben aber wachsen niedrig. Diese Schotenarten, worunter auch die weiße Zuckerbohne begriffen ist, sind überaus milder und schmackhafter, werden auch nicht so leicht holzig, wie die übrigen Arten der Bohnen. Sie behaupten ebenfalls den Vorzug in der Wahl, wenn man Bohnen einlegen will; so wie hingegen die Erbs- Perl- Eyer- oder Prinzessinnenbohnen zu dem Trocknen der Bohnen am besten taugen.

Eine zwote Hauptgattung der Bohnen machen die Garten- Feld- Futter- Pferde- oder Saubohnen aus. Unter den sehr großen Gartenbohnen ist die sogenannte Säbelbohne

die

die größte, sie ist öfters über einen Fuß lang und einen Zoll breit. Alle diese genannten Arten sind von härterer Natur, als die Schminkbohnen. Deßhalb können sie auch früher gelegt werden.

Die Saamenschoten müssen und dürfen nicht eher abgebrochen werden, als bis sie recht schwarz geworden sind. Die Saamenbohnen müssen ein Jahr alt seyn, wenn sie zum Stecken vorzüglich tauglich seyn sollen. Sie tragen mehr Früchte, als die, so im letztern Herbst erst gewonnen worden. Auf die alten Saamenbohnen fällt auch der Mehlthau nicht so leicht und verderblich, als auf die jungen Legebohnen. Man handelt thöricht, wenn man das Stroh dieser nützlichen und angenehmen Früchte so ganz gering schätzen will. So mager es scheint, so gutes Schafsutter giebt es, und wird es zu Häckerling geschnitten, so taugt es als ein gedeihliches Nahrungsmittel für Pferde und Rindvieh.

Grüne Bohnen helfen gut haushalten und machen durch ihre Abwechslung keine üble Wirkung. Die Art sie zu erhalten ist mancherley. Hier einige nur davon, um die Gelegenheit zu geben, jede zu probieren. Denn einer Hausmutter geräth dieses, einer andern wieder jenes besser.

Man schneidet also die Bohnenschoten klein, weicht sie eine halbe Minute lang in siedens-

ſiedendes Salzwaſſer, gießt es wieder a
läßt die Bohnen trocknen, und bringt ſie
eine gelinde Backofenhitze. Hart müſſen ſ
aber ja nicht werden, ſie müſſen nur wel
trocknen. Man läßt ſie dann in einem luf
tigen ſchattichten Zimmer, oder in einer war
men Stube vollends abtrocknen, und bew
wahrt ſie in Säckchen oder Beutelin, die man
in luftige Zimmer aufhängt. Wenn man ſi
eſſen will, muß man ſie die Nacht vorher in
Waſſer aufquellen. Man muß ſie aber in
Fleiſchbrühe kochen, denn in bloßem Waſſer
werden ſie nicht mürbe. Zu dieſem Verfah
ren taugen nur die wenigſten Bohnenarten.
Es müſſen die zarteſten und zugleich fetteſten
ſeyn, als: Feuerbohnen, und dergleichen; die
übrigen Arten bleiben zwar auch grün, ſchmek
ken aber bey weitem nicht ſo gut, und lie
gen, wenn ſie gekocht ſind, erſtaunend
ſchwer im Magen.

Eine andre Art, die Bohnen den Winter
gut und grün zu erhalten, iſt das Ein
ſalzen, Einlegen derſelben. Man
ſchneidet die Bohnen, durchmengt ſolche mit
Salz, ohne ſie erſt in Waſſer zu ſieden, und
ſchichtet ſie in ein Faß, das aber wohl und
rein behalten ſeyn muß. Man läßt das Faß
zuſpunden, und wo man keinen Böttcher
hat, wählt man einen paſſenden Deckel und
beſchwert ihn mit Steinen. Die Bohnen
müſſen eine Lache geben, das Faß ſelbſt aber
in

in einem trocknen Keller aufbewahrt werden. Wenigstens vier und zwanzig Stunden müssen sie aber eingewässert, und immer verschiedenemal wieder abgewässert werden, ehe man sie kochen darf.

Die Behandlung der Bohnen zu verschiedenen Speisen, als: wenn man sie an mancherley Fleischarten kocht, oder zu gewissen Braten als einen wohlschmeckenden Salat zählt, sind zu bekannt, als daß ich erst noch darum ein Wörtchen zu verlieren hätte. In manchen Küchen werden die Bohnen geschnitten, in manchen gebrochen — einem behagt das, dem andern das; der Gaum behauptet einmal sein eigenes Gesetz und findet sich an keine Vorschrift.

Wirthschaftliches Vademecum.

Stockflecke aus dem leinenen Zeuge zu bringen.

Man mische ein halbes Loth Salmiak mit zwey Hände voll gemeinem Salz, stoße es zu Pulver, thu es in einen neuen Topf, gieße zwey Quart Flußwasser hinzu, und lasse es nur eine halbe Stunde kochen. Mit diesem Wasser werden die Stockflecke alsdann benetzet; man bleicht das gewaschne Stück, oder trocknet es an der Sonne, und wiederholt dieses Verfahren einigemal.

Die Eisenflecke

sind in den weißleinenen oder baumwollenen Zeugen keine Seltenheiten. Manche glauben gar, daß sie nicht herauszubringen sind, und machen nicht den mindesten Versuch. Durch folgendes Verfahren wird man sich vom Gegentheil überzeugen können. Man fülle eine zinnerne Schüssel mit Wasser an, setze sie auf ein Kohlenfeuer, lege einen zinnernen

platte

...atten Teller darauf, so, daß das Wasser ...s an den Teller gehet, und läßt das Was...er aufsieden, bis es brudelt; dann nimmt man eine Citrone, drückt den Saft auf den Fleck und fährt mit dem Fleck auf dem warmen Teller hin, ehe noch der Saft ganz eintrocknet. Nachher muß das Zeug gleich wieder ausgewaschen werden. Statt der Citrone kan man auch den Saft vom Sauerampfer oder den Saft von unreifen Weintrauben nehmen. Auch vertritt Sauerkleesalz die nehmliche Stelle.

Den Fischen den modrigen Geschmack zu benehmen

ist folgendes Mittel dienlich: Ehe man sie siedet, werfe man sie lebendig in reines Brunnenwasser, schütte etwas Salz hinein, und rühre gleichsam den Fisch im Wasser herum. Man kann dreymal damit fortfahren, nehme aber jedes mal frisches Wasser dazu.

Eine andre Art noch ist diese: Man löse den Fischen das Rauhe in den Backen heraus und stecke dafür ein Stück Brod hinein, ehe man sie siedet. Sind sie nun in vollem Sieden, so lösche man einigemal einen Brand in ihrer Brühe. Dieses letztere Verfahren ist

dem obengenannten Mittel in dem Falle vorzuziehen, wenn der Fisch blau gesotten werden soll. Denn jene ist dem Blauen hinderlich.

Die Mehlwürmer in den Perlgräupchen zu verhüten

pflegt man die Gräupchen ein wenig abzuwaschen, damit das Mehl abgehe. Dann müssen sie nur wieder recht wohl getrocknet werden. Besser thut man überhaupt, wenn man solche in Säcken oder Beuteln aufbewahrt und diese so hängt, daß sie auf allen Seiten von der freyen Luft berührt werden können. In hölzernen Schubladen verwahrt man jede Graupenart überhaupt am besten.

Was ist in den heißen Sommertagen dem Menschen erquickender, als ein frischer Trunk? Man lechzet, man trinkt das laue Getränk und wird dessen weder satt noch froh. Ein frischer Trunk hingegen labt und stärkt. Daß man dabey auf sich Rücksicht nehmen müsse, weil eben dieses Labsal, so schnell es erquickt auch die Folge einer Krankheit, wohl des Todes werden kann, will ich als vorausgesetzt annehmen. Folgende

Arten

...ten die Getränke im heißen Sommer ab-
zukühlen,
werden vom erwünschten Folgen seyn.

Entweder man umwinde das Gefäß mit nassen Lappen, und stelle es an die Zugluft.

Oder: Man lasse eine zwey Fuß tiefe Grube in die Erde graben, setze die Flasche mit dem Getränke hinein, und bedecke sie dann sorgfältig mit der herausgeworfenen Erde wieder. Man lege Heu, Stroh, Schilf oder dergleichen auf die Grube, zünde sie völlig an, und ist die Flamme ausgelöscht, so räume man die obere Erde wieder hinweg, und nehme die Flasche hervor.

Ferner wendet man Salpeter, Seesalz, Salmiak, Alaun, zur Beförderung der Abkühlung nie ohne Erfolg an. Man löse diese Salze in Wasser auf, tauche darein einen Lappen und umwinde das Gefäß damit. Kann man sie haben, und mischt es zerstoßen unter obengenannte Ingredienzien, so wird man ihren Zweck auch sicherer erfallen.

Wenn wir Gefäße von so leckerer Erde haben könnten, wie die Chineser und Perser und andre mehr, so könnten wir es auch wie sie machen, und auf eine sehr leichte Weise unsere Getränke erfrischen. Sie füllen ihre Gefäße und setzen sie gegen die Sonne und

die wärmsten Winde. Die Reisebeschreiber versichern, daß durch dieses einfache Mittel, so seltsam es auch scheint, das Wasser so kalt wie Eis werde, und daß es, je heißer der Wind wehe, desto leichter sich solches abkühle.

Diätetick.

Vom Verhalten im Herbst.

Daß die Jahreszeit einen großen Einfluß auf den Körper des Menschen hat, ist eine sehr bekannte Sache, da man so allgemein die Erfahrung davon gemacht hat. Eine kleine Frühlings- Sommer- und Winterdiätetick werden unsere Leserinnen in einigen vorhergegangenen Taschenbüchern gefunden haben. Wir wären ihnen also nur noch eine kleine Abhandlung über den Herbst schuldig, die wir hiermit liefern wollen.

So reichhaltig die Auftritte der Natur sind, die wir in dieser Jahreszeit vor uns sehen, so oft man auch sagen hört: ein schöner Herbsttag gewähre nicht minder Vergnügen, als ein schöner Tag im Frühling; so wollen wir darüber weiter nicht entscheiden, wohl aber freundschaftlich warnen, den Herbst mona-

mehaten nicht allzuviel Gutes zuzutrauen. Wahr iſt es allerdings, daß es eine Pracht iſt, die vollen Bäume mit ihren reifen Früchten zu ſehen; zu ſehen, wie viele Früchte das Feld noch darbietet; zu empfinden; laßt uns genüßen, bald tritt der Winter ein, und läßt uns von dieſen Schönheiten nichts zurück. Aber eben ſo wahr iſt es auch, daß eben dieſe Freundlichkeit dieſer Jahreszeit mit der gröſeſten Falſchheit verbunden iſt. Wie unſtet ſind oft die Tage, wie abwechſelnd! Geſtern drückten uns die Sonnenhitze, daß wir uns in der Mitte des Sommers noch glaubten, und heute ſchon weht ein kalter Wind, der uns oft empfindlicher iſt, als die heftigſte Kälte des Winters. Zur Mittagszeit erquickt uns die Sonne mit ihren angenehmen Strahlen, und die ſchnelle Veränderung des Abends, die meiſt ſchon ziemlich kalt iſt, macht bald mehr, und bald weniger einen gewaltſamen Eindruck auf unſern Körper. Sich vor dieſer Gewaltſamkeit zu ſchützen, ſollte die Angelegenheit eines Jeden ſeyn. Aber wie viele verabſäumen ſie nicht? Und dann klagt man bald über Catharr, böſen Hals, und ſo weiter; man muß oft das Bett hüten, ſetzt ſich wohl gar Krankheiten an, die nicht ſelten an das Grab führen. Man weiß es allgemein, daß der Herbſt die meiſten Menſchen hinwegrafft, und doch handelt man, als wenn man davon nichts wüßte.

Die oft erstaunend schnelle Abwechslung sollte uns vorsichtig machen, unsern Körper so zu bekleiden, daß eine solche Erscheinung nicht sogleich auf uns wirken könne. Man halte sich daher warm, und binde sich nicht an jene Thörinnen, die durch ihre Kleiderordnung dem Himmel Gesetze vorschreiben wollen, der sich leider aber nicht daran kehrt. Im September sich eben wie im Junius, Julius und August zu tragen, ist wirklich unklug. Wohl wird diejenige unter uns Hausein, die die Kleidung nach der Witterung einrichtet, sie wird manchen schlimmen Folgen entgehen, die ihren Schwestern anheim fallen werden. Der vernünftige Theil ihres Geschlechts sowohl, als des Unsrigen, wird ihr Beyfall geben, wenn auch unbedeutende Hasenfüße etwann darüber spöttlein sollten. Glaubt man aber freylich, man müsse eine Herbstkrankheit als Mode mitmachen, so thue man, was man will, und leide dafür.

Nichts ist gefährlicher, als Erkältung. Und wie schnell geschieht sie, wie oft geschieht sie, daß man gar nicht glaubt, man habe sich erkältet. Nur die Folge, die sehr eilig herbeytritt, überzeugt uns erst.

„Gut, so will ich mich denn über das Gesetz der Mode hinwegsetzen, ruft mir Lilla zu. Bey diesen veränderlichen Tagen will ich mich vor dergleichen gewaltsamen Eindrücken hüten; werde mich darnach anziehen; werde mich nicht gerade in Pelz und Win-

ter

terkleider kaufen: meine Wahl wird nur auf dichtere Kleidungsstücke fallen und die allzuleichten Sommergewänder zurücklegen. Ich werde wohl zwey paar Strümpfe anziehen, und mich mit etwas derbern Schuhen versehen."

Alles recht gut, liebe Lilla! daß sie sich vor der gewaltsamen Veränderung des Wetters im Herbst schützen, daß sie sich so vernünftig kleiden wollen. Aber überlegen sie wohl, daß es nicht blos bey dem anziehen stehen bleiben muß. Das Auskleiden ist eben so wichtig, und macht oft mehr zu schaffen, wenn man dabey nicht vorsichtig ist, als wenn man sich von Hause aus leichter bekleidet hätte. Eine Hauptregel bleibt allemal: Jede Gewaltsamkeit an unserm Körper hat schlimme Folgen. Meine Leserinnen sind bereits schon vor dem zu raschen Auskleiden, wenn man sich erhitzt hat, in unserm Taschenbuche (1793 S. 218) gewarnt worden; ich finde daher jetzt weiter nichts für nöthig, als einen unser vortrefflichen Aerzte, den würdigen Unzer an meine Stelle treten zu lassen, ihnen diejenige Vorschriften mitzutheilen, die sie sich, meine Freundinnen! bey dem Umkleiden zum Gesetz machen müssen. Hören sie ihn also:

„Wenn man geschwitzt hat, und die Wäsche naß geworden ist, so hat dieses nichts zu bedeuten, so lange die naße Wäsche nicht

kälter wird, als der Leib selbst, den sie berühret. So bald dieses aber geschehen ist, verschließen sich die ausdünstenden Schweißlöcher von der Empfindung der zusammenziehenden nassen Kälte, und es eröffnen sich andere, welche die schädlichen Dünste des Schweißes wieder ins Blut zurückführen. Dieses sind zwey gefährliche Umstände für die Gesundheit, welchen man aber leicht verbeugen kann, wenn man es nicht erwartet, daß die nasse Wäsche kalt werde, sondern wenn man in völliger Hitze dem Leib trockne Wäsche anlegt, sobald man weiß, daß man sich entweder nun ruhig halten, oder in eine kühlere Luft begeben kann, worinnen sich die Hitze bald legen wird. Diese Regel ist allgemein, und gilt vom Umkleiden bey jedem Schweiße, er mag von warmer Witterung oder von Arbeit und Leibesübungen herrühren. Sobald man zur Ruhe kommen kann, muß das Umkleiden geschehen, und wer es am geschwindesten bewerkstelligen kann, der hat am wenigsten zu befürchten. Gesetzt aber auch, daß beym Umkleiden die Ausdünstung der Haut etwas unterbrochen würde, so stellt sie sich doch alsbald wieder her, wenn man sich in vollem Schweiße umkleidet, weil alsdann das Blut noch in so lebhafter Bewegung und Erhitzung ist, daß es die Schweißlöcher bald wieder öfnet. Dieses hat man nicht zu befürchten, wenn man mit dem Umkleiden wartet, bis sich das Blut beruhiget hat,

und der Schweiß nicht mehr fließt. Man wird finden, daß Leute, die das in Gewohnheit haben, in der Zwischenzeit, da sie ausruhen, im Gesicht blaß werden, und dieses beweißt, daß der Anfang der Erkältung gemacht worden ist. Das Umkleiden welches in solchen Umständen geschiehet, vermehret die Gefahr, und wenn man sich sicher stellen will, so muß man nach dem Umkleiden eine neue Bewegung vornehmen, damit man wieder anfange, ein wenig zu schwitzen."

Ferner, da im Herbst die Luft meist kalt und feucht ist, so wird man wohl thun, auf folgende Vorschriften zu achten. Die Feuchtigkeit der Luft unterdrückt die Ausdünstung und die Kälte, wenn sie gleich der Neigung der Säfte zur Fäulniß widerstehet, kann die nothwendige Ausdünstung nicht wieder herstellen, wenn man sich nicht Bewegung macht — daher ist daraus abzunehmen, daß bey solcher Witterung eine angemessene Bewegung dem Körper vortheilhaft ist, daß man sich solche oft machen, aber eben vorgeschriebene Regeln wegen der Verkältung ja nicht vergessen dürfe, weil sonst der Schaden weit größer, als der Nutzen seyn möchte.

Kleine Fragmente für die Toilette.

Eine schöne Hand wird als eine Zierde des weiblichen Körpers angesehen. Wer küßt sie nicht gern? und welche Dame weiß sie nicht mit Geschmack zu produciren? Die bloße Feinheit und Weiße der Haut machts nicht aus; es gehört mehr zu einer schönen Hand. Sie muß etwas lang, nicht viereckicht seyn. Der obere Theil derselben muß ein wenig völlig seyn, daß die Adern nicht hervorschwellen. Wenn die Hand offen ist, müssen unter jedem Finger kleine Grübchen erscheinen. Man pflegt auch die Hände — weiß anzustreichen oder zu schminken. Es ist aber über das Schminken auch in diesen Aufsätzen schon so viel gesprochen worden, daß man nichts weiters davon zu erwähnen braucht. Nur so viel noch: das Schminken der Hände verlangt Meisterkunst, wenn man die Fehler der Haut verbergen will. Entdeckt man das Mißlingen derselben, so stößt man Ekel ein, und macht sich bey Leichtfertigen sehr lächerlich. Wem daran gelegen ist, seine Hand als

Kunst-

Transproduckt der Natur auszustellen, wer ihren Endzweck für etwas anders hält, (höher oder niedriger wollen wir nicht entscheiden) als die Pflichten der Häuslichkeit damit zu erfüllen, der vermeide alles, was aufgesprungene und rauhe Haut bewirken kann. Man muß sie vorzüglich zu keiner harten Arbeit brauchen, muß sie nie der kalten Luft bloß stellen, und sie weder in allzukaltem, noch in allzuheißem, sondern in temperirtem Wasser waschen, solches aber mit etwas Waitzenkleye und einigen Tropfen blanken Weins vermischen. Werden die Hände ja bey aller Schonung rauh, so kommt das aus Mangel des balsamischen Saftes entweder, oder aus zurückgetretener, gehinderter Transpiration oder von allzuvieler Feuchtigkeit her. In diesen Fällen muß man mit blutreinigenden und andern Arzneymitteln sein Heil versuchen. Es müssen aber innere Arzneymittel seyn; die äußern allein werden nie etwas helfen. Sollten sie doch gebraucht werden, und auf dem Augenblick von einigem Nutzen scheinen, so zittere man — denn der Fehler wird in das Blut zurückgetrieben seyn, er wird sich bald wieder und zwar mit schrecklichern Folgen zeigen, und es wird schwer seyn, ihn dann zu vertilgen.

Sehr unangenehm ist es, wenn einem die Hände schwitzen. Wer weiß da nicht ein Mittel dagegen vom Hofarzt bis zur Hirtenfrau herab? — aber wie viele haben sich durch

den

den unvorsichtigen Gebrauch solcher Mittel die heftigsten Uebel zuzuziehen? — Jedes Mittel, das man empfiehlt, und das den Schweiß mit einemmal zurücktreiben soll, ist sehr gefährlich, man achte und höre nicht darauf, es empfehle es, wer da wolle. Schmerzhafte Flüsse am Arme, Fieber, Engbrüstigkeit u. s. w. sind die Folgen davon. Sicherer gehet man, und hat keine Gefahr zu fürchten, wenn man leinene Handschuhe inwendig mit Bocks- oder Hirschtalg bestreicht, solche anzieht, und sie die Nacht über anbehält. Mit einigenmalen ist das Uebel freylich nicht gehoben, man muß es wenigstens einen Monat versuchen. Die Handschuhe werden nicht immer neu, sondern nur alle acht Tage einmal mit frischem Talg bestrichen. Ein noch einfacheres und eben so unschädliches Mittel ist, wenn man die Hände den Tag über zehn bis funfzehnmal, aber ja nicht in ganz kalten Wasser, abwäscht. Auch mit diesem Mittel muß man mehrere Tage, wohl auch Wochen fortfahren.

Zur Vervollkommerung einer schönen Hand tragen die Nägel derselben nicht wenig bey. Man verderbt sich die Nägel durch jene üble Gewohnheit, die so sehr wider den einmal angenommenen Wohlstand läuft wenn man solche abbeißt. Worinnen nicht die Menschen etwas absonderliches finden wollen! Manche glauben gar, wenn sie an ihren Fingern

gern-saugen, und mitunter die Nägel abbeis-
sen, es sey das Kennzeichen, wie tief man eben
bey dieser ungesitteten Handlung über das
Ding jenes nachdenke, und was man im Köpfchen
habe, das eine so große Anstrengung ver-
lange, worüber man das Andern schuldige ge-
sittete Betragen vergessen dürfe. Das Ab-
beißen der Nägel ist nicht allein ungesittet,
es ist auch schädlich. Der Nagel verliert seine
schöne Form, wird fasricht und rauh dadurch.

Ländlich sittlich. Bey uns geben große
Nägel keine sonderliche Idee von der Rein-
lichkeit eines Menschen; bey den Chinesern
stimmen große Nägel Würde und Vorzug
des Geschlechts, aus dem man stammt, und
haben den nehmlichen Character wie ehedem
bey den Spaniern — die Brillen. Die Nä-
gel werden also bey uns abgeschnitten. Wie
reich die Speculation der Ausländer ist!
Da sich Herr von Archenholz in Lon-
don aufhielt, fand sich ein Mann, der be-
kannt machte, er besitze eine ganz eigne,
ganz besondere Methode, die Nägel an den
Fingern abzuschneiden, wodurch sie wohl ge-
formt würden, und den Händen der Damen
einen ganz eignen Reiz verschaffen sollten.
Allgemein wohl ward der Herr Nägelab-
schneider aufgenommen. Da er nur bey der
großen Welt sein Glück zu versuchen hatte,
so konnte es nicht fehlen, da er sich so wohl
in sie zu finden wußte, er mußte sich Reich-

thümer

thümer erwerben. In kurzer Zeit kaufte er sich ein großes Haus; schaffte sich Equipage, und fuhr nun vor, nachdem er eben nicht lange seiner Kunst nachgelaufen war.

Da nun bey uns noch keiner auf den Einfall gekommen ist, es dem Engländer nachzumachen, so stehen wir im geringsten nicht an, die kleinen Handgriffe zu verrathen, wodurch man den Nutzen dieses bey uns so nothwendig gewordenen Geschäfts des Nägelabschneidens, um so sicherer erreichen kann.

Erstlich wollen wir die Eigenschaften festsetzen, die ein schöner Nagel haben muß. Er muß mehr lang als breit, muß erhaben, und nicht platt gedrückt, muß schwach, röthlicht, und der hintere Theil desselben, den man den kleinen Mond nennt, muß rund seyn, und weiß aussehen; die Oberfläche des Nagels muß glänzen; er darf nicht über den Finger hinauswachsen; es steht sehr wohl, wenn das Fleisch des Fingers ein wenig unter dem Nagel hervorragt. — Alle Theile des Körpers, die schnell wachsen, nicht zu irgend einer Verrichtung schlechterdings nothwendig sind, und mit den angenommenen Regeln der Sittlichkeit streiten, müßen abgenommen werden. So mit den Nägeln. Man schneidet sie mit Vortheil ab, wenn der vordere schwarze Rand derselben abgeschnitten wird, so oft abgeschnitten wird als er seine bestimmte Grenze überwachsen will. Zum Schneiden ist ein scharfes Fe-

hermeſſer am geſchickteſten. Lange nicht ſo gut verrichtet die Scheere dieſe Stelle, weil die Nägel, da ſie aus mehrern dünnen Blättchen beſtehen, dadurch zuſammengedrückt werden, wodurch man das Wachſen derſelben verhindert. Ueberdieſes wird dadurch noch der vordere Rand ſehr rauh und eckicht — Die Ränder des Nagels müſſen überall gleich abgeſchnitten werden; alsdann ſchabt man ſpitze ab, damit ſie nicht ſcharf bleiben, und keine ſpitzigen Ecken tragen. Durch das Abſchneiden der Nägel zur rechten Zeit werden ſpitze in gutem Wachsthum erhalten. Sie werden dadurch immer dünner und durchſichtiger, und bekommen die ſchöne röthliche Farbe, die zu ihren Vorzügen gehört. Um im Mond derſelben groß und weiß zu machen, muß das Oberhäutchen des Nagels, das an den Seiten und beſonders an dem hintern Theile des Fingers dicht und feſt anwächſt, mit einem ſtumpfen Meſſer losgeſchabt und zurückgeſchoben werden. Was ſich noch von dem Häutchen an dem Nagel hängen bleibt, muß man mit dem Meſſer ganz gelind losblöſen. Durch dieſe Methode vermeidet man das Aufreißen der Haut um die Nägel, wodurch man ſich gewiſſe Schmerzen zuzieht; auch ſieht es nicht wohl aus. Wenn man auf dieſe Weiſe mit ſeinen Nägeln wohl umgeht, ſo wird man gewiß nicht den böſen Nebenzufällen ausgeſetzt ſeyn, die leicht eine Entzündung verurſachen, wenn man

man sie etwas gewaltsam behandelt, und nie selten ist man alsdann bösen Fingern ausgesetzt. Schließlich ist noch zu erinnern, daß man den Nagel selbst nicht abschabt, weil der Glanz desselben dadurch verlohren gehet. Befördern wird man den Glanz der Nägel, wenn man sie sauber hält, und fleißig abwäscht. —

Schon die Reinlichkeit empfiehlt uns die Obacht auf die Gegenstände, die wir hier so eben abgehandelt haben, wie viel mehr wird dasjenige Frauenzimmer darauf sehen müssen, das auf Schönheit Anspruch machen will? Eine Schönheit, die die Tugend der Reinlichkeit vernachläßiget, kann auf keine dauernde Achtung und Bewunderung rechnen; man wird seinen Blick bald von ihr abziehen. Unsere Damen sollten immer nur darauf Rücksicht nehmen; sie, von deren Händen unsere Speisen zubereitet werden, sie, wenn sie auch diesen ihren wirthschaftlichen Endzweck für unbedeutende Nebensache hielten, und ihre Hände nur zum Spiel mit den Karten, Würfeln, und dergleichen, oder nur blos dazu geschaffen glaubten, daß sie von Männern geküßt würden, sie sollten also nie Gelegenheit geben, daß wir Männer den Kopf schütteln müßten.

Wir hoffen Verzeihung zu verdienen, daß wir diesen Artickel der Toilette untergeordnet, und unsere Leserinnen auch auf diesen geringen Gegenstand aufmerksam gemacht haben.

Frau

Franz Ehrenbergs Reden über die körperliche Erziehung.

Zwölfte Rede.

Das kleine Geschöpf ist hilflos, und erwartet alles von unserer Unterstützung. Es kann und darf nicht immer in den Betten liegen; gehen kann es nicht, folglich ist ein drittes nothwendig. Man trägt das Kind. Aber meine Freundinnen! so unbedeutend auch diese Wartung zu seyn scheinet, so viele Aufsicht verlangt sie doch, wenn wir unserer Kinder Wohl in Acht nehmen wollen. Die Natur bringt nur äußerst selten Geschöpfe hervor, die gebrechlich sind, sie werden es meist durch die Erziehung, wenn man sich bey ihrer Wartung und Pflegung nur irgend eines Leichtsinns schuldig macht. Freylich geschieht es nicht allemal auch Leichtsinn, wenn man fehlt; es kann auch Unwissenheit die Ursache seyn. Viele von unsern Müttern, viele von unsern Kinderwärterinnen glauben gar nicht, daß das Tragen dem Kinde schäd-

lich und nachtheilig werden könne. Um ihnen einige Anweisung zu geben, wie das Kind mit Vortheil getragen werden müsse, so lassen sie uns auf Folgendes Rücksicht nehmen. Die Kinder sind äußerst lebhaft. Oft ist dieses ihren Wärterinnen unangenehm, weil es ihnen beschwerlich wird. Sie werden unwillig und reißen in die armen Geschöpfe hinein, erschüttern sie durch und durch mit einem lebhaften Stoß, und bedenken nicht, daß diese Gewaltsamkeit den zarten Gliedmaßen schaden müsse, und daß solche leicht dadurch verrückt werden können. Zweytens tragen die Wärterinnen die Kinder meistentheils frey auf dem Arm, ohne sie mit der andern Hand im Gleichgewicht zu erhalten, wodurch sie es doch nur allein verhüten können, daß das lebhafte, schnelle, und bald da, bald dorthin fahrende Kind nicht allzuleicht schwanke. Denn schwankt es über den Arm herunter, so fährt die Wärterin mit ihrer Hand nach demselben hastig, und untersucht nicht erst, welchen Theil des Körpers sie fasse. Der Unwille, der meist die Kinderwärterinnen ergreift, wenn sie nicht zu dieser Funktion eigends gemiethet worden, und solche nur nebenbey mit verwalten müssen, giebt ihrer Hand, die meist stark und kräftig ist, oft einen so heftigen Stoß, daß er schlechterdings von nachtheiligen Folgen seyn muß. Der Nachtheil erscheint nicht gleich allemal auf der Stelle; er wächst gleichsam mit dem Kinde ganz unbedeu-

bedeutend anfangs fort, und zeigt ſich oft wohl nach Jahren erſt. Und nur dergleichen Behandlungen ſcheinen mir öfters die Urſachen zu ſeyn, warum ſo viele Kinder ſo äußerſt unmerklich anfangen aufzuwachſen, daß ſie wohl ein Alter von zehn bis zwölf Jahren erreichen, ehe ſich ihre Gebrechlichkeit ganz äußert. Es ſcheint mancher Mutter einzige Beruhigung zu ſeyn, wenn ſie weiß und verſichert iſt, man laſſe ihr Kind nicht fallen. Aber ſo äußerſt mitleidig und nachläßig ſind nur wenige Mägde und Wärterinnen, daß ſie die Kinder von den Armen fallen ließen; um deſto aufmerkſamer hat alſo eine Mutter zu ſeyn, und ihr Auge ſelbſt auf jede Bewegung des Körpers der Wärterin hinzurichten. Aber welche Mutter kann immer um ihre Kinder ſeyn? Höre ich ſo manche ſagen, und ſie hat freylich recht; denn diejenigen braven Mütter, die gewiß immer am liebſten um ihre Kinder ſeyn würden, werden von zu vielen häuslichen Geſchäften abgehalten, dieſe heiligen Pflichten zu erfüllen. Mein Rath wäre bey ſolchen Fällen dieſer. Prüfen ſie diejenigen Dienſtboten genau, denen ſie die Kinderwartung anvertrauen wollen. Furiöſes, hitziges Temperament ſchickt ſich nicht zur ſo geduldigen Faſſung einer Kinderwärterinn. Dergleichen Perſonen ergrimmen leicht, und ſchaden durch ihre Haſtigkeit, ohne zu glauben, daß ſie ſchaden können. Wählen ſie keine Perſon, an der ſie Tücke wahrnehmen; ſie wird dem Kinde

schmeicheln, wenn sie gegenwärtig sind, und wird es mißhandeln, wenn sie allein mit ihm ist. Spüren sie genau nach, ob eine solche Person in vertrauten Bekanntschaften mit Mannspersonen ist, oder ob solche einen Liebsten hat, wie sie sich gewöhnlich ausdrükken. Entdecken sie das, so trauen sie nicht. Das Kind wird bey solchen Zusammenkünften gewiß vernachläßiget.

Hauptsächlich bitte ich sie, alles zu thun, das Herz ihrer Kinderwärterin zu gewinnen. Vergeben sie alle kleine Fehler leicht und gern, die auf ihre Kinder keinen Bezug haben; übersehen sie gelassen was nicht einen großen Nachtheil für ihre Wirthschaft erregt. Haben sie das Herz der Wärterin gewonnen, o, so können sie weit ruhiger seyn. Machen sie solche mit den Pflichten, die sie erfüllen soll, und die so wichtig und heilig sind, auf das liebreichste bekannt. Lehren sie ihr die Vortheile, wie das Kind besser und leichter zu warten sey — zeigen sie ihr das Unglück, das oft aus einer sehr kleinen Vernachläßigung entstehe. Bestimmen sie ihr die Zeit nicht immer voraus, wenn sie mit dem Kinde weggehen soll. Hat solch eine Person viel Anhang, so macht sie ihre Bestellungen darauf, und wird unwillig, wenn die Stunde nicht mit dem Punkt gehalten wird. Schläft das Kind, so wird sie solches zur Zeit wecken; und mit

Kin-

Kindern, die in ihrem Schlafe gestöret worden, hat man gemeinhin viel Noth. Da wird denn endlich eins mit dem Andern unwillig, und solche Auftritte machen nicht nur oft ein ganzes Hauswesen aufrührerisch, sondern sie können auch der körperlichen Gesundheit des Kindes schaden. Es ist überhaupt ein Fehler, den ich zu meinem großen Leidwesen so oft entdeckt habe, daß sehr viele Eltern, und Hausmütter gerade diejenigen Dienstboten am schlechtesten halten, ihnen den geringsten Lohn geben, die ihre Kinder warten sollen. — Wie kümmerlich muß ein Kindermädchen es einzutheilen suchen, wenn sie mit acht Thaler Lohn auskommen soll? Wie viel ruiniren Kinder nicht an den Kleidungsstücken ihrer Wärterinnen? Es ist und bleibt eine Wahrheit, die die tägliche Erfahrung bestätiget: Man verpflichtet sich die Menschen nur durch Liebe.

Ich komme auf meine Bemerkungen über das Tragen der Kinder zurück, und will sie hiermit zum besten Gebrauch empfehlen.

Man ziehet der Ausbildung des Körpers die beträchtlichsten Nachtheile zu, wenn man die Kinder unaufhörlich auf dem Arm tragen läßt. Sehr schädlich ist das so gewöhnliche Im-Mantel-tragen. Die Kinder sind gleichsam wie eingerädelt, der Unterleib wird gespannt, und die ihnen schlechterdings so nö-

thige, eigene Bewegung, wodurch der kleine Körper so vorzüglich gedeyhet, wird dadurch gestört. Es ist also die erste Regel beym Tragen der Kinder: der Körper muß seine eigene Bewegung behalten können; der Mantel muß das Kind nicht gleichsam einrädeln und der Unterleib darf nicht gedrückt werden.

Eine gesunde Luft hat auf den Körper der Kinder großen Einfluß. Zu solchen Zeiten lasse man sie austragen; erlaubt es die Jahreszeit und Witterung, so beleste die Wärterin nicht unabläßlich ihren Arm mit dem Kinde, sondern setze es, wenn es nur einigermaßen Kräfte hat, auf den (wenn es seyn kann) grünenden Boden, und belege es, wenn es noch nicht allein sitzen kann, mit Betten, damit das schädliche Umfallen vorsichtig verhütet werde. Dadurch hat es Gelegenheit seinen Körper auszudehnen, sich bald zu setzen, bald in die Höhe zu richten; bald mit den Händen, bald mit den Füßen zu strampfen. Diesen Auftritten muß die Wärterin gelassen zusehen, muß nicht mit strafendem Gesicht in das Kind hineinschreyen und unwillig werden. Sie hat nichts dabey zu thun, als Acht zu geben, daß das Kind keinen Schaden nehmen möge. Wird das Kind größer, so erlaube sie es ihm, auf dem Fußboden herumkriechen zu dürfen, das wird sodann die erste Anlage, leichter und schneller gehen zu lernen.

Wird das Kind getragen, so geschehe es frey und offen: die zweyte Hand unterstütze den tragenden Arm und zugleich das Kind, durch eine verständige, im mindesten nicht gewaltsame Haltung.

Ferner trage die Wärterin das Kind nicht immer auf einem und eben demselben Arm. Leicht wird Gewohnheit die andere Natur. Die gebogene und schiefe Richtung des Körpers, die die Kinder während dem, als sie auf dem Arme ſyen, haben, und der große Einfluß, den diese unnatürliche Richtung auf das Rückgrat und Becken äußert, wird ihnen durch die lange Dauer endlich gewöhnlich, und die ohnehin noch sehr weichen und schwammartigen Knochen, die jeden fremden Eindruck gerne annehmen, und keiner nur einigermaßen starken Gewalt widerstehen können, leiden Schaden, biegen sich und nehmen eine widernatürliche Gestalt." Aus diesen Ursachen wollen die verständigsten Aerzte es schlechterdings nicht wohl erlauben, daß eine Wärterin das Kind auf einem und ebendemselben Arm tragen dürfe, sondern daß sie wechseln müsse. Da wo der stärkere Druck ist, das bleibt eine feste Regel, da wird der Wachsthum gehindert. Die dem Druck weniger ausgesetzte Seite wächst fort, während jene zurückbleibt.

Mit dem gebogenen Rückgrat vergesellschaftet sich gewöhnlich die Verunstaltung und Verengerung der Brustbeine, und die gehinderte Ausdehnung der Lunge u. s. w.

Wir wundern uns bisweilen, wie der oder jener liebe Mann, die oder jene liebe Frau, das und jenes reizende, junge Mädchen zu so mancherley schweren Krankheiten kömmt? Man kann es sich nicht erklären, da sie selbst nicht schuld seyn können, weil sie alles thaten, gesund seyn zu wollen, und gesund zu bleiben. Ach, geben sie, meine Freundinnen! in die ersten Monate ihres unschuldigen Lebens zurück — da liegt der Grund — die Unwissenheit, die Bösartigkeit, der Leichtsinn ihrer Wärterin stürzte sie so früh schon in das Unglück, das sie in der Begleitung schmerzhafter Krankheiten bis an das Grab verfolgen wird.

Mütter! bedenkt das, seyd scharfsichtig und sorgsam! Habt ihr euch hienieden muthwillig etwas zu Schulden kommen lassen, Menschen, die gesund und glücklich seyn könnten, ungesund und unglücklich zu machen, o, so erbebt! — jenseits des Grabes, wo alles hell werden, alles an den Tag kommen soll, was hier verborgen war, wird der ewige Richter euch ein hartes Urtheil sprechen. Weh euch, wenn dann eure eigenen Kinder eure Ankläger werden müssen, und wenn sich vor ihren Augen das ganze Unglück enthüllt, das ihr ihnen zugezogen habt, und das sie so lange dulden mußten!

Ländlicher Briefwechsel.

Juliane F. an Franz Ehrenberg.

Mein Herr!

Sie haben uns nun einmal erlaubt, daß wir uns schriftlich mit ihnen unterhalten dürfen. Wie oft hab ich sie an meine Seite gewünscht, da ihnen die fröhlichen Menschen so lieb sind; denn wirklich war ich recht fröhlich und vergnügt. Mein gutes Geschick hat mir einen Mann gegeben, um den mich manches Mädchen beneiden wird. Mancherley Gelegenheiten zeigten sich, die andre Leute für weit glänzender hielten, mein Glück zu machen; aber meine Wahl blieb fest. Wundern sie sich nur, lieber Alter! ich bin schon vier Monat verheurathet, und es ist, als wenn gestern erst der Herr Pastor seinen Segen über uns gesprochen hätte. Mein Mann und ich sind gleichsam nur ein harmonirendes Wesen, so einen kleinen Sprung auch die Natur zwischen unsern Jahren gethan hat; denn wohlerwogen! er ist funfzig und ich zwanzig Jahr alt. Freylich kam da manches alte Mütterchen, und hatte ihr frommes Ver-

denken; aber der Mann gefiel mir. Sein gutmüthiger Ernst brachte in mir gewisse Empfindungen hervor, die mein Herz mit Liebe und Hochachtung belebten. Der Zirkel in dem er lebte, war meinen Wünschen sehr wohl angemessen; ich fühlte mich, ihm Freude machen zu können, und von ihm war ich alles Guten überzeugt. Kurz ich hörte nichts weiter an, und wünschte nur, daß der liebe Mann mit seiner Sprache herausrücken möchte. Statt daß andere mir tausend güldne Berge für die Zukunft versprachen, und die ich doch bey allem ihrem Wortprunk nicht ausstehen konnte; statt daß sie mich mit tausend albernen Dingen täuschen wollten, schwieg er; und wenn er sprach, so hatten seine Worte Gewicht. Endlich erklärte er sich, und meine Hand war sein. Mochten die Leute reden, was sie wollten! Mögen sie über die Ungleichheit seines Alters mit dem meinigen, auch jetzt immer noch so manches einzuwenden haben! Ich erinnerte mich an meine Freundinn Louise B. Sie ist erst fünf und zwanzig und ihr Männchen fünf und sechzig. Wie glücklich leben sie! Von ihrem Betragen will ich es lernen, wie man es den Leuten schwerer macht, nachtheilig von solchen Verbindungen zu sprechen. Aus dem allen werden sie es merken können, lieber Alter! daß ich mich nicht ohne Ursache unter die glücklichen Weiber zähle darf — und doch wird bisweilen meine Seele düster

und

ch mein Herz mißvergnügt. Hören sie!
nsere Wirthschaft ist geradezu nicht die gröss
ste; aber doch verlangt sie Aufmerksamkeit.
ch habe den besten Willen von der Welt,
ersuche alle Mittel, und kanns doch nicht
ahin bringen, wohin ich es haben will. Sa
en sie mir nur, woran das liegt? So oft
ch in den Zeitungen ein Buch anem
pfohlen finde, das sich mit der Wirthschaft
bgiebt, so verschreib ich mir es sogleich von
em Buchhändler. Die Bücher werden meine
Richtschnur alsdann, und ich bin über meine
Ungeschicklichkeit verdrüßlich, daß mir ihre
Vorschläge nicht gelingen wollen. An mir
muß die Schuld wohl liegen — an den Bü
chern doch nicht, da solche mit den größten
Lobsprüchen bekannt gemacht werden. Wä
ren diese Anempfehlungen nur ein Kaufs
mannskniff, beym Himmel, so wäre das die
unverschämteste Betrügerey. Ach, die Koch
bücher! die Kochbücher! haben mir besonders
viel Noth gemacht. — Meines Mannes
Geduld war groß; ich schmeckte es nur zu
gut, daß alles verdorben war — und er verz
zog nicht einmal sein Gesicht, beruhigte mich,
und ich brachte das Gerücht nicht wieder.
Da ich meinen Mann nun so lieb habe, muß
es mich kränken, wenn ich so manchen Feh
ler mache. Lieber Alter! ich vertraue mich
ihnen an, reden sie mit mir aufrichtig, wo
an liegts, daß ich, so viel Mühe ich mir ge
be, doch so manches versehe. Lassen Sie

mich

mich nicht lange auf Antwort harren, u
leben Sie wohl.

Franz Ehrenberg an Juliane F.

Ihr Brief hat mir Freude gemacht; ich
eile Ihnen nach bestem Wissen und Gewiss
Antwort zu ertheilen. Wohl ihnen, daß sie
ihren Gatten nach ihrem Herzen wählten.
Fremde Vorschläge und Rathgebungen kön
nen nicht allemal über das Glück unsers
Herzens bestimmen. Ihre Ehe wird und
muß glücklich seyn. Sie haben sich die ehr
enswürdige Louise B. zum Muster genom
men, und ich will mich freuen, wenn sie so
fortfahren, ihrem schönen Original gleich zu
kommen. Dann zeigt sich die ganze Würde
des Weibes in ihrer glänzendsten Gestalt,
wenn sie die üppige Leidenschaft von sich
wirft, und nur in den Gefühlen der Tu
gend sich glücklich findet. Allerdings hat ein
junges Weibchen, wenn sie einen alten Mann
geheurathet hat, zwiefach auf ihr Betra
gen zu sehen. Die Welt um sie her, die
gewohnt ist, den edelsten Dingen doch eine
unedle Seite abzugewinnen, wird sehr thä
tig seyn, ihre Tugend verdächtig zu machen.
Was bey einer andern Frau gar nicht auffal
len würde, ist bey ihr, weil es die Leute
einmal wollen, verdächtig. Zu ihren Gesell
schaftern wähle sie stets die unbescholtensten
Männer; mit der größten Vorsicht und
Klugheit benehme sie sich gegen die Jüngern;

zeige

ge in jeder öffentlichen Gesellschaft gegen ihren Mann zärtliches, zuvorkommendes, jedoch ehrfurchtsvolles sich äußerndes Betragen; sie hüte sich vor Tändeleyen auszuarten, denn sie macht dadurch ihren Mann lächerlich, und die unverschämten jungen Herren sind dreust genug, daß sie diese süße Behandlung nur ihnen geite — und die übrige Welt sieht sie für Täuschungen an, wodurch der Alte hintergangen werden soll. Es gehört mehr, als ein gewöhnliches Weib dazu, wenn sie aus ihrem jugendlichen Kreiß tritt, und ihre Hand einem Greiß giebt. Ihre Seele ist mit dem erhabensten Adel der Menschheit gezeichnet, wenn sie alles vergißt, und ihres Mannes Tugend für einen Vorzug hält, der durch die übrigen alle nicht ersetzt werden kann. Verworfen hingegen ist sie, wenn sie die kleine Aufopferung dann durch ihre Mißhandlungen gegen ihren Mann, sobald sie ihre Absicht erreicht hat, zum Verbrechen macht.

Doch ich komme zu dem zweyten Theil ihres Briefes. Es macht ihnen Ehre, daß sie sich bemühen, ihrem Hauswesen recht gut vorstehen zu wollen. Aber, liebes Weibchen! es scheint, daß sie nicht auf dem rechten Wege sind. Kaufen sie sich weniger Bücher, und halten Sie sich mehr an Ihre eigene Erfahrung und an die Erfahrungen würdiger Hauswirthinnen, die in gutem Credit stehen, und allgemeines Vertrauen gewonnen haben. Der Zeitungsunfug mit dergleichen

gleiß-

fleißnerischen Bücherempfehlungen ist jetzt so
greß, daß man immer geben gegen ein
wetten kann, daß die meisten, worüber so
viel Lermen geblasen wird, sehr mittelmäßig
zu seyn pflegen. Nennen sie das immer mer-
kantilische Pfiffe oder Betrügerey — beyde
Namen passen. Die Buchhändler desselben zieht
so manchen armseligen Scribler wohl, dergleichen
chen Auflage zu machen; ein wirklich guter
Kopf und ein ehrlicher Mann giebt sich gewiß
damit nicht ab. Daß ihnen die Kochbücher
am meisten zu schaffen gemacht haben, glaube
be ich Ihnen, denn sie sind gemeiniglich
die verführerischsten Irrwische. Und wenn
selbst teutschenationalische Modemagazinfabricanten
gleich den Göttern der Winde ihre hohlen
Backen aufblieſen, so trauen sie diesen engli-
schen Backchen nicht, die uns Teutsche
ganz gewiß noch zu Sudelköchen machen
würden. Die vornehmeren Familien haben
ihre gelernten Köche, die denn über dergleichen
chen Bücher herzlich lachen; und für die
Mittelklasse haben sie keinen bestimmten
Werth, weil ihnen die Einfachheit der Kunst,
die hier so nothwendig ist, abgehet. Was
ist kostbarer als eine vornehme Küche.
Also Freundin wenden sie ihren Blick nur
auf das Kochbuch, das in ihrer Gegend
für das beste gehalten wird: seine Wahl be-
stimme ihnen eine ihrer älteren Bekannten,
die aus Erfahrung ihr Vertrauen darauf gesetzt
hat. — Weichen sie jenen Thörinnen aber
aus

…s, die nicht nur durch die beständige Abwechslung der neuesten Kleidermoden, das Vermögen ihrer Männer so sehr verringern, sondern auch den kleinen Rest, der übrig geblieben war, durch die Moden der Küche noch durchbringen wollen. Meinen Rath werden die erfahrensten Hausmütter billigen, und sie werden nicht anstehen, ihnen die kleinen Vortheile und Handgriffe so genau anzugeben, daß ihnen der Versuch alsdann gewiß gedeyhen muß. Die Erfahrung nur schafft jedem Dinge in der Welt seinen echten Werth. Geben sie einer Köchin, die das erstemal in die Küche tritt, das herrlichste Kochbuch, und ihre Speisen werden elend gerathen. Mündlicher Unterricht ist ungleich mehr werth. Man sagt ihnen von einem Verfahren mit der oder jener Speise, es gelingt ihnen nicht; sie können sich am nehmlichen Tage wohl noch die Nachricht verschaffen, wo sie gefehlt haben, und wo ihnen der Bericht nicht deutlich genug gewesen war. Wenn sie nun nach einem englischen Kochbuche gekocht, und das Essen verdorben haben; wo wollen sie schnell genug Nachricht erhalten, da die Recepte der Kochbücher meistentheils ziemlich zweyächseln? — Mag eins da nach England schicken!

So viel von den Kochbüchern! Wenn sie sich liebe Freundin, nachfolgende Regel bey ihrer neuetablirten Wirthschaft zur Pflicht machen wollen, so werden sie weniger mißmüthig seyn, und ihre Unternehmungen werden ihnen

ihnen gewiß Freude machen. Eine gute Hausmutter verrichtet nie zu viel auf einmal. Eins nach dem Andern ist ihr Wahlspruch. Ein genauer Blick, den man mit eignen Augen thut, ist mehr werth, als die meisten Bücherverschlüsse. Wenn sie prüft, so wird sie bald den Fehler entdecken, und wer vollkommen werden will, muß erst Fehler machen. Unthätigkeit in ihren Versuchen ist einer Hausmutter zweyte, unentbehrliche Tugend. Wer, was ihm nicht gleich gelingt, alsbald aus den Händen wirft, und eilt, daß es ihm nicht wieder vor die Augen komme, der wird sich in Gefahr setzen, noch öfter zu fehlen, und wird es in keinem Stück zur Vollendung bringen. Wenn eine Hausfrau überzeugt ist, daß ihre Dienstboten in dem oder jenem Zweig der Wirthschaft gründliche Kenntnisse und Erfahrung haben, so schändet es sie nicht, wenn sie sich mit solchen in freundschaftlichem Vertrauen berathschlaget. Darinnen aber fehlen die meisten jungen Hauswirthinnen; sie wollen alles besser und vollkommen verstehen, wollen sich durch eine gewisse Autorität bey den Dienstboten so wichtig machen, daß sie glauben sollen, sie wären der ganzen Wirthschaft gewachsen — aber wie bald verrathen sie sich nicht — denn stolze Unwissenheit giebt sich oft mit einem Wörtchen schon bloß, und macht sich lächerlich.

Scenen

aus der Familie Ehrenberg.

I.

Fortsetzung von S. 275. des vorhergegangenen Taschenbuchs.

Charlotte hob die ihr zu Füßen gesunkene Marie auf. Unbeschreiblich war der Wirwar, der von des alten Weibes Lippen strömte. Genau forschte Charlotte nach allen Dingen, genau nach allen Personen, die dabey eine Rolle gespielt hatten. Meist waren es Gespöpse, die das Feuer anschürten, die mit dem ehemaligen Verwalter, der nun seiner Thaten gerechten Lohn empfangen hatte, im Einverständnis gewesen waren. Sich an dem braven Mann zu rächen, hatte er alles aufgeboten, was nur den häuslichen Frieden stören konnte, der seither unter ihnen geherrscht hatte. Er hatte mehr als eine Klätscherin erkauft, hatte auf die intriguanteste Weise mehr als ein Mährchen ersonnen, und es auf die feinste Weise an den Tag gebracht. Wenn bey dergleichen Klätschereyen nur erst die Hauptquelle gefunden ist, dann entdecken sich die Nebenquellen bald. Jetzt wurde

dem armen Weibe alles klar; jetzt empörte sich ihr Inneres, denn sie fand, daß man sie zum Besten gehabt, und nur als die Maschine betrachtet hatte, wodurch man fremde Pfeile abschießen wollte. Wie tief schmerzte es sie, ihrem Manne so viel unverschuldete Leiden gemacht zu haben; sie sah es nun ein, wie schwach das Weib seyn könne.

Wennborf besaß den vortrefflichsten gutmüthigsten Charakter. Niemand empfand das jetzt mehr, als Charlotte selbst. Was hatte er gelitten, wie viel Unrecht war ihm geschehen, und wie viel davon hätte sie ihm ersparen können! Jetzt war sie überzeugt, wie ein allzuempfindliches Herz am leichtesten irren kann. Wie geringfügig schien es ihr, daß sie den ehemaligen Verwalter anhörte, daß sie mit ihren eigenen Bitten die Klagen einer unschuldigen Frau und ihrer Kinder unterstützte. Wie tadelte sie ihren Mann, und belegte seine Gerechtigkeitsliebe mit den härtesten Nahmen, da er ihre Bitten von sich wies; wie zweifelte sie an seiner Liebe — wie seufzete sie, als sie es dem Bösartigen gestehen mußte, sie könne nichts mehr für ihn thun; wie faßte der Verworfene diesen Seufzer, und legte darauf den Grundstein, der das Glück der eintrachtvollsten Ehe untergraben mußte. Jetzt schwebte nun das alles vor Charlottens Herzen, und sie getrauete sich nicht die Augen frey und unbefangen zu ihrem Gatten aufzuheben. Wenn-

dorf

erſt welche Seele vermochte es nicht, die arme Verführte noch länger leiden zu laſſen. Es gelang ihm, ihr Herz zu erſchüttern. Und nun glänzte auf ſeiner Stirne der Strahl der ſanften Eintracht und Liebe; er flößte ihr Muth ein, und verbreitete wieder über die Tage ihres Lebens den Frieden der glücklichſten Ehe. Ihre Geſpräche erhielten von nun an die ſanften Farben wieder, die ihnen beym Anfange ihrer Liebe die Stunden ſo heiter gemacht hatten; alles war vergeben, alles war vergeſſen. Wenndorf wich mit der größeſten Behutſamkeit jeder Sylbe aus, die nur an das Geringſte davon hätte erinnern können; — nicht ſo Charlotte. Es ſchien ihr ein Labſal zu ſeyn, ſich in die Vergangenheit zu denken; ſie machte tauſend weichmüthige Gloſſen, die bey ſolchen Charakteren am Ende, wenn der Mann nicht Klugheit genug beſitzt, ihnen mit Freundlichkeit und mit der ſehr ſeltenen Gabe der Zerſtreuungskunſt entgegen zu kommen, Nergeleyen oder ſchwermüthige Seufzer werden. Iſt er etwas raſch, ſo zweifelt man — an ſeiner Liebe; und iſt er ſpaßhaft, ſo nennt man das Leichtſinn.

Oft thut eine kleine Entfernung Wunder. Wenndorf erhielt von ſeinem Fürſten einen Auftrag. Man kannte ſeine Gerechtigkeitsliebe, und die thätigen Kräfte ſeines Verſtandes. Er ward zu einer Unterſuchungsſache gebraucht. Seine Reiſe, die er vor

sich hatte, begriff zwanzig Meilen; die Zeit der Trennung dauerte drey Wochen. Was gieng da alles in Charlottens Herzen vor! Wie feurig umfaßte sie den geliebten Gatten bey dem Abschied! Wie gewissenhaft waren ihre Fragen, ob er sie eben so zärtlich noch liebe, als in den ersten Tagen ihres heiligen Bundes? ob kein Mistrauen gegen sie in ihm wohne, und ob er alles ihm zugefügte Herzeleid vergessen habe? Nur die theuersten, nur die heiligsten Versicherungen konnten den Strom der Thränen mildern, der über ihre Wangen herabfloß.

Wendorf reisete. Dem guten Weibe war die Leere um sich her unerträglich. Mit ihrem Mann fehlte ihr Alles. Ihrer Mutter Gegenwart lächelte zwar bißweilen Selbstvergessenheit in ihr Herz, und erfüllte es mit guten Entschlüssen; sobald sie aber allein war, ergriff sie die Schwermuth wieder, und nirgends wußte sie sich zu lassen.

Ihrer braven Mutter gelang es endlich, Festigkeit und Entschlossenheit ihrem Geiste mitzutheilen. Liebe um Liebe mußte hier das Losungswort seyn. Strafpredigten oder spöttische Sticheleyen und Bemerkungen richten bey solchen Charakteren nichts aus; edle, verständige Gutmüthigkeit kann nur ihre Irrthümer heilen; sie sind sehr argwöhnisch,

und

und, wem es an Menschenkenntniß fehlt, der wird ihnen nie Vertrauen einflößen.

„Laß uns die neue Verwalterin besuchen,“ sagte die Mutter.

Charlotte sah sie bedenklich an.

„Willst du nicht? meynst du nicht? meine liebe Tochter! fuhr Mutter Ehrenberg nach einer kleinen Pause fort. Es scheint als wenn dein Herz immer noch nicht mit dieser armen, unschuldigen Frau ausgesöhnt sey.

Charlotte. Mutter, sie thun mir Unrecht. Ich habe dem guten Weibe zu viel gethan, das empfinde ich; sie wird alles erfahren haben, wie würde sie mich aufnehmen?

Mutter. Wohl, denk ich. Ihr Charakter ist uns sehr brav geschildert worden, und ihr Vater selbst hat den guten Leuten diesen Morgen seine Visite gemacht. Sie haben ihn ganz sein Herz eingenommen.

Charlotte. Aber Mutter sie sind noch nicht bey uns gewesen —

„Wenn ich dein Herz nicht besser kennte, so würden mich deine Worte außer Fassung bringen. Dahinter steckt etwas anders, als die eitle Vorschrift einer einfältigen, steifen, lächerlichen Etikette. Heuchele nicht und gestehe es nur. Deine Seele ist voll Schaam, diesen braven Leuten so viel Unrecht angethan zu haben; werfe aber alle diese Bedenklichkeiten von dir, und folge mir. Man wird uns wohl aufnehmen. Nach

meinem Gefühl ist es artiger, Fremdlinge, die mit uns in Verbindung treten sollen, zuerst zu besuchen, und ihnen die Hand zu geben, ihre Einrichtung leichter machen zu können. Ach, wer an einen unbekannten Ort kömmt, und hat keinen Freund, wer sich jeden erst durch vornehme Visiten und schmeichelnde Complimente erwerben soll, o der hat die steilsten Felsen zu überzeigen. Es sind acht und funfzig Jahr, wie wir hierher kamen, und ich habe jene Ungemächlichkeiten noch nicht vergessen, da man ehemals noch weit mehr, wie jetzt, an der penetrabelsten Etikette krank lag.

Mutter Ehrenberg erhielt den Sieg. Noch am nehmlichen Tage ward ein Besuch abgestattet. Wie edel, wie so reinfreundschaftlich wurde sie aufgenommen. Die Verwalterin zog Beyder Herzen an sich; jedes ihrer Worte hatte so viel Unbescholtenheit, so viel echte Tugend, war so freymüthig und offen, daß der Argwohn selbst hätte bekennen müssen: in dieser guten Seele wohne kein Falsch. Ihre Lebensart bestand in mehr, als wohlgedrechselten Worten, wobey man sich so oft nichts denket, und nur Falschheit im Hintergrunde lauerte; jede Muskel ihres Gesichts drückte echtes menschenfreundliches Wohlwollen aus; jede ihrer Geberden trug den Stempel der reinsten Herzenszufriedenheit, die bey ihrem kleinen Loose die Welt um kein größeres beneidete.

Wie

Wie wohl fand Charlotte sich hier! Was sie längst gesucht hatte, hatte sie gefunden, eine Freundin in der Nähe, ein Geschöpf, das allen ihren Forderungen, all ihren Wünschen entsprach. In weniger Zeit ward das Freundschaftsbündnis errichtet.

Nun fielen von Charlottens Augen die Schuppen erst ganz hinweg. Charlotte nahm sich der Kinder dieser liebenswürdigen kleinen Familie an, als wenn sie ihre eigne Mutter wäre.

Wennborf kehrte nach Hause. Wie staunte er! Das bleiche, harmvolle Gesicht seiner lieben Gattin hatte wieder eine angenehme Farbe; ihrer Wangen schöne Vollheit entzückte den frohen Bewunderer, ohne sichs erklären zu können, wem er diese glückliche Metamorphose zu danken habe. — Wie segnete er sein Schicksal, als er den Urheber seiner häuslichen Freude kennen lernte.

Mit Vergnügen sah er einen Morgen nach dem andern nun erwachen, denn Liebe und Eintracht öfnete den Himmel für ihn. Am dritten Tage seiner Wiederkunft, war eben Charlotte an seiner Seite: ihr Blick schien eine heimliche Bitte ihres Herzens zu verrathen. Sie verheimlichte solche nicht lange.

„Männchen, sagte sie, was ich verlange, ist nicht viel, ist nur Zeit. Siehe, ich habe ein paar Lieblinge mehr, als sonst — du

weiß, man macht sich die Kinder durch kleine Geschenke gerne zu Freunden.

„Recht so, liebes Weibchen, erwiederte er, und zählte das Geld auf, das er für sie bestimmt hatte.

„Höre, liebes Männchen, das langt noch nicht, gestand Charlotte sogleich mit liebenswürdiger Offenherzigkeit.

Wendorf wunderte sich — Er mußte seines Weibchens Wünsche erfüllen, die auf seine Bemerkungen nichts weiter hinzusetzte, als, daß sie wohl wisse, man traue den Weibern nur wenig feste Grundsätze zu; jetzt wolle sie aber schweigen, und ihm nur im Voraus versichern, daß sie der Ausgang rechtfertigen solle, die kleine Summe nicht übel angewendet zu haben.

Wendorf lächelte.

Er gieng zu den lieben Verwalterleuten, und wie freute er sich, da die Kleinen auf ihn zugesprungen kamen, und ihn theuer versicherten, daß die Frau Amtmännin ihre gute Freundin wäre, und daß, wenn er ihnen recht gut seyn wollte, sie ihm etwas von ihrer Liebe ablassen wollten, denn jetzt besäßen sie sie ganz allein.

Die Fortsetzung folgt.

Nun liebes Mädchen du weißt noch nicht

Amalie Trunemann.

2.

Fortsetzung.

Amalie unterhielt sich noch geraume Zeit mit der Sterbenden, und mit Vergnügen wurde sie die feyerliche Ehrfurcht gewahr, die auf den Gesichtern ihrer Kinder stand. Wie viele fromme Entschlüsse stiegen in ihren jungen Seelen empor! Solche Eindrücke bleiben ihnen unvergeßlich, und geben zur Erfüllung der Tugend und der Lebenspflichten die erhabenste Anleitung. Ein solches Beyspiel ist für sie ein ungleich wichtigerer Auftritt, als jene Taumelscenen, wo die Leidenschaft in verderbliche Flammen gesetzt wird, und das Leben zum Harpenspiel ausartet.

Dieser schöne Tag für Amalien, wo sie des Guten so viel geschaft hatte, wurde am Abend eine reitzende Vorbereitung zu dem nahen Feste, das sie ihrer lieben Familie zum erstenmale geben wollte.

Meine Leserinnen kennen dieses gute Weib, wie sie von der steilen Höhe der Verschwendung in das sanfte immer grüne Thal der Häuslichkeit herabkehrte, und sich durch die edelste Entschlossenheit sich selbst und den Ihrigen

wieder gab. Wo sonst tausendfache Zerstreuungen herrschten, wo eine Verlegenheit die andre drängte, wo das Grab zu ihrem Untergange sich öfnete, da glänzte jetzt Ordnung an der Hand der stillen, sich selbst genugsependen Freude; die Haushaltung blühete wieder, und von dem Himmel ward des guten Gatten Handlung gesegnet; sanfter Friede thronte in ihren Herzen, der sich allen, mit denen sie umgieng, in den lieblichsten Formen mittheilte. Und wem virs dankte sie dieses Glück anders, als der Häuslichkeit, die ihren Verehrern die kleinste Anhänglichkeit schon vergilt? wie vielmehr denen, die bey ihr ausharren? Edle Einfachheit war von nun an das Hauptgepräge ihres ganzen wirthschaftlichen Haushalts, und sie bewirkte dadurch in allen Zweigen jetzt weit mehr, als ehedem, zur Zeit der Verschwendung, wo sie mit jedem Tage einer neuen Mode fröhnte, heute schon leichtsinnig das wieder verwarf, was ihr gestern gefallen hatte, und durch den ununterbrochnen Wechsel, durch die stets laue nichte Veränderlichkeit aus allzuvielem Geschmack am Ende gar keinen mehr hatte. In solchen Lagen sinken unsre Geschmackvollen sehr leicht zu dem Eigensinn der Kinder herab, und stumpfen nicht selten ihre lebhaftesten Empfindungen. Jetzt, auf dem Pfade der Ordnung wieder zurückgekehrt in den Tempel der echten Lebensfreude, o wie erschien ihr die Welt ganz anders, als vorher! Die

Blume,

Blume, die sie selbst gepflanzt hatte, welch einen angenehmen Duft gab sie ihr! wie ward sie von ihrem balsamischen Geruch entzückt! wie fühlte sich ihr ganzer Körper gestärkt! — welch ansehnliche Summen hatte sie ehedem für Blumen ausgegeben, und nie hatten sie ihr ein gleiches Vergnügen gemacht. Ihre Kinder waren ihr sonst lästig gewesen, sie haderte mit der Wärterin, die ihr solche zur ungelegnen Zeit brachte — aber wenn hatte sie gelegene Zeit? — und jetzt waren ihr die kleinen Geschöpfe, deren Herzen der Spiegel reiner unverfälschter Natur bleibt — jetzt waren sie ihr eine Welt! —

Nicht die Verschwendung macht ein geschmackvolles Weib; gerade kann man dadurch dem guten Geschmack am allererſten Eintrag thun, denn man geräth so leicht dabey in die Gefahr, daß man sich der Ueberladung Preis giebt, die allemal schadet. Pracht artet gewöhnlich in Ueppigkeit aus, und erzwingt nur ein augenblickliches Erstaunen; die edle Einfachheit reißt das Herz zur Bewunderung hin, und weidet das Auge, daß es sich kaum satt sehen kann. Diese Grundsätze waren nun mit einemmal Amaliens Lieblinge geworden, täglich erndete sie die lieblichſten Früchte, und wich nicht von ihrem sich selbst freywillig gegebenen Gesetzen.

Zum Dank, zur nützlichen Erinnerung hatte sie beschlossen, der Geberin all ihrer

Freu-

Freuden, der häuslichen Glückseligkeit, ein jährliches Fest zu feyern.

Trunemanns besaßen einen schönen Garten. In demselben setzte sie dieser erhabenen Tugend ein Denkmal. Amalie hatte das Vergnügen, ansehnliche Künstler in ihrem Zirkel oft zu sehen. Sie liebte die Künste jetzt, und verwehrte ihnen jährlich ein kleines Capital, das aber den übrigen, nothwendigeren Ausgaben nicht den mindesten Eintrag thun durfte. Sie hatte eine kleine Sammlung von Gemälden und Kupferstichen, doch alle in dem edlern Styl, und ein jedes von ihnen einen wichtigen Zug der Geschichte zum Gegenstande habend; — Diese Auswahl nützte sie zur Bildung ihrer Kinder, und erreichte das mit also eine zwiefache Absicht.

Einer von den Künstlern, der vorzüglich Amaliens Freund war, und so manche vergnügte Stunde in dieser glücklichen Familie zubrachte, hatte das Sujet zu diesem kleinen Denkmal entworfen, das nun der häuslichen Glückseligkeit an einem der schönsten Orte des Gartens gewidmet werden sollte. Er hatte seine allegorische Gruppe durch einen sitzenden Mann, an dem sich ein junges Weib am einem Spinnrocken arbeitend, anschmiegt, und an dessen Knie sich ein Kind zu ihm hinaufklammert, vorgestellt. Ganz hatte er Amaliens Sinn getroffen, und seine Arbeit entzückte sie. Nicht minder gelang es dem Bildhauer, die Idee des Zeich-

…ß treu und lebhaft in den Stein überzu…
…gen, der nur einheimischer Marmor war,
…d gewiß so lang der Zeit trotzen konnte,
…ß die jetzige Familie Trunemanns lebte.
…enn ein Kunstwerk für die Nachwelt aufs…
…ellen, war hierbey des guten Weibes
…sicht nicht.

Die schöne Gruppe war nun aufgestellt; Trunemann hatte nichts davon erfahren. Keine fremde Seele, als wer nur mit dem Trunemannischen Hause auf das innigste vertraut war, und das war einzig der brave Herr Müller, durfte diesem rührenden Feste beywohnen. Amalie war des Sinnes, daß alle Familienfeyerlichkeiten nur im Zirkel der Familie und der vertrautesten Freunde gefeyert werden dürften, weil, wenn dann eine nicht mit der Familie selbst in vertrautester Verbindung stehende Gesellschaft gegenwärtig sey, das süße Band der Mittheilung aufgelöst werde, und der offenherzige Geist der Freundschaft nicht mehr unter ihnen seyn könne.

Amaliens Gatte wußte von dieser Feyer nichts, er sollte überrascht werden. Müller wurde ihr Vertrauter. Sie beyde hatten das Ganze angeordnet.

„Guter Mann, sagte sie am Abend zuvor, ich werde dich Morgen überraschen. Ich habe in unserm Garten eine Parthie gefunden, die dich entzücken wird.

Trune…

Trunemann, ein Freund der Natur, wünschte ihr Glück, und erwartete mit der angenehmsten Hoffnung den aufgehenden Morgen. Amalie kam. Ihr Gewand, ob es gleich nur sehr einfach war; ob sie solches nur selbst erfunden hatte, machte auf ihn den lebhaftesten Eindruck. Es gab ihrem Körper ein feyerliches Ansehen; ihr Gatte ward, je mehr er sie anblickte, desto inniger von einem Etwas ergriffen, das er sich nicht erklären konnte. Ihre Worte waren feyerlich, die sie zu ihm sprach, und machten ihn mit ihrer ganzen Idee vertraut. Sie umarmten sich, und Gefühle des Himmels durchströmten ihre Herzen.

„Liebes Weib, antwortete der entzückte Gatte, ich folge dir, und weyhe an deiner Seite das feyerliche Denkmal ein.“

Amalie. Und weißt du, welchen Tag ich wählte? O, der heutige Tag ist für uns sehr feyerlich.

Trunemann. (sich erinnernd, stürzt in ihre Arme) Amalie! o meine Amalie! Auch heute meinen wärmsten Dank der Vorsicht noch, die uns an eben diesem Tage rettete. Wie hast du alle meine Leiden in Freude verwandelt! Es ward meinem Herzen schwer, deiner Rückkehr zu trauen, denn deine bösen Gesellschaften hatten dich zu tief in den Strom gerissen. Doch du hast besser Wort gehalten, als ich dachte.“

Ama-

Das Heil der heutlichen Jugend.

Amalie. Und werde alles, alles thun, dem deiner Wünsche zuvor zu kommen.

Mit gerührtem Herzen giengen sie nach dem Garten. Arnemann entdeckte sogleich das Monument. Er faßte nun die Idee desselben ganz, und gelobte dieser so sanften beglückenden Tugend seine wärmsten Opfer. Sie bekränzten Beyde die Statüe.

Müller kam; an seinen Händen Amalens Kinder mit Blumenkränzen geschmückt. Feyerlich naheten sie der Scene. Der alte liebenswürdige Mann hatte eine so vorzügliche Gabe mit den Kindern zu reden, und ihren Verstand aufzuhellen, daß auch diese Kleinen die Absicht des Tages verstehen lernten. Noch war die Sonne nicht völlig aufgegangen, und eben brachen die letzten Strahlen der Morgenröthe durch die Aeste der Bäume, die nahe Ankunft der hohen Königin zu verkündigen; noch herrschte ein feyerliches Dunkel überall und eine heilige Stille. — Dieses wirkte auf alle Herzen der Anwesenden in gleicher Stärke, und begeisterte den Familienvater zu dem wärmsten Gebet. Er warf sich auf seine Knie; seine Kinder und Müller um ihn her. Amalie betete wechselsweise mit ihm, und diese Feyerlichkeit stieg zur Würde der Andacht. Nach vollbrachtem Gebet theilte der Müller unter ihre Kinder gewisse Geschenke

schenke aus. Sie setzten sich an das Denkmal, und erzählten eins ums andere den Kindern Geschichten aus dem wirklichen Leben, die meist den Inhalt hatten, daß nur durch Tugend, Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit der Mensch sein Glück machen könne, und daß er sich, sobald er von diesem heilsamen Verhalten abweiche, ins Verderben stürze. Dieser Tag ist den Kindern unvergeßlich geblieben, und so oft sie bey diesem Familienmonument vorüber giengen, erinnerten sie sich dessen, und eine heilige Empfindung strömte durch ihre Seelen. Der ganze Tag wurde als ein Festtag angesehen; jedes Gespräch das in diesem kleinen Zirkel geführet wurde, war mittheilende Freude; all die zeither erlebten häuslichen Scenen wurden durch die lebhafteste Erinnerung dargestellt, man freute sich, daß man den vorrichten Weg überstanden hatte, und daß ihnen nun unverwelkliche Rosen blühen sollten, die nur bey tugendhaften Menschen so einzig Wurzel fassen. „Aber, fieng Amalie an, es ist nicht genug, daß wir Freude haben, es ist Pflicht auch andern welche zu machen. — Kommt meine Kinder!“ Sie giengen zu einer ihrer ehemaligen Freundinnen. Auch sie war sonst eins der angesehensten Mitglieder des Spielklubbs gewesen, hatte wie Amalie den Ton angegeben; hatte Mann und Kinder unglücklich gemacht. Aber, da Amalie sich zurückzog, und die Erfüllung

ihrer

ihrer Pflichten höher achtete, da blieb sie immer noch im gefährlichen Strudel, und machte spöttische Anmerkungen über die schnelle Rückkehr ihrer Freundin zur Tugend. Daß Madame Fellenthal, so hieß das unglückliche Weib, schon tief gesunken sey, wußte sie; daß sie aber ihrem Verderben nun so ganz nahe, dem größesten Elend Preiß gegeben worden, das erfuhr sie jezt erst, als sie sie besuchte. Welch ein Anblick, als sie in die Stube trat! Wo sonst die neuesten englischen und französischen Meubles prangten, stand jezt ein alter, zerrissener, lederner Polsterstuhl; wo sonst die herrlichsten Spiegel glänzten, waren nur noch die Ränder derselben an der Wand zu sehen. Kurz die Wohnung der Freude und der Pracht war eine einsame Höhle menschlichen, selbstverschuldeten Unglücks geworden. Grausen und Entsetzen faßte Amalien. Wie viel hatte sie zu thun, die elend und melancholisch gewordene Madame Fellenthal nur einigermaßen für sich einzunehmen. Thränen bald, und bald wieder fürchterliches Lächeln; wehmüthiges Winseln bald, und bald wieder schreckliche Flüche und Lästerungen wechselten mit einander ab. Die Fellenthal war sehr stolz gewesen: so lang nur noch etwas vorhanden war, diesem Stolz zu schmeicheln, so wurde alles aufgeopfert; der Mann mußte Rath schaffen, wenn er ruhige Stunden haben wollte. Er hatte anvertraute Güter zu verwalten, und wurde erst gezwungen, sie aus

zugreifen. Es gelang ihm, indem er sich immer noch Credit zu machen wußte, diese Löcher wieder zuzustopfen; allein bey der größesten Nachsicht seiner Schuldner, war er endlich doch nicht mehr fähig, sich halten zu können. Die Unordnungen, die nun in seinem Hause eingerissen waren, konnten nicht länger verborgen bleiben. Die Schuldner trieben ihn auf das Äußerste. Schande überall, und ein sicheres Gefängniß, waren jetzt nur seine einzigen Aussichten. Aus Furcht vor den Mißhandlungen seines Weibes, die nie seine klagende Stimme hören wollte, die immer mit den bittersten Vorwürfen ihn peinigte, daß er sie aus ihrer glänzenden Lage herausgerissen habe, denn sie war ein blutarmes Fräulein gewesen, die gewiß nur am Bettelstabe ihre Ahnen hätte behaupten können, aus diesen Gründen hatte der allzugeduldige und daher strafbar gewordene Mann geschwiegen, und volle Verzweiflung trat in seine Seele, wenn er sich die Qualen dachte, die jetzt sein Weib erfinden würde, sein Unglück ihm zwiefach fühlen zu lassen. Blutige Thränen flossen aus seinen Augen, wenn er auf seine Kinder herabsah; bald entschloß er sich, sein elendes Leben auf der Stelle zu endigen; bald dachte er sich eine Flucht in einen fremden Welttheil, um da sein herbes Geschick mit sich auszusöhnen. Bey diesem letztern Entschluß blieb es. Lang konnte sein heimliches Entweichen nicht verborgen bleiben.

Die

Die Gläubiger kamen; und Madame Felleuthal beschwur eine ansehnliche Summe, als ihr Eingebrachtes, obgleich Jedermann von ihrer Armuth benachrichtiget war. Das allzuwohlthätige Gesetz unterstützte sie, und noch wäre es Zeit gewesen, in sich zu kehren; noch hätte sie bey einer guten ökonomischen Einrichtung nothdürftig leben können. Noch verließ sie aber der Stolz nicht, noch fuhr sie fort ein großes Haus zu machen. Sie hatte Briefe von ihrem Mann, der im Auslande Aussichten hatte, seine Umstände verbessern zu können. Der erste Strahl der Hofnung, der ihr jetzt wieder entgegenglänzte, erhöhete ihr an und für sich drückes Wesen noch mehr; aber kaum beschäftigte sie dieser täuschende Traum, so kam der Todtenbrief mit der schrecklichen Nachricht, daß ihr Mann, im Elende noch schmachtend, sein Leben geendet hätte. Sie litt viel dabey. Aber den Weg der Besserung schlug sie doch nicht ein; ihr Gram war nichts, als das gedemüthigte Gefühl des beleidigten Stolzes. Sie wich von ihren Grundsätzen nicht, lebte groß und verschwenderisch fort; sie litt heimlich, und öffentlich gieng sie in einer Pracht einher, die Aller Herzen von sich lenkte, ob sie gleich heftе, Bewunderung und Liebe zu gewinnen. Das Capital war geschmolzen. Nun gieng es über die Meublen her. Sie versetzte; konnte nichts wieder einlösen; und so war sie nun zu der traurigen Situation herabgesunken, worinnen sie Ama-

lie traf. Wie blutete ihr das Herz! wie jammerten sie die armen kleinen Kinder; wie die Jugend des Weibes, das noch keine volle sechs und dreißig Jahr alt war. Schonung war jetzt Amaliens süßeste Pflicht, sie, die dem verschuldeten Unglücklichen so wohl thut, und am ersten ihn zu sich selbst bringt. Das gutmüthige Weib ließ nicht nach, biß sie sich uneingeschränktes Vertrauen erworben hatte. Es gelang ihr, und nun ließ sie es nicht bey leeren tröstenden Worten bewenden; sie versprach, die Hartbüßende zu retten. All ihr Haabe stand unter den Trödelleuten versetzt, nicht den vierten Theil des Werthes hatte man auf die Pfänder gegeben; Amalie ließ sich ein Verzeichniß machen. Welch eine himmlische Scene war es, die dankenden Kinder am Hals ihrer Retterin zu sehen! Wie erhaben fühlte sich Amaliens Seele der Verirrten Herz gewonnen zu haben; denn ihre Großmuth hatte Madame Fellenthal so tief erschüttert, daß selbst ihre Melancholie sich einigermaßen lagerte, und ihre düstern Stunden etwas lichter zu werden begannen. Amalie versprach den nächsten Morgen wieder zu kommen. Wehmüthig kehrte sie mit ihren Kindern heim, und stellte ihnen dieses schreckliche Beyspiel zur Warnung vor. Sie gewann diesen Abend noch ihren Mann, ihr eine Summe vorzuschießen, die versetzten Effecten der Madame Fellenthal einzulösen. Was sie bat, erhielt sie. Mit einem ziemlich

beträcht-

Hundert! Thaler biet ich auf dich!

beträchtlichen Kapitälchen erschien sie am andern Morgen schon an der Stelle des Unglücks. Durch vertraute Dienstboten wurden die Sachen herbeygeschaft, und nur sechs Prozent Interessen gegeben. Durch diesen klugen Einfall waren jetzt an zweytausend Thaler gerettet. Aber so prächtige Meubles zu haben, und doch so elend zu seyn, das reimt sich schlecht zusammen. „Freundin haben sie Muth genug, sprach Amalie herzhaft, ich hätte einen Vorschlag. Wie viel von diesen Sachen sind ihnen jetzt unnütz — lassen sie uns solche ins Geld setzen —“

„Machen sie mit mir, was sie wollen, ich verehre ihre weise Freundschaft aus vollem Herzen, erwiederte die arme Bedrängte, die Gott dankte, daß die verlohrne Vernunft stündlich mehr und mehr in ihr zurückkehrte.

„Wohlan denn! Meine edelsten Freunde und Freundinnen werden eins und das andre davon brauchen können. Wir wollen eine Privat — eine Familienauktion anstellen, und ich will der Auktionator seyn. Wer vom übrigen Publikum Theil daran nehmen will, der soll nicht zurückgewiesen werden.“

Dieser Vorschlag wurde mit Freuden und gewissermaßen mit enthusiastischer Liebhaberey aufgenommen. In wenig Tagen war das Verzeichniß von Amalien selbst verfertiget, einige zwanzigmal abgeschrieben, und unter

diejenigen vertheilt, die sich als Interessenten darboten. Eine dicke, vierschrötige Trödelfrau und ein Jude, die große Vortheile versprachen, weil sie all die Effekten genau kannten, da sie von Madam Fellenthal als Unterhändler gebraucht worden waren, baten sich die Erlaubniß aus, der Auktion beywohnen zu dürfen. Sie ward ihnen vergönnt. Der Tag der Versteigerung kam; (sie wurde in Amaliens Hause gehalten) schon war eine ansehnliche Versammlung beysammen; schon waren einige Artikel ziemlich theuer verkauft worden, denn es war ja eine Handlung, die Menschenliebe und Großmuth feyerten —; schon hatte Amalie wieder einen Ring ausgeboten, der an der Mode wog, was ihm am Gehalt fehlte; schon lüsterte dem Juden darnach, der ihn gleichsam mit seiner Brille durch und durchschauen wollte; schon hatte die dicke Trödelfrau, die den Ring mit verächtlichmachendem Blicke herunterzusetzen suchte, ein schimpfliches Gebot gethan, als ein alter Seekapitain zur Thüre hereintrat, und „Hundert Thaler geb ich für diesen Ring!“ Amalien entgegenrufte. Alles staunte. Amalien wäre der Hammer beynahe aus den Händen gesunken; die dicke Trödelfrau war wie aus den Wolken gefallen — und der Jude lächelte höhnisch —

Die Fortsetzung folgt.

Ueber

Ueber geſellſchaftliches Vergnügen.

I.

Ueber Bälle, Maske und Maskeraden.

Der Verfaſſer macht es ſich zum Vergnügen, den Wünſchen ſeiner Freundinnen nachzugeben, und ſein Taſchenbuch mit einem neuen Artickel: über geſellſchaftliche Vergnügungen zu vermehren. Da dieſes Taſchenbuch gewöhnlich zu einer Zeit erſcheint, wo die Freuden des Tanzes beginnen, ſo hat er auf die Bälle, Masken, Maskeraden, ſein Augenmerk für dieſesmal gerichtet, und wird dann mit kleinen Abhandlungen über Tanzkunſt, Tanz, und die verſchiedenen Gattungen deſſelben fortfahren. Dieſe Gegenſtände werden hier nur von Seiten der Kunſt und des guten Geſchmacks betrachtet.

Franz Ehrenberg.

Der

Der Tanz ist der Ausdruck lebhafter Empfindung durch Geberden, gerade wie das Singen Ausdruck derselben durch abwechselnde Töne ist. Schon die Bewegungen, die ein fröhlicher Mensch bey dem Gefühl einer angenehmen Ueberraschung beginnt, sind eine Art von Tanz. Man würde die Tanzkunst sehr herabsetzen, wenn man sie nur auf die Füße einschränken wollte. Der ganze Körper wird der Ausdruck der Seele, der mit ihren Empfindungen in alle Glieder übergeht.

Der Mensch sehnt sich nach Gesellschaft. Ungeselligkeit ist nur der Hang allzuphilosophischer Geister, bedrängter Seelen und der Menschenfeinde. Wer froh, zufrieden, wer vergnügt ist, sammelt gern Menschen um sich her, und wünscht seine Empfindungen mit ihnen theilen zu können. Die Griechen und Römer verschönerten ihre Feste und Lustbarkeiten mit zweckmäßigem Tänzen. Selbst ein Sokrates erwarb sich bey den Griechen Liebe und Hochachtung, weil er bey gewissen feyerlichen, öffentlichen Versammlungen tanzte; Plato hingegen setzte sich dem Tadel aus, da er auf einem Ball, den der König von Syrakus gab, nicht tanzen wollte; der strenge, ernste Cato lernte die Kunst in seinem neun und funfzigsten Jahre erst. Durch die Römer, die die Beherrscher beynahe der ganzen Welt waren, ward diese Kunst, und diese ihr zu Ehren angestellte Versammlungen bey allen von ihnen bezwungenen Völkern eingeführt. Man ordnete bey den

gröſſesten Feyerlichkeiten Bälle an. So tanzten an dem franzöſiſchen Hofe zur Zeit Ludwigs XII. ſelbſt die Cardinäle St. Severin und von Narbonne bey dem Hofball, den der König im Angeſicht ſeines geſamten Adels eröfnete. Man war dahin übereingekommen, daß dieſes Vergnügen ehrbar und anſtändig ſey. Die Königin Catharina von Medicis fieng an, dieſen Luſtbarkeiten das Einfache zu nehmen, und ſie unterhaltender zu machen. Auf einer kleinen Inſel in der Bayonne, die mit ſehr hochſtämmigen Bäumen beſetzt war, ließ die Königin zwölf groſſe Bogengänge machen, die alle bey einem runden Saale zuſammenliefen, der in der Mitte angebracht war. Wandleuchter aus Blumen geſchaffen, zierten die Bäume, und jeder Bogengang faßte eine Tafel für zwölf Perſonen. Die königliche Tafel ſtand in der Mitte, und gab die Ausſicht auf die übrigen. Unſichtbare Muſik ließ ſich bey der Erſcheinung des Königs hören; der weibliche Hofſtaat war als Najade und Nymphe gekleidet; Satyren, die aus dem Gehölze kamen, trugen ihnen alles zu. Während der Tafel erſchienen einige Chöre von Tänzern und Tänzerinnen, die die Einwohner der benachbarten Provinzen vorſtellten. Man ſtand auf, die Tafeln verſchwanden, und grünende Amphitheater und ein Fußboden von Raſen erhoben ſich, wie durch ein Zauberſpiel, und der Hof beluſtigte ſich mit

ernſthaften Tänzen. Nicht blos dieſe Bälle, die ſchon die ſchläfrige Einförmigkeit dieſer Luſtbarkeiten verdrängten, ſondern auch die Maskeraden wurden nach und nach die Lieblinge der Großen und ihrer Feſte. Die Griechen hatten ſie nicht. Sie ſcheinen einzig von den Römern herzuſtammen. Die älteſte Maskerade neuerer Zeit beſtand aus höchſtens ſechzehn Perſonen, die wegen ihrer Verkleidungen Abrede mit einander genommen hatten. So war die Maskerade bey der Herzogin von Berri, den 29. Januar 1393, wo Carl der ſechſte, der ſich in einen Wilden verkleidet hatte, beynah durch die unvorſichtige Neugierde des Herzogs von Orleans lebendig verbrannt wäre. Die Maskerade der Zauberer Heinrichs IV. war ein gleiches Feſt. Bey dieſen Luſtbarkeiten waren die Masken keinem Geſetz unterworfen; ſie ließen ſich die Tänze ſpielen, die ſich zu dem Charakter ihrer Verkleidungen ſchickten. Man brachte dieſe Art Maskeraden noch weiter, und gab ihnen nun auch Regelmäßigkeit, die allen Wirrwarr verdrängte. Man wählte den Gegenſtand zu dem Maskentanze entweder aus der Mythologie, oder aus der wahren Geſchichte. Man tanzte zwey oder drey Quadrillen, die ganz für den Gegenſtand, den man gewählt hatte, und für den Charakter der tanzenden Perſonen ſich ſchickte. Zur Verſtändigung der Zuſchauer fügte man dem Tanze Geſänge hinzu, die die Geſchichte

beſchrie-

beſchrieben, und die nöthige Erklärung gaben. Dieſe Maskeraden, die am franzöſiſchen Hofe entſtanden zu ſeyn ſcheinen, und vorzüglich an fettigem gebräuchlich waren, gaben ein höchſt angenehmes Schauſpiel, aber es erforderte Verſtand, Galanterie und Geſchmack. So weit glückte es jetzt der Tanzkunſt, und ſie ſchwang ſich auf eine Höhe, von der ſie aber bald wieder herabſank. Wenn ſie auf dieſem Wege gelaſſen worden wäre, ſo hätte ſie, von einem edeln Geiſt beſeelt, ſich an ihre übrigen Schweſterkünſte anſchließen können, ſtatt, daß ſie jetzt vernachläßigt, von wenigen in ihrer Würde ſehr ſchlecht erkannt, und noch ſchlechter ausgeübt wird. Wenn der Tanz zur Schwärmerey ausartet, dann hat er keinen Anſpruch mehr auf Kunſt, ſondern würdigt den Menſchen zum Thier herab. Vom wahren Geiſt der Tanzkunſt wird einer der nächſten dieſer Aufſätze handeln; Alſo jetzt zu den Maskeraden zurück. Noch ſind ſie unter uns gebräuchlich, und ſie könnten es zur Ehre der Kunſt ſeyn, wenn man wollte. „Ich will mich divertiren, hör ich mir einwerfen, ich mag mich jetzt nicht nach den Capricen Andrer richten — ich will mich einmal austanzen.“

Wenn mans ſo nehmen will, ſo hab ich nichts darwider. Man kann nur auf einem und ebendemſelben Wege beydes haben; man kann tanzen

zen, ſich faſt tanzen, und darf doch den guten Geſchmack und den wahren Geiſt der Tanzkunſt nicht entheiligen.

Die glückliche Wahl der Kleider hängt lediglich bey der Maskerade von einer witzigen, geſchmackvollen Erfindungskraft ab. Weil der Unverſtand öfters auf Dinge fällt, die das ſittliche Gefühl beleidigen, ſo haben manche Höfe für ihre Maskeraden nur den Domino erlaubt, und alle übrige Maskenkleider unterſagt. Bey der Wahl ſeines Maskehabits laſſe man ja ſeinen Körper nicht auſſer Achtung; was ſich für den einen ſchickt, kleidet den andern wohl häſslich. Die Mythologie bietet eine groſse Reichhaltigkeit dar, ſie hat die glänzendſte Summe alles möglichen Schönheit; für jede Leidenſchaften hat ſie ein Bild. Da die Mahle und Bildhauerkunſt, wenn ſie die Aeuſſerung des ſchönen Gefühls darſtellen will, nur aus dieſer Schöpfung ihre Gegenſtände nimmt, und dieſe Vorwelt als einziges ebenes Original anerkennet, warum ſoll dieſes die Tanzkunſt nicht auch thun, die ihre Schweſter iſt, und täglich den guten Erfolg davon ſieht? — Die Grazien, Venus, Pſyche, Hebe, würden allerdings ſchwere Gegenſtände ſeyn; was aber ſchwer iſt, iſt deſswegen noch nicht unmöglich. Wer dieſe Gegenſtände wählen wollte, müſste aber von ausgezeichneter körperlicher Schönheit und des reinſten,

ſten, echteſten und edelſten Gefühls ſich bewußt ſeyn — damit man ja die Geſetze der Sittlichkeit nicht entweyhe, auf die wir bey jeder unſrer Freuden, bey jeder unſrer Vergnügungen zuerſt unſer Augenmerk richten müſſen. Lebten wir in einer Unſchuldswelt, ſo würden dergleichen Erſcheinungen unſerm Vergnügen den höchſten Reiz geben, wenn ſie ſich in unſre Zirkel miſchten; in unſern Tagen aber dürften ſie ein Stein des Anſtoßes für viele ſeyn, weil ſie von dem Gewöhnlichen abweichen. Höchſtens erlaubt man es ihnen auf dem Theäter noch zu erſcheinen — freut ſich der ſchönen Natur, und bewundert die Künſtlerin, deren geſchmackvolle und ſittliche Attitüde auch das ſtrengſte, das ſchamhafteſte Auge nicht beleidiget, ohne dem Coſtume das mindeſte zu vergeben. Euch erhabene Weſen, Hebe, Venus und Pſyche, euch, den Vorſteherinnen des glücklichſten Lebensalters und der ſchönſten menſchlichen Empfindungen, dir, Jugend, Schönheit und Liebe, die ein Schenau mit zauberiſchem Pinſel ſchuf, ſey dieſer Aufſatz gewidmet.

Wollten meine Damen ſich lieber aus der wirklichen, als aus der Ideenwelt ein Maskenhabit wählen, ſo dürfte der Vorſchlag des Herrn Schuberts von keiner übeln Wirkung ſeyn, der uns auf dem Blatt No. II. eine junge Italianerin vorſtellt. Sie hat ein enges Camiſol und Beinkleider, ſo auch die Schuhe von lichtem kirſchbrau-

rem seidenem Zeug an, welches die dunkle Farbe dieser Völker gut ausdrückt; Kragen, Schurz, Kopfputz und Verzierung der Arme und Füße sind von bunten Federn; das Camisol und die Beinkleider mit Glascorallen, Perlen oder Steinchen besetzt, so wie sich diese Völker mit spitzigen Kämmen die Haut zu durchstechen und bunte Farben einzureiben pflegen. Ein feiner Musselin flattert als Gewand um ihren schönen Körper. Die Dame (Num. 3.) ist in eine echt türkische Tracht gekleidet. Nur ist zu bemerken, daß der Kragen am Oberkleide, zur Erleichterung von weißem Atlas seyn kann, den man mit schwarzen Flecken bemahlen, und so viel möglich die Natur des Pelzes nachzuahmen suchen läßt. Die Kleidung der Dame (Num. 4.) ist aus der altgriechischen, römischen und der neuern Tracht zusammengesetzt. Sie kleidet den Körper vortrefflich. Sollten diese Erfindungen unserm liebenswürdigen Leserinnen gefallen, so werden wir übers Jahr nach den Zeichnungen bekannter Künstler mehrere liefern. Bey diesem ersten Versuch bittet der Verfasser um Nachsicht, da auch hier, so wie bey den meisten Dingen in der Welt, jeder Anfang schwer ist.

Dem

sten, schönsten und edelsten Gefühls sich bewußt seyn — damit man ja die Gesetze der Sittlichkeit nicht entweyhe, auf die wir bey jeder unsrer Freuden, bey jeder unsrer Vergnügungen zuerst unser Augenmerk richten müssen. Lebten wir in einer Unschuldswelt, so würden dergleichen Erscheinungen unserm Vergnügen den höchsten Reiz geben, wenn sie sich in unsre Zirkel mischten; in unsern Tagen aber dürften sie ein Stein des Anstoßes für viele seyn, weil sie vom dem Gewöhnlichen abweichen. Höchstens erlaubt man ihnen auf dem Theater noch zu erscheinen. — freut sich der schönen Natur, und bewundert die Künstlerin, deren geschmackvolle und sittliche Attitüde auch das strengste, das schamhafteste Auge nicht beleidiget, ohne dem Costume das mindeste zu vergeben. Euch erhabene Wesen, Hebe, Venus und Psyche, euch, den Vorsteherinnen des glücklichsten Lebensalters und der schönsten menschlichen Empfindungen, dir, Jugend, Schönheit und Liebe, die ein Schenau mit zauberischem Pinsel schuf, sey dieser Aufsatz geweyht.

Wollten meine Damen sich lieber aus der wirklichen, als aus der Ideenwelt ein Maskekabit wählen, so dürfte der Vorschlag des Herrn Schuberts von keiner übeln Wirkung seyn, der uns auf dem Blatt No. II. eine junge Indianerin vorstellt. Sie hat ein enges Camisol und Beinkleider, so auch die Schuhe von lichtem, hirschbrau-

nem seidenem Zeug an, welches die dunkle Farbe dieser Völker gut ausdrückt; Kragen, Schurz, Kopfzeug und Verzierung der Arme und Füße sind von bunten Federn; das Casmisol und die Beinkleider mit Glascoralln, Perlen oder Steinchen besetzt, so wie sich diese Völker mit spitzigen Kämmen die Haut zu durchlöchern, und bunte Farben einzureiben pflegen. Ein feiner Musselin flattert als Gewand um ihren schönen Körper her. Die Dame (Num. 3.) ist in eine echt türkische Tracht gekleidet. Nur ist zu bemerken, daß der Kragen am Oberkleide, zur Erleichterung, von weißem Atlas seyn kann, den man mit schwarzen Flecken bemahlen, und so viel möglich die Natur des Pelzes nachzuahmen suchen läßt. Die Kleidung der Dame (Num. 4.) ist aus der altgriechischen, römischen und der neuern Tracht zusammengesetzt. Sie kleidet den Körper vortreflich. Sollten diese Erfindungen unsern liebenswürdigen Leserinnen gefallen, so werden wir übers Jahr nach den Zeichnungen bekannter Künstler mehrere liefern. Bey diesem ersten Versuch bittet der Verfasser um Nachsicht, da auch hier, so wie bey den meisten Dingen in der Welt, jeder Anfang schwer ist.

Dem

Die in der Jacobäerschen Buchhandlung zu Leipzig seit einigen Jahren herausgekommene neuere Schriften des Verfassers von Sephiens Reisen sind schändlicher Weise nachgedruckt worden; das hat den Verleger bewogen, solche dem Publiko um folgende äußerst wohlfeile Preise anzubieten, als:

Für Töchter edler Herkunft, eine Geschichte in 3 Theilen 8. 1 thlr. 18 gr.

Für Eltern und Ehestige, unter den aufgeklärten im Mittelstande; eine Geschichte in fünf Theilen, 8. 3 thlr. 12 gr.

Manch Hermäon in 2 Theilen 8. 1 thlr. 12 gr.

Wer alle diese drey Schriften zusammennimmt, erhält sie für 6 Thaler.

Der Inhalt dieser beliebten Schriften, welche zum Theil Fortsetzungen von Sophiens Reisen, besonders von dem ehrlichen Puff van Vlieten enthalten, ist bereits bekannt, und hat besonders die Erziehung des schönen Geschlechts zum Grunde, um solche zu angenehmen Gesellschafterinnen, würdigen

gen Ehegattinnen und braven Müttern zu bilden, und sie vor dem so schädlichen Luxus zu verwahren. Vorzüglich anziehend sind die darin enthaltenen Geschichten einer Fräulein Regina von Wendenz, einer Josephe, einer edlen, jeder Verführung widerstehenden Catharina, so wie der Charakter des braven van Eich ꝛc. Welche Mutter wird nun nicht gern ihren Töchtern solche Bücher in die Hände geben? und wie viele haben nicht, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen mit Nutzen gelesen! Man darf also hoffen, daß sie die obigen genannten Schriften gewiß auch eben so nützlich als angenehm unterhaltend finden werden, da sie gerade in dem nehmlichen Geiste geschrieben sind. Sie dienen vorzüglich zu einem angenehmen Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk.

Druckfehler.

Seite 41 Zeile 13 muß das einander hinweg.

— 179 — 4 vor Freuden statt für Freuden.

Die in der Jacobäerſchen Buchhandlung zu Leipzig ſeit einigen Jahren herausgekommene neuere Schriften des Verfaſſers von Sephiens Reiſen ſind ſchändlicher Weiſe nachgedruckt worden; das hat den Verleger bewogen, ſolche dem Publiko um folgende äuſſerſt wohlfeile Preiſe anzubieten, als:

Für Töchter edler Herkunft, eine Geſchichte in 3 Theilen 8. 1 thlr. 18 gr.

Für Eltern und Ehemſige, unter den aufgeklärten im Mittelſtande; eine Geſchichte in fünf Theilen, 8. 3 thlr. 12 gr.

Manch Hermäon in 2 Theilen 8. 1 thlr. 12 gr.

Wer alle dieſe drey Schriften zuſammen nimmt, erhält ſie für 6 Thaler.

Der Inhalt dieſer beliebten Schriften, welche zum Theil Fortſetzungen von Sephiens Reiſen, beſonders von dem ehrlichen Puff van Vlieten enthalten, iſt bereits bekannt, und hat beſonders die Erziehung des ſchönen Geſchlechts zum Grunde, um ſolche zu angenehmen Geſellſchafterinnen, würdigen

gen

gen Ehegattinnen und braven Müttern zu bilden, und sie vor den so schädlichen Lektüre zu verwahren. Vorzüglich anziehend sind die darin enthaltenen Geschichten einer Fräulein Regina von Wendenz, einer Josephe, einer edlen, jeder Verführung widerstehenden Catharina, so wie der Charakter des braven van Eich ꝛc. Welche Mutter wird nun nicht gern ihren Töchtern solche Bücher in die Hände geben? und wie viele haben nicht, Sophiens Reise vom Memel nach Sachsen mit Nutzen gelesen! Man darf also hoffen, daß sie die obigen genannten Schriften gewiß auch eben so nützlich, als angenehm unterhaltend finden werden, da sie gerade in dem nehmlichen Geiste geschrieben sind. Sie dienen vorzüglich zu einem angenehmen Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk.

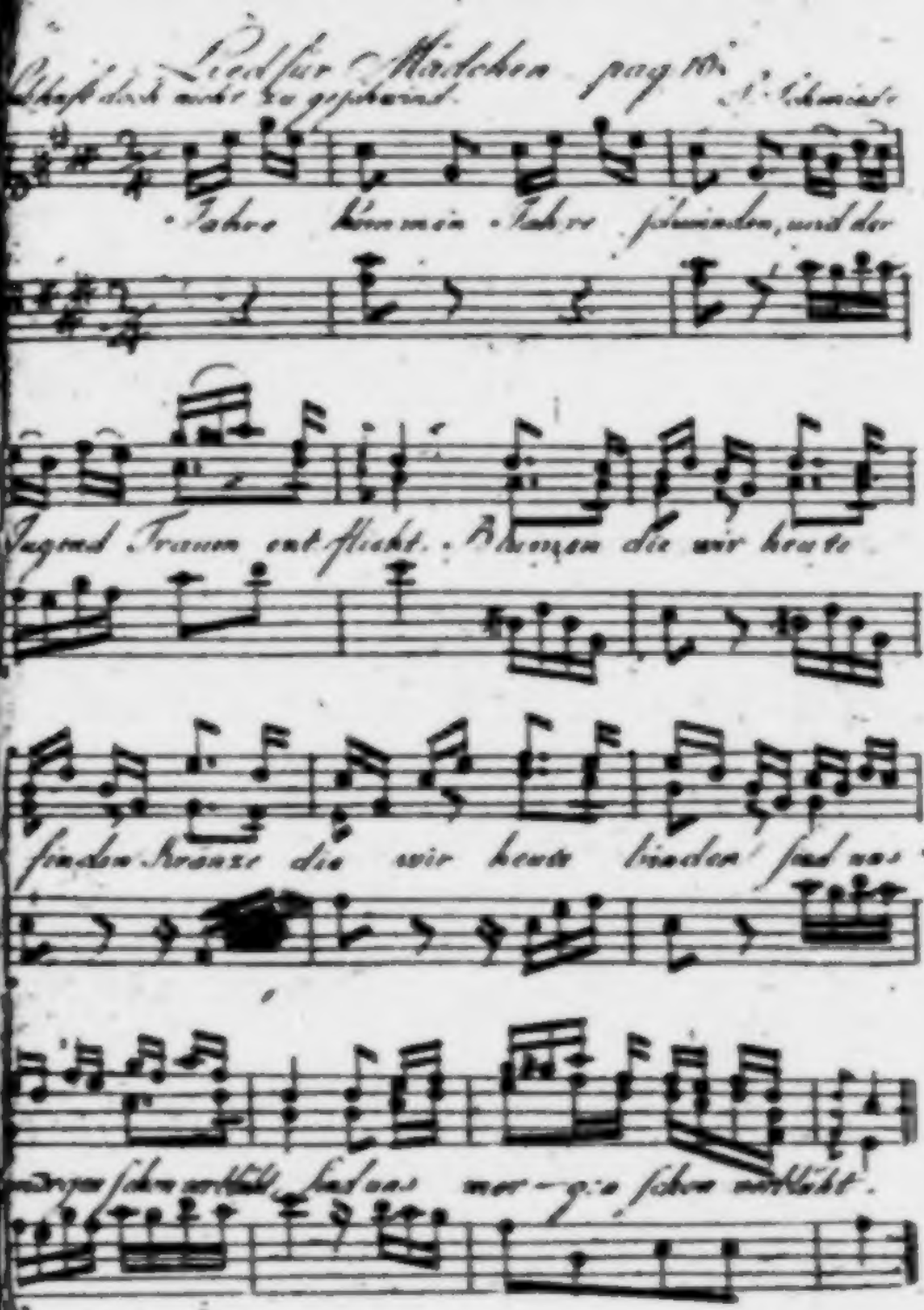
Druckfehler.

Seite 41 Zeile 13 muß das einander hinweg.

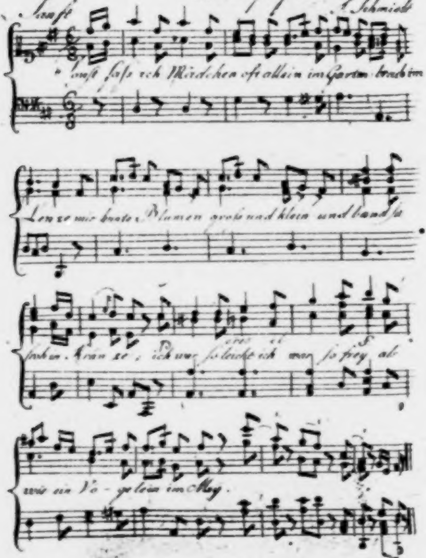
— 179 — 4 vor Freuden statt für Freuden.

Lied für Mädchen pag 10.

Schluß doch nicht zu geschwind. J. Schmied


Jahre kommen Jahre schwinden, und der
Jugend Frauen entflieht. Blumen die wir heute
finden Kränze die wir heute binden sind uns
morgen schon verblüht, sind uns mor-gen schon verblüht.

Lilla pag 12.


Sanft
J. Schmidt
Einst saß ich Mädchen oft allein im Garten bracht im
Lenze mir bunte Blumen groß und klein und band sie
schön Kränze; ich war so leicht ich war so frey als
cres
wie ein Vö - gelein im May.

Von den Finsterniſſen.

In dieſem Jahre haben wir zwey Sonnen- d zwey Mondfinſterniſſe, wovon die beiden ondfinſterniſſe ſichtbar ſeyn werden.

Die erſte ſichtbare Mondfinſterniß ereignet ſich der Nacht vom 3ten auf 4ten Februar. Der nfang der Finſterniß geſchiehet über Hannover m 3 Februar des Abends um 11 Uhr 42 Min. Sec. Das Mittel den 4 Februar des Mor- ns um 1 Uhr 11 Min 55 Sec., und erſtreckt ch ihre Größe der Verdunkelung auf 7 Zoll 57 inuten am ſüdlichen Theil des Mondes. Das nde der Finſterniß erfolget um 2 Uhr 40 Min. 4 Sec. Die ganze Währung der Verfinſterung 2 Stunden 57 Minuten 58 Secunden.

Die zweyte ſichtbare Mondfinſterniß entſtehet en 31 Julius des Abends. Der Anfang der inſterniß begiebt ſich über Hannover um 7 Uhr 8 Min. 33 Sec., welcher aber, da der Mond n unſern Gegenden noch nicht aufgegangen, bey ns nicht geſehen werden kann. Das Mittel r Finſterniß erfolget um 8 Uhr 31 Min. 3 Sec. nd erſtrecket ſich die Größe der Verfinſterung ur auf 2 Zoll 38 Min. am nordlichen Theil des Mondes. Das völlige Ende der Finſterniß iſt um 9 Uhr 23 Min. 33 Sec., und die ganze Währung iſt 1 Stunde 45 Minuten.

Die erſte unſichtbare Sonnenfinſterniß begiebt ch den 21 Januar des Morgens, und die zweyte m 16 Julius des Morgens.

Januar hat 31 Tage.

Allgem. Reichs-Kalend.			Jüdischer Kalende Tebhes. 5555.	
1	D.	Neujahr		
2	Fr.	Abel. Seth	10	Fast. Belag. Jeru
3	S.	Enoch	11	
			12	Sch. 12. 1 Mos.
4	S.	S. n. Neujahr		
5	M.	Simeon	13	15 Woche
6	D.	Heil. 3 Könige	14	Tekuph. 10½ U.
7	M.	Julianus	15	
8	D.	Erhardus	16	
9	Fr.	Beatus	17	
10	S.	Pauli Einsiedl.	18	
			19	Sch. 13. 2 Mos.
11	S.	1 Epiphan.		
12	M.	Reinholdus	20	16 Woche
13	D.	Hilarius	21	
14	M.	Felix	22	
15	D.	Maurus	23	
16	Fr.	Marcellus	24	
17	S.	Antonius	25	
			26	Sch. 14. 2 Mos.
18	S.	2 Epiphan.		
19	M.	Sara	27	17 Woche
20	D.	Fab. Sebast.	28	
21	M.	Agnes	29	
22	D.	Vincentius	1	Schebhat
23	Fr.	Emerentia	2	
24	S.	Timotheus	3	
			4	Sch. 15. 2 Mos.
25	S.	3 Epiphan. Pauli Bekehr.	5	18 Woche
26	M.	Polycarpus	6	
27	D.	Chrysostomus	7	
28	M.	Carolus	8	
29	D.	Samuel	9	
30	Fr.	Adelgunda	10	
31	S.	Virgilius	11	Sch. 16. 2 Mos.

Jenner.

Aufg. des ☽ U. M.	Untrg. des ☽ U. M.	Aufg der ☉ U. M	Untg der ☉ U. M	
1 14	2 58	8 18	3 42	
1 44	4 18	8 17	3 43	
2 27	5 34	8 16	3 44	
3 18	6 43	8 15	3 45	
4 18	7 48	8 14	3 46	
5 24	8 42	8 13	3 47	
6 34	9 22	8 12	3 48	
7 43	9 56	8 11	3 49	
8 50	10 23	8 10	3 50	
9 55	10 44	8 9	3 51	
11 1	11 3	8 8	3 52	
Morg.	11 21	8 7	3 53	
0 6	11 40	8 5	3 55	
1 10	12 0	8 4	3 56	
2 15	Nmit.	8 2	3 58	
3 21	0 45	8 1	3 59	
4 26	1 14	7 59	4 1	
5 26	1 54	7 58	4 2	
6 25	2 41	7 56	4 4	
7 17	3 37	7 55	4 5	
7 59	4 49	7 54	4 6	
8 34	6 2	7 52	4 8	
9 3	7 19	7 51	4 9	
9 28	8 38	7 49	4 11	
9 52	9 58	7 48	4 12	
10 16	11 18	7 46	4 14	
10 40	Morg.	7 45	4 15	
11 6	0 38	7 43	4 17	
11 37	1 56	7 41	4 19	
Nmit.	3 13	7 40	4 20	
1 2	4 22	7 38	4 22	

Eintritt der Sonne in den Wassermann den 20 Januar um 0 Uhr 35 Min. des Morgens.

Tages Anfang.

1	6 Uhr 10 M.
11	6 ‛ 3 ‛
21	5 ‛ 57 ‛

Sonnenschein.

1	7 St. 24 M.
11	7 ‛ 44 ‛
21	8 ‛ 12 ‛

Mondwandlung.

Vollmond den 5 Januar um 10 Uhr 25 Min. des Morgens.

Letzt. Viertel den 13 Jan. um 5 Uhr 42 Min. des Morgens.

Neumond den 21 Jan. um 1 Uhr 3 Min. des Morgens.

Erst. Viertel den 27 Jan. um 9 Uhr 35 Minut. Abends.

Februar hat 28 Tage.

Allgemeiner Reichs-Kalender.			Jüdischer Kalende Schebbat. 5555
1	S.	Septuagesima	12 19 Woche
2	M.	Maria Reinig	13
3	D.	Blasius	14
4	M.	Veronica	15 Freudentag
5	D.	Agatha	16
6	Fr.	Dorothea	17
7	S.	Richardus	18 Sch 17. 2 Mos.
8	S.	Sexagesima	19 20 Woche
9	M.	Apollonia	20
10	D.	Scholastica	21
11	M.	Euphrosina	22
12	D.	Eulalia	23
13	Fr.	Benignus	24
14	S.	Valentinus	25 Sch. 18. 2 Mos. 2
15	S.	Quinquagesima	26 21 Woche.
16	M.	Juliana	27
17	D.	Fastnacht	28
18	M.	Aschermittwoch	29
19	D.	Susanna	30 Rosch Chod.
20	Fr.	Eucharius	1 Adar
21	S.	Esaias	2 Sch. 19. 2 Mos. 2
22	S.	Quadragesima Petri Stulfeier	3 22 Woche 4
23	M.	Serenus	5
24	D.	Matthias	6
25	M.	Quatember	7
26	D.	Nestorius	8
27	Fr.	Leander	9 Schabb 20.
28	S.	Justus	2 Mos. 27.

Tag.	Aufg. des ☽ U. M.	Untrg. der ☽ U. M.	Aufg der ☉ U. M	Untg der ☉ U. M
1	1 55	5 28	7 36	4 34
2	2 59	6 25	7 34	4 36
3	4 6	7 11	7 32	4 28
4	5 16	7 46	7 30	4 30
5	6 25	8 16	7 28	4 32
6	7 32	8 39	7 26	4 34
7	8 37	9 0	7 24	4 36
8	9 42	9 19	7 22	4 38
9	10 47	9 38	7 20	4 40
10	11 53	9 57	7 18	4 42
11	Mitg.	10 17	7 16	4 44
12	0 58	10 42	7 14	4 46
13	2 5	11 9	7 12	4 48
14	3 8	11 44	7 10	4 50
15	4 9	Mitt.	7 8	4 52
16	5 3	1 19	7 6	4 54
17	5 50	2 2	7 4	4 56
18	6 29	3 35	7 2	4 58
19	7 2	4 52	7 0	5 0
20	7 32	6 18	6 58	5 2
21	7 58	7 40	6 56	5 4
22	8 22	9 2	6 54	5 6
23	8 46	10 24	6 52	5 8
24	9 11	11 45	6 50	5 10
25	9 39	Mitg.	6 48	5 12
26	10 16	1 3	6 46	5 14
27	11 0	2 18	6 44	5 16
28	11 52	3 24	6 42	5 18

Eintritt der Sonne in die Fische den 18 Febr. um 9 Uhr 11 Minut. des Abends.

Tages Anfang.

1	5 Uhr 35 M.
11	5 = 20 =
21	5 = 0 =

Sonnenschein.

1	8 St. 48 M.
11	9 = 28 =
21	10 = 8 =

Mondwandlung.

Neumond den 4 Febr. um 1 Uhr 30 Minut. des Morgens.

Letzt. Viertel den 12 Febr. um 3 Uhr 14 Min. des Morgens.

Neumond den 19 Febr. um 1 Uhr 44 Min des Abends.

Erst. Viertel den 25 Febr. um 5 Uhr 40 Min. des Morgens.

März hat 31 Tage.

Allgemeiner Reichs-Kalender.			Jüdischer Kalender. Adar. 5555.
1	S	Reminiscere	10 23 Woche
2	M.	Simplicius	11
3	D	Kunigunda	12
4	M.	Adrianus	13 Fasten Esther
5	D.	Friederich	14 Purim
6	Fr	Gottfried	15 Suschan Purim
7	S.	Perpetua	16 Sch. 21. 2 Mos. 30.
8	S.	Oculi	17 24 Woche
9	M	Rathan	18
10	D	Michäus	19
11	M.	Mitfasten	20
12	D.	Gregorius	21
13	Fr.	Ernestus	22
14	S	Zacharias	23 Sch. 22. 2 Mos. 35.
15	S.	Lätare	24 25 Woche
16	M.	Gabriel	25
17	D.	Gerdrut	26
18	M	Anshelmus	27
19	D.	Josephus	28
20	Fr.	Matrona	29
21	S.	Benedictus	1 Sch. 23. Nisan
22	S.	Judica	2 26 W. (3 Mos. 1.
23	M.	Theodoricus	3
24	D.	Casimirus	4
25	M.	Mar. Verkünd.	5
26	D.	Emanuel	6
27	Fr.	Rupertus	7
28	S.	Gideon	8 Groß Sch. 3 Mos. 6.
29	S.	Palmarum	9 27 Woche
30	M	Ubemas	10

März.

	Aufg. des ☽ U. M.	Untrg. des ☽ U. M.	Aufg. der ☉ U. M.	Untg. der ☉ U. M.
1	Anmit.	4 24	6 40	5 20
2	1 56	5 13	6 38	5 22
3	3 6	5 50	6 36	5 24
4	4 15	6 20	6 34	5 26
5	5 21	6 45	6 32	5 28
6	6 27	7 7	6 30	5 30
7	7 33	7 27	6 28	5 32
8	8 39	7 47	6 26	5 34
9	9 45	8 7	6 24	5 36
10	10 50	8 27	6 22	5 38
11	11 56	8 48	6 20	5 40
12	Morg.	9 14	6 17	5 43
13	1 0	9 44	6 15	5 45
14	2 0	10 22	6 13	5 47
15	2 56	11 10	6 11	5 49
16	3 47	Anmit.	6 9	5 51
17	4 29	1 15	6 7	5 53
18	5 3	2 21	6 5	5 55
19	5 35	3 49	6 3	5 57
20	6 2	5 19	6 1	5 59
21	6 28	6 38	5 59	6 1
22	6 52	8 4	5 57	6 3
23	7 17	9 29	5 55	6 5
24	7 46	10 52	5 53	6 7
25	8 20	Morg.	5 51	6 9
26	9 4	0 12	5 49	6 11
27	9 54	1 24	5 47	6 13
28	10 50	2 28	5 44	6 16
29	11 54	3 20	5 42	6 18
30	Anmit.	4 0	5 40	6 20
31	2 8	4 31	5 38	6 22

Eintritt der Sonne in den Widder den 20 März um 3 Uhr 30 Minut. des Abends.

Frühlings Anfang.

Tages Anfang.

1	4 Uhr 45 M.
11	4 = 28 =
21	4 = 2 =

Sonnenschein.

1	10 St. 4 M.
11	11 = 20 =
21	12 = 2 =

Mondwandlung.

Neumond den 5 März um 5 Uhr 50 Min. des Abends.

Letzt. Viertel den 13 März um 9 Uhr 59 Min. des Abends.

Neumond den 21 März um 9 Uhr 9 Min. des Morgens.

Erst. Viertel den 27 März um 3 Uhr 2 Min. des Abends.

April hat 30 Tage.

Allgemeiner Reiche-Kalender.			Jüdischer Kalender. Nisan. 5555.	
1	M.	Theodora	12	
2	D.	Gründonnerst.	13	
3	Fr.	Stillfreytag	14	Pesach
4	S.	Ruhetag	15	Sch. 25. Ostern 1
5	S.	Ostersonntag	16	Ostern 2. (2 M. 12
6	M.	Ostermontag	17	Tekuph. 6 U. Morg
7	D.	Aaron	18	Ostern 4
8	M.	Liborius	19	: : 5
9	D.	Vogislaus	20	: : 6
10	Fr.	Daniel	21	: : 7
11	S.	Ezechiel	22	Sch. 26. Osterf. En
12	S.	Quasimodog.	23	♄ M. (Hohel. S
13	M.	Justinus	24	
14	D.	Tiburtius	25	
15	M.	Olympia	26	
16	D.	Carisius	27	
17	Fr	Rudolphus	28	
18	S.	Valerianus	29	Sch. 27. 3 Mos. 9
19	S.	Miser. Dom.	30	Rosch Chod.
20	M.	Sulpitius	1	Jiar
21	D.	Adolarius	2	
22	M.	Caius	3	
23	D.	Georg	4	
24	Fr.	Albertus	5	
25	S.	Marc. Evang.	6	Sch. 28. 3 Mos.
26	S.	Jubilate	7	31 Woche
27	M.	Anastasius	8	Fasten 2
28	D.	Vitalis	9	
29	M.	Reinmundus	10	
30	D.	Erastus	11	Fasten 5

April.

	Aufg. des ☽ U. M.	Unterg. des ☽ U. M.	Aufg. der ☉ U. M.	Unterg. der ☉ U. M.	
1	3 11	4 56	5 35	5 24	
2	4 18	5 17	5 31	6 26	
3	5 26	5 38	5 27	5 28	
4	6 34	5 58	5 30	5 30	
5	7 41	6 18	5 28	6 32	
6	8 49	6 39	5 26	6 34	
7	9 53	7 1	5 24	6 36	
8	10 58	7 25	5 22	6 38	
9	11 58	7 52	5 20	6 40	
10	Morg.	8 28	5 18	6 42	
11	0 55	9 9	5 16	6 44	
12	1 49	10 3	5 14	6 46	
13	2 33	11 5	5 12	6 48	
14	3 8	Amit.	5 10	6 50	
15	3 40	1 28	5 8	6 52	
16	4 7	2 49	5 6	6 54	
17	4 32	4 12	5 4	6 56	
18	4 56	5 38	5 2	6 58	
19	5 22	7 6	5 0	7 0	
20	5 51	8 31	4 58	7 2	
21	6 22	9 58	4 56	7 4	
22	7 3	11 15	4 54	7 6	
23	7 52	Morg.	4 52	7 8	
24	8 49	0 24	4 50	7 10	
25	9 52	1 23	4 48	7 12	
26	11 2	2 10	4 45	7 14	
27	Amit.	2 45	4 44	7 16	
28	1 20	3 15	4 42	7 18	
29	2 25	3 38	4 40	7 20	
30	3 31	3 57	4 38	7 22	

Eintritt der Sonne in den Stier den 20 April um 4 Uhr 0 Min. des Morgens.

Tages Anfang.

1	3 Uhr 34 M.
11	3 = 5 =
21	2 = 39 =

Sonnenschein.

1	12 St. 48 M.
11	13 = 28 =
21	14 = 8 =

Mondwandlung.

Vollmond den 4 April um 10 Uhr 59 Min. des Morgens.

Letz. Viertel den 12 April um 1 Uhr 31 Min. des Abends.

Neumond den 19 April um 8 Uhr 53 Min. des Morgens.

Erst. Viertel den 25 April um 1 Uhr 52 Minut. des Morgens.

May hat 31 Tage.

Allgem. Reichs-Kalend.			Jüd. Kal. Jiar. 5555
1	Fr.	Philippi Jacobi	12
2	S.	Sigismundus	13 Sch. 29. 3 Moſ. 16.
3	S.	Cant. † Erfind.	14 32 Woche
4	M.	Florianus	15 Faſten 2
5	D.	Gotthardus	16
6	M.	Aggäus	17
7	D.	Domicilla	18 Schülerfeſt
8	Fr.	Stanislaus	19
9	S.	Hermes	20 Sch. 30. 3 Moſ. 21.
10	S.	Rogate	21 33 Woche
11	M.	Pancratius	22
12	D.	Liberatus	23
13	M.	Servatius	24
14	D.	Himmelf. Chriſt.	25
15	Fr.	Sophia	26
16	S.	Peregrinus	27 Sch. 31. 3 Moſ. 25.
17	S.	Exaudi	28 34 Woche
18	M.	Cyricus	29
19	D.	Potentia	1 Siwan
20	M.	Athanaſius	2
21	D	Prudentia	3
22	Fr.	Helena	4 Vorbereit. z. Geſetz
23	S	Deſiderius	5 Sch. 32. 4 Moſ 1.
24	S.	Pfingſtſonntag	6 Feſt der Wochen
25	M.	Pfingſtm. Urb.	7 Geſetzgebung
26	D.	Eduardus	8
27	M.	Quatember	9
28	D.	Wilhelm	10
29	Fr	Manilius	11
30	S.	Wigandus	12 Sch. 33. 4 Moſ. 4.
31	S.	Dom. Trinit.	13 36 Woche

	Aufg. des ☽ U. M.	Untg. des ☽ U. M.	Aufg der ☉ U. M	Untg der ☉ U. M
1	4 37	4 15	4 36	7 24
2	5 40	4 33	4 34	7 25
3	6 47	4 50	4 32	7 28
4	7 52	5 11	4 30	7 30
5	8 58	5 34	4 28	7 32
6	10 0	6 0	4 25	7 34
7	10 59	6 32	4 25	7 35
8	11 53	7 13	4 23	7 37
9	Morg.	7 59	4 21	7 39
10	0 38	8 58	4 20	7 40
11	1 16	10 4	4 18	7 42
12	1 48	11 16	4 16	7 44
13	2 16	Nmit.	4 14	7 46
14	2 40	1 52	4 13	7 47
15	3 3	3 13	4 11	7 49
16	3 25	4 35	4 9	7 51
17	3 48	5 58	4 8	7 52
18	4 17	7 25	4 6	7 54
19	4 55	8 51	4 5	7 55
20	5 39	10 7	4 3	7 57
21	6 32	11 14	4 2	7 58
22	7 35	Morg.	4 1	7 59
23	8 45	0 8	4 0	8 0
24	9 57	0 49	3 59	8 1
25	11 6	1 19	3 57	8 3
26	Nmit.	1 42	3 56	8 4
27	1 18	2 2	3 55	8 5
28	2 25	2 22	3 54	8 6
29	3 31	2 41	3 53	8 7
30	4 37	2 59	3 52	8 8
31	5 44	3 17	3 51	8 9

Eintritt der Sonne in die Zwillinge den 21 May um 4 Uhr 31 Minut. des Morgens.

Tages Anfang.

1	1 Uhr 41 M.
11	0 : 48 :
21	0 : 0 :

Sonnenschein.

1	14 St. 48 M.
11	15 : 24 :
21	15 : 56 :

Mondwandlung.

Vollmond den 4 May um 3 Uhr 28 Minut. des Morgens.

Letzt. Viertel den 12 May um 3 Uhr 29 Min. des Morgens.

Neumond den 18 May um 4 Uhr 36 Min. des Abends.

Erst. Viertel den 25 May um 2 Uhr 51 Min. des Abends.

Junius hat 30 Tage.

Allgemeiner Reichs-Kalender.			Jüdischer Kalender Sivan. 5555.	
1	M.	Nicodemus	14	
2	D.	Gottschalck	15	
3	M.	Erasmus	16	
4	D.	Fronleichnam	17	
5	Fr.	Bonifacius	18	
6	S.	Artemius,	19	Sch. 34. 4 Mos.
7	S.	1 Trinitatis	20	37 Woche
8	M.	Medardus	21	
9	D.	Barnimus	22	
10	M.	Flavius	23	
11	D.	Barnabas	24	
12	Fr.	Basilides	25	
13	S.	Tobias	26	Sch. 35. 4 Mos.
14	S.	2 Trinitatis	27	38 Woche
15	M.	Vitus	28	
16	D.	Justina	29	
17	M.	Ricarder	30	Rosch Chod.
18	D.	Homerus	1	Tamus
19	Fr.	Gervasius	2	
20	S.	Solverius	3	Sch. 36. 4 Mos.
21	S.	3 Trinitatis	4	39 Woche
22	M.	Achatius	5	
23	D.	Basilius	6	
24	M	Joh. Täufer	7	
25	D.	Febronia	8	
26	Fr.	Jeremias	9	
27	S.	Ladislaus	10	Sch. 37. 4 Mos
28	S.	4 Trinitatis	11	40 Woche
29	M.	Petri Pauli	12	
30	D.	Lucina	13	

Russisches Winterfuhrwerk.
Voiture Russe pour l'hiver.

Herbstmonat. Die Tage nehmen ab Morgens um 56 Min. und Ab. um 56 Min.

	Jüd. Kal. Ab.		☽ m	☽ Wechsel.	Gleichung der Zeit. +	o'	2"
1	26		28		+	0	16
2	27	Sabat	29	Neumond d. 3. um	—	0	35
3	28		1	3 Uhr 3 Min.	—	0	54
4	29		2	Abends.	—	1	13
5	30		3		—	1	33
6	1	Elul	4		—	1	53
7	2		5	Erst. Viert.	—	2	13
8	3		6	den 10. um	—	2	33
9	4	Sabat	7	12 U. 41 Min.	—	2	54
10	5		8	Abends.	—	3	15
11	6		9	11. ☽ Nach-	—	3	35
12	7		10	mittag.	—	3	56
13	8		11		—	4	17
14	9		12	16. ☽ in der	—	4	38
15	10		13	Erdferne.	—	4	59
16	11	Sabat	14		—	5	21
17	12		15	Vollmond	—	5	42
18	13		16	d. 18. um	—	6	3
19	14		17	4 Uhr 55 Min.	—	6	24
20	15		18	Abends.	—	6	45
21	16		19		—	7	6
22	17		20	Letzt. Viert.	—	7	27
23	18	Sabat	21	d. 26. um	—	7	47
24	19		22	8 U 39 Min.	—	8	8
25	20		23	Morgens.	—	8	28
26	21		24	26 ☽ Vor-	—	8	48
27	22		25	mittag.	—	9	8
28	23		26	30. ☽ in der	—	9	28
29	24		27	Erdnähe.	—	9	48
30	25	Sabat	28				

Mondschein.

	St.	M.		St.	M		St.	M		St.	M.
1	3	48	9	3	8	17	9	41	25	5	35
4	1	3	12	5	21	20	10	40	28	6	45
7	2	12	15	7	24	23	9	24	30	4	13

October
hat 31 Tage und der Mondswechsel 30.

	Verbesserter October.		Gregor. October.		Rußischer September.
S	1	19 Trinit.	20	S. n. Pf.	19 S. Trophim.
M	2	Leodegarius		Leodegarius	20 Eustathius
D	3	Jairus		Candidus	21 Quadrat
M	4	Franz		Franz S.	22 Phocas
D	5	Fides		Placidus	23 Empf. Joh.
F	6	Friederika		Bruno	24 Thecla
S	7	Abadias		Justina	25 Euphrosina
S	8	20. Trinit.	21.	S. n. Pf.	26 S. Joh. Theol
M	9	Dionys.		Dionys.	27 Calliserat
D	10	Friedemann		Franz B.	28 Charitou
M	11	Burkhard		Burkhard	29 Cyriacus
D	12	Maximil.		Maximil.	30 Gregorius
F	13	Eduard		Colomann	1 Mar. Sch.
S	14	Calixtus		Calixtus	2 Cyprian
S	15	21. Trinit.	22.	S. n. Pf.	3 S. Dionys.
M	16	Gallus		Gallus	4 Pierothe
D	17	Florentin		Hedwig	5 Charitine
M	18	Luc. Ev.		Lucas Ev.	6 Thomas Ap.
D	19	Ferdinand		Petr. A.	7 Sera. Bach.
F	20	Wendelin		Felician	8 Pelagia
S	21	Ursula		Ursula	9 Jacob A.
S	22	22. Trinit.	23.	S n. Pf.	10 S. Eulamp.
M	23	Severin		Joh. C.	11 Philipp
D	24	Nathan		Fortuna	12 Probus
M	25	Crispinus		Crispin	13 Karpus
D	26	Amandus		Evarist	14 Nazarius
F	27	Sabina		Sabina	15 Lucianus
S	28	Sim Jud.		Sim Jud	16 Longinus
S	29	23. Trinit.	24.	S. n. Pf.	17 S. Hoseas P
M	30	Hartmann		Claudius	18 Luces
D	31	Ref. Fest		Wolfgang	19 Joel P.

	Tags Anf.		T. Länge.		Schein.		Die Sonne tritt
1	5 U.	34 M.	12 St.	52 M.	11 St.	28 M.	in den M
11	5	53	12	14	10	50	den 24. un
21	6	43	11	40	10	14	7 U. 46 M.
31	6	49	11	2	9	34	Morgens.

Römische Hütte während der Nacht.
Habitation Romaine pendant la nuit.

Weinmonat. Die Tage nehmen ab Morgens um 56 Min. und Ab. um 56 Min.

	Jud. Kal. Elul.		D m	☽ Wechsel.	Gleichung der Zeit.	
			—		— 10′	7″
1	26		29		— 10	26
2	27		1	Neumond	— 10	44
3	28		2	d. 2. um	— 11	3
4	29		3	11 U. 38 Min.	— 11	21
5	1	T. Ni. 5676	4	Abends.	— 11	39
6	2	zw. Neuj. F.	5		— 11	56
7	3	Fast. Ged. E.	6	8 ☊ Nach-	— 12	13
8	4		7	mittag.	— 12	29
9	5		8		— 12	45
10	6		9	Erst. Viert.	— 13	1
11	7		10	den 10. um	— 13	16
12	8		11	5 U 21 Min.	— 13	31
13	9		12	Morgens.	— 13	45
14	10	V. F. l. N. E.	13	13. ☽ in der	— 13	59
15	11		14	Erdferne.	— 14	13
16	12		15		— 14	25
17	13		16	Vollmond	— 14	37
18	14		17	den 18. um	— 14	48
19	15	Erst. Lbh. F.	18	8 U 48 Min.	— 14	59
20	16	zw. F.	19	Morgens.	— 15	9
21	17	Schat	20		— 15	19
22	18		21	23. ☊ Vor-	— 15	28
23	19		22	mittag.	— 15	36
24	20		23		— 15	43
25	21	Palmenfest	24	Letzt. Viert.	— 15	50
26	22	Verf. Lbhf. E	25	den 25. um	— 15	56
27	23	Gesetzfreude	26	4 U. 52 Min.	— 16	1
28	24	Schat	27	Abends.	— 16	5
29	25		28	27. ☽ in der	— 16	9
30	26		29	Erdnähe.	— 16	12
31	27		30			

Mondsüberm.

St.	M.	St.	M.	St.	M.	St.	M.
1 3	47	9 4	14	17 12	1	25 8	32
4 1	14	12 6	16	20 13	22	28 5	58
7 2	43	15 9	39	23 16	35	31 1	51

November
hat 30 Tage und der Mondenmonat 29.

	Verbesserter November.	Gregor. November.	Außischer October.	
M	1 Allerheil.	Allerheil.	20 Artemius	
D	2 Aller Seel.	Aller Seel.	21 Hilarion	
F	3 Theophil.	Hubert	22 Abertius	
S	4 Otto	Karl	23 Jacob	
S	5 24. Trinit.	25. S. n. Pf.	24 S. Aretha	
M	6 Erdmann	Leonhart	25 Marcian	
D	7 Malachias	Engelbert	26 Demetrius	
M	8 Gottfried	Gottfried	27 Nestor	
D	9 Theodor	Theodor	28 Terentius	
F	10 Mart. Luth.	Tryphon	29 Anastasia	
S	11 Mart. B.	Martin	30 Zenobia	
S	12 25. Trinit.	26. S. n. Pf.	31 S. Stachys	
M	13 Briccius	Stanislaus	1 Cosm. D.	Novemb.
D	14 Levin	Jucundus	2 Acyndinus	
M	15 Leopold	Leopold	3 Acepsimus	
D	16 Ottomar	Edmund	4 Johann	
F	17 Hugo	Gregor. Th.	5 Galaction	
S	18 Gelasius	Eugen	6 Paulus	
S	19 26. Trinit.	27. S. n. Pf.	7 S. 33 Märt.	
M	20 Edmund	Felix	8 Vers. Michl.	
D	21 Mar. Opf.	Mar. Opf.	9 Onesiphor.	
M	22 Cäcilia	Cäcilia	10 Ernst	
D	23 Clemens	Clemens	11 Menas	
F	24 Chrysogen	Joh. †	12 Joh. A.	
S	25 Katharina	Katharina	13 Joh. Chrys.	
S	26 27. Trinit.	28. S. n. Pf.	14 S. Philipp	Phil. Fast.
M	27 Günther	Virgilius	15 Gurias A.	
D	28 Rufus	Sosthenes	16 Matthäus	
M	29 Walther	Saturnin	17 Gregor. N.	
D	30 Andreas	Andreas	18 Plato	

	Tags Anf.		T. Länge.		☉ schein.		Die ☉ tritt
1	6 U.	31 m.	10 st.	58 m.	9 st.	30 m.	in den ♐
10	6	43	10	34	9	2	den 23. um
20	6	58	10	4	8	28	4 U. 5 M.
30	7	9	9	42	8	4	Morgens.

Leipziger

Taschenbuch

für

Frauenzimmer

zum

Nutzen und Vergnügen

auf das Jahr 1796.

Mit Kupfern.

Leipzig,
bey Adam Friedrich Böhme.

a
16 1 11

Inhalt.

Seite.

I. Auswahl von Gedichten. 1

II. Kleine Erzählungen.

Elizene. 40

Achmet der Dritte. 94

Charlotte Wellneck. 153

III. Staatengeschichte.

Einige Bruchstücke über die Schweiz und ihre Einwohner 243

IV. Naturgeschichte.

Ueber die Krabben und Krebse. 251

Der Lori 257

V. Wirthschaftliches Vademecum

1) Wie probiert man die Farben der Tücher und Zeuge, ob sie ächt sind oder verschießen? 259

2) Wasser und Wachs in einigen Minuten zu vereinigen, daß es eine Masse wird, die zum Bohnen außerordentlich dienlich ist. 260

3) Gold und Silber aus alten Tressen zu scheiden. 261

4) Der Essig darf nicht in irdenen verglasurten Töpfen aufbehalten werden. 261

5) Mit-

Sei

5) Mittel wider den Roſt. 26

6) Verwahrungsmittel wider die Feuchtigkeit getünchter Wände. 26

7) Mittel, wie man den Flachs verſteinern kann. 25

8) Die Gallerte aus Krebſen. 26

VI. Der ökonomiſchen Hefte Neuntes.

Fortſetzung des ländlichen Gartenbaus.

Ueber die Pflanzung der Erdbeeren. 267

VII. Diätetik.

Vom Huſten und Schnupfen. 270

VIII. Franz Ehrenbergs Reden über die körperliche Erziehung.

Dreyzehnte Rede. Die Reinlichkeit iſt das beſte Mittel, die Geſundheit der Kinder zu befördern. 276

IX. Kleine Fragmente für die Toilette.

Vom Färben der Haare. 282

X. Briefwechſel. 287

XI. Scenen aus der Familie Ehrenberg.

Charlotte Bennderf. 292

Amalie Trumemann. 300

Es ſey mir erlaubt, bey der dreyzehnten Fortſetzung des Taſchenbuchs für Frauenzimmer einige nothwendige Worte zu erinnern. Die erſtere der kleinen Erzählungen Elizene rührt vom Herrn Carl Große her, der ſie, ohne jedoch etwas dabey zu erinnern, aus dem Decameron françois par M. d' Uſſieux überſetzt hat. Sie war die erſte Urſache, woraus meine Erzählung Achmet III. entſtand, und wurde aus dieſem Grunde hier aufgenommen. Die Sittengeſchichte der Schweiz konnte nicht ganz geliefert werden, weil dieſer Aufſatz zu lang war, und hier am füglichſten abgebrochen werden konnte. Eine gleiche Urſache waltete bey dem Aufſatz über die Naturgeſchichte vor. Den Artikel: über Maskerade ꝛc. habe ich ganz entfernt, weil einige würdige Leſerinnen mich verſicherten, daß ihnen Aufſätze über die practiſche Moral lieber und nützlicher wären. Ich hörte, daß der größere Theil eben ſo denken ſoll, und ich freue mich jedes Winks, der zur Vervollkommnung dieſes Büchelchens beytragen kann. Dafür

werde

werde ich im nächsten Bändchen die Freuden der gesellschaftlichen Zirkel zu vermehren suchen, und für unterhaltende, jetzt noch unbekannte, angenehme Spiele sorgen, da das Taschenbuch zu einer Zeit erscheint, wo oft die launigsten Menschen Langeweile zu haben pflegen.

Dem Recensenten meines letztern Taschenbuchs in der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung danke ich, und versichere, daß die beyden Blätter, die in jenem Calender mit keinem Namen bezeichnet sind, vom Herrn Chodowiecky dem Vater herrühren, so wie auch einige des vorliegenden Taschenbuchs, worunter sein Name zu finden ist. Der Kupferdrucker hat nichts verdorben daben. Hoffentlich wird man es an den vortrefflichen Blättern des Herrn D. Berger wahrnehmen, wie er sich um unsern gemeinschaftlichen Freund Herrn Schubert, einen der jetztlebenden vorzüglichsten Zeichner Deutschlands, auch diesesmahl recht sehr verdient gemacht hat. Beyde würdige Künstler werden für den Fleiß ihrer Arbeiten den lautesten Dank erndten. Im Monat September 1795.

Franz Ehrenberg.

Auswahl von Gedichten.

Freuden der Menschheit.

Voll Andacht will ich nieder sinken,
Und jauchzen, Brüder! daß ihr seyd;
O laßt den Freudenkelch uns trinken,
Den uns die höchste Liebe beut.
Wir sind, o laßt die Händ' uns falten,
Wir sind, o laßt den Vater walten,
Der uns für Erdenseligkeit,
Für ew'ge Wonnen segnend weyht.

Er weyht durch irdisches Entzücken
Für das, was ewig lebt, und stillt,
Und läßt uns ahndend schon erblicken,
Was unser Herz einst ganz erfüllt.
Wir harren hier in heil'gen Hallen,
O laßt uns auf die Knice fallen,
Und froh zum Heiligthume nahn,
In dessen Nähe wir schon stehn.

Mit Inbrunſt will ich an dir hangen,
In dir erſpähn des Schöpfers Spur,
Mit Kindesliebe dich umfangen,
O wunderherrliche Natur!
Auf! laßt den großen Vater oben,
O laſſet Brüder! uns ihn loben!
Wie ſchön iſt dieſe Welt! wie ſchön!
Durch welche wir zum Vater gehn.

Des Winters Schner, des Gartens Kränze,
Des Morgens und des Abends Glut,
Der Heerden Schaar, der Mücken Tänze,
Der Fiſche Heer in dunkler Flut;
Des lauen Weſtes weiche Flügel,
Das Nebelblau der fernen Hügel,
Und was wir fühlen, was wir ſehn,
Erziehet uns für rein're Höhn.

Im kühlen Schatten dichter Wälder
In Philomelens Frühlingsgruß,
Im Lerchenwirbeln durch die Felder,
Im Silberbach, im ſtolzen Fluß,
Im Regenguß aus ſchwarzen Wettern
Im Blitzesſtrahl, im Donnerſchmettern,
In Allem regt des Schöpfers Wehn
Ein Auf zum Flug auf rein're Höhn.

Umflüſtern mich des Sommers Haine,
Mit ſanften Aerndtemelodeyn,
Dann jauchzet alles um mich Pſaline,
Dann ſind der Erde Schätze mein.

Durch

Durch Sonnenglanz und Blumendüfte,
Entschwebt mein Geist in höhre Lüfte:
Was bös und irdisch ist, gefällt,
Ich wandle schon in jener Welt.

Ich wandle heiter unter Sternen
Und jeder Schleier hebet sich;
Wie Schritte meß' ich Sonnenfernen,
Und Weltsystem umkreisen mich.
Wie schwimm ich hin in ihrem Glanze,
Wie schweb' ich hin in ihrem Tanze,
Wie jauchz' ich, ihren Pfad zu sehn,
Wie wähn' ich, selig zu vergehn!

Ich will mit Seligkeit versinken
In meines Daseyns Seligkeit,
Und leer den Freudenbecher trinken,
Wodurch uns Gott zum Himmel weiht.
Ach, welche Wonne ist uns gegeben,
In jedes Gliedes regem Leben,
In jeder edeln Geisteskraft,
Im weiten Reich der Wissenschaft!

Hier liegt, was Menschen dachten, fanden,
Was durch der Menschheit Macht geschah,
Wie Völker kamen, Völker schwanden,
Enthüllt vor unsern Blicken da.
Hier weinen Augen vor Entzücken,
Die bald nur ahnden, bald erblicken,
Wodurch der Sonnen Heere glühn
Und zarte Wiesenblumen blühn.

Hier schwingt der Geist sich aus den Schranken,
In welchen Zeit und Raum ihn hält,
In die Gebiete der Gedanken,
Und ist, und schafft sich seine Welt.
Hier sieht er, was kein Auge findet;
Hier mißt er, was kein Wurf ergründet,
Und webt in Recht, Gesetz und Pflicht,
Und schaffet und genießet Licht.

Hier schließt er sich und die Gefühle
Von seinem Werth der Gottheit an,
Bestimmt Vollkommenheit zum Ziele
Und wählt Unendlichkeit zur Bahn.
Und was er denkt und fühlt und findet,
Belebt, und schmücket, und verkündet
Die Gab' aus Gottes hoher Gunst,
Des Redens und des Dichtens Kunst.

Was kann sich ihrer Kraft entwinden?
Sie fasset alles — Alles? Nein!
Sie kanns nicht fassen, nicht verkünden,
Wie Menschen sich als Menschen freun.
Beseelet Dichter! eure Leyer,
Ihr singet nie das heilge Feuer,
Das in der Freundschaft Tempel steigt
Und in die reinste Höhe reicht.

Ertön', o Lied! im Ton der Flöten,
Und schweb' in süßer Melodie,
Wie Westeshauch auf Blumenbeeten,
Du sprichst der Liebe Wonnen nie.

O Lieb'

O lieb', an deine Bruſt geſunken,
Von deinem Zauberbecher trunken,
Nenn' ich den ganzen Welthau mein,
Und gegen Liebe — dennoch klein!

Ich will euch freudig alles geben,
O Menſchen, o wie lieb' ich euch!
Ich habe Liebe noch, und Leben,
Nehmt alles hin, ich bleibe reich.
Die Liebe bleibt, die Welten ſpendet
Und alles ſchmücket und vollendet,
Von Welten kühn zu Welten ſteigt
Und Welten ſelig überfleugt.

Ich möcht' euch alle gern beglücken,
O Menſchen, o wie lieb' ich euch!
O fühlt der reinen Lieb' Entzücken,
O liebet, liebt und werdet reich!
Vom Himmel ſtieg die Liebe nieder,
Zum Himmel führt die Liebe wieder,
Und ſchaut auf alles hoch herab,
Und meynt zu nehmen, wenn ſie gab.

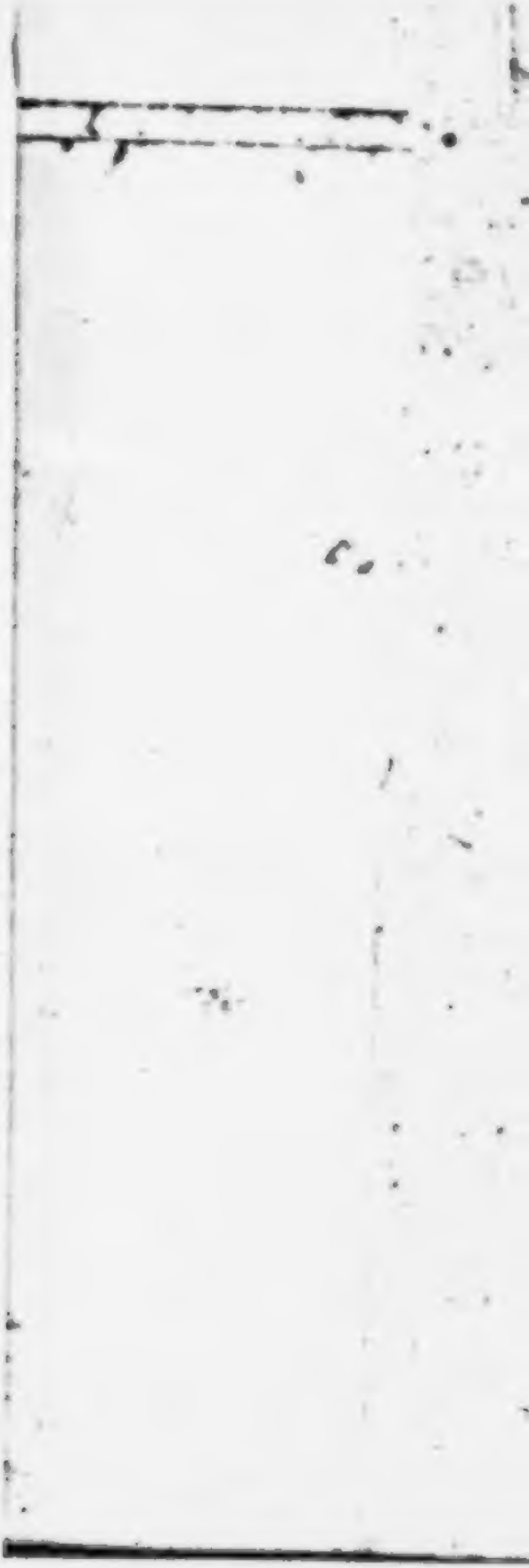
Im Geben nimmt ſie, theilt Gefühle,
Gedanken, Vorſatz, Wunſch und Traum,
Sie theilet Scherzen, Arbeit, Spiele,
Die Blüten von dem Frühlingsbaum,
Die Blumen, die bethaut ſich neigen,
Die junge Frucht von blanken Zweigen,
Der Freuden und des Harms Pokal,
Und dieſes Lebens Abſchiedsmahl.

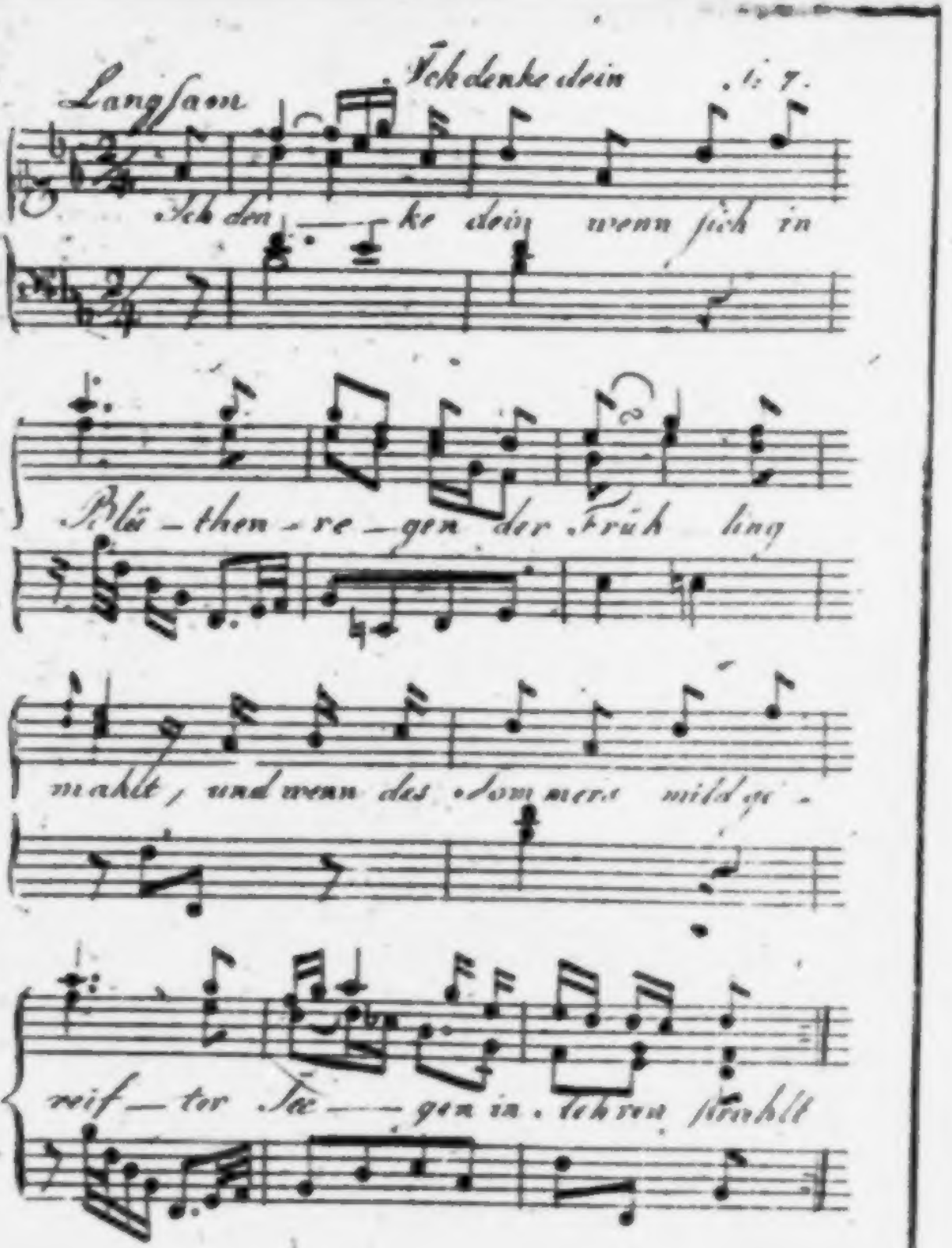
Ach! reine Liebe führt nach Eden
Mit ewgen Rosen in dem Haar,
Sie weckt für reines Schöne jeden,
Und schmücket knieend den Altar
Der Tugend mit der Freude Kränzen;
Es strahlt des Alters helles Glänzen
Von ihren Wangen, ihrem Blick,
Und ganzem Wesen mild zurück.

O Heil der Freude! Heil! die Tugend
Begleitet, schützt und bildet sie,
Sie schmelzet Freundschaft, Lieb' und Jugend,
Und Geist und Herz in Harmonie,
Sie reißt empor aus Finsternissen,
Erzieht zu himmlischen Genüssen,
Macht uns zum Himmel schon die Welt,
Sie winkt – und jede Hülle fällt.

Dann sehn wir vor uns die Gefilde,
Wo rein der Wahrheit Flamme glüht,
Wo sich des Seelenfriedens Milde
Verklärt, und ew'ge Schönheit blüht;
Wo Gutes herrscht und Tugend thronet,
Befriedigt sich, durch sich belohnet,
Wo Geist und Herz sich ganz genießt
Und in Entzückungen zerfließt.

O laßt uns auf die Kniee sinken!
Gottlob, ich bin! Gottlob! ihr seyd!
Laßt uns den Freudenbecher trinken,
Den uns die höchste Liebe beut.





Langsam

Ich denke dein

N: 7.

Ich den — ke dein wenn sich in

Blü — then — re — gen der Früh ling

mahlt, und wenn des Sommers mild ge -

reif — ter See — gen in Aehren strahlt

Wir sind! Wir sind! Von Wonne trunken
In heil'ger Andacht tief versunken,
Erahnden wir' die Seligkeit,
Für welch' uns Erdenfreude weiht.

Ich denke dein.

Ich denke dein, wenn sich im Blütenregen
Der Frühling mahlt,
Und wenn des Sommers mildgereifter Segen
In Aehren strahlt.

Ich denke dein, wenn sich das Weltmeer tönend
Gen Himmel hebt,
Und vor der Wogen Wuth das Ufer stöhnend
Zurücke bebt.

Ich denke dein, wenn sich der Abend röthend
Im Hain verliert,
Und Philomelens Klage leise flötend
Die Seele rührt.

Beym trüben Lampenschein im bittern Leiden
Gedacht ich dein,
Die bange Seele flehte, nah' am Scheiden:
Gedenke mein!

Ich denke dein, bis wehende Cypressen
Mein Grab umziehn,
Und selbst in Tempe's Hain soll unvergessen
Dein Nahme blühn.

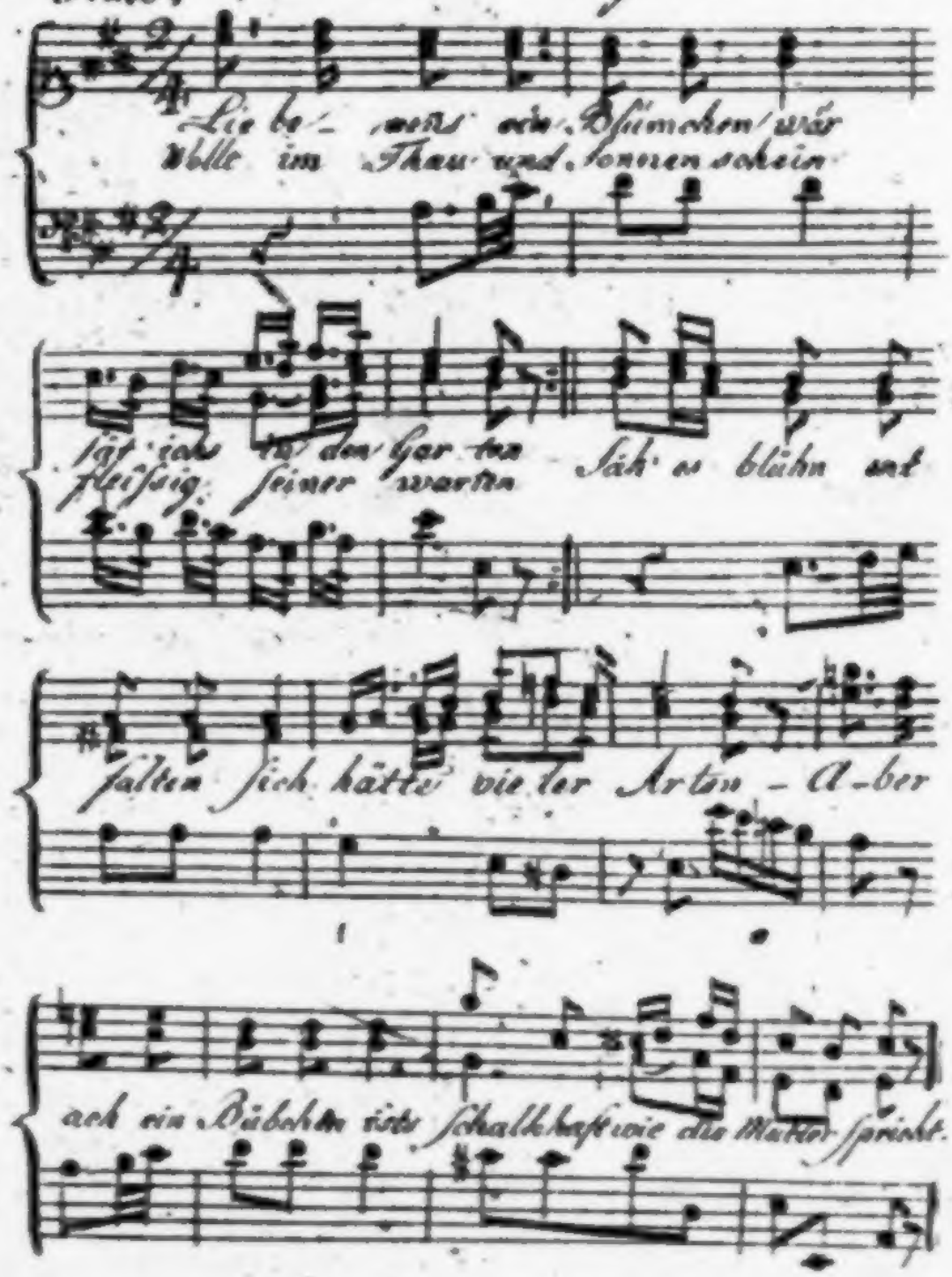
Das Mädchen im Garten.

Liebe — wenn's ein Blümchen wär',
Sät' ichs in den Garten,
Wollt' im Thau und Sonnenschein
Fleißig seiner warten;
Säh' es blühn, entfalten sich,
Hätte vieler Arten, —
Aber ach! ein Bübchen ist's,
Schalkhaft wie die Mutter spricht.

Liebe — wenns ein Blümchen wär',
Hätt's auch helle Farben;
Weiß und roth — Ein Blümchen so
Sanftgemischter Farben
Hier am Busen — könnte mir's
Mutter wohl verargen?
Aber, ach, ein Bübchen ist's
Flatterhaft und trügerisch.

Oder wenn's ein Bäumchen wär',
Würd's am Hügel blühen;
Hätt's auch Dörnchen, würd' ichs doch
Hoch und schattig ziehen,
Und bey schwüler Sommerluft
Mich darunter kühlen —
Ach, die Flammen in der Hand
Senge das Bübchen mir das Land.

Nro 1 Das Mädchen im Garten N: 8.



Beym Aufgang der Sonne.

Alles ſchweiget rings um mich,
Auch kein Lüftchen regt ſich;
Nur der ferne Waſſerfall,
Und des Kukuks Wiederhall,
Und der wachen Lerche Schall,
Und das Lied der Nachtigall
Preiſen, freudenvoll, wie ich,
Großer Schönheitsſpender! dich.

Balſamreicher Blütenduft
Schwängert ſchon die Morgenluft.
Timian auf dieſer Höh',
Dort der dunkle Wieſenklee,
Und des Kümmels Blütenſchnee
An dem himmelblauen See,
Bringen, eh' der Tag ſie ruft,
Ihrem Schöpfer Opferduft.

Roſenroth und jugendlich
Schmückt indeß Aurora ſich;
Auf des Meeres Wechſelfluth
Die, von ihr beſänftigt, ruht
Wanket ihres Purpurs Gluth
Jetzt bekümmert, jetzt voll Muth
Hofft ſie, ſeit die Nacht entflieht,
Sonne, Weltengeiſt! auf dich.

Ach, du nahest! Goldner Glanz
Färbt Aurorens Scheitelkranz,
Ihre Angst um dich entflieht,
Ihre holde Wange blüht,
Und ihr Feuerauge glüht
Schöner, da sie dich ersieht.
Du entsteigst dem Wogentanz,
Königin! Ich fühl' es ganz.

Ja, du bist's! dein Strahlenblick
Scheucht den Schlaf der Welt zurück.
Alles Hehre! feyert dir;
Jedes Wesen fühlt mit mir,
Fühlt in deiner Größ' und Zier
Unser Aller Schöpfer hier.
Schöpfer! nimm den Thränenblick
Hin zum Dank für all' das Glück.

An den Monat Julius.

Unzählig oft hat man vom Mai geleiert,
Den Geistern von Geschmack zum Ueberdruß;
Doch deinen Ruhm, du schöner Julius!
Hat keiner noch, so viel ich weiß, gefeiert.
So wag' ichs denn, und singe laut dein Lob,
Und stimme gleich der Stutzer May darob.

Ein

Sein Veilchenbeet, gerühmt von allen Barden,
Ha! wer erhebt's, verkannter Julius,
Wohl über Liljen und Konvolvulus?
Und span'sche Wick' und Nelk' und Spikanarden,
Wohl über Kaiserkron' und Rosenstrauch,
Die später blühn an deinem warmen Hauch?

Zwar bläht der Mai sich mit dem Blütenbaume,
Der kurze Lust doch nur dem Auge schafft:
O Julius! durch deines Athems Kraft
Reift für den Gaumen Kirsche, Birn und Pflaume!
In Wald und Garten, rings auf Berg und Au
Schenkst du den Kindern Beeren roth und blau.

Was kann der Schwächling Mai zum Mahl bescheeren?
Radieschen und Spinat? Ein dürft'ger Schmaus!
O! mehr als dies, leerst du dein Füllhorn aus,
Gilt ein Gericht von Zuckerschot' und Möhren;
Du spendest Himbeer'n und Melonenfrucht,
Die man umsonst im Frühlingsgarten sucht.

Oft wandelt noch der Mai die Schmeichelweste
In rauhen Wind; oft ist sein Abend kalt,
Daß Kirschenblüt' und Wein verschrumpft, und bald
Das Vögelchen erfriert im osnen Neste.
Bist du erst da, du, immer mild und warm,
Sinkt, was da liebt, sich froher in den Arm.

Ha! wie erquicken deine Abendlüfte,
Wenn Käfer ziehn mit schnurrendem Gesumm!
Wie haucht so süß dein Kapriselaum!

Wie

Wie laben deiner Linden Blütendüfte!
Und o! wie gern ſchlüpft mancher Kranke dann
In's Quellenbad, was er im Mai nicht kann!

Wagt's wo ein Feind dir manches aufzurücken,
Verläumdung iſt's! Vor deiner Sonne Glut
Birgt ſich das ſchöne Weib im Halmenhut;
Wer ſchmählt im Ernſt auf deine muntern Mücken?
Ja, deine Fliegen ſelbſt thun wenig Tort:
Die ſchafft die Fliegenklapp' und Rothbart fort.

Singt denn, ſo lang' ihr wollt, in Meiſterliedern,
Ihr Herrn, von Lenzgefühl und Maigenuß!
Ich rühme dich, mein Liebling Julius!
Du bleibſt mir werth vor allen deinen Brüdern.
Ein Milchbart iſt der Mai; du biſt voll Mark
Und reifer Kraft; ein Mann, geſund und ſtark.

Bertulf und Bertha.

Romanze.

„Ob einer ſchweren Sündenſchuld
Wall' ich zum heilgen Lande,
Will büßen ab, um Gottes Huld,
Im harten Pilgerſtande;
Gehab' dich wohl, mein trautes Kind!“
Spricht Bertulf wehmuthsvoll, und ſinnt
Der bittern Abſchiedszähren
Mit Müh' ſich zu erwehren.

„Be-

„Bewahr, bewahr, o Gott! was treibt
Dich fort von hinnen? Schone,
O schone meiner! ach! wo bleibt
Die Lieb' zu deinem Sohne?
Kaum, daß zu Glück und Wonne band
Zusammen uns des Priesters Hand,
Läßt du Weib, Kind und Güter,
Und kehrst wohl nimmer wieder!"

„Sey sonder Harm, ich kehre ja
Nach einem Jahre wieder;
Gott ist und schützt mich dort, wie da,
Sey du nur treu und bieder!"
Er seufzt; sie aber weint und bringt
Den Knaben, und der Knab' umschlingt
Ihn, Wang' an Wang' zu reiben,
Als fleht er ihn, zu bleiben.

Nun zieht er über Berg und Thal,
Durch Fluß und Meer, und findet
Stets Herberg' und ein sattes Mahl,
Und Angst und Noth verschwindet.
Schon naht er sich dem heilgen Grab,
Wirft schon die Last der Sünden ab,
Als Räuber zu ihm jagen,
Den Pilger niederschlagen;

Und ihn mit über Stock und Stein
Zu ihrem Scherif bringen;
Da muß er unter harter Pein
Im Sclavendienste ringen.

„Hin-

„Hinein zum Stall den Christenhund,
Befahl der Türk', von dieser Stund'!"
Kein Flehen und kein Stöhnen
Vermocht' ihn zu versöhnen.

Derweil saß traurig und allein
Frau Bertha, sah' hernieder
Von ihrer Burg, Jahr aus Jahr ein.
Umsonst! er kommt nicht wieder:
Und ach! ihr Kurt des Vaters Bild,
Mit blauen Augen sanft und mild,
Mit goldnem Lockenhaare
Stirbt ihr im dritten Jahre.

Schon wählet sie das Trauerkleid,
Verzweifelnd seines Lebens;
Es werben Freier weit und breit
Um ihre Gunst vergebens:
Da pochts bey Nacht und Nebelluft,
Ein Pilger „Bertolf grüßt euch" ruft;
„Er ist annoch am Leben;
Den Brief schickt er daneben."

Schnell springt sie auf, fragt heftiglich —
Er spricht: „In fernen Landen
Hielt fest der Sultan ihn und mich
In Ketten und in Banden;
Ich kauft' vom Sclavendienst und Hohn
Mich los um schwere Ranzion;
Mit Ablaß von der Sünde
Eil' ich zu Weib' und Kinde.

Drauf

Drauf ſah ſie: „Ach, mein liebes Weib!
Mich hält der Heid' gefangen;
Der Arbeit ſchier erliegt mein Leib,
Harm furchet Stirn und Wangen.
O komm'! erweich' des Heiden Sinn,
Werf dich zu ſeinen Füßen hin;
Durch ein paar Perlenthränen
Läßt ſich ſein Grimm verſöhnen!“

Raſch war gefaßt Frau Berthas Schluß;
Doch ruft ſie ihren Räthen:
„Soll ich wohl an des Sultans Fuß
Mir meinen Herrn erbethen?
Groß iſt die Lieb' zu meinem Herrn,
Stürb' ich für ihn, ich ſtürbe gern.“
Doch keinem unter allen
Will dieſer Spruch gefallen.

„Ihr reizet nur des Sultans Bruſt
Durch eure ſchönen Zähren;
Ja! übt er Schmach und ſchnöde Luſt,
So mag's ihm niemand wehren.“
Sie fühlts; doch ſchlau durch Frauenliſt,
Entſchließt ſie ſich in kurzer Friſt,
Trotz Fährlichkeit und Mühen
Ganz heimlich fort zu ziehen.

Mit Schminke und Bart und unterm Arm
Mit einer Laute, beginnet
Sie ihren Lauf ganz ſonder Harm;
Und Koſt und Mahl gewinnet

Sie

Gar leicht ihr heldes Saitenſpiel:
Wie einſt durch Eſther Haman fiel,
Und Judiths Heldenthaten,
Dem Feind zu Schimpf und Schaden.

Zuletzt langt ſie am Hofe an,
Doch nicht zu Troſt und Freude:
Denn Jammer decket ihren Mann
Im Sclaven-Lumpenkleide;
Er zieht am Pflug den ganzen Tag,
Ach! unter ſchwerem Peitſchenſchlag,
Bedeckt mit Schmutz und Schweiße,
Mit Hundebrod zur Speiſe.

Sie kennt am blauen Augenpaar,
Am goldnen Haar ihn wieder,
So trüb' und feucht das Auge war,
So matt die ſchlanken Glieder:
Das ging ihr durch die Seele durch;
Sie eilt ſchnell zu des Sultans Burg,
Mit lieblich ſüßen Weiſen
Den Barbar hinzureißen.

Es iſt ein ſchönes Blümelein,
Verpflanzt vom Paradeiſe,
Heißt Liebe; wer es pfleget fein
Gewinnt zur Pilgerreiſe
Hienieden einen Talismann
Daß Unbild ihn nicht treffen kann;
Drum ich vor Wurm und Diebe
Bewahr' das Blümlein Liebe.

„Wenn's Aug' ins Aug' des Liebchens blickt,
Entzückts zum Paradeise:
Wenn Lipp' auf Lipp' sich drängig drückt,
Da labt's, wie Mannaspeise;
Raubt Unglück weit das Liebchen fort,
Bringt's flugs an den geliebten Ort;
Drum ich vor Wurm und Diebe
Bewahr das Blümlein Liebe."

„Hold ist das Blümlein, hold und fein;
Es bracht's vom Paradeise
Ein Engel, schön, wie Morgenschein,
Für uns im Lebensschweiße,
Zur kühlen Labung für das Herz,
Zur Panacee in Harm und Schmerz;
Drum ich vor Wurm und Diebe,
Bewahr' das Blümlein Liebe."

So sang sie und die Saite tönt
Mit Einklang zu der Stimme:
Der Sultan staunt und Freude krönt
Die Stirn, statt Trotz und Grimme.
Er sprach: „Du seyst mein Lautenist,
Seyst gleich ein Fränke, seyst ein Christ;
Schön ist und ohne Zagen
Und edel dein Betragen."

„Ihr habt ja Macht durch Werk und That,
Mir andre Huld zu zeigen;
Ich darf nicht weilen; find' ich Gnad',
So will ich's nicht verschweigen:

Weit iſt und wild durch Wüſt' und Sand
Mein Pilgerweg ins Vaterland;
Von eurem Troß und Leuten
Möcht' einer mich geleiten."

„Führt, ſprach er, mir die Sklaven vor!
Du magſt dir einen kieſen."
„Der, ſprach ſie, raget hoch hervor,
Scheint ſtramm an Händ' und Füßen;
Den gebt mir mit dem blonden Haar!"
Er gab ihr ihren Liebling dar;
Drauf führt mit Herzensfreude
Sie mit ſich fort die Beute.

„Wie iſt mir? Iſt es Wahn und Traum?"
Dacht' Bertulf, frey von Ketten;
Ich trau' ja meinen Sinnen kaum,
Ein Engel muß mich retten.
Ach! würdig iſt mein Auge nicht
Zu ſchauen ihm ins Angeſicht:
Drum kehrt von meinem Blicke
Er ſich wohl ſo zurücke."

So ziehen ſie zur Heimath fort:
„Siehſt dort in ferner Weite,
Sprach jetzt ſie, deine Thürme dort?
Hier endet mein Geleite."
Er ſtaunt, fort iſt der Lauteniſt;
Nun lobt er an zu jeder Friſt
Durch Allmoſ und Kaſteyen
Gott ſeinen Dank zu weihen.

Er kommt zur Burg, im kaltem Gefühl
Und Wehmuth tief verlohren;
Doch wartet sein des Jammers viel;
Er scheint zum Schmerz erkohren.
Fort ist Frau Bertha, todt sein Kind —
Kein Trost und keine Thräne rinnt;
Starrsuchend ohne Seele
Irrt er durch alle Säle.

Auf einmal kommt der Lanteniſt,
Will mildern seine Leiden:
„Harm ist das Loos zu dieser Frist,
Dort oben nur giebts Freuden!“
Er horchet, tief gebeugt das Haupt,
Wie Wald und Busch vom Sturm entlaubt;
Jetzt blickt er einmal heiter
Zum Retter und Begleiter.

Und sieh, da steht Frau Bertha da!
Fort ist Bart, Schminke und Lener.
„Ach! wärst du Bertha? — ja, bist's ja!
O Gott! du mein Begleiter!
Mein Engel! o komm her zu mir;
O, nichts als Lieb' hab' ich dafür!
O Weib, in Freud' und Leide
Nichts trennet mehr uns beide!“

An die Schamhaftigkeit.

O Scham, die mit der Reinheit
Der edle Stolz gezeugt,
Du, von der besten Mutter
Zur Grazie gesäugt!
Du süßes Bild der Blume,
Die, nur vom West geküßt,
Der Neugier raschem-Finger
Die zarte Brust verschließt!

Ach würdig dich besingen,
Geliebte der Natur!
Kann nur der Fleckenreine,
Des Himmels Seraph nur!
Drum zürne nicht dem Liede,
Das schwach von dir erklingt,
Und sich zu deinen Höhen
Vom Staub empor sich schwingt!

Als vor der Wesen Mutter
Im rosigen Gewand,
Kaum ihrer Hand entschwebet,
Die junge Schönheit stand;
Da sprach zu dir vom Throne
Die schaffende Natur:
„Mein Meisterwerk vollenden
Kann keine Zartheit nur!“

Jetzt küßtest du, als Schwester,
Gehorsam dem Gebot,
Ihr auf die Lilienwange
Ein sanftes Abendrot.
Da stand sie nun die Göttin
In herrlicher Gestalt —
Im Purpurlicht vollendet,
Das ihre Wang' umstrahlt.

Mit ihr, und mit der Tugend
In süßer Harmonie,
Durchwallst du nun die Erde,
Unsterblich, so wie sie!
Die Wunder, so du thatest
Mit deinem Schwesterpaar,
Verkünden hohe Lieder
Der edlen Bardenschaar.

Auf deiner Stirne thronet
Der Würde Zauberkraft;
Scheu bebt vor dir zurücke
Die wilde Leidenschaft.
Es rasten ihre Stürme
Im Frühlingssonnenlicht,
Das sanft und Ruh' verbreitend
Aus deinem Auge bricht.

Du blickest gleich bescheiden,
Gleich froh umher und mild,
Ob offen strahlt dein Antlitz,
Ob es dein Flor umhüllt;

Es liest aus deinem Blicke,
Wer deinen Schleier lüftet,
Daß an die ganze Schöpfung
Dich Gottes Friede knüpft.

Ernst schauest du den Frevler,
Den Edeln segnend an;
Du lächelst wie die Güte,
Und zürnest wie ein Mann;
Dir wohnt in Einem Busen
Der kühne Heldenmuth,
Der Brutus und Katone,
Und sanfte Liebesglut.

Du leihst des Mädchens Arme,
Mit dem ein Frevler ringt,
Oft Ajax Heldenstärke,
Die keine Wuth bezwingt.
Du stähltest einst die Rechte
Der Gattin Kollatins,
Als sie ihr Dolch entrissen
Den Schändungen Tarquins.

Du wachst, wenn um die Tochter,
Die unter Blumen ruht,
Sich die Verführung windet,
Der Hölle Wurmbrut;
Du lenkst den gift'gen Stachel
Von ihrem Herzen ab,
Und streckst mit Herkulskühnheit
Die Mörderin in's Grab.

Du hältst selbst dem Tyrannen,
Der — Tod der Unschuld schwer,
Den Spiegel deiner Reinheit
In trunknen Stunden vor,
Daß er vor seines Bildes
Entmenschung jach erschrecke,
Und thierisches Verlangen
In seiner Brust ersticke.

O nie ist rührend schöner,
Nie himmlischer dein Bild,
Als wenn um die Gefall'ne
Der Zähren thau entquillt;
Nie heldet dein Erröthen,
Als wenn die Edelthat,
Von dir vollbracht im Stillen,
Der Dank entschleiert hat.

Du wandelst gern durch Auen,
Wo Frühlingsschöne blüht,
Wo vor des Grabes Stille
Schamlose Frechheit flieht;
Nie weilest du im Saale,
Voll bunter Mummerei'n,
Wo zügellose Freuden
Dich, Göttliche, entweihn;

Wo rasch, gleich Wirbelwinden,
Gleich fliegend, gleich besiegt
Der Jüngling mit dem Mädchen
In Taumelkreisen fliegt;

Wo Bruſt an Bruſt, und Wange
An Wange pocht und glüht,
Und jedes Auge Funken,
Der Lüſternheit verſprüht.

O wehe, weh' der Liebe,
Die jemals von dir ſchied!
Ach! bald wird ſie zur Thörin,
Von roher Brunſt durchglüht,
Zur raſenden Mänade,
Die nur der Zote lauſcht
Und ſich mit wilden Scythen
Im Wolluſtgeiſt berauſcht.

Mit dir allein im Bunde
Schafft Liebe magiſch um
Den Sterblichen die Erde
In ein Elyſium.
Dein zarter Sinn vergeiſtigt
Durch Platons Hochgefühl,
Durch Ehrfurcht vor dem Menſchen
Cytherens Sinnenſpiel.

O wohl der Erdentochter,
Der holden Charitin,
Die, Göttin! du erleſen
Zu deiner Lieblingin!
Ihr huldigen die Herzen,
Wenn mit der Majeſtät
Der Tugend ſie im Kreiſe
Beſcheid'ner Männer ſteht!

O mehr, als wohl, dem Jüngling!
Den ſie vor allen liebe,
Dem ſie ein Bild hienieden
Vom Glück der Engel giebt!
O himmliſchſchöne Scene,
Wenn ſie durch Thrän' erweicht,
Ihr Lie nun ſanft erröthend
In ſeinem Ziehen neigt!

Wenn ſie kaum durch ein Lächeln,
Das ihren Reiz erhöht,
Durch halbe, ſcheue Blicke
Den innern Drang verräth;
Und, ähnlich dem Geſäuſel
Des Weſts im Blumenbeet,
Ihr Liſpeln endlich leiſe
Die Liebe ganz geſteht!

Wo ihre Schwüre Zähren,
Iſt keines Lauſchers Spur;
Auf ihre Freuden blicken
Des Himmels Sterne nur.
Es ſaugt mit ihren Küſſen,
Gleich ihrem Herzen rein,
Nur Durſt nach Edelthaten
Der Hochbeglückte ein.

Sie kämpft, die junge Heldin,
Den Kampf der Leidenſchaft,
Bis ſie ermattet wanket
Am Ziel der Menſchenkraft;

Dort bringt sie überwunden
Von dir, o Liebe! nur,
Und unter heißen Thränen
Ihr Opfer der — Natur.

Die Unschuld,
ein Familiengesang.

Chor der Aeltern und Freunde.

Die Unschuld ist ein größrer Schatz,
Als Perlen, Gold und Seide:
Für Reichthum selbst ist sie Ersatz,
Ist Schmuck im schlichten Kleide.
Heil, Heil euch, Mädchen, habt ihr sie
Sie macht euch froh, sie reut euch nie,
Sie gibt euch Werth im Himmel.

Vater.

Ein zart Gebild'
Aus Gottes Hand
Ist Unschuld rein und schön;
Was zärtlich ist,
Wird leicht verletzt,
Und schwer ersetzt.
Ihr Töchter, wacht,
Daß unverletzt
Die Unschuld stets euch bleibe!

Mut-

Mutter.

Ein werth Geſchenk
Aus Gottes Hand
Iſt Unſchuld rein und ſchön;
Was köſtlich iſt,
Wird leicht verſcherzt,
Und ſchwer verſchmerzt.
Ihr Töchter, wacht,
Daß unverſcherzt
Die Unſchuld ſtets euch bleibe!

Vater.

Ich zog als Knab'
Ein Lamm mir auf,
Das Lamm war meine Freude;
Es aß und trank
Aus meiner Hand,
Ich führt es ſelbſt zur Weide;
Doch ich vergaß
Am Abend einſt
Es unter Dach zu ſchließen:
Und als ich aus
Am Morgen kam,
Da war mein Lamm zerriſſen.

Chor der Knaben.

O weh! das Lamm zerriſſen!

Chor der Aeltern.

Ihr Töchter, wacht,
Daß unverletzt,
Die Unſchuld ſtets euch bleibe!

Chor der Knaben.

Ihr Schwestern, wacht,
Daß unverletzt
Die Unschuld stets euch bleibe!

Mutter.

Ich nährt' als Kind
Ein buntes Huhn:
Das Huhn war halb mein Leben:
Ich ließ ihm Milch,
Ich ließ ihm Brod
Und Ey und Nesseln geben;
Doch Abends hatt'
Ichs einst im Stall
Bey offner Thür vergessen:
Und als ichs drauf
Am Morgen fand,
Da war mein Huhn zerfressen.

Chor der kleinen Mädchen.

O weh! das Huhn zerfressen!

Chor der Aeltern.

Ihr Töchter, wacht,
Daß unverletzt
Die Unschuld stets euch bleibe!

Chor der kleinen Mädchen.

Ihr Schwestern, wacht,
Daß unverletzt
Die Unschuld stets euch bleibe!

Vater.

Ich hatt' als Knab'
Ein ſchlankes Rohr:
Das Rohr war mein Vergnügen.
Es ging mit mir,
Es ſtand bey mir,
Es mußte bey mir liegen;
Doch einſt hatt' ich
Aus Unbedacht
Mich ſchnell damit verkrochen,
Und als hervor
Ich wieder ſprang,
Da war mein Rohr zerbrochen.

Chor der Knaben.

O weh! das Rohr zerbrochen!

Chor der Aeltern.

Ihr Töchter, wacht,
Daß unverſcherzt
Die Unſchuld ſtets euch bleibe!

Chor der Knaben.

Ihr Schweſtern, wacht,
Daß unverſcherzt
Die Unſchuld ſtets euch bleibe!

Mutter.

Ich trug als Kind
Ein weißes Kleid:
Das Kleid war all' mein Herzen:

Ich schont' es spät,
Ich schont' es früh,
Am Abend wie am Morgen;
Doch haschend lief
Ich einst im Spiel
Damit durch Busch und Hecken:
Und als ichs nach-
Dem Spiel besah,
Da war mein Kleid voll Flecken.

Chor der kleinen Mädchen.

O weh! das Kleid voll Flecken!

Chor der Aeltern.

Ihr Töchter, wacht,
Daß unverscherzt
Die Unschuld stets euch bleibe!

Chor der kleinen Mädchen.

Ihr Schwestern, wacht,
Daß unverscherzt
Die Unschuld stets euch bleibe!

Vater.

Bald ist's geschehen!
Bald ist's versehen!
Ein unbedachter Augenblick
Bringt leichtlich uns um Ruh' und Glück,
Und lässet Reu' und Gram zurück.
Drum wachet über euer Glück!
Wachet, ihr Töchter!
Wachet, ihr Töchter!

Mutter.

Bald iſt's geſchehen!
Bald iſt's verſehen!
Der Leichtſinn beraubt vom Augenblick
Oft Schätzungen, feucht nur Ruh' und Glück,
Und läſſet Reu' und Gram zurück.
Drum wachet über euer Glück!
Wachet, ihr Töchter!
Wachet, ihr Töchter!

Beide.

O wacht, ihr guten Töchter, wacht,
Daß Leichtſinn nicht, nicht Unbedacht
Euch euer Kleinod raube.

Vater.

Ein werth Geſchenk
Aus Gottes Hand
Iſt Unſchuld rein und ſchön.

Mutter.

Ein zart' Gebild'
Aus Gottes Hand
Iſt Unſchuld rein und ſchön.

Vater.

Was köſtlich iſt,
Wird leicht verſcherzt,
Und ſchwer verſchmerzt.

Mutter.

Was zärtlich iſt,
Wird leicht verletzt,
Und ſchwer erſetzt.

Beide.

Ihr Töchter, wacht,
Daß unverſehrt,
Ihr Töchter, wacht,
Daß unverletzt,
Ihr Töchter, wacht,
Daß rein und ſchön
Die Unſchuld ſtets euch bleibe.

Chor der Aeltern und Freunde.

Die Unſchuld iſt ein größrer Schatz,
Als Perlen, Gold und Seide:
Für Reichthum ſelbſt iſt ſie Erſatz,
Iſt Schmuck im ſchlichten Kleide.
Heil! Heil euch, Mädchen, habt ihr ſie:
Sie macht euch froh, ſie reut euch nie,
Sie giebt euch Werth im Himmel.

Grabesphantaſieen.

Alles ſchweigt um mich! Mit ſchwarzem Flügel
Deckt die kalte graufe Mitternacht
Ringsum die bemooßten Todtenhügel;
Nur der Schwermuth finſtre Muſe wacht,

Wan-

Wandelt einsam unter Gräbern; traurig
Hingelehnt an einen Leichenstein,
Klagt sie, und vom Kirchthurm tönt so schaurig
Nur der Pendelschlag der Uhr darein.

Hier, am Grabe, wo mit welkem Kranze
Geister abgeschiedner Freuden stehn,
Wo im Becher, der im goldnen Glanze
Blinkte, wir das Gift am Boden sehn;
Hier verschwinden alle Truggestalten,
Die uns oft getäuscht mit falschem Licht;
Ihre Larve reißt der Tod mit kalten,
Grausen Händen ihnen vom Gesicht.

Trunkener! Du wähnest in des Lebens
Ew'gen Ungewittern Sonnenschein?
Seligkeiten träumst du dir vergebens
In der Freude leicht beschwingten Reih'n!
Hochverrath ist gegen Gottes Schlüsse
Irrdischer Glückseligkeiten Traum!
Ungeheuer, Tod, und Schlangenbisse
Füllen nur der Erde weiten Raum.

Deine höchste Wonn' ist Spinngewebe;
Dein Entzücken Spiel der Phantasey,
Taumel sprudelt aus dem Saft der Rebe,
Aus der Wollust Becher Raserey.
Niemals wohnte wahres Glück auf Erden,
Nattern schlummern in der Freude Schooß.
Ewig klagen und beklaget werden:
Ist der Menschheit allgemeines Loos.

Nimm denn, stilles, kühles Grab, den müden
Erdenwaller hin in deine Ruh!
Ew'ger Krieg ist Leben; sel'gen Frieden
Giebst gequälten Sterblichen nur du!
Hier, vom Weh'n der Geister leis' umflüstert,
Unter Todtenschädeln und Gebein,
Schlaf' ich dann, von deiner Nacht umdüstert,
Auszuruhn von Erdekämpfen, ein.

Hier — doch welcher Strahlenschimmer glänzet
Vom beblümten Hügel dort herab?
Rund die Stirn' mit Paphos Myrth' umkränzet,
Schwebt die Lichtgestalt zu mir ans Grab.
Horch! von ihrer goldnen Leyer schallen
Evans Lieder! Ha! ich kenne sie;
Erato! Süß wie der Nachtigallen
Töne, klingt mir deine Harmonie.

„So lohnst du mir, daß du die Leyer,
„Die du aus meiner Hand empfingst,
„Zu Grabgesängen stimmst, und scheuer
„Nachteulen Todtenlieder singst?
„Dumpf klingt zu Youngs schwermüth'gem Tone
„Mein Saitenspiel in deiner Hand.
„Urania selbst zürnt dem Sohne,
„Daß er zu tief die Saiten spannt.

„Schau' um dich her! — Zur Freude schufen
„Die Götter diese Welt so schön!
„Der Himmel und die Erde rufen
„Dir Freude zu! Im Thal, auf Höh'n
„Hörst

„Hüpft sie durch heerdevolle Triften,
„Singt in der Vögel lautem Chor;
„Summt in der Biene, schwebt in Düften
„Aus Blumenkelchen mild empor.

„Sie wehet dir im kühlen Weste;
„Sie schwellt des Weinstocks Trauben dir;
„Beugt dir im Herbst die schweren Aeste
„Voll Früchte, süß gefüllt von ihr.
„Sie lockt durch fröhliche Schalmeyen
„Dich zu der Schäferinnen Tanz;
„Und alle Freudengötter weihen
„Dir ihren blüthenvollen Kranz.

„Aus ewigreichen Quellen fließen
„Der Schöpfung Wonnen um dich her;
„Sie zu empfinden, zu genießen,
„Gab Zevs dir Sinne, gab die mehr:
„Den Durst, der Freuden Quell' zu trinken!
„Und süße Labung im Genuß!
„Und du, wenn tausend Reize winken,
„Du darbest, arm im Ueberfluß!

„O flieh' der Freudenhasser Lehren!
„Wer die Natur verläßt, hascht Wahn!
„Sie selber führt, dein Glück zu mehren,
„Dich auf der Freude Rosenbahn.
„Drum singe sie in's Herz der Brüder,
„Ein einz'ger froher Augenblick,
„Läßt hinter sich den Prunk der Lieder
„Der Grabesgänger weit zurück!"

Guter Wille.

Auf des Lebens Pilgerreiſe
Geht es oft Berg ab, Berg an.
Freunde, laßt mir meine Weiſe:
Gutes wirken, wo ich kann.

Nicht der Große, nicht der Reiche
Hat dazu mehr Kraft, als ich;
Wenn ich oft die Noth beſchleiche,
Trabt er ſtolz und ritterlich;

Reicht mit ſeiner Handvoll Gulden
Zwar den Armen längres Glück,
Doch es giebt auch kleine Schulden,
Hülfe für den Augenblick!

Und auf Gottes weiter Erde
Sproßt der Hülfe mancherley;
Grade gleich mit der Beſchwerde
Schuf er Linderung dabey.

In dem vollen Heiligthume
Der Natur ſo ſchön geſtellt,
Ward zum Pflücken uns die Blume
Oft der Neſſel beygeſellt.

Wie des Abends ſanfte Kühle
Auf dem heißen Tage weilt,
Wurden ſchlummernde Gefühle
Ausgeweinten mitgetheilt.

Nahm des Kummers rauhe Seite
Schwesterlich die Hoffnung ein,
Wurden schlummernde Gefühle
Ausgeweinten mitgetheilt.

Nahm des Kummers rauhe Seite
Schwesterlich die Hoffnung ein,
Uns in zauberischer Weite
Schlau vom Nahen zu zerstreun.

Alles dieses aufzufassen,
Ward's dem Wollenden gereicht,
Und kein Stündchen zu verprassen,
Ist dem Fleißigen ja leicht.

Leicht dem glücklich Unzerstreuten,
Den nicht Gold ins Weite treibt,
Der sich Freuden zu bereiten
Nah um seine Hütte bleibt.

Kranken Nachbarn Kräuter sammelt,
Müde Reisende erquickt,
Und den Säugling, wenn er stammelt,
Lehrend sich am Busen drückt;

Der mit freundlichen Gebehrden,
Jede kleine Gabe würzt,
Mit dem Lächeln, das auf Erden
Schon den Himmelsweg verkürzt.

Nichts darum von Unvermögen
Von Geschäften; eitler Thor!
Guter Wille wird zum Segen,
Zeit hat, wer sie nicht verlor.

Bigotterie.

Der Mann, der ohne Lebenskraft
Die schönen Erdenfreuden alle
Beschaut, und nicht genießt; und dann mit schwarzer Galle
Sich einen Gott nach seinem Bild erschaft,
Der ward zum eignen Weh', zur Qual der Welt gebohren,
Verfolgt, und wird gebannt, geht zwischen Furcht und List,
Den Menschen fremd für seine Zeit verlohren,
Und stets bedräut von dem, was künftig ist.
Da schmücket sich umsonst des Himmels blaue Ferne;
Denn Sonn' und Mond in ihrer Pracht,
Denn jeder milde Glanz der Sterne
Verkündigt ihm Thrannen Macht.
Unseliger! was hilfts, daß Blumen auferstehn;
Ein Frühlingswind das neue Laub bewegt?
Er wird den Schöpfer nicht, er wird den Richter sehn,
Der ew'gen Tod in Händen trägt.
Ihm nachzueifern, dem Gestrengen,
Beginnt er Grausamkeit, die sich zur Pflicht erhebt,
Und lästert Gott mit Opfern und Gesängen,
Weil er vor Gottes Flüchen bebt.

An die Vernunft.

Höret die Vernunft! sie lehret
Euch des Menschen Werth und Wohl.
Nicht ihr Bild, sie, sie verehret;
Die Vernunft kennt kein Idol.
Sie, die Kraft, die in Euch denket,
Ist der Gottheit reinster Hauch;
Sie hat selbst sie Euch geschenket,
Menschen, darum braucht sie auch.

Sie hilft uns die Wahrheit kennen,
Führt uns auf der Gottheit Spur,
Lehrt ihr reinen Weihrauch brennen
In dem Tempel der Natur.
O Natur! du bist die Leiter,
Die zur Weisheit uns erhebt;
Durch dein Licht wird alles heiter,
Freu't sich alles, was da lebt.

Die Vernunft lehrt uns dich schätzen,
Holde Freyheit! Sie entreißt
Uns der Knechtschaft ehrnen Netzen,
Und veredelt unsern Geist.
Menschen, sagt den Schwärmereyen,
Sagt dem Aberglauben ab!
Laßt euch keinen Wahn entzweyen;
Wahn war stets der Freyheit Grab!

O Vernunft, in deren Strahle
Uns der Eintracht Bild erscheint,
Die uns heut' zum ersten Male
In ein Gotteshaus vereint!
Laß uns jede Tugend üben,
Welche deinen Thron umringt,
Und uns stets als Brüder lieben,
Die der Gleichheit Band umschlingt.

Stürzet ein, ihr Scheidemauern,
Die uns allzulang getrennt!
Ewig soll die Flamme dauern,
Die der ew'gen Wahrheit brennt!
Vater der Natur, wir geben
Uns darauf die Bruderhand,
Stets für die Vernunft zu leben
Und für unser Vaterland.

Kleine Erzählungen.

Elizene.

Das Serail des Großherrn bereitete ſich eben, die ſchönſte Feier des Jahres, das Tulpenfeſt mit aller Pracht des Morgenlandes zu begehen. Alles, was Natur und Kunſt Bezauberndes haben, ſollte ſich vereinigen, den Monarchen zu reihen. In einem Hofe des Pallaſtes mißt man einen neuen Platz ab, um welchen herum ſich lange Gallerieen aus köſtlichem Holze erheben, in einer gewiſſen Weite von Thürmen und Pyramiden unterbrochen, an denen der Meiſel des Bildhauers ſeine ganze Pracht verſchwendet. Vom Fuße der Gallerieen, Thürme und Pyramiden, geht fünf Klafter hoch ein Amphitheater hinan, deſſen Stufen mit unzählbaren Blumentöpfen beſetzt ſind, die mit großen Tulpen gefüllt werden. Dazwiſchen ſtehen große Kryſtalleuchter mit angezündeten Lichtern, deren wankender Schein ſich durch farbichte Glaskugeln bricht, und zahlreiche Chöre von Singvögeln hangen in goldenen Käfichen.

In der Mitte des Platzes ſtehet ein reiches Zelt. Es iſt mit reizenden Sophas angefüllt, und zur Aufnahme des Sultans und ſeiner Favo-

ritimmen beſtimmt. An beyden Seiten deſſelben befinden ſich zwey Tafeln von Porphyr, um auf ihnen die reichen Geſchenke zur Schau auszuſtellen, welche die Bascha's dem Monarchen darbringen. Die Odaliſken verlaſſen haufenweis die Zimmer des Serails, und verbreiten ſich von allen Seiten in den Circus. Nebenbuhlerinnen unter einander, kämpfen ſie um das Herz ihres Monarchen. Sie verſuchen alles, ſein Auge auf ſich zu locken; zärtliche Blicke, verführeriſche Tänze, reizende Spiele, die Harmonie des Geſanges und der Inſtrumente, alles buhlt um ſeine Aufmerkſamkeit.

Eben war der ſchwache Ibrahim, nach ſechsjähriger ſtrenger Gefangenſchaft auf den Thron geſtiegen, auf den ihn die Intriguen ſeiner Mutter Axiane gehoben hatten. Dieſer Prinz, für das Wohl und die Ruhe ſeines Volks ſehr gleichgültig, athmete nichts, als Wolluſt. Wenn er zuweilen aus den Armen ſeiner Buhlerin aufſtarrte, ſo geſchah es nur darum, um ſo ſchneller wieder dahin zu ſinken. Die ehrſüchtige Axiane, anſtatt ihn davon aufzureißen, arbeitete aus allen Kräften daran, ihn nur noch tiefer darein zu begraben. Dem Namen nach Unterthanin, aber wirklich doch Herrſcherin, war der Schatz des Reichs in ihren Händen, und alle Große, entweder durch Dankbarkeit an ſie gewöhnt, oder von Furcht darnieder gedrückt, lagen zu ihren Füßen.

So stand es um den Thron des ottomannischen Reichs, als Elizene, die Tochter des Oberhaupts der Geistlichkeit, von einer ihrer Jugend natürlichen Neugierde angetrieben, ihren Vater dringend bat, sie zum Tulpenfest zu führen. Osmin, so hieß der Mufti, begriff die Gefahr, der sich seine Tochter aussetzen würde, wenn sie vor dem wollüstigen Ibrahim erschiene. Er tadelte ihren unklugen Wunsch, und wollte ihn unbefriediget lassen. Aber seine Weigerungen schreckten Elizenen nicht ab. Sie kannte ihres Vaters nachgiebige Zärtlichkeit. Er hatte nicht lange erst sein geliebtes Weib verlohren, und von vielen Kindern war ihm diese einzige nur übrig geblieben. In ihr vereinigten sich all seine Sorgen und Wünsche, und jedes Gefühl des väterlichen Herzens. Sie kannte daher die schwächste Seite desselben, drang so lang in ihn, wendete alles an, was eine liebe und zärtliche Tochter nur vermag, bis er ihr endlich versprach, ihr das Fest sehen zu lassen.

Elizene erschien. Sie blieb vom Sultan nicht unbemerkt, der niemals so viele Reize in einer Person gesehen zu haben sich einbildete. Seine Blicke schweiften mit ausnehmender Begier nach ihr hin. Die Favoritinnen erblaßten deshalb, und maßen halb vor Scham die Reize des gefallenden Mädchens. Sie zitterten, und sahen schon dem Verlust des Herzens des Sultans entgegen. Ihre Besorgniß stieg noch höher, als der Monarch sich nach dem Namen und der

Familie

Familie dieſes ſchönen Mädchens erkundigte, und zuletzt Osmannen herbeyzurufen befahl.

Bey dieſem Befehle zweifelte der Greis nicht mehr an dem Unglücke, welches er voraus geahndet hatte. „Meine Tochter! meine Tochter!“ rief er ihr entgegen, „deine Unklugheit macht unſer Elend. Der Sultan befiehlt mir, vor Ihn zu erſcheinen; er will gewiß, daß ich dich ſeinen Wünſchen aufopfern ſoll. Ach, ich ſoll dich verlieren! Was bleibt mir zum Troſte meines Alters übrig! Nein, nein, eher will ich ſterben, als mich von dir trennen! Ziehe dich ſo ſchnell als möglich zurück! Ich will alles anwenden, das drohende Unglück von uns wegzulenken.“

Elizene fieng jetzt, wiewohl zu ſpät, an, den Sieg zu bereuen, welchen ihre Hartnäckigkeit über Osmanns kluge Vorſicht davon getragen hatte. „Unvorſichtiges Mädchen!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „ich habe meines Vaters Rath verſchmähet, ohne etwas anders, als die Stimme meiner ſinnloſen Neugierde zu hören. Wie theuer mich dieſer Fehler zu ſtehen kommen kann! O großer Prophet, wende das Unglück, das ich befürchte, von meiner Jugend ab!“ Mit dieſen Worten eilte ſie in das väterliche Haus zurück.

Der Greis erſcheint vor dem Sultan. Mit einer edeln Feſtigkeit wirft er ſich ihm zu Füßen — Der Sultan begegnet ihm wohl, zieht ihn an ſeine Seite zu ſich, und geſtehet ihm die neue Leidenſchaft für ſeine Tochter. „Wie, ruft er

auf,

aus, mein Reich faßte ein solches Wunder von Schönheit, und du entzogst sie so lange meinen Blicken? Europa und Asien beeifern sich, mir Gegenstände von Mustern ausgezeichneter Schönheiten zu geben, und mein Unterthan enthält mir solche neidisch vor? Daß dieser pflichtwidrige Ungehorsam noch heute aufhöre! Entferne dich, und führe deine Tochter hieher, um sie den Händen deines Monarchen zu übergeben. Ich erhebe sie zu der Würde der ersten Sultanin.

Was wollte der kluge Greis antworten? Wird er ihm seine Tochter abtreten? Seine väterliche Zärtlichkeit kann sich nicht zu diesem Opfer entschließen. Der Tag wird der Letzte seines Lebens seyn, wo er dasjenige verliert, was den größten Reiz desselben ausmachte. Die Erhebung seiner Tochter kann ihn nur wenig blenden; denn, kann ein Sultan wohl beständig seyn? ist er nicht heute schon die Schönheit überdrüßig, die er nur erst gestern besiegte? Bey allen diesen Bedenklichkeiten verließ ihn doch seine Klugheit nicht. Seine Verlegenheit verbarg er, und nahm eine freundliche Miene an. Du überhäufest mich und meine Tochter mit zu viel Glück, versetzte Osmann; ist es möglich, daß ihre schwachen Reize einen so gewaltigen Eindruck auf dich machen konnten? Dein Sklav eilt, seiner Tochter die Nachricht von ihrem Triumphe zu bringen, und sie auf das Glück vorzubereiten, womit du sie begnadigen willst. Sie wird erstaunen; vielleicht bedarf ihre natürliche Schüchternheit einiger Aufmun-

munterung, um vor ihrem Gebieter erscheinen zu können. Ich will, sollte sie sich ihrer Unwürdigkeit fühlen, so will ich sie schon leiten und unterstützen. Die Uebergabe eines Herzens sollte immer frey seyn, weil es weit schmeichelhafter ist, solche der Liebe als der Gewalt schuldig zu seyn.

Diese Aeußerung behagte dem Tyrannen. Er glaubte schon im Besitz Elizenens zu seyn. In seiner Seele erwachten neue Empfindungen, und schienen ihm das Leben reizender zu machen.

Indeß überließ sich der Greis allen Schrecknissen seiner Besorgnisse und seines Kummers, welche durch den Zwang in des Monarchen Gegenwart nur noch größer geworden waren. Mit thränenden Augen kehrt er zu seinem Hause zurück, wo ihn die unglückliche Tochter in einer tödlichen Angst erwartet. Sie bemerkt den Schmerz ihres Vaters, erräth seine Ursache, und besorgt doch nach ihm zu fragen. Auch der Greis schweigt beklommen einige Augenblicke lang. Er kennt die Fühlbarkeit seiner Tochter und ihrer Reue, und der Gesinnung ihres Herzens gewiß, sieht er im Voraus ihren Kummer schon ob dem, was er ihr mittheilen muß.

Endlich heftet sie ihre thränenden Blicke auf ihn, und bricht in die mit Seufzern unterbrochne Worte aus: „Das Unglück hat mich also wohl betroffen, das du mir voraus gesagt hast? Ich verdiene es, weil meine Unklugheit deine Rathschläge verwarf.“

„Ja,

„Ja, Tochter, ich bin dem Augenblicke nahe, in dem ich dich verlieren muß, und du bist es, meine Tochter, doch was sage ich? — Nein, ich will dich nicht mehr bekümmern; — der Sultan, von deinen Reizen gerührt, ruft dich in seine Arme. Ich habe eben den Befehl dazu erhalten, dich ihm selbst zuzuführen.

„Und du könntest dich entschließen? — Ach eher das schrecklichste Elend, eher den Tod selbst, als von dir getrennt leben. Niemals sollte ich dich wiedersehen, niemals mit meinen Thränen der Dankbarkeit deine ehrwürdigen Hände benetzen, die mich in meiner Kindheit pflegten? Nein, mein Vater, ich schwöre dir bey allem, was heilig ist, eh' will ich mich selbst tödten, ehe sie mich aus deinen Armen reißen sollen. Wer würde in die Zukunft für dich Sorge tragen? wer dein frommes Alter pflegen? Nein, ich darf dich nicht verlassen."

„Tröste dich, meine Tochter! ich werde dich nicht verlieren. Mein Plan ist, Verzicht auf meine Würde, auf meine Schätze, auf meine Freunde, Verzicht selbst auf Constantinopel zu thun; ich will entfliehen, und eine unbekannte Einöde soll uns verbergen. Lieber will ich mit meiner Tochter im Elend, verachtet, und von der ganzen Welt vergessen, leben, als ohne sie in Wollust und in Ueberfluß mein Daseyn verseufzen. Ich mache sogleich zu unserer Abreise Anstalt, der Himmel lasse sie nur den Augen des Sultans verborgen bleiben. Morgen segelt ein

ein französisches Schiff vor[illegible] ab, ich will den Kapitain bitten, daß er [illegible]nehme.“

Dieser Entwurf verdoppelte des guten Mädchens Besorgnisse nur noch mehr; sie betrachtete mit Schaudern die Lage, wozu sich ihr Vater verurtheilt. Ihre gereizte Einbildungskraft schweifte nach einem weniger gewaltsamen Rettungsmittel umher. Nachdem sie einige Zeit diesen quälenden Gedanken nachgehangen hatte, brach sie zuletzt in diese Worte aus: „Du hast mir so oft gesagt, mein Vater, daß Aixianens Geist ihren Sohn mit unbeschränkter Gewalt beherrsche, und sie oft das Feuer seiner entstandnen Leidenschaft zu dämpfen verstanden habe. Du bist ihr Freund, und ihre gerechte Erkenntlichkeit wird sie unaufhörlich daran erinnern, daß sie der heiligsten Würde, deren erster Diener du bist, die Erhebung ihres Sohnes auf den ottomannischen Thron, schuldig sey. Ohne die Stimme der Religion, welche du zu seinem Vortheile reden, ließest, wäre Ibrahim noch in seinem Kerker begraben, und Aixiane schmachtete noch im freudenlosen Serail. Laß uns in die Arme der Sultanin werfen, ihre Gewalt zu unserm Vortheil erflehen, welche sie oft für Menschen anwendete, denen sie nichts zu verdanken hatte. Vielleicht, von ihrem Ehrgeiz angetrieben, für uns nach Vermögen thätig zu seyn, wird sie alles aufbieten, diese neue Leidenschaft zu mindern, die sie ganz gewiß in die Gefahr versetzen könnte, ihren Einfluß zu verlieren. Sie entfernte zur Zeit immer noch

die

die gefährlichen Schönheiten, von denen sie etwas zu besorgen hatte, und sollten nicht meine wenigen Reize schon ihr nachtheilig seyn können? Ihr, nur ihr will ich mein Schicksal in die Hände geben. Wie froh, wie glücklich wollte ich seyn, wenn eben diese meine Schönheit das Ungewitter wieder weg von meinem Haupte lenkte, welches sie über uns zusammenzog.

Der Mufti erstaunte über den Verstand seiner Tochter. „Mein Kind, sagte er, es war nicht ohne den empfindlichsten Kummer, daß ich zu dem Mittel einer ewigen Verweisung meine Zuflucht nehmen wollte. Aber du giebst mir einen heilsamen Rath. Ich verspreche dir, ich will die Sultanin um ihre Vermittelung bitten. Laß uns hoffen, daß sie uns die Ruhe, welche uns dieser unglückliche Tag geraubt hat, wieder zu geben vermöge.“

Sie überließen sich jetzt beyde der schmeichelhaften Hoffnung eines glücklichen Ausgangs, als eben ein Sclave Arianens zum Greiß ins Haus kam, und ihm den Befehl überbrachte, sich eines wichtigen Geschäfts wegen, sogleich zur Sultanin zu begeben. Die Hoffnungen Osmanns und seiner Tochter giengen aufs neue in eine fürchterliche Ungewißheit über. Er umarmt Elizenen, der Jammer und die Beängstigung, in die er sie versenkt siehet, erhöhen seine väterliche Liebe nur noch, und mit dem bittersten Schmerze windet er sich aus ihren Armen los.

Die Sultanin, die alle Schritte ihres Sohnes genau beobachten ließ, hatte schon von der geheimen Unterredung desselben mit dem Mufti Nachricht erhalten. Einer der von ihr bedungenen Auflaurer hatte ihr des Sultans Befehl, und die Antwort Osmanns wieder erzählt. Die außerordentlichen Reize Elizenens setzten sie in eine gerechte Furcht; sie schien ihren Sturz in der Erhebung dieser jungen Schönheit voraus zu sehen, und wollte daher des Mufti's Gesinnungen über dieses Ereigniß vorherwissen, um ihm im Nothfalle zuvorkommen zu können.

In der Verstellungskunst Meisterin, läßt sie daher in ihrem Aeußern kein Zeichen der Besorgnisse verrathen, die in ihrem Innern wühlen, sondern nimmt eine vertrauliche und freundschaftliche Miene an, welche das menschliche Herz so leicht zum Erguß lenkt. „Jetzt, sagte sie, kann man deiner Tochter Glück wünschen. Ihr Triumph ist vollkommen. Sie steigt zum Range der ersten Sultanin empor. Ihre Schönheit ist dieser Ehre würdig. Ich habe dich rufen lassen, dir meine Freude darüber zu bezeugen. Indeß ist dein Kind der einzige Trost deines Alters; man kennt allgemein deine Liebe zu ihr, als das Muster väterlicher Zärtlichkeit. Wie hast du dich daher so sehr schnell entschlossen, dich von ihr zu trennen? denn man sagt, daß du sie der Leidenschaft meines Sohnes ohne Bedenken zum Opfer darbringen wirst.“

„Ohne

„Ohne Bedenken? erwiederte der Greiß, und gewaltiger Schmerz stand auf seinem Gesichte gezeichnet, ich ohne Bedenken von ihr mich trennen? Und so was kannst du von mir glauben? Bin ich dieses schmerzhaften Opfers fähig, ich, der ich mit des Mädchens Entfernung mein Leben verlieren würde?“

„Was höre ich! Du weigerst dich, die Ehre anzunehmen, zu der man deine Tochter auserwählt hat?“

„Nie, nie will ich mich von Elizenen trennen. Ließ ich mich auch nach äußerlichem Ansehen bereit finden, des Sultans Willen zu verehren, so sträubte sich doch mein Herz. Ich glaubte das der Klugheit schuldig zu seyn, hielt das für nothwendig, um Zeit und ungestörte Gelegenheit zu gewinnen, diesem Unglück ausweichen zu können. Dein Sclav, Sultanin! spricht mit Offenheit zu dir, weil er deines Herzens Edelmuth kennt. Ich habe die Beweise deiner Achtung, du hast mir gesagt, daß dir die kleinen, dir von mir geleisteten Dienste immer noch vor deiner Seele gegenwärtig wären; aber ich erinnere dich nicht absichtlich daran, denn deine Gnade hat mich über Verdienst belohnt. Habe daher Mitleiden mit einem alten Greis, der zu deinen Füßen sinkt, und dich bittet, ihm das einzige, ihm sein Kind zu retten. Bey diesen grau gewordenen Haaren, bey diesen meinen herben Thränen, beschwöre ich dich, mir meine Elizene zu erhalten. Du siegtest ja schon so oft über deines Sohnes Herz,

er verdankt dir Alles, Alles, was er nur ist — und diese Gnade, um die ich dich anflehe, liegt nicht jenseits deiner Macht. Alles, was du thust, wird zu Osmanns Besten seyn. Nochmahls beschwöre ich dich, meine Tochter zu retten. Nicht ein Tag wird vergehen, daß meine Dankbarkeit den Himmel um deine Erhaltung anflehen soll" — So sprach Osmann, und Ströme von Thränen brachen aus seinen Augen.

Indessen hätte es weit weniger rührender Beredsamkeit bedurft, um Arianen zu bewegen, alle Kräfte aufzufordern, ihres Sohnes Leidenschaft von dem schönen Mädchen abzulenken. Schon hatte ihr Ehrgeiz den Plan dazu entworfen. Kaum war sie daher mit den Gesinnungen Osmanns bekannt, als sie ihre ganze Theilnahme äußerte, und sie versprach ihm Alles.

„Aber setzte sie hinzu, du hast dem Sultan versprochen, ihm schon morgen Rechenschaft von deiner Vermittelung zu geben; halte also getreulich Wort. Sage ihm, daß die Gefangenschaft im Serail Elizenen in Schrecken setze, und daß du ihren Widerwillen noch nicht hättest besiegen können, daß es dir aber gewiß noch gelingen werde, und daß er auf deine vorzüglichste Unterstützung dabey zu rechnen hätte. Mein Sohn wird mich um die Mittel dazu um Rath fragen, und dann verlaß dich auf mich. Indessen trockne deine Thränen und mindere den Kummer deiner Tochter."

Diese

Diese Worte gaben der Seele des Mufti den verlornen Frieden wieder zurück. Er eilte den Inhalt davon, was er jetzt gehört hatte, seiner Tochter mitzutheilen. Er schmeckte jetzt alle Süssigkeiten einer trügerischen Hoffnung. „So nimmt denn doch," so sagte Vater und Tochter zu einander, „so, nimmt denn doch die Sultanin an unsrer Verzweiflung einen so großen Antheil. Nun können wir sicher seyn, so haben wir nun nichts mehr zu fürchten. O mein Vater! mein zärtlicher Vater, setzte Elizene hinzu, deine Gesellschaft wird unveränderlich den Reiz meines Lebens ausmachen; ich kann dich nun immer an meinen Busen drücken, und von deinem Munde die zärtlichsten Nahmen wegküssen, mit denen du deine Tochter zu beglücken gewohnt bist. Welche unaussprechliche Freude für Elizenen, es zu wissen, es zu fühlen, daß sie den einzigen Gegenstand deiner Zärtlichkeit ausmache! O göttlicher Prophet, du hast mein Flehen erhöret! Warum kann ich dir meinen Dank nicht würdig genug an den Tag legen?"

Der Tag und die Stunde erscheinet endlich, wo Osmanit vor dem Sultan erscheinen soll. Dieser vermuthet sich nichts weniger, als eine abschlägliche Antwort. Lange gewöhnt, die Weiber um die Ehre seiner Wahl buhlen zu sehen, dachte er gar nicht daran, daß es ein Mädchen geben könne, welches seinem Ansehen widerstehen könne. Er fühlte sich von einem heftigen Feuer verzehrt, sein Herz hatte lange schon die

Freuden der Wollust, aber niemals die der Liebe gefühlt. Zum erstenmale empfindet er ihren Einfluß, und seine Ungeduld erglüht nun noch weit mehr.

Der Mufti erscheinet jetzt allein, und mit einer verwirrten Miene. Beym Anblick des Muftis sucht Ibrahim mit gierigen Augen den Gegenstand seiner neuen Leidenschaft, und voll von Elizenen schreyt er, ohne sie zu nennen: Wo ist sie? Osmann! wo ist sie? Wie? sie kömmt nicht mit dir? Versprächst du nicht, mir sie heute zu bringen? Verwirft sie mich? Huldigt ihr Herz etwann einem andern?

Alle diese Ausdrücke, die sich in einem Augenblick drängten und mit Ungestüm einer auf den andern hervorstürmte, verdoppelten Osmanns Verwirrung. Er will reden; seine erstarrte Zunge versagt ihm den Dienst. Sein Stillschweigen entflammt den Tyrannen noch mehr. Sein glühendes Auge starrt den Mufti an, und er überhäuft ihn mit neuen dringenden Fragen.

Osmann hat sich endlich wieder gefaßt, den Gebrauch seiner Stimme wieder erhalten, und stammelt, daß Elizene sich vor der Einsamkeit des Serails in Schrecken gesetzt fühle. „Die Liebe, setzte er hinzu, womit sie ihr Herr beehrt, der erhabene Rang, den er ihr bestimmt, ungeachtet dem einem unschätzbaren Frieden in ihren Augen, haben ihren Hang zur Freyheit noch nicht geschwächt. Sie sieht in der ihr bestimmten

Ehre

Ehre, nichts, als eine glänzende Sclaverey. Aber ich bin überzeugt, daß die Zeit meine Ermahnung und ihre eigene Ueberlegung ihren Widerwillen überwinden werden.“

Diese Erklärung setzte den Sultan in eine tiefe Bestürzung. Er sieht aber seine Hoffnungen im nämlichen Augenblick zu Grunde gehen, wo er sie eben alle als erfüllt voraussah. Sein Stolz ist durch diese abschlägliche Antwort um so empfindlicher beleidiget, weil sie die erste ist, die er erhält. Seine sinnlose Leidenschaft verwandelt sich plötzlich in Wuth, und er bricht das Stillschweigen mit donnernder Stimme.

„Wer ist denn die unverschämte Sklavin? schreyt er, die mich fliehet, wenn ich mich zu ihrem Nichts herabwürdige? Bildet sie sich ein, daß ich den Stolz ihrer Verachtung in der Stille dulden werde? Kennt sie nicht meine unbeschränkte Gewalt? Weiß sie nicht, daß es eines Wortes bedarf, und ihr Leben ist dahin? Denke daher darauf, Osmann, sie zur Besinnung zu bringen. Ich gebe dir aus unüberschwenglicher Gnade den noch übrigen Theil des Tages bis zur Nacht, rette sie bis dahin. Erscheinst du nicht mit ihr, wehe dann Euch Beyden! Jetzt entferne dich.“

Osmann, vor Furcht für seine Tochter erblassend, entfernte sich und schlich zu Arianens Zimmer. Der Schmerz hatte so sehr seine Miene entstellt, daß ihn die Sultanin nicht ohne Mitleid anblicken konnte. Er gieng auf sie zu mit

emporgehaltenen Händen, und rief: Es ist vorbey! Sultanin! meine Tochter wird mir auf immer geraubt. Der Sultan reißt sie mit Gewalt aus meinen Armen. Ach die Hölle selbst tobte in seinem Innern; niemals sah ich was entsetzlicheres. Wie kann ich mich jetzt seiner Wuth entziehen? Die Zeit ist so kurz. Kaum hat er mir diesen Tag gelassen, Elizenen zur Sclaverey des Serails zu bereden. Alle meine Hoffnungen sind jetzt in deiner Vermittelung beschränkt. Dies ist der Augenblick, dein großmüthiges Versprechen zu erfüllen. So heftig deines Sohnes Leidenschaft auch ist, so bist du doch als Mutter fähig, ihn zu lenken. Sage ihm, daß ich mich am Rande des Grabes befinde, daß die Wunden noch nicht geheilet sind, welche der Tod meiner Gattin und meiner andern Kinder diesem kranken Herzen geschlagen hat, daß er mir nun die einzige, von einer zahlreichen Familie mir übriggebliebene Tochter zu rauben gedenkt. Setze hinzu, daß die Tochter ihren Vater eben so heftig wieder liebt, und daß —

Aziane ließ ihn nicht ausreden. Sage nicht, versetzte sie, ich will mit meinem Sohne reden. Entweder habe ich alle meine Gewalt über ihn verlohren, oder ich besiege seine Leidenschaft. Erwarte hier meine Antwort; ich komme bald zurück.

Sie entfernte sich. Osmann stand in der schrecklichsten Erwartung da. Im neuen fortgesetzten Nachdenken, hatte des Sultans Wuth

gleich-

gleichsam verstärkte Nahrung erhalten. „Herr eines unermeßlichen Vermögens, eines grenzenlosen Reichs, mache ich durch meine Siege Europa, Asien, Afrika zittern, und soll nicht einmal der Besitzer einer elenden Sclavin werden können? meine Gewalt scheiterte an ihrem stolzen Widerstande? und ich ließ mich durch diese Beleidigung bewegen?“ Er rief entbrannt vom Zorn Selim, das Oberhaupt seiner Leibwache. „Wähle dir einen hinreichend starken Trupp aus, und wenn die Sonne untergegangen, und Osmann mit seiner Tochter nicht im Serail ist, so gehe und fordre sie von ihrem Vater. Weigert er sich, so raube sie ihm. Ich kann, ich werde, ich darf mich nicht von Elizenen trennen.“

Im nehmlichen Augenblicke trat seine Mutter herein. „Komm näher, sagte er, und begreife, wenn es möglich ist, Ibrahims ganze Schande. Ich habe Osmanns Tochter gesehen, ihre Schönheit hat mich gerührt, ich liebe sie, ihr eigner Vater hat ihr meiner Neigung Geständniß überbracht, ich hatte ihr die Stelle meiner ersten Gemahlin bestimmt, und ihr Stolz hat mir geantwortet, daß sie so viel Ehre anzunehmen unfähig sey. Hättest du jemahls so viel Unverschämtheit in einer elenden Sklavin erwartet? Aber ich habe schon die Vorbereiturgen zu ihrer Strafe getroffen. Selim hat so eben den Befehl erhalten, sie heute Abend noch ihrem Vater zu entführen.“

„Entführen? mein Sohn, hast du darüber reiflich nachgedacht? Nimm dich in Acht, das

Oberhaupt unſerer Religion ſo tödlich zu beleidigen. So ehrwürdig ihn ſeine Tugenden dem Volke gemacht haben, ſo furchtbar wird der Einfluß ſeiner Würde in ſeinen Händen. Haſt du vergeſſen, Ibrahim, daß ich dich niemahls ohne den Beyſtand dieſes edlen Prieſters auf den Thron deiner Väter zu ſetzen im Stande geweſen wäre? Deine Erhebung war vielmehr ſein Werk, als das meinige, und du befiehlſt, ihm eine Tochter zu rauben, welche er anbetet, und die ihn mit gleicher Zärtlichkeit wieder liebt? Iſt dies ſein Lohn für ſo viele wichtige Dienſte, die du bis jetzt noch unvergolten gelaſſen haſt? du wirfſt mir ſtrenge Blicke zu; mein Eifer beleidigt dich: aber denke an die Theilnahme, an deinen Ruhm, ſelbſt an die Beſorgniß für dein Leben, und verzeihe ihm. Ich weiß, daß Osmann erhaben denkt, und daß ſeine Ehrfurcht für das Blut ſeiner Beherrſcher ungeſchwächt iſt; aber die Zärtlichkeit für ſeine Tochter könnte dieſe leicht überwiegen. Um ein einziges, ihm von einer zahlreichen Nachkommenſchaft übriggebliebnes Kind zu erhalten, wird er vielleicht alles wagen. Das Volk, die Janitſcharen, deren Herz er beſitzt, und welche der Religion zu dienen glauben werden, indem ſie ſeine Sache vertheidigen, werden ſich haufenweis auf ſeinen Wink empören. Die Geſchichte deiner Vorfahren hat dich ohne Zweifel gelehrt, was unſere Völker zu unternehmen im Stande ſind, wenn ſie erſt einmahl den Zügel des Gehorſams abgeworfen haben. Mein Sohn! o mein lieber Sohn! bewillige deiner Mutter dieſe Gnade. Thue auf

Eigenen Verzicht. Ich verlasse dich nicht eher, als bis du nur dieses Versprechen gethan hast.“ Sie schweigt und horcht auf die Antwort des Sultans.

Ibrahim, taub für die Stimme des Mitleidens, der Natur, und seines eigenen Bestens, von einer thörichten Leidenschaft verblendet und irregeführt, durch neue Hindernisse nur noch stärker erhitzt, erinnert sich zuletzt in diesem Augenblicke noch, daß seine Neigungen schon unzählige Mahle von seiner Mutter niedergedrückt wurden, starrt sie wild und schweigend einige Augenblicke an, und bricht dann in die Worte aus: „Wie, deine Launen durchkreuzen doch ohne Aufhören meine Wünsche. Meine eigene Mutter ist meine erste Feindin und meine furchtbarste. Wenn ich dieses bis jetzt so ruhig geduldet habe, so fühle ich nun, daß meine Gelassenheit zu brechen beginnt. Ich muß das Joch abwerfen, das du mir aufgelegt hast; es ist Zeit, daß ich deiner Herrschsucht ein Ziel setze, welche mich so oft belästiget hat. Der Gebrauch meines Reichs wollte, daß ich dich bey meiner Thronbesteigung ins alte Serail verbannte. Bis jetzt hatte ichs vergessen; nun aber erinnerst du mich daran. Holla! Leibwache! Schließt Arianen im alten Serail ein. Wie, ihr zaudert? Noch einmahl! Schließt Arianen in das alte Serail ein.

Die Unerschrockenheit dieses ehrgeizigen Weibes war zu Boden geworfen. Die Furcht, Freyheit und Herrschaft mit einemmahl zu verlieren, schlug sie so außerordentlich nieder, daß sie ihren

zügello-

zügellosen Hochmuth vergaß, ihrem Sohne sich zu Füßen warf, in einen Strom von Thränen ausbrach, und in dieser Stellung ihren Sohn zum erstenmahl als Herrn und Kaiser behandelte. „Ich bin nur deine Sklavin," sagte sie, „und meine Freyheit, wie mein Leben, befinden sich in deinen Händen. Niemahls habe ich mir es einfallen lassen können, deinem höchsten Ausspruche widerstreiten zu wollen. Wenn mein Betragen in deinen Augen zuweilen etwas Strafbares hatte, so war mein Herz doch immer unschuldig, ich schwöre es dir, bey dem großen Propheten und seinem heiligen Grabe."

Die Blässe, die Thränen, das Flehen, die Schwüre seiner Mutter, die er zum erstenmahl so gedemüthiget sah, entwafneten seine Wuth. Er giebt seiner Garde ein Zeichen, sich wieder zurückzuziehen. „Stehe auf, Mutter, setzte er dann hinzu, und belästige mich hinfort nicht mehr mit deinem Rathe, oder ... du verstehst mich. Denke nicht mehr daran, dich meiner Liebe entgegen setzen zu wollen. Elizene hat mich bezaubert, ich will sie wieder besiegen." Mit diesen Worten ließ er Arianen allein.

Die Sultanin vergoß keine Thräne mehr; sie waren alle aus Mißvergnügen und Wuth in ihrem Auge erstarrt. Dies funkelte in einer düstern Glnth, und ihre Seele kämpfte im Tumulte der heftigsten Bewegungen. Sie schwört sich, Ibrahims Beleidigung bitter zu rächen. „Wie, schrie sie, ich habe zu seinen Füßen gelegen;

legen; ich habe ſie mit meinen Thränen beneht? Um einer ewigen Sclaverey zu entgehen, habe ich mich gleich einer Sclavin vor ihm demüthigen müſſen? Ich, durch deren Hülfe er herrſcht, und ohne welche der Scepter ihm nie zu Theil geworden wäre? Aber, undankbarer, treuloſer Sohn, bald will ich dich demüthigen, bald dich dafür beſtrafen. Elender, des Thrones ſo unwerth, auf welchen ich dich zu erheben geſucht habe, entehrſt du täglich deine Familie. Du liebſt Elizenen, willſt ſie beſiegen, und ich ſchwöre, daß ſie nie dein werden ſoll.“

Wie ſie in ihr Zimmer zurückkommt, ſo bricht ſie in die Worte aus. „Unglücklicher Vater, wie ſehr bedaure ich dich. Ibrahim wüthet unerbittlich in ſeiner thörichten Leidenſchaft. Weder mein Rath, noch mein Flehen, hat etwas zu deinem Vortheile ausrichten können. Er wird alles wagen, um Elizenens Widerſtand zu beſiegen. Der Plan dazu iſt ſchon entworfen, und ein zahlreicher Haufe hat den Befehl erhalten, ſie noch heute aus deinen Armen zu reißen. In dieſer Bedrängniß bleibt deiner Tochter kein anderes Mittel, als die Flucht, übria. Sie entferne ſich, nütze die kurze Zeit; ich will ſie ſelbſt unterſtützen. Ein franzöſiſches Schiff lichtet in der Nacht noch die Anker; wende dich in meinem Namen an den Befehlshaber deſſelben, er reißt mit meinen Gnadenbezeigungen überhäuft, und wird Elizenen mit Vergnügen aufnehmen. Bitte ihn, ſie in Rhodus zu laſſen. Der Gouverneur

der

der Insel, der mir sein ganzes Glück verdankt, und der auch selbst dein besonderer Freund ist, wird ihre Ankunft verborgen halten. Dies Mittel kostet ohne Zweifel deinem zärtlichen Herzen etwas, ich habe es vorausgesehen; aber es ist das einzige, dir übriggebliebene. Elizene muß außer aller Gefahr seyn, ehe du über dein und ihr Schicksal etwas Weiteres beschließest.“

Hierauf schreibt sie einen Brief an den Kapitän des französischen Schiffes, und der Mufti, der keinen andern Ausweg findet, Elizenen zu retten, neigt sich um so leichter zum Rathe der Sultanin, da er ihn schon am Tage vorher selbst gewählt hat. Aber er setzt noch hinzu, daß er Elizenen auf ihrer Flucht zu folgen geneigt, daß seine Tochter ihm theuer sey, um sie allein, und ohne Führer ihrem unglücklichen Schicksale zu überlassen, und daß er nie nach Constantinopel zurückkommen werde, so lange Ibrahim in seinen Mauern herrsche.

Die Sultanin sah alle Uebel voraus, welche der Ausführung dieses Plans nachfolgen würden. Das abergläubische Volk von Constantinopel, welches das Wohl des Reiches mit der Gegenwart des Mufti verknüpft glaubt, wird die entsetzlichsten Unfälle zu fürchten anfangen, wenn es die Abwesenheit desselben vernimmt. Es wird den Grund derselben erforschen, und wenn es Ibrahims Mißhandlungen als den einzigen erfährt, wer wird dann seine Wuth zu hemmen im Stande seyn? Dann ist es um Ibrahim und zugleich um seine Mutter gethan. Eine neue

neue Herrschaft wird aus den Trümmern der ihrigen hervorgehen.

Dies traurige Gemählde stellt sich ihrer aufmerksam gemachten Einbildungskraft mit flammenden Zügen dar, erfüllt sie mit Furcht und theilt ihrer Beredsamkeit ein ungewöhnliches Feuer mit. „Osmann! ruft sie aus, was für einen unglücklichen Plan hast du da entworfen? Siehst du alle übeln Folgen einer Flucht auch ein? Liebst du dies Reich so wenig, daß du es allen Schrecknissen eines Aufruhres zu überlassen gedenkst? — Ist dir das Blut der Ottomanen so verhaßt, daß du es vom Volke vergossen verlangst? Soll ich noch von mir reden? Aber nein, noch habe ich nichts für dich gethan, denn ich rechne für nichts die Kühnheit, die mich deine Sache bey meinem Sohne vertheidigen gemacht hat. Ich rufe dir allein die Treue in das Gedächtniß zurück, welche du meinem Sohne geschwören hast, und vorzüglich den Antheil, den du an Constantinopels Erhaltung nehmen sollest. Nein, nein, du wirst ihm das Oberhaupt seiner Religion, und ihm damit einen ungestörten Frieden erhalten, der nur zu oft schon von inneren Unfällen unterbrochen wurde.“

Osmanns außerordentliche Zärtlichkeit gegen seine Tochter erlaubte ihm nicht, sie allein abreisen zu lassen. Sein Herz war für ein so heroisches Opfer nicht groß genug. „Sultanin, sprach er, entschuldige meine abschlägliche Antwort; es ist die erste, die du jemahls erhalten

hast.

hast. Sie ist aber verzeihlich. Ich spreche zu einer Mutter, und ihr Herz muß das meinige verstehen. Ich fühle mich dazu gezwungen, Elizenen zu begleiten. Kann ich auf einmahl die stärksten Neigungen meines Herzens vergessen, um sie, jung und reizend, wie sie ist, allen Gefahren einer so gänzlichen Hülflosigkeit sich aussetzen zu sehen?“

„So reise denn,“ schrie die Sultanin, ihn hitzig unterbrechend, „so reise denn, und ich gehe in diesem Augenblick zu meinem Sohne, um ihm deine und Elizenens Flucht zu entdecken. Als ich in deiner Gegenwart deine Zärtlichkeit zu vertheidigen wagte, so ward er über meine Verlegenheit aufgebracht. Aber jetzt bin ich im Stande, diesen Fehler wieder zu verbessern, du selbst giebst mir das beste Mittel dazu in die Hände, und ich wünsche mir Glück zu einer so verführerischen Gelegenheit. Es ist billig, daß ich durch dich eine Freundschaft wieder gewinne, welche ich deinetwegen verscherzt habe.“

Der Mufti, von dieser unerwarteten Drohung in Schrecken gesetzt, hält die Sultanin auf, und ruft mit einer von Seufzern unterbrochenen Stimme aus: Wo willst du hin, meine Gebieterin? Was hast du für Absichten? Wolltest du wirklich das Elend eines Greises vollenden? Ach weil es dann seyn muß, so gebe ich meine Einwilligung; aber nein, mein Herz ist dieses Opfers nicht fähig. Doch du forderst es von mir, und wenn ich nicht deinen Willen erfülle,

ſo iſt Elizene für mich verlohren. Ich muß mich denn zu einer Trennung entſchließen. Unglücklicher Vater, wie hart iſt dein Schickſal? warum hat der Himmel mich bis jetzt leben laſſen! Wohl denn, Sultanin, Elizene! ja ſie wird ohne mich abreiſen. Grauſame Trennung, wie viel Thränen wirſt du mir koſten! Aber es wird mir erlaubt ſeyn, meine Stelle dieſen Augenblick niederzulegen, wenn ich einen würdigen Nachfolger gefunden habe. Es iſt allein die Hoffnung, mich mit meiner Tochter bald vereinigt zu ſehen, welche mir dieſe Abſonderung erträglich machen kann.

Ariane, weit entfernt, den Begierden Osmanns ſich entgegen zu ſetzen, wünſcht ſich Glück dazu, ihn zu einem ihr und dem Staate ſo vortheilhaften Entſchluß gebracht zu haben. Da ſie ſeiner Schwäche aber nicht trauet, welche ihn im Augenblicke der Abreiſe zu etwas anderm verleiten könnte, ſo läßt ſie denſelben bey dem Propheten und dem Geſetze ſchwören, ſeinem jetzt gegebenen Worte unwandelbar getreu zu bleiben. Und dann ſagte ſie: „Eile denn jetzt! Jeder Augenblick iſt koſtbar. Nur eine einzige Stunde noch, und das Schiff lichtet die Anker.“

Während dieſes Auftritts erwartet Elizene in der ſchmerzhafteſten Ungeduld ihres Vaters Zurückkunft. Sie verfällt aus einem ſchweren Traume in den andern. Bald verſinkt ſie in ein tiefes Stilleſchweigen, bald bricht ſie in laute Klagen aus, dann ſpringt ſie in die Höhe, läuft mit haſtigen Schritten im Zimmer auf und ab, dann

erſtarrt ſie und ſtehet ſtill; aus der lebhafteſten Ungeduld gehet ſie zur kalten Ruhe einer Bildſäule über.

Indem fällt ein erfreulicher Lichtſtrahl in ihre Seele. Sie zieht ſich aus Osmanns langem Zurückbleiben eine gute Vorbedeutung. Hätte der Mufti, hätte die Sultanin nicht über die Begierden Ibrahims geſiegt, mein Vater wäre ſchon lange wieder zurück, und die wenigen ihm übrigen Momente zu nützen. Da er nicht kommt, ſo iſt es ein Zeichen, daß das Ungewitter vor ihrem Haupte vorübergegangen iſt. Unſer Prophet, von meinen Thränen gerührt, hat mit meinem Elende Mitleid gehabt. Das Herz des Fürſten befindet ſich in ſeinen Händen, und ſeine Allmacht hat Ibrahims Neigungen geändert. Ein wenig Ruhe kommt jetzt wieder in ihre Seele zurück, und die finſtere Traurigkeit, welche bis jetzt ihren zarten Buſen beklemmt hat, iſt im Begriff ſich ganz zu zertheilen, als Osmann in ihr Zimmer tritt, bleich, zitternd und athemlos.

„O meine theure, meine zärtliche Tochter, ruft er aus, indem er auf Elizenen zuſtürzt, was wird aus mir werden! Unſer Schickſal iſt entſchieden. Der barbariſche Sultan hat meinem Flehen ſein Ohr verſchloſſen, er hat ſelbſt nicht auf die Vorſtellungen ſeiner Mutter geachtet. Ohne Mitleid für meine Schwäche und mein greiſes Haar, will er dich mir aus den Händen reißen, und es bleibt uns nur in der Flucht das einzige Rettungsmittel noch übrig. Komm jetzt mit mir!

Die Sonne sinkt schon unter, und das französische Schiff ist im Begriff die Anker zu lichten. Alles ist uns noch günstig. Hier ist ein Brief, den die Sultanin an den Befehlshaber geschrieben hat. Die geheime Thüre in meinem Garten wird dich ohnfehlbar ohne Gefahr bis zum Hafen bringen; komm und eile mit mir hinweg, ehe der günstige Moment uns verstreicht.“

Ob Elizene gleich die Nothwendigkeit einsah, eine Stadt zu verlassen, in der sie von einer ewigen Sklaverey bedrohet wurde; ob sie gleich nichts weniger abndete, als daß ihr Vater sie zu verlassen versprochen habe; so fühlte sie sich doch von einem unendlichen Kummer bey dem Gedanken erschüttert, dem süßen Schauplatze ihrer jugendlichen Freuden mit einemmahl das letzte Lebewohl zu sagen. Sie nimmt von jedem Zimmer, von jedem ihrer Lieblingsörter einen zärtlichen Abschied, sie ruft weinend die süßesten Augenblicke ihres vergangenen Lebens zurück; nur allein die Versicherung tröstet sie noch, ihren Vater immer neben sich zu erhalten, und auch in einem fremden Lande die Stütze seines Alters, den Trost seiner Schwachheit ausmachen zu können.

Osmann erstarrt indeß bey ihren Ausrufungen. Gezwungen, Elizenens schmeichlerische Hoffnungen zu zerstören, weiß er nicht, was er zu thun, was er zu sagen hat. Ihr zu eröffnen, daß sie sich trennen müssen, hieße ihr den Dolch in das Herz stoßen. er weiß es, und doch ist diese Grausamkeit nothwendig. Nach einem an-

genblicklichen Kampfe zwiſchen ſeiner Zärtlichkeit und Pflicht, eröffnete er den Mund, um ihr das grauſame Bekenntniß zu thun, und die Worte erſtarren ihm. Er ſtößt einen tiefen Seufzer aus, und ein Thränenſtrom ſtürzt aus ſeinen Augen. Indeß verſucht er es noch einmal, Herr über ſeinen Schmerz zu werden, und dieſe neue Anſtrengung dient nur dazu, ihm ſeine Schwäche um ſo fühlbarer zu machen. Bald kehrt er den trüben Blick wieder zu ſeiner Tochter, die ihre Augen auf ihn geheftet hat, und beyde gleichſam wider Willen von der nehmlichen Bewegung fortgeriſſen, eröffnen die Arme, und ſtürzen einander an die Bruſt.

Indeß ſie mit einander verſchlungen, ſo den Kummer ihrer Seele frey ergießen, erinnert ſich Osmann der Koſtbarkeit des gegenwärtigen Augenblickes. Ein geheimer Schauder durchläuft alle ſeine Glieder bey dieſem Gedanken, und ein kalter Todesſchauer bricht ihm aus. Dann reißt er ſich auf einmal aus Elizenens Armen los, und ruft aus: „O, meine Tochter, meine einzige Tochter, du kennſt noch den Umfang unſers Elends nicht! Gerechter Gott! habe ich es der Sultanin wirklich verſprochen? — Nein, ich habe mich zu nichts anheiſchig gemacht. Mein Herz ſtraft meinen Mund Lügen. Wie? ich? ich ſollte von meiner Tochter entfernt leben? ſollte ſie fremden Händen überlaſſen? Nein, komm mit mir, Elizene; laß uns dem Schiffe zueilen, und zuſammen, trotz aller Schwüre, abreiſen. Aber

was habe ich gesagt, was will ich thun? Halt ein Osmann! Wie? das Oberhaupt, der Vater der Gläubigen sollte seine Tugend durch einen Eidbruch verletzen? Er sollte den Namen Gottes, den Namen des Propheten, bey dem er geschworen hat, lästern?“

„Grausame Verlegenheit; entweder ich muß meine Tochter verlieren, oder vor dem Auge Gottes und der Menschen, mit ewiger Schande bedeckt leben. Das erste Opfer wird mein Herz zerreißen, und in kurzer Zeit meinem Leben ein Ende machen. Aber das zweyte ist meiner Tugend zuwider. Osmann wird niemals, kann niemals eidbrüchig werden. O meine Tochter, ehe du meine Schwäche durch deine Thränen vergrößerst, bewafne dich lieber mit Standhaftigkeit, und unterstütze meinen Muth durch dein Betragen und durch dein Beyspiel. Denke daran, daß wir nicht immer von einander getrennt bleiben werden, und vergönne mir eine kurze Frist, mir einen Nachfolger zu meinem Amte zu suchen.“

Er schweigt, und seine Tochter, Verzweiflung in allen ihren Zügen ausgedrückt, stürzt ihm an die Brust, umschlingt ihn mit bebenden Armen, und ruft aus: Nein, nein, auf ewig bin ich mit meinem Vater vereiniget. Er hat mich verlassen wollen, aber dieses Beispiel ist für Elizenens Herz ohne Wirkung. Entweder du folgst mir auf meiner Flucht, oder ich sterbe zu deinen Füßen. Sie mögen sich nähern, Ibra-

hinns des Tyrannen barbarische Diener, und wenn sie können, mich von dir wegreißen.

In diesem Augenblick dreht sich der Mufti horchend um. Er hört im Hofe ein Getöse von klirrenden Waffen und von einem dumpfen Geschrey untermischt. „Wir sind verlohren, meine Tochter, ruft er aus, dies sind des Tyrannen Diener.“

Er täuschte sich nicht. Selim befand sich an ihrer Spitze. Anführer eines elenden Trupps Sklaven, drängte er sich mit Ungestüm ein. Beyder sich nähernden Schaar verdoppeln sich Osmanns Gefahr und Besorgnisse. Er sieht nur die ewige Sklaverey seiner Tochter, er sieht sich von ihr auf ewig entfernt, und diese Bilder verschließen sein Herz einem jeden andern Gedanken. Der feyerliche Schwur, durch den er sich verbindlich gemacht hat, ist ohne Gewalt über ihn, er zerbricht alle Fesseln des Gewissens, ergreift die Hand seiner Tochter, und ruft: Komm, komm, laß uns abreisen, ich willige ein, dir zu folgen, ich theile dein Schicksal mit dir; die finstern Umwege des Gartens verstecken unsere Flucht.

Mit diesen Worten eilen Beyde durch die dunkelsten Gänge fort. Der kleinste Windhauch zwischen den Blättern, das leiseste Geliispel in der Luft, ein dumpfes Getön eines Insects, alles beflügelt ihre Schritte. Sie hören Ibrahims Bewafnete unaufhörlich hinter sich, bereit sie zu ergreifen, und zu den Füßen ihres Gebieters zurück-

thückzuschleppen. Endlich haben sie die geheime Thür erreicht. Sie wird in der Eile aufgerissen, und sie fliegen hinaus. Jetzt überlassen sie sich der süßen Hoffnung aller Gefahr entronnen zu seyn; denn, um zu dem Hafen zu kommen, haben sie nur noch ein kleines Gebüsch zu durchgehen. Auch dieses ist in kurzer Zeit hinter ihnen, und sie entdecken nun den Hafen, und des Meeres grenzenlose Fläche. Aber guter Gott! welchen Gegenstand haben sie zugleich vor ihren irrenden Blicken! Das französische Schiff mit aufgestreckter Flagge und geschwollnen Seegeln entfernt sich vom Ufer. Jetzt fühlen sie sich von allen ihren Kräften verlassen, sie sinken auf den Sand nieder, und bleiben da, erschöpft vom Kummer, bewegungslos liegen.

Nach einigen Augenblicken dieser so tiefen Entkräftung, schlägt der Oberpriester zuerst seine Augen wieder auf, und erblickt seine Tochter blaß, und von allen Zügen des Todes entstellt. Dieser Anblick giebt ihm sogleich alle seine Kräfte wieder zurück, er hebt ihren Körper in die Höhe, und scheint ihn in seinen Armen wieder erwärmen zu wollen. Die Thränen, welche auf Elizenens Antlitz herabfließen, geben ihr schon zur Hälfte die Besinnung zurück. Sie streckt die Hände aus, und stammelt mit Seufzern und einer schwachen Stimme die Worte: Wo bin ich? Wer hat mich wieder aufgeweckt?

„Ich, meine Tochter! kennst du deinen Vater nicht mehr? Besinne dich, meine Elizene, du

bist noch in meinen Armen, du bist noch meines Lebens bester Trost.

Elizene kömmt bey diesen Worten wieder zu sich selbst, steht vom Boden auf, und bedeckt zitternd noch des Mustis Hände mit Küssen. Aber so sehr dieser im ersten Augenblicke, von den Zeichen einer zärtlichen Leidenschaft gerührt, sich seinen Gefühlen überläßt, so unterbricht er endlich doch seiner Tochter Ergüsse.

Jeder Weg zur Flucht, sagt er ihr, ist uns jetzt abgeschnitten, und wenn wir hier noch länger am Ufer verweilen, so fallen wir ohne Rettung in Selims Hände. Laß uns daher ihnen noch zu entgehen suchen. Ich weiß eine tiefe Grotte in diesem Gehölze, welche jedem andern, außer mir unbekannt ist. Dahin zog ich mich in den ersten unruhigen Jahren dieser Regierung mit meinem ältesten Sohne, und verließ sie nicht eher, bis alle Gefahr vorüber war. Dein Bruder starb in dieser Höhle, und mit diesen schwachen Händen grub ich ihm ein Grab, das ich mit einem rohen Denkmale von Steinen bedeckte. Vielleicht daß ich auch diesesmal darinnen deine Unschuld und deine Freyheit rette, bis wir Gelegenheit haben, auf immer von hier zu fliehen. So führte er seine Tochter in das Dickste des Gebüsches fort.

Diese Höhle befand sich am Fuße eines Felsen, von allen Seiten mit dichtem Strauchwerk umgeben, welches sie vor jeder Entdeckung sicherte. Der Musti bog mit einer Hand die Dornen weg, welche

welche den Eingang derselben versteckten, und an der andern hielt er Elizenen, indem er sie ermahnte, ihm ohne Furcht in diese unterirdischen Finsternisse zu folgen.

Der Eingang war so niedrig, daß sie im Anfange zu kriechen gezwungen waren. Aber das Gewölbe erhöhete und erweiterte sich mit jedem Schritte, und sie standen endlich an jenem Grabmal in der Mitte der Grotte still, immer noch von der dichsten Dunkelheit umhüllt. Elizene konnte sich in der undurchdringlichen Nacht des Schauders kaum erwehren; sie hielt sich fest an ihres Vaters Händen, welcher sich zuletzt auf dem Moose des Steinhaufens niederließ.

Kaum sitzen sie, als ein dumpfes Geräusch sie aufmerksam macht. Sie lauschen auf, und erkennen die Bewafneten Selims, welche sich im Gebüsche zerstreut haben. Sie hören sie sprechen, hören folgende Worte deutlich fallen: „sie ist uns entwischt, vermuthlich hält sie sich aber noch in diesem Gebüsche auf, laßt es uns von allen Seiten durchsuchen.“ Selim ahndete die ausschweifende Wuth Ibrahims im voraus, wenn er die Flucht erfahren würde, und schrie: „laßt keinen Strauch, kein Gebüsch undurchsucht, und denkt daran, meine Freunde, daß vom Erfolge der Unternehmung unser Glück und unser Leben abhängt. Ihr kennet den Sultan, und wißt, wie mißtrauisch er ist; er würde uns beschuldigen, unsere Pflicht schlecht beobachtet zu haben.

Bey dieſer Ermahnung verdöppelt der Trupp ſeine Aufmerkſamkeit, und die arme Elizene fühlt ſich von dem bangſten Schauder ergriffen. Sie glaubt, ihr Aufenthalt ſey ſchon entdeckt, Selim reiße ſie ſchon von der Bruſt des Vaters weg, und ſchleppe ſie zum Sultan. Sie drückt ſich feſter an Osmann an, ſie benetzt ſein Geſicht mit glühenden Thränen, ſie nimmt ewig Abſchied von ihm.

Der Oberprieſter fühlt ſeinen Buſen von jedem Worte zerriſſen, und iſt nicht im Stande, ihr den mindeſten Troſt einzuſprechen. Zwiſchen ſeiner Beſorgniß und ſeiner Aufmerkſamkeit getheilt, welche von dem leiſeſten Geräuſche in der Nähe der Grotte noch höher geſpannt wird, iſt er in eine ſchmerzhafte Stille verſunken.

Aber das Geſchrey verſtärkt ſich, und kommt endlich näher. Er fängt, gleich Elizenen, zu beſorgen an, daß er endlich entdeckt ſey. Sein Herz fühlt ſich von aller Standhaftigkeit verlaſſen, und alle ſeine Glieder beben in unwillkührlichem Schauer. Elizene fühlt ſie unter ihren Händen zittern, und jemehr dieſe Bewegung derſelben ſie zurückſtößt, deſto feſter hält ſie ſich an ihn. Doch endlich verliert ſich der Gegenſtand ihres Schreckens. Sie verlaſſen nach einer langen, aber vergeblichen Nachſuchung das Gehölz. Sie haben alles von Ibrahims Wuth zu fürchten, und ihr Anführer, mehr noch zitternd, als ſie, wagt nicht, ſie zum Pallaſte zurückzuführen.

Von ſeinem unordentlich umherſchweifenden Trupp begleitet, nähert er ſich zuletzt dem Orte

am Geſtade des Meeres, wo Osmann und ſeine Tochter beym Anblicke des wegſeegelnden Schiffes bewußtlos zu Boden geſunken waren. Hier erblickte er im Sande einen Turban, und einen noch verſiegelten Brief. An der Höhe des erſteren erkannte er das Kennzeichen des Oberprieſters, das ihm ſeine Kleidung gab, und rief aus, daß er dem Mufti gehöre; nachdem er den Brief unterſucht hatte, fand er ihn mit dem Siegel der Sultanin verſiegelt; zuerſt wußte er nicht, was er vorzunehmen, was er aus dieſem doppelten Funde zu machen habe; als er aber endlich die Aufſchrift an den Kapitain des franzöſiſchen Schiffes, welches eben abgereiſet war, las, fieng er an, in dieſer Dunkelheit etwas Licht zu erhalten. Er ſchöpfte neuen Muth, hoffte durch dieſe Entdeckung den Zorn des Sultans zu mildern, und eilte mit leichterem Herzen zurück.

Ibrahim wartete indeſſen mit einer ſtolzen Ungeduld auf Elizenens Ankunft. „Ich werde ſie denn erhalten, dieſe hochmüthige Schönheit, ſagte er zu ſich ſelbſt; ſie wird ſich meiner Liebe überlaſſen, nur zu glücklich noch, zu dieſem Preiſe noch ihren ſtrafbaren Widerſtand ausſöhnen zu können. Sie fürchtet die Langeweile und Sklaverey des Serails. Ihr Hochmuth verdiente, daß ſie Ibrahim ohne Mitleid dazu verdammte; ja, ich ſollte dieſe nur noch mehr vergrößern, um ſie recht zu beſtrafen. Aber ſie höre auf, ſich mir zu widerſetzen, verbanne dieſe thörichte Liebe für ihren Vater aus ihrem widerſpenſtigen Herzen,

und

und ich werde darauf ſtudieren, jeden ihrer Tage mit einem neuen Vergnügen zu bekränzen. Meine Schätze und mein Vertrauen — doch ich höre ein Geräuſch. Es iſt Selims Stimme. Er führt mir ſie zu. Ich bin nun meines Sieges gewiß.“

Selim erſcheint mit dem Turban und dem verſiegelten Brief, den er gefunden hat. Aber kein einziger dieſer Gegenſtände ziehet den Blick des Sultans auf ſich. Er ſucht Elizenen unter den Lanzen des Trupps; ſchon will er nach ſeinem Liebling fragen, als ihm Selim zuvorkommt, und ſagt: Als wir in dem Pallaſte des Muſti ankamen, hatte er ſchon mit ſeiner Tochter die Flucht ergriffen, und unglücklicher Weiſe ſind wir noch nicht im Stande geweſen, ihre Spuren ausfindig zu machen. Allein am Geſtade des Meeres, vielleicht dem Orte ihrer Flucht, habe ich, halb im Sande vergraben, dieſen Turban und dieſen Brief entdeckt, den ich dir treu habe überliefern wollen.

Ibrahim von Verwirrung und Zorn überwältiget, ſchweigt mit wildem Blicke und nimmt den Brief. Schon hat er das Siegel und die Hand Arianens erkannt; eine innere Stimme ſagte ihm, daß er ſeine Mutter ſchuldig finden würde, er fängt zu zittern an, und lieſt endlich den Inhalt. So wie er die Zeilen durchläuft, gehet eine entſetzliche Veränderung in ſeinen Zügen vor, ſein Geſicht erblaßt, und entflammt ſich wechſelsweis, die ſchwärzeſte Wuth drückt ſich in ſeinen irrenden Blicken aus, und auf einmal

ſchreyt

ſchreyt er; „Geht, Arianen zu holen, und ſie zu den Füßen eures Herren zu führen. Achtet weder auf ihre Klagen, noch auf ihre Thränen; ich laſſe euch nur einen Augenblick Zeit, mir zu gehorchen.“ Selim eilt bey dieſem Befehle auf das Gemach der Sultanin zu.

Dieſe glaubte ſich ſchon von aller Gefahr befreyet, welche ihrem Ehrgeize gedrohet hatte, Elizenen in den Armen ihres Sohnes zu ſehen; und der glücklichen Wirkung ihres Briefes gewiß, wünſchte ſie ſich Glück zu einer ſo gelegenen Entfernung einer begünſtigten Nebenbuhlerin, und zur Rache einer Beleidigung, welche ihr der Sultan zugefüget hatte. „Schon eilt das Schiff, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, von dieſen Küſten hinweg und der Mufti wird bald erſcheinen, mir von der Abreiſe ſeiner Tochter Nachricht zu bringen. Ibrahim! Ibrahim! lerne deine Mutter kennen. Ich hatte es geſchworen, daß du Elizenen niemals beſitzen ſollteſt, jetzt ſiehſt du, daß ich mein Wort zu halten im Stande bin.“

Indem ſah ſie ihr Zimmer mit Bewafneten angefüllt. Weder die Majeſtät, welche ihre Gebieterin umgab, noch ihr Flehen, noch ihr Geſchrey, konnten die grenzenloſe Unverſchämtheit des Trupps zügeln. Er glaubte ſich von dem Zorne des Sultans hinreichend berechtiget, Arianen nicht im mindeſten zu ſchonen. Man ergriff ſie, und ſchleppte ſie zum Gemache Ibrahims.

Diesen hatte das Nachdenken nur noch mehr erhitzt, und er gieng mit großen Schritten auf und nieder, ungeduldig seine Wuth selbst über seine Mutter ausgießen zu können. Seine Blicke glüheten in einem dumpfen Feuer, er knirschte mit den Zähnen, und sein Mund schien schäumen zu wollen. „Undankbares Ungeheuer! schrie er, du hast also die einzige Schuld, daß ich das, was ich so zärtlich, so einzig liebte so schändlich eingebüßt habe! Du bist es, die mir es ohne Mitleid entrissen hat. Erscheine, und mein Arm wird für dich eben so unerbittlich seyn.“ Bald hierauf hörte er die Wache, welche mit Arianen zurückkam; er zog seinen Dolch aus der Scheide, und eilte mit funkelnden Augen seiner Mutter entgegen.

Aber auf einmal hält eine unbekannte Gewalt seine Wuth in diesem Ausbruche auf. Beym Anblicke derjenigen, welcher er Leben und Thron schuldig war, trat die Natur in ihre alten Rechte wieder zurück; er stand still, und sein Arm sank herab. Dann über sich selbst erröthend, warf er den Dolch von sich hinweg, und rief mit halb erstickter Stimme: „Gut, ich gehorche dir, Natur! du willst es, und ich schone ihr Leben; aber ihr Verbrechen muß ich doch bestrafen. (und indem er sich zu Arianen wendete, setzte er hinzu:) Nimm, lies, und gestehe, daß eine ewige Gefangenschaft im Innern des Serails für dich nur noch eine zu sanfte Strafe sey. Man führe sie dahin.“ Mit diesen Worten gab er seiner Leibwache

wache ein Zeichen, und entfernte sich mit gros-
ßen Schritten von seiner Mutter.

Indeß befahl er, um Osmanns Haus Spione zu verbreiten, und auf jede Bewegung darin lauern zu lassen. Afiane in der Sklaverey des Serails, beschuldigte ihrer Seits den Mufti einer schändlichen Verrätherey. „Ist es möglich, rief sie wiederholt aus, daß er mit seiner gleißenden Tugend wirklich so treulos seyn konnte? Er hat mich betrogen, und konnte ich es vermeiden? Osmann! Osmann! nein, niemals habe ich dich für einverstanden mit meinen Feinden gehalten. — Sein Schmerz, seine Bitten, seine Thränen waren nur erdichtet. Er hatte meinen Sturz zur Absicht, und gründete darauf seiner Tochter Erhebung. Elizene befindet sich nun auf dem Gipfel der Ehre, und ich — kann ich darin ohne Verzweiflung denken? Ich bin in den Abgrund des Unglücks und der Schande herabgesunken.

Die dunkelste Nacht folgte diesem unruhigen Tage, und die beyden Flüchtlinge in der Grotte berathschlagten sich über die besten Mittel, den Nachstellungen Ibrahims zu entgehen. Nach vielen Ueberlegungen kamen sie dahin überein, daß der Mufti zu seinem Hause zurückkehren, ohne Furcht sich in Constantinopel sehen lassen, und das Gerücht ausstreuen solle, seine Tochter daraus entfernt zu haben; daß endlich Elizene von ihm selbst in jeder Nacht die ihr nöthigen Lebensmittel erhalten solle, damit er Zeit gewönne,

einen Schiffskapitain zu gewinnen, seine Schätze zusammenzuraffen; und mit seiner Tochter ohne Gefahr zu entfliehen.

Sie trennten sich hierauf. So schmerzhaft dieser Augenblick ihrem Herzen auch war, so mußten sie sich doch der Nothwendigkeit unterwerfen. Zwanzigmahle nahm Osmann von seiner Tochter einen zärtlichen Abschied, und zwanzigmahl kehrte er wieder zu ihr zurück. „Kann ich dich lassen meine Tochter, rief er wiederholt aus, entfernt von mir, allein deinem Kummer und der Langeweile zum Raube in dieser undurchdringlichen Finsterniß? Guter Gott, womit haben wir dich doch beleidiget, daß du uns so hart züchtigst? Doch, was sage ich? du weinst Elizene? Du zitterst in meinen Armen? Ach ich beschwöre dich, wasne dich mit Muth; denke daran, daß dein Vater dich nur auf eine kurze Zeit verlasse, und dann niemals wieder.“ Hierauf weinte er von neuem in ihren Armen; riß sich hierauf plötzlich los, und entfernte sich aus der Grotte, zitternd vor Schmerz und Furcht. Seine Wiederkehr brachte hingegen in seinen Pallast Ruhe und Freude zurück.

Der Tag brach an, und das Volk von Constantinopel schon in Unruhe, versammelte sich haufenweise in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen. Von der Flucht des Oberpriesters benachrichtiget, ohne seine Zurückkunft zu wissen, tadelte es schon laut die Grausamkeit des Monarchen, welcher das Oberhaupt der Religion zu

einer

einer Entweichung gezwungen habe. Ihre in Schrecken gesetzte Einbildungskraft sah in diesem Ereignisse den nahen Umsturz des Reichs. Es ist um uns geschehen, riefen alle Stimmen, wir sind schon so gut, als in den Händen der Ungläubigen. Das ottomannische Reich kann nicht widerstehen, weil Stamboul seinen Mufti verlohren hat.“

Ein sehr gewöhnliches Ereigniß, das die Türken aber, als den Vorboten der gefährlichsten Begebenheiten ansehen, bestärkte sie nur noch mehr in ihrer Meynung. Der Mond war einen großen Theil der Nacht hindurch verfinstert gewesen, und von diesem Augenblicke an, ward Schrecken und Furcht allgemein.

Der Tumult wuchs immer mehr, und der Geist des Aufruhrs bemächtigte sich aller Gemüther. Man strömte haufenweis auf den Pallast des Sultans zu, um ihn zu belagern, die Thore zu erbrechen, und den Monarchen selbst hervorzuziehen, als der Mufty, vom Aufstande und der Ursache desselben benachrichtiget, und eben so für das Leben des Prinzen, als für das Wohl des Staates besorgt, plötzlich aus seinem Pallaste hervortrat, und sich dem versammelten Volke zeigen wollte. So bald er glaubte, verständlich werden zu können, rief er: „Was habt ihr? was wollt ihr? Hier ist Osmann, hier ist der Oberpriester eurer Religion.“ Bey dieser Stimme wendete sich alles gegen ihn zu, seine männliche und nachdrückliche Beredsamkeit stellte

ihnen endlich so überredend die heiligen Rechte des ottomannischen Stammes dar, daß er die Kühnheit der Aufrührer niederschlug und alle Herzen besänftigte. Während daß der edelmüthige Osmann so die Sache seines Monarchen verfocht, wußte Ibrahim, im Innersten des Serails vergraben, noch nichts von dem allgemeinen Aufruhre des Volks, und durch seine Spione von der Zurückkunft des Mufti benachrichtiget, gab er seiner Leibwache den Befehl, desselben sich zu bemächtigen. Er hatte beschlossen, ihn entweder zur Entdeckung des Aufenthalts seiner Tochter zu zwingen, oder ihn sterben zu lassen, wenn er sich hartnäckig ihn zu gestehen weigere.

Die Beorderten wollten hierauf den Pallast verlassen, als sie bey dem Heraustreten den ganzen Platz vor ihm mit einer Menge Volks angefüllt sahen, welche aufmerksam die Rede des Oberpriesters mit anhörte. Dies Schauspiel setzte sie vor Erstaunen und Furcht außer sich, und sie eilten in das Serail zurück, um dem Sultane von diesem Ereigniß Nachricht geben zu können. Eine so unerwartete Neuigkeit machte den Monarchen so sehr bestürzt, daß er die Sprache vor Erstarrung verlohr. Schon glaubte er den Augenblick herangenahet zu sehen, wo er Thron und Leben verlieren würde; doch um ihn so lange als möglich zu verzögern, ließ er alle Bedienten des Serails bewafnen. In dem trat Aza, einer von den Abgeschickten, welcher sich unter das Volk gemischt hatte, um alle Umstände

dieses

dieſes Ereigniſſes zu erfahren, ins Zimmer, und kündigte dem Monarchen an, daß der Mufti ſich ſelbſt bemühe, den ſeinetwegen entſtandnen Aufruhr zu dämpfen.

Ibrahims Furcht nahm zugleich mit der Gefahr ab. Indeß hatte ihn der erſte Schreck klüger und vorſichtiger gemacht, und er ſagte zu ſich ſelbſt. Ich will nicht mehr offenbare Gewalt gegen den Mufti gebrauchen; ich will meine Zuflucht zur Liſt nehmen. Sie kann Elisenen noch in meinen Beſitz bringen. „Du mußt,“ ſetzte er gegen Selim zu, „den Mufti mit ſo vielen Spionen umgeben, daß uns keine ſeiner kleinſten Handlungen entgehe. Laß dich weder durch die Schwierigkeit, noch durch die Langwierigkeit dieſer Unternehmungen zurückſchrecken. Verſchwende Geld, Bitten, Drohungen. Wenn mir der Aufenthalt dieſer ſtolzen Schönheit nur erſt bekannt iſt, ſo will ich ſie bald herausziehen.

Selim, jedem Winke ſeines Herrn getreu, hatte bald eine Menge von Kundſchaftern geſammelt. Das Gold des Serails drang bis in Osmanns Pallaſt, und machte dieſem unglücklichen Vater ſeine ergebenſten Bedienten untreu; aber umſonſt wurden alle ſeine Reden, alle ſeine Schritte bewacht; nichts verrieth ſeines Herzens Geheimniß; denn nun von den Finſterniſſen der Nacht beſchattet, wenn alle ſeine Hausgenoſſen ihn im tiefſten Schlaf verſenkt glaubten, ſtahl er ſich durch die geheimen Schlupfwinkel ſeines

Gartens zu der Höhle, wo Elizene schmachtete, und brachte seinem unglücklichen Mädchen die Nahrungsmittel, deren sie zu ihrer nothdürftigen Erhaltung bedurfte.

Schon waren fünf Tage nach jenem Aufruhre verstrichen, und der Aufenthaltsort Elizenens war immer noch unentdeckt, als der Mufti erfuhr, daß ein anderes französisches Schiff am andern Morgen nach Egypten segeln würde. Osmann sah dieses als Zügung des Himmels an, der sich endlich seines Unglücks erbarme. Sollte er selbst die Befehlshaber aufsuchen, um mit ihm die Entführung seiner Tochter zu verabreden? Aber er zweifelte nicht, daß er von allen Seiten mit gedungenen Kundschaftern umringt sey. Seine zweifelnde Seele wußte sich eine Zeit lang zu keinem festen Entschluß zu bestimmen. Endlich ließ er den vornehmsten seiner Sklaven, den alten Achmet, rufen, welcher seit vierzig Jahren sein Vertrauen besaß und verdiente. Aber, wer kann auf Sklavenseelen rechnen? Achmet war der Erste gewesen, den Selim durch die Aussicht eines glänzenden Glücks an Ibrahims Hofe zu bestechen versucht hatte, und ein rege gemachter Ehrgeiz wandte ihn von seinem Herrn ab, um ihn zum Mitschuldigen des verbrecherischen Plans eines Tyrannen zu machen.

Sein guter Herr vertraute diesem verstellten Bösewicht endlich sein Geheimniß, und befahl ihm, den Kapitain des französischen Schiffes aufzusuchen und ihn um Platz für zwey Unglückliche

zu

zu bitten. Du kannst selbst, setzte er hinzu, Osmanns und Elizenens Namen nennen; meine Freymüthigkeit kann mir nicht schaden; und wenn seine Antwort, wie ich nicht zweifle, günstig ausfällt, so begebe ich mich morgen mit Tages Anbruch nebst meiner Tochter durch das an meinen Garten angrenzende Gehölze zu ihm an Bord. Du wirst Sorge tragen, ein Kästchen, das ich dir überliefern will, und das mein ganzes Vermögen enthält, selbst dahin zu bringen. Es ist nicht nöthig, Achmet, dir die treuste Verschwiegenheit über alles, was ich dir gesagt habe, anzubefehlen; eile daher jetzt, und komm bald wieder zurück. Deine Freyheit und ein Theil meiner Schätze wird deine Belohnung ausmachen.

Der Treulose entfernte sich hierauf, und anstatt zum Hafen zu gehen, flieht er zum Pallast des Sultans. Selim benachrichtigte seinen Herrn von der eben eingezogenen Kundschaft; man kommt darin überein, Achmet dem Oberpriester eine günstige Antwort von Seiten des Schiffskapitains überbringen zu lassen, und verspricht ihm zur Belohnung seiner Treue einen ansehnlichen Rang.

Indeß suchte Osmann, welcher durch seine Flucht die Stadt nicht von neuem einem Aufruhr aussetzen wollte, einen ihm würdigen Nachfolger auf. Nachdem er lange mit sich über diese Wahl zu Rath gegangen war, schrieb er sie, so wie seine Abdankung nieder, verschob die Versendung des Papiers aber, bis zum Augenblick

des Einschiffens, wo es alsdann Achmet seinem Nachfolger übergeben solle.

Kaum hatte er dieses Geschäft beendiget, als er auch seinen Sklaven zurückkommen sah. Die von ihm erhaltene Antwort brachte seine Freude auf das höchste. Die Nacht kam endlich heran, und alle Anstalten zur Abreise waren getroffen. Seinem Versprechen getreu, gab er Achmet seine Freyheit, überhäufte ihn mit reichen Geschenken, lieferte ihm endlich das Kästchen aus, welches sein ganzes Vermögen enthielt, bestellte ihn damit vor dem Ende der Nacht in der Nähe des Ufers, und nahm einen zärtlichen Abschied von ihm.

Dieser durchdrang das Herz des Verräthers; er fühlte sich von Gewissensbissen gefoltert, er erblaßte, und war schon bereit, seine Treulosigkeit zu gestehen, als auf einmahl das Traumbild des Ehrgeizes diese Ueberreste von Tugend erstickte.

Indeß verließ der Mufti seinen Pallast, und nahm Abschied auf ewig von ihm, unruhiger und ungewisser als jemals. Die Furcht, welche ihn so lang gequält hatte, vermehrte sich mit jedem Schritte zu dem Augenblick, in dem er nichts mehr zu besorgen haben würde. Nachdem er sich aber wieder in der Höhle mit seiner Tochter beysammen befand, verlohr er einen Theil seiner Besorgnisse; beyde trösteten sich mit ihrer nahen Befreyung, fanden in der Zukunft neue und erfreu-

freuliche Aussichten, sagten endlich dem Denkmahle des Verstorbenen in der Grotte ein zärtliches Lebewohl, und begaben sich zum Gestade des Meeres.

Die Nacht klärte sich schon zu einer lieblichen Dämmerung auf, und die Gegenstände entwickelten sich deutlicher aus ihrer allgemeinen Verwirrung, als sie aus dem Dickicht hervortraten. Sie sahen sich hierauf nach Achmet um; aber dieser ließ sich nicht blicken. Sie glaubten hierauf, daß er sich vielleicht irgendwo in der Nähe des Bestimmungsortes versteckt halte; als sie ihm aber näher kamen, umringte sie plötzlich ein Trupp Bewafneter, mit Selim an ihrer Spitze.

Nun wurden sie auf einmahl Achmets Verrätherey inne. Wie können sie aber jetzt diesen Barbaren entgehen? Elizene stößt einen klägli-chen Schrey aus, und wirft sich verzweifelnd ihrem Vater in die Arme. Dieser umschlingt sie mit unauflöslichen Banden, und vertheidiget sie gegen die Angriffe der Unmenschen. Der heftigste Kampf entsteht. Selim zieht endlich seinen Dolch, und stößt ihn in der Hitze dem Greise in die Brust; sein Blut strömt auf Elizenen; er selbst stürzt ohne ihr Bewußtseyn zu ihren Füßen; aber kaum kann man seine Tochter den erstarrenden Armen entwinden. Sie wird ebenfalls leblos nach dem Serail geschleppt.

Indeß kommt Oémann wieder zu sich selbst. Er blickt nach allen Seiten um sich her; er ruft,

er fordert seine Tochter; aber alles ist stumm, und er hört nur seine eigene Stimme. Er versucht es, sich zu erheben; aber immer sinkt er wieder noch matter zurück. Nach langen Anstrengungen stehet er endlich auf, und nimmt, wiewohl halb ohnmächtig und vom Blutverluste erschöpft, den Weg nach dem Serail zu.

Wie Elizene aber von den Räubern über den großen Platz getragen wurde, so wandte sie die ersten Kräfte des wiederkommenden Lebens dazu an, mit lautem Geschrey ihren Vater zu rufen. Die Spahis und Janitscharen, die den Pallast umringten, erwachten von diesem Getöse, eilten von allen Seiten nach dem Platze zu, und vernahmen, daß Osmanns Tochter von des Monarchen Sklaven in den Pallast geschleppt wurde. Indem sie noch das Schicksal Elizenens beklagten, trat der Oberpriester mit wankenden Schritten unter sie. Die Blässe seines Gesichts, die Thränen, welche aus seinen irren Augen hervorströmten, seine niederhangenden Haare, seine zerrissene und blutige Kleidung, sein Busen von Wunden bedeckt und durchbohrt, vermehrte im Herzen dieser Krieger die Aufwallung, welche darinnen das Unglück seiner Tochter erregt hatte. Sie eilten auf Osmann zu, sie umringten ihn, und indem sie ihn bestürzt anstaunten, fragten sie sich unter einander: „Gerechter Himmel! ist es möglich, daß unser Oberpriester so schrecklich behandelt seyn kann? Wer ist der Böswicht, der sich mit diesem ehrwürdigen Blute besudelt hat?

Osmann begierig, den Sultan zu sprechen, antwortete auf alle ihre Fragen nicht, sondern eilte mitten zwischen ihnen hindurch. Aber mehrere fingen an zu schreyen, und drohten dem Monarchen selbst mit einer Rache für diese Schandthat. Er suchte sie zu besänftigen, und behauptete, nur Selim sey der Thäter, und sicherlich ohne Mitwissen des Sultans. Aber sie schworen, sich an den letztern zu halten, wenn er Osmanns Tochter nicht sogleich wieder auslieferte, und begleiteten ihn bis zur Pforte des Pallastes.

Der Sultan befahl indeß Elizenen von seinem Throne herab, ihren Vater zu vergessen, als Osmann zu ihm hereintrat und sich auf ihn zuwendete, seine Wunden zeigend. „Gieb mir meine Tochter wieder," rief er aus, „dies Blut, das aus meinem Herzen quillt, fordert sie zurück; oder tödte mich mit neuen Wunden. Denke wenigstens an deine Sicherheit. Dein Volk wird trotz deiner Anstrengungen meine Sache vertheidigen, und schon glimmt ein allgemeiner Aufstand in Constantinopel. Schon sind die Spahis und Janitscharen bereit."

Wüthend über diese Anrede, welche Ibrahim für Drohung ansah, erlaubte er ihm nicht, weiter fortzufahren. „Entferne dich, schrie er, entferne dich aus meinem Pallast, und kehre niemals wieder zurück, wenn du nicht einen gewissen Tod darinnen finden willst. Du forderst vergebens deine Tochter zurück. Ich habe sie einzig mir nur bestimmt. Selim! schaffe mir im Au-

genblick diesen Tollkühnen aus meinen Augen, und wenn ihn jemand unterstützen will, so lasse die Pforten verschließen, und kehre zu mir zurück.“ Vergebens verdeppelten Osmann und Elizene bey diesem Befehle ihre Thränen und Klagen; zum zweytenmahl wurden sie aus einander gerissen.

Als aber Osmann an der äußersten Pforte anlangte, so geriethen die Janitscharen und Spahis außer sich, und warfen sich auf seine Begleiter. Ein Theil derselben wird auf der Stelle niedergehauen, der andere rettet sich mit der Flucht. Selim wird eingeholt, auf den Platz geschleppt, und in Stücken zerhauen. Man verschließt die Thore des Serails, und der Sultan versammelt seine Bewafneten.

Bald nimmt die ganze Stadt am Aufstande Antheil. Der Pallast wird von allen Seiten bestürmt, vergebens vertheidigen sich die zahlreichen Wachen des Sultans; man zersprengt die ersten Thore. Dieser glückliche Erfolg verwandelt den Muth der Empörer in Raserey. Sie schreyen nach Ibrahim. Osmanns Anstrengungen, sie aufzuhalten, feuern sie nur noch mehr an, und sie drängen sich wild herein.

In diesem schrecklichen Augenblick fühlt sich der Sultan von Muth und Kräften verlassen, eilt in das Innere des Serails, und stürzt sich seiner Mutter in die Arme. Er spart weder Thränen, noch Bitten, noch Versprechungen —

er schwört endlich auf Elizenen Verzicht zu thun. Ariane nimmt hierauf das zitternde Mädchen bey der Hand, um den Rebellen entgegen zu gehen. Dieser Anblick, der Sultanin Gegenwart, Reue und Versprechungen, und Osmanns Flehen besänftigen sie allgemach.

Aber so mild die Vergebung der Mutter war, so grausam blieb der Haß des Volkes. Sie stürzen in Ibrahims Gemach, fallen wüthend über ihn her, werfen ihn darnieder und erwürgten ihn mit einem Strick. „Weh dem Tyrannen, der Unschuld und Religion unterdrückt; der seine Macht nur dazu anwendet, sie elend zu machen!“

„Nun, was sagen sie dazu, lieber Fernando! fragte Laura, da sie die hier erzählte Geschichte ihm vorgelesen hatte.“

„Was ich dazu sage? Daß die Welt sich überall gleich ist. Die Form ist und bleibt die nehmliche, nur die Bekleidung weicht ab, und scheint für ungeübte Augen dadurch etwas anders zu werden, als sie wirklich ist.“

„O die häßlichen Türken! Mein Fernando! des reden sie mir nicht aus, es ist und bleibt eine grausame Nation“ —

„Und indessen Laura eine ganze Nation ohne Unterschied grausam nennt, ist sie selbst nichts weniger, — als grausam.

„Kann

„Kann ich anders entscheiden, wenn ich sie nach Elizenens Geschichte beurtheile?“

„Und wie würden die guten Türken über uns entscheiden müssen, wenn sie uns nach den Darstellungen unserer Romane das Urtheil sprechen sollten? Ueberdem scheint mir die ganze Geschichte Elizenens nur ein kleiner selbstgeschaffner Roman zu seyn: vielleicht die kleine Sünde eines französischen Schriftstellers, die vor einiger Zeit erstaunend viel Behagen darinnen fanden, die Phantasie ihrer Landsleute durch dergleichen morgenländische Fictionen aufzureizen *).“

„Ja ja, ihr lieben Männer, so seyd ihr nun! was ihr euch zu vertheidigen vernehmet, das muß

*) Einige von ihnen hatten zwar einen ganz andern Zweck, wie zum Beyspiel der vortrefliche Marmontel, den in neueren Zeiten der beliebte Anton Wall zu verdeutschen begann, aber seine schöne Arbeit schon mit dem ersten Theile beschlossen zu haben scheint. Herr Hofrath Schütz beruhigte das deutsche, der französischen Sprache unkundige Publikum, durch eine elegante, geistvolle Uebersetzung, und hat in diesem Jahre schon zwey Bände geliefert, die in der Weßischen Buchhandlung zu Leipzig herausgekommen sind, und die keine Leserin von Geschmack ungelesen lassen sollte.

muß und soll vertheidiget seyn. Dasmahl aber sollen eure Gerechtsame an meinem Eigenthum scheitern. Die Türken sollen und müssen nun grausame Menschen seyn und bleiben.“

„Und doch soll Lorenas Eigenthum bald dahinschmelzen —“

„Möchte wissen, wodurch? —“

„Durch ein Gemälde“ —

„In dem sie vermuthlich die Farben nehmen werden, wie es ihnen gefällt“ —

„Nicht so, meine Liebe! mein Gegenstand ist aus der wahren Geschichte entlehnt; die Zeit, worinnen er auftritt, war der Anfang des noch laufenden Jahrhunderts; ich sage das um so mehr, weil Lorenas Geschichte in einem frühern Jahrhundert vorgefallen zu seyn scheint, wenn sie ja wirklich geschehen seyn sollte.“

„Ich sehe, sie wissen alles zu ihrem Vortheil. Wohlan, erzählen sie!“

Fernando begann seine Erzählung, wie wir sie unsern Leserinnen nun mittheilen.

Der Gegenstand ist

Achmet der Dritte.

Prinz Achmet war der Liebling Walidens, der Sultanin Mutter. Sie freute sich, ihn oft zu sehen, und gab ihm, so oft er es nur haben wollte, mit Vergnügen die Erlaubniß, vor ihr in ihrem Pallast erscheinen zu dürfen. Er kam oft zu ihr. Sie schrieb diese öftern Besuche der kindlichen Liebe zu, und erwiederte sie gleich dankbar mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Des jungen Mannes Augen glühten, wenn er in ihr Zimmer trat; die Mutter forschte, wohin seine Augen ihre Strahlen warfen. Er sah der Mutter Blick, und suchte sich ihren Beobachtungen zu entziehen. Doch was einmahl das scharfe Auge eines Weibes faßt, kann der genauesten Prüfung nicht entgehen, bevor nicht der tiefste Grund erforschet ist. Und in welchem Fall ist das menschliche Auge mehr Verräther, als wenn es der Liebe gilt?

Zaide, eine Circassische Sklavin, die Schatzmeisterin der Sultanin, war der Gegenstand, der sein Herz an sich zog. Jede der Sklavinnen Walidens war eine Schönheit; aber Zaide strahlte unter ihnen, wie Venus am Himmel unter ihren übrigen Schwestern.

Achmet

Achmet fühlte zwar, daß diese Liebe, seiner Mutter nicht ganz willkommen seyn würde; um desto mehr suchte er sie zu verbergen. Zaiden zu sprechen, war schon eine sehr schwere Sache, aber sie allein sprechen, sein Herz so ganz vor ihr ausschütten zu können, das war ganz eine Unmöglichkeit. Je mehr die Glut der Liebe Widerstand findet, desto heftiger greift sie um sich. Er bot alle seine Verstandskräfte auf, sich ihr näher und deutlicher zu erklären; allein so leicht sich oft Liebende verstehen, wenn sie sich einmahl kennen, so schwer und dunkel ist ihnen die Sprache, wenn sie sich einander nur erst nähern lernen, und Ungewißheit und Mißtrauen sie schüchtern macht. Leicht aber bricht die Verschmitztheit sich endlich doch eine Bahn, auf der sie ungehinderter ihrem Ziel entgegen eilen kann. Große Herren, die bald in ihren Börsen eine unwiderstehliche Ueberredungskunst besitzen, bald in ihrem Ansehen, und ihrer Gewalt einige Mittel mehr haben, sich der Herzen derer zu bemeistern; die ihnen zur Ausführung ihrer Pläne am nothwendigsten seyn möchten, gewinnen nicht selten der Zeit die schnellste Flucht ab, wenn sie auch anfangs den Schneckengang zu schleichen schien. Achmet gewann den Pascha Aga seiner Mutter. Er war ein listiger, unternehmender Mann, und erbot sich sogar ein Briefchen von Achmets Hand an Zaiden glücklich zu überbringen. Wie erröthete Zaide, da sie den Brief erbrach; schlau genug hatte er den Namen dessen verschwiegen, der ihn geschrieben hatte;

hätte

hätte er ihr gleich gesagt, er sey vom Prinz Achmet, sie würde ihn zurückgegeben haben, weil sie wußte, sie könne sich den größesten Gefahren aussetzen. Als der Brief in ihren Händen war, eilte der Ueberbringer schnell von ihr.

„Und was sagte sie? wie nahm Zaide den Brief auf?“ fragte Achmet hastig.

„Prinzliche Hoheit würden das sehr übel aufgenommen haben, wenn ich das hätte abwarten wollen.“

„Nun weiß ich aber so viel, wie nichts. Du hättest ihre Antwort abwarten sollen.“

„Und wenn ichs nun gethan hätte, was würden sie für glückliche Folgen davon gesehen haben? Nicht die mindesten! Die Mädchen sind eigensinnig; bey solchen Scenen leiden sie nicht gern Zeugen. Ehe sie sich bloß geben, ehe unterdrücken sie ihre Empfindung. Glauben Prinzliche Hoheit nur, daß es so besser ist. Wenn sie das süße Briefchen gelesen haben wird, so wird sie jedes Wort an ihr Herz legen, und wenn sie dann sie wieder sehen wird, so wird die Antwort in ihren Augen liegen.“

Achmet fand in diesen flach hingeworfenen Bemerkungen eine richtige Kenntniß des weiblichen Herzens, und war nun mit des Aga Benehmen vollkommen zufrieden.

Achmets Bruder, der Großsultan, war ein heftiger Liebhaber großer Feyerlichkeiten. Nie

war die Pracht höher gestiegen, als sie jetzt an diesem Hofe herrschte. Im May wird das Tulpenfest im Serail gefeyert. Die Sultanin Walide und Achmet wurden dazu geladen. Sie erschienen. Entzücken herrschte in Achmets Augen, auch Zaiden zu finden. Die Vögel aller Arten, womit die Gärten besonders bey dieser Feyer besetzt werden, wetteiferten unter einander, und es schien, als wenn sie die Herzen der Liebe gleichsam in einander verschmelzen wollten. Solch ein Gesang fürs Ohr, und jene glühende Leidenschaft im Herzen, wer sollte da nicht unterliegen? Achmet verstand nun Zaiden und schien jetzt seiner Wünsche Erfüllung entgegen sehen zu dürfen. Er näherte sich ihr; doch mußte er äußerst behutsam seyn, denn die kleinste Entdeckung, die der Sultan hätte machen können, würde beyde vom Ziele entfernt haben. Sanft und leise flüsterte er dem holden Mädchen eine schöne Bemerkung zu, wenn sie irgend bey einer Blume vorüberwandelte, die ihr eine Deutung von seinen Empfindungen geben konnte.

So theilnehmend an diesem Feste die Sultanin Walide vom Anfang war, so zurückhaltend ward sie auf einmahl, da sie Achmet näher beobachtete. Die Unschuld und Unerfahrenheit der Liebenden, gab sich ihr so ganz Preiß, daß nun auf einmal das Räthsel aufgelößt vor ihr lag. So viel entdeckte sie zwar, daß diese Liebe erst noch im Beginnen sey; um so schneller eilte sie, sie zu unterdrücken. Unvermuthet brach sie

auf, und verließ unter dem Vorwand, daß die Abendluft ihr nachtheilig ſey, die Verſammlung. Zaidens Blick ſuchte Achmet; allein Walide hatte ſchon den Augenblick ſo gewählt, daß ſie von einander ſchieden, ohne ſich noch einmahl zu ſehen. Sie hoffte dadurch jedes nähere Geſtändniß zu unterbrechen. Achmet hörte zwar in der Ferne ein Geräuſch, allein er achtet nicht darauf, denn ſeine ganze Seele war in der Seligkeit der Liebe verlohren. Sich einzig und ſelbſt zu genießen, giebt in ſolchen Situationen die Einſamkeit die reizendſte Gelegenheit. Er hatte ſich nun wieder geſammelt, hoffte nun wieder ſein Auge nach dem holden Mädchen empor richten zu können, ohne daß ein dritter ſie beyde entdecke; eilte nun in die Reyhen, und fand ſeine Zaide nicht mehr. Welch ein Schlag! Sein Auge ſuchte überall umher, aber jedes Plätzchen war und blieb eine Einöde, denn Zaide hatte es verlaſſen. Gern hätte er gefragt; aber aus ſolchen Fragen entſcheidet die Welt oft viel, und irrt ſich nur äußerſt ſelten. Selbſt der Baſcha Aga war hinweg, und nun war keine Seele mehr für ihn gegenwärtig, die ihn nur auf das leidlichſte hätte unterhalten können. Gern wär auch er von dannen gegangen, allein Behutſamkeit war ihm jetzt eine ſehr wichtige Pflicht, obgleich die guten Liebenden in ſolchen Fällen öfters bey all ihrer Behutſamkeit erſt recht unbehutſam werden. Er ſtellte ſich ſo munter, als er konnte, und doch flüſterte man ſich heimlich zu: was dem Prinzen fehlen müſſe? er ſey nicht mehr ſo heiter. Die Sklavinnen boten alle

Reize

Reize auf, ihn zu locken; aber vergebens war das Netz hen gestellt; der Vogel entwischte, da sie ihn am sichersten zu haschen glaubten. Zwar ahndeten sie eine Nebenbuhlerin; aber auf die sie zuerst hätten sinnen sollen, fiel ihnen gar nicht bey; sie wetteiferten unter einander, die gegenwärtig waren, und vergaßen die, so Achmets Herz mit sich hinweggenommen hatte.

Die Sultanin Walide vermochte es nicht länger über sich, dem beklemmten Mutterherzen Luft zu machen.

„Zaide sage mir, du bist seit einiger Zeit so nachdenkend, so in dich verschlossen, was ist mit dir vorgegangen?“ fragte sie ihre schöne Sklavin zu einer Stunde, die zu einer vertrauten Unterhaltung vorzüglich geschickt zu seyn schien.

Und Zaide suchte allerhand Abwege um der überraschenden Fragerin die rechte, wahre Bahn abzuschneiden. Allein Walide war Menschenkennerin, und sah schon, wo das hinauswollte. Sie wählte die kürzeste Weise, das Herzchen aus seinem Schlupfwinkel aufzujagen. Mit festem Blick faßte sie Aug in Auge: Zaide, du liebst — sprach sie, und ihre Worte, ihr Accent hatte die Festigkeit, als wenn die Sache auch nicht dem mindesten Zweifel unterworfen wäre.

Das arme überraschte Mädchen erröthete — So fällt ein schneller Blitz in den Pallast, und im Augenblick steigt das kleine Flämmchen schon zur hohen Gluth empor.

„Zaide! ich habe es getroffen. Ich sage es noch einmahl: du liebst,“ wiederholte Walide mit verdoppelter Festigkeit.

„Und wäre Liebe für mein jugendliches Herz ein Verbrechen?“ antwortete sie.

„Nein, deine Liebe wäre kein Verbrechen — aber du liebst Achmet, meinen Sohn, den Bruder des Sultans.“

„Wer hat dich so hintergangen?“

„Aus deinem Betragen habe ich es schließen müssen. Weißt du, daß dich diese Liebe unglücklich machen wird.“

Zaide seufzte: „Ach leider! fühle ich das schon.“

„Sieh, Zaide, ich will deine strafbare Kühnheit nicht ahnden, wie ich wohl sollte; warnen will ich dich aber, diesen unglücklichen Gedanken fahren zu lassen. Dein Elend würde grenzenlos seyn, wenn der Sultan euer Einverständniß entdecken sollte. Sey aufrichtig! Wie lange ists her, daß ihr euch liebt?“

„Noch ists nicht mondenlang. Großmüthige Beherrscherin! verwirf mich nicht, habe Gedult mit mir. Ich gebe dir das heilige Versprechen, ich will ihn von meinem Herzen losreißen — Ach die Vernunft hat mir schon ihr heiliges Gesetz vorgehalten, und ihre Vorschrift soll auch ferner diese Leidenschaft brechen.“

„Du

„Du sprichst gut. Wirst du mich aber nicht täuschen?“

„Schande mir dann! Dein Haß verfolge mich, und mein Tod sey deine Rache.“

„Daß ich dir trauen dürfte! Die Liebe kömmt schnell ins Herz, aber langsam und schwer ist sie wieder herauszubringen, worein sie sich einmal festgesetzt hat. Sprachst du meinen Sohn oft?“

„Am Tulpenfest zum ersten und zum letzten mahl allein; so oft ich ihn sonst sprach, ist dir bekannt; denn es geschah nur in deiner Gegenwart.“

„Ich muß dich vor seinem Ungestüm schützen. Die Liebe verläugnet sich zwar oft eine kurze Zeit, behauptet aber dann hinterher ihre Rechte zwiefach, und wirft alles nieder, was sonst ganz neben aufgebaut worden war. Achmet ist mein Sohn. Es würde zu viel gefordert seyn, wenn ich mir um deinetwegen das Vergnügen entsagen sollte, künftig ihn weniger sehen zu dürfen — Und wenn er nun käme, wenn er mir auch angelobt hätte, seine Liebe, als ein Opfer für seine Mutter darzubringen, würde er es halten können? Wer sich zu leicht in Gefahr begiebt, kommt nicht selten darinnen um. Zaide, es wird nöthig seyn, dich aus meinem Pallast zu entfernen. Du wirst zwar von meiner Seite weichen; aber meinem Herzen wirst du deste näher seyn. Ich werde sorgen für dich, und dir durch meine Großmuth das zu

vergüten suchen, was dir der Zufall und die Lage der Dinge raubten, und rauben mußten.“

Thränen rollten aus Zaidens Augen. Diese vertrauliche Sprache hatte ihr Herz gewonnen. Sie unterdrückte ihre Empfindung, sie hatte keinen Wunsch mehr. Vorwürfe würden sie hartnäckig gemacht haben, die Worte der Liebe aber bengten ihren ganzen Sinn. Sie überließ sich Walideen ganz; versprach, ihren Sohn mit keiner Sylbe je wieder zu sprechen, und schwur sichs sowohl, als ihrer großmüthigen Beherrscherin, seinen Blicken stets auszuweichen, ja sogar auch da auszuweichen, wo es schiene, daß man die Pflichten der Ehrfurcht verletze, die Gesetze der Etikette beleidige.

Die Sultanin umarmte das Mädchen, und ihr Herz war nun wieder erleichtert, denn weit schwerer hatte sie sich diesen Kampf vorgestellt. Zaide gieng auf ihr Zimmer.

Kaum hatte sie der Sultanin Zimmer verlassen, und während daß sie nach dem ihrigen wehmüthig und mit zerrissenem Herzen schlich, begegnete ihr Achmet. Sie schlug ihre Augen nieder, und wenn sie sie wieder empor richtete, sah Achmet Thränen in denselben zittern. Tausend Fragen, tausend Besorgnisse schwebten auf seiner Zunge; aber Zaide verdoppelte ihre Schritte, und wich ihm mit der größesten Sorgfalt aus. Peinliche Lage für ein liebendes Herz, wenn man den geliebten Gegenstand leiden sieht, und kein Bekennt-

Bekenntniß von seinen Lippen empfängt; keine Ursache ausfindig machen kann, die diesen Sturm im Innern erregt. „Ihr Blick," fuhr Achmet in einem Selbstgespräch mit sich fort, „verkündigte mir Theilnahme, Erhörung; ihre Thränen verriethen einen heimlichen Schmerz, und ihre Flucht — Schüchternheit und Furcht. Das alles kann ich mir enträthseln. Aber warum das nun geschieht? — Ha! ich will hin zu ihr, will auch den kleinsten Kummer aus ihrer Seele scheuchen, will der einzige Vertraute ihrer Leiden, will ihr Trost seyn. Aber — o du grausames barbarisches Gesetz, das mich verhindert, diese so selige Pflicht erfüllen zu können; doch weg mit dem Gesetz, das kein Mensch gab, dem die höhern Pflichten am Herzen lagen; weg mit der lästigen Sitte — ich will beyden den stolzen Nacken beugen; Zaide sey der Preiß, und für diesen Preiß ist kein Opfer zu groß." Der Gott der Liebe schien Achmet seine Flügel gegeben zu haben, so rasch eilte er nach Zaidens Zimmer.

Der Bascha Aga hatte ihn nicht aus den Augen gelassen, hatte in der Ferne dieser Scene zugesehen, und war dem Prinzen nachgeeilt. „Nicht so rasch; Ew. Prinzliche Hoheit sehen den Abgrund nicht, der augenblicklich sich vor ihren Augen öffnen wird."

„Ha, Verwegner! welch ein böser Geist sendet dich jetzt zu mir? Laß mich! laß mich!!" —

„Der Prophet ſelbſt könnte keine reinere Abſichten für ſie haben, als ich. — Hören ſie denn nichts? ſehen ſie nichts? Wie die arme Zaide ſtöhnt! wie ſie ſeufzt! — Ach hier ſtrömt ihr Blut —“

„Freund! Freund! du mahnſt mich fürchterlich.“

„Iſt ihnen Zaidens Leben theuer, ſo fliehen ſie: Werden wir entdeckt, ſo iſt alles verrathen. Zaide iſt das Opfer, und ſie ſind ihr — Mörder. Die Kaiſerin Mutter hat ſie überdem rufen laſſen. Zerſtreuen ſie ſich, daß ſie nichts von der Heftigkeit ihrer Leidenſchaft gewahre; alles, alles wäre dann verlohren.“

„Freund! du ſprichſt ſehr ernſthaft!“

„Die Gefahr feſſelt dem Scherz die leichtfertige Zunge.“

„Mein einziger Gedanke iſt Zaide. Wird mich alſo das Bild des leidenden Mädchens nicht überall verfolgen?“

„Laſſen Sie mich das machen; ſie ſollen bald Nachricht von ihr haben. Jetzt eilen ſie nur, der Sultanin Mutter Befehle zu vollziehen. Es wird ſie viel koſten, Gewalt über ſich gewinnen zu können; aber Zaide, Zaide ſey ihr Loſungswort.“

Achmet umarmte ſeinen Freund; eilte, ſich zu zerſtreuen — aber die Wolken, die noch hin und wieder

wieder die gewohnte Heiterkeit seines Gesichts verdeckten, ließen leicht das Gewitter ahnden, das bald stärker in seinem Herzen sich aufthürmte, wenn es sich auch bisweilen verziehen wollte.

Wie er nun glaubte, den Sieg nur einigermaßen über sich gewonnen zu haben, so gieng er zu seiner Mutter. Er stammelte eine Menge Entschuldigungen über sein längeres Verweilen, ihren Befehl zu erfüllen, und die Sultanin merkte allerdings, daß sein Inneres beunruhiget seyn müsse. Sie fragte mit aller mütterlichen Zärtlichkeit nach der Ursache, nicht als wenn sie solche nicht schon voraus geahndet hätte, sondern mehr um eine schickliche Gelegenheit zu haben, sein Herz zu erschüttern, aus solchem die Liebe für Zaiden herauszudrängen. — Achmet schob alles auf die unwillkührlichen Launen des Temperaments und der Witterung; aber die Sultanin entließ ihn nicht so wohlfeil, ihren fernern Bemerkungen entrinnen zu können.

„Nicht so! nicht so! mein Sohn; die körperliche Unbehaglichkeit mahlt sich ganz anders auf den Wangen. Alles, was ich gewahre, ist Ausdruck des Herzens, sind innerliche Gefühle. Sage, was beunruhiget dich? Ist ein Zwist zwischen dir und deinem Bruder vorgefallen? —"

„Mutter, wie ist es ihnen möglich darauf zu fallen? Nie ward auch nur ein Augenblick die brüderliche Eintracht unter uns gestört."

„Vielleicht, er ist regierender Herr, unterdrückst du deinen Unwillen, weil dir das kleinste Mißverständniß Nachtheil bringen könnte.“

„Nein, liebe Mutter! Ich bescheide mich, und weiche all dergleichen Dingen mit Vorsicht aus.“

„Nun: eine Ursache muß doch gewiß da seyn, die dich so umgeändert hat. Erwäge mein Sohn! sollte die, die von dem ersten Augenblick deines Daseyns mit so reger Sorgfalt dich glücklich zu machen strebte, sollte die, die mit einem Theil der Aufopferung ihrer Gesundheit dir dein Leben gab, sollte die, die die Pflichten während deiner ganzen Erziehung, leichter gegen sich selbst vergaß, ehe sie die kleinste gegen dich versäumte — sollte diese nun nicht so viel Gegenliebe von dir erhalten können, daß du sie ohne ein weiteres Besinnen zur Vertrauten deines Kummers machen dürftest? Glaube mir, daß eben nicht die größeste Scharfsichtigkeit dazu gehören würde, dein Inneres ausspähen zu können. So verschwiegen auch die geheimen Leiden sind, so entwischt ihnen doch bald ein Laut, bald wieder eine Bemerkung, die, wer genau darauf achtet, oft mehr sagen, als die ausführlichsten Geständnisse. Rede, mein Sohn! Kann deine Mutter dir beystehen, kann sie die Hälfte deiner Leiden dir tragen helfen, mit Herzlichkeit und Wonne wird sie die zärtlichste Theilnehmerin an Allem seyn.“

„Mutter,

„Mutter, ihre Worte dringen tief in mein Inneres. Ja, ich werde, ich will ihnen mein ganzes Herz eröfnen. Aber wenn nun mein Geſtändniß ihren Unwillen erregen ſollte? wenn: —“

„Edle Herzen ſind gern beſorglich; rede, mein Sohn! es ſey, was es immerhin wolle. Sahſt du je von mir, daß ich den Irrenden mit Härte und Liebloſigkeit behandelte; und ich ſollte das ſchönſte Geſchenk der Menſchlichkeit zuerſt an meinem Sohne verletzen?“

„Mutter! Mutter! ſie haben über mich gewonnen; ihre mütterliche Zärtlichkeit vermag alles. Wohlan, ſo wiſſen ſie es denn: ich liebe.“

„Liebe iſt die Roſe der Jugend; ſie blühe dir lieblich.“

(Seufzt) „Und wird in ihrer Blüthe verwelken.“

„Sollte der Bruder des Kaiſers, ſollte, (deine Mutter kann das ſagen, ohne deine Beſcheidenheit zu beleidigen) ſollte ein junger liebenswürdiger Mann ſo unglücklich ſeyn können, ohne Gegenliebe zu lieben? Du haſt die Wahl, und um deſto ſicherer zu gehen, ſo kannſt du ja die Zahl deiner Adoptivtöchter nach deiner Willkühr vermehren und vermindern.“

„Ach, der Gegenſtand, den ich liebe, füllt mein ganzes Herz, und läßt auch nicht den geringſten Platz für einen zweyten übrig. Ihr Zauber macht mir die ganze Welt gleichgültig, mein

Auge

Auge hängt nur an ihrer Schönheit, und meine Seele huldiget nur ihr. Ach Zaide —“

„Wen nennst du? Zaiden, Zaiden, meine Schatzmeisterin?“

„Mutter! sie staunen? War meine Besorgniß, war meine Furcht nun ungegründet?“

„Armer Sohn! da deine Mutter dir nicht einmal helfen kann. Unglückliche Liebe! mußte dein Auge auf diese fallen?“

„Mutter, wohin sie auch gefallen wäre, wo würde meine Liebe glücklicher gewesen seyn?“

„Ich kenne dich. Liebhaberin allein wird sie nicht für dich seyn wollen; du wirst sie nur als deine Einzige, als deine Auserlohrne erwählt haben, und du weißt doch das Gesetz, das dir dieses verbietet?“

„Grausames Gesetz, das dem Fürstensohne versagt, was es dem Geringsten im Volke vergönnt!“

„Hadere nicht mit dem Gesetz, mein Sohn, denn nur durch dasselbe behauptest du deine Vorrechte und deine Größe. Was würden die Fürsten seyn, wenn sie nicht durchs Gesetz eingeschränkt würden? Sohn! wie kann der Regent, wie der ein Beherrscher von Millionen Menschen seyn, der nicht einmahl ein Herz beherrschen kann? Oder wäre das nur eure Größe, andere tyrannisiren zu müssen um sich selbst alles erlauben zu können? — Ueberlege wohl; erführe

diese Liebschaft dein Bruder, der regierende Herr, sage, von welchen Folgen würde das seyn? —"

„Alles das habe ich mir oft gesagt, alle Gründe für und dawider erwogen. Ich weiß, daß mich diese Liebe unglücklich macht, aber wer kann wider sein Herz?"

„Sohn! betrachte die Lilie. Wie langsam sie aufkeimt, und nur nach und nach zur Blüthe gedeyht. Liebe! liebe aber mit Klugheit und Vernunft; verstehet Zaide dein Herz, so wird sie das ihrige nicht gleich einem Andern anvertrauen. Wer weiß, wie der Himmel gebietet."

„Mutter, kann ich nicht anders, als durch meines Bruders Tod glücklich seyn? — Wie viel älter, als ich, ist er? — Solche Anweisungen an die Zukunft haben nur selten einen glücklichen Zahlmeister."

„Beruhige dich! Ich will nachdenken, wie ich dich, ohne das Gesetz, ohne die Pflicht zu beleidigen, glücklich machen kann. Jetzt verwahre dein Herz, und gieb es selbst deinem vertrautesten Freunde nicht. Morgen lasse ich dich wieder rufen; dann empfängst du vielleicht schönere Nachrichten, als du hofftest."

Sie verabschiedeten sich sehr zärtlich, und diese Worte, vielleicht doch nur Worte der Täuschung, träufelten Balsam in sein blutendes Herz.

Unruhe herrschte in Walidens Herzen. Sie liebte nicht minder den Sohn, der den Thron nicht bestiegen hatte, als den, der Beherrscher des Reichs war. Sie sah voraus, daß diese Liebe zu nichts Gutem gedeyhen konnte; gegentheils gewahrte sie, daß alle die Folgen, die aus ganz natürlichen Ursachen entstanden, keineswegs abgeändert werden konnten. Des Mädchens Großmuth zu reizen, dem geliebten Gegenstande zu entsagen, war die einzige Hoffnung, von der Achmets Ruhe abhängen konnte. Ihr einen Ersatz für den Verlust zu geben, schien ihr die Dankbarkeit gleichsam zur Pflicht zu machen. Aber wer von all den Jünglingen, die zur Zeit am Hofe lebten, war es vermögend, Achmets Andenken aus ihrer Seele zu löschen? — Sie hielt eine Hauptmusterung, prüfte alle Feyerlichkeiten, wo beyde Geschlechter ohne Zwang sich hatten sprechen können, und fand, daß Zaide mit dem Sohne des Leibarztes Nuh Efendi am vertrautesten umgegangen war, und ihre Gegenwart ihm am längsten gewährt hatte. Aber wie nun das Mädchen gewinnen, das schon so viele heimliche Anhänglichkeit im Herzen verbarg? wie nun ihr den Tausch angenehm und vortheilhaft vorzubringen? Was wagt ein Weib nicht! Sie verließ sich auch diesesmal auf ihre Ueberredungskraft bey dem guten Mädchen und um den Nuh Efendi zu gewinnen, erdichtete sie eine Krankheit, die den Leibarzt nöthig machte. Sie wußte der Täuschung die ganze Farbe der Wahrheit zu geben. Kaum erfuhr Achmet die Unpäßlichkeit

keit der Mutter, so eilte er schon an ihr Krankenlager, sie verhehlte ihm nicht, daß die Sorge um ihn, und das Nachdenken, wie sie die Angelegenheiten seines Herzens bestmöglichst befriedigen könne, ihre körperlichen Kräfte so stark angegriffen hätten, so, daß sie selbst ihre Schwäche nicht eher empfunden, als bis sie solche überwältigt hätte. Wie nahe dieses dem kindlichen Herzen Achmets gieng, kann man leicht daraus abnehmen, daß er seinen Kummer in sich verschloß, und neben der Liebe Schmerz, den mütterlichen Leiden eine warme Thräne weihete. Mit Zufriedenheit sah diesen seinen Ausbruch der höchsten Zärtlichkeit die Mutter, und schöpfte Hoffnung für die Zukunft. Nicht anders behandelte sie Zaiden, und erreichte den nämlichen Zweck. Wo der Möglichkeit Grenzen gezogen sind, da kann es nicht fehlen, daß sich das Herz, wenn es nicht ganz von der Klugheit verlassen ist, zur rechten Zeit noch zurückzuziehen weiß.

Sehr schwer ward es Zaiden allerdings, sich von dem geliebten Gegenstande loszureißen; aber der Mutter Leben, die Zufriedenheit ihrer Wohlthäterin dabey aufs Spiel zu setzen, das war ihr Verletzung einer der Pflichten, die ihr nicht weniger theuer war, als die Gefühle der Liebe. Sie beschloß, dem Prinzen nun ernstlich auszuweichen, und um jeder Gefahr zu entgehen, war ihr Wunsch, bald einen Gegenstand zu finden, der ihr Ersatz seyn könne, und Achmet vermögen müsse, alle Ansprüche auf sie aufzugeben. Mit welchem

Ein-

Entzücken erfuhr Walide dieſen heldenmüthigen Entſchluß; der geringſte Laut von Zaidens Lippen durchſtrömte ihre Adern, und belebte ſie mit neuem Blut.

Alles gieng beſſer, als ſie geglaubt hatte.

Der Leibarzt, der ihre Miene ſo düſter gefunden hatte, ſchlug ihr mancherley Zerſtreuungen vor. Unter allen waren ihr die geſellſchaftlichen Unterhaltungen die liebſten. Sie rühmte die Geiſtesfähigkeiten des Sohnes des Leibarztes, und erlaubte ihm, ihren kleinen freundſchaftlichen Zirkeln beywohnen zu können. Es würde aufgefallen ſeyn, und Verdacht erregt haben, wenn davon ihr Sohn hätte ausgeſchloſſen bleiben ſollen; was war aber zu thun, und wie war es anzufangen, ihn auf eine ſehr unbemerkte Art zu entfernen? Denn wenn dieſer nur den mindeſten Anſchlag gemuthmaßet hätte, ſo wär jede gute Abſicht mit einemmahl verlohren gegangen. Sie gewann daher den Sultan unter dem Vorwand, daß er, da Achmets Seele von ſo vielem Mißmuth überzogen ſey, ihn durch einen Auftrag in eine entfernte Gegend, zerſtreuen ſolle. Auch dieſes gelang, und der Kaiſer wußte das auf eine ſo feine Art einzufädeln, daß Achmet auch nicht den geringſten Argwohn hegte.

Alle Steine des Anſtoßes ſchienen nun aus dem Wege geräumt. Walide ſah den geſellſchaftlichen Vergnügungen mit Wohlbehagen zu, wie ſich der Sohn des Ruh Efendi immer mehr und mehr

zu

zu Zaiden fand, und ein völliges Einverständniß nun bewerkstelliget schien. Die Sultanin eilte, so viel sie konnte, dieses Band noch vor ihres Sohnes Zurückkunft auf das festeste zu knüpfen.

Achmet vollzog in der Ferne seine Aufträge auf das gewissenhafteste. Wenn er seinen fürstlichen Pflichten ein Genüge geleistet hatte, so überließ er sich alsdann den angenehmen Erinnerungen an seine Zaide. Wo er stand, wo er wandelte, vergegenwärtigte sich ihm ihr Bild mit allen nur reitzenden Farben, und nicht selten überraschten diese Vorstellungen seine Seele mit der innigsten Sehnsucht. Der Bascha Aga hatte zwar den pünktlichsten Auftrag von ihm, jede kleine Veränderung, die ihm am Hofe merkwürdig schien, ihm unaufhältlich und augenblicklich zu melden. Allein er wich diesen Aufträgen mit Sorgfalt aus, da die Sultanin wohl erfahren hatte, und es nun wußte, daß er der Vertraute Achmets, und mit ihm in Ansehung seiner Liebschaft im engsten Einverständniß sey. Sie ließ ihm dieses merken, und da die ganze Ausbeute für seine Bemühungen am Ende doch nur ein goldner Strick seyn könne, so erhielt er lieber seinen Hals ohne diese Zierde, und machte sich im Voraus mit tausend Entschuldigungen vertraut, wenn ihn Achmet ja zur Verantwortung ziehen sollte.

Walide genaß. Achmet kehrte nach einer kurzen Abwesenheit wieder zurück.

Wie erstaunte er, alles so umgeändert zu finden! Auch der kleinste Auftritt entsprach seinen Hoffnungen nicht mehr, und vernichtete den geringsten seiner Wünsche.

Wüthend behandelte er den Bascha Aga, und verabscheuete ihn als das treuloseste Geschöpf, das je die Pflichten der Freundschaft verletzt habe. Bald brach er in die lebhaftesten Ausdrücke der Verzweiflung aus, und verwünschte sein Schicksal; bald weinte er, wie ein verlassenes unmündiges Kind. Hätte es in seiner Macht gestanden, des Bascha Blut wäre geflossen, und hätte für den ganzen Vorfall büßen müssen.

Gegen seine Mutter mußte er gemäßigter handeln; doch vergaß er sich bisweilen. Walide ertrug es aber geduldig, und war vergnügt, aus zweyen Uebeln das kleinste gewählt zu haben. — Nach und nach besänftigte sie ihn zwar wieder, aber kein Schmerz wiederholt sich leichter, als der, der gekränkten Liebe. Lächelte auch sein Auge wieder, so war dieses nur ein kleines freundliches, vorübergehendes Wölkchen, hinter dem der Sturm und die ganze Ausladung der Gewittermasse folgte. Dann aber wendete die Mutter all ihre Kräfte an, ihn von jedem fürchterlich gefaßten Entschluß wieder abzubringen, und es gelang ihr nicht selten, die verlohrne Ruhe Achmets bedrängtem Herzen wieder zu geben.

„Mein Sohn, du glaubst, unaussprechlich sey deine Liebe zu Zaiden," so redete sie einst

ihn

ihn ernstlicher an, als er auf Zaiden seine Ansprüche nicht entsagen wollte; „verkehre diese Liebe in Haß, und du wirst sie nicht unglücklicher machen können. Entfernt, weit entfernt sind jene Aussichten noch, wo du sie ganz für deine Auserkohrne erklären könntest. Als eine feile Sklavin kannst und darfst du sie nicht behandeln. Reizendere Aussichten zeigen sich ihr jetzt; soll sie diese aufgeben, und lieber nach der Ungewißheit der Zukunft in bänglichen Erwartungen ausblicken? —"

Achmets Verstand fand alle diese Bemerkungen gegründet, nur sein Herz konnte nicht Sieger über seine Empfindungen werden. Walide ward es gewahr, daß er einer Hand bedürfe, die seiner sinkenden Kraft aufhelfe. Sie ließ ihn von nun an weniger aus ihren Augen, und bald ward sie mit der Kunst bekannter, wie sein liebekranker Eigensinn behandelt seyn wollte. Zaide ward ganz aus seinen Augen entfernt; ein allgemeines Verbot ward bekannt gemacht, auch nicht einen Namen, der Zaidens Namen nur im fernsten gleichen könne, geschweige denn Zaidens Namen selbst zu nennen; ihrer durfte mit keiner Sylbe erwähnt werden — wenn sich nur das leidende Herz ihrer nicht allzusehr von selbst erinnerte, wenn der Gedanke der Liebe mit jeder andern Erinnerung nicht wie Glied an Glied einer Kette hieng.

Walide eilte an einem der nächsten Tage, die Braut in das Haus des Bräutigams bringen zu lassen. Zaide konnte ihre ehrenvolle Stelle

bey der Sultanin nicht verlaſſen, ohne dieſer ihren Dank zu zollen. Achmet erſchien nur zu einer beſtimmten Zeit bey ſeiner Mutter. Die Sultanin widmete alſo Zaiden eine Stunde, wo ſie ſich ganz gewiß allein mit ihr glaubte. Der Zufall miſcht ſich am allererſten in Dinge, wo man ihn ganz auſſer dem Spiel vermeynt. Auch dasmahl war es ſo.

Walide mit ihrer Freundin, (denn das war ſie vom Augenblick an geworden, wo ſie ſich entſchloß, Achmets Retterin zu werden, indem ſie ſeinem Herzen entſagte,) ward in der zärtlichſten traulichſten Unterhaltung, durch Achmets Ueberraſchung auf einmal unterbrochen. Walide zitterte; Zaide ſchlug die Augen nieder; Achmet ſtand wie angedonnert, und war in den erſten Augenblicken ſprachlos. Zaide wollte gehen.

„Nein, nein, bleibe, grauſames — und doch ſo liebes Mädchen. Was haſt du mir nicht alles geraubt, und auch dieſen einzigen ſeligen Moment willſt du mir nicht laſſen, dich noch einmahl ſehen zu können, und deine Schönheit bewundern zu dürfen! O was that ich dir, daß du mein Herz von dir ſchleuderteſt, das Herz, das dir nur glühte, nur dein Glück wollte; das Herz, das auch jetzt noch lieber elend ſeyn will, als dich in deinen Freuden zu ſtören, und deine heitern Hoffnungen trübe zu machen. Du haſt mir zwar nicht geſchmeichelt, warſt aber auch nicht gleichgiltig gegen mich. Reine, deutliche Sprache deiner Augen wäre beſſer geweſen. Vereitelte

Hoff-

Hoffnungen drücken das Herz schwerer, als wenn es gar keine haben darf. Ein armer Sklav wollte ich um deinetwillen seyn, erhielt ich deine Hand nur dadurch; dem Thron wollte ich entsagen, und mit dir in eine friedliche Hütte ziehn. Das größte Opfer, das du von mir forderteſt, sollte mir nicht zu hart seyn, und ich würde dich freundlich fragen: Ach, Zaide! verlangſt du kein gröſseres? —"

Walide merkte, welch einen Eindruck diese Rede auf Zaidens Seele machte. Sie fürchtete eine schnelle Umänderung, denn des Mädchens Inneres schien mit einemmahl erschüttert. Sie stand auf. „Sohn," sprach sie mit dem herzlichſten Ausdruck, belaſte das gute Mädchen nicht mit ungerechten Vorwürfen. Verehre die Fügung des Himmels, und halte als ein Weiſer dieſe Prüfung aus. Die schönſten unſerer Wünſche werden uns oft von oben herab verſagt, und die Zukunft hat es uns ſchon oft gelehrt, daß das, was uns im Augenblick Segen und Wohlthat ſchien, in der Folge uns hätte zum Verderben werden können. Sohn, dein Herz ſey groß, und erhebe dich eben ſo über deine Brüder, wie dich das Schickſal durch deinen Stand über ſie erhoben hat." Sie umarmte ihn, und Zaide umſchlang ſeine Knie. Thränen quollen aus ihren Augen, und nachdem ſie ſich gefaſst hatte, blickte ſie mit Innigkeit zu ihm hinauf, und vereinigte ihre Bitten mit denen der Mutter. Dieſer groſse Wetteifer, deſſen nur erhabene Geiſter fähig ſind,

wirkte mit der lebhafteſten Kraft auf Achmets Seele. Er unterlag; ſeufzte und rief mit thränenvollen Augen, die ſich gen Himmel richteten, aus der Tiefe ſeines Herzens mit Wehmuth aus: „Ach kann ein Mutterherz ſo grauſam ſeyn?“

Er riß ſich aus ihren Armen. „Laßt mich von euch,“ rief er mit ſtockender Stimme, dem treuen Laut eines gebrochenen Herzens; „laßt mich, ich möchte nicht fähig ſeyn, es länger auszuhalten. Zaide! Zaide! ich werde dich nie vergeſſen, und nur wenn der Todesengel alle Empfindungen aus meinem Weſen löſcht, nur dann ſoll dein Andenken aus mir ſchwinden. Bangt dein Herz, ſo ſey es dir eine leiſe Ahndung: jetzt beweint Achmet deinen Verluſt und trauret um dein Herz. Leb wohl!“

Und er verſchwand von ihnen bang und zitternd, wie das geiſtige Bild einer traurigen Phantaſie, und hinterließ ihnen einen Schauer, der durch ihr ganzes Weſen fuhr.

Zaide ſäumte nun nicht länger in dem Pallaſt der Sultanin. Sie trauete ihrem eigenen Herzen nicht mehr; auch wollte ſie ſich nicht ganz auf Achmets Großmuth verlaſſen; denn der Augenblick der Ueberraſchung iſt nicht Bürge der Zukunft, und verſchloſſene zurückgedrängte Flammen brechen immer ſtärker aus, und verwüſten dann mehr, als zuvor.

Zärt-

Zärtlich war der Empfang des Bräutigams
Zaide war nun die Zierde seines Harems.
sehr man auch die türkischen Damen ver-
ren hat, als wären sie von aller freyen Luft
annt, so mag das wohl nur von einigen gel-
die entweder von Tyrannen oder von über-
sichtigen Männern gefangen gehalten werden.
sollte solch ein Schluß richtig seyn, so möch-
wohl auch die Muselmänner unsre deutschen
uenzimmer nicht weniger für bedauernswür-
Sklavinnen halten; denn jene Fälle sind
bey uns nicht immer Seltenheiten. Zaide
oß ein unbegrenztes Zutrauen, und dadurch
nur mögliche Freyheit. Doch bediente sie
ihrer äußerst selten, um vor Achmets Au-
verborgen zu bleiben, theils seinen Schmerz
t versiegen zu lassen, theils aber auch wieder,
seinen ferneren Verfolgungen nicht auszuse-
n. Noch war sie immer Verlobte, ob man
eich dem Prinzen versichert hatte, sie wäre in
e Reyhe der Frauen versetzet worden.

Achmet konnte die Geliebte nicht vergessen.
er Baschа Aga hatte sich durch einige Nach-
chten von ihr bey seinem Herren ein neues Ver-
rauen erworben. Unter andern hatte er es auch
ausgespähet, daß Zaidens Lieblingsaufenthalt die
Gärten wären, die an Nuh Efendis Pallast
renzten. Er wußte sogar die Stunden, wenn
ie sich zu vergnügen pflege; sagte ihm viel von
er wunderschönen Stimme vor, die alle Vögel
hinter sich lasse, und zu manchen Zeiten in recht

süß melancholischen Tönen sich hören lasse. Der Elende! Um eines geringen Erwerbs willen, warf er wohlbedächtig in des Unglücklichliebenden Herz neue Flammen und fachte all' Empfindungen auf, die ihn in diesen Verhältnissen noch elender machen mußten. Ach daß in solchen Situationen der Mensch alsdann immer nicht Kräfte genug hat, zu sondern, ob die meisten Freundschaften nicht das Werk des Eigennutzes sind; daß man ihnen sogar das ganze Herz hingiebt, selbst keinen Willen mehr hat, und ihren Winken den pünktlichsten Gehorsam leistet; ja, was noch mehr, daß man diejenigen anfeindet, die uns die Augen öfnen wollen. Wir wollen nun sehen, wie sich der Bascha Aga von seinen übrigen Brüdern auszeichnen wird.

Düster und umwölkt war Achmets Seele; jeder Friede war aus ihr gewichen, verabschiedet auf ewig war jede Freude. Mit jedem neuen Augenblick entwarf er sich einen Plan, und wenn er dann auf das Ganze schaute, so war die Ausführung davon eine Unmöglichkeit, so sehr sie ihm auch im Anfang eine Kleinigkeit zu seyn schien. Zwar hatten ihn die Zureden seiner Mutter, vereint mit Zaiden, überrascht, und in ihm den heldenmüthigen Entschluß geweckt, ihnen nicht an Großmuth und Geistesgröße nachzustehen: aber schneller sind solche Entschlüße gefaßt, als ausgeführt. In der Einsamkeit, wenn der Sturm der Leidenschaft in der Seele aufs neue beginnt, und alle Grundsätze darnieder trümmert, dann erwacht jedes Gefühl

fühl mit voller Gewalt, und das ganze Wesen lebt und webt gleichsam mit sich in einem ewigen Widerspruch.

Das war auch jetzt Achmets traurige Situation. Halb in Melancholie versenkt fand ihn sein Vertrauter, und staunte nicht wenig, seinen glücklicheren Erfolg von all den Hoffnungen zu sehen, die er ihm vor so kurzer Zeit erst gemacht hatte. Er zeigte sein Befremden darüber.

Da dieses Achmet gewahr wurde, nahm er ein kleines Bündel Stäbe, das zusammengebunden vor ihm auf einem porzellanen Tischchen lag.

„Nimm und zerbrich dieses!“ sagte er zu dem Bascha Aga.

„Herr, das vermag ich nicht.“

„O du scherzest! es ist ja eine Kleinigkeit. Ein so starker Mann, wie du.“

„Einzeln will ich sie zerbrechen; lassen sie mich das Band auflösen.“

„Einzeln meynst du! O das könnte auch ein Knabe von zehn Jahren. Sieh, du stehest an, diese Wenigkeit zu leisten, und von mir verlangt ihr, daß ich meine ganze Seele brechen soll. Wie schlau man mich zu überreden suchte, und wie einfältig ich auch diesen Lockungen nachfolgte. Ach, der Mensch ist ein Thor, der glaubt, er habe sich überwunden. Heilig, heilig sollte mir das Gelübde seyn, das ich meiner

Mutter that, Zaiden zu vergeſſen. Aber es Lber-ſteigt alle Kraft, die die Natur dem Menſchen gab. Es iſt leicht, einzelne Aufopferungen zu gewähren, eben ſo leicht, als von dieſem Bündlein jeden Stab einzeln zuzerbrechen; aber Alles, Alles, ſich Selbſt ſo ganz aufopfern, ach das iſt eben ſo ſchwer, als das geſammte Bündlein mit ſeinen Stäben ver-eint auf einmal zu zerbrechen.“

„Zugegeben Herr! Aber was wird aus dem Menſchen, der die Hoffnung verachtet, wenn ſie ihn in ihre blumichte Gefilde winkt?“

„Der weiſe Mann traut ihr zwar; aber er betrachtet ſie wie ein Weib. Haſt du keine wich-tigeren Gründe mich zu beruhigen, o dann bin ich verlohren! Sag! wo hält ſich Zaide jetzt auf; in meiner Mutter Pallaſt ſah ich ſie nie wieder; und wer ſonſt auf eine einzige Frage tauſend Ant-worten herplappern konnte, iſt jetzt ſtumm, wie ein Fiſch. Ich weiß, es iſt Verrätherey gegen mich im Schilde; alle, alle ſind die Vertrauten mei-ner Mutter, und haben ihr das ganze Herz ge-geben, weil ſie wünſchten, daß ihr Kopf feſt ſtehen bleiben möge.“

„Und wären ſie zu verdenken?“

„Du wirſt ihr Vertheidiger? Was werde ich alſo von dir erwarten können! Welch ein ge-ſchmeidiges Ding iſt ein Höfling nicht, wenn er ſein Herz ſo ganz ruhig auf den Lippen tragen kann! Aber fordert von ihm die kleinſte uneigen-nützige Aufforderung, dann . . .“

„Prinz!

„Prinz! erlauben sie, daß ich ihnen ins Wort falle. Ich würde stolz darauf seyn, wenn ich der Einzige seyn dürfte, sie vom Gegentheil überzeugen zu können.“

„Worte sind ein schlechter Trost, Handeln bestimmt den Freund. Darf ich mich auf dich verlassen?“

„Alles, was ich bin, und vermag, leiste ich ihnen mit voller Seele, mit Muth und Standhaftigkeit.“

„Wohlan, ich traue dir. Hintergehest du mich aber, bist du ein erkaufter Schmeichler, der mich mit falschen Versprechungen hinzuhalten sucht, um mich desto sicherer dann hintergehen zu können, wehe, wehe dann dir! Beym grossen Propheten! ehe will ich dann an jenem Tage vergessen seyn, ehe ich die kleinste dieser Bosheiten vergessen würde. Doch nein, ich lese in deinen Augen Redlichkeit. Und wär es dann so, armer Achmet! dann klage nicht mehr, denn du hast einen Freund gefunden; und wer ist unglücklich, wenn er noch einen Freund hat! Also, Vertrauter meiner Seele! sage, rathe, werde ich Zaiden noch besitzen können?“

„Das wird auf Zaiden selbst ankommen.“

„Weißt du, wo sie ist?“

„Sie ist Nuh Esendis, sie ist seines Sohnes Verliebte, und ziert bereits seinen Harem schon.“

„Ah,

„Ach, so bin ich verlohren! O du ehrwürdiges Werk meiner grausamen Mutter! ihres Sohnes Unglück soll das Opfer seyn.“

„Noch einmahl, Prinz! sagen sie nicht. Der nehmliche Faden, an dem bisweilen ein scheinbares Unglück hängt, knüpft oft dem Sterblichen unvermuthet ein neues Glück.“

„Ohne Zaiden giebt es, kann es kein Glück auf Erden geben.“

„Wie, wenn das gute Mädchen ebenfalls überredet worden wäre, sie als der unmächtigere Theil hätte nachgeben müssen; wenn sie jetzt zwischen öden Mauern trauerte, und Prinz! ihr Bild in ihrem Herzen unvertilgbar blieb.“

„Mensch! welch ein Geist spricht aus dir! welch ein Feuer strömst du in meine Seele! Ach, daß der Mensch so gern das Mögliche für wirklich hält!“

„Das Glück gleicht dem Aal, und dem Muthlosen schlüpft er am ersten aus den Händen. Wo alles gewagt seyn muß, da ist Schnelligkeit nothwendig. Oft hängt der glückliche Erfolg von einem einzigen Augenblick ab.“

„Rede! und ich folge dir.“

„Zuerst überzeugen sie sich, ob Zaide sie noch mit gleicher Stärke liebt.“

„Bist du von Sinnen? Wie kann ich das? Zaidens Blick darf keine fremde männliche Seele jetzt sehen, und ich ...“

„Auch

„Auch dafür ist gesorgt. Ich war ein treuerer, thätigerer Diener, als sie glaubten. Ich habe ihnen Sklavenkleider besorgt. Unerkannt werden sie in Nuh Efendis Garten ihren wahren Stand verläugnen; sie werden Zaiden selbst sehen, denn diese Gärten sind ihr Lieblingsaufenthalt; alles, alles hängt nur von ihnen und dem Schicksal ab.“

„O gieb mir diese Kleider; laß mich eilen — mein Dank gegen dich soll eben so groß seyn, als deine Freundschaft thätig war.

„Noch einige Stunden müssen sie harren. Die Nacht muß sie in ihren Mantel hüllen, damit sie von keinem Auge gesehen werden mögen, als wer sie sehen darf. Ich werde ihr Begleiter seyn.“

Die Nacht erschien. Wie man nun alles ringsum sich her sicher glaubte, warf man sich in die Sklavenkleider, und nahm seinen Weg nach Nuh Efendis Wohnung. Eine tiefe Stille herrschte überall, und aller Augen deckte der Schlaf. Ohne Geräusch ward man eingelassen, und Achmet wohl unterrichtet in seiner Rolle, die er zu spielen hatte, nahm seinen Posten ein. Die Stunde der Mitternacht schlich langsam vorüber, und Achmet konnte es kaum erwarten, bis der Morgen graute. Auch die Morgenstunde erschien, und der bestochene Sklavenaufseher war äußerst

geschäf-

geschäftig um den Prinzen, und suchte wohlbedächtig alles aus dem Wege zu räumen, was nur irgend das Geschichtchen hätte verrathen, oder was Achmets Wünschen nur den geringsten Eintrag hätte thun können. Achmet zitterte, denn kaum war die Sonne aufgegangen, so verdickte sich mit einemmahl die Luft, und trübe Wolken bedeckten die Königin des Himmels. Nie zürnte ein Liebhaber mit dem Himmel mehr, als er; denn unvorausgesehen war diese schnelle Veränderung des Himmels, des Abends vorher, da er die Nacht hindurch so heiter gewesen war. Der Bascha Aga unterstützte seinen sinkenden Muth bald mit launigen Bemerkungen, bald wieder mit ernstern Zuredungen, und bald auch wieder mit lebhafteren Hoffnungen, sobald sich nur ein kleines Wölkchen zertheilte. Er hätte selbst gern die Rolle seines Vertrauten wieder abgegeben, da man hier vermuthlich Alles, Alles gewagt hatte, und in Gefahr war nichts zu gewinnen. Rückwärts konnte man auch nicht, denn das ganze Haus war wach, und Nuh Effendis Sklavenaufseher hatte bereits seine Einrichtung gemacht. Auch dieser brummte sich sein Stückchen in den Bart; denn auf der einen Seite, wenn die geringste Entdeckung gemacht wurde, wie sie doch leicht gemacht werden konnte, wenn der Prinz sich länger als einige Stunden in den Gärten aufhalten mußte, war eine Strafe vorauszusehen, die wohl ziemlich ans Leben kommen konnte; und auf der andern Seite warum den Geschenke auch weniger zu erwarten, denn

getäusch-

getäuschte Hoffnungen machen am Ende auch den Freygebigsten etwas karg.

Zur allerseitigen Beruhigung und Freude entschloß sich der Himmel aber doch noch, sein heiteres Gesicht wieder anzunehmen, und der Morgen ward so schön, als sie sich ihn kaum selbst gewünscht hatten. Sanft und linder wehten die Weste; die Blumen düfteten lieblich, ein balsamischer Geist stieg aus ihren Kelchen hervor; die Vögel, die durch die Düsterheit des Himmels entweder in ihre dunkeln Zweige zurückgescheucht, oder, wenn sie ja ausgeflogen waren, ängstlich wie im Gewitterzeit bald tief zur Erde herabkamen, bald wieder in der Höhe langsam und bang umherflogen, flatterten jetzt freudig und wie von neuem belebt; ihr Gesang tönte in wechselseitigen Chören, und ergossen die regste Theilnahme in des Liebenden Herz.

Zaide erschien; denn den Morgen genoß sie am liebsten in den Gärten. Sie war allein; keine ihrer Gefährtinnen war bey ihr. Ruh Efendis Sklavenaufseher hatte reichlich gesorgt, daß alle Sklaven in einem entfernten Theil des Gartens ihre Arbeit zu verrichten hatten, und die Liebenden nicht einmahl durch ein fremdes Geräusch gestöret werden konnten. Zaide begrüßte den Morgen mit einem Liede, das zwar vielen Geist der Zufriedenheit verrieth, aber doch auch eine stillere Klage über manchen unbefriedigten Wunsch enthielt. Sie glaubte sich ganz überlassen zu seyn,

und ohne den geringsten Zeugen ihr Herz auszuschütten; aber der Deuter derselben war in der Nähe, und eine Freudenthräne glühte in seinen Augen, denn auch den kleinsten Laut erklärte er sich zu seinem Besten. Er zog sich immer mehr und mehr nach ihr hin, und verrichtete seine Arbeit so gut, als es bey solchen Zerstreuungen angehen mag. Bald band sie die Blumen fester; bald löste sie die todten Blätter von den Stöcken. Mit heiterm, zufriedenem Gesicht begießt sie die lechzende Erde, und flößt dem ganzen Blumenvölkchen ein neues Leben ein. Dankbar erhebt die Lilie ihr Haupt; zärtlich öfnet die Rose den Busen. Mit heimlichem Neid sah Achmet in der Ferne dieser schönen Scene zu: „Grausames Mädchen,“ seufzte er leise, „du machst diese Rosen blühen, und mein Herz läßt du verwelken!“ So leise er das gesprochen hatte, so hatte der Gott der Liebe den schmachtenden Ton dieser aus dem Innersten der Seele gesprochnen Worte doch nicht unbemerkt bey Zaidens Herzen vorüber eilen lassen. Sie sah sich nach der Gegend um, wo der ihr zur Zeit noch unverständliche Seufzer sich hören ließ. Wehmüthig, doch freundlich, blickte sie den armen Sklaven an; rasch wendete sie ihre Augen von ihm, aber eben so rasch richtete sie sie auch wieder auf denselben. Ein Etwas fiel ihr in des Sklaven Blicken auf, und jene mahnende Aehnlichkeit machte ihr Herz zittern. Sorglos ahndete sie nur eine Aehnlichkeit, und da der geliebte Gegenstand nach nichts von seinem Werth

bey

„Grausames Mädchen, du machst diese Rosen blühen, und da läßt mein Herz verwelken."

[illegible] del. P. [illegible] sculp. [illegible]

Bey ihr verlebten hatte, da sein Andenken ihr immer noch heilig war, so beschloß sie, ihm eine freundschaftliche Aufmerksamkeit zu widmen, und sein hartes Loos ihm, so viel sie vermöge, zu erleichtern. Sie gieng auf ihn zu. Achmet eilte ihr entgegen: „Zaide! Zaide!“ rief er, und stürzte sich zu ihren Füßen nieder.

Zaide erkannte ihn, und wäre zur Erde gesunken, wenn der Prinz sie nicht gefaßt und in seinen Armen aufrecht erhalten hätte. Todtenbleich waren mit einemmahl die Wangen, die wie die vollen Rosen glüheten; ihre Augen waren geschlossen; ihr ganzer Körper zitterte.

Unaussprechlich waren die Gefühle, die sich jetzt Achmets Seele bemächtigten. Er dachte nicht an die Gefahr, der er sich durch sein allzurasches Benehmen ausgesetzt hatte; dachte jetzt nur die arme Leidende zu unterstützen, und that alles, sie wieder zu sich selbst zu bringen. Seine glühenden Thränen flossen auf ihre Wangen und ihr Feuer weckte das Leben in ihr wieder auf. Sie öfnete ihre Augen und Achmets Freude war grenzenlos.

„Prinz! was haben sie gemacht? stammelte sie mit noch halbgebrochner Lippe. Fliehen sie!“

„Unmöglich! unmöglich! was wagte ich nicht um deinetwillen? du Einziger.“

„Soll mein Leben das Opfer seyn, nimm es hin, barbarischer Mann! War es dir nicht

genug, daß du mir den Frieden meiner Seele raubteſt?“

„Zaide! Zaide! Beym heiligen Prophyten, ich kann dich nicht laſſen; kann dich nicht in den Armen eines Andern ſehn.“

„Der Himmel beſchloß es, und ich bin ſeinem heiligen Wink gefolgt. Kein Sterblicher beherrſcht den Willen des Schickſals, und wenn er alle Thronen der Welt erobert hätte. Ich bin verlobt, und Prinz! ſie kennen das Geſetz.“

„Geſetze, die wider die Menſchheit laufen, hören auf, Geſetze zu ſeyn; ich will ihnen das erſtohlne Anſehen entziehen, und das Recht in ſeine alte Würde einſetzen.“

„Niemand zwang mich; freywillig gab ich meine Hand und mein Herz einem Andern; ich liebte ſie, Prinz; aber Wahnſinn ſollte dieſe Liebe nicht ſeyn. Das Schickſal ſchuf uns nicht für einander; vielleicht verband der Eigenſinn nur unſre Herzen, und entfernte die hohe Pflicht der Selbſtprüfung von uns. Dieſen Gegenſtand länger zu verfolgen, erlaubt weder das Gefühl der Selbſterhaltung, noch auch die Liebe ſelbſt. Wehe ihr, wenn ſie uns unglücklich macht! Dann iſt ſie nur blinde Leidenſchaft; echte Liebe iſt großmüthig, und opfert gern ſeinen eignen Vortheil auf, wenn es den geliebten Gegenſtand glücklich machen kann. Ich habe mich dieſer ſchweren Pflicht unterzogen; ſtehen ſie mir nicht nach, und folgen ſie meinem Beyſpiel. Das Gegentheil

würde

würde meine Empfindungen wo nicht in Haß, doch wenigstens in Gleichgiltigkeit verwandeln. Leben sie wohl! vergessen sie, was einmahl nicht zu ändern ist. Ich will nicht fragen, wer der Kühne war, der sie zu diesem Schritt verleitete, meine Ehre auf das empfindlichste zu kränken? Ich will nicht untersuchen, wer ihnen diese Gärten aufschloß? Entfernen sie sich, und verbergen sie sich wenigstens vor andern Leuten, da sie sich nicht vor sich selbst verbergen wollten. Wagen sie es nie wieder, auf diese Weise meine Ruhe zu stören: und überschreiten sie je die Bahn wieder, die ihnen Gesetz und hergebrachte Sitte vorschreiben, bey unserm großen Propheten! bey allem, was uns heilig ist! es soll gerochen werden, und der Prinz soll den Verbrecher im mindesten nicht in Schutz nehmen. Noch einmahl! Prinz, leben sie wohl. (Mit steckender Stimme und unterbrochenen Thränen) Zum letztenmahl, leben sie wohl.“

Sie sammelte alle ihre Kräfte und floh vor seinem starrenden, Blick schneller, als er geglaubt hatte.

Der Vertraute des Prinzen eilte hinter einem Dickicht hervor, fand Achmet sprachlos; sein Auge war stier zur Erde gesenkt. „So ists denn um mich geschehen,“ rief der unglücklich liebende mit bebenden Lippen aus, „so bin ich auf ewig verlohren!“

„Nicht also! Keine Klagen, keine Verzweiflung, mein Prinz! Wer beugt den harten Willen des

Schicksals? Zaide ist zu beneiden; ihre Seele hat eine Festigkeit und Größe, nach der oft Männer vergebens streben. Hier ist nichts weiter auszurichten, als vergessen, und glauben, der Gegenstand sey in der Schöpfung für uns nun nicht mehr vorhanden.“

„Vergessen! Ach, wie leicht ist das über die Lippen hinweg, was so tief im Herzen liegt. Nie, nie, werde ich sie vergessen. Jeder meiner Gedanken hängt an ihr, unsre Wesen bleiben unzertrennlich.“

„Prinz, hier ist für uns weiter nichts zu thun, als daß wir uns mit Klugheit zurückziehen. Zaidens körperliche Kräfte waren gesunken, sie schwankte wie ein Rohr; wenn sie während ihrer Schwäche nur einige Worte fallen ließ, so wären wir entdeckt. Käme die Geschichte vor des Sultans Ohren, wie sie es natürlich kommen müßte, der Richter würde selbst auf die brüderliche Zärtlichkeit nicht achten dürfen, und würde sicher ein Urtheil fällen, das ihr Unglück, und das meinige unzertrennlich von dem Ihrigen, machen würde. Lassen sie uns eiligst nach jenem Wald fliehen; ein armer Muselmann wird uns alsdann zu Diensten seyn, daß wir unsere Kleider hier vertauschen können.“

„O laß mir diese Kleider; sie stehen mir sehr wohl; ich bin, ich bleibe der Sklave eines mir nun einmahl widrigen Schicksals.“

„Handeln

„Handeln iſt des Mannes Sache! Es iſt eine groſſe Kunſt, ſich in ſeine Schickſale finden lernen. Mit leeren Declamationen iſt nichts ausgerichtet.“

„Wer den Schaden nicht hat, der kann leicht ſagen: des Leidenden Schmerz ſey nicht ſo heftig.“

„Noch einmahl Prinz, jeder Augenblick, den wir hier länger verweilen, bereitet uns ein neues Unglück; und ſind ſie nun glücklicher, wenn ſie ſich erſt unglücklich gemacht haben?“

„Ich folge dir. Aber mein Elend, mein Unglück folgt mir nach, und du wirſt mich nirgends geſünder, nirgends vergnügt wieder ſehen.“

Der Baſcha Aga war ſehr froh, daß er den Prinzen bewogen hatte, dieſen gefährlichen Ort zu verlaſſen. Sie entkamen glücklich, und langten ungehindert bey dem armen Muſelmann an, der ihnen ſo lange ein Obdach gab, bis ſie ſich zur nächtlichen Zeit in des Sultans Pallaſt wieder ſchleichen, und der geborgten Hülle entledigen konnten. Der Baſcha Aga lauerte mit ängſtlicher Sorge, was für einen Ausgang dieſe Geſchichte nehmen würde; fürchtete ſehr viel, und machte ſich, ſo gut er konnte, auf mancherley Entſchuldigungen gefaßt. Hätte er ſich Zaiden als eine ſo vorzügliche Ausnahme des weiblichen Geſchlechts vorgeſtellt, ſo würde er wohl andere Maßregeln genommen haben. So waren aber die Folgen

von einer Unternehmung, die ihm eine ansehnliche Belohnung verschaffen sollte, ziemlich unglücklich berechnet; und so heiter zuvor seine Aussichten gewesen waren, so bänglich war er jetzt, wenn er einen Blick in die Zukunft wagte.

Zaide sammelte sich, und wußte sich so zu fassen, daß von dem ganzen Vorgang nicht das mindeste ruchbar wurde. Dem Prinzen alle Hoffnung zu benehmen, auf ihr Herz keinen weitern Anspruch zu machen, eilte sie zu dem Vater des Bräutigams, und theilte ihm in bescheidener Vertraulichkeit die Sehnsucht mit, daß sie wünsche, nächstens möchten die Hochzeitfeyerlichkeiten vollzogen werden. Anfangs stutzte der gute Alte, denn dieser Antrag wich ganz von der hergebrachten Sitte türkischer Mädchen ab. Allein, da Zaide fortfuhr, mit Unbefangenheit ihre Wünsche zu unterstützen, da er merkte, daß es mehr Angelegenheit des Herzens, als Verschmitztheit des Verstandes war, was sie heischte; so trug er kein ferneres Bedenken; lächelte dann, küßte ihre Stirn und drückte ihr zärtlich die Hand und sprach: „morgen, morgen schon sollen die Hochzeitfeyerlichkeiten vollzogen werden.“

Welche frohe Empfindungen durchströmten das edle Mädchen! Keiner ihrer Wünsche blieb durch die Erfüllung dieses einzigen unerfüllt.

„Jetzt sind wir allein, sagte der alte gute Vater, jetzt können wir noch das eine und das andere ungestört überlegen; ein solcher feyerli-

ser Tag unterscheidet sich von den übrigen allen; er ist der wichtigste des Lebens.“

Es war eine unaussprechliche Wonne, die zwischen beyden herrschte, — Seele in Seele theilte sich; ein Wille ward der Wille Beyder, und wenn sich auch kleine Bedenklichkeiten vorfanden, so wurden sie mit so vieler Zärtlichkeit entschieden, als wenn man schon längst darüber einverstanden gewesen wäre. Der Vater segnete sich bey dieser Scene als einen der glücklichsten Sterblichen, und Zaide vergaß alle Leiden, und genoß im Arm der Freundschaft, was die Liebe ihr nicht gewähren konnte.

So reizend dieses glückliche Einverständniß schien, so dauerhaft es durch sich selbst war, so schnell ward es mit einemmahl unterbrochen. Man überreichte Nuh Efendi einen Brief. Der Ueberbringer hatte kein Wort gesagt, von wannen er käme, und wer der Verfasser desselben gewesen sey. Beym ersten Anblick entdeckte Nuh Efendi die Handschrift, und rief verwundernd aus: von Achmet?

„Von Achmet? sagst du, erwiederte Zaide. Lies, ich bin begierig zu hören.“

„Nein, lies du den Brief, er scheint sehr unleserlich geschrieben, und meine alten Augen vertragen keine so starke Anstrengung mehr.“

„Du befiehlst; ich gehorche dir. Es werden doch keine Geheimnisse darin stehen?“

„Dann wären ſie deinem Herzen anvertraut, und blieben gewiß verborgen. O nein; ich wüßte nichts Wichtiges, was mir Achmet zu ſagen hätte. Nur in einem Fall ahnde ich dies und jenes von ihm. Du kannſt es leicht errathen. Doch lies nur, ich bin auf alles gefaßt. —“

Zaide las den Brief nur erſt mit flüchtigen Augen, um ihn ſodann beſſer und deutlicher im Zuſammenhang wieder vorleſen zu können. Sie ward mit einemmahl blaß; ihre Lippen bebten; jedes Wort hatte den tiefſten Eindruck auf ſie gemacht.

„Was widerfährt dir? Kind. Meine Zaide! was iſts, das dich ängſtiget?“

„Zaide gab ihm den Brief: lies ſelbſt! lies! wie wohlfeil der Kopf eines braven Mannes iſt.“

Nuh Efendi las. Nicht eine Miene zeigte ſich auf ſeinem Geſicht, die Angſt und Gefahr hätte deuten können. „Achmets Rache wird eben ſo ausgeſucht als ewig ſeyn, wenn Nuh Efendi ihm das rauben will, was ſeines Lebens ſchönſtes Kleinod war. Längſt liebte ich die ſchöne Zaide; nur der Eigenſinn des Schickſals, das meine Mutter ſich in dieſem Fall zu ſeinem Anwalt erkohr, wirft mich von der Stufe zur Zeit mit einemmahl wieder, worauf ich mit der größten Aufopferung geſtiegen war. Es iſt unedel, einen Unglücklichen vollends darnieder zu drücken.

drücken, weil ihn sein Geschick sinken liess; oft erhebt es ihn aber auch wieder, und dann bleibt es seinem Andenken unvergeßlich, wer so widrig mit ihm umgieng. So sehr der Anschein da ist, daß Zaide nicht mein werden soll; so schnell kann sich auch gegentheils die Scene ändern, und sich alles zu meinem Glück vereinigen. Bewahrt Ruh Efendi hingegen diesen Juwel als ein Heiligthum in seinem Hause, so wird mir kein Merkmal der Dankbarkeit zu groß seyn, und die ausgezeichneteste Achtung, vereint mit allen nur möglichen Vorzügen, soll ihn Achmets Herzen lieb und werth machen."

Der gute Greis gerieth in die größeste Verwirrung. Er hätte sich höchstens die Ungnade des Prinzen vermuthet, hatte den Plan wohl vorausgesehen, den der Beleidigte zu seinem Untergang vielleicht gemacht hatte, und war darauf vorbereitet, weil ein weiser Mann nie in die Zukunft mit allzuleichtsinnigen Augen schauen mag. Aber diese neue Forderung brachte ihn ganz aus seiner Fassung. Er hatte in seines Sohnes Augen das Glück in den deutlichsten Zügen gelesen, das ihm Zaidens Hand geben würde, und nun sollte er seinem Liebling, seinem Einzigen den gebotnen Schatz wieder nehmen, sollte sehen, wie er leide, und wie sein Herz auf kein weiteres Glück der Erde mehr Anspruch mache. Gesetzt auch, er hätte sich selbst vergessen, hätte großmüthig die Zufriedenheit seiner Familie dieser großen Forderung aufgeopfert, so sah er doch schon wieder

ein neues Labyrinth. Was mußte die Sultanin Mutter beginnen, wenn ſie hörte, wie wenig man ihre Befehle beachtet hätte? So der gute Mann nur hinblickte, ſah er ſich von neuen Bedenklichkeiten umzingelt. Hatte er die eine aus dem furchtbaren Kreiß herausgetrieben, ſo ſchloſſen ſich drey neue an, und hielten feſt beyſammen.

Zaidens Thränen verſiegten nie. Ob ſie gleich den Sohn Nuh Eſendis nicht ſo heiß liebte wie Achmet; ſo hatten doch Dankbarkeit und Verehrung, die ſie dem alten Greis ſo gern ſchuldig war, ihre Empfindungen jetzt weit mehr erwärmt; ſie hatte ſich all die goldnen Zeiten mit der regſten Phantaſie geträumt, die ein unſchuldiges und zufriedenes Herz giebt, und hatte an jenes glänzendere Glück mit keiner Sylbe wieder gedacht, das ſie an Achmets Seite hätte genießen können.

„Wem ſoll ich nun genug thun?“ rief der gute Vater ſeiner Kinder aus: hier gehört mehr denn menſchliche Klugheit dazu, von zweyerley ſich ganz gleichſeyendem Unglück das kleinſte auszuwählen! Der Mutter Zorn wird mir das Todesurtheil ſprechen laſſen; Achmets Rache kann mir ſchon jetzt äußerſt gefährlich werden, und was habe ich noch mehr für die Zukunft zu fürchten? Wie lange dauert es, wie lang kann es dauern, ſo nimmt Achmet den Kayſerthron ein, denn ſchon längſt iſt das Volk ſeines Bruders Regierung überdrüßig! Und an mich, an meinen

Ver-

Verluſt will ich gar nicht denken, will gern jede Empfindung meines Herzens unterdrücken.“

Er gieng in eine kleine Einſiedeley, die er in ſeinem Garten hatte, wo er über die wichtigſten Dinge immer ſehr glücklich nachzudenken pflegte, und aus der er nie ohne die innigſte Ruhe und Zufriedenheit wieder zurückgekehrt war. Er ſammelte ſeine Gründe in der entſchloſſenſten Seelenfaſſung, und maß den Weg mit Gewiſſenhaftigkeit aus, den er zu wandeln hatte. Hier ſtörten ihn die ſtillen, aber um ſo bängern Thränen Zaidens nicht; hier ſtand kein verzweifelnder Liebhaber vor ihm, der der Liebe alles, alles aufopfern wollte, und der es nicht bedachte, daß man, um glücklich ſeyn zu können, zuerſt doch ſein Leben gerettet haben müſſe. „Ja, ſo ſoll es ſeyn!“ rief er nach einer kurzen Zeit mit der größeſten Ergebung aus. „Er ſoll ſie haben. Vernünftige Vorſtellungen haben auch ſchon auf liebekranke Herzen bleibende Eindrücke gemacht. Ich will Mutter und Sohn, will beyde gleich zufrieden ſtellen, will bey dem Opfer lächeln, ob mir gleich das Herz blutet.“ Wie er zurückkehrte, eilte ihm ſein Sohn an Zaidens Hand entgegen. Sie ſahen in ſeiner ſilbernen Augenwimper eine Thräne glänzen, und nahmen ſie als den Ausdruck des bitterſten Vaterſchmerzes.

„Meine Kinder, ſprach er, bereitet euch zu der merkwürdigſten, zu der feyerlichſten Scene eures Lebens vor. Es iſt Fügung des Himmels, und wider den Plan, den uns der Ewige vorzeich-

zeichnet, können wir nicht, wenn er unſern Wünſchen auch noch ſo ſehr entgegen wäre. Achmet, meine liebe Zaide, beſaß längſt dein Herz, es iſt billig, daß mein Sohn es dem älteren Beſitzer großmüthig wieder zurückgebe. Was würde es euch helfen, wenn ihr das Band eurer Liebe mit dem Blute eures alten Vaters färben wolltet? Würdet ihr glücklich ſeyn, wenn ihr in Einöden umherwandeln müßtet, um der Rache Achmets zu entgehen? — Auch die zärtlichſte, heißeſte Liebe erkaltet endlich doch unter den drückenden Feſſeln des Elends; die großmüthigſte Aufopferung hat immer nur ihr Ziel. — Mein Rath iſt bey dieſer ſchweren Situation: Wir täuſchen die Sultanin durch eine erdichtete Hochzeitfeyerlichkeit, und bleiben der einmahl hergebrachten Sitte auch nicht das geringſte ſchuldig, um ihr dadurch den kleinſten Verdacht zu benehmen. — Dem Prinzen geben wir hievon Nachricht, und damit er nicht Arges wähne, denn der Argwöhniſche zieht ſelbſt aus der Roſe Gift, ſo entfernſt du dich noch des Tages, ehe die Sonne ſinkt, unter einem wahrſcheinlichen Vorwand aus der Stadt auf eines unſrer Landſchlöſſer. Es kann nun einmahl nicht anders ſeyn! Kinder, willigt ihr in meinen Vorſchlag?“

Zaide ſchmiegte ſich an ihn an, blickte mit ſeelenvollem Auge ihn an, ſeufzte: „Edler Mann, wer kann deinem Geiſt widerſtehen!“ und zwey Thränen rollten über ihre Wangen. Die eine trug das Zeichen der Bewunderung,

die

ble andre das Zeichen des Schmerzes — denn sie fühlte, was sie an einem solchen Vater verlohr, wenn sie es auch gleich am Liebhaber wieder gewann.

Nach vollzogener Feyerlichkeit wollte der Ruh Efendi sogleich dem Prinzen alles entdecken, und die fernere Anordnung der Dinge ihm allein überlassen.

Der Tag erschien, wo zum Schein zwey Herzen verbunden werden sollten, deren Schicksal die Despotie entschieden hatte. Achmet knirschte vor Wuth, denn Alles, Alles war ihm beygebracht worden. Er zitterte vor der Stunde, die ihm alle Hoffnung rauben sollte, je auf Zaidens Herz Anspruch machen zu können. Er hätte die Zeit gern aus ihrer Wirklichkeit gedrängt, wenn sich der Himmel dieses Vorrecht nicht vorbehalten hätte, da er überdieses den Fürsten an und für sich schon zu viel Macht gegeben hat, wovon sie nicht selten den unwürdigsten Gebrauch machen.

Klein war das häusliche Fest; heimliche Thränen, weniger gesehen, aber desto tiefer gefühlt, ließen sich hier und da nicht ganz einzeln in den Augen dieses auserlesenen Zirkels blicken; und nur die sich erheiternde Laune des redlichen Greises warf einige hellere Farben auf das Gemälde, das mehr die Würdigung eines schmerzlichen Abschiedes, als eine fröhliche Verbindung erhielt.

Während sich der Horizont etwas erheitert hatte — stürmte ein neues Unglück dol er. In die kleinen freundlichen Bemerkungen des vertrau-

ten Zirkels tönte mit einemmahl von außenher die fürchterliche Stimme des Aufruhrs. Wüthend schien das Volk zu seyn;; es schrie um die Entsetzung des Kayſers, und rief Achmet zum neuen Regenten aus.

„Jetzt führen ſie ſchon Achmet in der Kayſerpracht auf den Triumphwagen nach dem Pallaſt: in Ketten iſt ſein Bruder geſchlagen, wird von der allgemeinen Verachtung mit den ſchmerzlichſten Ausdrücken und Wurfen beſchimpft, indeß der Bruder mit Freudengeſchrey empfangen und mit Beyfallserhebungen und Lobreden überhäuft wird.

Nuh Effendi blickte ganz heimlich nach Zaiden, welch eine Wirkung dieſe Erzählung auf ſie gemacht haben würde; er ſah ihre Wangen glühen, ward den ſteigenden Buſen gewahr, und wußte ſich das alles zu erklären. Sich ſegnete er im Stillen, daß er nun dieſen Weg gewählt habe, und ſah ſich nun geſichert vor den Verfolgungen Achmets, wenn gleich ſeine Seele zu groß dachte, und ſich dadurch von Andern unterſchied, als daß er ſich im Augenblick den Plan ſeines künftigen Glücks lebhaft vorgeſtellt hätte. Was einmahl von Nuh Effendi beſchloſſen war, das blieb unerſchütterlich. Mitten unter dem Tumult, mitten hindurch durch die wüthenden Reyhen der Janitſcharen, mußte ſein Sohn an dieſem Abend ſich noch entfernen, um Achmet zu überzeugen, mit welcher Reinheit der Empfindungen

gen ſein Kleinod von ihnen aufbewahrt wor-den war.

Der Gedanke an Zaiden war in des neuen Sultans Seele mit zwiefachem Feuer erregt und aufgeweckt worden. Beynahe hätte er den An-tritt ſeiner Regierung mit unſchuldigem Blute be-fleckt, und dem Reiche einen ſeiner größten Män-ner entzogen. Dem erſten Augenblick der Ruhe widmete er die Ausfertigung eines Todesurtheils. Es gelüſtete ihm nach ſeines Nebenbuhlers und deſ-ſen Vaters Kopf. Es wäre ſchlecht, wenn die Hof-kabale nicht leicht einige wichtige Urſachen und Grün-de möglich machen könnte, das Blut deſſen, den man nicht leiden kann, fließen zu laſſen, und wenn er unſchuldiger wie die Unſchuld ſelbſt wäre.

Man kündigte Achmets Urtheil dem Ruh Efendi an. Der Auftrag ward mit Bitterkeit ausge-führt; aber alle dieſe Bemühungen erſchütterten das Herz des Greiſes nicht.

„Ich wünſche dem Sultan Glück, und hoffe, er werde die Ehre des Thrones ſeyn. Ihr, die er euch ſendet, ſaget ihm, daß ich ihm viel zu entdecken habe; ſaget ihm, er ſolle ſich des bey mir aufbewahrten Kleinods erinnern, das ich ihm auf ſeinen Befehl überantworten würde. Verſchwei-get ihr es ihm, ich ſchwöre euch das bey dem gro-ßen Propheten, ſo wird kaum mein Blut fließen, und das eurige wird ſich mit dem meinigen ver-miſchen. Des Kayſers Ruhe, die Zufriedenheit ſeines Herzens, kurz ſeine ganze irrdiſche Glück-ſeligkeit hängt von meiner Entdeckung ab. Ich

will nicht, daß er mir eher traue, als bis ich ihn überzeuget habe. Jetzt legt mir Fesseln an, damit ihr euch meiner versichert, und jeder Verantwortung los seyd. Ich trage sie gern, weil ich sie für Achmet trage — Auch das saget ihm und eilet. Ich bin gewiß, ihr werdet behender wieder zu mir kommen, ob ich euch gleich langsam schleichen sehe, ihm diese glückliche Nachricht zu melden.

In den zärtlichsten Ausdrücken schrieb Zaidens vermeyntlicher Gatte an das liebe, holde Geschöpf und nahm auf ewig Abschied von ihr. Jede Sylbe hauchte Rechtschaffenheit und die wärmste Liebe, die, durch das Schicksal gekränkt, ihren Plan nicht ausführen, und ihren hohen Zweck nicht erreichen konnte, führte seine Feder. Zaide war in dem größten Gedränge; sie wünschte, daß er geschwiegen hätte, denn von nun an lernte sie sein Herz ganz kennen, und würde ihm alle Gegenliebe geschenkt haben, wenn auch der Grundstoff davon nur Dankbarkeit gewesen wäre. Sie eilte zum Vater, des Sohnes Brief ihm mitzutheilen. Wie erschrack sie, ihn in Fesseln zu finden. Sie lasen wechselseitig den Brief; der Vater freuete sich des Sohnes: „Liebe Zaide, gieb mir diesen Brief,“ bat er so flehendlich das Mädchen, daß sie ihm seine Bitte schon erfüllen mußte; freylich hätte sie dieses Denkmal des edlen Jünglings lieber selbst behalten.

Indessen waren die Abgeordneten bey Achmet wieder angelangt.

„Bringt

„Bringt ihr seinen Kopf?“ fragte er mit einer Gierigkeit, die kaum der ausgemergelteste Kranke nach einer Delikateſſe ſtärker haben kann.

„Herr! antworteten ſie, wir wollten deine Befehle ſtreng vollziehen; allein er ließ ſo manche Worte fallen, die darauf abzielten, als wenn durch ſeinen Tod deine Ruhe, deine ganze Glückſeligkeit verlohren gehen würde, und wir fühlten es als Pflicht, milder zu ſeyn.“

„Und ihr habt euch ſo einfältig hintergehen laſſen? bedachtet nicht, daß auch der gröſteſte Böſewicht ſeine Entſchuldigungen hat, und über Unrecht ſchreyt? Ihr haftet mit euerm Leben für ihn.“

„Er wird, er kann deinem Befehl nicht entrinnen. Man hat ſich ſeiner Perſon hinlänglich verſichert.“

„Weh euch! wenn ihr mich hintergehet! (Sich beſinnend) Iſt euch keines ſeiner Worte erinnerlich?“

„Es ſchien ein Verſprechen von dir zu ſeyn für ein aufbewahrtes Kleinod.“

„Ha! Achmet bleibt nicht gern ſeinen geringſten Dank ſchuldig, geſchweige — (vor ſich) Wenn er mich täuſchte, wenn er nur von meinem Verſprechen Gebrauch machte, um Zeit zu gewinnen! Iſt nicht die Hochzeitsfeyer vollzogen? Iſt nicht Zaide ſeines Sohnes Gemahlin? Nein, ich mag ihn nicht ſehen, nicht ſprechen; ſein Urtheil bleibe

unverändert. Und doch regt ſich ein gewiſſes Etwas in mir, das für ihn ſpricht.“

Die Geſandten. (vor ſich, untereinander) Er ſcheint milder zu werden. Gelangt jener zu ſeiner Gunſt wieder, dann gedenkt er uns, und klettert über uns weg nach dem Thron hinauf.“

Achmet. Was murmelt ihr da?

Die Geſandten unter ſich. Sollte mans glauben, daß er das hörte? Er muß wahrlich zwey Ohren mehr haben, als wir.

Ein anderer der Geſandten. Wir wunderten uns über die Dreiſtigkeit Nuh Efendis.

„Ich kenne Euch! Geht und beordert ihn hieher. Nehmt ihm die Ketten und ſchonet ſeiner. Auch will ich nicht, daß das Volk ihn ſehe. Der kleinſte Aufruhr, die entfernteſte Beleidigung wird auf eure Rechnung geſchrieben, und hart ſoll die Strafe dafür ſeyn.“

Sie kamen zu Nuh Efendi, wollten durch freundliche Blicke ihr Inneres nicht verrathen, und doch ſtrafte es ſie Lügen.

Schmeichleriſch wünſchten ſie Nuh Efendi Glück, und machten ihm im Voraus Hoffnung, daß er bald glücklicher ſeyn, und der Sultan ihm die alte Liebe wieder gönnen werde. Man nahm ihm die Feſſeln.

Mit der ganzen geſetzten Miene des Mannes, mit dem heitern Blick der Unſchuld trat er bey dem

dem Sultan vor. Dieses Benehmen war zu auffallend, hatte zu mächtige Einwirkung, als daß Achmet nicht sogleich hätte davon hingerissen seyn sollen. „Rede, sprach er, ich erlaube dir, dich zu vertheidigen.“

Nuh Efendi. Wer sich vertheidigen muß, hat schon halb schlimme Sache. Doch ich will sprechen. Unsere Unterhaltung wird fordern, daß wir beyde allein seyn müssen.

Achmet winkte; und alles verließ das Zimmer.

Nuh Efendis Brust hob sich, und seine Miene nahm eine bezaubernde Würde an;

„Herr, du glaubst, Zaide sey meines Sohnes Gattin. Mit nichten! Dein Befehl weniger, mehr noch meine zärtlichste Zuneigung zu dir, die keinen Eigennutz kennet, ließ das väterliche Gefühl ermatten, durch Zaidens Liebe meinen Sohn glücklich zu machen. Ich opferte dir alle seine Freuden zwar unter Thränen, aber doch mit aller Ergebung ohne Falsch.

Achmet. Und doch begiengst du die Hochzeitfeyerlichkeit?

„Mußte ich das nicht? War der Haß deiner Mutter und deines damals gewaltigen Bruders nicht mein Theil? Auf beyden Seiten drohete mir der Untergang. Der Iman wirds bezeugen, noch mehr der Scheidebrief meines Sohnes an Zaiden, daß ich dir sie wieder, schön und unschuldig, wie das erste Mädchen der Schöpfung, eigne.“

Achmet las den Brief haſtig, den ihm Nuh Efendi überreichte. Eine Gluth, gegen die das erſte Feuer Aurorens erblaſſen mußte, ſtieg in ſeinem Geſicht auf. Thränen quollen aus ſeinen Augen. Er umarmte den Greis haſtig. „O wie ſoll ich dirs vergelten! ruſte er, du mein Wohlthäter, du der Retter meines Glücks. Laß uns nicht zaudern, daß ich ſie wiederſehe; Secunden wird meine heiße Sehnſucht zu Ewigkeiten werden laſſen.

Nuh Efendi riß ſich aus ſeinen Armen los; verbeugte ſich ehrfurchtsvoll. „Herr! einige Augenblicke, und du ſollſt ſie ſehen. Dieſes Kleinod ſoll bald wieder in deinen Händen, und du der einzige Beſitzer deſſelben ſeyn.“

Achmet. Und welch einen Dank verlangſt du? —

Nuh Efendi. War die That gut, ſo belohnt ſie ſich ſelbſt. Das that der Himmel der Tugend zu Gute, und machte dieſes Gefühl zu ihrer ſchönſten Entſchädigung.

Er gieng; und ſtaunend ſah ihm Achmet nach.

In der größten Fülle ſeiner Freude eilte Achmet zu ſeiner Mutter und theilte ſeine Empfindungen mit ihr. Die Sultanin Walide ſtaunte, und brach in neue Bedenklichkeiten aus. Sie verſuchte, ihren Sohn mißtrauiſch zu machen, und

schilderte den Ruh Efendi als einen alten schlauen Hofmann; denn eine redliche Aufopferung in einem so kritischen Falle schien ihr ein Schritt der Natur, der noch nicht geschehen sey. Tausend Einwendungen wurden dagegen von Achmet gemacht, denen sie keinen Glauben beymaß, weil, wie sie sagte, die Liebe nie ein unpartheyischer Richter seyn könne.

„Nun so sollen sie sie, so werden sie sie sehen, ihre Augen werden ihre Vertheidiger seyn,“ rief Achmet im höchsten Enthusiasmus, und wollte sich von der Mutter trennen, die geliebte, seinem Herzen so unendlich theuer gebliebene Zaide zu empfangen.

„Sohn! mein Sohn, was beginnst du? Vergißt du eins der heiligsten Gesetze beym Anfang deiner Regierung, o was ist von der Zukunft zu fürchten! Sahst du nicht am Beyspiel deines Bruders, was ein aufgebrachtes Volk vermag? Und wenn eins der älteren Rechte, selbst wenn es auch nur ein Herkommen wäre, dem Volk entzogen, aber mit Gleichgültigkeit behandelt wird, welch eine unversöhnliche Erbitterung! Unbegrenztes Mißtrauen tritt an die Stelle der Liebe und der Treue. Sohn! wenn dir deine Leidenschaften theurer sind, als die Rechte und Gesetze der Nation, dann thue Verzicht auf Kron und Scepter.“

„Aber Mutter! jeder gemeine Türke hat ein freyes Recht über seinen Harem.“

„Dir aber untersagt das Gesetz, eine Dame, die einmal aus dem Serail genommen worden,

nicht zum zweytenmal in daſſelbe einzuführen. Noch biſt du bey dem Volke — deines Thrones nicht ganz gewiß. Du kannſt dir es leicht einbilden, welch ein Wankelmuth bey demſelben herrſchen kann, wenn der vorige Regent noch am Leben iſt, noch im Reiche lebt. Auch der ſchlechteſte Fürſt hat ſeine Anhänger. Jetzt wähle! Und wenn du ſelbſt aus Liebe zu Zaiden dem Throne entſagteſt, ſo würde dich das nicht glücklicher machen. Hohngelächter und Verachtung würde der Preiß ſeyn. Was du unternehmen würdeſt, wenn es auch erſt nach der Niederlegung deiner Fürſtenpflicht geſchähe, würde das Volk, als während deiner Regierung geſchehen, auf und annehmen, und ſich in ſeinem Wahn nicht unterbrechen laſſen. Sollte ich das Unglück haben, daß zwey Söhne, in ſo kurzer Zeit, des Thrones unwürdig erklärt würden? Hat nicht der eine ſchon mein ganzes Mutterherz zerfleiſcht? Sohn, ich bitte, ich beſchwöre dich! lerne dein Herz ergründen, und opfere deiner Mutter Ruhe, deines Reichs Wohlfahrt nicht länger dem Eigenſinn der Liebe auf. Das Herz eines Fürſten muß erhabner ſeyn, als daß es nicht jenen Gefühlen entſagen könne, die auch der Pöbel hat. Vertraue mir, ich will dir Zaiden erſetzen, will deinem Herzen Ruhe und Zufriedenheit, und deinem Scepter ruhige Tage geben.“

Dieſe Rede beſtürmte mit einemmahl Achmets vorige Entſchlüſſe. Er gab ſie auf, und opferte ſie den höhern Pflichten des Regenten.

„Ja,

„Ja, ich will Zaiden entsagen, und ihr dadurch meine gröſte Liebe bezeigen, daß ich ihr den würdigen Sohn Nuh Efendis zum Gatten gebe. Er sey mein Freund! die nächste Stelle am Throne sey sein. Wer seinem Fürsten so viel aufopfert als er, [illegible]n dem läßt sich die gröſteste Treue erwarten. Der Vascha Aga hingegen sey ganz aus meiner Nähe verwiesen. Schmeichler und elende Höflinge, die ich genau nun kenne, muß ich entfernen; ich werde ihrer so genug behalten, da ich sie nicht alle kenne, und mich durch den Schein täuschen lassen muß.“

Achmet eilte, seinen Entschluß auszuführen, ließ Nuh Efendi und seinen Sohn kommen, in ihrer Mitte Zaiden.

Mit offnen Armen empfieng er sie und eine Thräne perlte aus seinem Auge. „Kinder, sprach er, seid ihr nun glücklich, weil ich es nicht seyn darf. Liebt euch ungestört, und seyd nun von Stund an, das in Wahrheit, was ihr zeither nur zum Schein vorstelltet.“

Diese schnelle Ueberraschung, diese urplötzliche, sich kaum nur möglich gedachte, Veränderung der Lage der Dinge brachte Vater und Kinder beynahe aus aller Fassung. Ein unaussprechliches Wonnegefühl bemächtigte sich ihrer Herzen. Die Liebenden sanken sich bald einander in die Arme, bald sah ihr Blick dankbar strahlend nach dem Sultan. Achmet fühlte, daß seine Gegenwart sie stören würde, wenn die erste Feuerempfindung sich abgekühlt hätte. Er zog sich zurück. Die Kinder lagen in des Vaters Armen.

„Ach, rief der entzückte Sohn: Zaide, wirst du mit diesem Tausch zufrieden seyn? Vergieb der Frage, auch die wärmste Liebe zweifelt gern.“

Zaide. Mir fehlen die Worte; lies die Antwort des Herzens in meinen Augen.

Vater. Kinder! solch ein Tag [illegible] die erhabenste Schöpfung der Natur. Mit euch und durch euch bin ich dreyfach glücklich. Eure Liebe wetteifere mit der auch eben so heiligen Pflicht der Dankbarkeit, die ihr dem großmüthigen Urheber eures so einzigen Schicksals schuldig seyd.

Der Worte wurden weniger; häufiger flossen die Thränen.

Die innigste Theilnahme, frey von der kleinsten Empfindung des Neides, lag in Achmets Augen; entzückt über das glückliche Paar rief er mit dem reinsten Gefühl der Ueberzeugung aus: Ach, glücklich machen, ist noch mehr, als selbst glücklich seyn, und verlieh unbemerkt das Zimmer.

Schön ist der Sieg über sich selbst; zweifach schöner aber und erhabner ist solch ein Sieg des Fürsten.

Die Liebenden blieben Achmets Freunde. Die ausgewähltesten Freuden des Menschenlebens waren unzertrennbar von ihrem Zirkel — nur der Liebe entsagte Achmet, und hoffte kein Glück mehr von ihr.

Eher

Charlotte Wellneck.

Der alte Wellneck saß mit seinem Nachtmützchen und in seinem grünkarrirten Schlafrock vor einer ziemlichen Anzahl beträchtlicher Rechnungen, und schüttelte gewaltig seinen silberfarbichten Kopf. Gegenüber saß Madam Wellneck und strickte.

„Nein, liebes Weibchen," sprach er endlich nach einer kleinen Pause, indem er ganz bedächtig seine Brille auf den Tisch legte, „nein, liebes Weibchen, das kann länger nicht so gehn, wir müssen wieder ins alte Gleis. Seitdem Peppi, das Wettermädchen, in meinem Hause ist, steigt von Tag zu Tag der Aufwand ansehnlich."

„Du mußt aber auch bedenken, daß die Kinder groß werden, und die Mädchen besonders viel kosten."

„Zugegeben; aber unsere jetzige Einrichtung, unser jetziger Haushalt nebst der ganzen Erziehung unserer Töchter behagt mir auch überhaupt nicht ein bischen mehr. Wir sind, wie einfach waren unsere Familienfreuden sonst waren! Erinnere dich nur, und wie sind sie jetzt?"

„Du bedenkst nicht, daß wir immer älter, und folglich von Tag zu Tag wunderlicher werden. Da

freylich die Mädchen noch Kinder waren, so lockten wir sie mit einigen Stückchen Obst; jetzt verlangt ihr Geist mehr Nahrung. Sie sind in die Jahre getreten, wo sie nun freyer seyn wollen."

„Mariane! sage, waren unsre Kinder je unsere Sklaven? Binden sechzehn Jahre von der Pflicht sie los, ihren Eltern gehorsam zu seyn? Ist das nicht eben die Zeit, die der größten Wachsamkeit bedarf?"

„Dem widersprech ich nicht, und ich liebe meine Kinder gewiß nicht weniger, als du. Aber man muß doch einen Unterschied machen. Wer bey früher Jugend nicht schon ein festes Bild von der Welt bekömmt, dem mangelts alsdann in den reifern Jahren, und es kann alsdann gar nicht anders kommen, als daß uns unsere Unerfahrenheit mit eignen Händen strafen muß."

„Sahst du wohl zeither, daß ich deinen Willen beschränkte? Habe auch noch nichts wider dich, als daß du mir der Peppi so viel durch die Finger siehst. Diese benutzt uns auf die verschmitzteste Weise, und wird uns aus der Kinder Herzen drängen, ehe wir es uns versehen."

„Deine Gründe möchte ich wissen."

„Liebes Weib! beobachte die Mädchen nur einen Tag lang im Stillen, und dann entscheide. Die freye ofne Stirn unserer beyden Kinder überzeugte uns sonst von ihrem Zutrauen; jetzt, merke nur genau darauf, fispert man sich so viel in die

Ohren,

Ohren, und schlägt bald die Augen nieder, oder wird über und über roth, wenn man ihnen fest in die Augen sieht. Charlottens Charakter hat überdem große Anlagen zum Flüchtigen und Leichtsinnigen. Ihr Temperament beherrscht oft ihren Verstand; kommt vollends noch jemand hinzu, der die Flamme stärker anbläst, so muß sie endlich doch verlohren seyn. Um Laura ist mir weniger bange. Sie zeigt mehr Festigkeit. Indeß lieben sie sich als Schwestern, und da schlendert eine der andern nach. Liebe Mariane! gieb mir deine Hand. Es ist nicht böse gemeynt, so wir uns einander zurufen, wenn eins oder das andere einen irrigen Weg einschlagen will. Laß uns fein bey unsrer alten Sitte bleiben, es wird uns nicht gereuen. Hörtest du jemahls nur den kleinsten Spott? War uns nicht die ganze Stadt gewogen?"

„Im Ganzen genommen, ja. Aber gabs nicht Manchen, die . ."

„O du brauchst mir sie nicht zu nennen, das waren Leute, auf die wir nichts achten durften, und wo wir uns hüten müssen, daß wir ihnen nicht ähnlich werden."

„Lieber Wellneck, glaube nicht, daß diese Unterhaltung mir unangenehm sey, aber wissen möcht ichs doch, was sie veranlaßt hätte."

„Hier, hier (auf seine vor sich liegenden Rechnungen zeigend) sind die Zeugnisse, wie viel wir zu fürchten haben. Beynahe jeder dieser

Zettel

Zettel ist ein Beweis, wie unsere alte Häuslichkeit und Sparsamkeit unter uns nur noch in ganz schwachen Aeußerungen anzutreffen ist. Die Mädchen lernten das Putzmachen, und wozu? als um ihnen jene Geschicklichkeit zu geben, sich ihren weiblichen Anzug selbst besorgen zu können, weil hunderterley solche Dinge vorfallen können, wo sie verlassen sind, wenn sie sich nicht selbst zu helfen wissen. Wie wird das vernachlässiget! Sieh, nur diese einigen Monate kosten uns schon über zwanzig Thaler. Wäre ihre Ungeschicklichkeit daran Schuld, daß wir diesen Aufwand machen müßten, so würde ich schweigen; aber du weißt es ja selbst, daß unsere strengsten Modedamen mit ihnen zufrieden waren. Zweytens gefällt mirs auch nicht, daß unsere Kinder tagtäglich bald Gesellschaft selbst haben, bald wieder Visite geben. Nie verachtete ich die Mittelstraße, und wir sind während unserer Ehe nie Einsiedler gewesen. Aber, wie es unsere junge Welt macht, die fast keinen ununterbrochenen Spaziergang hält, da kann weder Freude noch Glück dabey seyn. Denke einmahl genau nach, und du wirst es wohl finden, daß das geistlose matte Vergnügen unserer meisten Zirkel von nichts anders herrühret, als von dem allzuhäufigen Genuß. Die Gewohnheit wird jedes Dinges zweyte Natur. Wenn man heute bald dahin, und morgen bald dorthin schlendert, so verliert unser Charakter seine Festigkeit. Und geht es dem verzärtelten Geiste, wie dem verdorbenen Magen; endlich ist ihm nichts mehr erträglich.

lich. Kurz, liebe Mariane! laß künftig unsre Kinder treue Copien seyn von dem, was wir waren; die neue Sitte, die selten an wahre Freude, weit mehr an Wollust und Ueppigkeit grenzt, verleite uns nicht vom alten gewohnten Wege. Wo sie ihr Gutes hat, wollen wir es mit Liebe aufnehmen und unsere Bahn zwar verschönern, aber dieserwegen nicht verändern. Sey nicht böse, liebes Weib. Der Stein lag mir lang auf dem Herzen, nun ist er herabgewälzt. Gesagt mußte es einmahl seyn; aber nun sey es auch genug!"

Der alte liebenswürdige Vater stand von seinem Sessel auf, gieng auf seine Gattin zu, und küßte sie recht herzlich. Es war dem Mutterherzen schwer, eins und das andere von dem Gesagten in seiner ganzen Klarheit einzusehen; jedennoch verstattete die so vieljährige Erfahrung, daß er es so sehr aufrichtig und wohl mit ihr meyne, keine neuen Untersuchungen; sie beschloß augenblicklich alles das abzustellen, was ihm mißfällig war; nahm sich vor, der Peggi den Text zu lesen, und es ihr zu sagen, wie man es künftig gehalten wissen wolle.

Sie wußte es aber selbst nicht, wie tief sich das Mädchen bey ihr eingenistet hatte, und wie schwer es sich seinen Lieblingen entgegen handeln läßt.

Sie gieng mit dem besten Vorsatz auf die Stube ihrer Töchter. Lange war sie an dem ersten

stern Frühstunden nicht dagewesen, und diese Nachsicht hatte denn die alte Ordnung und die alten Gesetze mit einemmahl so zu verdrängen gewußt, als wenn sie nie dagewesen wären. Ihre Kleider, die sie gestern ausgezogen hatten, lagen in der größten Confusion da, wie die Ideen in ihrem Kopfe: statt daß sonst auch die frühere Morgenkleidung schon eine genaue Rechenschaft von der eigensinnigsten Reinlichkeit ablegte, sah man den gemeinsten Schmutz; statt daß man sonst auch hier, wenn man sich in seinem Hauswesen allein glaubte, mit alle dem Anstand betrug, den Unschuld und Sittlichkeit zum Gesetz machen, lief man mit zerstreutem Haaren und Medusenköpfen unter einander hin und her, ohne daß man eigentlich wußte, was man wollte; statt daß man sonst die schönste Zierde des zweyten Geschlechts, die Schamhaftigkeit, auch nicht im Geringsten verletzte, trug man kein Bedenken, sich mit offenem Busen und in sehr lockern Kleidern zu zeigen.

Wie erschrack die gute Frau, das alles so zu finden. Im ersten Ausbruch ihrer Empfindungen war sie etwas heftig, denn alles, alles wich von ihrer alten Gewohnheit ab. Peppi mußte die größeste Schuld tragen, weil man sie für die Lehrerin des neuen Systems nicht ohne Grund ansehen konnte. Indessen wo wäre das Weib, das der Andern schwache Seite nicht bald zu ersehen wüßte! —

Dieß

Diese Unordnungen, die allerdings so auffallend waren, und sich bey Wellnecks Töchtern, nach der großen Welt ziemlich bürgerrechtlich gemacht hatten, erhielten durch Peppis Entschuldigungen ein schuldloseres Ansehen, und ihre Gründe bewogen die Mutter nicht allein zur Nachsicht, sondern sogar zur gänzlichen Verzeihung. Peppi nahm eine solche Wendung, wodurch sie zugleich auf manche andere Dinge kommen mußte, um bey Madam Wellneck eine gewisse Autorität zu erhalten, damit sie keine fernern Entschuldigungen nöthig haben möge. Der Seitenblick der Mutter, man müsse bey der schlechten Zeiten sich ökonomischer einrichten, machte ihr weiter keine Bedenklichkeit; vielmehr lief's klar und hell, wie die Sonne am heitern Himmel dar, daß man das längst schon genau überlegt, und darnach seine Einrichtungen gemacht hätte. Nach allen möglichen Verbesserungen erzählte sie, wie bey der und jener Familie das Hauswesen mit weit wichtigerem Aufwand geführet, und wie man sich natürlicher Weise schaden würde, wenn man sich noch mehr einschränken wolle, denn man müßte sicher für knauserich ausgeschrieen werden. Und wie das hauptsächlich auf das künftige Glück ihrer Töchter einen unangenehmen Einfluß haben könne, ließ sich nicht nur denken, sondern auch mit Beyspielen erweisen. Da nahm sie die Geschichte von der und jener Familie, und schilderte das Loos alter verlassener Jungfrauen so mühselig, kam dabey in einen so warmen Eifer, daß Madam Wellneck Peppi'n bey der Hand nahm,

und

und sie recht freundlich bekeutete. „Ich binde dir,“ erinnerte sie dabey, „die Bildung meiner Töchter auf die Seele. Freylich, freylich denkt mein Mann anders, als ich; er wird weniger nachgeben, wird die Mädchen wie vor dreyßig Jahren erzogen haben wollen; aber das, sehe ich nun ein, gehet gar nicht an. Ich will ihn gewinnen, kehre dich nur vor der Hand an seine Bemerkungen nicht, und gehe deines Weges; ich werde erkenntlich seyn.“

„Unterstützen sie mich nur, bat Peppi, so wollen wir unsern Zweck gewiß erreichen. Etwas mehr freye Luft müssen die guten Kinder genießen, etwas mehr gesellschaftliche Freude. Charlottchen besonders tanzt recht artig; mit wem aber soll sie tanzen, da die Lectionen aufgehört haben? Mit den Stühlen? wie weiland, wenn eine Person bey der Tanzstunde fehlte? La Fleur giebt kleine Exerzierbälle, es sind zwar auch Mannspersonen dabey, aber es ist ein unschuldiger Zirkel, und hat die beste Reputation. Die angesehensten Familien haben ihre Kinder diesem großen Künstler anvertraut, und freuen sich der schönen Folgen.“

„Ich hörte aber doch jüngst von einem kleinen verliebten Abentheuer . . .“

„Daß selbst in den Kirchen dergleichen Dinge vorgehen sollen, hat man sich ebenfalls erzählt; soll man also auch nicht in die Kirche gehen?“

„Das

„Darinnen hätteſt du wohl recht. Aber mein Mann hat noch manche andere Gründe ...“

„Der alte Herr iſt wunderlich, und wenn wir ſeinen Grillen folgen wollten, ſo würden wir am Ende nichts als traurige Betſchweſtern haben. Bedenken ſie ſichs nur noch einmahl, was für Gloſſen, was für Geſichter er letzthin über ihren kleinen, niedlichen, ſchuldloſen Kopfputz machte. Alle Welt behauptete, er verjünge ſie gleichſam, ſtünde ihnen ganz allerliebſt, ganz ſchelmant, und er konnte ſie bitten, ihn nie wieder aufzuſetzen.“

„Da haſt du recht, Peppi! Ich halte ihn auch noch jetzt für das ſchönſte Stück meiner Garderobe. Und wie jüngſt mein Mann auf einige Tage verreiſet war, trug ich ihn wieder, und muß es ſagen, ich gefiel mir ſelbſt darinnen. Heute ſetzte ich ihn auch auf, weil ich die Commerzienräthin beſuchen will; (ſeufzt) allein mein Mann geht nicht aus.“

„Können ſie nicht durch den Garten gehen? da ſieht er ſie nicht.“

„Du biſt ein allerliebſtes Mädchen; ja, ja das geht an. Geduld und Zeit bricht Roſen; ich will den meinem Manne ſchon durchſetzen, und gegen dich werde ich verzüglich erkenntlich ſeyn. Noch einmahl, gehe mit meinen Töchtern wohl um, und bewahre ſie vor jeder Verführung.“

Madam Wellneck gieng.

Kaum war die Mutter zu der einen Thüre hinaus, so ſteckte ſchon Charlotte ihr Köpfchen zur andern herein, um zu ſehen, ob der Weg rein ſey. Sie eilte mit offnen Armen der Peppi entgegen, und wehmüthig ſragte ſie ihre Gewiſſensräthin: wie ſoll, wie wird das nun künftig werden? Leben wir nicht ſo ſchon wie in einem Kloſter, und nun noch mehr eingeſchränkt! —

Peppi. Gewöhnen ſie ſich nur die garſtige Mode ab, immer für den andern Tag zu ſorgen. Kluge Leute halten es mit der Gegenwart, die ſie allenfalls in ihren Händen haben. Wer ſichs Leben aber ſauer machen will, nun der gukt ſo lange, bis er endlich gar um ſein bischen Auge kömmt.

Charlotte. Aber ich kenne den Vater.

Peppi. Und wenn ſie etwas fürchten, ſo müſſen ſie wenigſtens die Mama ſehr ſchlecht kennen. Nur an dieſe müſſen wir uns halten, ſie wird gewiß dem troſtloſen, ſchüchternen Männchen die Thüre nicht verrennen. Die Mütter ſtimmen gewöhnlich eher für die Launen ihrer Töchter, als die grillenhafteren Väter. Und was haben wir denn nun ſeit Jahr und Tag gethan?

Charlotte. Darum eben!

Peppi. Rechne ich andern Familien noch, die doch kaum die Hälfte des Vermögens ihres Vaters beſitzen, ſo machen ſie gerade noch einmal ſo viel Aufwand, als wir. Denn wir alles

zuſam-

zuſammen nehmen, ſo ſind wir vergangene Woche nur ſechsmahl ausgegangen, und die Woche hat doch ſieben Tage.

Charlotte. Laß jetzt dieſe Berechnungen bey Seite, und ſage mir lieber, wie werden wir es anfangen, daß uns der Vater erlaubt, auf den morgenden Ball zu gehen.

Peppi. Die Zeit iſt ſreylich kurz.

Charlotte. Und ich habe es meinem lieben Herrn von Zunim verſprochen. Auch er würde nicht dabey ſeyn, wenn ich es nicht wäre.

Peppi. Das glaube ich ſicher. Denn ſchon dieſen Morgen ſprach ich ihn. „Wie gehts, liebe Peppi?“ fragte er mich gleich. „Aufzuwarten, ihre Gnaden, antwortete ich.“ „Wie iſts?“ fuhr er fort, „kann man ſich darauf verlaſſen, Mamſell Lottchen morgen auf dem Ball zu ſehen?“ „Beynahe zweifle ich, ihre Gnaden; der alte Papa iſt etwas unpaß, und wenn er das iſt, ſo iſt er ziemlich grillicht, und ſchneidet ſeinem ganzen Hauſe auch die kleinſte Freude ab.“ „Und wie verhält ſich Madam Weißneck alsdann?“ „Je nun, ſie machts, wie alle kluge Weiber, und giebt nach.“ „Peppi, das ſage ich dir,“ fuhr er recht haſtig fort, „wenn morgen Lottchen nicht kömmt, ſo iſt der Ball für mich verlohren. So gewiß ichs auch geſagt habe, ſo werde ich mich entſchuldigen laſſen, werde eine Krankheit vorgeben.“ „Da machſtu ſie es eben nicht klug. Die politiſchen unter

unſern Damen wollen ſo ſchon etwas gemerkt haben, und können ihre kleinen Anmerkungen nicht laſſen. Das gäbe noch mehr Veranlaſſung, und das darf ſchlechterdings nicht ſeyn. Wie bald würde das alles dem alten Herrn zu Ohren kommen, und dann wärs mit einemmal aus. Bey meiner armen Seele, er ſperrt die armen Mädchen unter zwölf Schlöſſer und Riegel ein. Pfiffig! pfiffig! muß man ſo was anfangen, wenn man ungenirt handeln will, und die Zuſchauer doch nicht ſo ganz aus uns klug werden ſollen. Wenn die Liebe nicht immer einen Vertrauten auf der Seite hätte, ſie würde verdammte dumme Streiche machen. Indeß ſorgen ſie nur nicht, mein lieber Herr Baron. Ich müßte nicht Peppi ſeyn, wenn es nicht gehen ſollte. Man merkt zwar einem ſolchen kleinen Anſchlag freylich nicht immer die Mühe ab, die er einem macht. Wie man denken, wie man ſpinditiren, wie man ſich bald ſo, bald wieder ſo wenden muß . . .“

„Ich werde gewiß dankbar ſeyn,“ fiel er mir ins Wort, lächelte ein bißchen, und fuhr wie ein Blitz ſo ſchnell in die Taſche nach ſeiner Börſe, und hohlte da (ſie ſucht aus ihrer Börſe einen vollwichtigen, holländiſchen Dukaten) dieſen liebenswürdigen Vorſprecher heraus; und ſehen ſie nur, liebes Lottchen! wie der ſonſt ſo wilde Burſche mich ſo unausſprechlich freundlich anſieht, und mir zuruft: Peppi! thue alles; verſuche alles; ich habe der Brüder mehr, die in dein Reich marſchiren ſollen.

Chap-

Charlotte. Das hat mein Ferdinand gethan? O es iſt ein herzenslieber Junge! Sagte er weiter nichts?

Peppi. Ach, wenn ich alles auskramen wollte, was er da herſagte, warlich es würde ein halbes Trauerſpiel daraus. Vor der Hand ſeyn ſie unbeſetzt! Morgen ſollen, morgen müſſen ſie auf dem Ball mit ſeyn. Jetzt geht der Vater aufs Comtoir, wir ſind alſo vor jeden Ueberfall ſicher; legen ſie ſich alſo ihren Putz zurecht und arangiren ſie alles zum Beſten. Ich will zur Mama gehen, und alles einzurichten ſuchen, daß uns keine andre Hinderniß in den Weg treten kann.

Peppi trug die reizendſten Kleider herbey, denn ſie hatte des Barons Geſchmack ſtudiert, und wußte, worinnen ihm Lottchen am ſchönſten gefiel.

Charlotte ſetzte ſich haſtig hin, und fand an der Einrichtung dieſer Kleider und dem übrigen Putz ſo viel zu ändern, daß ſie ſich ſchon verſetzte, die Nacht zu Hülfe zu nehmen, wenn der Tag nicht zureichen ſollte. Gern hätte ſie es von einer Putzmacherinn beſorgen laſſen; allein theils war die Zeit zu kurz, theils hätte das Geheimniß dadurch verrathen, und die ganze ſchöne Hoffnung, ihren Baron zu ſehen, in den Brunnen fallen können.

Wie eigenſinnig die Mädchen doch ſind, wenn ſie ihren Liebhabern gefallen wollen! Schade, daß

bisweilen diese Hastigkeit eben so rasch wieder vergeht, wenn sie Weiber sind, als wie sie entsprang. Kurz, Charlotte konnte Stundenlang nicht eins mit sich werden, ehe dieses Bändchen oder jene Schleife zur Wahl kam; sie fragte wohl hundertmahl den Spiegel um Rath, wenn sie ihre Einbildungskraft verließ, und sie sichs nicht deutlich und lebhaft genug vorstellen konnte, wie sie das kleiden würde.

Weniger besorgt war Laura; sie tanzte wohl gern; aber noch hatte sie keine Liebschaft, denn sie war minder schön, als Charlotte. Peppi traf die schwache Seite der Mädam Wellneck. Sie erzählte ihr schon im voraus, was die Welt sagen würde, wenn zwey so hübsche Mädchen von einer solchen Feyerlichkeit, wie die eines Balles ist, woran der glänzendste Theil der Stadt Antheil nimmt, zurückbleiben sollten.

„Liebes Kind, ich hätte nichts dagegen, erwiederte die gute Mutter; aber der Vater, der Vater! Ueberdem ist er heut noch viel grillichter geworden, als er vorher war; kaum getraun ich mich von gleichgiltigen Dingen mit ihm zu reden; geschweige denn von einem Capitel, dem er von Haus aus nicht sonderlich gewogen ist.“

Peppi. Muß er denn alles wissen? Wäre es wohl Beleidigung des Vaterrechts, wenn man ihm all die Dinge verschwieg, die so nothwendig jetzt sind, um mit der Welt gleichen Schritt zu halten? Ists ihre, ists ihrer Kinder

Schuld,

Schuld, daß er anders denkt? Sollen sie darunter leiden?

Mad. Wellneck. Du scheinst ziemlich recht zu haben, Peppi; aber was sollen wir machen?

Peppi. Es kann ihm einerley seyn, ob seine Töchter da, oder dort zum Besuch sind. Er hat es aber am allerliebsten, wenn sie bey dem langweiligen Herrn Superintendenten und seinen noch zehnmahl langweiligern Kindern eingesperrt sitzen; gut, so wollen wir ihn dabey lassen, wollen einen Besuch fingiren.

Mad. Wellneck. Peppi! das kostet meinem Herzen viel. Noch nie belog ich meinen Mann.

Peppi. Ja, nun treten aber auch die Zeiten ein, wo man aus der Noth eine Tugend machen muß. Bedenken sie es nur genau, liebste, beste Madam! Werden sie nicht dem zukünftigen Glück ihrer Kinder Eintrag thun, wenn sie sie von allen diesen so gerechten Freuden des jugendlichen Lebens entfernen wollen? Wären sie herzlose Geschöpfe, denen es einerley ist, ob sie für Puppen oder Menschen gehalten werden, so möchte es noch hingehen, und sie würden auch als Einsiedlerinnen nicht ganz unglücklich seyn: aber nach ihren jetzigen Verhältnissen gehet es durchaus nicht an. Ueberhaupt wird aus der Erziehung der Töchter nichts, wenn sich die Väter darein mischen. Die lieben Herren kennen die weiblichen Charaktere nicht, schelten und mora-

liſiren nach einander weg, und nehmen ſich einzig, und ihren Leiſten zum Modell.

Mad. Wellneck. Ich fühle, daß du einigermaßen recht haben kannſt, ob ich gleich ſelbſt nichts davon empfunden habe. Denn wie ich und mein lieber Mann uns heurathten, da ſtimmten unſere Grundſätze recht wohl zuſammen. Wir machten unſer Tänzchen bey Ehrengelagen; aber von Bällen, und daß alle Wochen ein oder ein Paarmahl getanzt werden mußte, davon wußten wir nichts.

Peppi. Madam bequemen ſich ja auch mit den Kleidern nach jetziger Zeit, um keinen comiſchen Aufzug zu machen; iſt es nicht auch bey den andern geſellſchaftlichen Pflichten nothwendig?

Mad. Wellneck. Du haſt freylich recht. Alſo du meynſt, wir bäten den Vater um die Erlaubniß, daß ſie einen ganz gleichgiltigen Beſuch machen dürften? — Wenn er es aber nur erfährt, hinter die Wahrheit kommt? —

Peppi. Das wird vor der Hand nicht geſchehen. Der Herr, wie ich höre, macht die Inventur, und dann, das wiſſen ſie ja aus der Erfahrung, iſt er mit ſeinen Leuten wie ein Dachs eingegraben.

Mad. Wellneck. Das ließe ſich hören. Aber wenn ſie mit Anſtand auf dem Ball erſcheinen ſollen, müſſen ſie doch anders gekleidet ſeyn,

als wie bey einem alltäglichen Teffeebesuch. Giengen sie weg, ohne erst Abschied von ihm zu nehmen, so würde er das sehr übel empfinden; kämen sie so geputzt, so würde alles verrathen seyn.

Peppi. Als wenn Peppi solche Kleinigkeiten nicht zu arangiren wüßte! Die Mamsels gehen ordinair angezogen zu ihrem Vater, empfehlen sich ihm, und er soll nicht das Geringste merken. Sie gehen durch den Garten, weil das Wetter so schön ist, und nehmen einen Umweg. Das geschieht zur Teffeezeit, damit dem alten Herrn die Stunde nicht etwann verdächtig scheine. Im Gartensalon erwarte ich sie, indem ich schon alles gehörig vorbereitet, und in Ordnung gebracht habe. Was man gern thut, da ist man geschwind, und ehe eine Stunde vergeht, sollen meine Mamsels wie die Engelchen so schön angezogen seyn.

Mad. Wellneck. Peppi, du verlangst viel von mir. Erst eine Lüge, und dann wieder Betrug ...

Peppi. Geschieht das alles nicht aus den wohlthätigsten besten Absichten? Ist die Liebe zum guten Vater nicht der erste Beweggrund; man will sich nicht wehe thun, und ihn nicht ärgern.

Mad. Wellneck. Der Himmel weiß, wozu du einen überreden könntest.

Peppi. Die Wahrheit nur überzeugt uns allein.

Mad. Wellneck. Nun, weiſt du was, ich will euch einmahl durch die Finger ſehen, und ihr, wenn ihr eure Sachen gut macht, ſollt euch am beſten dabey befinden. Macht ihr mir aber Verdruß, dann hört alles auf.

Peppi. Und was noch mehr; ſie ſollen uns dann in einen eiſernen Käfich ſtecken, woraus wir nie wieder kommen ſollen.

Mad. Wellneck. Haſt du noch einige Kleinigkeiten etwann nöthig?

Peppi. Freylich möchte ich ſchon noch einige Thälerchen brauchen. Mamſells ſind nicht ganz darauf eingerichtet. Und bey ſolchen Gelegenheiten wird auch auf Kleinigkeiten mit ſcharfen Augen geſehen.

Madam Wellneck öfnete ihre Börſe, und gab dem Mädchen zwey Dukaten. Wer war froher, als Peppi. Sie machte tauſend kleine Harlekinaden, worüber das allzugute Weib ſich des Lächelns nicht enthalten konnte, und ſprang leicht und muthwillig, wie ein junges Reh, davon. —

Weller Erwartung waren Wellnecks Töchter indes geweſen; aber ſobald nur Peppi die Thüre in den Händen hatte, gewahrten ſie es aus ihrem erſten Blick, daß ſie nicht unglücklich geweſen war, und die Erlaubniß der Mutter erhalten hatte.

„Kinderchen,“ tanzte und hüpfte ſie; „nun iſt alles gut, nun wollen wir nicht zaudern, denn

wir

wir haben noch viel zu thun. Das Mütterchen hat einen kleinen Beytrag gegeben, unſern Anzug zu verſchönern; ich will gehen, und einkaufen.

Charlotte. Aber weißt du auch, was uns fehlt?

Peppi. Das wollte ich ihnen jetzt ſchon an den Fingern hererzählen, geſchweige denn, was mir noch einfallen wird, wenn ich unterwegens bin. Der Neid ſelbſt ſoll keine ſolchen Augen machen können, wie die übrigen Mädchen, die mit auf dem Ball ſind, ſo gufiés will ich ihren Anzug zu ordnen und zu verſchönern wiſſen. Der Baron ſoll ſeine liebe Noth mit ſeinem Herzchen kriegen; denn wer ſie bey ihm ausſtechen ſoll, der müßte — Doch ſeht, da ſteht die Plauderin — es iſt ſchon ſo ſpät, und ich verſprach doch dem Baron Nachricht zu geben. Ich eile; ſo werden mit einem Gange zwey wichtige Angelegenheiten beſorgt.

Charlotte. Und wo du das verſäumt hätteſt, im Leben könnte ich dirs nicht verzeihen.

Peppi. Vors erſte, wird er gewiß warten, bis ich komme. Und vors zweyte, wär ihm die Zeit zu lang geworden, ſo würde er ſich heute den ganzen Tag die Beine weglaufen, und nicht eher nachlaſſen, bis ich ihn entdeckt hätte, ihm den Rapport zu bringen. Jetzt will ich aber doch machen, daß ich fortkomme.

Charlotte war nun jeder Sylbe überdrüßig, und hätte ihr gewiß längſt ein böſes Wort ge-

sagt, wenn sie nicht gefürchtet hätte, sie böse zu machen: denn sie empfand es nur zu gut, daß ihr kleines Liebesabentheuer ohne diese Vertraute nicht sonderlich gedeyhen dürfe.

Kaum hörte Charlotte von Peppis Fußtritt die letzte Stufe ertönen, so riß sie schnell das Fenster auf, ihr nachzublicken. Weit lehnte sie sich zu selbigem hinaus, ob sie etwann den laurenden Baron erblicken könne. Allein vergebens! Tief hinab in die Straße konnte sie zwar sehen, aber nicht ein Gegenstand ließ sich blicken, der nur von fern her mit dem Baron einige Aehnlichkeit gehabt hätte. Bang klopfte ihr das Herzchen; nichts war ihr nun recht. Alles, was sie angriff, ärgerte sie; sie schimpfte, sie tobte auf Peppis Langsamkeit.

Die Gegenwart der Mutter nöthigte ihr doch einigen Zwang ab; aber bey all ihrer Kunst sich zu verstellen, (sie hatte schon sehr viel ihrer würdigen Lehrerin, und Vertrauten abgelernt,) stand doch noch so manches kleine Ueberreschen auf des Mädchens Stirne, das auch die Mutter sogleich entdeckte.

„Bist du denn noch nicht mit mir zufrieden? fragte die gute Mutter: habe ich euch nicht den Willen gethan? wagte ich nicht einen Schritt, den ich seit meiner Ehe niemals that? Peppi wird es euch doch wohl gesagt haben, daß ichs euch erlaube, auf den Ball zu gehn?“

Cha-

Charlotte. Und wie sehr dank ich es ihnen auch, liebe Mutter. Ach, um einen Ball muß es was erzhübsches seyn. Unsere Tanzstunden haben wir nicht dafür rechnen können. Und hatte Mosje Fournier ja so eine kleine Lustbarkeit, so war das alles so steif, so gezwungen, als wenn man noch unter der Ruthe stünde. (Sie streichelte der Mutter mit der einschmeichelndsten Art das Kinn.) Nein, liebes Mütterchen, da irren sie sich sehr, recht sehr, wenn sie glauben, mir fehle was, wäre was nicht recht. Im Gegentheil hüpft und springt alles in mir. Auf mein Gesicht darf man nicht achten; denn das Räderwerk geht immer richtig, nur der Zeiger verrückt sich bisweilen.

Mutter. Es soll mir lieb seyn. Aber eine noch größere Freude könntet ihr mir machen, wenn ihr meine Erlaubniß nicht übel anwendet. Macht ihr euch das erstemahl dieses Vergnügens nicht auf das strengste würdig, so erhaltet ihr es nie, nie zum zweytenmahl. Kinder! ihr seyd noch nicht bey dergleichen Gelegenheiten gewesen; folgt meinen Lehren. Schont vorzüglich eure Gesundheit, übertreibt das Tanzen nicht; erhitzt euch nicht zu stark, und gebt keiner Leidenschaft in eurem Herzen zu großen Raum. Denn wenn Geist und Körper auf einander wie wüthend losdringen, so muß schlechterdings die ganze Maschiene leiden. Und ist eine wie rasend durchtanzte Stunde wohl so viel werth, als daß ihr eure Gesundheit zeitlebens dadurch zerstört? Vergeßt das ja nicht, was ich euch schon bey dem Anfang eurer Tanzstunden

ſtunden ſo mütterlich, als wahrhaft gegründet, und durch tauſenderley Erfahrung überzeugt, zurief. Zweytens, gute Mädchen! ſeyd auf eure Ehre mit doppelten Augen aufmerkſam. Laßt euch nicht durch die Sitte verführen, daß man ſich jetzt bey dergleichen Vergnügungen mehr Freyheit erlauben dürfe, als ehedem. Die Tugend iſt von Jahrtauſend zu Jahrtauſend immer ſich gleich geblieben; und die Sittlichkeit iſt ihre erſte und ihre Lieblingstochter. — Widerſtehet den Anfällen unbeſonnener Jünglinge, die ein Mädchen in dieſen Stunden gemeinhin und ſo gern als eine feile Waare betrachten. Achtet auf jeden mit Gleichheit eurer Behandlung; ſchäkert nicht muthwillig; ein angemeſſener Scherz kann ſich eben ſowohl, als die ernſteſte Würde Ehrfurcht und Auszeichnung zu verſchaffen wiſſen. Glaubt nicht, daß die Schmeicheleyen der Männer, und beſonders in dieſen Stunden nur von dem geringſten Werth ſeyn können. Morgen lacht man vielleicht ſchon über eure Treuherzigkeit und Einfalt, und macht euch zum Gegenſtand nachtheiliger Anekdoten. Wahre Liebe erklärt ſich nicht in der Hitze flüchtiger Leidenſchaften. Glaubt ferner ja nicht, daß es euch entſchuldiget, wenn ihr es dieſer oder jener nicht anders machen ſehet; glaubt ja nicht, daß ihr ſolchen Beyſpielen folgen müßtet. Der Spötter, der Scheelſüchtige ſitzt vielleicht eben ſo gut, unter euch, wie der wahrhaft Tugendhafte, und fällt ſein Urtheil über euch — und ſein Urtheil kann euch unendlich mehr nutzen oder ſchaden, als je euch das Beyfallen

sollächeln der witzigsten Stutzer nutzen kann. Ich hoffe, euch doch wenigstens so erzogen zu haben, daß ihr die gemeinsten Regeln einer guten Lebensart kennet, und sie euch zur Vorschrift machen werdet. Ich habe euch an mehreren Gegenständen gezeigt, was für ein gewaltiger Unterschied es ist zwischen Affektation und wahrer Natur in den Gesellschaften; ihr saht manche, die aus lauter Scheintugend steif, wie die Klötzer waren; aber nein! die Tugend ist immer heiter, sie kann sogar lustig seyn, aber ausschweifen wird sie nie.“

Sie nahm ihre beyden Töchter bey den Armen, und küßte sie mit einem so liebeerfüllten Herzen, daß ihre Augen naß von Thränen waren. „Meine Töchter, ihr müßt es gewiß an mir gewahr werden, mit welchen Empfindungen ich euch morgen dieses jugendliche Vergnügen zulasse. Ich traue, ich baue auf eure Tugend. Ueberlegt alles, was ihr thut, genau, und bedenkt, was für ein tödender Gram das einer Mutter seyn würde, wenn eure Tugend für sie nur ein eitler Wahn gewesen wäre. Bedenkt, was der Vater dazu sagen, mit welchen Verwürfen er mich überhäufen, und zwar gerechter Weise überhäufen würde. Er hat seine eigenen Launen, sein Alter macht ihn allerdings etwas strenger, als ich freylich nicht seyn würde. Ihr würdet eine Art Nonnen werden müssen. Denn er ist auf die jetzige Welt durch so vielerley Erfahrungen mit allem Recht sehr mißtrauisch geworden. Gewiß

hätte

hätte er euch das nicht erlaubt, was ich euch erlaube. Aber ich hoffe es hinterher ganz gewiß rechtfertigen zu können,, wenn ich höre, daß ihr euch wohl aufgeführt haabt; er wird sich überzeugen lassen, und wird euch weniger einschränken. Ihr sehet daraus, daßß ihr euch den größesten Nutzen, mir aber den drückendsten Jammer bereiten würdet, wenn ich mich in euch geirrt, euch zu viel getraut hätte. Versprecht mirs, Kinder, daß diese mütterliche Waarnungen euch heilig seyn sollen, daß ich während der Zeit ganz ruhig seyn kann, als ihr auf dem Balle seyd.

Die jüngere Tochter Laura drückte der Mutter recht innig die Hand — und die Mutter las den heiligsten Schwur aaus ihren Augen.

Charlotte hingegen ggab der ganzen so wichtigen Unterhaltung ein leichtes Gewand, und versprach mit den schönsten Worten, (der Ausbeute des neuerdings gelesenen Romans,) und dem leichtsinnigsten Herzen, goldene Berge. Die Mutter gewahrte das.

„Nicht so, liebes Lottchen: du weißt nicht was und wie viel du versprichst. Wer sich eine Sache allzuleicht vorrstellt, der achtet sie wenig, und behandelt sie alsdann auch nicht besser.

Charlotte. Mütterchen! Mütterchen! glauben sie nur, daß ich mich sehr zusammennehmen werde. Ich weiß ja, wie es in der Nähstunde herzieng, wie alle Stadtgeschichtchen da durchgezogen wurden,, und manches sonst ehrliche

liche Mädchen um seinen guten Namen gebracht wurde.

Mutter. Wohl dir, wenn du das weißt; aber ich habe auch schon gemerkt, daß du wider deine besten Grundsätze sehr geschwind handeln kannst, und so handelst, als wenn du gar keine hättest.—

Charlotte. Nun, Mütterchen, sie sollen es von aller Welt hören, daß ich ihnen Ehre gemacht habe, und daß, wenn der größte Lästerer und Schmähgeist in unserer Gesellschaft wäre, er meiner Aufführung nicht die kleinste Schmarre anhängen soll.

Längst hoffte schon Charlotte auf Peppis Wiederkunft. Die erste Liebe, sagt man, sey ein wenig ungeduldig, und so wußte das arme Mädchen nicht, wie sie der Mutter ausweichen sollte, ihre angefangene Unterhaltung abzubrechen. Tausend Fragen schwebten schon auf ihrer Zunge, und diese alle bis zu einer gelegenern Zeit zu unterdrücken, fiel ihrem erstaunenden Leichtsinn ziemlich schwer. Die würdigsten Ermahnungen, die güldensten Regeln flogen ihrem Ohr wie der leiseste Hauch des Zephyrs vorüber; sie dachte, sie empfand von nun an nichts anders, als den morgenden Ball; und ihr Herz gab keinem Menschen mehr Raum, als ihrem scharmanten Baron von Zumin. Die Mutter gieng, und em-

pfahl mit vieler Wärme das nochmahls Gesagte. Nach ihr folgte sogleich Peppi. Laura hatte jedes Wort, als ein Heiligthum, in ihrem Herzen aufbewahrt, dachte darüber nach, und seufzte: ach die gute Mutter! Wenn dieses Vergnügen mit so vieler Gefahr verbunden ist, lieber möchte ichs gar nicht haben. Besser ists, ich bleibe zu Hause.

Es war für Peppi der seltsamste Contrast, Charlotten so lustig, so leicht, so aufgeweckt, Lauren aber wie in eine kleine Melancholie versenkt, zu finden.

„Kinderchen, sagt mir in aller Welt, was ist denn vorgegangen, daß ich euch . . .“

Charlotte. (lächelnd) Peppi, du wirst statt der Ballkleider, wohl Nonnen . . .

Laura. (hastig) Schwester, das war bösartig von dir. Solche Seitenblicke ehren kein schwesterliches Herz.

Charlotte. Wird es aber dein schwesterliches Herz ehren, mir meine Freude zu verderben? Hülle dich in den heiligsten Geruch der Betschwestern, nur laß mir mein bißchen Vergnügen. Du weißt, wie die Mutter ist. Wenn eine zu Hause bleibt, muß die andre mit zu Hause bleiben. Störst du mich also nicht? Schaffe dir auch ein Liebchen, so hast du's so gut, wie andere.

Laura.

Laura. Da müßte man freylich so schön seyn, wie du —

Charlotte. Ah, wie satyrisch das liebe Klostermädchen seyn kann! Stimmen solche spitzige Reden mit der Tugend auch zusammen?

Peppi. Mädchen, wißt ihr was? wenn ihr nicht verträglicher seyd, so wird aus unsrer ganzen Sache nichts. Man muß hübsch theilnehmend seyn — Duldung! Duldung! Jeder Mensch hat seine Launen; wer ihm diese verargt und ihm dagegen neue aufbürden will, der thut thörichk. Kappe bleibt Kappe, nur sind sie von verschiedenen Farben, und aus verschiedenen Zeugen gewebt. Man sieht dem andern weit klüger durch die Finger, als daß man zu scharf ahndet; wer billig ist gegen andere, erwirbt sich gewiß Gegenbilligkeit.

Charlotte. Wenn auch du jetzt die Moralistin machen willst, so wird wohl der Abend heraufkommen, ehe ich erfahre, wie deine Aufträge vollzogen worden sind. Sage, trafst du den Baron? —

Peppi. Nein, ich traf den Baron nicht.

Charlotte. Nun, da hat man doch die nemmahl kluge Peppi, da tritt sie her, schwatzt das Blaue vom Himmel herunter, und vergißt das beste, vergißt, was sie versprach, und verdirbt mir alle meine Freude. Hätte der Baron seinen schönen Dukaten der ersten besten Bettlerin gege-

ben, so hätte er sich doch des Himmels Segen damit verdient. –

Peppi. Mamsellchen, das war ein wenig impertinent. Welches ist nun besser, daß ich den Baron nicht, aber ihren zärtlichen Liebhaber traf, oder . . .

Charlotte. Was du mir da wieder die Quere kömmst! Ich mag keinen andern Liebhaber.

Peppi. Sie sollen auch keinen andern Liebhaber kriegen, so lang der Himmel, die Liebe und ihre beyderseitige Treue es mag, und aushalten will. Lottchen, glauben sie mirs nur, die Barons sind ganz andre Menschen, wie die Liebhaber.

Charlotte. Du hast ihn also wirklich getroffen?

Peppi. Hab ihn getroffen, und das zwar bey einem auserlesen schönen — reitzenden Engelchen . . .

Charlotte. O der Untreue! der Lügner! der Heuchler! Während ihn eine Charlotte so einzig liebt . . .

Peppi. Mamsellchen, ich bitte sie um alles in der Welt willen, was ist mit ihnen vorgegangen? Ich glaube, es ist mit ihrem Verstand nicht recht richtig.

Charlotte. Sagtest du nicht, daß du ihn bey einem auserlesen schönen, reitzenden Engel getroffen hättest?

Peppi. Das sagte ich. Aber ums Himmels willen haben denn die Mädchen nur allein das Recht, Engel zu seyn? Giebt es nicht auch männliche Engel? — Also —

Charlotte. Was hältst du mich nun so muthwillig auf, und setzest mich in solche Verlegenheiten! Und wer war denn der Engel?

Peppi. Der Sohn eines sehr reichen Kaufmanns aus Berlin. Er fragte nach Mamsell Lauren, und bey seiner Frage glühten seine Augen gleichsam im Wetteifer mit seinen Wangen. Es mag mit seinem Herzchen nicht recht richtig seyn, und, liebe Laura, sie haben vielleicht ein Männchen gekapert, ohne daß sie es wissen. Doch jetzt zu meinem Rapport, den ich auf das treueste, auf das heiligste ihnen abstatten will.

„Ich komme," erzählte Peppi, „troll, troll meines Weges nach der Mohrenstraße zu, um bey Madame Prechting einige Moden in Augenschein zu nehmen. Nun, wenn sie das hätten sehen sollen, Mamsells! was alles Neues angekommen war, halbe Jahre gewiß hätten sie gebraucht, ehe sie hätten einen Entschluß fassen können. So schnell meine Augen gehen, so sir sich mein leichtes Köpfchen auch drehet, so war ich doch diesesmahl ganz steif vor lauter Verwunderung. — und mein Herr Baron war mitten unter der Menge, die das an und für sich große Gewölbe so klein und eng machte, daß auch kein Apfel zur Erde fallen konnte. Der gute Mensch, wie

er mich gewahr wurde, stand wie auf Kohlen. Verschiedene von den Damen hatten ihn ziemlich in die Enge genommen, und ich glaube gewiß, er würde nur blos Höflichkeits halber, manches Geschenkchen haben machen müssen, wenn ihn meine Gegenwart nicht genöthiget hätte, sich mit Gewalt von ihnen loszumachen.

Charlotte. Du hast dich doch nicht so verrathen, daß man muthmaßlich . . .

Peppi. Seyn sie doch ganz ohne Sorgen, Mamsellchen! Alles war mit einem kleinen verstohlnen Wink abgemacht. Auf dergleichen Blicke scheint der Herr Baron sich recht wohl zu verstehen. Ich wette, eine ganze Stunde wollte ich mit den Augen mit ihm sprechen, und er sollte mich nicht einmahl fragen, wie ich das meyne — noch weniger würde ich das fragen.

Charlotte. Diese kleine Seltenbemerkung verbi[illegible] ich mir. Sprach nicht jüngst der Baron so geheimnißvoll, daß ich wohl fragen mußte?

Peppi. Aber es darf nun schlechterdings nicht gefragt werden, denn so etwas macht die jungen Herren bald mißtrauisch, bald setzt es sie wieder in Verlegenheit. Doch ich will jetzt nicht moralisiren. Kurz, der Baron verstand mich, eilte aus dem Gewölbe, und ich that gar nicht, als ob ich ihn kenne. Ich handelte etwas kurz, weil ich den schmachtenden Adonis nicht verschmachten lassen wollte; ganz einen andern

Weg,

Weg, als den er genommen hatte, und war also ganz genau überzeugt, daß ich meinen und meiner Mamsells ehrlichen Namen nicht zurückgelassen hatte. Sehen, ja selbst sehen hätten sie das sollen, wie wir uns so von ungefähr zu begegnen wußten, ohngeachtet wir uns auf eine so ziemlich deutliche Art bestellt hatten. In dergleichen Vorträgen fasse ich mich kurz; ich glaube, ich wäre zu einem Suplikenfabrikanten gebohren, wenn ich ein Mann geworden wäre; die großen Herren sollten durch meine Kürze wenigstens auf sechs Jahr länger ihre natürlichen Augen scheuen können.

Charlotte. Du giebst uns sogleich einen sehr herrlichen Beweis davon. Jetzt wüßte ich schon alles, und vermöge deiner beliebten, und berühmten Kürze wird meine Neugierde in den fürchterlichsten Fesseln gehalten.

Peppi. Ich weiß schon voraus, daß die Verliebten alle anders Menschen verkennen; und wenn man gewahr wird, daß man wissentlich und gleichsam vorsählicher Weise von Andern zurückgesetzt wird, so ist es Schuldigkeit, seine Talente und Handlungen ins Licht zu setzen, damit der Zweifler vom Gegentheil überzeugt werde. Das sagte schon ein weiser Mann vor mehr als tausend Jahren, und ich sags ihm nach. (Wirft sich in die Brust) Sintemahl und alldieweilen aber nun, liebes Charlottchen, ihre Geduld genüglich erprobet worden ist, also wollen wir nun uns eben so kurz zu fassen suchen, als wir ver-

her weitläuftig waren. Wie vergnügt, wie außer sich war der Baron, die angenehme Nachricht zu hören! Ich erhielt meine Belohnung, und fand sie würklich meinen Verdiensten angemessen. Noch hatte ich nichts bey der Modehändlerin ausgenommen; denn der Handel hätte zu lange dauern, und der Baron glauben können, ich habe ihn zum Närrchen gemacht. Wie staunte ich, für was für niedliche Kleinigkeiten der Baron gesorgt hatte. Gerade, als wenn ich zu ihm gesagt hätte, das und das will ich für meine Mamsells kaufen. Sein Geschmack ist so auserlesen, so gut, daß er weiß, was für sie, und für ihre Schwester paßt. Alles ist so gleich getheilt, daß auch der strengste Richter seine Wahl für wagerecht erklären muß. Zwar habe ich nun die zwey Dukaten übrig behalten; aber wir müssen nun anfangen, Cassa zu machen. Wir dürfen nicht immer auf Mamas Großmuth rechnen; Launen bleiben Launen, und wenn Madam Wellneck in ihre alte ökonomische wieder zurückfallen sollte, so wären wir jämmerlich in der Tinte. Also der Baron kömmt, und kann die Stunde kaum erwarten. Er drang zwar in mich, es möglich zu machen, daß er sie heut noch sprechen könne — aber . . .

Charlotte. Und du schlugst es ihm ab; sieh wie du bist!

Peppi. Unter allen Verliebten sind sie gewiß die ungenügsamste. Erstlich brauchen wir jedes

jedes Stündchen, um morgen zur rechten Zeit fertig zu seyn. Zweytens, wer steht dafür, daß der Papa oder die Mama dahinter kommen könnte, denn man wird immer da am ersten verrathen, wenn man sich am sichersten glaubt. Würde diese Conversation entdeckt, so wäre der Ball verlohren, und sie würden die ganze Sache sehr schlimm gemacht haben. Nun, sie gedulden sich bis morgen, und dann sey es ihrer eignen Klugheit anheim gestellt, was, und wie sie es machen wollen. Um sie aber doch für den heutigen Verlust etwas schadlos zu halten, so kommen sie her, staunen und bewundern!

Sie nahm das Tuch von ihrem Körbchen herab, und Charlotte und Laura staunten eins wie das andere.

Peppi fragte jedes, was es sich von diesen allerliebsten Kleinigkeiten, die nur den Augenblick den Händen der neuesten Modeschöpferin entschlüpft waren, auswählen würde. Und keins griff fehl.

Die Lobreden auf des Barons Geschmack will ich gar nicht nachschreiben, ob sie sich gleich durch ihre Wahrheit mehr auszeichneten, als andere gewöhnliche Lobreden, denen diese Tugend fehlt.

Die etwas strengere Laura wurde wirklich jetzt milder, und fand kein Bedenken mehr, dem morgenden Ball beyzuwohnen. Auch sie erklärte den Baron für einen artigen Mann, und wünschte ihrer Schwester Glück, sein Herz erobert zu haben.

Madam Wellneck hatte die Peppi kommen hören. Auch sie war neugierig, zu sehen, was sie für Anstalten getroffen habe. Man zeigte ihr alles; sie musterte alles, versagte auch dem geringsten Stückchen ihren Beyfall nicht. Von wem sie erkauft worden waren, blieb verschwiegen, denn mit einem einzigen verrätherischen Wörtchen würde die übrigens zärtliche und nur zu schwache Mutter Peppis Spiel sogleich ein Ende, und damit zugleich das Ende ihres Reichs gemacht haben. Das verführerische Mädchen hat der Schwestern noch mehr, die durch ihre verderblichen Grundsätze, durch tugendhaften gleißnerischen Schein, wie sehr sie das Beste der Kinder besorgen, ein schleichendes Gift unter die Familien bringen und nicht eher entdeckt werden, bis das Laster seine Höhe erreicht hat, das Unglück unendlich geworden ist, und die guten Kinder nicht mehr zu retten sind.

Wie witzig, wie streng tugendhaft waren nicht die Aeußerungen der Peppi, wenn die Mutter eine oder die andere Warnung wiederhohlte! Sie leistete auf die unverschämteste Weise für jedes falsche Wort, für jeden Augenblick Bürgschaft, wenn ihr Herz gleich klopfte, und die Lippen Lügner schalt. Ihres Eigennutzes, ihrer selbst eigener wollüstigen Absichten wegen, verschafte sie den Wellneckschen Töchtern diese Freyheit, und die Folgen davon waren fürchterlich.

Daß Charlotte die Nacht nicht schlafen konnte, läßt sich leicht denken; denn Antheil an

einer

einer Freude nehmen, wo man sich die größesten Ideen macht, weil man sie noch nie genoß, das scheucht, besonders bey einem lebhaften Temperament, vorzüglich in der Blüthe der ersten Jugend, den Schlaf aus den Augen.

Laura hingegen, die weniger überströmendes Gefühl als Charlotte, weniger Lebhaftigkeit, wohl aber mehr Festigkeit, Grundsätze und überhaupt mehr Tugend hatte, schlief, wie alle verständige Mädchen schlafen; glaubte dadurch ihren Gliedern einige Kräfte mehr, und ihrem Geiste durch diese Stählung mehr Lebhaftigkeit zu geben.

Kurz, der Morgen erschien der einen zu spät, und der andern gerade zur rechten Zeit. Die eine war heiter; die andere gähnte, und klagte über die Langeweile der Nächte. Der Besuch war recht glücklich von Madam Wellneck eingeleitet, und die Erdichtung desselben dem guten Alten, so wahrhaft vorgemacht worden, daß er kein Bedenken trug. Er setzte nicht das geringste Mißtrauen in sein braves Weib, das ihn noch nie belogen hatte.

Wellnecks Töchter boten ihren Eltern den gewöhnlichen guten Morgen, und weil da immer alles verhandelt wurde, was den ganzen lieben Tag geschehen sollte, wie das denn bey allen ordentlichen Familien, wenn auch nicht bey allen großen Familien der Fall ist, so kam es auch wegen des Besuchs zur Sprache. Der Vater erlaubte es ihnen; erlaubte ihnen auch, was

er

er noch nie erlaubt hatte, bis Abends gegen zehen Uhr wegbleiben zu können. Das übertraf nun alle Erwartung, und der lebhafteste Dank glänzte sowohl in ihren Gesichtern, als er auch zum Ueberfluß von ihren Lippen strömte, was der alte Wellneck nicht sonderlich leiden konnte. —

Nun waren selbst die kleinsten Besorgnisse hinweg; denn bisweilen traueten sie doch nicht ganz, weil der Vater etwas wunderlich war, und öfters den von ihm begünstigten Plan in der andern Stunde schon wieder verwarf, so sehr er ihn in der vorhergehenden gebilliget hatte. Alles war nun Lebhaftigkeit, die lustigsten Liederchen wurden geträllert, die Stunden zu verkürzen, und die Arbeit sich angenehmer zu machen.

Was in den Frühstunden bis zur bestimmten Zeit, wo man ausgehen wollte, geschah, verdient keiner weitern Meldung.

Nun waren sie angezogen, so ehrbar, so sittsam, daß der Vater, wie sie von ihm Abschied nahmen, keinen weiteren Argwohn hegte; denn ihr Anputz war wirklich für den Herrn Superintendenten und seine lieben Gänslein Töchter recht wohl gewählt, und hatte seine besondere fromme Miene. Auch dieses war der Einfall der schlauen Peppi; denn wem sie ein Mäschen drehete, der mußte es nicht wissen, daß es falsch war.

Wie

Wie flogen die Mädchen die Treppe hinunter! Wie eilig nahmen sie ihren Weg nach dem Garten! Der Vater hörte das, und fragte sein liebes Weib: wie kömmts, daß die Kinder durch den Garten gehen? Sie habens ja näher, wenn sie den gewöhnlichen Weg gehen.“

„Männchen, jener Gang ist angenehmer; es geht sich in der Sonnenhitze nicht gut durch die Straßen der Stadt. Jetzt gehen sie in den Alleen, und wer weiß, wie sie die Verabredungen getroffen haben, sie gehen vielleicht auch ebenfalls durch des Herrn Superintendenten Garten.

Vater Wellneck war beruhiget. „Höre, Mutter,“ sprach er nach einer kurzen Weile, „der Tag ist wirklich schön, wir wollen unsern Coffee im Gartensalon trinken.“

Die gute Frau erschrak über einen Einfall, den ihr Mann seit Jahren nicht gehabt hatte. Wie schwer ward es ihrem Herzen, ihm wahrscheinliche Hindernisse in den Weg zu schieben. Denn wenn sie das nicht abgehalten hätte, wäre er schnurstracks in den Salen gegangen, und diese Entdeckung hätte das Glück ihrer Familie in einem einzigen Augenblick für immer untergraben können.

„Nun da wäre durch eine Entschuldigung doch bald Rath zu schaffen gewesen? meynen vielleicht einige meiner Leserinnen.“

„Dergleichen Entschuldigungen, die nicht einmal so recht mit dem Ehrentitel Nothlügen belegt

legt werden können, sind ehrlichen, wahrhaften Herzen erst eine Unmöglichkeit, und sie kehren lieber um, und zeigen ihre Rechtschaffenheit durch ein reuiges, freymüthiges Geständniß, als daß sie die Lüge fortsetzen.“

Das wäre meine Antwort, und ich bin gewiß, Madam Wellneck würde alle Leiden gern ertragen haben; aber ihren Kindern auf immer das Mißtrauen des Vaters aufgebürdet, ihnen auf immer seine Liebe entzogen zu haben, das machte sie zurückhaltend. Es gelangen ihr in der Geschwindigkeit einige Entschuldigungen, die Herrn Wellneck genug einleuchtend waren, seinen Plan zu ändern. Die gute Frau mußte aber doch eine kleine fliegende Unpäßlichkeit vorgeben, damit ihre glühenden Wangen und ihre stotternde Rede ihrem Mann keinen neuen Argwohn beybringen könne.

Nie haben wohl Mädchen ihren Anzug schneller verändert, als Laura und Charlotte durch Peppis Beyhülfe; Alles war im voraus so eingerichtet worden, daß es genau paßte, und wenn sich eine dicke Nacht über sie verbreitet hätte. Tausendmahl priesen sie das Lob ihrer guten vortrefflichen Mutter, während der Zeit diese die tödendste Noth empfand, und mit einer Angst ihres Herzens zu kämpfen hatte, wovon sie bisher auch nicht das mindeste erfahren hatte.

Durch mancherley kleine Umwege kamen sie in der Gesellschaft ihrer Vertrauten zu dem bestimmten

ten Orte des sehnlichst erwarteten Vergnügens. Sie waren wirklich die letzten; man hatte ziemlich alle Hoffnung aufgegeben, sie zu sehen, und der heimlich seufzende Baron hatte — seine schöne goldene Kette zerrissen, weil er aus Ungeduld immer nach seiner Uhr fuhr, um der so grausam zaudernden Zeit seinen Unwillen zu erkennen zu geben, so wenig diese auch darauf achtete, und ihre Flügel nicht um ein sechzehntes Theil schneller bewegte. Wie hatte sich der harrende Liebhaber zusammen zu nehmen, da er die Treppe gleichsam herabstürzte, und schon, als er sie noch in weiter Ferne entdeckte, sie zu empfangen eilte. Diese seine Hastigkeit gab zu mancherley Bemerkungen Anlaß, und so laut sie gesagt wurden, so leise flogen sie doch seinen Ohren vorüber.

An seiner Hand erschienen Charlotte und Laura in dem Saal. Ihre Bekanntinnen strömten auf sie zu, und freueten sich; ein andrer Theil verzog das Gesicht; und ein dritter lächelte bitter. Es läßt sich leicht erklären, woher diese verschiedene Behandlungen kamen, und sie sind für den keine neue Erscheinungen, wer nur einigermaßen unsere größeren Gesellschaften beobachtet hat. Eifersüchtige Blicke funkelten aus des Barons Augen Manchem entgegen, der Charlotten dieses oder jenes Schöne sagte, und wenn sie es zu erkennen gab, daß es ihr wohlgefiel. Auch ließ der Baron seine Besorgnisse merken, und wurde von Charlotten — ausgelacht. Dieses Lächeln verdroß

ihn

ihn beynahe, und er konnte seine Pillen nicht länger versilbern. Trotz, daß er sich nicht auf das artigste ausdrückte, was er freylich nicht konnte, weil er nur ein reicher Cavalier war, und aus einem der ersten Häuser des Landes stammte, so blieb das Mädchen doch bey ihrer Gelassenheit, und versicherte, daß sie keine von jenen Thörinnen seyn werde, die auf den ersten Wink den Männern die Fesseln selbst in die Hände spielen wolle, um sie zur Sklavin zu machen.

Sie handelte von nun an freyer, untersuchte die Vorzüge der jungen Tänzer, und machte sich verbindlich, wer ihr vorher verbindlich gewesen war.

Schon ihr Anzug, um doch auch von diesem meinen Leserinnen etwas zu sagen, war gleichsam das redende Bild ihres Charakters. Feurige Farben trug das Band, das ihren Kopfputz zierte; glänzende Steine schmückten ihr schwarzes Haar, das kein Puder verfälschte. Den halboffnen Busen deckte nur ein leichter Flor, und majestätisch hob sich aus demselben der schwanenweiße Hals. Hellblau wie der reinste Aether war ihr Gewand, das in leichten Wellen um ihren schönen Körper floß; ein schwarzer, reichgestickter Gürtel vollendete das Ganze, und reihte das Auge zur stillen Bewunderung. Auch der eigensinnigste Bildner würde ihren schönen Fuß sich zum Modell genommen haben; leicht bewegte er sich, wie der Zephyr im Rosenmond, wenn er über die Lieblinge Florens dahin schwebt, und der niedliche

Schuh

Schuh kleidete ihn im lieblichsten Einverständniß.

Lauras Anzug hingegen war sanft, wie ihre Tugend; ein weißes Gewand, ein rosenrothes Band, das Bild ihrer Unschuld, war ihre einzige, war ihre ganze Zier. Indeß Charlotten die flüchtigsten Stutzer umschwärmten, zogen sich die vernünftigsten Männer in Lauras Gesellschaft; indeß Charlotte von einem wilden Tanz zum andern unermüdet hinüber raste, ihrem erhitzten Blute nur Gehorsam leistete, und im mindesten weder auf ihre weibliche Würde, noch auf ihre Gesundheit achtete, unterhielten sich die Tugendhaften des Zirkels mit Laura, und weyheten ihr Achtung, Ehrfurcht, Liebe.

Wie schnell die Stunden dem jungen Mädchen bey den Freuden des Tanzes verschwinden, bedarf keiner neuen Bestätigung, da jede meiner Leserinnen, die gern tanzet, die Erfahrung davon ohnedies gemacht haben wird. Laura erinnerte die leichtsinnige Charlotte, daß es Zeit sey, abzubrechen. Charlotte lächelte, und hörte nicht darauf. Peppi selbst nahm Gelegenheit, und mußte sich eine gewisse Härte erlauben, um sie zum Gehorsam zu reizen. Gleichgültig hörte sie Lauras Vorstellungen an, wie viel ihre gute Mutter zu fürchten hätte, wenn man sein gegebnes Wort brechen und nicht zu rechter Zeit nach Hause kommen würde. Charlotte sprach von elterlicher Despotie, und engagirte sich bey einem neuen Tanz.

„So tanzen sie denn in des Henkers Namen fort," rief die aufgebrachte Peppi; „ich werde mit ihrer Schwester gehen. Sie tanzen gewiß heute zum ersten und letzten mahl."

Nur dieses Wort fiel ihr aufs Herz. Mit Gewalt riß sie sich los, und das wilde Mädchen weinte aus Verdruß. Es boten sich eine Menge Begleiter an. Charlottens Coquetterie und Unbesonnenheit lockten sie her; Lauras Vorsicht aber suchte sie mit Artigkeit zu entfernen.

Schon war die von den Eltern bestimmte Zeit verflossen, und die beängstigte Mutter härrte am Fenster, und wußte keine Entschuldigung mehr hervorzubringen, wenn der Vater fragte: warum bleiben unsere Kinder so lange?

Endlich kamen sie. Ihre Kleider mußten ebenfalls wieder im Gartensalon umgetauscht werden. Die Veränderung der Luft, die Kühle des Abends, die Aergerniß des Mädchens, das ihre Lüste noch nicht befriediget hatte; alles dieses hatte einen heftigen Eindruck auf sie gemacht — und war von dem nachtheiligsten Einfluß auf ihre Gesundheit. Minder schädlich war das alles der Schwester, die alle Vorsichtsregeln gebraucht hatte, und von der Genügsamkeit und Besonnenheit freundlich geleitet worden war.

Sie giengen alsbald zu ihren Eltern; wurden wohl empfangen; erzählten mancherley Neuigkeiten in der Kürze, die Peppi unter der Zeit aufgehascht, und ihnen bey dem Auskleiden mitgetheilet

theilet hatte. Mit Vergnügen hörte ihnen der Vater zu, denn er war Liebhaber von Neuigkeiten, und nahm oft mit den unbedeutendsten Kleinigkeiten vorlieb, wenn es nur was neues war. Er selbst konnte wenig ausgehen, weil das liebe Podagra sehr oft sein fürchterliches Wesen mit ihm trieb.

Man wünschte sich gute Nacht, und gieng, nachdem man wohl über ein halbes Stündchen geplaudert hatte, vergnügt und ohne den mindesten Verdacht friedlich zu Bette.

Wer war froher, als Peppi, daß die Sache noch so gut abgelaufen war. Sie hätte schlimmer werden können, und über diesen Text hielt sie Charlotten noch eine ziemliche Strafpredigt. Charlotte klagte ihr Schicksal mit den härtesten Vorwürfen an, und ihre Gründe waren nicht die wichtigsten; wohl aber überflügelte auch dieses-mahl ihre Leidenschaft die Vernunft. Schon zeigten sich einige Folgen. Ein leichter Fieberschauer durchflog ihren Körper. Bald fror sie, bald hätte sie vor Hitze verschmachten mögen. Peppi glaubte auch hierüber bey Madam Wellneck verantwortlich zu seyn, und wendete alle ihre Tausendkünstelenen an, dieser Unpäßlichkeit Einhalt zu thun, damit sie nicht weiter um sich greifen sollte. Es gelang ihr. Den Rest der Nacht brachte Charlotte etwas ruhiger zu, ob sie gleich von ihrer erhitzten Einbildungskraft immer noch mit einzelnen Traumbildern verfolgt wurde.

Man schlief länger, wie gewöhnlich. Früher war hingegen die Mutter auf. Wie ihre Töchter aufgestanden waren, gieng sie zu ihnen, um sich mit ihnen zu unterhalten, und sich den Stein von ihrem beängstigten Herzen wegzuwälzen. Sie theilte ihnen ihre Angst mit, die sie ihr gestern durch ihr längeres Außenbleiben gemacht hätten, und bat sie, wenn sie ihnen ja dieses Vergnügen wieder verstattete, richtig mit der Zeit einzuhalten. Charlotten sah sie es an, daß sie etwas gewüstet haben müsse, und legte es ihr nochmahls ans Herz, die mütterlichen, wohlgemeynten, und durch Erfahrung geprüften Lehren nicht so ganz gleichgiltig aus den Augen zu lassen.

Das leichtsinnige Mädchen brachte wirklich einige Wochen zu, ehe sie zu ihrer völligen Gesundheit gelangen konnte. Sie durfte zwar nicht das Bette hüten, doch zählte sie aber auch der heitern Stunden sehr wenig.

Der Baron unterließ nicht, schon an diesem Morgen sowohl seinen Bedienten auszuschicken, als sich auch selbst zu bemühen, ob Peppi nicht auf der Straße zu sprechen sey? Es gelang ihm. Er war ihr guter Kundmann, und ein Stubenmädchen, wenn sie sonst will, kann sich tausend kleine Bewerbchen wählen, ihre Angelegenheiten abzumachen. Auf seine ersten Fragen war sie wie stumm. Ein kleiner Beytrag zu ihren Finanzen machte sie bald sprechbar. Sie log ihm eine Menge Dinge vor, und begeisterte ihn durch günstige Nachrichten so sehr, daß der Baron alles

Herz-

Herzleid vergaß, das ihm gestern auf dem Ball von Charlotten zugefügt worden war. Er wollte auch bemerkt haben, Mamsell Wellneck hätte sehr kalt gute Nacht von ihm genommen — aber Leutchen, wie unserer Peppi, ist das eine Kleinigkeit, dergleichen Dingen in einem Nu einen andern Anstrich zu geben. Fürs erste mußte er gar nicht recht gesehen haben; fürs zweyte, mußten in der ganzen Schöpfung keine größern Grillenfänger, als die Verliebten, seyn. Dawider wendete er nun manches ein; aber er mußte unrecht haben.

„Und Her Baron, fuhr sie fort, wie dann wenn Lottchens kühleres Betragen nichts, als ein kleiner Probeschuß gewesen wäre? Können sie nicht vermuthen, daß ein kluges Mädchen ihrem Liebhaber nicht sogleich auf das Wort trauet, und ihn erst mancherley Prüfungen unterwirft?“

Der Baron hielt diesen Grund für den wahrscheinlichsten, weil er ihm am meisten schmeichelte, und beruhigte sich einstweilen damit. Peppi versprach ihm, Charlotten nächstens ausführlicher sprechen zu können, und machte ihm Hofnung, daß man ihn bey einer kleinen Landparthie recht gern sehen werde. Sie entschuldigte die Tochter mit dem allzustarren Eigensinn der Eltern, daß diese angenehme, ehrenvolle Liebschaft so ganz im Stillen fortgeführt werden müsse; der Baron aber machte sich nichts daraus, weil dergleichen Liebhabern gewöhnlich die Gesellschaft der Eltern lästig ist. Sie fischen gern im Trü-

ben, und die Eltern lieben doch nur reines, helles Wasser.

Indeß war der Baron schon um ein gutes Theil vergnügter, nahm ruhiger von Wellnecks Mädchen Abschied, und wußte sich nochmals bey ihr so zu empfehlen, daß sie ihm freywillig versprach, morgenden Tages schon wieder Nachricht zu geben. Man setzte den Ort fest, wo man sich einander unentdeckt sprechen könne.

Der Baron eilte nun, und handelte sich eine Equipage, weil er wußte, daß die Equipagen den Mädchen erstaunend in die Augen fallen sollen. So stark war nun seine dermahlige Casse nicht, daß er sie hätte baar bezahlen können; aber solche junge Herren haben Credit, der ihnen freylich oft theurer zu stehen kommt, als der ganze wahre Werth des geschloßnen Handels. Der Schneider wurde bestellt, und der Bediente mußte eine neue Livree haben. Der Schneider hatte Geschmack, denn er hatte schon manchen jungen Reichen ruiniren helfen; und der Herr Baron verließ sich einzig auf seine Wahl.

Daß der Schneider auf eine sehr lebhafte Art getrieben wurde, in der aller nur möglichsten Geschwindigkeit seine Schöpfung hervorzubringen, läßt sich ebenfalls denken, und daß oft ehrliche Leute, die richtig und baar bezahlen, nicht so schnell gefördert werden, als die, so das Glück haben, borgen zu können, ist durch öftere Erfahrungen bewiesen. Also der Baron hatte alles in geschwin-

schwinder Zeit beysammen. Der Staatswagen rollte durch die Straßen; der Bedi ente machte Aufsehen. Die Neugierigen lagen am Fenster, und hielten bald ein strengeres, bald ein milderes Gericht, je nachdem sie nun für oder wider den Baron gestimmt waren. An allen diesen lag ihm aber nichts. Seine Augen waren nur auf Charlottens Fenster gerichtet. Aus ihren Blicken wollte er ihren Beyfall lesen, und dessen versicherte er sich durch ihr freundliches Nicken; sie würde sich auch wohl noch deutlicher ausgedrückt haben, wenn die Mutter nicht hinter ihr gestanden hätte. Die Mutter fragte: wer das sey? Sie stotterte, als wenn sie sich erst noch auf den Namen besinnen müsse; schien ganz gleichgiltig, und sagte: daß er jüngst mit auf dem Ball gewesen wäre.

Nun gab sich der Baron zufrieden; er hielt Charlottens Liebe für ein neugewährtes Geschenk, und niemand befand sich dabey besser, als Peppi. Sie hatte an des Barons Börse einen Quell, der nie zu versiegen schien; und wenn er ja etwas minder floß, so verstand sie sich auf die Wasserleitungskunst, und sie hatte dann nicht das mindeste eingebüßt.

Charlotte war ein eitles Mädchen, und so lenkte sie ihre Aufmerksamkeit auf diejenigen Gegenstände, die ihrer Eitelkeit zunächst geschmeichelt hatten. Sie brauchte sich nur mit einigen Worten zu verrathen, so wußte Peppi den ganzen Inhalt der lieben Herzensangelegenheiten.

Und dann eilte sie, und wußte den Baron so geschickt zu treffen, daß sie ihm das neue Wörtchen, das ihm zum Vortheil gesprochen worden war, recht treulich überbringen konnte. Kurz, der Baron war Alles in Allem wieder, ob man gleich die auf dem letzten Ball gemachten Bekanntschaften nicht ganz aus den Augen ließ.

Aber nur sich blos daran zu genügen, es von einer dritten Person zu hören, wie sehr man geliebt werde, das ist und bleibt für Liebende ein mißlicher Umstand. Man würde freylich der Liebe weit herzlicher nützen, wenn man sich so spärlich spräche und sähe, als möglich; denn nichts ist in der Welt dem Ueberdruß so leicht ausgesetzt, als diese Leidenschaft. So lange sich tausend Hindernisse in den Weg stellen, so bleibt man Felsenfest; sind aber diese aus dem Wege geräumt, so wankt man bald, und mit der Erlaubniß des ungestörten Genusses, hört dann oft alle Freude auf, und das reine Gefühl ist nun erloschen. An diesen Grundsatz glaubte aber Charlotte nicht; und sie quälte die Peppi unabläßlich, ihr immer neue Gelegenheiten zu verschaffen, bald wieder in des Barons Gesellschaft zu seyn. Nicht minder drang der Baron darauf. Mit dem letztern Ball war dem übrigen tanzlustigen Publikum mit einemmahle alle Lust zu einem zweyten Ball vergangen. Der Baron that alles, eine Gesellschaft zusammen zu bringen; allein er mochte es machen wie er wollte, so kam immer etwas darein, oder es fehlte an sonst etwas. Aber welcher Fels

wäre

wäre wohl Peppis Verschmitztheit müberstehalich gewesen? In einer äußerst kurzen Zeit stellte sie das Einverständniß zwischen Charletten und der Mutter ihres ehemals gewesenen Sprachmeisters wieder her. Es war viel; beyde Frauenzimmer hatten sich eine ewige Fehde geschworen. Das alte Weibchen war krank geworden; ihr Sohn, so ein geschickter Mann er auch war, war aus der Mode gekommen — (Tanzmeister und Sprachmeister haben dieses Schicksal gewöhnlich —) sie lebten also jetzt sehr kümmerlich. Sonst hatte sie Unterricht im Nähen gegeben, war beliebt, und hatte viele Zöglinge; jetzt war sie bald blind geworden, und die Armuth lauerte an ihrer Thüre. Peppi hörte von diesen mißlichen Umständen, und trug sie Madam Wellneck mit vieler Rührung vor. Diese war eine guthätige Frau, und befahl, daß die Kranke alle Tage aus ihrer Küche gespeiset werden solle. Peppi, das hatte sie nie gethan, trug das Essen selbst hin. Die Alte hätte vor Freuden weinen mögen; jede Sylbe war Ausdruck des rührendsten Danks, wie sie hörte, daß sie diese Wohlthat täglich genießen solle. „Und wissen sie denn, wer für sie bey Madam Wellneck so thätig gebeten hat?“

„Doch wohl meine liebe, gute Mamsell Laura?“

„Ganz darneben geschossen. Ja, wie sich die beyden Mädchen geändert haben, sie müßten

sich zu Tode wundern, wenn sie sie jetzt kennen sollten.“

„Je, das wäre!“

„Laura ist menschenfeindlich, misgünstig, affektirt die Betschwester, und ist aus lauter christlicher Tugend so geizig, daß das Armuth verhungern kann, wenn es will. Charlotte hingegen giebts Herz aus dem Leibe.“

„Ja, ja, das that sie ehedem auch schon; aber nur war sie so erstaunlich leichtsinnig.“

„Das machte die liebe Jugend! Aus Kindern werden erst Leute. Nun essen sie, und lassen sie sich es recht wohl schmecken. Mamsell Lottchen wird sie diesen Nachmittag selbst besuchen.“

„Sie mich besuchen? sie, die mir sonst so gehässig war, behandelt mich so freundschaftlich? vielleicht hat auch meine Schärfe etwas dazu beygetragen, daß sie zur Erkenntniß gekommen ist. Fast zweifelte ich aber daran. Wie will ich mich freuen, wenn sie kömmt; wie soll sich meine Krankheit mindern! Ach ich kann die Stunde kaum erwarten.“

Peppi verabschiedete sich, und lächelte, da sie nach Hause gieng, daß sie sich zu ihren Absichten den Weg so leicht gebahnt hatte.

Peppi brachte das Küchengeschirr zurück; Charlotte wußte davon nichts, und es fiel ihr auf. Sie fragte sie, und wurde über die Antwort ärgerlich.

„Also

„Also willst du gewisse Leute wieder in unser Haus bringen," fuhr Charlotte fort, „die wir erst mit so vieler Mühe daraus entfernt haben? das alte Weib sammt ihrem lieben Sohne ist mir von jeher zur Aergerniß gewesen."

Peppi. Das weiß ich ja; aber wenn man nun auf der ganzen lieben Welt, so groß sie auch ist, keinen andern Menschen brauchen kann, um seinen Plan auszuführen?

Charlotte. Mag mir euch ein schöner Plan seyn.

Peppi. Das ist sehr undankbar von Ihnen. Was zeither geschehen ist, habe ich besorgen und anstellen müssen, und es ist uns noch nichts mißlungen.

Charlotte. Das ist wohl wahr. Aber ich kann das alte Weib einmahl nicht leiden.

Peppi. Wenn sie nun aber die einzige schickliche Person ist, unsere Absicht zu erreichen?

Charlotte. So soll ich wohl nachgeben? sie wohl gar noch um Verzeihung bitten? Hört, solche Dinge verbitte ich mir künftig.

Peppi. Künftig, ja künftig soll das nicht wieder geschehen. Aber Mamsellchen, das merken sie sich vor der Hand, wenn man eine heimliche Liebschaft hegt, so kann nicht alles so am Schnürchen seyn. Man muß sich etwas gefallen lassen. Drum stellen sie das voreilige Zanken

ein,

ein; oder ich sage mich ganz von dieser Sache los. Sie, wenn es allein auf ihnen beruhete, kriegten im Leben keine Liebschaft, oder es wäre eine, die gewiß die andern Mädchen nicht haben wollten.

Charlotte. Du, das war grob.

Peppi. Bitte um Vergebung, es war nur die reine Sprache der Wahrheit. Und so empfehle ich mich, und überlasse Ihnen von nun an die sämmtlichen Angelegenheiten ihres Herzens.

Charlotte. (bittend) Peppi, Peppi! sey kein Kind! verstehe doch Spaß.

Peppi. Ey, das wäre ein schöner Spaß. Nein, nein, wer nicht einsehen will, wie viel man zu seinem Besten thut, von dem hat man auch keinen Dank zu hoffen.

Charlotte. Du sprichst von Undank, und siehe, (sie zieht einen Speciesthaler aus ihrer Börse) das hatte ich dir schon gestern bestimmt.

Peppi. Glauben sie denn, daß mir an ihrem Gelde etwas liegt? Liebe und Freundschaft, das sind nur meine Losungsworte.

Charlotte. Ich bitte dich, nimm dieses Andenken nur.

Peppi. Gut; als ein Andenken will ich es nehmen. Ihr Ton verräth es, daß es ihnen von Herzen gehet. Und nun hören sie meinen Plan. Sie besuchen gegen Abend das alte kranke Weib;

und machen sich solche zu ihrer Freundin. Die Stunde muß bestimmt werden. Der Baron geht eine Stunde eher zu ihrem Sohne, und nimmt Lectionen im Englischen und Italienischen. Geld hat er genug, und so mag er den Sprachmeister auf den größten Theil des Abends in Beschlag nehmen. Der arme Teufel, wie sie wissen, ist so arm, daß er es am Ende als eine wohlthätige Fügung des Himmels ansehen wird, wenn wir unser Liebesabentheuer in seiner baufälligen Hütte bestehen wollen. Das Gärtchen an der Hütte ist allerliebst klein; kein Nachbar kann hineinsehen, und wenn wir es vollends veranstalten können, daß eine Hinterthür gemacht werden kann, so wäre nichts schöner. Man ist gleich alsdann auf freyem Feld, und kann den scharfsichtigen Augen der Neugierigen um so leichter den drollichtsten Streich spielen. Wir hätten dann beynahe täglich die schönste Zusammenkunft. Viel Italienisches und Englisches wird der Baron zwar nicht lernen; aber die Sprache der Liebe ist gewiß nicht weniger werth, und so wird er keinen Schaden haben.

Charlotte. Ich höre dir mit Verwunderung zu. Gut wäre das ausgedacht; wird es aber auch so gehen?

Peppi. Wenn ist mir etwas fehlgeschlagen? Spielen sie aber ihre Rolle schlecht, nun dann ists freylich mit der ganzen Comödie nichts.

Charlotte. So könnte ich den Baron wohl schon heute sprechen?

Peppi.

Peppi. Heute noch nicht. Das würde auffallen. Sie besuchen heute Abend die alte kranke Frau; morgen erst geht der Baron zu ihrem Sohn, und bestimmt die Lectionen. Er wird gewiß nichts ausschlagen, was wir zu seinem Besten thun wollen.

Charlotte. Nun das muß wahr seyn, wer dich in dergleichen Dingen übertreffen will, den möcht' ich sehen.

Peppi. Doch in aller Ehrlichkeit. Nun sind sie unterrichtet, und werden wissen, was sie für ihren Theil zu thun und zu lassen haben, Sie werden schon eine gegründete Ursache finden warum sie ihre alte Lehrerin vor ihrem Tode noch einmahl sehen wollen.

Charlotte. Das will ich schon machen. Aber, wie wird das der Baron erfahren?

Peppi. Kümmern sie sich nur um gar nichts. Heute Abends wird ein kleines Ständerchen gemacht, wo ihm alles in beliebter Kürze vorgetragen werden soll.

Aeußerst unschuldig schien die Absicht Charlottens, als sie ihre Mutter bat, die Kranke besuchen zu dürfen. Sie ahndete nichts; vielmehr war ihr es lieb, daß eine Versöhnung zwischen ihr und der alten Frau noch vor ihrem Hinscheiden statt haben sollte. Sie versprach es, selbst mitzugehen.

Dieser Einfall kam dem betrügerischen Mädchen sehr ungelegen. Sie sagte nichts dazu, und

zwang

zwang sich zur Gleichgiltigkeit, so viel sie nur konnte. Sie klagte ihrer Vertrauten diese neue Verlegenheit. Diese tröstete sie, daß eben dieses sehr gut, und ihrem Plan so ganz unerwartet angemessen sey. „Heute," fuhr sie fort, „kann so nichts geschehen. Wenn die Mutter selbst mitkommt, so muß die Absicht des Besuchs gewiß die untadelhafteste, die reinste seyn; und dann verliert der Ort auch alles Nachtheilige, wohin eine gute, allgemein anerkannt tugendhafte Mutter ihre Tochter zu führen pflegt."

Wider diese Gründe konnte Charlotte nicht das mindeste haben; und sie freuete sich von Stund an, daß ihre Mutter mit ihr gehen wolle.

Man gieng, und brachte in der kleinen niedrigen Krankenstube beynahe eine Stunde hin. Die Alte freuete sich, pries Charlottens glückliche Umänderung, und gab ihr (sie war eine fromme Frau) den Segen der Sterbenden, worauf man so vorzüglich viel hielt. Madam Wellneck versprach es ihr, daß Lottchen sie alle Tage besuchen solle, und daß man alles thun werde, ihr die letztern bittern Stunden ihres mühvollen Lebens auf das beste zu versüßen.

Was waren das für glückliche schöne Aussichten in die Zukunft; wie ungestört, und unbemerkt glaubte sie an der Hand des Barons diese kleine baufällige Einsiedeley der Armuth in den reizendsten Tempel der Liebe umschaffen zu können!

Peppi hatte während der Abwesenheit ihrer Herrschaft den Baron aufgesucht, hatte ihn mit ihrem Plan bekannt gemacht, und von allem genau unterrichtet.

Der Baron gieng des andern Morgens zum Sprachmeister, bedingte wöchentlich dreymahl den ganzen Abend, und bewies sich so generös, daß die alte kranke Frau ihre Hände zitternd empor hob, und dem Himmel dankte, in so kurzer Zeit zwey Schutzengel erhalten zu haben. Segen der Vorsehung schien ihr das, was das Werk einer verschmitzten Kuplerin war. — So mögen oft schon manche gute Werke sehr böse Absichten zu ihrem Grundstoff gehabt haben.

Gleichgiltig würde Charlotte ehedem die Nachricht von dem Tode ihrer ehemaligen Nährerin gehört haben; jetzt hat um das Leben dieser alten Frau niemand brünstiger, als sie. Die treue Pflege des Wellneckschen Hauses trug auch sehr viel bey, daß ihre Tage verlängert wurden, und ihre Krankheit abnahm. Der Sprachmeister war sonst bey seiner Armuth immer ein tugendhafter Mann geblieben; er sah auch hier anfangs nichts Widriges. Mamsell Charlotte kam, besuchte seine Mutter, und der Baron hielt seine Stunden; beyde verriethen sich nicht allzusehr. Lange aber vermochten sie es nicht, so zurückhaltend zu seyn, und der Sprachmeister las aus ihren Blicken, was im Herzen vorgieng. Er war in Verlegenheit. Schwieg er, so verlohr er vielleicht die Wohlthaten des Wellneckschen Hauses;

ses; Sprach er, so blieb der Baron weg, und noch nie hatte er einen so freygebigen, so großmüthigen Schüler gehabt. Er überlegte es hin und her; und beruhigte sich endlich darüber, so gut er konnte. „Vielleicht macht der Himmel ein Pärchen aus ihnen, dachte er bey sich selbst, und das könnte am Ende das größte Glück für mich und ich dabey vielleicht zeitlebens versorgt werden.“ Die verbotene Liebe hat oft die sinnreichsten Einfälle gehabt, und so wußte Charlotte auch die alte Mutter des Sprachmeisters wirklich sehr unbemerkt zu täuschen. So heimlich, so zu verschiedenen Stunden die Liebenden auch ihre Zusammenkünfte gewählt hatten, so waren sie doch durch die Muthmaßungen der Nachbarn verrathen worden.

Madam Wellneck war in Gesellschaft gewesen. Verschiedene kleine Anspielungen hatten sie aufmerksam gemacht; sie forschte bey ihren Töchtern, und hielt sie für unschuldig. Sie fragte den Sprachmeister aufs Gewissen, und er gestand es ganz freymüthig: daß es wohl getroffen habe, daß der Baron und Charlottchen zu einer Stunde bey ihm und seiner Mutter gewesen wären, könne aber bey seiner Ehre betheuern, daß er nichts Unrechtes weder gesehen, noch gehört habe, und daß nur kleine Scheckereyen vorgefallen wären, die gleichsam unter jungen Leuten die zweyte Natur zu seyn pflegten.

„Gott sey Dank! rief Madam Wellneck, daß ich meine Charlotte unschuldig weiß.“ Je-

doch, wie sie nach Hause kam, sprach sie mit ihrer Tochter auf das vertraulichste, und eröfnete ihr alles, was sie von ihr gehört habe. „Die Welt, fuhr sie fort, richtet zu sehr nach dem Schein, und beurtheilt uns nicht allemahl nach den Grundsätzen, nach denen wir handeln. — Es hat sich einigemahl getroffen, daß du zufälliger Weise bey deiner alten Nähterin warst, und ein gewisser Baron war zugleich gegenwärtig; augenblicklich entsteht das Gerede, du wärst in einem gewissen Einverständniß mit ihm, und unterhieltst eine heimliche Liebschaft. Ich erkundigte mich genauer bey denjenigen, wo eure Zusammenkünfte seyn sollten, und hörte nichts Widriges. Demungeachtet rathe ich dir, des Abends nicht wieder hinzugehen, um dich aus dem unschuldigen Verdacht zu ziehen.“

Charlotte weinte. Die Mutter glaubte, es wären die gerechten, jugendlichen Thränen, die aus einem tugendhaften Herzen quellen, wenn es sich verkannt sieht, oder Lästerzungen an unserm guten Namen nagen. Sie beruhigte sie. Aber Charlotten wären alle diese Reden zu ihrem Besten oder Nachtheil ganz einerley gewesen, so weit hatte sie sich schon verschlimmert, und so viel hatte sie schon von der Güte ihres ehemaligen moralischen Charakters verlohren, wenn sie nur ihres lieben Barons Umgang nicht hätte missen sollen; und dazu wurden vor der Hand von ihrer Mutter allerley Anstalten gemacht. Ihre Trösterin war einzig Peppi; auf diese allein verließ sie sich. Diese

ver-

versprach allen möglichen Beystand, und warnte, sich nicht zu viel von seinem Gram merken zu lassen, weil es dann bey der Mutter nicht bey dem bloßen Verdacht der Leute stehen bleiben würde. Dem Baron hinterbrachte sie den kleinen Verrath. Der schmähete auf seinen unschuldigen Sprachmeister (vermuthlich weil er einigen scharfsichtigen Leuten die Augen nicht verbunden hatte). „Ich kann mich heute nicht lange aufhalten," setzte Peppi hinzu; das that sie aber, um sich noch mehr nothwendig zu machen; „morgen ein Mehreres."

„Also soll ich sie heute nicht sehen?" — seufzete der Baron.

Peppi. Vier und zwanzig Stunden sind eine Kleinigkeit; für Liebende können sie zwar Ewigkeiten seyn; allein — Noth pflegt auch Eisen zu brechen.

Der Baron versprach ihr alle Reiche der Welt; und Peppi hatte ihn bey seinen bisherigen Versprechungen noch auf keiner Lüge ertappt.

„Da uns dort der Weg abgeschnitten worden, so müssen wir uns schon einen neuen suchen," meynte Peppi zu Charlotten. Sie dachten, sie sannen. Aber so sinnreich auch gewöhnlich die Verliebten zu seyn pflegen, so machte Charlotte doch eine Ausnahme davon. Was geschah und geschehen sollte, mußte Peppi alles für sie thun. Und ihr anschlägliches Köpfchen verließ sie auch diesesmahl nicht. Am besten ist es, das war ihr nächster

Rath, wir suchen den Baron selbst in unser Haus einzuführen. Ihr Vater verschmäht auch das kleinste Geschäftchen nicht, wenn er nur seine Procente davon hat, geschweige denn . . .

Charlotte. Aber was soll der Baron für Geschäfte mit ihm machen? Geld von ihm borgen? Das thut mein Vater nicht; du weißt, daß er allen solchen Dingen aus dem Wege gehet.

Peppi. Da haben sie recht. Wenn er Geld von ihm borgen wollte, da wäre die einmal geöffnete Thüre auf immer wieder zugesperrt. Nein, der Vater muß gewinnen. Und wenn der Kaufmann gewinnen, sicher gewinnen kann, dann höret und siehet er nicht. Hundert Thälerchen muß der Baron aufopfern.

Charlotte. Aber der Baron soll viel Schulden haben.

Peppi. Ist er aber nicht ein steinreicher Mann? Schränkt ihn sein Vater bey Lebzeiten ein, so muß er das wohl im Tode bleiben lassen, und der alte Baron, (sein Vermögen ist unermeßlich) ist ein starker sechziger; das ewige Leben wird und kann er nicht haben. Wenn die Gläubiger das Ende eines reichen Vaters so nah voraussehen, so schießen sie dem Sohne immer mehr und mehr vor, weil dieser freylich ziemlich bluten muß, und sie an ihm mehr, als einem rechtlichern Geschäft profitiren.

Charlotte. Ich weiß nicht, wo du diese Kaufmannskenntniße her hast.

Peppi. War ehedem ihres Vaters Buchhalter nicht mein vertrauter Freund? Machte er nicht selbst solche Geschäfte? Schade, daß der arme Teufel so früh schon modern muß.

Charlotte. Wenn du das möglich machen, wenn du den Baron gehörig unterrichten kannst, o Peppi, zeitlebens will ich deine Schuldnerin bleiben.

Peppi. Ich kann die Schuldnerinnen nicht wohl leiden. Wer baar bezahlt, ist mir lieber. Habe ich meinen Zweck erreicht, dann — hoff' ich, werden wir unsre Rechnung schon schließen.

O menschliche Natur, daß du nach verbotenen Dingen um so lüsterner bist!

Wirklich wollte bey Charlotten die Liebe zum Baron schon ein wenig kälter werden. Sie hatten sich täglich gesprochen; niemand störte sie. Sie war veränderlich, und hatte das ewige Einerley beynahe schon satt. Des Barons Liebe war sich aber gleich geblieben. Das hatte Peppi bemerkt, und darauf bauete sie auch. Jetzt, da der Umgang mit dem Liebhaber dem sonst so flüchtigen Mädchen verweigert wurde, so fieng ihre Leidenschaft aufs neue an, in Flammen zu gerathen, und sie hätte alles gewagt, alles aufgeopfert. Peppi traf den Baron. Sie sprach mit ihm, entdeckte ihm ihr Plänchen, und jungen Herren seiner Art ist das eine Kleinigkeit, dergleichen Dinge auszuführen, da sie nichts kosten — als

Geld, und da das Geld für sie die wohlfeilste Sache in der Welt ist. — Er für sich selbst würde das Ganze nicht haben so anordnen können, damit es nur einigermaßen ein gewisses Ansehen bekommen hätte; aber sein Bedienter war ein herrliches Gegenstückchen zu Pappi. Des Barons Wechsel kamen an, er gieng mit ihnen zu dem alten Wellneck, wollte solche umsetzen; klagte entsetzlich über den vorigen Kaufmann, mit dem er vorher in dergleichen Unterhandlungen gestanden habe. Wellneck war nicht nur ein kenntnißvoller, sondern auch ein redlicher Kaufmann. Andere würden den Baron noch mehr versucht, ihn noch mehr gedrückt haben; er hingegen gab ihm, was er forderte, und kam dabey im mindesten nicht zu kurz. Der Baron war voll der lautesten Dankbarkeit, und bat um seine Freundschaft. Wellneck war ein kluger und ein vorsichtiger Mann; er versicherte dem Baron seine Gegendienste, und sagte es ihm zu, daß er bey einer ruhigen Stunde sich gelegentlich seinen Besuch ausbitten würde.

Der alte Wellneck kam zu Tische; erzählte, daß er mit dem Baron Zumm ein Geschäft gemacht habe; äußerte aber auch dabey, daß dieser junge Baron ein äußerst leichtsinniger Mensch sey, und daß er nie wünsche ein zweytes Geschäft mit ihm machen zu dürfen. Charlotte wurde roth. Madam Wellneck sah sie an; Vater Wellneck blieb ruhig. Kein Wort wurde weiter erwähnt. Es vergiengen Wochen und Herr Wellneck hatte noch

keine

keine ruhige Stunde, sich des Barons Besuch anbitten zu können.

Alle Gelegenheiten waren nun abgeschnitten, daß sich die Liebenden sprechen konnten. Das Schicksal kehrte sich eben so wenig an ihre Seufzer, wie an ihre Verwünschungen, und gieng seinen Gang, ohne sich im mindesten an beyde zu kehren. Einzelne Blicke im Vorübergehen waren alles, wodurch sie sich erklären konnten. Endlich brachte Peppi einen Briefwechsel aufs Tapet. Sie selbst war die Briefbestellerin, und alles gieng seinen Weg recht gut und ordentlich.

Der Legationsrath Meuterling, ein selbst von der Natur wohl ausgestatteter junger Mann, von Vermögen, von Ansehen, von dem besten Charakter, war dem Wellneckschen Hause empfohlen. Er ward wohl aufgenommen, und erhielt freyen Zutritt, was in dieser Familie eine äußerst seltene Sache war. Charlotten sehen, ihr seine ganze Aufmerksamkeit, ihr seine ganze Liebe schenken, war eins. Mit dem innigsten Wohlgefallen gewahrte die gute Mutter diese glückliche Zuneigung. Tausend Mädchen würden Charlotten beneidet haben; aber dieses an Geist und Herz nunmehr so verderbne Geschöpf, behandelte ihn nur mit Gleichgiltigkeit. Der brave Mann war so rechtlich, seine Leidenschaften waren so tugendhaft, alles, was er that, war so wohl überdacht, daß er ein zu auffallender Contrast mit dem Baron war. Meuterling vertraute seine Absicht der Mutter, und diese wünschte ihrer Tochter Glück. Charlotte

heuchelte freundliche Blicke, täuschte durch ihre Künste, hielt diesen Rechtschaffnen an ihrem Leinchen gefangen, und nur der Baron hatte ungetheilt ihr Herz.

Der Baron war nun endlich des Harrens überdrüßig geworden, und hatte sich schon andre Mädchen ausersehen. Zwar hielt er seine neuen Liebschaften etwas geheimnisvoll; doch war Charlotte so gut, wie halb vergessen, weil er von jenen Liebhabern war, die entweder auf ihre Mädchen nur selten die redlichsten Absichten haben, oder sich selbst zu wenig kennen.

Meuterling hörte, daß in der Stadt nächstens ein Masqueball seyn sollte. Von der Mutter war er hinlänglich unterrichtet, daß Charlotte den Tanz liebe. Er bestürmte den alten Vater, ihr das Vergnügen zu erlauben. Der Vater willigte ein. Man hatte sich unter einander verabredet, daß jedes seine eigene Masque wählen, und jedes für sich auf dem Ball erscheinen solle. Nie, noch nie war die Mutter bey einem Masqueball gewesen. Sie ließ sich überreden, und folgte ihrer Tochter.

Diese Erlaubniß ward augenblicklich dem Baron durch Peppi benachrichtiget; der Baron hatte schon zugesagt, und sich für zwey seiner neuen Liebschaften engagirt.

„Das wird eine herrliche Geschichte werden, dachte er, schon zwey Liebschaften, und noch die

dritte

dritte dazu?“ — Aber kurz, er gab kein Wort, und wer war froher, als Charlotte!

Der Abend war da. Madam Wellneck kam mit ihrer Tochter, und der Baron war schon zugegen. Dieser entdeckte sie nicht gleich, denn das Mädchen, das so eben mit ihm tanzte, hielt ihn so gefangen, daß, wenn er jetzt selbst eine Seligkeit hätte erhalten können, er solche gleichgiltig verachtet hätte, um mit seiner Tänzerin Arm in Arm und Busen an Busen geschlossen seyn zu können.

Charlotte bebte, und die wüthendste Eifersucht flammte in ihrem Herzen. Sie schwur in ihrem Innern der niederträchtigen Buhlerin ihren Liebling zu entreißen, und wenn sie ihm noch mehr aufopfern sollte.

Sie gab sich, wie dieser Tanz vorüber war, dem Baron zu erkennen. Dieser war unverschämt genug, bey ihren Vorwürfen im mindesten nicht zu erröthen. Vielmehr schob er die Schuld auf seine Tänzerin, daß er es nicht hätte ändern können, und daß er sich alles, was sie für so schuldig erkläre, nur aus Höflichkeit und vermöge der sogenannten Ballsitte habe gefallen lassen müssen. Diese Versicherungen waren mit tausend süßen Worten und den schrecklichsten Schwüren begleitet, daß Charlotte ihm endlich Glauben beymaß, und ihm alles verzieh.

Von diesem Augenblicke an, bot sie alle wollüstige Nuancen auf, des Barons Blut in Hitze zu jagen. Da achtete sie nicht auf keinen Zuschauer,

da war alle weibliche Würde vergessen. Der Baron war im Taumel, und genoß.

Legationsrath Meuterling war eine lange Zeit im Saal, hatte alles bemerkt; und so innig seine Liebe ehedem war, so verwandelte sie sich mit einemmahl in Abscheu. Er faßte sich, und tanzte mit andern Frauenzimmern.

Charlotte glaubte nun ihren Baron gefesselt zu haben, und im Augenblick, wo sie sich ausruhen wollte, begann mit einer Unbekannten der Flüchtling einen neuen Tanz, und war auch hier der nehmliche, der er bey Charlotten gewesen war. Das eifersüchtige Mädchen kannte sich nicht mehr.

Meuterling hatte in seinem Masquehabit eine wahre bezaubernde Majestät, und zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Charlotte kannte ihn nicht, und hätte ihn auch in dieser schönen Gestalt nicht einmahl vermuthet. Er tanzte jetzt nicht mehr. Charlotte forderte ihn zu einer neuen Angloise auf. Er schlug es ihr ab. Charlotte war betroffen. Nur diese Maske allein konnte die andern Mädchen zum Neid reizen; konnte nur in des Barons Brust die Eifersucht wecken, und gerade diese Maske schlägt ihre Hand aus, und zernichtet ihren Plan, sich an ihrem Untreuen rächen zu können.

„Er soll, er muß mit mir tanzen," das war ihr Entschluß. Sie forderte die Maske auf, und bat sie, ihr zu folgen. Das geschieht; die Maske folgt. Sie sind allein. Charlotte bittet,

sich

Wie? meine Charlotte kann das wagen?

sich zu demaskiren. Man willfahrt. Meuterling zieht seine Maske ab; Charlotte die ihrige. Mit einem festen Blick ruft ihr der Legationsrath entgegen: Wie? eine Charlotte kann das wagen? Charlotte war wie vom Blitz getroffen.

„Meuterling, ist das möglich?“ stammelte sie, und eine unbeschreibliche Wildheit rollte aus ihren Augen. Sie fühlte die ganze gerechte Demüthigung, und so sehr sie sich zu fassen suchte, so war ihr doch auch nicht die mindeste Entschuldigung möglich. Der gute Legationsrath war vom Augenblick der so leichtsinnigen Selbstvergessenheit Charlottens an wie von aller Welt verlassen. Seine schönsten Hoffnungen des Lebens waren dahin gestorben, denn seine lieblichste Freude wär' ihm Charlottens Liebe gewesen. Er sagte ihr einige wenige Worte; und wenn sie nur die mindeste Scham besessen hätte, so wären sie nie aus ihrem Herzen gekommen. Von diesem edlen Gefühl kannte sie aber seit einiger Zeit leider sehr wenig, und flatterte, da sie sich nur in etwas wieder erhohlet hatte, in den Tanzsaal zurück, und alles war vergessen. Ihre Mutter fragte sie: ob sie den Legationsrath nicht gesehen habe?

„Mir ist er wenigstens noch nicht vorgekommen, antwortete sie; wer weiß, was er für Abhaltungen gehabt hat.“ Das sagte sie so leicht hin, als wenn das Herz ihr nicht den mindesten Vorwurf zu machen hätte. Madam Wellneck war darüber betreten; rieth auf mancherley Hin-

derniſſe,

dermisse, hätte gerne die Ursache seines Wegbleibens gewußt, und beschloß sogleich den Ball früher zu verlassen, als sie sich vorgenommen hatte. Charlotte hatte tausend Einwendungen; wußte alles zu bewegen, bey der Mutter vorzubitten, daß sie länger bleiben möchte. Die gute Frau aber hielt ihren erstern Vorsatz fest.

„Was würde der Legationsrath denken? was würde er sich für eine Idee von uns machen? Selbst der längere Aufenthalt könnte den glücklichen Aussichten meiner Tochter hinderlich seyn!“ das waren ihre frommen Bedenken, und sie brach noch schneller ab. Die Arme! Schon war der Stab über Charlotten gebrochen, schon alle jene angenehmen Hoffnungen vernichtet. Es half nichts; Charlotte mußte folgen, folgen, ohne erst von dem Baron Abschied nehmen zu können.

Charlotte klagte den stummen Wänden ihr Herzeleid, und stieß die härtesten Verwünschungen gegen ihr Schicksal aus. Peppi vermocht' es endlich doch, sie zu beruhigen. Charlotte schlief ein — aber bald wich der Schlaf aus ihren Augen; sie stand auf, und Peppi mußte ihr Gesellschaft leisten. „Herzensliebes Mädchen, so klagte sie, es war schrecklich, mich so schnell von dem Baron trennen zu müssen; nicht einmahl ein Lebewohl konnte man ihm sagen.“

Peppi. Je nun, wenn das der große Schade ist, so thun sie das ein andermal zwiefach, und denn ist das Versäumte wieder eingebracht.

Charlotte. Du sprichst wie eine Närrin.

Peppi. Sparen sie diesen Ehrentitel ein wenig, denn ich habe ihnen noch wichtigere Wahrheiten zu sagen. Mamsell! sie werden sich ihre gute Sache ganz verderben, sie sind allzusehr zudringlich. Merken das die Mannspersonen, so werden sie uns sehr bald überdrüßig. Und nun will ich den Ehrentitel einer Närrin sehr gern annehmen, weil Kinder und Narren gemeiniglich die Wahrheit reden sollen.

Charlotte. Peppi, hast du denn gar kein Erbarmen? Du siehst, wie viel ich leide.

Peppi. Und doch muß ich ihnen sagen, hege ich einigen Verdacht gegen den Baron. Ich glaube sicher, er hält nicht Stich.

Charlotte. Und schwur mir vor einigen Stunden den heiligsten Schwur.

Peppi. Von den Schwüren bey einer Maskerade mag ich gar nichts wissen. Er hat vielleicht am nehmlichen Abende noch dreyen eben das zugeschworen, was er ihnen schwur.

Charlotte (hohnlächelnd) Ha, sieh da, bist du auch wider uns? Blieb dir etwann seit einiger Zeit des Barons Börse verschlossen? O des treuen, zärtlichen, freundschaftlichen Gewissens!

Peppi. Lassen sie uns ein Wort im Vertrauen reden. Vor dem Ball sprach Madam Well-

mit

neck mit mir. Peppi, sprach sie, allem Anschein nach hat der Legationsrath einen Antrag an uns auf seinem Herzen. Er liebt Charlotten, das sagte mir jeder seiner Blicke. Er ist in jedem Betracht ein glücklicher Mann; meine Tochter wäre mit ihm auf das beste versorgt. Peppi, du kennst sie ganz; forsche, prüfe sie, und wenn du mir die frohe Nachricht brächtest: Charlotte liebt den Legationsrath, was wollte ich dir nicht alles geben! Peppi, hörst du — Sie schluchzte, konnte kein Wort mehr reden, und wischte sich die Thränen aus den Augen. Und das muß ich ihnen denn sagen, liebe Mamsell, daß das für mich so rührend war . . .

Charlotte (ihr in die Rede fallend) Daß du mich auf der Stelle verkuppeln möchtest.

Peppi. Ich habe nichts davon, es komme nun so, oder so; ich habe das Meinige gethan. Aber so viel sehe ich doch ein, daß es mit dem Baron nichts werden kann. Er ist erstlich von Adel . . .

Charlotte. Was thut das? Wäre er der erste, der ein bürgerliches Mädchen heurathete?

Peppi. Das weiß ich wohl, daß die sogenannten Mesalliancen jetzt unter dem Adel Mode seyn sollen; aber der Baron hat auch noch keine Bestimmung.

Charlotte. So warte ich auf ihn.

Peppi.

Peppi. Vermuhlich so lange, bis sie sich eine Stelle unter den alten Jungfern erwartet haben?

Charlotte. Und den Legationsrath will ich nicht mehr erwähnt wissen.

Das hätte sich die arme Charlotte nicht verbitten dürfen, denn es hatte sich von selbst schon verboten. Der Legationsrath stattete noch einige gleichgiltige Besuche ab, und blieb dann hinweg. Die Madam Wellneck fragte Charlotten aufs Gewissen: ob sie ihn beleidiget habe? ob es einen kleinen verliebten Zwist gegeben hätte? Und Charlotte betheuerte hoch und heilig, daß sie auch nicht das geringste davon wisse.

Nicht minder war der Vater betreten, denn der Legationsrath war sein Mann. Auch benahm sich dieser bey der Charlotten so nachtheiligen Geschichte als ein Mann von edlem Herzen. Was zwischen ihm und Charlotten vorgefallen war, blieb für die übrige Welt ein Geheimniß, und auch der Verfasser dieser Erzählung würde nichts davon gewußt haben, wäre ihm nicht Charlottens Tagebuch in die Hände gefallen, worinnen dieses Vorgangs Erwähnung geschah.

Es waren wohl einige Wochen verflossen, ohne daß der Baron und Charlotte sich hatten mündlich sprechen können. Briefe hatten sie wieder täglich gewechselt, und Peppi hatte sie immer treu und ehrlich, doch äußerst geheim hin und her practizirt. Aber ein geschriebener Buchstabe bleibt

immer

immer doch nur ein todes Wesen gegen eine mündliche Unterhaltung, besonders wenn es den Punkt der Liebe betrifft. Die verschmitzte Botschafterin wurde aufgefordert, eine persönliche Zusammenkunft zu veranstalten.

„Am besten wäre es, gab sie dem Baron zur Antwort, wenn wir sie in unser Haus einführen könnten.“

„Ich weiß nicht, was der alte Starrkopf wider mich hat, versetzte der Baron; er hat mir versprochen, mich nächstens zu sich zu bitten, aber noch wart' ich auf seine Einladung.

„Haben sie denn kein neues Bewerbchen?“

„Halt! ich werde zum Alten gehen; werde ihn fragen, ob er mir auch künftig meine Wechsel auszahlen wolle, weil es mein Vater wünsche, da er überhaupt ein andres Haus für seine Zahlungen haben möchte.“

(froh) „Hören sie, das wird, das muß gehen. Aber, junger Herr! säumen sie auch nicht! Ich fürchte, Lottchens Gesundheit hälts nicht länger aus. Denn was die sich nach ihnen genirt, das ist die Möglichkeit.“

„Morgen, morgen schon will ich zu ihm gehen.“

Der Baron hielt Wort. Aber Vater Wellneck bat sich einige Tage aus, ehe er es gewiß zusagen könne, diese Geschäfte zu übernehmen.

Er

Er entschuldigte sich mit seinem hohen Alter, und versprach in kurzer Zeit — Resolution. Der Baron äußerte, daß die Sache sehr dringend sey. Der Alte wollte Morgen schon Antwort ertheilen. Der Baron wollte sie sich selbst holen. Wellneck entschied: daß, wenn binnen morgen Mittag ihm nicht bestimmte Nachricht ertheilt würde, es so zu betrachten sey, daß er diese Geschäfte nicht übernehmen könne. Er bat um Verzeihung, daß er sich so kurz fassen müsse, weil er heut einen weitläuftigen Posttag habe.

Der Baron harrte bis zum Mittag — es kam keine Antwort, und also war es nichts. Hiermit war denn auch diese letzte Hoffnung vereitelt. Der Baron war empfindlich, sich so ganz von Charlotten, wie weggebannt, zu sehen, und zweytens hielt er sich auch durch Wellnecks Behandlung beleidigt.

Peppi, die gewohnt war, daß ihre Anschläge alle sogleich durchgiengen, war jetzt betreten, und wollte ihren Kopf verwetten, wenn sie nicht schon über den dritten Tag dem Baron in Wellnecks Haus Eingang verschaffen wolle. Sie beruhigte Charlotten; machte dem Baron Hoffnung, und hielt wirklich Wort.

„Schlag eilf Uhr, sagte sie zu dem harrenden Liebhaber, sind sie vor unsrer Thür.“

„Nachts Schlag eilf Uhr? wiederhohlte der Baron: Mädchen, was versprichst du!“

„Nachts, Schlag eilf Uhr geht ihnen unsre Hausthür auf; ich empfange sie, und führe sie leise, leise auf dem Seitengang in ihres Liebchens Zimmer.“

„Wird uns aber Laura nicht im Wege seyn?“

„Wissen sie es denn nicht, daß sie schon seit geraumer Zeit bey ihrer Tante ist? Sie ist ihr Liebling, und wird wohl ihr Universalerbe werden.“

„Bravo! das ist scharmant.“

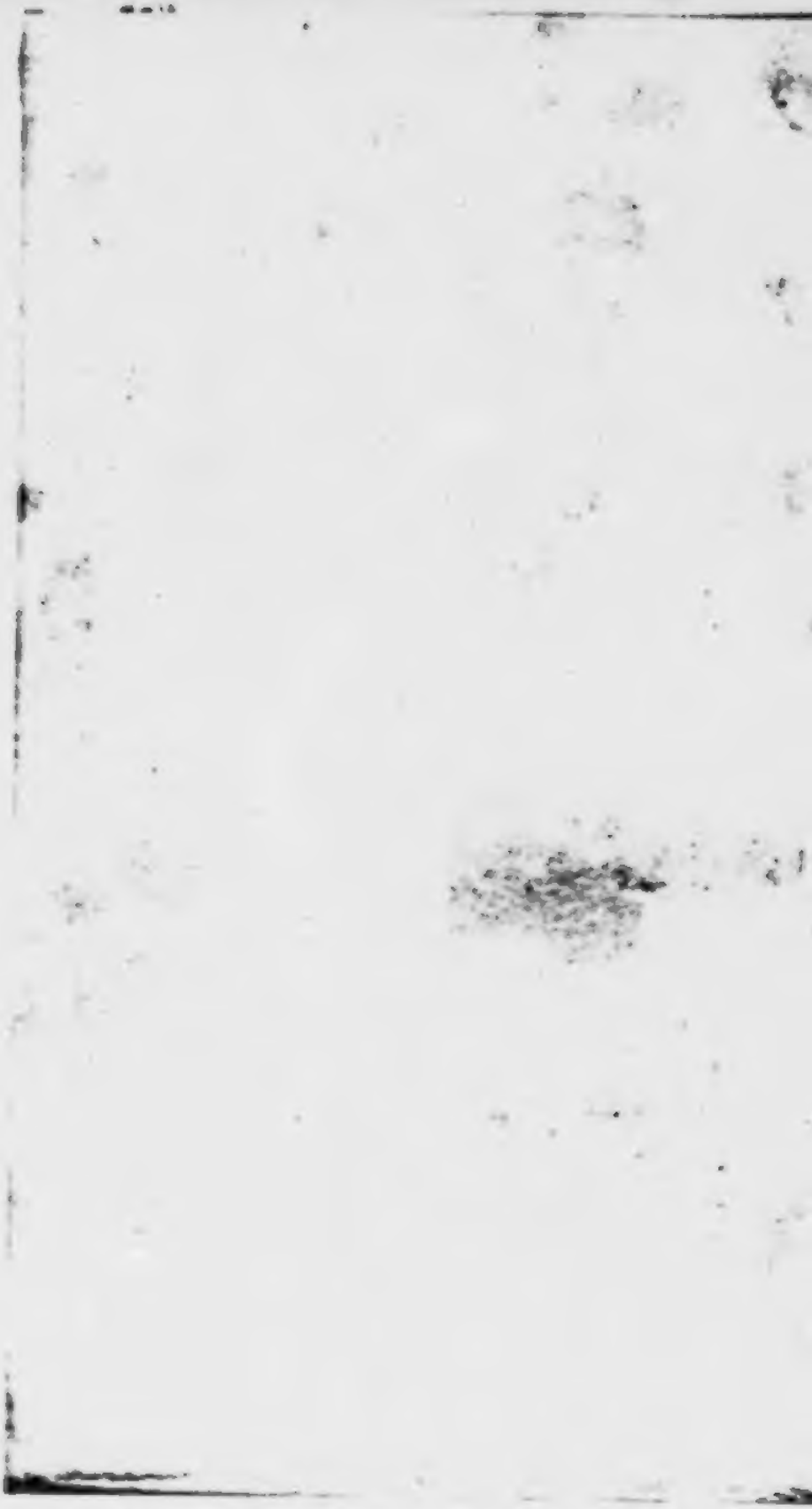
„Hat man uns die Tage so barbarisch geraubt, so wollen wir uns an den Nächten erhohlen. Die schweren Stiefeln aber nota beng! sind schlechterdings verboten. Man darf unsern Fußtritt im mindesten nicht gewahr werden.“

Peppi eilte von dem Baron hinweg, und brachte Charlotten die erwünschte Nachricht von dem, was zwischen ihnen verabredet worden war.

Es schlug eilf zur Nacht; alles war im Hause zu Bett; es war kein Licht in irgend einem Fenster mehr zu sehen. Der Baron erschien zur bestimmten Zeit. Peppi öfnet äußerst still die Thüre; führet ihn leise zur Treppe hinauf; leuchtet ihn in seiner Geliebten Zimmer. Der Baron war ganz außer sich, als er Charlotten sah. Enthusiastisch, vernünftige Leute pflegen so was halbnärrisch zu nennen, rief er aus: Amor, und all ihr Götter des Olympus, wie

Amor! und all ihr Götter des Olympus,
wie dank ich euch!

...hubert del. D. Berger sc. 1788



Wie dank ich es euch! und Charlotte sah ihn bedenklich an, ob das auch Wahrheit seyn möchte; sie zitterte, ob man ihn nicht gehört haben könne. Peppi ließ die Liebenden allein. Der Genius der Unschuld entfloh mit raschen Schritten aus ihrer Mitte; muthwillig beleidigte der Baron das Gesetz der Sittlichkeit; gleichgiltig ließ es Charlotte zu, daß die Rose der Schamhaftigkeit und der weiblichen Würde, ach! so schnell, so schnell und so verächtlich entblättert wurde. Sie berauschten sich in diesem unglücklichen Genusse; der Morgen kam beynah herauf; und die verdunkelte Sonne betrauerte die neuen Schlachtopfer der Wollust.

Peppi ließ den Baron eben so unbemerkt zur Thüre wieder hinaus, wie sie ihn hereingelassen hatte.

Charlotte hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan. Sie erschien zur gewöhnlichen Frühstunde bey der Mutter; aber jene schreckliche Scene hatte ihre Augen geweitet, tiefer waren sie eingefallen, und die blasse Farbe der Wangen zeichnete die blauen Ränder um die Augen noch mehr aus.

„Bist du krank, meine Tochter?“ fragte die Mutter.

„Zum besten ist mirs freylich nicht,“ antwortete sie.“

„Hast du gut geschlafen?“

„Kein Auge habe ich zugethan,“ und somit sah sie in den Spiegel, und erschrak selbst vor

sich, als sie die Zerstörung in ihrem Gesicht, und in all ihrem weiblichen Wesen bemerkte.

Sie litt den ganzen Tag viel; alles war ihr zu eng; ihr Blut tobte fürchterlich; das Herz schlug ihr, wie es bey jedem Verbrechen schlagen muß. Sie drang in Peppi, ihr wieder auf kommende Nacht des Barons Gesellschaft zuzubringen. Peppi schlug es aus. „Sie bedürfen einer Nacht Ruhe, sprach sie. Wir müssen den Spaß nicht übertreiben, sonst möchte er entdeckt werden.“ Charlotte beruhigte sich, und erinnerte dann Peppi am dritten Abend an ihr gethanes Versprechen.

Zum zweytenmahl, zum drittenmahl noch gelang es ihr, den Baron des Nachts heimlich in das Haus zu bringen. Beym drittenmahl war der Baron schon um vieles kälter. Seine Kälte aber weckte Charlottens Feuer noch heftiger, und es war ihr Pein, auf ihre Fragen so unbestimmte Ausflüchte zu hören. Auch schied der Baron früher von ihr.

Diesesmahl war der Hausmann wach gewesen, hatte gehört, wie man die Treppe herunterging. Er entschuldigte sich bey Madam Wellneck, daß er das Haus nicht aufgelassen habe; es wäre ihm nicht gesagt worden, daß Gesellschaft da sey.

Madam Wellneck wußte nicht, wie sie das nehmen sollte. Sie fragte Peppi; aber diese war nun schon eine so unverschämte Lügnerin, daß sie,

ohne roth zu werden, mit frecher Stirne den Hausmann einen Narren schalt.

Madam Wellneck merkte wohl, daß etwas an der Geschichte sey, und daß es allein unter ihren Leuten stecken müsse, weil niemand weiter im Hause wohnte. Sie befahl es dem Hausmann, einige Nächte genau Acht zu haben. Das that dieser. Zwey Nächte blieb es ruhig. Die dritte hörte er nach eilf Uhr die Thüre öffnen und richtig belauschte er die Peppi. Wie diese sich schmeicheln mochte, ihren Baron schon in Sicherheit gebracht zu haben, eilte der Hausmann vor das Zimmer der Madam Wellneck. Diese stand auf — und überfiel das saubere Complottchen. Ich will die Verlegenheit, will den fürchterlichen Schreck nicht beschreiben, der auf allen Seiten mit Madam Wellneck in das Zimmer trat. Der Baron schlich sich davon. Die gute Mutter kam mit ihren Warnungen zu spät; alles, alles war verlohren. Sie wollte Peppi aus dem Hause jagen.

„Und was wird die Welt zu meinem schnellen Abschied sagen? Gestohlen habe ich nicht; die rechte Ursache wird bekannt, und wer ist dann schimpfirt, als ihr liebes Kind?“ fragte die Unverschämte.

Madam Wellneck hatte zu wenig Muth, hier durchzudringen — Sie glaubte die Schande ihrer Tochter dadurch zu verheimlichen, und gab nach. Peppi blieb also im Hause.

Der Baron hatte außerordentlich gelockert; sein Vater hatte es erfahren; er ließ des Soh-

nes so sehr mißlich gewordene Umstände genauer untersuchen; man erstaunte über seine Leichtfertigkeit; der Vater wollte ihn mit Strenge behandelt wissen, und der Sohn entwich, und verletzte auch dadurch seinen guten Namen öffentlich.

Ach, wie gedemüthiget war nun das pflichtvergeßne Mädchen; der Gram, daß sie nun entehrt und der Betrüger entflohen sey, hätte sie zu Boden drücken mögen.

Und welch ein Schmerz ergriff die arme Mutter, da Charlottens Umstände so kritisch geworden waren, daß sie nun länger nicht die Kennzeichen verbergen konnte, die die Verräther ihres Vergehens seyn mußten. Dem Vater durfte es nicht entdeckt werden; er würde mit der Mutter und Tochter gleich grausam umgegangen seyn. Man mußte auf ein Mittel sinnen, ihm und der Welt diesen unangenehmen Vorfall unbekannt zu lassen. Peppi gab den Plan an. Es würde eine Reise zu einer Verwandtin ausgedacht, die Tante durfte nicht erwähnt werden, weil Laura da zum Besuche war. Charlotte schnürte sich gewaltig, um ihre beschwerte Taille nicht zum Gegenstand scharfer Bemerkungen zu machen; sie schminkte sich, doch sehr künstlich, um die Blässe des Gesichts zu bedecken. Kurz, es wurde alles gethan, der Welt ein X für ein U zu machen; und es gelang ihnen auch. Charlotte reisete in der Gesellschaft Peppis ab, und nur dann wich ihr Leichtsinn etwas, wenn sie daran dachte, wie gefährlich dergleichen Auftritte bisweilen abzulaufen pflegen.

pflegen. Nach einigen Wochen ward sie in einer Gegend, wo sie sich einen fremden Namen gab, und für eine Offiziersfrau gehalten seyn wollte, mit einem todten — Kinde entbunden. Es gieng alles weit glücklicher und leichter, als sie sich vorgestellt hatte; das Kind ward begraben, und mit ihm zugleich das ganze Andenken an ihre ehemahlige traurige Lage. Sie war eben so leichtsinnig, als vorher, scherzte sogar über das, was so kurz nur erst geschehen war, und trotzte, daß sie den scharf ansehen werde, der sie nicht für eine unverletzte Jungfrau halten wolle. Von ihrem Verführer hat sie kein Wort wieder gehört; man sagt, er sey in Russischen Diensten und verheurathet.

Tiefer wühlte der Gram im Herzen der Mutter, besonders da sie bemerken mußte, daß das Unglück ihre Tochter weder besser noch klüger gemacht habe. Das arme Weib wurde kränklich, und da ihre Gesundheit nie fest gewesen war, so bedurfte es nur einer kurzen Zeit, die Beute des Todes zu werden. Auch die Lehren der sterbenden Mutter machten nur einen kleinen Eindruck auf sie; bald, sehr bald waren sie vergessen.

Nach der Mutter Tode fiel die Sorge der Haushaltung auf Charlotten. Der Vater wurde immer von Tag zu Tag noch verdrüßlicher und schränkte sie mehr und mehr ein. Auch Peppi war dieses

Lebens überdrüßig, und beyde wünschten sich aus dem Kloster, wie sie das väterliche Haus zu nennen beliebten. Charlotte entschloß sich kurz, den ersten besten Mann zu wählen, der sich um ihre Hand bemühen würde. So still man auch Charlottens Niederkunft behandelt und verheimlicht hatte, so war es doch nicht ganz verschwiegen geblieben; und weil man es nicht so öffentlich sagen durfte, so dachte man das Beste, und die vertrauten Gesellschaften, deren Geheimnisse die ganze Welt gemeiniglich erfährt, setzten noch Manches hinzu, ob sich gleich nichts Schlimmeres hinzusetzen ließ, als was bereits schon geschehen war. Auf diese Weise ward Charlotte für ein loses Stück Waare betrachtet, und niemand bewarb sich um sie. Nach ihrem Fall war sie frecher als vorher, und wies dadurch alles Mitleid von sich, und flößte allgemeine Verachtung ein. In der ganzen Gegend umher wollte es niemand wagen, um ihre Hand anzuhalten, als ein armer Doktor Medicinä. Er hielt auf die Modecuren der jungen Doktoren nichts, und hatte das Unglück, so viele Mühe er sich auch gab, daß ihm die gefährlichen Patienten meist alle starben. Doch behielt er bey allen diesen Fatalitäten seine fröhliche Lebensphilosophie, und wurde bey seiner Armuth wirklich sehr wohlbeleibt. Er war über die Vierzig hinaus, hielt es aber immer noch mit der Galanterie, die freylich etwas wider die Vorschriften der neuern Modejournale zu sündigen schien. Man hatte Charlotten den Antrag gemacht, ob sie wohl dem

Herrn

Herrn Doktor Fliebern, (so hieß er) ihre Hand geben würde? Man schilderte ihn als einen guten Mann, der sich in alle Sattel schicke, und sich alles gefallen lasse.

„Das wären ja alle die guten Eigenschaften, die du nur von einem Manne verlangen könntest;“ so dachte Charlotte, und sagte es zu, ihn morgen in dem Reinartschen Garten sehen zu wollen. Sie bestimmte die Zeit in den späten Abend hinein, theils, weil erst des Vaters Haushalt besorgt werden mußte; theils auch, weil sie den ganzen Sommer noch keinen mondhellen Abend in der freyen Natur genossen hatte.

Sie verhehlte diesen neuen Fang der Vertrauten ihres Herzens nicht, und Peppi mußte sie begleiten. Sie waren beyde eher im Garten, als der Doktor; wählten sich eine einsame Parthie, die höchst selten nur von Spaziergängern aufgesucht wurde. Der Doktor erschien, und hatte keinen Gesellschafter und Vorsprecher bey sich, weil er wußte, daß, wenn es ja ein Körbchen setze, es doch von ihm allein nach Hause getragen werden müsse. Er traf Charlotten. Seine Rede war wohl studirt, die er an die Erwählte seines Herzens hielt; sie machte zwar einen Contrast mit der Art, wie sich die Liebhaber heut zu Tage ausdrücken, trug aber ganz das Gepräge all jener Eigenschaften, die man ihr vorher von ihm gerühmt hatte. Wie er fertig war, schlug er seine Hände, die den Hut hielten, auf den Rücken, und trat eine ziemliche Weite zurück. Peppi stand hinter ihr, und flüsterte

ihr zu: „Charlottchen, sie werden doch nicht diesen . . .“

Charlotte ließ sie nicht ausreden. „Närrchen warum denn nicht? das ist eben der rechte Schlag von Männern,“ erwiederte sie lächelnd, und stand auf.

„Herr Doktor,“ so drückte sie sich bey dieser so ernsthaften Sache ziemlich leichtfertig aus, „Sie sind wie ein Bräutigam geputzt, und so sollen sie denn auch heute ein Bräutigam werden. Ich glaube, wenn einmahl eine Ehe im Himmel geschlossen ist, so kann sie auf Erden nicht getrennt werden. Das scheint mir vorzüglich auch der Fall mit uns zu seyn.“

Sie gieng mit ihm in dem Garten auf und nieder — alle Spaziergänger stutzten. Es befanden sich manche von des Doktors Gläubigern darunter; lange hatte er kein so freundliches Gesicht bekommen, denn daß Charlotte ein reiches Mädchen war, wußte jedermann, und also hatten sie Hoffnung, daß sie doch noch bezahlt werden könnten.

Charlotte erlaubte dem Doktor, sie nach Hause begleiten zu dürfen.

Wie sie mit Peppi allein war, so fieng diese denn an, ihr durch mancherley Bedenklichkeiten und Einwürfe den Kopf warm zu machen.

„Was hilft all das Reden, erwiederte sie, ich will nun einmahl einen Mann haben.

Peppi.

Närrchen! warum denn nicht? das ist der rechte Schlag von Männern.

Peppi. Ist aber unter Mann und Mann nicht ein Unterschied? Erstlich, er ist ein Arzt ..

Charlotte. Das ist mir eben recht. Kommt er wenig nach Hause, so werden wir uns nicht so schnell überdrüßig.

Peppi. Er ist arm.

Charlotte. Darum weiß er, was ein bischen Vermögen für eine herrliche Sache ist; seine Armuth schreibt ihm alsdann Gesetze vor, sich das gefallen zu lassen, was mir Vergnügen macht.

Peppi. Seine Figur — die schiefstatschichten Beine — seine aufgeworfne Lippe, seine elende, nichtsbedeutende Mohrennase ..

Charlotte. Alles das wird ihn schon längst zur Selbsterkenntniß gebracht haben, und ihn jetzt gewiß zur Nachsicht stimmen, wenn seine Frau hie und da eine andre Mannsperson hübscher findet, als ihn. Ich verlange nichts weiter von meinem Manne, als daß er ein reputirlicher Deckmantel meiner Launen sey, und so viel Verstand habe, daß er keine meiner Leidenschaften einschränken will.

Peppi. Nun dann haben sie vortrefflich, ganz vortrefflich gewählt.

Der Doktor selbst kam zum alten Wellneck, und hielt um seine Tochter an.

„Ich habe nichts dagegen, erwiederte er, wenn sie es zufrieden ist.“

Wellneck

Wellneck freuete sich wie ein Kind, daß er alles Frauenzimmer aus seinem Hause loß wu denn nach seiner Mariane Tod war ihm ganze Welt zuwider. Er bestimmte eine nur ßige Mitgift — leider aber starb er selbst vor der Hochzeit, und der Doktor wurd durch das Vermögen der Frau für einen steinreic Mann erklärt.

Die Trauung ward vollzogen. Auch Peppi s rathete bald einen lockern Bedienten, sie trieben liederlichste Wirthschaft von der Welt; entwey ten den Namen: bürgerliche Nahru auf das schändlichste; erwarben sich viel G dabey, und endlich kam er ins Zucht- und s lebenslang ins Spinnhaus.

Statt jener heimlichsten Armuth herrschte n im Fliebotnschen Hause die öffentlich Verschwendung. Man hielt sich Equipage, stel die größten Feste an, war bey jedem öffent chen Vergnügen in der Stadt, nur mußte mit Aufwand gemacht werden, denn die klein eingeschränkten Familienfreuden ekelten ihnen a Alles gieng in ihrem Hauswesen drüber und drunte nirgends war Aufsicht, und so lernte denn eins ve andern die Dreustigkeit, die Herrschaft ungesehn bestehlen zu können. Unersättlich war Charlo selbst in der niedrigsten Wollust; sie hatte ein ga zes Heer von Liebhabern, und manches jungen Ma nes Gesundheit gieng in ihrer Umarmung verlohre Der Mann liebte den Trunk, und wälzte sich o beym Zapfen des strömenden Weinfasses. D

Gei

Geist des Rausches drückte täglich ihm die Augen zu, die Greuel der allgemeinen Verwüstung anzusehen. Charlotte hatte einen Sohn und eine Tochter gezeugt, die aber keine Seele für Fliedorns Kinder anerkennen wollte.

Daß bey solchen Anstalten ihr Vermögen bald zu Grunde gehen müsse, ließ sich denken. Der größeste Theil war auch schon verschwendet, als ein Vagabunde sich in diese Familie einschlich, und für einen adlichen und kaiserlichen Officier sich ausgab. Es war ein Mann für Charlotten; keiner noch hatte ihre Lüste, ihre Begierden so befriedigen können. Jeder seiner Winke waren ihr unverbrüchliche Gesetze. Er versprach, mit ihr zu leben; sie auf seine Güter mitzunehmen, und vermochte sie, ihren Mann zu trillen, daß er einige ansehnliche Capitalia aufborgen mußte. Redliche Leute schüttelten den Kopf, und schlugen ihm sein Gesuch ab; die Wucherer hingegen empfiengen ihn mit offnen Armen. Neuntausend Thaler in den schlechtesten Geldsorten lagen nun da. Die Frau Doktorin mußte alle ihre Juwelen und anderweitigen Schmuck zusammennehmen, und es ward eine Flucht beschlossen. Da dachte das naturwidrige Weib selbst nicht einmahl an ihre Kinder; keine Pflicht, kein Vorwurf fiel ihr ein; der schändliche Verführer schwärmte bis gegen Mitternacht in den betäubendsten Lüsten mit ihr — er hatte die Gelder schon auf die Seite geräumt, und ehe der Morgen graute, hatten sie die Stadt verlassen.

Der

Der Mittag kam herauf, ehe der Doktor aus seinem Schlaf erwachte; die Kinder konnten nicht nach ihrer Mutter rufen, denn es war ein ganzes Jahr verlaufen, daß sie sich einander nicht gesehen hatten; die Mägde glaubten, Madam habe sich mit einem zärtlichen Liebhaber noch im Zimmer verschlossen, wie das keine Seltenheit war; und ihnen daher nicht auffiel. Es schlug zwey Uhr des Nachmittags, man wollte zu Tische gehen. Dem Doktor fiel das auf; er klopfte an jedem Zimmer, und erhielt keine Antwort. Er ließ durch den Schlosser die Zimmer öffnen, und fand alles leer; alles, wie es da stand, wie es da lag. rufte ihm zu: „Unglücklicher, die Vögelchen sind ausgeflogen!“ Einige wenige Thaler hatte man ihm gelassen; sie reichten kaum für zwey Tage des gewohnten Aufwandes. In einer Stunde war diese Geschichte die ganze Stadt durchflogen. Es liefen auf den Doktor Wechsel, die verfallen waren. Man drang in ihn, und bestürmte ihn, um, wie man glaubte, von seinem Gelde doch noch etwas zu retten. Er konnte nicht zahlen; kam in Wechselarrest. Von seinem ganzen Vermögen war ihm nur ein Gläschen — Gift übrig geblieben. Die Aussicht in ein elenderes Leben, als es kaum ein Mensch haben konnte, das noch überdem mit allgemeiner Schande gebrandmarkt worden war, flößte ihm den Entschluß ein, Selbstmörder zu werden, und nach dreyen Tagen verschied er im Gefängniß.

Die Kinder wurden die Gegenstände des öffentlichen Mitleids.

Bisweilen pochte unterwegens der schändlichen Frau das Herz; aber ihr Verführer wußte das zu verdrängen. Sie schwärmten Wochenlang umher, und waren jetzt an der Grenze, weil sie im Lande nicht sicher waren. Der viehisch übertriebene Genuß hatte ihr eine schimpfliche Krankheit zugezogen, und sie vermochte es nicht über die Stelle zu gehen, und mußte das Bett hüten. Ihr Verführer schien sehr zärtlich beschäftigt um sie her; Gab vor, er eile zum Doktor, ihr Medicin zu holen. Er brachte auch ein Fläschchen mit; es war das betäubendste Opium. Charlotte lag bald darauf, wie sie die vorgebliche Medicin genommen hatte, wie tod da — der schändliche Mensch nahm das ganze Vermögen, der Groschen dauerte ihn, den er ihr zurücklassen sollte; er flüchtete damit, und Charlotte war nun die unglücklichste Bettlerin.

Wie sie wieder zu sich kam, rufte sie den lasterhaften Bösewicht mit stockender, zärtlicher Stimme. Niemand hörte sie. Die Magd von den Wirthsleuten kam ins Zimmer, und Charlotte erhielt die Nachricht, daß der fremde Herr weggeritten sey. Es wär' ein Bedienter mit zwey Pferden gekommen, sie hätten einen großen, großen Mantelsack aufgeschnallt, und wären im größten Gallop fortgejagt.

Das Weib erschrak. Wie die Magd aus dem Zimmer war, kroch sie mit vieler Mühe aus dem Bette, und alles, alles war weg, alles gestohlen; — von ihrem immer noch beträchtlichen Vermögen

mögen hatte man ihr nur zwey Dukaten übrig gelassen.

Dieser Schreck vermehrte ihre Krankheit. Bald waren nun die zwey Dukaten verzehrt; bald ihre Kleider verkauft, und ein Rock, ein Corset, ein Hemd, war ihre ganze Habe. Sie wurde bey der Obrigkeit angezeigt, und kam ins — Lazareth. Man pflegte sie, so gut man konnte, heilte aus dem Gröbsten ihre gefährliche Krankheit, und entließ sie nach kurzer Zeit aus der öffentlichen Fürsorge. Was sollte sie nun anfangen? Dienste zu nehmen, war sie noch zu schwach, und ihr Körper trug auch noch all die Wahrzeichen von dem unglücklichsten Mißbrauch ihrer Körpers. Schon zwey Tage hatte sie kein Brod. Sie schlich an die Landstraße und bettelte. Es war ein harter Herbsttag; die Luft wehete scharf, und alle Augenblicke regnete es. Neue Fieberschauer bemächtigten sich ihres Körpers; es war, als wenn es ihr letztes wäre; ihr Verstand ward den größten Theil der Zeit wirr; kurz waren die Zeiträume ihrer völligen Besinnungskraft.

Da kam ein Ritter des Weges vorbey, und hörte aus einem Dornengebüsch ein so ängstliches Stöhnen, das ihm gleichsam das Herz zerschnitt. Er stieg ab; fand das elende Weib; sie hatte sich mit ihrem Gesicht in die Erde gegraben. Er rüttelte, er schüttelte sie; sie kam zu sich, wendete sich um, sah ihn mit wilden Blicken an, und fuhr hastig wieder zurück. Sie erkannte in ihm den Legationsrath Meuterling. Auch er erkannte

sie

Ach! die Rache des Lasters ist fürchterlich.

sie endlich, und wäre vor Schrecken fast zur Erde gesunken. Doch faßte er sich bald als Mann wieder, suchte sie zu gewinnen, gab ihr gute Worte, sprach ihr Trost und Unterstützung zu, und sie brüllte gleichsam aus Verzweiflung. Er merkte, daß hier nichts zu machen sey; ritt ins Dorf, empfahl die Unglückliche dem Geistlichen daselbst, und ließ ihm zwanzig Thaler zu ihrer Verpflegung zurück. Der Geistliche schickte zum Richter. Man legte sie auf einen Schubkarren, und fuhr sie ins Dorf. Der Richter nahm sie in seine Scheune auf. Man sah es ihr an, daß sie es nicht lange mehr machen werde. Der Geistliche harrte bey ihr, bis eine Stunde kam, wo sie ihres Verstandes einigermaßen mächtig werden konnte. Er hielt den Pestgeruch standhaft aus, der ihm aus ihrem Körper entgegendampfte; sie kam zu sich, und erzählte mit ausnehmender, nervöser Kürze dem geistlichen Wohlthäter ihr Verbrechenvolles Leben. Heiße Thränen der Verzweiflung tropften einzeln aus ihren sterbenden Augen über die hohlen Wangen, die noch vor wenig Jahren so herrlich glüheten.

Der Geistliche tröstete sie. Sie wieß aber allen Trost von sich, weil ihr Verbrechen größer sey, als daß es ihr vergeben werden könne.

„Mein Loos," schrie sie, indem sich der letzte Herzensstoß zu nahen schien, „mein Loos ist die Verdammniß — Ach die Rache des Lasters ist fürchterlich" — Der Todesschauer schüttelte all ihre Glieder, sie knirschte mit den Zähnen;

nen: „Gott sey meiner armen Seele gnädig,“ stammelte sie, und verschied.

„Gott sey deiner armen Seele gnädig,“ rief der Pastor ihr nach, faltete seine Hände, und blickte mit Jammer auf die Unglückliche. Man begrub sie in aller Stille. Das Geld, das der Legationsrath zurückgelassen hatte, gieng für die Begräbnißkosten kaum zum sechsten Theil auf. Den Rest schickte der Geistliche Charlottens Kindern.

So endete ein Weib, das nie ermüdete, sich unglücklich zu machen. Leserinnen! traut jenen Geschöpfen nicht, die nur von ferne einer Peppi gleichen. Sie schmeicheln euern Leidenschaften, und vergiften euch das Leben. Vielleicht sind schon jetzt sehr, sehr viele Familien durch solche elende Geschöpfe unglücklich geworden.

Staatengeschichte.

Einige Bruchstücke über die Schweitz und ihre Einwohner.

Liebe zur Freyheit, Liebe zum Vaterlande, dieses sind die zwey Muttertugenden, woraus sich der Charakter der Schweitzer bildet. Aus der Liebe zur Freyheit, die so ganz mit ihrer Landesverfassung vereinbaret ist, entstehet ganz natürlicherweise die Liebe zu ihrem Vaterlande. Was man täglich vor sich hat, und stündlich genießt, wird einem am Ende gleichgiltiger und man leget alsdann diesen Gegenständen den schuldigen Werth nicht allemahl bey; entfernen uns Zeit und Umstände aber von denselben, müssen wir sie entbehren, und lehrt uns unsre dermahlige Situation, eine Vergleichung anzustellen, dann wird das erloschene Gefühl mit einemmahl wieder aufgefrischt, und eine heiße Sehnsucht füllt die ganze Seele. Daraus habe ich mir einzig die Quelle jener Sehnsucht der Schweitzer erklärt, worüber einfältige Menschen spotten, und den Stoff gerechter Wehmuth zum Gegenstande ihrer Satyre machen. Wer einige Wochen hier zu Lande von den Seinen wegreiset, vorausgesetzt, daß er sie redlich und

mit Zärtlichkeit liebt, der pflegt sich wohl an-
dern Orts eine kurze Zeit zu divertiren; bald-
aber wird er es überdrüßig, und seufzet nach sei-
nem häuslichen Glück, wenn ihm auch allem An-
schein nach nichts abgehet, wenn er auch alle Ge-
mächlichkeit genösse. Und wir wollen es dem bie-
dern Schweitzer verargen? der, er lebe wo er
wolle, so gut er immer nur wolle, nirgends das
trifft, was ihm theils die Natur, theils auch
die übrige Einrichtung seines Vaterlandes schenkt,
wo der Mensch als Mensch in seinen Ver-
hältnissen bleiben, seine Brust frey, offen
und heiter athmen darf, und jene Lasten ihr
drückendes Joch dem Bürger nicht auflegen dür-
fen, worunter so manche andre Völker schmach-
ten, und denen dieses nun zur Gewohnheit wor-
den ist. Alles Fremde täuscht; und nichts läßt
sich vom Flitterstaat eher hinreißen, als echte
Einfalt des Herzens. Das Auge staunt; aber
bald, sehr bald kehrt die ruhige Betrachtung zu-
rück, mißt die Verhältnisse, und sein Vaterland
bleibt ihm das liebste. Da dem Schweitzer das
Vaterland das einzige Liebe in der Welt ist, da es
seine Seele mit so einzigen Empfindungen um-
faßt, wovon wenige Völker im Ganzen genom-
men ein gleiches Gefühl haben, so nimmt es
ihn hart mit, wenn er es dann noch missen soll,
sobald ihn seine innige Sehnsucht ergriffen hat.
Man sah Schweitzer in andern Gegenden verwel-
ken wie die Blumen, die auf sandichtem Boden
stehen, wenn sie zuvor fruchtbareres Erdreich ge-
wohnt waren. Man hat Beyspiele, daß diese

Krank-

Krankheit für tödlich erkannt wurde. Es bedarf oft nur der Erinnerung eines Gegenstandes, und ihre Sehnsucht ist schnell erweckt. Der leider zu früh verstorbene *) Hirschfeld pflichtet denen bey, die diese Erscheinung in dem Charakter des Schweitzers der Beschaffenheit der Luft des dasigen Landes zuschreiben. „Die Schweitzer, (dieses sind seine eigenen Worte) bewohnen den obersten Gipfel von unserm Welttheil, und athmen daher eine reine, dünne, subtile Luft, die sie selbst auch durch die Landspeisen und Getränke, welche eben dieselbe Luft enthalten, in sich essen und trinken. Ihre Leiber werden also gewohnt, nicht stark gedrückt zu werden; kommen sie in andere niedrige Länder, so stehet über sie eine höhere Luft, welche ihre schwere Druckkraft auf ihre Leiber um so viel leichter ausübet, weil die innere Luft, die sie mit sich gebracht, wegen ihrer gröbern Dünnung nicht genug widerstehen kann. Dadurch wird der Lauf des Geblüts und der Geister gehemmt, jenes gegen das Herz, diese aber gegen das Hirn zurückgehalten, und der Kreislauf aller Säfte gemächer zu gehen, veranlasset. Wer dieses leidet, und nicht genugsame Kräfte hat, solcher Gewalt zu widerstehen, der spüret eine Bangigkeit des Herzens, schläft we-

*) Sollten ihn nicht wenigstens geschmackvolle Leserinnen aus den schönen Schriften, die aus seiner Feder geflossen sind, z. B. aus seinem Landleben; aus seiner Wochenschrift: der Winter kennen?

nig und unruhig, seufzet, nimmt ab an Kräften, verrichtet seine Geschäfte ohne Lust und Ordnung, und bekömmt daher ganz natürlich ein sehnliches Verlangen, in sein Vaterland zurückzukehren. Soldaten, die halb tod gewesen, sind auf ihrer Heimreise ganz gesund worden; einigen hat man dadurch Gesundheit und Munterkeit wieder gegeben, daß man ihnen den Abschied versprochen hat.“ —

Die Schweiz ist ein gesundes Land, und Mutter Natur rüstet ihre Kinder mit grossen körperlichen Vorzügen aus. Man will fürchten, daß sie jetzo anfangen allzusehr abzuarten, weil sie dem Luxus, dem sie ehedem Thor und Riegel versperrten, nun doch Eingang verstatten. Ehedem waren Greise von hundert Jahren daselbst keine Seltenheit; auch jetzt findet man noch Personen von sehr hohem Alter, wenn auch nicht so häufig, wie sonst, die die Lebhaftigkeit der jüngsten Männer noch besitzen. Daß jede Lebensart ihren eigenen Einfluß auf den menschlichen Körper hat, ist ein bekannter Satz. Diejenigen Schweitzer, die nur von Milch leben, und keinen Wein trinken, werden meistentheils viel größer, schöner, und nach dem äußerlichen Ansehen wenigstens auch stärker, als die in den Weingegenden. Ueberhaupt ist der Schweitzer von starker Leibesconstitution, und blühendem gesunden Ansehen; das weibliche Geschlecht ist zum größten Theil nur mittelmäßig groß. Schwarze Haare und Augen sind ihre allgemeine Zierde; eine frische braune

Farbe

Farbe deckt ihre Haut; die platten Gegenden machen doch davon eine Ausnahme. — Die Landleute kleiden sich niedlich und mit Reinlichkeit. Mädchen und Weiber tragen sich gleich, und haben nur einerley Wahl von Farbe und Schnitt ihrer Kleidungsstücke. Ihr Putz ist ein blauer Rock, ein rothes, festgeschnürtes Mieder, schöne Ermel von weißer Leinwand, die am Hemde befestigt sind, und den braunen Arm kleiden brennend schwarze Haare, die geflochten über den Rücken im schönsten Wellwuchs, und weit über die Mitte des Körpers herabhängen, und ein kleiner weißer strohener Schäferhut, mit einem rothen Bande geschmückt, der den bloßen Kopf bedeckt, das ist ihr schöner Staat, der in Verbindung mit ihrem fröhlichen und freundschaftlichen Wesen den unbefangenen Beobachter gleichsam in jene idealische Schäferwelt hinüberzaubert.

Die meisten Einwohner des Walliserlandes machen eine Ausnahme von den übrigen Schweizern. Sie haben Kröpfe, wovon das leimichte, sandichte und schwere Wasser die vorzüglichste Ursache seyn mag. Jeder Canton unterscheidet sich beynahe von den übrigen durch seine eigene Sprache. In den Gegenden nach Italien, wird ein schlechtes Italienisch, auch etwas Lateinisch geredet; in andern, spricht man ein gemeines Französisches; im Neuschateller Gebiete und einigen andern, spricht man gut Französisch, so wie in den meisten Städten. Hauptsächlich ist die Deutsche Sprache gebräuchlich; allein der

Dialekt weicht so sehr ab, woran auch hauptsächlich die rauhen Sprachorgane schuld seyn mögen, daß es wohl Jahre braucht, ehe sie ein Deutscher vollkommen gut verstehen kann. Man bequemt sich auch nicht zu einer bessern Aussprache, und liebt allzusehr das Vorurtheil des Alterthums.

Im Landbau zeigt der Schweitzer eine vorzügliche Geschicklichkeit, und kein Theil Europens wird sich in Hinsicht dessen mit ihm messen können. Die Nothwendigkeit war ihre Lehrerin, und sie trotzten durch ihren Fleiß gleichsam der Natur, wo sie von ihr stiefmütterlich behandelt worden waren, denn der Boden ist ziemlich allgemein kiesicht. Sie mußten daher oft den obersten Boden der Erde abdecken, und so lange graben, bis sie eine gute Erde gefunden hatten. Noch sind sie unermüdet, noch immer emsig, und kein Flecken des Landes liegt wüste, selbst die obersten Spizzen der Berge haben sie anzubauen und fruchtbar zu machen gesucht. Hirschfeld war entzückt, wenn er in die wüstesten Gegenden zu kommen glaubte, oder auf Bergen und tiefen Einöden, verschanzt mit dunkeln Tannen, wandelte, wo man sich gewiß überreden sollte, daß da keine Spur des Menschen mehr zu finden sey, und sich auf einmal ein weites Paradies eröfnete, Reihen von den blühendsten Dörfern, mit den fruchtbarsten Feldern und Thälern dastanden, und in ihnen eine Menge glücklicher Landleute lebten, die sich gleichsam von der Welt getrennt zu haben schienen,

um nur für sich, für ihre Heerden und Aecker zu leben. Ihre Wiesen werden drey- bis viermahl gemähet, wozu schon in den ersten Tagen des Mayes der Anfang gemacht wird. Mit diesen Vorzügen sind auch zugleich die Vorzüge ihres Hornviehes verbunden. Daher ist denn auch ganz natürlich die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Landleute. Unter den Alpen giebt es verschiedene, die sich weit, sehr weit ausdehnen, und worauf sie ihre Heerden zu vielen Tausenden treiben. Anfangs des Herbstes kehren sie erst wieder von solchen zurück. Man vertraut das Vieh gewissen Hirten an, die man Sennen nennt. Diese Leute tragen einen rauhen Kittel, und haben um ihre bloßen Füße Holzschuhe gebunden, die mit zwey ledernen Riemen befestiget sind. Ein solcher Hirt oder Senn hat immer eine Heerde von einigen vierzig Stücken Rindvieh. Entweder er liefert dem Eigenthumsherrn für die von ihnen erworbene Butter oder Käse, den Betrag an Gelde, oder ist mit ihm um einen gewissen Zins eins geworden. Diese Hirten verrichten ihre Arbeit selbst, und haben keine Weiber bey sich. Es ist ein das Herz erfreuender Anblick, wenn diese Leute mit ihren Heerden unter dem angenehmen Geton der kleinen Glöckchen und unter ländlichem Frohlocken im Herbst von den Gebirgen herabkommen, und den Segen des Sommers in die Dörfer zurückbringen. Da eilen ihnen dann die Ihrigen jauchzend entgegen, und alles stimmt sich nur zu einem Gefühl, zu einer Freude, zu einem Festtag.

J. G. Lichtenstein sc. 1795.

Naturgeschichte.

Ueber die Krabben und Krebse.

Da wir gewohnt sind, unsere Augen vorzüglich auf diejenigen Gegenstände zu richten, die uns zunächst umgeben, so wollen wir auch hier zuerst den gemeinen und allbekannten Flußkrebs für unsre Betrachtung wählen. Er gehört zu den seltsamsten und sonderbarsten Geschöpfen. Der vortreffliche Unzer (s. d. Arzt. 132. St.) hat seine Eigenschaften auf eine sehr originelle Art zusammengestellt, und wir machen es uns zur Pflicht seine Charakteristik unsern Leserinnen mitzutheilen. „Ein Thier, sagt er, dessen Haut ein Stein ist, welchen es jährlich abwirft, und sich einen neuen Panzer zulegt; ein Thier, dessen Fleisch im Schwanze und in den Füssen, und dessen Haare inwendig in der Brust sitzen; das seinen Magen im Kopfe hat, und jährlich einen neuen bekommt; dessen erste Verrichtung darin besteht, den alten zu verdauen; das seine Eyer, wenn sie noch unbefruchtet sind, inwendig im Leibe, nach der Befruchtung aber auswendig unter dem Schwanze trägt; das zuweilen ein paar Steine im Magen bey sich führt, die darinnen festwachsen, und wovon es

eine

eine Zeit lang zehrt, bis sie wieder aufgezehrt sind; ein Thier endlich, das sich seine Beine, wenn sie ihm zu beschwerlich fallen, selbst absprengt, und vom neuem wieder wachsen läßt, und seine Augen auf beweglichen Stangen trägt: ein solches Thier ist unstreitig das seltsamste Thier des Erdbodens." Wir wollen es nun einzeler zergliedern. Seine Kinnladen sind hornartig, sechs fadenförmige Freßspitzen liegen daneben, die Lippe ist dreyfach und häutricht, unter den Augen hat es vier Fühlhörner, aber nur zwey bewegliche auf kleinen Stielen ruhende Augen. Zu seinen vier Füßen gab ihm die Natur noch zwey Scheeren, die bey manchen größer sind, als der Kopf und Rumpf zusammengenommen, und ihm dazu dienen, seine Nahrung aus der Ferne angreifen, und in das Maul, das ihm an der Brust sitzt, hineinstecken zu können; auch bedient er sich ihrer als Waffen, weil sie das einzige sind, was er zu seiner Vertheidigung an seinem Körper brauchen kann. Eine harte, kalkichte Schale deckt seinen Körper; diese muß ihm aber allerdings beschwerlich seyn, und er würde sich nicht vom Flecke bringen können, wenn ihm nicht die Natur, die alles so weise und vorsichtig anordnet, mit einem beweglichen Schwanz versehen hätte, mit dem er allerley Bewegungen macht; daher ist der Schwanz in Glieder abgetheilt, und fleischicht; er kann sogar unter den Leib zurückgezogen werden, und hat am Rande noch eigene kurze Füße, die zum Schwimmen und Tragen der Eyer helfen müssen. In der Zahl der kleinen

Schwim-

Schwimmfüße unten am Schwanz; kann man die Geschlechter unterscheiden. Das Männchen hat nur drey, das Weibchen fünf Paar. Das Weibchen ist unten am Schwanz, wo das Männchen zwey doppelt gegen einander stehende Zacken hat, ganz glatt. Den Stoff der Fortpflanzung trägt das Männchen in der Form eines langen Zwirnfadens bey sich, der, wenn er gesotten worden ist, weiß aussiehet. Zur Zeit des Herbstes beginnt ihre Begattung. Wird das Weibchen zu dieser Periode gesotten, so hat es rothe Klumpen im Leibe. Diese Brüten verlieren sich nach und nach inwendig, und es kommen auswendig unter dem Schwanze, wo die Krebsmutter viele Häserchen hat, runde Eyer zum Vorschein, die wie Hanfkörner aussehen. Die ersten findet man im December, und zu dieser Zeit vermehren sie sich dann zu hunderten. Gewiß aber ist es noch nicht ganz, ob sie von der Mutter so lange getragen werden, bis die jungen Krebse ausschlüpfen, oder ob sie die ausgetragenen Eyer endlich vom Schwanz in das Wasser am Ufer, an die Häserchen der Baumwurzeln fallen läßt, weil man auch an den Krebsmüttern unter den Eyern ganze Krebse in der Größe einer Roßameise gefunden hat. Wenn das Mamachen ihre Kleinen entwöhnet, und sie nun von ihrem Schwanze entfernt hat, so bleibt sie doch immer in ihrer Nähe. Das Schwimmen wird ihren Kinderchen am schwersten, sie versuchen es mit größter Schüchternheit, und so bald sie nur im mindesten Gefahr spüren, verbergen sie sich wieder unter ihre

Mut-

Mutter. Ueberhaupt machen diese Geschöpfe auch darinnen eine Ausnahme von vielen andern Thieren, daß die Liebe zu ihren Kindern, sowohl bey dem Vater, als bey der Mutter nie abstirbt. Auch die jungen Krebse führen schon ihre Schaale. Bey den Krebsen ist die Vielweiberey erlaubt, und sie können eben so oft mit ihren Weibern ändern, als mit ihren Magen, was sich unsere Schmarotzer wünschen, und diese Rolle von ihnen übernehmen würden. Es ist erstaunend, wie groß die Fruchtbarkeit dieser Geschöpfe ist. Herr Baster hat unter dem Schwanz eines Hummers 12444 Eyer gezählt; Herr Harmers in Coppenhagen fand in einer Krabbe über eine Million Eyer, und der große Leuwenhoeck behauptet, daß von einem Paar Krebsen jährlich an zwey Millionen Eyer kommen. Daher entsteht billig die Frage: wie kömmts, daß es bey der erstaunenden Menge von Eyern, doch so wenig Krebse giebt? Die Antwort ertheilen die raublustigen Fische, denen sie zur Beute werden. Ich habe schon erwähnt, daß der Krebs sich nicht bloß an einem Weibchen begnügt. Geräth einer dem andern einmahl ins Gehege, oder will ihm sein Liebchen abspenstig machen, so entstehet ein hartnäckiges Gefecht, wobey gar oft Arm und Bein im Stiche bleibt. — Man will behaupten, daß die Krebse besondere Familien und Stämme unter sich, und einen bestimmten Ort ihres Aufenthalts haben sollen; kein Stamm von ihnen soll in einiger Verbindung mit dem andern stehen. So hat man schon die Schaale eines Krebses gezeichnet, der

ihn

ihn einige Meilen weggebracht, ihn unter andre Krebse versetzt; allein er hat den Weg in sein ehemaliges Plätzchen wieder zurückgefunden, und ist am nehmlichen Orte gefangen worden, wo man ihn zum erstenmahl getroffen hatte.

Eine der auffallendsten Erscheinungen der Natur ist das Wiederwachsen verlohrner Glieder bey diesen Geschöpfen. Sie haben das Vermögen, ihre Fühlhörner, Scheeren und Füsse auf das schnellste wieder zu ergänzen. Man versuche es, lege eine Seekrabbe, einen Krebs, auf den Rükken, zerquetsche ihm mit einer Zange das dritte oder vierte Gelenke eines Beines. Gleich nach der Verwundung wird der Krebs anfangen zu bluten, und der Schmerz zwingt ihn mit dem Bein hin und her zu zucken. Bald darauf hält er es aber gerade, ohne es mit irgend einem Theile seines Leibes zu berühren. Mit einemmal springt alsdann der zerquetschte Theil des Beins mit einer ziemlichen Schnellkraft am zweyten Gelenke vom Körper ab. Im vierten Glied gehet das Wiederwachsen am besten von statten, aber nicht im ersten, zweyten oder dritten. Der wiedergewachsene Theil ist dem abgenommenen sehr ähnlich, wenn er auch anfangs etwas kürzer ist. Im Sommer erstattet sich dieses Thier seinen Verlust am leichtesten, weil es zu dieser Zeit bey mehrerer Nahrung bessere Lebenskräfte hat. Es war wirklich Nothwendigkeit, daß die Natur diese Geschöpfe mit diesem Vermögen versah. Sie sind feindliche, hastige Thiere, gerathen leicht

an einander, und in ihrer Wuth lassen sie sehr oft diese ihre Glieder zurück. Was für Krüppel würde man nicht unter ihnen haben. Sie sind auch wirklich so dumm, daß sie ihre eigene Scheere zerbrechen, wenn man ihnen die eine in die andere drückt, ohne daß sie es wissen, daß sie sich selbst diesen Schaden zufügen. Eine [illegible] nicht minder merkwürdige Erscheinung ist das jährliche Abwerfen ihrer Schaale. Dieses sogenannte Mausern, das mit der Häutung der Raupen viel Aehnlichkeit hat, geschiehet bey dem männlichen Geschlecht im May, bey dem weiblichen aber im Herbst, doch selten noch nach dem September. Gleich den Raupen unterziehen sie sich einige Tage vor der einer strengen Fasten, es sey nun, daß sie sich entweder krank fühlen, weil wohl eine große Veränderung bey dieser Gelegenheit in ihrem Körper vorgehen mag, oder daß sie glauben, sie erleichtern sich das Abhäuten, indem sich durch den Hunger ihre körperliche Verfassung in etwas zusammenziehen könnte. Zu eben dieser Zeit legen sie auch, wie schon erwähnt worden, ihren alten Magen ab. Dieser gehet mit den Gedärmen fort, und die äußerlichen Häute dieser Eingeweide folgen nach. Der neue Magen verzehret sie nach und nach, und der Krebs schint, während der Mauserzeit, von dem Instrumente zu leben, womit er vorhin seine Speisen verdauet hat. Zu gleicher Zeit findet man bey ihnen alsdann die sogenannten Krebssteine (Krebsaugen). Diese Steine bestehen aus einer kalkartigen Materie, wenn der alte Magen

zu Grunde gehet, und sind in dem neuen eingewickelt, worinnen sie nach und nach kleiner werden, und endlich wieder verschwinden. Einige haben diese Krebsaugen für eine Krankheit dieser Thiere in dieser merkwürdigen Epoche gehalten; andere halten sie für eine Arzeney, deren sich der Krebs während seiner Magenkrankheit bedient; eine dritte Classe glaubt, daß sie ihnen eine Nahrung in ihrer langen Fastenzeit sey. Während der Mauserzeit werden sie am liebsten gespeiset. Kaum sind sie tod, so entwickelt sich schon ihre Fäulniß, daher mag wohl der Gebrauch entstanden seyn, daß man den Krebs noch lebendig siedet. — Daß man des Krebses sich auch bedienen kann, Kaninchen damit zu fangen, zeigt Herbst in seinem Werk von den Krabben und Krebsen an. Man läßt nehmlich den Krebs in das Loch hinein, wo das Kaninchen sich aufhält, und zieht ein Netz davor. Der Krebs stellt zwar sehr langsam seine Jagd an, erreicht aber doch seinen Zweck; er kriecht bis an das Ende des Lochs, kneipt das Kaninchen, und bleibt daran hängen, da denn das Thier mit dem Krebse davon läuft, und sich im Netze fängt. — Daß die Krebsaugen ihren medicinischen Nutzen haben, und eine Hausarzeney geworden sey, ist eine bekannte Sache. Einigen Personen sind die Krebse schädlich, und man thut besser, man versagt sie dem lüsternen Gaumen, als daß man hinterher dafür leiden muß. Denjenigen, die viel Säure haben, muß das Laugenhafte des Krebses nützlich seyn; so auch hektischen und ausgezehrten

Personen, wenn sie noch gute Verdauungskräfte haben; besonders sind ihnen die sogenannten Krebssuppen, die von einer Krebsgallerte gekocht werden, und wovon wir in einem der folgenden Artikel das Recept mittheilen wollen, dienlich, und geben Nahrung und Kräfte. Das ist eine andre Art von Kirchsen — ist ein gemeines teutsches Sprichwort, und daß es sogar eine recht schöne grasgrüne Art giebt, die selbst ihre angenehme Farbe im Tode noch behält, davon können sich unsre Leserinnen durch nebenstehende Abbildung überzeugen. Diese Gattung wird vorzüglich in der Nordsee gefunden, und führt den Namen nach ihrem Kleidchen, das ihr Mutter Natur gab.

2.

Wir senden eine der vorzüglicheren Arten der Papageyen voraus, die vermuthlich viele von unsern Leserinnen vor einigen Jahren in ihrer natürlichen Gestalt gesehen haben. Dieser schöne Vogel fliegt voran, und versichert, daß das nächste Taschenbuch einen vollständigeren Aufsatz über sein ganzes Geschlecht liefern werde, die man nicht in einzelne Bruchstücke habe zertheilen wollen. Wie dieser bunte Vorredner sich nenne, mag bis dahin ein Räthsel bleiben; vielleicht lösen es diejenigen ohne unsern Aufschluß, die ihn vor kurzer Zeit beobachten konnten.

Wirthſchaftliches Vademecum.

1) Wie probiert man die Farben der Tücher und Zeuge, ob ſie ächt ſind oder verſchießen?

In dem Leipziger Taſchenbuch für Frauenzimmer (ſ. 1793. S. 233.) ſtehet eine weitläuftige Abhandlung, wie man die meiſten Flecke aus den verſchiednen Zeugen, welcher Art ſie ſeyn mögen, am unmerklichſten herausbringen könne. Um jenen Aufſatz zu vervollſtändigen, zeigen wir hier, wie die Feſtigkeit und Dauer der Farbe am beſten unterſucht werden kann. Es giebt eine natürliche und eine künſtliche Probe. Die erſtere ſetzt den zu prüfenden Gegenſtand der Luft, der Sonne, dem Regen aus. Da dergleichen Verſuche aber viel Zeit brauchen, ſo hat die Kunſt weit kürzere Mittel erfunden; denn in jenem Fall bedarf es öfters neun bis eilf Tage, ehe man ſich von der Aechtheit der Farbe überzeugen kann. Die Kunſt ſuchte alſo einige ſcharfe Ingredienzien auf, die, wenn die Probe darinnen gekocht wird, die Feſtigkeit der Farbe anzeigen können. Allein die Natur ihrer Farben verlangt eine mannichfaltige Behandlung, und ſie können nicht auf einerley Art unterſucht werden. Dieſe Farbenprobe theilt ſich in drey Claſ-

sen. Die erste Classe ist die Alaunprobe, die man bey folgenden Farben anstellt, als bey: Carmoisin, Scharlach, Leibfarbe, Violett, Ponceau, Pfirsichblüth, und den verschiedenen Gattungen von Blau, und all den damit verwandten Farben. Man verfährt damit also: Man kocht ein halbes Loth Alaun mit einem Nösel Wasser in einem irdenen Topf, und thut das zur Probe bestimmte Zeug darein. Dies darf aber nur fünf Minuten mitkochen, und wird dann in reinem Wasser ausgewaschen. — — Alle Arten von Gelb, Grün, Grapproth, Zimtbraun und ähnliche Farben, werden folgendermaßen probiert: Man kocht zwey Quentchen geschabte Seife in einem Nösel Wasser, und läßt ein Stückchen der gefärbten Waare fünf Minuten darinnen aufwallen. So nimmt man drittens den Weinstein, den man aber recht klar zerstoßen muß, zur Untersuchung aller Farben, die ins Falbe fallen, und verfährt ebenfalls nach der oben beschriebenen Methode.

2) Wasser und Wachs in einigen Minuten zu vereinigen, daß es eine Masse wird, die zum Bohnen außerordentlich dienlich ist. Ein und ein halb Loth weißes Wachs mit zwey Seth Wasser lasse man anfangs kochen, thue eine Erbse groß calcinirte Potasche, (Weinsteinsalz verrichtet es auch) dazu, rühre und schüttele es gut um, so wird die Vereinigung geschehen, und man kann das Ganze

noch

noch einige Minuten aufwallen lassen." Lange aber muß es überhaupt nicht kochen. Die Masse bleibt immer vermischt, wie Butter. In einer gläsernen Phiole ist es am besten zu traktiren.

3) Gold und Silber aus alten Tressen zu scheiden. Gewöhnlich brennt man es aus. Folgende Scheidungsart scheint weniger umständlich, und doch eben so wohlfeil. Man schüttet in einen Topf vier Loth Potasche, acht Loth ungelöschten Kalk, und dazu ein Maaß Wasser, läßt dieses eine kurze Zeit kochen, und dann bis zur Erkühlung stehen. Sodann seigt man es durch ein leinenes Tuch in einen andern Topf über. In dieser überaus scharfen Lauge kochet man nun die alten Tressen eine kleine Weile, alle übersponnene Fäden werden sehr bald aufgelöst seyn, und das Gold und Silber rein übrig bleiben, was man alsdann mit reinem Wasser auswaschen kann.

4) Der Essig darf nicht in irdenen, verglasurten Töpfen aufbewahrt werden, denn er verliert seine Säure, und wird süßlicht, und das aus folgender Ursache: Die eingezogenen Glasurtheile, welche nichts anders, als die bleyichten, kupfrichten Theile der Glette sind, zu deren Auflösung der Essig am geschicktesten wird, haben den Essig verändert; will man ihn nicht in steinernen oder hölzernen Gefäßen aufbewahren, so muß man sich der Gefäße von Steingut bedienen, die ohne metallische Glasur sich selbst glasuret haben.

5) Mittel wider den Rost. Den Rost vom polirten Stahl oder Eisen abzuhalten, dazu dient folgende Vorschrift. Man nehme Ochsenklauenfett, und reibe es so lange in einem bleyernen Mörser, bis es zu einer grünlichen Salbe wird. Damit bestreiche man das Eisen oder Stahl, an welches sich eine dünne Haut ansetzt, die den Rost abhält. — Auch soll ausgekochtes Hirschmark und das Fett von jedem Fische wider den Rost ſtreiten. Fälschlich glaubt man, daß man mit dem Baumöl etwas dagegen ausrichte; man giebt gegentheils dem Roste Nahrung, denn das Oel führet Salz bey sich, und dieses ist die Ursache des Rostes. Gießt man aber in das Baumöl drey- bis viermahl geschmolzenes Bley, daß es sich darinnen abkühle; man kann auch ein Stück Bley beständig darinnen liegen lassen; so verliert das Oel die dem Eisen nachtheilige Schärfe. Wenigstens ist dieses ein Kunststückchen derjenigen Kaufleute, die mit feinen Galanteriewaaren handeln. Ein ganz vorzügliches Mittel wider den Rost ist auch, wenn man Weinsteinöl und Bernsteinöl, von jedem gleichviel nimmt, beydes wohl vermischt, und auf die Rostflecke streicht, sodann aber die bestrichenen Flecke mit einem glatten Lindenholz stark abreibt. Auch ist das Pulver von gebrannten Schaafsknochen ersprießlich, was ebenfalls das beste Polirmittel des Goldes, Silbers, Messings, und Kupfers ist. Dieses Pulver wird so verfertiget: Die Schafsknochen werden in einem wohlverwachten Topfe bey der stärksten Gluth in einem

Töpfer-

Töpfer- oder Ziegelofen, bis sie ganz weiß sind, gebrennt; dann in einem Mörser gestoßen, und durch ein Haarsieb getrieben, alsbald auf einem Reibestein mit Wasser gerieben, und dann wieder getrocknet. Zur Reinigung des polirten Stahls nimmt man erst Brandwein, und reibt den Rest hinweg, dann bedient man sich dieses Pulvers.

6) Verwahrungsmittel wider die Feuchtigkeit getünchter Wände. Unsere guten Alten ließen die Wände erst ganz rein austrocknen, ehe sie ein neugebautes Haus bezogen; denn sie wußten, daß dergleichen Feuchtigkeit dem Körper äußerst nachtheilig seyn mußte. Jetzt kehrt man sich nicht daran; kaum, daß die zweyte Etage errichtet wird, bezieht man schon die erste. Die Feuchtigkeit neuer Mauern zerstört nicht nur die Gesundheit, sie verdirbt auch alle Meublen, die man ihr zu nahe bringt; oft ist schon in einer Jahresfrist die festeste Tapete zerfressen worden. Folgendes Verfahren thut diesem Uebel gewiß den zuverläßigsten Einhalt. Man überstreiche mit abgekochtem Nußöl die neuen Wände zwey- bis dreymahl, doch muß man jedesmahl drey Tage lang innehalten, ehe man wieder damit fortfährt, auf daß jedesmahl die erste Lage trocken werde. Der Anstrich dieses siedenden Oels dringt in die Zwischenräume der Mauern so tief und fest ein, daß die schädliche Feuchtigkeit zurückweichen muß, und ferner nicht ausdampfen kann.

7) Mittel, wie man den Flachs versteinern kann. Der menschliche Fleiß

kann durch die Kunst auch bey dem Flachs dasjenige Ziel erreichen, was die Natur andern Gegenden, als freywilliges Geschenk, gab. In manchen Gegenden ist man auf eine sonderbare Methode gefallen, den Flachs zu verbessern, die ziemlich schmutzig ist. Man nimmt nehmlich den Flachs, breitet ihn auf einer Tafel aus, legt den dünnen Mist von säugenden Kälbern schichtweise darüber, beschwert solchen vier und zwanzig Stunden mit einer Last, wäscht ihn und trocknet ihn dann wieder. Viel reinlicher ist folgende Verfahrungsart, die wir aus jenen Gegenden erfahren haben, wo die Kunst in der Cultur des Flachses große Fortschritte gemacht hat. Man nimmt eine Tonne, deren Größe von dem Vorrath des Flachses bestimmt wird; darein legt man auf den Boden einige Hölzer, über dieselben eine Lage steifes und schieres Rockstroh; darüber breitet man ein Tuch, und legt den schon bereits einmahl gehechelten Flachs darauf, doch nur fingerdick und so, daß man jede Strene oder Riste dünne von einander zieht, ohne den Flachs zu verwirren. Ueber diese Lage wird wieder ein Tuch gebreitet, darüber Daumendick starkes Stroh, über dieses Stroh wieder ein Tuch, und alsdann eben so viel reine, gute, büchene Asche gelegt. Ueber diese Asche breitet man noch ein Tuch, auf dasselbe eine neue Lage von Flachs, über den Flachs wieder Stroh und Asche mit zwischengelegten Tüchern, wie in der vorigen Lage, und das so fort, bis die Tonne voll ist. Oben auf wird ein doppeltes grobes Tuch gebreitet, und einer gu-

ten

ten Hand dick mit Asche belegt. Ist man damit fertig, so gießt man zwölf Stunden lang, jede Stunde frisches Wasser auf, und zapfet dasselbe unten ab; gießt dieses abgezapfte immer wieder auf, woraus denn endlich eine sehr scharfe Lauge wird. Bey dem Wasser ist zu merken, daß man es erst ganz laulicht aufgießt, nach und nach es heißer werden lassen, und bey den letzten Dreymahlen es ganz kochend übergießen muß. Nach zwölf Abgießen, zapft man es nicht mehr ab, sondern läßt den Flachs zwölf Stunden in dieser Lauge stehen, und bringt ihn alsdann in der Tonne an ein fließendes Wasser. Hier muß nun jede Strene sorgfältig ausgewaschen, auf einem platten Stein, wie leinen Zeug, mit einem breiten Holz geschlagen, wieder ausgespült und ausgedrückt werden. Letztlich zieht man sie durch eine Lauge von schwarzer Seife, auch kann allenfalls diese letzte Procedur wegbleiben. Die vornehmste Sorgfalt erfordert aber das Trocknen. Nicht an der Sonne, nicht in einem streifenden Zugwinde, oder in warmen Stuben, sondern im Schatten und in stiller Luft geräth es am besten. Man hängt den Flachs auf Leinen, kehrt ihn einigemahl um, bis er nach einigen Tagen trocken ist. Alsdann muß er wieder zusammengedrehet und auf einem platten Stein mit einem hölzernen Hammer, der eine gute glatte Bahn hat, wohl geschlagen, und so fein man will, von neuem gehechelt werden. Durch die Lauge ist der sprödemachende Gummi aufgelöset und weggeschafft, die Fasern theilbarer, und dadurch, wie ganz

natürlich der Flachs feiner geworden. Das Werg von diesem Flachs kann, wenn es kartätschet worden, wie Baumwolle verspennen werden.

8) Auf folgende Weise richtet man eine gute, nahrhafte, und besonders hektischen und schwindsüchtigen Personen unschädliche Krebssuppe zu; nur muß die Verdauungskraft dieser Kranken nicht schwach seyn; denn es ist bekannt, daß solche Leute, welche bis aufs Blut ausgezehrt, und so schwach sind, daß sie ein Wind umwehen kann, zuweilen dennoch die stärksten Verdauungskräfte haben. Die Gallerte zu dieser Suppe wird, wie folget, zubereitet: Man nimmt 30 Krebse und 30 Schnecken, säubert sie, als wenn sie gespeiset werden sollten, zerstößet sie klein, und setzt sie hernach mit einem Loth frischer Butter auf ein gelindes Feuer. Ist dieses geschehen, so thut man zween gesäuberte und kleingehackte Kälberfüße und acht Pfund Brunnenwasser hinzu, und läßt es zusammen so lange kochen, bis nur noch ein Pfund Brühe nachbleibt. Alsdann wirft man ein halbes Quentchen gestoßner Muskatenblumen und eine Handvoll Körbelkraut hinein, läßt es nochmahls aufsieden, und preßt es durch eine starke Leinewand. Man setzt es dann in den Keller, daß es wie eine Gallert gerinne. Von dieser Gallert kann denn ein solcher Kranker Morgens, Mittags und nach dem Abendessen jedesmahl zwey Löffel voll in etwa sechs Löffel angesalzener Hühnerbrühe aufgelöset trinken, und wenn er es haben kann, einige Wochen damit fortfahren.

Der

Der ökonomiſchen Hefte Neuntes.

Fortſetzung vom ländlichen Gartenbau.

Siehe da, wie lüſtern meine liebe Emilie iſt! Eben da ich mir etwas rechts darauf einbilde, in der ſchönſten Reyhe, meine, wie ich mir ausbitten will, hochgelahrten ökonomiſchen Abhandlungen fortzuſetzen, kömmt ihr die Luſt an, mich von meinen Lieblingsgegenſtänden abzubringen, und verlangt von mir ſtatt der lieben Hausmannskoſt, die Erziehung verſchiedener Früchte, die man zu unſern Delikateſſen zählt. Damit mir nun der Sprung mit einemmahl nicht zu ſchwer werde, und da ich deine Wünſche doch auch gern erfüllen möchte, weil man den Kindern den Willen thun muß, wenn ſie folgen ſollen, ſo will ich dasmahl die Erdbeeren wählen. Von dieſem angenehmen Gewächs giebt es mehrere Sorten: der Stamm, aus dem die übrigen Familien alle entſproſſen ſind, iſt die gemeine, wilde Erdbeere. Sie trägt kleine tiefgezackte, runde Blätter, und eine eyförmige, vorn zugeſpitzte kleine Frucht. Dieſer ähnlicht die Knackbeere am mehrſten. Sie trägt zwar weißliche Beere, die ſüßer, aber nicht ſo weinhaft, wie jene ſchmecken. Eine zweyte Art iſt die Monatserdbeere,

die

die aus der Schweiz ihre Ursprung zählt, und im Herbst, oft gar im December unter dem Schnee doch nur ziemlich einzelne Blüten und Früchte trägt, die pyramidenförmig gebildet sind. Die gewöhnliche Gartenerdbeere darf ich dir nur nennen, um mir jede Beschreibung zu ersparen. Auch giebt es eine vierte Art, die grüne oder Ananaserdbeere. Sie werden später reif, als die übrigen, die einer Ananas ähnlichen Früchte bleiben mehr grün, und werden nur ein wenig roth an der einen Seite. Sie fordern schweres, lehmichtes Erdreich. Von diesen unterscheidet sich, die chilische oder Riesenerdbeere in Amerika, die die Größe einer Wallnuß hat; die virginische oder Scharlacherdbeere, die sich durch ihr angenehmes helles Roth auszeichnet, und die englische oder Muskatellererdbeere, die eyförmige, auf der einen Seite purpurroth oder violettfarbichte, auf der andern Seite mit gelblichten Flecken gezeichnete Früchte trägt. Alle diese Arten haben große Beere, sind aber wäßricht, und haben bey weitem den vortrefflichen Geschmack nicht, wie die kleinern Arten. Das Versetzen der Erdbeerstöcke wird mit äußerst wenig Kosten bewirkt. Man pflanzt sie aus den Wäldern in die Gärten über, durch die abgerissenen Ableger, und durch die an den auslaufenden Fäden entstandenen Stöcke, wie auch durch den Saamen. Das Verpflanzen, das wie bey andern Gartengewächsen geschieht, muß zu Bartholomäi vorgenommen werden. Diese Gewächse verlangen ein mittelmäßiges, fettes

Erd-

Erdreich, und müssen etwa einen Fuß aus einander gesetzt werden. Die Lage für die Erdbeere ist die beste, wo die Vormittagssonne, und Nachmittags der Schatten hintrift. Die Stöcke müssen öfters vom Unkraut gereiniget, die taubblühenden, die man an einem inwendig in der Blume befindlichen schwarzen Punkt erkennt, im Monat May ausgerissen werden; ferner nimmt man aller vierzehn Tage die Fäden oder Ranken ab, wenn man nicht etwann junge Pflanzen ziehen will; denn breiten sich diese zu sehr aus, so entziehen sie dem Stocke seine Kraft. Im Junius blühen sie ab. Die Beeren wachsen, und man muß sie bey trockner Witterung mit Begießen unterstützen. Werden die Beeren groß, so bedeckt man die Erde mit reinem Sand, Häckerling oder mit Moos, daß die sinkende Beere sauber und ohne Schmutz erhalten werde; auch kann man kleine Stäbchen einsetzen, und die Sträuche ganz locker daran anbinden. Sind Ausgangs des Juny oder Anfangs des July die Früchte reif, so müssen ebenfalls, wie vor der Reife, alle ausgelaufene Ranken bis in den Herbst abgerissen werden, sodann reiniget man die Büsche von alten Blättern und Stengeln, und beschützt sie dadurch vor der Fäulniß im Winter. Im November überlegt man sie am besten mit Taubendünger, der im März oder April wieder hinweggehackt wird. Erst im zweyten oder dritten Jahre der Verpflanzung bringen die Stöcke größere und bessere Früchte. Um im spätern Herbste noch Erdbeeren zu haben, darf man nur

von

von einem Beete die ersten herauskommenden Blüthen, ehe sie aufbrechen, abpflücken. Die der frühen Blüthenknospen beraubten Pflanzen müssen erst neue Blumenstengel treiben, und die Früchte werden später im Herbste reif. Oder man legt die Beete in der kältesten Gegend des Gartens an, die denn aber auch schlechtere Früchte tragen. Frühere Erdbeere bekommt man, wenn man sie auf schräge gegen die Mittagssonne liegende Beete, welche man den Winter hindurch mit langem Pferdemist bedecket, pflanzt.

Diätetik.

Vom Husten und Schnupfen.

Nach Unzer.

Eine Fortsetzung und Nachtrag zu dem Aufsatz des vorjährigen Taschenbuchs.

Daß eine Jahreszeit mehr oder weniger die menschlichen Körper dem Schnupfen oder Husten aussetzet, ist eine bekannte Sache. Eben so wahr ist es, daß die gewöhnlichen Dinge uns weniger erheblich scheinen. Es giebt sogar Menschen, die sich den Schnupfen und Husten, als eine Wohlthat wünschen, so wunderbar es uns auch vorkommen muß, daß man eine Krankheit für

für eine ersprießliche Sache halten kann. Und demungeachtet sieht man ihn alsdann für eine unerhebliche Krankheit an, und ziehet sich dadurch mancherley Nachtheile zu. Man kann allerdings auch mit Hausmitteln viel ausrichten. Die Wilden blasen, wenn sie den Schnupfen haben, Tobacksrauch durch die Nase; wenn man Salpeter in lauem Wasser auflöset, hat man ebenfalls ein nicht zu verachtendes Mittel, den Schnupfen zu lindern. — Auch ist es dienlich, einen Knoten im Schnupftuche mit Essig anzufeuchten, und daran zu riechen. Beym sogenannten Brusthusten bedient man sich mancherley süßer und fettiger Dinge, um den Auswurf zu befördern; allein wenn man lange dergleichen Mittel fortgebraucht, so unterhalten sie den Auswurf und folglich den Husten; nicht minder verderben sie den Magen. Brühen von Hafergrühe, Gersten und Perlengraupen, abgekochtes Kleywasser, Hirschhorngetränke mit Corinthen, süßem Holze oder Feigen, sind ebenfalls dienliche Mittel in dem gemeinen Husten, welcher von einer subtilen Schärfe und von Erkältung entstanden ist. Alle hitzige Gewürze und Getränke, alle grobe Säuren, alle Salze erregen und reizen den Husten. Eben so wenig sind sie bey dem Schnupfen dienlich. Dieses alles sind Bemerkungen, die wir auch sehr oft aus dem Munde — alter, doctorirender Weiber hören. Es sind aber auch noch andere Regeln nothwendig, wenn man Schnupfen und Husten vermeiden will. Ausgemacht wahr ist es, daß bey empfindlichen sehr reizbaren Menschen die Ursachen

sachen des Hustens und Schnupfens leicht und ungemein mächtig wirken. Nur ein wenig Zugluft, nur die kleinste Oeffnung des Bettes während dem Schlafe; das schwitzende Haar auf dem Kopfe, oder die schwitzende Stirn — darf nur im mindesten kalt werden, und der Schnupfen ist da. — Aus diesen Erfahrungen kann man leicht abnehmen, warum Husten und Schnupfen bey schnellen und merklichen Veränderungen der Witterung so gemein sind. Feuchte, kalte und windige Luft ist zu diesen Krankheiten besonders geschickt; bey solcher Witterung muß man vorzüglich darauf sehen, daß die allgemeine Ausdünstung des Leibes, ohne zu schwitzen, unterhalten, und kein Theil des Leibes vor dem andern erkältet werde. Wie leicht kann der Körper bey näßlichem Weg und Wetter durch die Bewegung warm und in Schweiß gerathen, indeß die Füße in der Nässe erkältet werden. Bey manchen Leuten macht aber auch die allzugroße Sorgfalt, daß sie sich nicht erkälten wollen, gerade, daß sie sich desto eher erkälten. Eine mäßige Bedeckung des Leibes ist allerdings zuträglich, und es wäre nicht wohl zu rathen, daß einer, der geheizte Zimmer und warme Kleider gewohnt ist, solche plötzlich ablegen, und seine Gewohnheit verläugnen sollte. Dieses muß nur nach und nach und mit Behutsamkeit geschehen. Glücklicher wird indessen der allemahl seyn, der sich nicht zu hätschlicht gewöhnt, und seinen Körper schon von Jugend auf gewissermaßen abhärtet. Man erkältet sich nicht immer, wenn man seinen

Körper

Körper der kalten Luft aussetzt, da Frieren und Erkälten ganz verschiedene Dinge sind. Man erkältet sich nur, wenn man Hitze und Abkühlung des Körpers zu schnell auf einander folgen läßt, und je größer die Grade beyder entgegengesetzter Dinge sind, desto größer ist die Gefahr. Das beweiset der Sommer und der Herbst, wo die Erkältungen weit herrschender, als im Winter sind. Wie kalt kann man im Winter trinken, und im Sommer ist oft ein kühlendes Getränke schon tödlich. Daraus läßt sich auch überhaupt der Schluß machen, daß die nehmliche Witterung, der einen Person, die sich härter gewöhnet hat, weniger Schaden zufügt, als der, die sich als Weichling auszeichnet. Hierzu kommt noch ein anderer Umstand. Wer kann alle Theile seines Leibes auf einerley Art verwahren? Das verstattet weder die hergebrachte Sitte, noch auch die Art uns zu kleiden, wenn sie für unsere Beschäftigungen und Arbeiten bequem und schicklich seyn soll. Es ist überhaupt besser, wenn wir keinem Theile unsers Körpers durch eine wärmere Bedeckung von Jugend auf nur den mindesten Vorzug geben. Ich will nur eins erwähnen: Wie viel Erkältungen haben sich die Menschen nicht durch die Brust- und Bauchkissen zugezogen? Nicht besser gehet es mit den allzugeheizten Zimmern. Nie erkältete man sich in einem temperirten Zimmer; man lasse aber die Stube stark heitzen, und setze sich so an den Ofen, daß nur die eine Seite erwärmt wird, wie bald wird man nicht eine Veränderung des Körpers spüren. Dadurch wird

es nun begreiflich seyn, warum diejenigen Personen, die im Winter nicht aus der Stube kommen, sich in Pelze einhüllen und gleichsam einpacken, von einem beständigen Husten und Schnupfen gequält werden, und die Flüsse und das Reißen nicht los werden, da hingegen der gemeine Mann, der sich von Kindheit auf der Witterung jeder Art aussetzen, und die Gewohnheit zu seiner zweyten Natur machen mußte, gesund und vollkräftig bleibt, und selten nur von einer Erkältung weiß. Wenigstens hat der Zärtling zehnmahl schon Husten und Schnupfen gehabt, ehe er ihn nur einmahl bekömmt. — Daher ist der Satz ganz richtig, daß sehr viele Menschen in den rauhern Jahreszeiten mehr von einer allzusorgfältigen als vernachläßigten Verwahrung krank werden. Wir haben ja die Erfahrungen, daß Leute, die aus niederm Stande gebohren, durch ihr trubelvolles und mit den saursten Arbeiten verknüpftes Leben, in den ältern Jahren reich wurden. Sie machten sich es nun bequemlich, suchten den warmen Ofen, hüllten sich in Pelze, weil sie glaubten, sich dadurch gütlich zu thun, — und sie opferten dabey ihren Körper auf. — Aber wir wollen ja sorgen, daß wir nicht von einer Ausschweifung zur andern gerathen. Das ist ein sehr guter Wunsch, den schon einige Aerzte gethan haben, daß wir zu allerley Jahreszeiten einerley Kleider tragen möchten, damit sie uns in den warmen Tagen nicht zu heiß, und in den kalten Tagen nicht zu kühl, und unsere Körper ganz an sie gewohnt würden. Solch eine

Wahl

Wahl der Kleider wohl gewiß nicht mit der Mode streiten, da diese ja mehr und fast einzig nur auf die Farben und auf den Schnitt Rücksicht nimmt.

Schlüßlich bitte ich, nicht zu glauben, daß allzuwarm geheitzte Zimmer eine Wohlthat für den Körper seyn können; das Gegentheil davon kann man aus allen zeither erwähnten Gründen abnehmen. Man gewöhne sich nach und nach davon ab, wähle eine gemäßigte Heitzung, und man wird manchen Ungemächlichkeiten entgehen. Wer sich davon nicht lossagen kann, erziehe wenigstens seine Kinder weniger zärtlich, und sehe an ihnen unsere gegründete Wahrheit. Er freue sich ihrer Stärke, ihrer Gesundheit, ihres heitern Wesens, das durch keine Kleinigkeit gestöret wird, die doch so manchen Verdruß macht; störet sie dann nicht durch euern Eigensinn, und leidet geduldig, was ihr selbst verschuldet habt.

Franz Ehrenbergs Reden über die körperliche Erziehung.

Dreyzehnte Rede.

Die Reinlichkeit ist bey der Erziehung der Kinder eins der vortrefflichsten Mittel, ihnen eine dauerhafte Gesundheit zu geben. Ich will hier, meine theuersten Freundinnen! ein Vorurtheil rügen, das stärker herrscht, und seine verderbende Gewalt mächtiger ausübt, als wir wohl glauben mögen. Man schmeichelt sich, dieser edlen Wohlthäterin des Menschenlebens hinlängliche Opfer dargebracht zu haben, wenn man die schärfsichtigen Augen unserer Beobachter täuscht, und sie durch einen äußerlichen Putz einen falschen Schluß machen läßt; denn oft werden diejenigen Theile des Körpers, die sie so nett, so artig bekleiden, der größesten Unreinlichkeit, der größesten Vernachläßigung anheim gestellt. Wie das bey der erwachsenern Welt hergehet, so geschiehet es auch in der Kinderwelt. Ich will diese Betrachtung nicht bis zum Ekelhaften fortsetzen, sondern jeder von ihnen es zur reiflichen Ueberlegung überlassen. Jede Mutter aber will ich warnen, die ihre Kinder fremder Pflege anvertraut, daß sie

es ja nicht unterlasse, fleißig nachzusehen, damit ihnen die Faulheit der Wärterin keinen Dunst vormachen kann. Bisweilen ist auch die Weichlichkeit dieser Leute daran Schuld, denen das Weinen der Kleinen an das Herz greift, was sich doch einzig durch liebevolles Zureden, sanfte Behandlung, und ungestörte Fortsetzung des Reinigens und Waschens ihnen abgewöhnen läßt. Von den Vortheilen des Badens habe ich schon in einer meiner vorhergehenden Reden gesprochen. Das betraf den ganzen Körper überhaupt. Ich will mich jetzt auf einige einzelne Glieder desselben einschränken. Bey Kindern dünstet der Kopf außerordentlich stark aus, und die Natur scheint an diesem Theile eine große Menge ihrer Unreinigkeiten ausleeren zu wollen. Man muß sie ungestört handeln lassen, und diese Beschwerde, die doch eigentlich Wohlthat ist, geduldig ertragen. Es war schon vieler Kinder Unglück, wenn die Mütter oder die unverständigen Wärterinnen aus übertriebener Delikatesse diesen Ausschlag schnell zu vertreiben suchten, denn die Folgen davon waren ein Ost bis ans Ende seines Lebens kränklicher Körper; Ohrengeschwüre, triefende Augen, Gicht und Auszehrung, verhärtete Drüsen, Steckflüsse, Schlagflüsse, Salzflüsse sind alsdann keine ungewöhnlichen Erscheinungen. Es ist wahr, nicht alle Kinder haben diese wohlthätige Ungemächlichkeit; aber leiden sie auch jetzt nicht an diesem Theile, so werden die Unreinigkeiten, die doch aus dem Körper herausmüssen, auf einer andern Seite ausbrechen. Man bedient sich nur

der Reinlichkeit und schlechterdings keiner Quacksalbereyen, und nur dann, wenn der Ausschlag zu anhaltend und zu stark fortdauern sollte, kann man sich gewisser innerlicher Mittel, die das Blut reinigen, und die Schärfe versüßen, bedienen, aber alle äußerliche meide man. Das kann eine alte Zigeunerin, ein verdorbener herumziehender Arzt sehr leicht, daß der Ausschlag sehr schnell weiche, aber wie furchtbar ist das, was darauf erfolgt? In einem Dorfe, nahe bey Leipzig, verlor nur erst vor wenig Monaten, durch solch einen medizinischen Verbrecher, binnen einigen Stunden, ein Vater seine drey Söhne, die die Opfer eines grausamen, obgleich sehr schnellen Todes wurden. Eine Wohlthat für den Kopf ist es besonders, wenn man den Kindern täglich die Haare kämmt; durch diese Reinlichkeit befördert man nicht nur die Gesundheit, sondern die Haare selbst werden zur Zierde dadurch. Dank sey es unserm Zeitalter, daß es in vielen Dingen zur Natur zurückgekehrt ist. Ehedem pichte man den Kindern die Köpfe mit Puder und Pomade, jetzt ist des Haares natürlicher ungekünstelter Lauf ihre schönste Zierde. Einige wollen zwar durch das Brenneisen das Haar lockichter machen, aber sie werden sich in ihren Erfahrungen bald sehr betrogen finden, wenn sie sehen, wie sich die Farbe derselben verändern wird, und wie die Haare sogar darnach ausgehen. Sollen erkünstelte Locken ja in mancher Leute Augen eine angenehmere Mode seyn, so bediene man sich doch lieber gewisser unschädlicher Wickel, die man gemeini-

meiniglich bey allen herumziehenden Tabulettkrämern kaufen kann. Unumwundene Bleyhaarwickel möchte ich nicht gern anrathen. Viele Kinderwärterinnen haben den Aberglauben, daß man die Kleinen nicht zu früh kämmen dürfe, weil das Blättchen sonst nicht verwachse. Sonderbar! Schon der Bau eines Kinderkopfs zeigt es, daß hier die Ausdünstung außerordentlich stark sey. Die überaus große Anzahl der dahin gehenden Gefäße giebt den reichlichsten Stoff dazu. Die Haut ist überaus fein und weich, die Knochen sind noch nicht dicht an einander, indem die Näthe noch nicht in ihrer gehörigen Einrichtung sind, und das Blättchen (Fontenell, Häutchen, das die Vorderhauptsbeine mit dem Stirnbein vereinigt,) erst mit der Zeit verschwindet. Dieses Blättchen aber verwächst bey keinem Kinde vor der Zeit; die Ausdünstung aber geht fort, und der Schmutz ist unvermeidlich; soll das Kind nun all die übeln Folgen der Vernachläßigung büßen, wohl gar zeitlebens büßen? — Unbehutsamkeit kann Schaden zufügen, und Gewaltthätigkeit beym Kämmen kann gefährlich seyn. Aber kann man nicht behutsam seyn, kann man den Kamm nicht leicht führen? und kann man, wenn der Kamm zu gefährlich scheint, nicht diese so nöthige Reinigung mit einem nassen Badeschwamm verrichten? Ich habe es aus der Erfahrung in meiner eigenen Familie, nichts hindert die Entstehung langdauernder Kopfausschläge, als das frühe Reinigen des Kopfes.

Nebst der Reinlichkeit des Haupthaares, wünschte ich auch, daß die Eltern und Erzieherinnen auf die Reinigung der Nase der Kinder ihr besonderes Augenmerk richten möchten. Der viele Schleim, der sich in derselben sammelt, verhindert die Luft in die Lunge dringen zu können, und es entstehet daraus ein schwerer Athem, oft eine unangenehme Stimme. Wird dieser gesammelte Schleim zu alt, so verursacht er einen widrigen Geruch aus dem Munde, und macht fließende Augen. Man sorge ja dafür, daß also den Kindern fleißig die Nase gereiniget werde, besonders aber noch beym Schlafengehen, und früh auch schon beym Aufstehen. Eltern, ihr wißt es ja, wenn es euch nur Ernst ist, wie leicht man einem Kinde etwas angewöhnen kann, o säumet doch auch bey diesen Fällen nicht. Ich glaube, es rühret daher, wenn sich die lieben Kleinen so sehr sträuben, und sich das Näschen nicht ruhig säubern lassen wollen, daß man sie zu hart bey solcher angreift. Es ist erwachsenen Leuten schon empfindlich, wie vielmehr ihnen, an denen alles so zart ist. Gehet daher gelinde mit ihnen um, so lange ihr euch dieser Sorge unterziehen müsset, und schmeichelt ihnen so lang mit sanften, reizenden Lobeserhebungen, bis sie es selbst thun. Feinleinene Schnupftücher sind besser als baumwollene. Gebt ferner darauf genau Acht, daß, wenn sich ja wegen unterlassener Reinigung der Schleim angehäufet hat, und trocken wird, daß die Kinder nicht, um sich Luft zu verschaffen, in der Nase mit den Fingern griebeln. Sie verletzen

lesen leicht die Schleimhaut, und geben nicht selten die erste Gelegenheit zu Nasengewächsen, die so schwer wieder wegzubringen sind. Nicht minder achte man auf die Ohren, daß sich kein Schmalz in ihnen sammle. Nur bediene man sich zur Reinigung keine Stecknadeln, oder andrer spitziger Dinge; die knöchernen Ohrlöffel sind am geschicktesten dazu. Vernachläßigung dieses nöthigen Geschäfts bringt meist ein schweres Gehör zuwege. Wenn man die Kinder hinter den Ohren bisweilen mit kaltem Wasser wäscht, so ist das eine Stärkung für den Kopf, und bewahret vor Flüsse.

Man werfe mir nicht vor, daß ich über bekannte Sachen so viel Zeit verschwendet habe. Man sündiget wider die bekanntesten Dinge oft so sehr, als ob man sie gar nicht kenne. Vielleicht waren doch einige Winke darunter, die einiger Beherzigung würdig seyn dürften. Das Allgemeine ist nicht immer das, was wir gering schätzen sollten. Sollte ich einigen meiner Freundinnen mit der Wahl dieses Stoffs mißfällig gewesen seyn, so bitte ich ihre übergroße Delikatesse um Verzeihung, und nichts kann mich entschuldigen, als mein lebhaftes Gefühl für allgemeine Menschenglückseligkeit. Was erfreut das Herz mehr, als wenn man in dieser Hofnung sein Saamenkörnchen ausstreuen kann. Es wird doch nicht überall auf einen Fels fallen?

Kleine Fragmente für die Toilette.

Daß Einfachheit, Einfalt, (Simplicität) und Natur dem schönen Geschlechte die mehresten Gesetz., um gefallen zu können, vorschreiben, ist ein Satz, den ich schon zu mehrernmahlen in diesen kleinen Unterhaltungen über die Toilette zergliedert habe. Man flüstert sichs einander in das Ohr: „sag, weißt du es nicht, wie es jene machen muß, daß sie so allgemein gefällt? und doch sehe ich nichts besonders an ihr. Ihre Kleidung zeichnet sich weder durch eine neue Mode aus, noch ist etwas prächtiges an ihr zu finden, und doch, ich muß es gestehen, reizt sie mich selbst.“ Liebes Mädchen! ich will ihnen antworten. Sie gehn an ihre Toilette, künsteln und künsteln, und gerathen nicht selten, weil man gar zu sehr gefallen wollte, ins Abgeschmackte und Lächerliche. Wem die Natur nicht ein feines Gefühl anvertrauete, wer sich dieses durch die Kunst ersetzen will, der hat äußerst viel Behutsamkeit nöthig, daß er ja nicht, was so bald geschehen kann, die Grenzen überschreite. Je natürlicher, desto besser, würde die nützlichste Ueberschrift der meisten Toiletten seyn.

Ich

Ich traue es keiner meiner Leserinnen zu, daß sie mich bösartig mißdeuten wird, denn das Wort Natur, so unnatürlich das auch klingen mag, ist schon öfters verkehrten Auslegungen unterworfen gewesen, so daß man jetzt sogar zwischen schöner, und folglich auch häßlicher Natur einen Unterschied gemacht hat. So viel zur Einleitung des folgenden, was man mir beynahe abgedrungen hat.

Ein gesundes, langes, starkes Haar hielt ich immer für eine Zierde; zwar sah ich zu verschiedenen Zeiten, daß mancherley Puder mode wurde, und die Friseurs bald gelben, bald schwarzen zu empfehlen hatten. Nichts war in meinen Augen gewisser, als daß man diese lächerlichen Anträge, mit der gehörigen Verachtung zurückweisen würde; allein ich hatte geirrt. Man nahm sie mit Jauchzen auf, und ich stand voll Verwunderung still, und rief aus: Menschheit, wie thöricht kannst du seyn! Du tadelst die Schöpfung, und zerstörest ihr Werk nach deinem Wahn. Die Säfte deines Körpers bringen, und können keine andre Art von Haaren hervorbringen, warum willst du sie anders gestalten? Die Farbe deines natürlichen Haars wird immer am besten mit der Farbe deines Gesichts harmoniren — warum mahlst du sie anders? Ich kenne noch jetzt ein hochadeliches Fräulein, die ihr natürliches Haar am Tage mit schwarzen Farben überkleisterte, die zur Nachtzeit wichen, weil sie vermuthlich gehört hatte, ein schwarzes Haar sey eine vorzügliche

Schön-

Schönheit. Sie kehrte sich also an nichts, und faßte den Vorsatz, sich diesen Vorzug zu verschaffen, und wird dadurch so allerliebst, daß sie Ekel erweckt. – Das weißlichgelblichte Gesichtchen steckt unter dem schwarzen Haarbusch, wie der Molkendieb in einem schwarzen Dintenfaß. Es schmerzt mich, dieses etwas triviale Gleichniß, das aber doch sein Treffendes hat, den Bauern aus dem Dorfe des hochgnädigen Fräuleins nachzuschreiben, die bald lachen, bald den Kopf schütteln, wenn sie sich sehen läßt, was sie sehr oft thut, weil ihr das Lächeln das Zeichen des Beyfalls ist, und ihr Kopfschütteln ihnen gerade zu sagen scheint: „nein, es ist doch erstaunend, wie schnell unsere Gnädige ihre rothen Haare verlohren hat!“ — Das rothe Haar war wirklich ehedem in eine gewisse Verächtlichkeit gerathen — Dieses Vorurtheil aber hegt der Pöbel nur noch; verständigen Leuten ist es im mindesten nicht mehr anstößig, und wer weiß es, ob nicht bald jene altteutsche Zeiten zurückkehren können, wo rothe Haare die größeste Schönheit war, denn was wäre wohl der Mode unmöglich? Wer einen Fehler an seinem Körper hat, und ihn mit kindischer Kleinlichkeit verbergen will, macht ihn sicher lächerlich; er wird sichtlicher, und nährt bey Bösartigen den Stoff zu lächerlichen Anekdoten. Der Pöbel will es genau wissen, daß die rothköpfichten Menschen falsch wären. Thöricht! Wie die Farbe des Haars auf die Beschaffenheit des Herzens einen Einfluß haben kann! Und wenn die ganze Welt das auch glaubte, und so urtheilte, wird

es

es nicht viel klüger seyn, ich beweiße durch meine Herablassung, durch meine Aufrichtigkeit in allen, selbst in meinen kleinsten Handlungen, daß sich die Welt in meinem Charakter geirrt habe, als daß ich meine Haare färbe, deren List gewiß über kurz oder lang das Original der Natur verrathen wird, was mich ohne Zweifel lächerlich machen muß. Indeß — des Menschen Wille ist sein Gott. Und daher will ich auf einige Anfragen, die man an mich gethan hat: ob man die Farbe des Haars nicht verändern könne? nun ganz getrost antworten, nachdem ich zuvor meine eigene Herzensmeynung darüber eröfnet habe. Wie wird die Gesundheit des Haares befördert? wäre mir eine angenehmere Frage gewesen, weil ich glaube, daß nur ein gesundes Haar ein schönes Haar heißen könne. Ja, Liebe Fragerinnen! man kann die Farbe des Haars verändern, und wem an der Unnatürlichkeit etwas liegt, dem glaube ich sie empfehlen zu können; schädlich werden diese Mittel wenigstens nicht seyn.

Wer sein Haar gern dunkel haben will, schneide sich dieselben oft ab. Wenn sie von neuem wachsen, fallen sie allemahl dunkler; selbst die rothen Haare verwandeln sich nach und nach ins Bräunliche.

Rothe oder braune Haare schwarz zu färben, dient folgendes Mittel: Man koche vier Loth gestoßene grüne Schalen von wälschen Nüssen, ein Loth gestoßene Galläpfel, zwey Loth Weidenbaumkohlen, ein Loth Kirschensalz, und zwey

Loth

Loth gestoßene, trockene Pomeranzenschalen, so lange in einer Kanne Wasser, bis eine dicke Salbe daraus wird, womit man die Haare des Morgens und des Abends einschmiert. Allen Nachtheil zu vermeiden, den das Naßmachen der Gesundheit bringen könnte, streue man eine Viertelstunde nach dem Waschen fein gepülverte florentinische Veilchenwurzel in die Haare. Auch soll die Lauge von Blättern und Wurzeln der Haselwurz (Asarum) die Haare schwärzen, wenn man sie damit wäscht. Wer gern blonde Haare haben will, der brauche drey Loth weiße Seife, ein Loth arabischen Gummi, sechzehn Loth Wegebreitwasser; wasche die Haare damit, und nach sechs bis acht Wochen ununterbrochenen Gebrauchs wird man seinen Zweck erreicht haben. Das Kämmen mit einem bleyernen Kamm befördert ebenfalls die schwarze Farbe, besonders wenn man in diejenige Pomade, die man täglich beym Frisiren braucht, etwas gute Storaxessenz mischt.

Brief-

Briefwechsel.

An Franz Ehrenberg, von Lina Walldorf.

Wenn Ihnen, mein Herr! dieser Brief, den sie hier erbrechen, etwas sonderbar vorkommen wird, so kann ich nichts dafür, denn sie haben sich nun einmahl mein Zutrauen erworben. Ich habe die gutmüthigen Leute lieb, wende mich gern zu ihnen, und höre sie mit Achtung, wenn sie mir rathen wollen. Ich bin jung, noch sehr jung; sechzehn Jahre und einige Monate nur erst; weiß, daß die Jugend den größesten Gefahren ausgesetzet ist, und ich möchte nicht gern Schaden nehmen, und wollte gern glücklich seyn. Wir sind der Schwestern zwey, ich und Schwester Louischen. Diese ist freylich schon zwanzig Jahr, und sie könnte wirklich längst verheurathet seyn. Das sage ich nun eben nicht, als ob ich wünsche, daß sie mir bald Platz machen möge. Nein; aber sie dauert mich. Sie ist ein hübsches Mädchen, eine schöne lange Gestalt; blonde Haare, blaue Augen, und wenn sie spricht, wirds einem warm ums Herz. Sie ist so wohlthätig, keiner der Armen geht unbeschenkt von ihr. Leidenden theilte sie die Hälfte ihres Lebens mit. So lieb

sie

sie nun die ganze Welt hat, so wenig Freund hat sie doch aus unserm Geschlechte. Sie hat auch schon einige Liebhaber gehabt; erst vergötterte sie sie, und ehe man sichs versah, war sie von ihnen verlassen. Sie hat zwar auch manchen das Körbchen gegeben. An allem diesem sehe sie es wohl, daß wenig Freude um uns her schweben kann, und glauben sie mirs, ich bin doch so gerne lustig. Bin ichs nun, so störe ich meine Schwesterchen, und sie heißt mich wohl gar ein Bauermädchen; vermuthlich, weil meine Haare schwarz wie eine Kohle, meine Haut etwas bräunlich, meine Backen glühend roth sind — aber wirklich, wenn die Stadtmädchen alle pfüpelii sollten, wie meine Schwester, da lob ich mirs, ein Bauermädchen zu seyn. Nehmen sie es aber ja nicht ungütig, daß ich so offen rede. Denn sehen sie, wem könnte ich mein Herz vertrauen? Meine Mutter starb sehr frühzeitig, und mein Vater hat einen sehr beschwerlichen Dienst, der ihn den ganzen Tag auf der Expedition gefangen hält. Sehen sie, guter Alter! Ich merke, daß jetzt eine Veränderung in meinem Herzen vorgehet. Meine Gefühle werden für manche Gegenstände lebhafter, als sie ehedem nicht waren. Ich neckte mich mit unserm Kätzchen, spielte mit dem Josi, und ich hatte tausend Freude daran. Sonst drehete ich mich zehnmahl auf einem Fuß herum, jetzt gehe ich viel behutsamer; aber ich schleiche immer noch nicht wie meine Schwester. Sonst, wenn der Buchfinke schlug, war mirs einerley, und so

wo

war mir eben so lieb, als wenn die Nachtigall und der Kanarienvogel schlug. Jetzt höre ich auf jenen nicht mehr, und diese beyde sind meine Lieblinge geworden. Ach, ihre himmlischen Töne ziehen mir oft das Herz zusammen, daß ich seufzen muß, ohne zu wissen, wo mirs fehlt. Neulich fragte mich ein Fremder: hat Lina noch kein Liebchen? und ich wurde außerordentlich roth. Die Frage war unschuldig, und doch brachte sie mich außer aller Fassung. Der Mann mußte denken, ich hätte kein gut Gewissen. Das gestehe ich aufrichtig: einen Liebhaber hätte ich nun wohl gern, aber, aber — es müßte mir nur besser gehen, wie meiner Schwester. Hat sie eine neue Liebschaft, so hat sie auch bald wieder einen neuen Zwist. Ich bin neugierig, wie es jetzt gehen wird. Es bewirbt sich ein junger angenehmer Mann um ihr Herz. Er ist ein wenig lebhaft; das wäre mir just recht: ihr aber macht es tausend Bedenklichkeiten, sie zweifelt an der Wahrheit seiner Liebe, als wenn Thränen nur die Zeugen der Treue wären. Lieber Herr Ehrenberg, ich dächte, sie nähmen das christliche Werk über sich, und setzten ihr das Köpfchen zurecht. Sie treibts allerdings zu weit. Doch jetzt will ich mich nur bey meinem Mädchen nehmen. Ich habe Ihnen nun alles geschrieben, und erwarte Ihren baldigen Rath. Daß ich Ihnen recht lebhaft dafür danken werde, das können Sie schon im Voraus versichert seyn.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Liebes, gutes Mädchen!

Ihre Offenheit macht Ihnen allerdings Ehre und ist ein Beweis Ihrer glücklichen Unschuld. Der Himmel erhalte Sie dabey. Es ist freylich ein Contrast zwischen Ihnen und Ihrer Schwester: die Verschiedenheit des Temperaments bringt die Verschiedenheit in Ihren Grundsätzen hervor. Schon die äußerliche Bildung verräth bey ihr mehr empfindliche Reizbarkeit, dahingegen ihre blühende röthe Farbe, eine fröhliche und muntere Gemüthsart anzeigt. Am besten ist es, sie vertragen sich, und die eine übersieht die Schwäche der andern. Liebes Mädchen, sie haben vollkommen recht, wenn sie glauben, daß eine Veränderung in Ihrem ganzen Wesen vorgehet. Ihre Gefühle haben sich nun entwickelt, und ihr Geist ist mehr zur Reife gekommen. Freuen Sie sich dessen! Wohl ist der Weg durch die weibliche Jugend mit tausend Gefahren umgeben; aber Unschuld und Tugend mildern dieselben. Liebe ist die schönste Eigenschaft der menschlichen Seele; artet sie in wilde Leidenschaft aus, dann ist man seinem Verderben nahe. Ihr Temperament ist sehr munter, sie nehmen jetzt gleichsam eine neue Rolle auf dem Schauplatz des menschlichen Lebens über. Die Munterkeit ziert ein junges Mädchen und macht ihren Umgang angenehm, nur bleibe sie auf der Mittelstraße. Wenn diese

Mun-

Munterkeit in ein ausgelassenes Wesen übergehet, dann verliert die weibliche Bescheidenheit, und macht die Mannspersonen dreuster, ihr die schuldige Achtung aufzukündigen. Daraus erwachsen nachtheilige Urtheilssprüche in fremden Gesellschaften, denen auf dem Fuße die Lossage der Edleren nachfolget. Aus diesen Gründen ist die Schamhaftigkeit die Mutter aller weiblichen Tugenden.

Ferner: denken Sie ja nicht, liebe, unschuldige Seele, daß die Wahl eines Liebhabers wie ein Jahrmarkt anzusehen ist, wo man Stück für Stück betrachtet, und sogleich zuschlägt. Seyn Sie nie zuvorkommend, denn nichts entehrt beym Manne das weibliche Geschlecht mehr; aber machen Sie auch ihr Betragen nicht zu einem immerwährenden Räzhsel. Das Betragen der Frauenzimmer hat einen großen Einfluß in das Betragen der Männer. Schon ein gleichgiltiger Wink fesselt die leichtfertigste Zunge; wer aber ein Vergnügen daran findet, unwürdigen Gesprächen nicht nur gern zuhöret, sondern wohl gar einige Beyträge dazu liefert, der macht den Ungesitteten endlich sittenlos, und giebt sich und seinen guten Namen den nachtheiligsten Folgen Preiß. Spannen Sie Ihre Wünsche nicht zu hoch, um solche eher erreichen zu können. Ein Frauenzimmer muß etwas Eitelkeit besitzen; aber nie sey diese daran Schuld, daß Sie dem Schmeichler zu schnellen Glauben beymessen; hat dieser seine Absicht erreicht, so geht er, und be-

rühmt sich dessen in andern Gesellschaften, wodurch Ihre Ehre sogleich aufs Spiel gesetzt wird. Ich will Sie nicht auf einmahl mit allzuviel Regeln überhäufen; befolgen Sie diese zu allererst, und Sie werden jetzt schon einen guten Vorsprung thun, sich dereinst zu einer glücklichen Gattin machen zu können. Ich schreibe Ihnen nächstens wieder.

Scenen
aus der Familie Ehrenberg.

1.

Charlottens Lieblingsgedanke, und ihre einzige Beschäftigung bestand jetzt nur darinnen, das zeither begangene Unrecht, das sowohl ihr Mann, als auch die gute Familie des Verwalters von ihr erlitten hatte, wieder gut zu machen. Sie fehlte, wie meine Leserinnen wissen, nicht aus Bosheit, sondern aus Schwäche. Es war keine unbeträchtliche Summe, die sie von ihrem Gatten empfangen hatte; aber ärgerlich war es ihr doch, daß es durch sie selbst verrathen worden war, wozu sie das Geld anwenden wollte. „Nun weiß ers, sagte sie zu sich selbst, und sobald einer solchen Freude das Unverhoffte fehlt, so macht sie nur den halben Eindruck. Doch still! Daß das Geld für die Kinder des Verwalters bestimmt ist, das

weiß

weiß er; aber das wie ich es anwenden werde, das weiß er nicht, und damit wollen wir ihn überraschen.“

Sie fuhr mit ihrer Mutter in das nächste Städtchen, und kaufte das Benöthigte dazu ein. Sie kamen wieder zurück. Beundorf suchte sie, als sie selbst nicht zu erzählen anfangen wollte, mit einigen gleichgiltigen Fragen auszulocken; und ihre Antworten machten endlich seine Neugier rege, so sehr auch vorher sein ganzes Benehmen einer kleinen Neckerey ähnlich war. Bald muthmaßte er das, bald muthmaßte er jenes; wenn er es aber zusammenhielt, so paßte es nie, daß es ein Ganzes wurde. „Sey ihm, wie ihm wolle, dachte er endlich, dein Weib hat Verstand genug, du wirst mit ihrer Wahl zufrieden seyn. Schon gut, daß sie es nicht zu kleinen Spielwerken angewendet hat.“

Charlotte packte Abends ihre Geheimnisse aus, und keine Seele ahndete etwas. So lang der Mann auf der Expedition war, so war die Ausführung ihres Plans ihre Lieblingsbeschäftigung, und doch wurde auch nicht das Geringste in ihrer Wirthschaft darüber versäumt. Das gute Weib hatte, weil sie von Jugend an auf dem Lande erzogen war, und es allda an einem Schneider fehlte, so manches versucht, so manches gefertiget, daß es ihr gar keine Schwierigkeiten machte, die kleinen Kinder des Verwalters kleiden zu können.

Sie ließ die Kleinen kommen, nahm ihnen das Maß, und verbot es ihnen aufs Leben, keiner Seele nur eine einzige Sylbe davon zu sagen. Und die Kinder hatten sie so lieb, daß sie sehr auf einander Acht gaben, damit sich keiner verrathen konnte. Charlotte wußte wohl, wie sauer es diesen kleinen Geschöpfen ankömmt, lang ihre Freude verbergen zu können. Sie förderte das Werk daher mit aller Emsigkeit und war in dreyen Tagen damit fertig. Die Arbeit flog ihr gleichsam aus der Hand, denn der schöne Gedanke: wie wird das deinen Mann überraschen, und das reizende Bild der ausgelassenen Freude der Kinder, die sie nun wirklich zu ihren Lieblingen gemacht hatte, gab ihren Fingern gleichsam Flügel. Und was das meiste dabey war, alles mußte sehr geheim gehalten werden. Denn niemand erfuhr etwas, als die Kinder und Mutter Ehrenberg, die bisweilen auch ein Stündchen mit passelte. Viel konnte sie nicht verrichten, da ihrer Kräfte, Altershalber, so wenig, und ihre Augen so dunkel waren.

Benndorf hatte es in der Gewohnheit, in einer kühlen Parthie seines Gartens ein Mittagsschläfchen zu machen. — Eine schöne Linde gab ihm Schatten, und dieses Plätzchen schien dem lieben Weibe das schicklichste zu seyn, ihn mit den Kindern überraschen zu können. Den vierten Tag bestimmte sie zu diesem kleinen häuslichen Familienfest. Die Kinder wurden gebeten, diesen Nachmittag bey ihr zuzubringen. Wie da die Freude in ihren Gesichtern herauf stieg, wie

sie

ſie da an ſich halten muſten, daß ſie kein verrätheriſches Wörtchen ſich merken ließen, das werden diejenigen ohne meine Beſchreibung empfinden, die irgend mit herzlicher Einfalt ſolchen Scenen beygewohnt haben. Ich ſpare ſie daher, weil andere, die keinen Sinn dafür haben, das ſchönſte Gemälde doch nur für eine Kinderey halten würden. Die guten Verwaltersleute waren entzückt, daß ihre Kinder ſich ſo lebhaft freueten, denn ſie hofften dadurch, daß ſie ihnen durch eine gute Aufführung Ehre machen würden. — Charlotte lernte ihnen ein kleines Liedchen, das ſchicklich war, und wovon ſie die Melodie bereits ſingen konnten. Sie hatte ihnen Kränze und Blumenguirlanden gewunden, und da ſie die drey Knaben nun angezogen hatte, ſo gieng ſie mit ihnen in den Garten. Herr Benndorf ſchlief ſanft in dem kühlenden Schatten einer vieljährigen Linde. Die Kinder ſchlichen ſich leiſe hinzu; Charlotte blieb tiefer unten hinter einem Baume ſtehen, um zu beobachten, wie dieſe Scene von ihrem lieben Gatten aufgenommen würde. Der gute Mann ſchlief nicht nur ſanft, ſondern auch ziemlich feſt. Sie hatten den Schlummernden beynahe ganz bekränzt, und ſie fiengen nun ihr Liedchen an, und ſangen recht niedlich. Wie ein Traum war es dem Ueberraſchten; er erwachte nach und nach, rieb ſich die Augen, und er fand ſeine Lieblinge, die ihn ſo angenehm weckten.

Er umarmte ſie außerordentlich zärtlich, dankte ihnen, und fragte ſie, wer ihnen das ſchöne Liedchen gelernt hätte?

Sie waren alle auf einmahl stumm, und sahen sich einander bedenklich an, denn ihnen fiel Charlottens Verbot ein, daß sie sich mit keiner Sylbe verrathen sollten, und dieses Verbot war ihnen noch nicht wieder abgenommen worden. Endlich fiel es dem kleinen Carl ein, der ein durchtriebner Schelm war, den besten Weg einzuschlagen.

„Nun Kinder! fragte Benndorf, ihr antwortet nicht? Ihr habt eure Sachen so allerliebst gemacht, und seyd doch so verdutzt, als wenn ihr kein gutes Gewissen hättet?

„Bst! bst! Herr Amtmann, rief Carl, als wenn er ihm etwas im Vertrauen entdecken wollte, indem er zugleich nach dem Baum wieß, wohinter sich Charlotte verbergen hatte, sehen sie denn gar nicht, wer uns belauscht?

Benndorf blickte auf, gewahrte sein liebes Weibchen, und flog ihr mit der zärtlichsten Wärme entgegen, drückte sie mit heißer Liebe an seine Brust: O Charlotte, rief er mit dem höchsten Enthusiasmus, was für eine herrliche Stunde hast du mir gegeben!

Charlotte. Laß das seyn; sag es mir lieber mit wenigen Worten, gefiel dir das wirklich?

Benndorf. O frage mich lieber, wie ich dir das danken soll.

Und die edelste Rührung glänzte in beyder Gatten Augen. Die Kinder schmeichelten sich an

sie

sie an, klatschten ihnen mit ihren kleinen Händchen Beyfall zu, und schlossen unter der Wiederholung ihres Liedchens einen Kreiß um sie her. Mit Vergnügen blickten die Liebenden auf sie herab.

„Wir müssen den guten Kindern doch auch eine Ergötzlichkeit geben," sagte Herr Benndorf, und gieng mit seiner Gattin. Sie brachen mancherley Früchte in dem Garten, und brachten sie in kleinen Körbchen den Kindern. Anfangs behagte ihnen das, sie setzten sich auf den grünen Rasen, und bewunderten die schönen Früchte; bald aber trat ein wehmüthiges Wesen in ihr Gesicht.

„Kinder, was fehlt denn euch schon wieder?" fragte Benndorf.

„Ach, sie sind gar nicht hübsch, antwortete Carl ganz treuherzig, sie wollen unsere schönen Kleider nicht sehn."

Benndorf. Ey der Tausend! es ist ja wahr. Ihr müßt mir das vergeben, die Freude über euch hat mich beynahe blind gemacht.

Wilhelm. Und wenn sie vollends wüßten, von wem sie herrührten.

Ferdinand. (geht auf Charlotten zu, küßt ihr die Hand, und blickt zu Herrn Benndorf auf) Sehn sie, Herr Amtmann, das ist unsre Wohlthäterin. Ach, wie sich unsre guten Eltern freuen werden! Denn, lassen sie sichs erzählen: ehe wir hieher zogen, so weinte die Mutter, weil

unsere Kleider nicht zum besten aussahen, und dem Vater es unmöglich war, uns neue zu schaffen. Sie hätten sie da sehen sollen, wie sie die Löcher zustopfte, alles so fleißig ausbesserte. — Und nun sind wir auf einmahl neu gekleidet!

Benndorf. O Charlotte, wie gut hast du deine Sachen gemacht! Ueberraschende Güte hat doch doppelten Werth. Besser: hättest du das Geld nicht anwenden können! Ich werde noch in großer Schuld bey dir seyn, gieb mir die Rechnung des Schneiders —

Charlotte. Benndorf, gieb mir einen Kuß —

(Er küßt sie.)

Charlotte. Und so — ist auch der Schneider bezahlt. Nimm vorlieb. Habe ich diese Kleiderchen auch nicht mit der größesten Kunst verfertiget, so stehen sie doch den Kindern gut, und sind dauerhaft.

Benndorf. Ich erstaune noch mehr. Wie schätzbar hat sich mir dein Herz aufs neue gemacht! Diese schönen Beweise haben nun jede Furcht aus meiner Seele gedrängt.

Charlotte. Mann, du hast mich überzeugt. Wenn ich dann noch in meinem Wahn beharren könnte, wär' ich im mindesten deiner Liebe nicht werth.

Benndorf. O Gott! welchen Wonnescenen sehe ich nun entgegen. Die Tage der Freude kehren

Ueberraschende Güte hat doppelten Werth.

kehren nun gewiß an unsere Seite zurück, und wenn wir Greise seyn werden, glühen dann unsere Wangen noch, wie in den ersten Stunden unserer Liebe.

Charlotte. Ja, lieber Mann, hier hast du meine Hand; nie soll jene unselige Krankheit der unedlen Eifersucht meine Seele wieder befallen.

Sie umarmten sich nochmahls, nahmen die Kinder, und giengen in die Wohnung zurück.

Die übrigen Stunden des Tages wurden wie ein Fest gefeyert; der Verwalter und seine Frau wurden dazu gebeten, und die liebenswürdigste Eintracht belebte von nun an ihren Zirkel. Wenige Worte sprachen die ebenfalls überraschten Eltern, da sie ihre Kinder so artig gekleidet sahen; aber ihr Dank fiel sanft auf der gutmüthigen Geber Herz. Nicht minder freute sich Vater Ehrenberg mit seiner Frau über diese Scenen, denn sie sahen nun wieder jener glücklichen Zeit entgegen, die das erste Jahr der Ehe ihrer Kinder so einzig ausgezeichnet hatte, und nun auf diese kurze Zeit unterbrochen worden war.

X.

Amalie Trunemann.

Da der Unbekannte fortfuhr, auf alle Stücke zu bieten, da er jedes so hinaustrieb, und alles erstand, so empfahl sich die dicke Trödelfrau, und der Jude wünschte ihm auf eine sehr feine Art Glück, und meynte: wenn der Herr sich nur bis morgen aufhalten wollte, so würde er auch eine Auktion anstellen. Das brachte aber den guten Mann nicht aus seiner Fassung, denn seine Augen ruheten auf Madam Fellenthal, und beobachteten sie ganz genau. Die übrigen Anwesenden erstaunten nicht minder über das Betragen des Fremden, sie wetteiferten mit ihm, aber seine Habsucht war ohne Grenzen. Das letzte Stück war ein kleiner niedlicher Medaillon, mit einem männlichen Bildniß, was man so eben versteigern wollte. Das Gemälde, so wie die übrige Verfassung war von keinem besondern Werth. Madam Fellenthal nahm es zur Hand, und sah es mit unverwendetem Blicke an. Schon hatte es der Fremde betrachtet, und gleichgiltig wieder hinweggesetzen, und schon wären einige Gebote getan worden, als ihr eine Thräne entfloß, und sie aufs frische zu bieten anfieng. Jetzt trieb sie der Seekapitain höher hinauf, und sie bot mit zitternder Stimme höher, als er. Der Seekapitain ließ nicht nach. Ihre Thränen flossen häufiger,

ger, ihr Blick blieb starr auf das Bildniß gerichtet.

„Nein, um seiner Aehnlichkeit willen, lasse ich es nicht, rief sie hastig, bieten sie was sie wollen. Es ist das Einzige, was ich in der Welt lieb habe.“

Der Unbekannte mußte sich viel Gewalt anthun; einige glaubten eine gewisse Rührung in seinem Blick zu lesen; aber sie fanden sich getäuscht. Denn mit einemmahle hohlte er alle Preciosa aus seiner Rocktasche wieder heraus, und warf alles auf die Tafel. „Da haben sie denn den übrigen Bettel auch dazu,“ rief er, ergriff Hut und Stock, und flog gleichsam, so alt er auch war, zur Thüre hinaus.

Man sah sich einander bedenklich an, und konnte es nicht deuten. Amalie lächelte, fand das so sonderbar, und man theilte sich seine Muthmaßungen mit.

Eins meynte: er habe Madam Fellenthal immer mit unverwendetem Auge angesehen, ob sie ihm nicht gefallen haben könne? ob er nicht vielleicht Absichten habe? —

„Warlich, das scheint mir sehr natürlich zu seyn, und da hat er denn geglaubt, dieses Bildniß gehöre irgend einem Liebhaber zu, und er wird keine Nebenbuhler vertragen können.“

Amalie nahm das Bildniß noch einmahl, betrachtete es genau, und wollte eine Aehnlichkeit dessel-

desselben mit dem räthselhaften Unbekannten finden. Die andern forschten ebenfalls, und — widersprachen.

„Die Aehnlichkeit des Ganzen, behaupte ich, erwiederte Amalie, und die einzelnen Theile hat das Alter verändert. Madam, wes ist dieses Bildniß?“

„Meines Bruders.“

„Lebt er noch?“

„Wir haben aus Amsterdam Nachricht, daß er durch einen Schiffbruch sein Leben verlohren haben soll.“

„Also sehen sie doch, Madam Trunemann, daß sie sich geirrt haben, rief eine andre Freundin.“

„Noch nicht ganz,“ erwiederte Amalie.

„Wie so?“

„Wie lang ist es, Madam Tellenthal, daß sie diese Nachricht haben?“

„Ziemlich zwanzig Jahr.“

„Nun, wer sich in zwanzig Jahren nicht meldet, der muß wohl tod seyn, entgegnete ein anderes.“

„Auch ließen wir ihn in den Zeitungen auffordern, uns seinen Aufenthalt bekannt zu machen; denn der Mangel an Nachricht von ihm setzte uns bey des Vaters Tode in Verlegenheit.“

„Der

„Der Bruder ist tod, versicherte man einstimmig; mag der Fremde seyn, wer er will, ihr Bruder ist er sicher nicht. Und sollte sie ihren Bruder gar nicht kennen? setzte man hinzu.

Amalie schwieg, denn nichts war wider die Wahrscheinlichkeit dieses Todesfalles einzuwenden. Man gieng aus einander, und das Räthsel blieb unaufgelöst.

Der Seecapitain machte schon eine Stunde nach der Auktion bey Trunemanns seinen Besuch. Amalie war allein, ihr Mann war auf seinem Comtoir.

„Verzeihen sie, Madam, sprach er, daß ich unangemeldet bey ihnen vortrete, ich halte nicht viel von Complimenten, sie würden sich auch zu meinem augenblicklichen Beruf wenig schicken, der darinnen bestehet, ihnen im Namen der Menschheit den wärmsten Dank zu bringen. Sie haben sich auf eine sehr edle Art ausgezeichnet. Ich werde ihnen sehr sonderbar vorgekommen seyn; allein, alles, was ich war, war Tribut der Natur. Ich weiß alles, alles, und kenne seit gestern die Umstände der armen gesunkenen Frau ganz genau, und damit ihnen das Räthsel gelöset werde, so erfahren sie denn, daß ich ihr Bruder, ihr leiblicher Bruder bin.

Amalie kam anfangs ein wenig außer sich, bald aber erholte sie sich, und erwiederte des alten braven

braven Mannes Dank mit aller Würde. So eben trat ihr Gatte herein. „Nun Männchen hub sie an, wer hatte Recht? Du wirst nicht wenig erstaunen, wenn ich dir in diesem Herrn den Bruder der Madam Fellenthal vorstelle.“

Brunem. Wirklich? da müssen die Umstände unserer Freundin eine bessere Aussicht erhalten. Schade! daß wir die Auktion nicht ein wenig später ansetzten; indessen machte uns ihre Noth diese Verschrift.

Amalie. Sie hat den besten Theil ihrer Effekten doch wieder. Aber wie war es möglich, daß sie so lange sich fassen konnten, daß ihr brüderliches Herz . . .

Seekapitain. Ich bin schon einige Tage in der Stadt. Unpartheyische Richter urtheilten über meine Schwester, ohne daß ich mich ihnen zu erkennen gab. Ich führe schon seit einer geraumen Zeit meinen Familiennamen nicht mehr, folglich sprach man reine Wahrheit, da man meinen echten Namen nicht wußte. Wie ergrimmte ich oft bey den Schilderungen des kaum denkbaren Leichtsinns, dessen sie sich schuldig machte; nie hat die Schaam in mein Gesicht Röthe bringen dürfen, denn nie habe ich das Ehrgefühl beleidigt — Sie deine Schwester, o der Gedanke folterte mich. Ich bin unschuldig an ihrem Unglück, das weiß ich. Es war bey mir fest beschlossen, sie ihrem Schicksale zu überlassen. Das Gerücht von der freundschaftlichen Auktion

mußte mir zu Ohren kommen. Wenn sie doch noch solche Freunde hat, dachte ich, kann sie unmöglich eine so ganz schlechte Seele seyn, und ich faßte den Entschluß der Auktion beyzuwohnen. Kalt sah ich der Scene zu, denn ich ehre den Weltrichter, wenn er über böse Menschen sein Urtheil spricht; aber wie sie mein Portrait in ihre Hand nahm, wie ich ihren Schmerz höher und höher steigen sah, o da ergriff mit einemmahl die Geschwisterliebe mein ganzes Herz, und ich mußte eilen, daß ich fortkam, um mich nicht zu verrathen. Ich sehe das kleine unschuldige Mädchen von zwölf Jahren noch lebhaft vor mir stehen, wie ich Abschied von ihr nahm, und ich ihr mein Bildniß mit Zärtlichkeit in die Hände drückte; wie mir das so schwer ward, in die weite Welt zu gehen, und mich von ihr zu trennen; wie sie so bitterlich weinte, wie meiner Thränen nicht weniger waren. (Er wischt sich die Augen) Doch davon genug! Sagen sie mir jetzt, Menschenfreunde! ist meine Schwester noch zu retten?

Amalie. Ich bin von ihrer Reue überzeugt. Können sie ihre Tage von dem Kummer wieder loszählen, so bitte ich sie selbst darum.

Seekapitain. Ja, ich will, ich kann sie glücklich machen, und sie soll es von nun an seyn, wenn sie will. Doch werde ich mir die größeste Vorsicht zur Pflicht machen.

Trunemann. Sie hat ein gutes Herz.

Seekapitain. Wenn man nichts weiter als ein gutes Herz hat, so hat man ein schlimmes Spiel. Wachs fügt sich in alle Formen.

Amalie konnte sich die Freude nicht länger versagen, der Unglücklichen baldmöglichst einen ganz vollendet glücklichen Augenblick zu geben. Unter dem Vorwand eines kleinen häuslichen Geschäfts entfernte sie sich aus dem Zimmer, und ließ Madam Fellenthal bitten, sie unverzüglich zu besuchen. Sie gieng sodann wieder zur Gesellschaft, und bewirthete den Fremden mit einer angemessenen Erfrischung. Amalie trat ans Fenster, und erwartete mit Ungeduld ihrer Freundin Ankunft. — Sie sah sie kommen. Wie sie dem Hause ganz nahe war, fragte Amalie den Seekapitain: ob er nicht wünsche seine Schwester zu sprechen? und kaum hatte sie ausgesprochen, so klopfte es, und Madam Fellenthal trat herein. Starr dastehen, am ganzen Körper zittern, den räthselhaften Unbekannten scharf ins Auge fassen, ihm mit Hastigkeit zu Füßen zu stürzen, und ihm entgegen zu rufen: „Ja du bist es, du bist mein Bruder," das alles waren Scenen eines einzigen Augenblicks. Fest hielt sie seine Knie umklammert; mit dem lebhaftesten Gefühl rafte er sie auf, und drückte sie an sein Herz: Ja, ich bin dein Bruder, du Unglückliche.

Mad. Fellenth. O nenne mich nicht mehr unglücklich, ich ehre die Tugend nun wieder, kenne meine Pflichten, und das wird mir nun in meiner

meiner Armuth diejenige Zufriedenheit geben, die ich bey meinem glänzenden Glück nie, nie genossen habe. —

Seekapitain. Wohl dir! Aber wie blutend schmerzt es mich, dich in so tiefe Armuth versunken zu finden! Du solltest jetzt meine Stütze seyn, nachdem ich nach all meinen überstandnen Ungemächlichkeiten nichts — als ein Bettler bin.

Mad. Fellenth. Sage nicht, Ich will für dich arbeiten, auch bey den sparsamsten Tagen, können wir glücklich seyn; das Nothdürftige wird uns der Himmel nicht versagen.

Seekapitain. Die Börse, die du vor wenig Stunden in meinen Händen sahst, gehörte einem Fremden an, dessen Sklav ich werden mußte, wenn ich nicht verhungern wollte.

Mad. Fellenth. Nein, du sollst nicht sein Sklav seyn — du bleibst bey mir. (Zu Amalien) Liebe Freundin, nur noch eine Wohlthat! Sammeln sie ihre Freunde; morgen sey schon wieder Auktion. Ich mag kein Stück davon, wenn mein Bruder darben soll.

Seekapitain. Aber die Stücke, die ich zurückließ, gehören dem Manne, in dessen Dienst ich bin, von dem ich den Auftrag hatte.

Mad. Fellenth. Nimm alles, und gieb es ihm.

Seekapitain. Und was dann? —

Mad. Fellenth. Sieh hier diese Hände und meinen Mund.

Seekapitain. Und was damit?

Mad. Fellenth. Die Hände sollen für uns arbeiten, und der Mund beten, daß ihre Arbeit der Himmel segne.

Seekapitain. (umarmt seine Schwester innigst, und küßt sie mit Inbrunst.) Schwester! beste Schwester! wenn die Zukunft das rechtfertiget, was dein Mund spricht, dann bist du nicht so böse, wie die Welt dich schilt. Du warst nun leichtsinnig. Das Unglück macht bedachtsam, vielleicht hat es nicht umsonst sein Heil an dir versucht. Wisse, arme verirrte Schwester, dein Bruder kömmt, und will dich aus deinem Labyrinth leiten. Folge ihm, du wirst wieder glücklich seyn. Unermeßlich ist mein Vermögen nicht, aber mit den 12000 Thälerchen, die ich noch habe, denk ich doch gemächlich mit dir leben zu können.

Diesem wechselseitigen Geständniß folgte eine lange Pause. Trunemanns fühlten diese Scene und weinten in die Thränen der Entzückten, die lange nicht eine Thräne der Freude vergessen hatte.

„Aber, Bruder! wie war es dir möglich, so lange nichts von dir hören zu lassen? fragte die Schwester, nachdem sie sich wieder ein wenig gesammelt hatte. Wir erfuhren aus Holland, daß

du auf einem Schiffe geweſen ſeyſt, das Schiffbruch erlitten hätte.“

Seekapitain. Von ſo viel Menſchen, die auf demſelben ſich befanden, war ich der einzige, der ſich rettete. Aber im Augenblick, wo ich mir das Leben erhielt, gerieth ich in Gefangenſchaft. Wie ich frey wurde, ſchrieb ich an die Meinigen, bekam aber keine Antwort; ich ſchrieb wieder, und meine Briefe hatten das nehmliche Loos. Endlich glaubte ich euch alle tod, und ſchwieg. In all den Lagen, worein ich nachher verſetzt wurde, war mir es unmöglich, ferner nach euch forſchen zu können. Mein Leben iſt eine unzertrennliche Kette von Mühſeligkeiten geweſen, ehe ich mich emporſchwingen konnte. In den langen Winterabenden will ich das alles weitläuftiger erzählen. Jetzt iſt mein Herz zu voll. Endlich war ich des ewigen Umherſchwebens zwiſchen Himmel und Waſſer müde; mein Herz ward mit der Sehnſucht, mein Vaterland noch einmahl zu ſehen, erfüllt; ich entſagte allem, und folgte dem Rufe meines Herzens. Nun bin ich hier, will bey dir bleiben; du führſt meine Wirthſchaft, und nach meinem Tode iſt alles dein. Er bat Trunemanns um die Fortdauer ihrer Freundſchaft, und man ſagte ſie ihm mit Vergnügen zu. Er trug ſeiner Schweſter auf, ein anſtändiges Logis für beyde zu beſorgen, und wünſchte nun bald zur Ruhe zu kommen. In kurzer Zeit war alles veranſtaltet, und Madam Fellenthal hatte die glücklichſten Ausſichten vor ſich. Er ermahnte ſie täglich, ihren einmahl an-

genommenen Sätzen treu zu bleiben; sie lebten einfach und sehr vergnügt. Der Bruder hatte sich eine genaue Liste zugelegt, die all die Herren und Damen in sich enthielt, die ehedem bey seiner Schwester die Theilnehmer an ihren Thorheiten gewesen waren. So wie sich die Umstände der Madam Fellenthal in einer bessern Verfassung zeigten, zeigten sich auch besonders einige von denen Herrn, die täglich ehedem ihren Tisch belagert hatten, und die sich in ihrem Unglück mit keinem Tritt wieder sehen ließen. Capitain Fellenthal nahm sie anfangs ganz gleichgiltig auf, um es ihnen merken zu lassen, daß sie wohl thun würden, wenn sie wegblieben; allein die Unverschämtheit war nun einmahl der Grundstoff ihres Charakters, und sie kamen wieder wie nach und zuvor. Solche Herren haben entweder einen Originalgeruch, oder müssen mit irgend einem Vertrauten der Küchen im geheimen Bunde stehen; denn allemahl, wenn Fellenthals Tisch sich über das Alltägliche oder mit einer Schüssel mehr erhob, so konnte man auf ihre Gegenwart rechnen.

Der Seekapitain hatte eine Reise beynahe auf einem halben Monat vor; er gab seiner Schwester die gemessensten Vorschriften, wie sie sich während seiner Abwesenheit betragen sollte, und warnte sie vorzüglich sehr ernstlich vor jenen gefährlichen Gesellschaftern. Er reisete. Schon an dem nehmlichen Tage waren die Herren da, und bestürmten die Gutmüthigkeit der armen schwa-

Weg mit den Schmarotzern, sie sind die Pest der Familien —

schwachen Frau. Er wußte ganz die Saite zu treffen, die jedem seiner Wünsche Gehör gab, und hatte sie so weit gebracht, daß sie schon wieder in ihrem häuslichen Wesen gewisse auffallende Veränderungen machte. Der Bruder entdeckte das, sobald er zurückkam, und fand auch den Urheber gleich. Ohne viel Umstände schrieb er ihm, und verbat sich seine ferneren Besuche. Er gab eine kleine Reise wieder vor, und blieb in der Stadt, um zu sehen, ob sein Billet die gehoffte Wirkung gehabt habe. Aber siehe da, man hatte schon Notiz von der Abwesenheit des Seekapitains, und stellte sich ganz richtig eine halbe Stunde vor Tische ein. Das ergrimmte den schlichten, geraden Mann ausserordentlich, daß seine Schwester mit einem Burschen an einem Tische essen sollte, der um eines lockern Mahles willen seine Ehre in die Schanze schlagen konnte. Er eilte mit schnellen Schritten auf sein Haus und zog seinen Degen, drängte den Unverschämten zur Thüre heraus und hatte seine Brust gewaltig gefaßt. Der arme Wicht barmte, bat um sein Leben. Madam Zellenthal und eine Bekannte von ihr, die sich mit bey Tische befand, fielen ihm in die Arme. Er ließ sich aber nicht stören, und trieb ihn immer weiter zurück. „Weg mit den Schmarotzern, schrie er, sie sind die Pest der Familien," und gab ihm hiermit der öffentlichen Verachtung Preiß.

Amalie erfuhr die Scene, und las dem leichtgläubigen Weibchen den Text gewaltig. Sie

mußte von nun an mehr um sie her seyn, mußte von ihr die schönen Gesetze der Einfachheit in ihrer Haushaltung erlernen, wovon jetzt Trunemanns Haus ein Muster war. Auch mußte sie all ihren kleinen ländlichen Festen beywohnen, um ihnen den Geist der edlern Vergnügungen abzugewinnen. So eben hatte diese Familie sich vorgenommen, der Schafschur ein jährliches Fest zu widmen. Man besuchte sein Landgütchen, und die erste Freude war, daß Vater, Mutter und Kinder sich in das Gras setzten, und gleich den Landleuten die Arbeit verrichten halfen. Der alte Hausfreund Müller war unter ihnen. Wie gut die biedern Landleute waren! wie sie das für eine sehr große Ehre hielten! Amalie unterhielt ihre Kinder mit angenehmen Geschichten, und sie selbst war der schönste Beweis von dem sehr richtigen Satz: nur das Beyspiel der Eltern bildet das Glück der Kinder.

Ein Wagen kömmt angerollt, es waren Tellenthals.

Leipzig,
gedruckt bey Wolf Gottlob Pezold.

Unter der Menge Bücher, welche täglich erscheinen, ist es schwer, solche herauszufinden, die man dem schönen Geschlecht nach aller Rücksicht empfehlen könnte, da hierzu sehr viel erfordert wird. Und doch giebt es kein besseres Mittel, die freyen Stunden, welche die häuslichen Geschäfte übrig lassen, und die man nicht immer im Cirkel guter Gesellschaften zubringen kann, nützlicher und angenehmer zu verwenden, als durch das Lesen solcher Schriften, welche auf die Veredlung des Herzens und die Vervollkommnung des Geistes abzwecken. Diesem Bedürfnisse nun abzuhelfen, und jene Schwierigkeiten zu überwinden, ist die Bemühung verschiedner verdienstvoller Männer, welche seit einiger Zeit die Monatsschrift:

Flora

verfassen. Wir dürfen von diesen nur den Verfasser von Mädchenwerth und Mädchenglück; den Verfasser des heimlichen Gerichts, der Seldorfischen Familie, Herrn Huber; den allgemein bekannten, und eben so geschätzten Pfeffel nennen, um im Voraus für diese Monatsschrift einzunehmen. Und da wir diesem noch die Versichrung beyfügen können, daß nun auch Herr La Fontaine, der durch seine Gewalt der Liebe,

Rudolph von Werdenberg, Klara du Plessis und der durch ihn beforaten Fortsetzung des Musäums für das weibliche Geschlecht, allgemein bekannt und beliebt ist, statt dieses fortzusetzen, nun an unsrer Flora Theil nehmen wird; so haben wir zur Empfehlung dieser Monatsschrift nichts beizusetzen, als die Bitte, sie zu lesen. Unsere Versicherungen werden alsdann gerechtfertiget und uns das Vergnügen zu Theil werden, in das Verzeichniß der Subscribenten, noch manchen Namen eintragen zu dürfen. Der vollständige Titel davon ist:

Flora, Teutschlands Töchtern geweihet. Eine Monatsschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts. Der Jahrgang von 12 brochirten Heften, vierteljährigem Titelkupfer und Musikbeylage kostet 4 Fl. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

J. G. Cottasche Buchhandlung in Tübingen.

Die

praktiſche Lebensweisheit.

Ein

Handbuch für Aufgeklärte

von

Friedrich Ehrenberg.

Erſter Band.

Leipzig, 1805.
bey Johann Ambroſius Barth.

758.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Vorrede.

Wie ſich die vorliegende Schrift, als Theil Eines Ganzen, zu zwey andern von mir herausgegebenen Werken verhalte, darüber habe ich mich in der Vorrede zu meiner Schrift über die Veredlung des Menſchen erklärt. Der Beyfall, womit die letztere in allen öffentlichen Beurtheilungen, die mir bekannt geworden ſind, aufgenommen wurde, mußte bey mir Luſt und Muth zur Bearbeitung der gegenwärtigen erhöhen — um ſo mehr, da ſich hiermit die Erfahrung vereinigte, daß das Zeitalter den Unterſuchungen, die ſich auf die höhern Angelegenheiten des Menſchen beziehen, doch noch nicht ganz ſo abgeneigt iſt, wie man zuweilen glauben möchte.

Für daſſelbe Publicum iſt denn auch dieſes Handbuch zunächſt beſtimmt — nämlich für Menſchen, die, ohne an den gelehrten Forſchungen

der Weisheit Theil zu nehmen, sich gerne mit dem reinen Ertrage derselben für ihre Belehrung und Beruhigung bekannt machen, denen das Nachdenken über das Wahre und Gute, so weit es in der Sphäre des gesunden Verstandes liegt, eignes Bedürfniß, und deren höchstes Interesse Menschenveredlung ist. Es soll die Lebensführung im Lichte der Vernunft darstellen, und die Forderungen der letztern an jene in ihrem Zusammenhange, deutlich, und, so viel als möglich, vollständig entwickeln. Eine praktische Moral für Gebildete, nach den Resultaten der neuern Forschungen, so weit sie dem Verfasser bewährt schienen, ist es also, was man hier zu suchen hat. Dabey wünscht er aber auch von den Freunden und Kennern der Wissenschaft gelesen zu werden. Er hat sie nie aus dem Gesichte verloren, und sie sich bey allen Untersuchungen als Beurtheiler gedacht. Durch manche eigne Ansichten, so wie durch den Plan, wornach, und den Geist, in welchem das Ganze gearbeitet ist, hofft er auf ihre prüfende Aufmerksamkeit Ansprüche machen zu können. Die wissenschaftliche Form wird man, bey einem Raisonnement, das sich unmittelbar an das Leben wendet, leicht entbehren.

Viele treffliche Vorarbeiten kamen ihm allerdings hierbey sehr zu Statten. Diese konnten

indeß neue Bemühungen, wenn sie sonst Werth haben, und ihrer Absicht entsprechen, nicht entbehrlich machen. Diejenigen, welche den Zustand der praktischen Philosophie kennen, wissen, daß hier noch vieles zu erörtern, zu beleuchten, aus andern Gesichtspuncten zu betrachten, und näher zu bestimmen ist, und daß manche sehr bedeutende Fragen aus der Moral des Lebens noch eine erschöpfende Beantwortung erwarten.

Bey den lebhaften Kämpfen, die in den letzten Jahren um das Fundament und um die höchsten Grundsätze der Moral geführt worden sind, und welche die besten Köpfe in ihr Interesse hineinzogen, ging die angewandte Sittenlehre ziemlich leer aus. Man betrachtete sie durchgängig als etwas, das sich leicht von selbst ergebe, und worin die Vorgänger nur eine karge Ernte übrig gelassen hätten. Sie ist allerdings mit vielen schönen psychologischen Bemerkungen bereichert worden; aber für die Zusammenstellung und die Beurtheilung derselben nach den höchsten Grundsätzen hätte mehr geschehen können, wenn die Umstände günstiger gewesen wären.

Hierauf war des Verfassers Augenmerk vorzüglich gerichtet. Wenn er darin von den Entscheidungen Andrer abgeht: so bittet er um angelegentliche Prüfung. Ihn leitete überall nur das

Interesse der Wahrheit, und er wird sich gerne belehren lassen, wo er geirrt hat. Er ließ sich deswegen angelegen seyn, seine Gedankenfolge so zu stellen, daß dasjenige, worauf es jedes Mal ankommt, bestimmt hervor gehoben würde, und so das Wahre oder Irrige seines Raisonnements ohne Mühe und künstliche Scheidungen erkannt werden könnte. Nichts ist dem denkenden Manne verdrießlicher, als durch weitläufige Deductionen herum — und am Ende doch neben der Hauptsache vorbey geführt zu werden, sich in Nebendinge zu verlieren, und, als Preis aller aufgewandten Arbeit, nur eine einseitige Ansicht zu erlangen. Gewiß würde die Wahrheit unendlich mehr gewinnen, wenn Alle, die ihr nachstreben, sich dies zum Gesetze machten, wenn das Wesentliche überall in gerader Richtung ins Auge gefaßt würde. Ihre edle Simplicität würde dann auch immer mehr offenbar, und die Ueberzeugung allgemeiner werden, daß sie nicht in künstlichen Verwickelungen zu suchen sey. So kann der Verfasser sich wenigstens damit trösten, Andern das Nachdenken erleichtert, und eine richtige Entscheidung, wo die seinige verfehlt seyn sollte, vorbereitet zu haben.

Die hier getroffene Anordnung des Ganzen ward zwar zunächst durch die Bestimmung des

Buches veranlaßt. Eine Philoſophie des Lebens ſcheint am beſten von den Hauptmomenten, worin ſich das Leben erweiſt, auszugehen, und durch Anwendung des Vernunftgeſetzes auf dieſelben das würdige Verhalten zu beſtimmen. Vielleicht ließe ſich aber auch dieſe Methode im wiſſenſchaftlichen Vortrage der Moral befolgen. Vollſtändigkeit und leichte Ueberſicht möchte nach ihr beſſer, als nach der gewöhnlichen, die die Pflichten nach den verpflichtenden Subjecten eintheilt, zu erreichen ſeyn. Dieſe letztere hat überdem noch Unbequemlichkeiten, die einem Jeden, der darüber nachgedacht hat, fühlbar geworden ſeyn müſſen. Viele Pflichten laſſen ſich auf dieſe Art gar nicht deduciren, wie, z. B., die Pflicht der Gemeinnützigkeit, die weder Pflicht gegen uns ſelbſt, noch Pflicht gegen andre Individuen, ſondern Pflicht gegen die Menſchheit überhaupt iſt. Viele erſcheinen nur als mittelbare und bedingte — die doch offenbar unmittelbare und unbedingte Pflichten ſind, wie, z. B., die Pflicht der Thätigkeit. Wiederholungen ſind dabey unvermeidlich, da wir gegen Andre, dem materialen Gehalte nach, ohngefähr dieſelben Pflichten zu erfüllen haben, die uns auch gegen uns ſelbſt obliegen. Bey vielen Pflichten geräth man in Verlegenheit darüber, wo man ſie hin bringen ſoll, da die Gründe, welche ſie beſtimmen, ſo-

wohl von Andern, als von uns selbst hergenommen sind. Der verpflichtende Grund zu allen menschlichen Obliegenheiten liegt eigentlich in der Idee der Menschheit, die mit der Idee des Gesetzes zusammenfällt; also entweder in der Idee der Menschheit überhaupt, oder in der Idee der Menschheit im handelnden Subjecte, oder in der Idee der Menschheit in einem andern Individuum, das durch die Handlung in Ansehung seiner Würde beeinträchtigt oder gefördert wird. Oft vereinigen sich diese drey Rücksichten zu eben so vielen Bestimmungsgründen einer pflichtmäßigen Maxime. Darum ist es weit natürlicher, und vorzüglich dem Wesen eines formalen Moralprincips angemessener, von den Maximen auszugehen, und sie nach jenen Bestimmungsgründen zu beurtheilen, als die Bestimmungsgründe zum Grunde zu legen, und sich dann auf gutes Glück nach den Maximen umzusehen, die sich etwa an sie anschließen möchten.

Auf jeden Fall darf von keinen Pflichten gegen Gott, als einem Correlatum der Pflichten gegen Andre und gegen uns selbst, die Rede seyn. In Ansehung Gottes lassen sich nur pflichtmäßige Gesinnungen denken, die, als Religiosität, den pflichtmäßigen Gesinnungen und dem pflichtmäßigen Betragen gegen die Menschen, der

Moralität, gegenüber stehen. Was nun die Moralität selbst betrifft: so müssen zuvörderst die Gesinnungen von den Handlungen getrennt werden; weil es Pflichten gibt, die keinen andern Zweck haben, als den: gewisse Gesinnungen auszudrücken, da hingegen durch andre etwas hervorgebracht werden soll. Will man dann noch nach den verpflichtenden Subjecten eintheilen: so wird man noch eine dritte Rubrik: Pflichten gegen die Menschheit überhaupt, hinzufügen müssen. So war der Plan dieses Buches vor drey Jahren entworfen, und auch grösstentheils schon ausgeführt, als es der Verfasser der nächsten Bestimmung desselben zuträglicher, und, an sich betrachtet, besser fand, ihn aus dem eben angedeuteten Gesichtspuncte umzuarbeiten. Ob er daran wohl gethan habe, darüber wünscht er die Stimmen der Sachkundigen zu vernehmen.

Sollte man die Darstellung hier und da zu weitreich finden: so wird man dies mit dem Bestreben nach der genauesten Bestimmtheit in der Bezeichnung der Begriffe entschuldigen.

Ob gleich noch eine so große Menge von Stoff übrig ist, daß sie mehrere Bände erwarten läßt: so hat sich der Verfasser doch eine solche Oekonomie zum Gesetze gemacht, daß das

Ganze in einem zweyten Bande, der in der Herbſtmeſſe erſcheint, vollendet ſeyn wird.

Daß übrigens der Verfaſſer keiner Schule ganz gehuldigt hat, wird ihm weder zum Tadel noch zum Lobe gereichen. Die moraliſchen Angelegenheiten haben einen von der Speculation unabhängigen Grund im Bewußtſeyn. Wer ihm dieſes am treffendſten zu zergliedern ſchien, von dem ließ er ſich belehren, zu welcher Schule er ſich auch bekennen mochte. Geſchrieben Iſerlohn den 30ſten März 1805.

Ueberſicht des Ganzen.

Erſter Band.

Einleitung.

Begriff und Eintheilung der Lebensphiloſophie.

Erſtes Buch. Von der Moralität.

Erſter Abſchnitt. Moralität der Geſinnung.

Seite 47.

1. Glaube an die Menſchheit S. 55. Pflichtmäßigkeit dieſes Glaubens S. 59. Urſachen des Unglaubens S. 64. Mittel dagegen S. 77. Glaube an uns ſelbſt S. 86. Dünkel. Arten deſſelben S. 89. Stolz S. 91. Vermeſſenheit S. 92. Uebermuth S. 93. Kleinmuth S. 94. Falſche Demuth S. 97. Glaube an Andre S. 99. Mißtrauen S. 102. Argwohn S. 105. Quellen deſſelben S. 107. Der Mangel dieſes Glaubens, ein großes Unglück S. 112.

II. Achtung gegen die Menſchheit S. 115. Verachtung derſelben S. 122. Gleichgültigkeit gegen ihre ſittliche Würde S. 125. Pflichten des Schriftſtellers in Beziehung auf Menſchenachtung S. 126. Selbſtachtung S. 129. Sinnliche Selbſtſchätzung S. 133. Unſittliche Selbſterniedrigung S. 136. Moraliſche Schamloſigkeit S. 146. Gleichgültigkeit gegen ſich ſelbſt und Selbſtverachtung S. 148. Selbſtvergötterung S. 152. Achtung Andrer S. 153. Sinnliche Hochſchätzung S. 153. Bewunderung S. 155. Hochmuth S. 160. Verachtung Andrer S. 161.

III. Wohlwollen gegen die Menſchheit S. 164. Aeußerungen deſſelben S. 167. Unlautere Quellen S. 173. Einſeitiges Wohlwollen S. 176. Schwärmeriſches Wohlwollen S. 178. Moraliſche Menſchenliebe S. 179. Inſtinctartige Menſchenliebe S. 180. Sympathetiſche Menſchenliebe S. 182. Aeſthetiſche Menſchenliebe S. 183. Politiſche Menſchenliebe S. 185. Verbindliches Weſen S. 187. Mitgefühl S. 188. Schonung S. 190. Sanftmuth S. 191. Eifer zu helfen S. 192. Gefühlloſigkeit S. 197. Hartherzigkeit S. 199. Menſchenſcheue S. 201. Menſchenfeindſchaft S. 203. Menſchenhaß S. 204. Neid S. 209. Rachſucht S. 211. Moraliſche Selbſtliebe S. 214. Natürliche Selbſtliebe S. 215. Ungerechtigkeit und Liebloſigkeit gegen An-

dre S. 218. Selbſtverläumdung S. 221. Unſittliche Selbſtverläugnung S. 223.

Zweyter Abſchnitt. Moralität des Betragens.

Erſter Theil.

Moralitätes Betragen in Anſehung der weſentlichen Beſtimmungen, Fähigkeiten, Werkzeuge und Güter des Lebens S. 229.

I. Moraliſches Betragen in Anſehung des Lebens S. 232.

1. Lebensſchätzung S. 235. Zufriedenheit mit dem Leben S. 242. Gleichgültigkeit gegen das Leben S. 245. Geringſchätzung des Lebens S. 247. Unzufriedenheit mit dem Leben S. 250. Lebensüberdruß S. 251. Der Wunſch zu ſterben S. 254. Uebertriebene Lebensſchätzung S. 257.

2. Erhaltung des Lebens S. 260. a) Setze dein Leben nicht ohne Noth in Gefahr S. 261. Der Duell S. 277. Die Blatternimpfung S. 280. b) Schütze und rette dein Leben durch jedes erlaubte Mittel S. 282. Nicht auf Koſten fremden Lebens oder Eigenthums S. 282. Darf man ſein Leben durch Verläugnung ſeiner Ueberzeugung erkaufen? S. 289. Unrechtliches Erbetteln des Lebens S. 292. Ueber den Selbſtmord S. 293. Prüfung der Umſtände, die den Selbſtmord rechtfertigen ſollen S. 301. Anhaltende Leiden S. 302. Hoffnungsloſigkeit S. 304. Erlittene Schande S. 305. Künftige Entwürdigung S. 311. Unheilbarer Wahnſinn

S. 314. Die Ausſicht auf ein langſames und ſchmerzliches Ende S. 315. Das Heil der Welt S. 317. War Chriſtus Selbſtmörder? S. 320. Aufopferung des Lebens zur Rettung eines Andern S. 324. Sehnſucht nach dem beſſern Leben S. 327. Iſt der Selbſtmord ein Beweis von Seelenſtärke? S. 329.

3. Schonung des Lebens S. 335. 1) Verbrauche dein Leben nicht zu ſehr S. 337. 2) Handle und genieße ſo, daß du noch lange handeln und genießen könneſt S. 344. 3) Strebe nach einem frohen Lebensgefühle S. 347.

4. Erhöhung des Lebens. Vielleben S. 349.

5. Weiſe Anordnung des Lebens S. 361. In den Tag hinein leben S. 363. Das Leben ſey ein ſchönes Ganze S. 365.

6. Entweihung des Lebens S. 370.

II. Moraliſches Betragen in Anſehung der Kräfte überhaupt S. 376.

1. Schätzung der Kräfte S. 378.

2. Erhaltung der Kräfte S. 396.

3. Bildung der Kräfte S. 398. Der kräftige Menſch S. 404. Der Unvermögende, der Ohnmächtige und der Weichling S. 405.

4. Anwendung der Kräfte S. 406. Auf welche Art ſoll man thätig ſeyn? Vielgeſchäftigkeit, Zerſtreuung, Flatterhaftigkeit, weiſe Oekonomie mit der Zeit, das Aufſchieben u. ſ. w. S. 411. Eigenſchaften, die zu einer vernünftigen Thätigkeit erfordert wer-

den. Entſchloſſenheit S. 432. Muth S. 435. Arten deſſelben S. 437. Sorgenfreyheit S. 443. Ertragſamkeit S. 445. Selbſtändigkeit S. 448. Nachahmungsſucht S. 449. Anhänglichkeit an das Alte S. 451. Leidenſchaft für das Neue S. 452. Beſonnenheit S. 453. Müßiggang S. 455. Faulheit und Gemächlichkeit S. 458.

5. Mißbrauch und vernünftiger Gebrauch der Kräfte S. 459.

a. Mißbrauche deine Kräfte nicht. Wirke nicht vernunftlos S. 460. Nicht vernunftwidrig S. 462. Hindre kein weſentliches Gut und befördere kein weſentliches Uebel S. 463. Verarreife dich an Niemand S. 465. Mißhandle Niemand S. 466. Betrübe Niemand S. 467. Bringe Niemand in Schaden und Verlegenheit S. 469. Laß Andre deine Gewalt nicht drückend fühlen S. 471.

b. Gebrauche deine Kräfte zur Beförderung vernünftiger Zwecke S. 472. Befördere das allgemeine Beſte überhaupt S. 473. Regeln, die dabey zu beobachten ſind S. 478. Laß jedem Einzelnen Schutz und Hülfe angedeihen S. 499.

III. Moraliſches Betragen in Anſehung des Geiſtes S. 503.

1. Sorge für den Geiſt S. 506. a) Der Geiſt ſoll das Uebergewicht über den Körper haben S. 508. Der körperliche und der geiſtige Menſch S. 509. b) Gehörige Verfaſſung des Geiſtes S. 514. Richtiges Verhältniß zwi-

ſchen Verſtand und Herz S. 515. Richtiges Verhältniß der einzelnen Fähigkeiten, die zum Verſtande gehören S. 521. Richtiges Verhältniß der Gefühle S. 523. c) Bildung des Geiſtes S. 524. Bildung des Verſtandes S. 524. Bildung des Gefühles S. 530.

2. Gebrauch der Geiſtesvermögen. 1) Richtiger Gebrauch des Verſtandes: a) durch Einſammeln nützlicher Kenntniſſe S. 551.; b) Streben nach wahren und gewiſſen Ueberzeugungen S. 559.; c) Bilden vortrefflicher Ideale S. 582. 2) Weiſer Gebrauch des Gefühles S. 584.

Einleitung.

Einleitung.

Philoſophie des Lebens iſt es, was hier mitgetheilt werden ſoll. Da dieſe indeß in ſo mancherley Sinn genommen zu werden pflegt: ſo kann es nicht undienlich ſeyn, ſich vorläufig darüber zu erklären, wie die Sache zu verſtehen ſey, auf die menſchliche Natur und ihre Bedürfniſſe einen Blick zu werfen, der uns jene gleich im rechten Lichte zeige, ihr Weſen in ihrem Urſprunge begreiflich mache, und darnach eine Idee des Ganzen zur Ueberſicht aufzuſtellen.

Das Leben iſt ein Inbegriff von Kräften, die ſich, auf eine, ihrer urſprünglichen Einrichtung angemeſſene Art, zu äußern ſtreben. Ein Weſen iſt in dem Maße belebt, in welchem es Thätigkeitstrieb hat, und dieſer Thätigkeitstrieb ſich in beſtimmten Formen und

Richtungen zu erkennen gibt. Welche diese Formen und Richtungen seyn werden, das hängt von den Bedürfnissen des Individuums ab. Ueberall aber kündigen sie sich durch Gefühle an, die entweder angenehm oder unangenehm sind; je nachdem das Bedürfniß Befriedigung findet, oder ihm diese versagt wird. Aus ihnen entstehen dann Begierden oder Verabscheuungen, die in Handlungen übergehen.

Wo Leben ist, da ist auch Trieb, auf eine gewisse Weise thätig zu seyn; da gibt es äußere Gegenstände, auf welche der Trieb gerichtet ist, an welchen die Thätigkeit sich erweckt, durch welche das Leben besteht, und die, in der Beschäftigung mit ihnen, eine Quelle der Lust werden; da gibt es Neigungen zu dem, was diese Lust gewährt, Wünsche und Bestrebungen, das Eine näher mit sich zu vereinigen, das Andre zu entfernen; endlich gewisse Richtungen der thätigen Kräfte, die dem entsprechen, und dasjenige Verhältniß der äußern Gegenstände hervorbringen sollen, in welchem das Leben sich selbst genügt, mit sich selbst harmonirt, und sich in allen seinen Theilen froh bewegt fühlt.

Das menſchliche Leben iſt der Willkühr unterworfen. Es wird nicht blindlings und unwiderſtehlich getrieben. Es ergießt ſich in tauſend Strömen; aber der Menſch braucht ſich nicht ihrer Gewalt zu überlaſſen. Er kann ſie ſelbſt hemmen, erweitern oder in andre Richtungen bringen. Seine Maximen werden ihm nicht aufgedrungen. Er kann ſie ſelbſt wählen. Seine Neigungen und Begierden ſind ihm zwar angeboren und angebildet; aber es iſt nicht nöthig, daß er dasjenige thue, was ſie ihm eingeben. Es ſteht bey ihm, ſie anzuhalten, zu überlegen, ſie gegen einander abzuwägen, einzuſchränken, zu unterdrücken, und ſie überhaupt zu beſtimmen, wie es ihm gefällt. Die Einrichtung ſeines Lebens iſt ihm übergeben, und für das, was daraus wird, iſt nur er verantwortlich.

Freylich zählt das Leben auch viele Beſtimmungen, an welchen er nichts vermag, über welche eine andre Macht zu herrſchen ſcheint. Es gibt viele Dinge, die uns ſehr unangenehm ſind, Verhältniſſe, die uns hart drücken, und an denen wir doch nicht das Geringſte ändern können. So wie auf der andern Seite manches unſre feurigſten Wünſche erregt, ohne daß

wir im Stande sind, es uns zu verschaffen. Das Reich der Willkühr stößt überall an das Gebiet des Schicksals, und wird nicht selten durch dasselbe in sehr enge Gränzen gewiesen. Aber genauer betrachtet ist es doch nicht das Leben selbst, was diesen Einschränkungen unterworfen wird. Nur seine äußere Lage ist von der Nothwendigkeit abhängig. Die Güter, die den Menschen beglücken, die widrigen Begegnisse, die ihn treffen sollen, sind eben so oft die Fügung einer fremden Gewalt, als seiner eignen Bemühungen. Aber diese Bemühungen selbst, die Entschließungen, die er faßt, das Betragen, das er wählt, die Maximen, die er annimmt, stehen bey ihm. Welche Begierden er in sich dulden, nach welchen Gegenständen er streben, und wie das, was ihm zu Theil oder versagt wird, auf ihn wirken, in welche Stimmung es ihn versetzen werde, darüber hat er allein zu entscheiden. Und das ist es doch auch eigentlich, worauf es ankommt, damit es wohl um das Leben stehe.

Im menschlichen Leben muß Ordnung herrschen. Wo Willkühr ist, da ist auch Verstand, und dieser kündigt sich in Regeln für jene an. Wäre es uns an sich noch so gleich-

gültig, wie wir unſer Leben führen, welchen Neigungen wir ergeben ſind, von welchen Begierden wir uns beherrſchen laſſen, nach welchen Gegenſtänden wir ſtreben, welches Betragen wir behaupten: ſo kann es uns ſchon deswegen nicht gleichgültig ſeyn, weil wir verſtändige Weſen — und als ſolche genöthigt ſind, zu billigen oder zu verwerfen. So wie wir alles nach gewiſſen Geſetzen beurtheilen, allem gewiſſe Formen und Verhältniſſe anſinnen: ſo ſind wir auch genöthigt, unſer Leben zu beurtheilen, gewiſſe Formen und Verhältniſſe deſſelben uns ſelbſt aufzugeben. Wie in der Natur und Geſchichte nur Eine Weiſe die rechte iſt: ſo kann auch in unſrer Denkart und in unſerm Betragen nur Eine Einrichtung die zweckmäßige, die mit unſrer Natur übereinſtimmende ſeyn. Wie wir überall auf Einheit und Zuſammenhang ſehen: ſo können wir nicht umhin, uns dieſe auch in unſern Maximen zum Geſetze zu machen. Was für unſre Begriffe die Wahrheit iſt, daſſelbe ſind Güte und Weisheit für unſer Handeln. Mit demſelben Nachdrucke und Ernſte, wie an jene, ſind wir an dieſe gewieſen. . . .

Es iſt aber auch an ſich nicht gleichgültig,

wie wir unſer Leben führen. Auf die Beſchaffenheit deſſelben kommt es an, ob das Gefühl, worin wir daſſelbe vernehmen, ein erfreuliches oder ein ſehr läſtiges ſeyn werde. Es kann ſich ſogar in einer Geſtalt zeigen, die uns den Wunſch abnöthigt, von ihm befreyt zu ſeyn: Ein verwirrtes, trübes, gequältes und hoffnungsloſes Leben iſt die ſchwerſte Bürde, die dem Menſchen aufgelegt werden kann. Kein Widerſtreit, keine Unzufriedenheit, kein Mißmuth ſoll in unſerm Leben herrſchen — die möglich größte Summe von angenehmen Empfindungen ſoll daſſelbe erfüllen: das iſt eine Forderung, die zu tief in unſrer Natur gegründet iſt, als daß wir davon abſtehen könnten. Es iſt aber einleuchtend, daß ſich nicht jede Richtung ſeiner Wünſche und Begierden, nicht jedes Ziel ſeines Strebens, und nicht jede Handlungsweiſe damit vertrage, und daß dabey weit mehr auf die willkührliche Einrichtung unſers Lebens, als auf die Güter, die wir in demſelben beſitzen, gerechnet werde. Unzählbare Dinge, die uns zuwider ſind, werden den Frieden des Lebens nicht ſtören, wenn unſer Benehmen dabey zweckmäßig bleibt, und wir uns dem, was nicht zu ändern ſteht, ge-

hörig anzueignen wiſſen. Iſt aber die innere Quelle des Lebens getrübt: ſo wird auch alles, was aus ihr hervorſtrömt, eine dunkle Farbe haben. Sind die innern Verhältniſſe deſſelben verkehrt, finden ſich Widerſprüche in unſrer Denkart und in unſern Maximen: ſo iſt es gar nicht möglich, daß es uns je Genüge leiſte; beym reichſten Ueberfluſſe, der uns von außen her angeboten wird, werden wir uns ſehr arm fühlen. Wir haben unvertilgbare Bedürfniſſe, an denen uns alles gelegen iſt, und nach welchen wir allen Werth beurtheilen. Ihnen ſoll unſer Leben, ſo weit es in unſrer Gewalt ſteht, entſprechen. Nur unter dieſer Bedingung kann uns wohl ſeyn.

Von Natur hat unſer Leben die Geſtalt nicht, welche wir, genöthigt durch unſern Verſtand und unſer Herz, demſelben anſinnen. Ueberlaſſen wir uns dem Zuge ſeiner Wünſche und Neigungen: ſo werden wir uns bald ſehr elend fühlen. Sie wurden uns nicht mitgetheilt, daß wir uns von ihnen leiten laſſen, ſondern daß wir ſie beherrſchen, darin den Adel verſtändiger Weſen behaupten, und hierauf eine ſelbſtgewählte, weiſe und beglückende

Lebensordnung bauen sollten. In ihrer ursprünglichen Einrichtung sind sie allerdings wohlthätig, und enthalten Winke genug, deren ernste Beherzigung uns unser Ziel nicht verfehlen läßt. Aber sie sind so vielen Verbildungen ausgesetzt, werden, durch die Lage, worin wir uns befinden, durch die Dinge, die auf uns wirken, durch die Täuschungen der Einbildungskraft und eines zu warmen Herzens so vielfach irre geleitet, daß wir uns unvermeidlich betrogen sehen, wenn wir sie nicht nach bewährten Regeln leiten. Sie verwickeln uns in den größten Widerstreit, lehren uns überall uns selbst entgegen handeln, zerstören oft das größere Interesse, indem sie das kleinere befriedigen, machen unser Benehmen schwankend und unsicher, bedrohen oder vergiften fast jeden Augenblick unsre Ruhe, und berauben uns nicht selten des Theuersten, was wir haben. Thorheiten auf Thorheiten zu häufen, sie zu bereuen und wieder zu begehen, an seinem eignen Ruin unablässig zu arbeiten, und sich immer tiefer in das wilde Gedränge hinein zu stürzen, je ängstlicher und angelegentlicher man sich aus demselben zu retten sucht, dazu ist der Unglückliche verdammt, der

kein andres Geſetz kennt, als die Eingebungen ſeiner natürlichen Triebe.

Geregelt, geordnet muß unſer Leben werden, wenn es mit demſelben gelingen ſoll. Unſre Denkart muß Feſtigkeit und Haltung gewinnen; das unbeſtimmte Streben unſrer Kräfte muß ſich auf Ein Ziel unverwandt richten; unſre Begierden müſſen ſich in gewiſſe Schranken fügen, unſre Leidenſchaften heilige Gränzen anerkennen, und unſer Betragen nach ſolchen Vorſchriften gebildet werden, die aus den weſentlichen Bedürfniſſen unſrer Natur geſchöpft ſind. Das iſt die Aufgabe an die Philoſophie des Lebens. Sie ſoll lehren, das Leben mit Weisheit führen, ſeine Regungen beherrſchen, den Verſtand geltend machen, den Adel unſers Weſens behaupten, und uns überall ſo benehmen, daß wir mit uns ſelbſt zufrieden ſeyn können, und daß die verſchiedenen Zwecke, deren Beſorgung uns aufgetragen iſt, nach dem Maße ihrer Wichtigkeit erreicht werden.

Lebte der Mensch bloß als Individuum, ohne mit andern Wesen seines Gleichen in Verbindung zu stehen: so würde Lebensphiloso-phie entweder überflüßig, oder doch etwas sehr Einfaches seyn. Es bedürfte dann zur Anord-nung und Einigung seines Lebens nichts wei-ter, als seine Begierden nur dahin einzuschrän-ken, daß sie sich nicht unter einander zerstören, sich in seinen Genüssen so weit zu mäßigen, daß sie seiner Gesundheit und der Möglichkeit fernerhin zu genießen nicht nachtheilig werden, und auf die äußern Gegenstände so zu wirken, daß ihr Reiz für ihn nicht verloren gehe. Wenige Dinge würden für ihn Werth haben; und es könnte ihm gar nicht schwer fallen, durch Erfahrung das richtige Verhältniß der-selben und diejenige Methode ihrer Behand-lung zu erlernen, wobey ihm dieser Werth ge-sichert bliebe. Von den mannichfachen und feinen Collisionen des Lebens, die ihm jetzt wichtig sind, in welchen sich nur der geübte Scharfsinn zurechtfindet, und welche ein so an-haltendes und reifliches Studium erfordern, würde er nichts wissen. Alle Vortheile hätte er von der Natur zu erwarten, alle seine Freu-den aus ihren Händen zu empfangen — dar-

um nirgends die Eiferſucht eines Nebenbuhlers, nirgends den Widerſtand der Klugheit zu beſorgen. Kein Weſen außer ihm, das auf eine gerechte und billige Behandlung Anſpruch machen dürfte, deſſen Wohl mit dem ſeinigen verflochten wäre, und an deſſen Gunſt ihm etwas gelegen ſeyn könnte.

Aber der Menſch iſt ein geſellſchaftliches Weſen, und ſteht in geſellſchaftlichen Verhältniſſen. Er findet Andre, deren Hülfe er nicht entbehren kann, deren Meinungen von ihm ihm nicht gleichgültig, und deren Geſinnungen gegen ihn ihm ſehr wichtig ſind, mit denen er auf mancherley Art zuſammentrifft, vieles gemein, und ſich in vieles zu theilen hat. Die meiſten Regungen und Bedürfniſſe ſeines Herzens beziehen ſich auf ſie. Er kann ihnen ſeine Schonung und ſein Wohlwollen nicht verſagen, ohne ſich nicht allein in vielen Angelegenheiten zurückgeſetzt zu ſehen, ſondern auch etwas in ſich zu verletzen, an deſſen Heilighaltung der Friede des Lebens hängt. Er muß ein gewiſſes Betragen gegen ſie ſtrenge beobachten, um Ruhe zu haben, und mit ſich ſelbſt übereinzuſtimmen. Sein Leben greift überall in das ihrige ein. An Viele iſt er noch ſtär-

ker gefeſſelt. Sein Schickſal läuft durch das ihrige. Was ſie thun, hat auf ihn den bedeutendſten Einfluß, und was ihnen widerfährt, macht ihn oft in höherm Maße glücklich oder elend, als was unmittelbar ihn ſelbſt trifft. Auf dies alles hat derjenige Rückſicht zu nehmen, der ihm zu einer weiſen Führung ſeines Lebens Anleitung geben will. Alle hier möglichen Verhältniſſe muß die Philoſophie des Lebens umfaſſen, und ihn lehren, wie er ſich in ihnen und in Anſehung ihrer zu benehmen habe, um ſeiner Natur, wie der Natur des Ganzen, getreu, mit ſich einig und glücklich zu ſeyn.

Von der Erfahrung geht die Philoſophie des Lebens aus. Das Leben, wie es ihr hier erſcheint, iſt ihr Gegenſtand, und aus der Natur deſſelben, wie ſie ihr hier bekannt wird, ſchöpft ſie die Regeln, nach welchen es geleitet werden ſoll. Hier dringen ſich ihr auch die Zwecke auf, für welche ſie alles einrichtet. Daß der Menſch in Verbindung mit Menſchen ſo viel Gutes und Frohes genieße als er kann; daß das gute Vernehmen mit ihnen erhalten werde; daß er ſich ihres Wohlwollens freue; daß alle nothwendigen und heilſamen Verhält-

niſſe beſtehen und ſich verſchönern; daß der Umgang an Reiz und Annehmlichkeit gewinne; daß er ſeine Abſichten erreiche, ſo wenig Unangenehmes als möglich erfahre, und die unvermeidlichen Uebel mit Faſſung, Standhaftigkeit und Ergebung trage; daß durch ihn alles um ihn her genügender und beſſer werde: dahin will ſie ihn führen.

Sie lehrt ihn Freuden ſuchen, und ſie ſich ſelbſt ſchaffen, Güter erwerben, ihre Beeinträchtigung verhüten, und ſie ſo benutzen, daß er ihres Genuſſes recht froh werde. Sie warnt ihn vor den Fehlern, die er zu vermeiden hat, um ſich das Angenehme, was er beſitzt, nicht ſelbſt zu verbittern — vor Gefahren, die ihn bedrohen, vor Verlegenheiten, in welche er durch ein leichtſinniges Betragen gerathen muß, und vor Thorheiten, die das Unglück ſeines Lebens ſeyn würden. Sie zeigt ihm, wie er es anfangen müſſe, um widrige Ereigniſſe abzuwenden, oder ihnen zu entgehen, oder das Drückende in ihnen zu mildern. Sie deutet auf eine Verfaſſung der Seele hin, in welcher man, erhaben über äußere Erſchütterungen und Verluſte, über Verletzungen und Kränkungen des Schickſals, in ſich ſelbſt ruhig

und selig ist. Sie gibt seinem gesellschaftlichen Leben Milde, Sanftheit und eine mit weisem Ernste gemischte Fröhlichkeit, in deren Zauberschein alles eine freundliche Gestalt gewinnt. Sie macht darauf aufmerksam, wie er sich gegen Andre zu benehmen habe, damit er immer gefalle, damit er einer allgemein vortheilhaften Meinung von sich sicher seyn könne, damit er Zutrauen, Achtung und Liebe finde, damit er in herzlichem Wohlwollen Freude gewähre und Freude empfange, damit er im Umgange mit ihnen nicht allein seine Zwecke erreiche, sondern sich auch immer neue Quellen des Vergnügens eröffne.

Es ist nicht zu läugnen: es müßte ein schönes, friedes- und genußvolles Leben seyn, das nach diesen Grundsätzen gebildet würde. Aber es ist nicht das Höchste, was uns zu erreichen steht. Der Verstand hat hier allerdings geordnet; aber die Grundzüge sind aus dem sinnlichen Theile unsrer Natur genommen. Klugheit — nicht Weisheit waltet hier vor, und deren Maximen bleiben immer sehr veränderlich. Eine feste unbewegliche Form soll das Leben haben. Seine Einrichtung soll unter Regeln stehen, die ewig ihre Gültigkeit be-

haupten, und durch deren Anwendung es in allen Theilen gedeckt und gesichert ist. Die Erfahrung ist hier allein Lehrerin. Wer hat sie aber je ausgelernt! Wer in ihr je etwas Unwandelbares gefunden! Wie leicht führt sie irre! Wir müssen über sie hinaus, damit unser Leben eine in jeder Rücksicht genügende Einrichtung erhalte. Aus einer höhern Gegend muß das Licht herabstrahlen, in welchem das ruhige Ebenmaß aller seiner Theile erkannt wird. Aus einem erhabenern Standpuncte muß man das Leben übersehen, einem erhabenern Ziele dasselbe entgegenbilden, damit das richtige Verhältniß zum Vorschein komme. Auf Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse ist in dieser sinnlichen Lebensphilosophie alles berechnet — aber übersehen, daß es Ein nichtsinnliches Bedürfniß gebe, welchem alle übrigen unterworfen seyn sollen. Glückseligkeit, sey es eigne oder gesellschaftliche, ist der letzte Zweck, den man erreichen will — aber dabey verkannt, daß diese nur dann mit unserer Natur übereinstimmt, und nur dann von uns gebilligt werden kann, wenn sie durch etwas anderes eingeschränkt und beherrscht wird, nämlich durch freye Würde.

In freyer Würde offenbart ſich das Leben als ein rein menſchliches, als ein ſolches, das über das Sinnliche und Vergängliche muthig emporſtrebt, und in dieſem Emporſtreben ſich zu einer Harmonie entfaltet, die eben ſo ſehr entzückt als erhebt. Ein Daſeyn, das in ſich noch ſo ſehr zuſammenſtimmt, der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit noch ſo ſehr angeeignet iſt, das des Guten noch ſo viel beſitzt und mittheilt, entſpricht den Forderungen noch nicht, die wir gezwungen ſind, an daſſelbe zu richten, wenn es nicht höhere Kraft zeigt und nach höhern Regeln gebildet ward.

Es gibt eine gemeine Lebensphiloſophie, die zur Beförderung der Glückſeligkeit ihre Maximen von der Erfahrung entlehnt. Daß alles denjenigen Zwecken, welche die Natur dabey im Auge zu haben ſcheint, entſpreche, ihnen gemäß behandelt werde, und ſo den höchſten Genuß gewähre, darauf beziehen ſich alle ihre Belehrungen. Sie iſt deswegen auch ſehr problematiſch; weil die Natur uns über ihre Abſichten nur unvollſtändige und oft dunkle Winke gegeben hat; weil Keinem hier ſeine beſondern Anſichten, Meynungen und ſein beſondrer Geſchmack verargt werden

dürfen; endlich weil man mit den Jahren anders denken, andre Wünſche hägen, und nach andern Gütern ſtreben lernt.

Etwas Ewiges und Nothwendiges liegt im Menſchen, wodurch ſein Leben nicht allein beruhigt und gebildet, ſondern auch geweiht und veredelt wird, und ſo eine höhere Bedeutung gewinnt. Hierauf gründet ſich die höhere Lebensphiloſophie, welche in dieſer Schrift entwickelt werden ſoll. Nur ſo weit es hiermit beſtehen kann, beſchäftigt ſie auch das Wohl des Lebens. Ihr Hauptzweck aber iſt, demſelben eine unabänderliche Form, die Form ſelbſtſtändiger und in jeder Hinſicht bewährter Weisheit, und damit eine ſolche Einrichtung zu geben, wobey ſeine Würde ſtandhaft behauptet wird, und wobey man, im tröſtenden Bewußtſeyn des rechten Betragens, allen Veränderungen, die nicht in unſrer Gewalt ſind, mit Faſſung und Ruhe entgegen ſehen kann.

Das Ewige und Nothwendige, welches ſich mit Herrſcherwürde im Leben ankün-

digt, ist nirgends anders als in der Vernunft zu suchen. Es dringt sich uns in unabweislichen und allgemein gültigen Vorschriften auf. Solche kann aber nur die Vernunft ertheilen. Nur sie besitzt das dazu erforderliche Ansehen; nur sie kann aus eignem Vermögen entscheidende Gesetze aufstellen. Es gibt Gesinnungen und Maximen, die wir auch dann verwerflich finden, wenn wir selbst damit behaftet sind, in welchen wir uns unvermeidlich verachten müssen. Es ist ein entweihtes, verwüstetes, trauriges Leben, ein Leben voll Widerspruch, das diese Schande trägt. Es gibt Gesinnungen und Maximen, in welchen wir uns, auch unter den unglücklichsten Umständen, erhaben, und mit einem edeln, beseligenden Selbstvertrauen beseelt fühlen. Ein solches Richteramt kann nur die Vernunft ausüben. Aus ihr wird also die Lebensweisheit ihre Grundsätze zu entlehnen haben.

Freylich nicht so, als ob diese in ihr schon ganz bereit lägen, und sie nur, ohne anderweitige Rücksicht, darüber abgehört werden dürfte. So wie ohne Erfahrung aus der Vernunft keine einzige Wahrheit geschöpft werden kann: so ist sie auch nicht im Stande, eine

einzige Regel für das Betragen aufzuſtellen, ohne ſich vorher an das Leben ſelbſt zu wenden, um es über ſeine Bedürfniſſe, Zwecke, Anſprüche und Verhältniſſe zu befragen. So wie ſie den Stoff für ihr Wiſſen von außen her empfängt: ſo muß ihr auch der Stoff von außen her gegeben werden, aus welchem ſie das Ideal der Weisheit für das Leben bildet. So wie aber die Erfahrung erſt dann reellen Gewinn bringt, erſt dann ſich zur Würde der Wahrheit erhebt, wenn die Vernunft ſie nach ihren Geſetzen gebildet, und ihr ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat: ſo läßt ſich auch nur dadurch Würde in die Geſinnungen und Handlungen bringen, daß ſich die Vernunft an ihnen thätig beweist, ſie mit ſich übereinſtimmend macht, und dasjenige an ihnen ausſcheidet, was ihrem Weſen widerſpricht. Sie ordnet nach nothwendigen und unwandelbaren Geſetzen ihrer Wirkſamkeit die Bedürfniſſe, Antriebe und Beſtrebungen des Lebens, lehrt einige von ihnen über alles heilig halten, andre ihnen unterordnen, durch ſie einſchränken, und nur unter der Bedingung der Uebereinſtimmung mit ihnen gelten laſſen, andre aber ganz abweiſen.

Dieſes Verfahren beobachtet ſie in jedem Menſchen, in welchem ſie noch nicht geſchwächt, irre geleitet oder gar unterdrückt iſt, und heißt in ſo fern Gewiſſen. Einem jeden ſagt ſein Gewiſſen, was er zu thun und zu laſſen habe, welche Geſinnungen er nähren und welchen er entgegen arbeiten ſoll, welche Art zu denken und ſich zu betragen die allein weiſe ſey. Aber dies thut es doch nur bey vorkommenden Fällen, nach gegebener Veranlaſſung. Man erhält dadurch keine Ueberſicht des würdevollen Lebens, und wird dadurch noch nicht in den Stand geſetzt, die Bildung eines ſolchen Lebens planmäßig zu beſorgen. Außerdem iſt dieſes Verfahren manchen Mißgriffen ausgeſetzt. Es kann leicht geſchehen, daß eine zu beurtheilende Maxime aus dem unrechten Geſichtspuncte angeſehen, in ein falſches Licht geſetzt, einſeitig aufgefaßt, und dadurch eine zuverläſſige Prüfung unmöglich gemacht wird. Deswegen iſt es nöthig, dieſes Verfahren zu beobachten, ſich einen allgemeinen Begriff davon zu entwerfen, und dieſen dann wieder auf die vorzüglichſten Momente, und die merkwürdigſten Situationen des Lebens anzuwenden. So wird uns eine vollſtändige Idee des beſſern,

würdevollen Lebens entſtehen. Das iſt es, was die höhere Lebensphiloſophie leiſten muß.

Unwillkührlich, und ohne daß wir uns deſſen bewußt ſind, übt die Vernunft ihr beurtheilendes Verfahren an Geſinnungen und Maximen aus. Reflectiren wir aber darauf, und ſuchen es uns klar zu machen: ſo leuchtet bald ein, daß ſie hierbey vorzüglich auf zwey Beſtimmungen ſieht, zwey Fragen vorzüglich aufwirft. Sie ſieht nämlich erſtlich darauf, ob dasjenige, wornach wir ſtreben, auch das Rechte ſey, ob ſie es dieſes Beſtrebens werth erkennen dürfe, oder ob durch ein gewiſſes Betragen nicht etwas andres verletzt oder gemißbraucht werde, was ihr heilig iſt. **Sie entſcheidet über den Zweck des Handelns.** Sie ſieht zweytens darauf, ob nach dieſem Zwecke auch auf die rechte Art, in dem rechten Maße, und in einem gewiſſen Verhältniſſe, das ſie als das ihrige anzunehmen genöthigt iſt, geſtrebt werde. **Sie entſcheidet über die Form der Handlung.**

Die Vernunft kennt nichts Höheres als dasjenige, was ihrer Natur theilhaftig iſt; und etwas gilt ihr um ſo mehr, je reiner ſich das Vernünftige darin ausprägt. Sie findet eine

Gesinnung um so edler, je mehr sie sich durch Hochschätzung des Vernünftigen auszeichnet, — und eine Handlung um so rühmlicher, je ungetheilter sie nach der Verherrlichung desselben strebt. Unter allen Zwecken, die der Mensch sich setzen mag, soll dies sein höchster seyn; alle sollen darnach regulirt und eingeschränkt, durch die Beziehung auf denselben geadelt werden. Das Vernünftige ist in der Menschheit, es ist der eigenthümliche Charakter derselben. Daher das Geboth: **achte die Menschheit um ihres eigenthümlichen Charakters willen; drücke diese Achtung in allen deinen Maximen aus; denke und thue nichts, wodurch sie verletzt würde, wodurch du Geringschätzung der Menschheit an den Tag legtest; laß dich dagegen nichts verdrießen, was auf irgend eine Art dazu beytragen kann, jenen eigenthümlichen Charakter, das Vernünftige im Menschen hervorzuheben.**

Dem Vernünftigen steht das **Sinnliche** entgegen. Durch jenes ist der Mensch frey, durch dieses ist er abhängig, gekettet an Um-

ſtände, die er nicht ändern kann, an Bedürfniſſe, deren Befriedigung ihm von außen her kommen muß, und ihm nicht immer zu Theil wird, Unfällen ausgeſetzt, die ihn nicht allein elend machen, ſondern auch ſeine Thätigkeit einſchränken, und ihn an der Ausführung ſeiner Zwecke hindern, den Sieg der Vernunft und Freyheit erſchweren. Dieſe Sinnlichkeit zu vertilgen iſt unmöglich; darauf kann der Befehl der Vernunft nicht gerichtet ſeyn. Sie iſt ein nothwendiger Theil unſers Weſens. Wir müßten uns über unſre Lage in der Welt erheben; wir müßten aufhören Bürger der Erde zu ſeyn; wir müßten unſern Körper ausziehen und etwas Weſentliches an unſerm Geiſte zerſtören; wir müßten keine Empfindung und keine Gedanken mehr haben: wenn ſie ausgerottet werden ſollte. So wie ſie auf der Einen Seite das Vernünftige und Freye in uns einſchränkt: ſo iſt ſie auf der andern das Organ deſſelben; und daß ſie dieſes ganz ſey, daß ſie ihm nie entgegen wirke, daß ſie das Intereſſe deſſelben überall befördere, ſeine Abſichten überall ausführe, daß die Abhängigkeit von ihr kein Sclavenſtand mehr ſey, daß die Welt, die ſie dem Menſchen vorführt, ihm

dienſtbar werde: das iſt es, was nach dem Willen der Vernunft bewirkt werden ſoll.

Ein ſolches Verhältniß des Sinnlichen zum Vernünftigen, wobey jenes zwar noch immer etwas Einengendes für dieſes bleibt, aber ſich zu einer Verfaſſung veredelt hat, worin es ein eben ſo taugliches als unentbehrliches Werkzeug deſſelben iſt, und ſich ihm ſo viel als möglich aneignet, nennen wir Vollkommenheit. Vollkommenheit iſt da, wo die Kräfte des Geiſtes gebildet ſind, wo wir uns leicht, froh und glücklich fühlen, und im Beſitze derjenigen Güter befinden, ohne welche kein angenehmer Genuß, keine nützliche Anwendung und keine vernünftige Thätigkeit des Lebens möglich wäre. Vollkommenheit iſt derjenige Zuſtand, zu welchem die menſchliche Natur ſoll geführt werden. Je vollkommner wir ſind: deſto freyer ſind wir auch; deſto ſiegreicher herrſcht in uns die Vernunft; deſto heller ſtrahlt unſre Würde. Daſſelbe Gebot der Vernunft, das uns die Heiligshaltung und Erhöhung der letztern anbefiehlt, verpflichtet uns auch, menſchliche Vollkommenheit zu achten, uns nichts zu erlauben, was dieſe hindert oder beeinträchtigt, dagegen alles aufzubiethen, was ſie vermehren kann.

Sonach wäre der Zweck gefunden, welchen das Verfahren der Vernunft in der Beurtheilung unsrer Gesinnungen und Handlungen als einen solchen aufstellt, dem wir alle unsre Absichten und Bestrebungen unterwerfen, und durch welchen wir alle unsre Maximen realisiren sollen; und, als höchstes Gesetz der Lebensweisheit, stände der Grundsatz fest: **habe keinen Zweck, hege keine Gesinnung und verübe keine That, welche der Würde und Vollkommenheit der menschlichen Natur entgegen wären; alle deine Zwecke, Gesinnungen, Thaten seyen durch ungetheilte Richtung auf diesen ehrwürdigsten aller Zwecke geheiligt.**

Die Vernunft entscheidet aber nicht allein über den Zweck, sondern auch über die Art, wie dieser Zweck soll vor Augen gehalten und realisirt werden. Achten wir auf ihr Verfahren in der Beurtheilung der Maximen genauer: so ergibt sich, daß sie dabey noch mehr **auf die Form des Handelns als auf den Gegenstand desselben** sehe. Für diese Form verlangt sie nämlich Angemessenheit zu demjenigen Gesetze, woran sie bey allen ihren Verrichtun-

gen gebunden iſt, nämlich Einheit, Gleichförmigkeit und Zuſammenſtimmung in den handelnden und vernünftigen Individuen. Vor ihr beſteht nur dasjenige die Probe, was für Alle gelten kann, was ſich in die Geſetzgebung für ein Reich vernünftiger Weſen als Grundſatz aufnehmen läßt. Sie zeigt uns Menſchheit, Würde, Freiheit, Vervollkommnungsfähigkeit als Eigenthum und Grundcharakter jedes Einzelnen. Gleichmäßig ſollen ſie in jedem heilig gehalten und entwickelt werden. In der Gemeine der Vernünftigen gelten Alle für Einen und Einer für Alle. Ihre höhern Güter dürfen auf keine andre Art erhalten und vermehrt werden, als wie es Alle billigen müſſen, wenn ſie ſich auf ihr wahres Intereſſe verſtehen, und ihrem vernünftigen Charakter getreu bleiben.

Daher ergibt ſich das Geboth: betrachte dich in jeder Maxime, die du ergreifſt, und in jeder Handlung, die du unternimmſt, als ob von der Einrichtung derſelben das Betragen Aller abhinge, als ob du damit über Alle entſchiedeſt, als ob Alle ſich darnach richten

und eben ſo gegen dich und gegen jeden Andern verfahren würden.

Aus der Vereinigung des höchſten Zweckes und der allein gültigen Form, in welcher dieſer Zweck geſchätzt und auf ihn hingewirkt werden ſoll, bildet ſich das allgemeine Geſetz der Lebensphiloſophie, dem das Verhalten in allen einzelnen Fällen entſprechen ſoll, wornach dieſes Verhalten überall zu beurtheilen und einzurichten iſt.

Nur in einem weiſen Verhalten kann der Menſch ſich ſelbſt genug thun, ſich befriedigt und ſelig fühlen, und in vollſtändiger Harmonie leben. Weiſe iſt aber nur dasjenige Verhalten, welchem die Menſchheit überall und in jedem Einzelnen heilig iſt, wodurch Keiner gering geſchätzt, verletzt, um ſeine Freyheit und Vollkommenheit oder die Bedingungen derſelben betrogen, alles dieſes aber bey Jedem ſo viel als möglich begünſtigt, vermehrt und erhöht wird.

Hoch über dem irrdiſchen Leben thront in unſichtbarer Majeſtät das göttliche Geſetz der Vernunft. Bis dohin muß ſich die Weisheit

hinauf ſchwingen, die den Menſchen auf irrdiſcher Bahn ſicher und friedenvoll leiten ſoll. Aber ſie muß auch, wenn ſie dort ihr Ziel gefaßt, ihren Leitſtern gefunden hat, zu dieſem zurück kehren, über dieſes das Licht der höhern Gegend ausgießen: denn durch das irrdiſche Leben ſoll ſie uns ja führen, mit dem irrdiſchen Leben uns ausſöhnen, das irrdiſche Leben uns weiſe gebrauchen und einem beſſern anbilden lehren. Güter des irrdiſchen Lebens ſind die Gegenſtände des weiſen Handelns; in ihrem richtigen Verhältniſſe realiſirt ſich das Ideal der Vernunft.

Durch die Anwendung der höchſten Vorſchrift der Vernunft auf die Neigungen, welchen wir in der Sinnenwelt nachgehen, und auf die Handlungen, zu welchen wir uns hier angetrieben finden, entſtehen die beſondern Weisheitsregeln, in der Sprache des höhern Ernſtes Pflichten genannt.

Dieſe Regeln vollſtändig darzuſtellen, ſcheint indeß ein ſehr ſchwieriges, daß ich nicht ſage ein unmögliches Geſchäft zu ſeyn. Das Leben iſt ſo reich an eignen Lagen und Verhältniſſen, an Veranlaſſungen und Antrieben zum Handeln. Unzählbare Gegenſtände und Verbin-

dungen umgeben uns, täglich werden wir mit neuen Gegenſtänden bekannt, in neue Verbindungen verwickelt. Nicht ſelten thut ſich eine ganz fremde Welt vor uns auf, in welcher wir uns mit allem, was wir bisher erfahren und beobachtet haben, nicht zurecht finden können. Wie ſoll man da zu einer erſchöpfenden Ueberſicht, wenn auch nur der Hauptmomente, gelangen?

Bey näherer Anſicht zeigt ſich indeß, daß dieſe Schwierigkeit ſo groß nicht ſey, wie ſie Anfangs zu ſeyn ſcheint. Es ſind doch ohngefähr dieſelben Erſcheinungen, die, nur in veränderter Geſtalt, wiederkehren, dieſelben Verhältniſſe, die nur einige zufällige Beſtimmungen angenommen oder abgelegt haben. Es iſt daſſelbe Schauſpiel, das, nur von andern Perſonen, vor uns aufgeführt wird. Es gibt bleibende Grundzüge des Lebens. Auf dieſe beziehen ſich die Regeln der Weisheit, um dann die weitere Anwendung der Beurtheilung eines Jeden zu überlaſſen. Sie ſind der Faden, der uns durch das verwickelte Labyrinth hindurch führt, die Lichtpuncte, die uns die Verwandtſchaft der verſchiedenartigen Situationen offenbaren. Zu ihnen ordnen ſich die

regellosen Massen, die vermischte Mannichfaltigkeit und die verwirrte Menge zur klaren Uebersicht zusammen. Sie auszuscheiden, und unter das höchste Gesetz zu stellen, das ist es demnach, worauf es hier zunächst ankommt.

Man kann dabey auf eine doppelte Art verfahren. Man kann entweder von dem Zwecke, den die Vernunft geheiligt hat ausgehen, nach den Bedingungen der Erreichbarkeit desselben fragen, und sich dann umsehen, wo sich diese Bedingungen im Leben finden, diese hervorheben, sie als Eintheilungsglieder des Ganzen, als solche Güter, die uns vorzüglich wichtig seyn müssen, und auf welche wir in allem Rücksicht zu nehmen haben, aufstellen. Die Ausführung hätte dann nichts weiter zu bestimmen als die Form der Handlungen, die Art, wie nach denselben auf eine allgemein gültige Art gestrebt werden müsse. Oder man kann, ohne Rücksicht auf das, was die Vernunft entscheidet, vom Leben selbst ausgehen, und darauf sehen, wie man es an sich selbst bestimmt findet, auf die Werkzeuge, Güter und Verhältnisse, worin sich dasselbe offenbart, an diese die Forderungen der Vernunft halten, und so ausmitteln, welche Art des Betragens in

Anſehung derſelben, ſie, mit Rückſicht auf ihren Zweck ſowohl, als auf ihre Form, für die allein weiſe erkennen muß. Die erſte Methode faßt die Zwecke des Lebens ins Auge, die letzte aber die Mittel, die wir beſitzen, überhaupt Zwecke auszuführen, und zeigt, wie wir uns in der Anwendung derſelben durch die Idee der Vollkommenheit und Allgemeingültigkeit beſchränken ſollen. Die erſte ſcheint die Ausführung zu vereinfachen und zu erleichtern. Dafür ſtellt uns die letzte aber das Leben vollſtändiger dar, und entſpricht mehr dem Begriffe einer Lebensphiloſophie, die das Leben ſelbſt auffaſſen, zu einer vollſtändigen Ueberſicht deſſelben führen, es in allen ſeinen Beziehungen entwickeln, und die weiſe Behandlung aller ſeiner Beſtimmungen lehren ſoll.

Wir fragen demnach: wie ſoll ich mein Leben, und was dazu gehört, gebrauchen, um den Forderungen der Weisheit Genüge zu leiſten? Werfen wir nun einen Blick auf dieſes Leben, in wie fern daſſelbe unſrer Behandlung unterworfen iſt, auf dasjenige in demſelben, worauf ſich unſre Thätigkeit zunächſt richtet: ſo gibt

es darin zweyerley zu unterscheiden: nämlich erstens gewisse Bestimmungen, Werkzeuge und Güter, und zweytens gewisse Verhältnisse desselben. In Ansehung beyder lehrt die Lebensphilosophie, wie wir uns zu betragen, wie wir sie zu verwenden haben, um die Würde der menschlichen Natur in uns und Andern heilig zu halten, die Vollkommenheit derselben in uns und Andern gleichmäßig und auf eine allgemein gültige Weise zu befördern.

Es gibt also ein pflichtmäßiges Betragen:

1. in Ansehung der wesentlichen Bestimmungen, Fähigkeiten, Werkzeuge und Güter des Lebens,
2. in Ansehung der allgemeinsten und wesentlichsten Verhältnisse desselben. Denn um die besondern und zufälligen mit zu umfassen, müßten die Gränzen ihres Gebiethes zu weit aus einander gerückt werden.

Was das Erste betrift: so finde ich mich

1. überhaupt als lebendes Wesen, und es kann nicht gleichgültig seyn, wie ich über dieses Leben denke, wie ich dasselbe

ſchätze, ob ich es erhalte und ſchone, oder zerſtöre, verwahrloſe und verſchleudere, welche Anordnung deſſelben ich treffe, ob und wie ich die ſittliche Heiligkeit deſſelben anerkenne.

2. Ich finde dieſes Leben **wirkſam in gewiſſen Kräften**. Es ſcheint ſelbſt nur der Inbegriff derſelben, das Prinzip der Thätigkeit zu ſeyn. Was ſoll ich von dieſen Kräften halten? Was darf ich mir in Anſehung ihrer nicht erlauben? Was ſoll ich aus ihnen machen? wie ſie anwenden, auf welchen Zweck ſie richten?

3. Ich finde mich **als Geiſt**; ich denke, fühle und begehre. Wie habe ich mich in dieſer Hinſicht zu behandeln? Was fordert die Sorge für meinen Verſtand? Wie ſoll ich ihn bilden? Welche Richtung ihm und den Fähigkeiten, die ihn unterſtützen, geben? Zu welchen Zwecken ward er mir verliehen? Welches iſt ſein Verhältniß zur Würde und Vollkommenheit der menſchlichen Natur in und außer mir? Wie habe ich ihn jenem Verhältniſſe und dieſem Zwecke gemäß zu verwenden? In welcher Form ſtimmt er mit dem Herzen

zur Darſtellung eines kräftigen und groſsen Geiſtes zuſammen?

Weil ich Geiſt bin, habe ich das Vermögen mich andern Geiſtern mitzutheilen, ihnen meine Gedanken, Gefühle und Wünſche zu offenbaren. Welche Fehler habe ich in Anſehung dieſes Vermögens zu vermeiden? Was verbiethet mir die vernünftige Schätzung deſſelben, die Achtung gegen Andre und gegen mich ſelbſt? Was ſoll ich durch daſſelbe zu bewirken ſuchen? Wie kann ich hier Menſchenwürde und Menſchenwohl erhöhen?

4. Aber ich bin nicht reiner Geiſt. Ein organiſcher Körper umkleidet meinen Geiſt. Durch ihn ſtehe ich mit der Sinnenwelt in Verkehr; durch ihn empfange ich Eindrücke und bringe Veränderungen auſser mir hervor. Wie habe ich für dieſen Körper zu ſorgen? Was in Anſehung deſſelben zu verhüten?

Der Körper hat ſeine eignen Bedürfniſſe; aus ihm entſtehen — und auf ihn beziehen ſich gewiſſe Triebe. Nach

welchen Regeln, mit welchen Einſchränkungen ſoll ich dieſe befriedigen?

5. Als körperlich geiſtiges Weſen beſitze ich die Fähigkeit außer mir zu wirken, die Beſchlüſſe der Seele auszuführen. Zwar bin ich darin durch andre Weſen meiner Art beſchränkt, die dieſelbe Fähigkeit haben und behaupten wollen. Mir iſt eine Sphäre für meine Freyheit angewieſen und zugeſichert. So lange ich in dieſer Sphäre bleibe, darf niemand mich hindern. Was liegt mir in Anſehung dieſer Freyheit ob? Warum iſt ſie mir wichtig? Wie habe ich ſie zu ſchützen? In welche Gränzen ſoll ich ſie einweiſen?

6. Für meine Thätigkeit und Vollkommenheit kann es mir nicht gleichgültig ſeyn, was Andre von mir denken, welche Meynungen ſie von meinen Fähigkeiten, meiner Geſchicklichkeit und von meinem Charakter hägen. Ehre iſt ein weſentliches Gut und ein unvertilgbares Bedürfniß für den Menſchen. Welches iſt die wahre Ehre, nach welcher ich ſtreben ſoll? Auf welche Art ſoll ich nach ihr ſtreben? Was

soll mich dazu bestimmen? Wie soll ich meine Ehre bewahren, vertheidigen und retten? wozu sie anwenden? wie mich verhalten, wenn ich Ehre habe, oder ehrenwerth zu seyn glaube?

7. Eben so unentbehrlich als die gute Meynung der Menschen und das Ansehen bey ihnen ist mir äußerliches Vermögen. Ohne irrdisches Gut kann ich weder leben noch wirken. Auch hier muß mein Betragen pflichtmäßig seyn. Im Erwerb, in der Erhaltung, Vermehrung und Verwendung desselben soll Weisheit mich leiten. Welche sind die Grundsätze derselben?

8. Eben so gewiß, als ich thätig seyn soll, muß ich auch froh seyn können. Dazu ist der Genuß des Vergnügens erforderlich. Nach der Arbeit bedarf ich Erholung und Stärkung der müden Kräfte; und diese finde ich wieder am besten im Genusse des Vergnügens. Wann darf ich dem Vergnügen nachgehen? Ist jedes Vergnügen erlaubt und recht? Wie soll ich das Vergnügen genießen? Wie habe

ich meine Vergnügungen zu wählen und anzuordnen?

Hiermit sind die vorzüglichsten Bestimmungen, Anlagen und Güter des Lebens erschöpft. Derjenige Theil der Lebensphilosophie, welcher sich mit ihnen beschäftigt, wird also darstellen müssen das pflichtmäßige Verhalten: 1) in Ansehung des Lebens selbst; 2) in Ansehung seiner Kräfte; 3) in Ansehung des Geistes, seiner Fähigkeiten überhaupt, und des Vermögens sich mitzutheilen insbesondere: 4) in Ansehung des Körpers; 5) in Ansehung der äußern Freyheit; 6) in Ansehung der Ehre; 7) in Ansehung des Eigenthums und des Vermögens; 8) in Ansehung des Vergnügens.

Was das zweyte von den eben angeführten Momenten der Lebensphilosophie, nämlich die allgemeinsten und wesentlichsten Verhältnisse, worin wir als Menschen stehen, betrifft: so sind diese dreyfach: Verhältnisse zu andern Menschen, Verhältnisse zur sinnlichen und zur übersinnlichen Welt. Auch in Ansehung dieser ist das weisheitsvolle Betragen theils aus der Natur der-

ſelben, theils aus dem höchſten Geſetze der Vernunft zu entwickeln.

Aber nicht bloß unſer Betragen, auch unſre Geſinnungen ſollen gebildet werden. Sie ſind die Quelle des höhern und beſſern Lebens, der Geiſt, der jenes beſeelt und leitet. Ohne veredelte Geſinnungen kann unſer Betragen nie von Widerſprüchen frey, nie feſt, zuverläſſig und conſequent ſeyn. Was iſt auch dieſes Betragen anders als die äußere Darſtellung unſrer Geſinnungen! Um unſer Leben auf den höchſten Zweck zu richten, und unſerm Betragen die allein rechtmäßige Form zu ertheilen, müſſen Achtung und Wohlwollen gegen die Menſchheit daſſelbe beſtimmen. Die Lebensphiloſophie wird demnach auch dieſe Geſinnungen nebſt den entgegenſtehenden Fehlern entwickeln; und zwar vor allem andern, weil ſie die Grundlage des Uebrigen ſind.

Indem der Menſch ein höchſtes Geſetz der Vernunft anerkennt, hat er ſchon Einen Schritt über die ſinnliche Welt hinausgethan. Ob er gleich ſeine Entſchließungen noch immer in dieſer ausführt; obgleich die Gegenſtände ſeines

Handelns dieſer noch immer angehören: ſo ſind doch die Prinzipien, nach welchen er ſich entſchließt und handelt, aus einer andern hergenommen. In den Geſinnungen, die er dabey äußert, lebt er ſchon wirklich ein unabhängiges, ſelbſtſtändiges, freyes und höheres Leben. Jetzt, da einmal die ſinnliche Schranke durchbrochen iſt, gewinnt er jenſeits Land. Das höhere Leben wird an ein höchſtes geknüpft. Das Moraliſche in ihm nöthigt ihn, eine ewige Beſtimmung ſeines Weſens und einen moraliſchen Weltgeiſt anzuerkennen. Weisheit iſt ſeine Aufgabe; dieſe kann nicht gelöst, der Zweck, für welchen zu wirken ſie ihn verpflichtet, kann nicht erreicht werden, wenn ſie nicht auch über das Weltall herrſcht und alle ſeine Veränderungen leitet. So gewiß er weiß, daß er nach einem heiligen Geſetze leben ſoll: ſo gewiß weiß er auch, daß dieſes Geſetz der Wille eines unendlichen Geiſtes ſey, der über ſeiner Ausführung wacht, und in welchem alle Forderungen deſſelben realiſirt ſind. Er denkt dieſen Geiſt als Ideal der Sittlichkeit und als moraliſchen Regierer der Dinge, und muß ihn ſo denken, ihn als einen ſolchen annehmen, wenn

das Handeln und die Geſinnungen, wozu ihn die Vernunft auffordert, Einheit und Conſequenz gewinnen ſollen.

Damit erweitert ſich das Gebieth der Lebensphiloſophie. Sie darf ihn nicht bloß anweiſen, in der Welt recht zu denken und zu thun; ſie muß ihn auch über die Welt hinausführen; ſie muß ſeinen ſittlichen Maximen dadurch eine unzerſtörbare Grundlage geben, daß ſie ihn lehrt, die unbegränzte Macht der Sittlichkeit im höchſten Weſen anerkennen, und die Geſinnungen haben, die ſich auf ſie beziehen, die von dem Glauben an dieſelbe unzertrennlich ſind. Wer ein heiliges, weiſes und allmächtiges Weſen glaubt, fühlt ſich gewiß auch gedrungen, dieſem Weſen ungetheilte Verehrung zu weihen, es über alles zu ſchätzen, ſich ihm unbedingt zu unterwerfen, und auf daſſelbe ſein ganzes Vertrauen zu ſetzen. Unſre ſittliche Natur erhebt uns über das phyſiſche Leben. Was jenſeits iſt, kann unmöglich etwas anders als das Sittliche ſeyn. Das iſt es aber eben, worauf alle Pflichten ruhen, von deſſen Achtung alles weiſe Verhalten und die tugendhafte Geſinnung ausgeht. Wie könnten wir denn daſſelbe in ſeiner Vollendung

anders als mit der tiefsten Ehrfurcht und der freudigsten Huldigung betrachten! Diese Ehrfurcht, diese Huldigung gibt unsrer Tugend ihre Vollendung und letzte Weihe.

Die Anerkennung eines höchsten moralischen Wesens und Regierers der Welt heißt Religion. Religiosität nennen wir deswegen die Gesinnungen, die sich auf diese Anerkennung beziehen, während das pflichtmäßige Verhalten im Leben und die Gesinnung, welche sich darin ausspricht, Moralität heißt. Moralität und Religiosität sind also die beyden Hauptgegenstände der Lebensweisheit.

Beyde sind ihrem Wesen nach unzertrennlich. Aus der Moral entwickelt sich die Religion, und findet in der ernsten Betrachtung der Welt und der Lebensverhältnisse, wie sie sich in der Erfahrung offenbaren, ihre nachdrücklichste Bestätigung. Der moralische Mensch wird gewiß auch ein religiöser, wenn gleich nicht im Bekenntnisse, doch im Herzen und in der That. Von dieser Seite ist die Verbindung zwischen beyden in unserm Zeitalter vorzüglich lebhaft zur Sprache gebracht. Man fängt fast allgemein an, einzusehen, daß

eine Religion, wozu nicht hauptſächlich die moraliſche Natur des Menſchen mitgewirkt habe, die Forderungen, die wir an ſie richten, nicht befriedige, den Bedürfniſſen, die auf ſie hindeuten, nicht entſpreche, und dieſe Natur nicht veredeln könne.

Aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß auf der andern Seite die menſchliche Moralität von einem religiöſen Geiſte beſeelt ſeyn müſſe, um ſich in ihrer vollen Kraft und Schönheit zu zeigen, daß die Tugend nur da in ihrem hellen Glanze ſtrahle, wo ſie mit Verehrung Gottes und Vertrauen auf ihn gepaart geht, wo ſie eine gläubige und hoffnungsvolle iſt. Damit ſoll freylich nicht geſagt ſeyn, daß es ohne religiöſe Rückſichten den Vorſchriften der Moral an Deutlichkeit, Vollſtändigkeit und Nachdruck, oder ihren Bewegungsgründen an Stärke und Wirkſamkeit fehlen würde. Wäre das Erſte: ſo könnte eine moraliſche Religion nie in uns entſtehen: denn eben die Heiligkeit des Geſetzes führt zur Religion. Wäre das Andre: ſo müßte unſre Tugend eine ſinnliche und eigennützige bleiben. Moraliſcher Sinn und moraliſche Stimmung des Herzens müſſen im Menſchen ſeyn, ehe er ſich zur Religion

erheben kann. Wo die erſten aber ſind, da erhebt ſich das durch ſie geweihte und gebildete Gemüth auch zu den erhabenen Gedanken und Gefühlen der letztern, und beyde fließen in Eine heilige und herrſchende Stimmung der Seele zuſammen. Der wahrhaft weiſe und edle Menſch denkt und handelt nicht bloß ſittlich gut. Er denkt und handelt ſo, wenn gleich nicht um der Vorſtellungen willen, welche die Erinnerung an Gott in ihm anregt, doch gewiß mit Rückſicht auf Gott, voll von den Geſinnungen, die dieſe Rückſicht ihm einflößt. Dieſe Rückſicht iſt es, woher die hohe Bedeutung ſeines Lebens rührt. Sie iſt es, die ſeinen pflichtmäßigen Eifer im Kampf mit der Sinnlichkeit unterſtützt, die hohen Himmelsglanz über ſein irrdiſches Daſeyn ausſtrahlt.

Zur vollſtändigen Einſicht in das Weſen von beyden wird es nöthig ſeyn, ſie hier von einander zu trennen, und, da die vernünftige Anordnung des Lebens der Geſichtspunct iſt, aus welchem wir hier das Ganze betrachten, das Weſen der Religioſität überdem auch durch die Kenntniß der Forderungen der Moralität erſt recht deutlich werden kann, die letztern zu-

erſt darzuſtellen; und zwar ſo, daß zunächſt von der moraliſchen Geſinnung, dann von dem moraliſchen Verhalten, ſowohl in Anſehung der Anlagen, Werkzeuge und Güter des Lebens als auch in Anſehung der weſentlichen Verhältniſſe derſelben die Rede iſt.

Erſtes Buch.
Von der Moralität.

Erſter Abſchnitt.
Moralität der Geſinnung.

Erſtes Buch.

Von der Moralität.

Erſter Abſchnitt.

Moralität der Geſinnung.

Zu einem durchaus einſtimmigen, vernunftgemäßen und moraliſch guten Verhalten ſoll die Lebensphiloſophie Anleitung geben. Ein ſolches Verhalten kann nur aus einer durchaus einſtimmigen, vernunftgemäßen und moraliſch guten Geſinnung herfließen. Dieſe Geſinnung muß aller höhern Bildung zum Grunde liegen. Im Innern entwickelt ſich das beßre Leben. Was aus dem Innern kommt, wirkt allein wohlthätig auf menſchliche Veredlung. Die würdevolle Beſchaffenheit des Innern ſichert allein diejenige Bildung, Selbſtachtung und Beruhigung, woran dem Vernünftigen alles gelegen iſt. So lange noch keine moraliſche Geſinnung den Willen beſeelt,

fehlt es auch dem Betragen an einer ſichern Leitung. Es bleibt das Spiel ſinnlicher Triebfedern. Laune, zufällige Eindrücke und Stimmungen, angeborne oder angebildete Neigungen, Affecte und Leidenſchaften, geben ihm ſeine jedesmalige Richtung mit mehr oder weniger äußerer Glätte. Dabey kann es aber nie ein planmäßiges, vernünftiges und ordnungsvolles werden, wie es zu einem weiſen Leben erfordert wird. Das Höchſte, wozu man es bringt, iſt ein conſequenter Egoismus, wenn anders der Egoismus je conſequent werden kann, nebſt einem traurigen Zerfallen mit ſeiner wahren Menſchheit.

Wäre es indeß auch möglich, im Dienſte dieſes Egoismus ſich ſelbſt in jeder Rückſicht Genüge zu leiſten, und alle Forderungen der Lebensphiloſophie zu erfüllen: ſo würde ein ſolches Leben doch nur ein kluges — nie aber ein weiſes genannt werden dürfen. Von einer reinen Uneigennützigkeit empfängt wahre Weisheit ihre letzte Weihe, und ohne dieſe iſt ſie nichts mehr als leeres Gepränge. Ein geſittetes, nie aber ein ſittlich gutes Betragen iſt es, was der gebildete Eigennutz hervorbringt. In der Geſinnung iſt der

Menſch allein wahrhaft groß; das Herz allein kann ihn auf die Höhe heben, von welcher er ſein Leben in allen Theilen beherrſchen, und zu einem ordnungs- und friedevollen Ganzen einigen kann.

Von der Bildung der Geſinnung muß daher auch die Lebensphiloſophie ausgehen. Die Moralität derſelben iſt das Erſte, womit ſie ſich zu beſchaftigen hat. Mit der Darſtellung derſelben hat ſie die Grundzüge zu dem höhern Lebensplane entworfen, und es bedarf nur noch der Ausfüllung durch das, was die Erfahrung vorführt, um daraus die vollſtändige Lebenskunſt zu entwickeln.

Die Geſinnung, welche allem tugendhaften Verhalten zum Grunde liegt, kann aber keine andre ſeyn als eine ſolche, die von dem Gefühle der Würde und Vortrefflichkeit der menſchlichen Natur in allen Individuen ganz beſeelt iſt — ein innres Heilighalten des vernünftigen Charakters der Menſchheit und aller Anſtalten, Anlagen und Fähigkeiten, die ſich auf denſelben beziehen, die ſeiner Entwickelung und Ausführung im Leben geweiht ſind. Wer dieſe Geſinnung hat, der ſieht von dem Sinnlichen, Wandelbaren und Individuellen an

Menschen weg, von allen Eigenschaften, Kräften und Fertigkeiten, die sich hierauf beziehen, unbekümmert darum, was in diesen Vorzügliches oder Schlechtes, Lobenswerthes oder Tadelhaftes, richtig Geordnetes oder Verbildetes seyn möge, er sieht nur auf das, was am Menschen reine Menschheit ist, was ihn in eine höhere Ordnung der Dinge versetzt, und ihm unendliche Vervollkommnungsfähigkeit zusichert. So arm und verwahrlost, so verlassen und mißhandelt, so niedrig und gemein, so elend und verworfen sich ihm auch viele zeigen: er ehrt in allen die Menschheit. Ein so trauriges Gemählde ihm auch die Geschichte seines Geschlechtes aufstellt: er hört nicht auf, mit hoher Bewunderung, die Keime alles Großen und Göttlichen darin zu erkennen. Ihm ist alles heilig, was Menschheit heißt, und die Menschheit angeht. Herrschendes Gefühl der menschlichen Würde und eine daraus hervorgehende innige, lebhafte und unveränderliche Werthschätzung der menschlichen Natur — das ist die Gesinnung des Tugendhaften.

Sie vertheilt sich in zwey Hauptzweige, Achtung und Wohlwollen. Achtung ist

ſie, wenn ſie bloß bey den Eindrücken ſtehen bleibt, welche die Betrachtung der höhern Würde des Menſchen im ſittlichen Gefühle hervorbringt, ſich dieſen ganz überläßt und daher keinen Gedanken, keinen Wunſch, keine Begierde und kein Beſtreben in ſich duldet, was gegen dieſe Eindrücke ſtreitet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Achtung eine gleichmäßige ſeyn muß, daß keine Parteylichkeit, keine Vorliebe und kein Vorurtheil ſie beflecken, daß kein menſchliches Individuum, um einer zufälligen Urſache willen, und ſo lange es ſeine Würde noch nicht ganz verletzt hat, davon ausgeſchloſſen ſeyn, daß Selbſtliebe uns nicht verleiten darf, Andre hierin hinter uns zurück zu ſetzen. Ehre und Lob mag der Eine mehr verdienen als der Andre, perſönlichen Werth mag der Eine mehr haben als der Andre; aber diejenige Achtung, die ſich auf die vernünftigen Anlagen bezieht, können alle in gleichem Maße fordern. Darin beſteht ja eben die Form, welche das Geſetz nicht allein für die Handlungen, ſondern auch für die Geſinnung vorſchreibt. Dieſe muß nicht weniger als jene eine allgemein gültige ſeyn.

Hierbey kann indeß die echte Werthſchä-

hung der menſchlichen Natur und Würde nicht ſtehen bleiben. Wahre Achtung geht von ſelbſt in Wohlwollen über. Dieſes iſt lebendiges Intereſſe für alle Angelegenheiten der Menſchheit und des einzelnen Menſchen, Verabſcheuung alles deſſen, was dem letzten Zwecke derſelben und den beſondern Zwecken, die zu dieſem führen, entgegen iſt, eifriges Beſtreben, alles zu thun, beyzutragen und auszurichten, was jene befördern kann. Auch hier fällt der Unterſchied des Fremden und Eignen weg. Was einen Menſchen angeht, geht auch mich an. Nicht mir ſelbſt, nicht Dieſem oder Jenem will ich wohl, ſondern dem Mitgenoſſen der Menſchheit. Nicht aus Laune und ſinnlicher Luſt ſoll ich dem Einen oder Andern zugethan ſeyn, ſondern weil mir Vernunft die Geſinnung aufgibt, die, als eine rein menſchliche, allgemein gebilligt werden kann.

Achtung und Wohlwollen gründen ſich auf Glauben an die Menſchheit. Mit dieſem muß alſo die Entwickelung der einzelnen Beſtandtheile der moraliſchen Geſinnung beginnen.

I.

Glaube an die Menſchheit.

Das Vernünftige, Freye, über die Schranken des Sinnlichen Erhabene, iſt es überall, was Achtung einflößt und echt moraliſches Wohlwollen weckt. Achtung und moraliſches Wohlwollen gegen die Menſchheit beziehen ſich nothwendig auf das, was in ihr vernünftig, frey und über die Schranken des Sinnlichen erhaben iſt. Sie ſind unmöglich — und mit ihnen wird alles ſittliche Betragen, alles zweckmäßige Wirken auf die Menſchheit zu ihrer Verherrlichung unmöglich; wenn wir nicht in derſelben einen überſinnlichen Charakter, um deſſen willen ſie an ſich ſelbſt Zweck, und deſſen vollendete Entwickelung das Ziel alles vernünftigen Beſtrebens iſt, anerkennen; wenn uns nicht jeder einzelne Menſch als ein Weſen erſcheint, das noch etwas ganz Andres und Beſſres iſt, als was es uns in der ſinnlichen Erfahrung darſtellt, das, unſichtbar, die Keime eines freyen, göttlichen und ſeligen Lebens in ſich trägt, ſich immer mehr loswinden von den Banden, die es jetzt noch feſſeln, immer freyer, göttlicher und ſeliger werden ſoll.

Wir müssen überzeugt seyn, daß der Mensch in seiner vernünftigen Natur die Aufgabe und Verheißung einer unvergleichbar großen Bestimmung habe, daß es ihm möglich sey, dieser Bestimmung nachzukommen, daß es eine erreichbare höchste Würde gebe. Dies ist es, was zunächst unter dem Glauben an die Menschheit verstanden wird.

Diese Bestimmung und Würde ist zwar nicht mit der Tugend einerley. Aber sie ist etwas, das allein durch Tugend zu erlangen steht; sie ist das Ziel, wornach die Tugend strebt, der Lohn, der allein der Tugend zu Theil wird, der Zweck, in Beziehung auf welchen die Tugend alle ihre Bemühungen leitet, und alle ihre Regeln bildet. Ohne Tugend ist eine Bestimmung und höchste Würde der Menschheit undenkbar. Wer jene für einen leeren Wahn, für ein unausführbares Ideal hält, oder dem Menschen Freyheit und Kräfte, sie zu üben, abspricht, muß nothwendig auch an der letztern verzweifeln. Glaube an die Menschheit ist deswegen zugleich Glaube an die Heiligkeit, Wahrheit und Möglichkeit menschlicher Tugend; ist Glaube daran, daß es ein unverbrüchliches Gesetz der Sittlichkeit in der mensch-

lichen Natur gebe, daß dieſes Geſetz die erhabenſte Erſcheinung derſelben ſey, daß es den Menſchen auf das nachdrücklichſte verpflichte, und daß dieſer Vermögen und Fähigkeit habe, zu thun, was ihm dadurch befohlen iſt; — Glaube daran, daß die Menſchheit, ſey es durch eigne Schuld, oder durch ein hartes Verhängniß, nie in einen ſolchen Zuſtand gerathen kann, wo es ihr unmöglich würde, Tugend zu haben, wo alle Keime des ſittlichen Lebens bey ihr erſtorben wären; — iſt Glaube an eine Erhabenheit und an eine Gewalt des Freyen im Menſchen über allen phyſiſchen Zwang, worin es nie genöthigt werden kann, andern als ſeinen eignen Geſetzen zu folgen, etwas anders zu thun als was recht iſt.

Es iſt aber ſchwer, an die Möglichkeit einer Sache zu glauben, die nie wirklich wird, — ſchwer, eine Sache für das Höchſte und Beſte zu halten, wenn ſie zu den ſeltnern Erſcheinungen gehört. Wer fühlt ſich nicht ſtark verſucht, alles, was je Vortreffliches über Sittlichkeit und echten Menſchenwerth gedacht, geſagt und erfunden worden iſt, für eine fromme Dichtung zu halten; wenn nie auf Erden Tugend geübt ward; wenn ſich alles, was

ihren Schein trägt, aus einem klugen Eigennutze erklären — wenn sich nur von einem beträchtlichen Theile des menschlichen Geschlechtes sagen läßt, es sey nichts Gutes an ihm. Was nie zum Vorscheine kommt, oder nur Wenigen zu Theil wird, das ist nicht das geheiligte Erbgut der Menschheit. Zum Glauben an die Menschheit gehört auch Glaube an wirkliche Menschentugend, die Ueberzeugung, daß wahre Sittlichkeit von je her sey bewiesen worden, daß es Menschen gegeben habe, die durch sie in der That und Wahrheit die Ehre ihres Geschlechtes rechtfertigten, daß keiner lebe, der von ihr ganz entblößt sey, daß auch der Verworfenste in heiligen Stunden von ihrer Majestät so stark ergriffen werde, daß er nicht widerstehen kann, daß es keinen Grad der Verderbenheit gebe, der zugleich absolute moralische Unfähigkeit wäre.

Der Glaube an die Menschheit wird daher verläugnet, nicht allein durch ausdrückliches Ablängnen der moralischen Würde und der moralischen Anlagen in der menschlichen Natur, durch offenbaren Widerspruch gegen die Möglichkeit eines tugendhaften Lebens, durch unverhohlene Versuche, das Gesetz der Tugend

als ein Product der Einbildungskraft, ein Machwerk der Politik oder ein Mißverſtändniß der klügelnden Vernunft darzuſtellen; — ſondern auch durch jede Behauptung, welche die Menſchheit entehrt, durch jedes Bemühen ihre Verirrungen zu ihrer Erniedrigung bekannt zu machen, ihre beſſern Thaten aus Eigennutz oder Schwäche zu erklären, das wahre Verdienſt zu verdunkeln, und durch jede Maxime, wornach Menſchen als bloß ſinnliche Geſchöpfe behandelt werden, durch jede Verkehrung, worin ihre höhere Würde bey Seite geſetzt, oder darauf gerechnet wird, daß ſie dieſelbe ſelbſt nicht achten, daß ſie zu allem feil und erkäuflich ſind.

Unglaube an die Menſchheit iſt die unheiligſte und verwägenſte Art des Unglaubens überhaupt. Neben ihm kann kein andrer Glaube mehr beſtehen. Neben ihm gibt es gar nichts Heiliges mehr. Wer keinen Glauben an die Menſchheit hat, muß ſie in ſich ſelbſt verächtlich finden. Der Eigennutz iſt der einzige Götze, dem er dient, das Einzige, was ihn noch an ſich ſelbſt feſſelt. Keine Vorſehung, kein Gott, keine Unſterblichkeit, — wenn es mit Menſchenwerth und Menſchenrus

gend nichts ist. Vom Gefühle für Menschenwerth und Menschentugend erhebt sich das Gemüth zu allem Höhern. Hier ist die Quelle der Religion. Menschenwahn, Traum der Phantasie oder leerer Mechanismus, geistloser Ceremoniendienst wird sie, wenn nicht Glaube an die Menschheit sie beseelt. Ohne diesen Glauben bindet mich kein Gesetz, darf ich alles wagen, alles antasten und niederreißen, was eigne Klugheit nicht gegen mich in Schutz nimmt — darf ich mir jede Mißhandlung, jede Entehrung Andrer erlauben, die nicht mit meinem eignen Vortheile streitet — darf ich sie überhaupt als Geschöpfe behandeln, die für sich nichts zu bedeuten haben, die nur für mich da sind. Von Rechten, die sie hätten und gegen mich geltend machen könnten, weiß ich nichts. Die Stimme des Mitleides, die in meinem Innern für sie spricht, werde ich als Schwachheit verspotten, und es wird mir nicht schwer werden, sie endlich ganz zum Schweigen zu bringen.

Die ganze Sittlichkeit der Gesinnung und des Verhaltens hängt von dem Glauben an die Menschheit ab, und muß mit diesem stehen oder fallen. Nur so lange ich im Menschen

ein Weſen anerkenne, das Würde hat und zu immer höherer Würde gebildet werden ſoll, kann ich ihn achten und mit Wohlwollen umfaſſen, ſeine Zwecke ehren und thätig befördern. Aber auch dann darf ich nur das Bild menſchlicher Verkehrtheit etwas zu finſter mahlen, ich darf nur die Wirklichkeit menſchlicher Tugend abläugnen, um mich mit Widerwillen gegen die menſchliche Natur und mit Gleichgültigkeit gegen alle meine Pflichten erfüllt zu ſehen. Vielleicht wird mein Abſcheu noch lebhafter, meine Verachtung noch ſtärker, wenn ich eine Gattung vor mir habe, die die Anlagen zu allem Großen beſitzt, und ſich ſelbſt freywillig ſo tief als möglich erniedrigt, als wenn ich auch jene Anlagen verkenne, und ihre Entwürdigung als ein unvermeidliches Schickſal betrachte.

Es iſt deswegen Pflicht, Glauben an die Menſchheit zu haben, weil es ſonſt entweder keine Pflichten gibt, oder dieſe doch nicht erfüllt werden. In jedem andern Falle wäre es ungereimt, einen Glauben zur Pflicht zu machen, weil dieſer, als Werk der Einſicht, des freyen Nachdenkens und der unwillkührlichen Ueberzeugung, ſich gar nicht erzwingen läßt.

Ueber die physischen Anlagen, Eigenschaften und Kräfte des Menschen und auch über seine intellectuellen Fähigkeiten so oder anders zu denken, kann mir nicht angesonnen werden; ich muß darin meiner Einsicht folgen; ich würde mich selbst verwerflich finden, wenn ich es nicht wollte. Selbst über das Maß der sittlichen Güte des einzelnen Menschen oder des wirklichen moralischen Werthes der Menschheit im Ganzen, würde eine verbindlich vorgeschriebene Meynung sich selbst widersprechen. Aber anders verhält es sich mit dem Glauben an die Würde und Sittlichkeit der Menschheit überhaupt. Dieser kann allerdings zur Pflicht gemacht werden; weil er sich unwillkührlich aufdringt, wenn man sich nicht selbst gegen ihn setzt; weil er nicht Sache des Verstandes, sondern allein des Herzens, nicht Meynung, sondern Maxime, nicht Einsicht, sondern Gesinnung ist; weil es Unsittlichkeit verräth, ihn nicht zu haben; weil nur eine verkehrte Stimmung des Willens ihn mit Gewalt, oder traurige Selbstverwahrlosung, roher Egoismus ihn nach und nach verdunkeln kann. Nichts ist einleuchtender, als daß die Verläugnung dieses Glaubens, so weit er sich auf den angebornen

höhern Charakter und die Anlagen zur Sittlichkeit bezieht, zugleich eine Aufkündigung alles Gehorſams gegen das moraliſche Geſetz ſey. Aber auch der Zweifel daran, daß wirkliche Sittlichkeit unter den Menſchen gefunden werde, iſt nur durch eine Sophiſterey möglich, die zum wenigſten von einer ſehr ſinnlichen Denkart zeugt.

Wer den Glauben an die Menſchheit verläugnet, müßte ſchlechterdings für einen ruchloſen Menſchen erklärt werden, wenn das Herz nicht oft anders wäre wie der Satz. Wer ſeinen Unglauben an die Menſchheit in voller Conſequenz, und mit deutlicher Einſicht aller heilloſen Maximen, die in ſeinem Gefolge gehen, erklärt, den dürfte ſelbſt der Staat nicht mehr dulden. Aber vielleicht iſt er noch nie mit dieſer Einſicht bekannt, und in dieſer Conſequenz ausgeübt worden; wenn das Erſte nicht etwa geſchah, um mit einer paradoxen Meynung zu glänzen, um ſich durch eine auffallende, erhaben ſcheinende Behauptung auszuzeichnen. Unſittlich bleibt es indeß ſchon, ihn im Munde zu führen — unſittlich, Gedanken, die ihn nähren und zur Reife bringen, bey ſich zu unterhalten, wenn es auch arglos geſchähe;

aber freylich nach der Verſchiedenheit der Quellen in verſchiedenen Graden.

Grobe Laſterhaftigkeit hat dieſen Unglauben unvermeidlich in ihrem Gefolge. In Menſchen, die ſich in jeder Hinſicht zu Sclaven ihrer thieriſchen Begierden erniedrigt haben, die kein andres Geſetz kennen als ihre ungezügelte Leidenſchaft, muß mit der Zeit alles moraliſche Gefühl erlöſchen. Und wo dieſes nicht mehr lebendig iſt, da verdunkeln ſich auch alle Begriffe, die ſich auf die höhere Würde der menſchlichen Natur beziehen. Es iſt nicht mehr allein Gleichgültigkeit gegen ſie; — es iſt wirklich Mangel am Verſtehen des Höhern und Beſſern; es iſt, daß man nichts mehr daraus zu machen weiß, daß man nichts mehr in ſich findet, was dem entſpräche und darüber Licht geben könnte; es iſt moraliſcher Stumpfſinn, es iſt Zurückziehung des ganzen Lebens in das Verächtliche, was ſolche Menſchen dahin bringt, in andern nichts weiter anzuerkennen, als eben ſo gemeine und ſinnliche Geſchöpfe, wie ſie ſelbſt ſind. Der praktiſche Unglaube an die Menſchheit iſt natürlicher Erfolg eines laſterhaften Lebens. Ein mehr theoretiſcher Unglaube aber entſteht aus demſelben er-

künſtelt, und mit Hülfe eines klügelnden Verſtandes. So lange der Glaube an die Menſchheit noch feſt ſteht, läßt ſich die Verbindlichkeit zu einem tugendhaften Leben nicht abläugnen, läßt ſich den Vorwürfen des Gewiſſens mit nichts begegnen, als mit dem ernſtlichen Beſtreben, durch ein pflichtgemäßes Betragen die beleidigte Majeſtät des Geſetzes wieder mit ſich auszuſöhnen. Das iſt es indeß eben, wozu ſich der Laſterhafte nicht entſchließen mag. Er will Ruhe haben, ohne zu einer beſſern Sinnesart zurück kehren zu dürfen. Ihm bleibt daher nichts übrig, als ſich durch allerley ſophiſtiſche Künſte jenes läſtigen Glaubens, der noch beſchwerlichern Pflicht und des bittern Selbſttadels über verletzte Würde zu entledigen. Er leiſtet gerne auf dieſe Würde Verzicht, um nur nicht durch ſie beſchränkt zu ſeyn, und bietet alles auf, ſich zu überreden, daß es damit nichts ſey; welches ihm dann auch mit der Zeit gelingt. So lange es noch Andre gibt, die ihm durch ihre Denkart und ihr Betragen Achtung einflößen; ſo lange wird auch ein gewiſſes Ehrgefühl fortdauernd in ihm angeregt, das ihn denn doch mitunter ſehr drückt. In Augenblicken der Beſonnenheit wird es ihm

oft fürchterlich klar, daß er auch so seyn könnte und sollte, demüthigt es ihn oft tief, daß er nicht so ist. Er kann nicht umhin, ihnen einen Vorzug einzuräumen; was er sehr ungerne thut. Ihm steht auf keine andre Art zu helfen als dadurch, daß er das, worin jene ihn übertreffen, für Täuschung erkläre, daß er sich selbst und Andern darthue, es sey nur Träumerey mit dem Bemühen um ein höheres Ziel, es sey nur Vorurtheil, Schwäche oder verschleierter Eigennutz, was dort als Tugend bewundert werde. Wäre aber dies alles auch nicht: so müßte es ihm doch unmöglich seyn, eine Gesinnung, die ihm selbst so fremd ist, Andern zuzutrauen, und Eigenschaften, die einen so harten Kampf kosten, noch erreichbar zu finden.

Grobe Lasterhaftigkeit darf es nicht einmal seyn. Herrschende Sinnlichkeit ist nicht selten schon hinreichend, den Glauben an die Menschheit wankend zu machen. Ganz sinnliche Menschen wissen überall nur um sinnliche Zwecke. Sich das physische Leben so leicht, so bequem, so angenehm und reitzend als möglich zu machen, ist die einzige wichtige Angelegenheit, die sie kennen. Daß etwas Höheres

aus der menſchlichen Natur zu bilden ſey, daß es eine Vollkommenheit gebe, die, für ſich ſelbſt Zweck, an ſich Werth hat, leuchtete ihnen entweder noch nie ein, oder es iſt bey ihnen wieder in Vergeſſenheit gerathen, wenn nicht gar ihnen unbegreiflich geworden. Je mehr ſich die Sinnlichkeit ihrer bemächtigt; deſto mehr entſchwindet auch die Ahndung von dem, was nicht ſinnlich iſt. An das Sinnliche gewöhnt, mit dem Sinnlichen gleichſam zuſammen gewachſen, dürfen und können ſie niemand eine andre Denkart zutrauen, muß ſich endlich die Ueberzeugung feſt ſetzen, daß die Menſchen überhaupt bloß ſinnliche Geſchöpfe ſeyen, daß nur die dichtende Phantaſie ſich höher erhebe. Eine Sprache, die man zu unſrer Zeit oft und laut genug führen hört. Wollte man eine höhere Würde anerkennen: ſo würde man ihr auch manches aufopfern, ſo würde man ſich eine ganz andre Art des Betragens zur Pflicht machen müſſen; man könnte nicht anders als tiefe Beſchämung über ſich ſelbſt fühlen. Der Glaube an die Menſchheit kann hier nicht mehr enthalten, als daß die Menſchen Weſen ſeyen, die ſich auf ihren Vortheil verſtehen, was ihnen eben keine ſonder-

liche Ehre macht. Mit dieſem Glauben kann es auch Jeder halten, wie er will, oder wie Erfahrung, Scharfſinn und Klugheit es ihn lehren.

Traurige Beobachtungen über die Menſchen tragen oft nicht weniger bey, den Glauben an die Menſchheit nach und nach zu untergraben. Es gibt Lagen und Schickſale im Leben, wo man Gelegenheit hat, die Menſchen, beſonders dann, wenn einige Geneigtheit hinzu kommt, faſt allein von der ſchlechten Seite kennen zu lernen. Manche Situationen ſind nichts als ein Gewebe von Argliſt, Falſchheit, Trug, Bedrückung, Bosheit und Niederträchtigkeit. Wer durch ſie eine Zeit lang hindurch geführet wurde, dem wird es, bey der natürlichen Reitzbarkeit des Herzens, ſchwer, der menſchlichen Natur Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und auch auf ihre Lichtſeiten zu merken. Es gibt Stunden des höhern Ernſtes, wo uns die Gemeinheit und Thorheit des menſchlichen Treibens, die Kleinheit und Unwürde ihrer Zwecke, die Niedrigkeit und Unzweckmäßigkeit ihrer Mittel, die Unbeſonnenheit und Unſittlichkeit ihres Benehmens, ihre freywillige Selbſtentehrung, der

große Aufwand an unbedeutende Dinge verſchwendet, die Mühſeligkeit, worin ſie ſich quälen, um ein Nichts zu erreichen, ſo klar wird, daß wir ſie nicht anders als mit Widerwillen, wenn nicht gar mit Verachtung betrachten können. Oft iſt es auch eigne Verſtimmung, was uns dahin leitet, das Schlechte an den Menſchen gefliſſentlich hervorzuziehen, bey ihren Verirrungen mit Wohlgefallen zu verweilen. So ſetzt ſich allmählig eine Bitterkeit feſt, die bald in Unmuth übergeht. Wir gewöhnen uns, den Menſchen nichts Gutes zuzutrauen. Das kann man aber nicht lange, ohne ihnen zugleich die Fähigkeit zum Guten abzuſprechen, und den höhern Zweck des Lebens entweder für unerreichbar oder für chimäriſch zu halten. Am auffallendſten und unvermeidlichſten iſt dieſe Wirkung, wenn wir ſelbſt von der Ungerechtigkeit, dem Eigennutze und der moraliſchen Verkehrtheit der Menſchen gelitten haben, wenn ihre Laſter uns im Wege ſtehen, unſre Wohlfahrt ſtören, uns unaufhörlichen Kränkungen und Beeinträchtigungen ausſetzen. Faſt immer miſcht ſich beleidigtes Selbſtgefühl, gehinderte oder betrogene Selbſtliebe mit ein, wenn der Glaube an die Menſch-

heit durch traurige Erfahrungen wankend gemacht wird. Bey Wenigen iſt das ſittliche Gefühl ſo zart und fein, daß es ſich über Thorheiten und Vergehungen bis zum Unglauben und zur gänzlichen Entfremdung von der Menſchheit ärgern ſollte, da ſo vieles in uns iſt, was kräftig für ſie ſpricht, ſo manches Band uns umſchlingt, das uns mit ihr in Verkehr hält. Daß dieſe Art des Unglaubens an die Menſchheit unſittlich, und die letzt genannte Quelle ſehr trübe ſey, bedarf keiner weitern Auseinanderſetzung. Offenbar geſchieht hier ein Unrecht, ſelbſt wenn wirkliche Verletzungen vorgefallen ſind; offenbar verarbeitet ein gereizter eigennütziger Unwille das Unmoraliſche ſolcher Handlungen; offenbar tragen wir dieſen, gewöhnlich ſehr heftigen, Unwillen in unſern moraliſchen Verdruß über, wenn nicht gar der erſtere ſich bloß in das Gewand des letztern kleidet. Und was uns zu dieſem Unrecht verleitet, iſt doch nichts anders als die leidige Eigenliebe. Aber auch da, wo die Rückſicht auf unſer Ich ganz aus dem Spiele bleibt, wo der öfters Anblick menſchlicher Laſter und Thorheiten, oder eigne Verſtimmung, die das Böſe abſichtlich aufſucht, das

Gute vorſätzlich überſieht, uns zum Unglauben an die Menſchheit gebracht haben, iſt dieſer von moraliſchem Unrecht und moraliſcher Schuld nicht frey zu ſprechen, zeugt er nach immer von einer unſittlichen Geſinnung. Wer von wahrer Achtung gegen das Gute durchdrungen iſt, dem werden zufällige Erfahrungen, ſelbſt dann, wenn ſie noch ſo häufig zuſammentreffen, nie den Standpunct verrücken, aus welchem er die Menſchheit in moraliſcher Hinſicht zu betrachten hat. Er wird weiter um ſich her ſehen, er wird auch die Erfahrungen Andrer benutzen, und in der Geſchichte den Troſt wieder ſuchen, den ihm eine finſtre Gegenwart raubte. Er wird es für ſeine Pflicht halten, ſich um ſolche Thatſachen zu bemühen, die den widrigen Eindruck ſchwächen, den ſein eignes Leben auf ihn machte, und ihm die Menſchheit in einem gefälligern Lichte zeigen. Wer Sinn hat für Menſchenwerth, und den Wunſch, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wird es nie zugeben, daß eine unglückliche Stimmung ihn verleite, ſich durch einſeitige Betrachtungen gegen die Menſchen zu erbittern.

Oft iſt es Trübſinn, was unſern Glau-

ben an die Menſchheit wankend macht. Einem trüben Sinne wird alles trübe, was in ihn eingeht. Das Hellſte und Freundlichſte nimmt ſeine Farbe an. Der Unmuth des Trübſinnigen iſt nicht allein gegen die Freuden und Güter des Lebens, ſondern auch gegen die Sittlichkeit deſſelben gekehrt. Nicht bloß das Schickſal — auch die Menſchen ſtehen ſchwarz vor ihm da. Alles wird an ihnen gemißdeutet, Alles zu ihrer Erniedrigung angewandt. Ihren beſten Handlungen, ihren edelſten Tugenden müſſen ſchlechte Abſichten zum Grunde gelegen haben. Ihm iſt es Bedürfniß, ſich durch Alles zu ängſtigen, ſich über Alles zu entrüſten, aus Allem Gift zu ſaugen. Eine unſittliche Handlung iſt hinreichend, ihm den ganzen Charakter — ein verworfener Menſch — ihm das ganze Geſchlecht verdächtig zu machen. Er begnügt ſich nicht damit, wirkliche Tugend zu bezweifeln — auch die mögliche muß in Anſpruch genommen werden. Denn ihm liegt daran, alles Tröſtende zu zerſtören, alle Hoffnungen zu vernichten. Es iſt einleuchtend, daß es pflichtwidrig ſey, einen ſolchen Trübſinn bey ſich zu dulden. Aus allen Kräften ſollte man ihm entgegen arbeiten.

Man hätte ihn nicht ſollen aufkommen laſſen. Oft iſt er freylich unwillkührlich, die Folge einer fehlerhaften Organiſation oder einer ſchlechten Erziehung, deren Spuren nie wieder ganz vertilgt werden können, einer frühern Selbſtverſäumung oder einer unglücklichen Angewöhnung; und oft ſind alle Mittel und Anſtrengungen, die man gegen ihn aufbiethet, vergebens. Aber auch dann noch hat man es in ſeiner Gewalt, ihn ſo weit zu beherrſchen, daß er ſich nicht in unſre Urtheile über moraliſche Angelegenheiten miſche. Bey aller Abhängigkeit unſers phyſiſchen Menſchen bleibt der moraliſche immer frey. Es iſt ſtrafbare Nachſicht gegen ſich ſelbſt, wenn man durch ihn in ſeinem Glauben an die Menſchheit irre wird. Faſt immer wirken dazu ſittliche Fehler mit. Der Menſch von beſſrer Denkungsart wird ſorgfältig über ihn wachen, und ihm nie einen Einfluß in ſeine Geſinnungen geſtatten.

Am verzeihlichſten ſcheint dieſer Unglaube noch da zu ſeyn, wo er aus einer allzugroſſen Schärfe des moraliſchen Sinnes, und einem daher rührenden allzulebhaften Gefühl eigner Schwäche und Unvollkommenheit entſpringt. Dieſe

Schwäche kann in der That bedeutend, und die Folge eigner Trägheit und Verwahrlosung seyn. Man wird sich dann die wahre Ursache derselben gerne verbergen, die Schuld auf die menschliche Natur überhaupt schieben, anfangs ihr Unvermögen, und zuletzt ihre absolute Unfähigkeit zu höherer Vollkommenheit vorschützen, vielleicht auch sich selbst in dieser Hinsicht täuschen, wo man sich so leicht und gerne täuscht. Der Unglaube, der hierin seine Quelle hat, ist allerdings sehr unsittlich. Oft ist aber auch das Gefühl der Schwäche lebhafter als es seyn sollte. Es gibt nämlich Menschen, und diese gehören gewiß nicht zu den schlechtesten, deren Aufmerksamkeit die geringste Verletzung ihrer Pflicht nicht entgeht, die jede Unvollkommenheit ihrer Denkart und ihres Betragens stark und schmerzlich empfinden, und darüber in Unzufriedenheit mit sich selbst und in herrschende Muthlosigkeit versinken. Sie wissen, was sie es sich schon haben kosten lassen, von ihren Fehlern frey zu werden. Sie sind sich einer schonungslosen Mühe und eines entschlossenen Kampfes mit sich selbst, sie sind sich heiliger Vorsätze bewußt; und doch haben sie es noch nicht dahin bringen können,

nur einiger Maßen ſich ſelbſt zufrieden zu ſtellen; doch iſt es das Bild ihrer ſittlichen Gebrechlichkeit, was ſie allenthalben verfolgt. Häufige mißlungene Verſuche, tauſendfache Verſchlungen in der Bildung ihres Herzens, die Hoheit und Herrlichkeit, worin das Ideal der Tugend vor ihnen ſteht, erzeugen in ihnen einen Unmuth und eine Verzagtheit, die zuletzt in gänzliches Verzweifeln an der menſchlichen Natur übergeht — darin übergehen muß, um ſich nur in etwas tröſten zu können über ein ſehr empfindliches Leiden. Entſchiedener und erklärter Unglaube wird dies zwar nie werden, und auch nie die Maximen deſſelben annehmen. Aber immer bleibt es doch eine Stimmung, der man ſich nicht überlaſſen darf, der man ſich auch nicht überlaſſen — die nicht einmal aufkommen wird, wenn es nicht an Energie des moraliſchen Willens fehlt. Wer ſich entſchloſſen dem Dienſte der Tugend geweiht hat, den kann ſeine Unvollkommenheit nie ganz demüthigen, dem flößt die Achtung für ſie zugleich einen Glauben ein, den nichts zu erſchüttern vermag.

Wo der Glaube an die Menſchheit durch eine der beyden zuerſt genannten Urſachen,

durch grobe Lasterhaftigkeit oder herrschende Sinnlichkeit verdunkelt ist, da dürfte es schwer seyn, ihn wieder zu wecken. Die Mittel, die man noch vorschlagen könnte, werden fruchtlos bleiben, weil man sie nicht brauchen mag, weil man keine Lust hat, einen andern Sinn anzunehmen. Es bleibt nichts übrig, als sich unmittelbar an den Willen selbst zu wenden. Dieser Unglaube ist mit der moralischen Verkehrtheit eines solchen Menschen einerley. Er kann auf keine andre Art den Glauben an die Menschheit wieder gewinnen, als dadurch, daß er sich selbst bessre, daß er sich losreiße von dem, was ihn bisher beherrscht hat, das Gesetz und die Majestät der Tugend anerkenne, und anfange, sich darnach zu bilden und darnach zu leben.

Wo aber der Unglaube aus traurigen Erfahrungen, aus Trübsinn oder einem zu lebhaften Gefühle eigner Schwäche entstand, da wird er für den, der ihn hägt, etwas sehr Peinliches seyn. Es wird seinem Herzen wehe thun, daß er von der menschlichen Natur nicht vortheilhafter denken kann, daß er ihr absprechen muß, wofür er so tiefe Ehrfurcht hat. Er wird innigst wünschen,

ſich mit ihr ausſöhnen, und eine beſſere Meynung von ihr annehmen zu können. Ihm müſſen daher Mittel, die ihm dazu behülflich ſeyn können, ſehr erwünſcht bleiben.

Das erſte und vornehmſte bleibt hier Belebung des moraliſchen Intereſſe's. Wo dieſes die gehörige Stärke hat, um gegen einſeitige Anſichten zu ſchützen, um ſich gegen die jedesmalige Stimmung zu behaupten, und den Muthloſen nicht unter ſich ſelbſt herabſinken zu laſſen: da wird nicht einmal ein bedeutender Zweifel Wurzel faſſen. Alle traurigen Erfahrungen, man mache ſie an ſich ſelbſt oder an Andern, werden an dem lebhaften Gefühle von der Würde und Majeſtät der Tugend ihre Wirkſamkeit verlieren. So oft und mit ſo lebhaftem Abſcheue man auch die Menſchheit in ihrer Schwäche und Entehrung geſehen haben mag; man wird doch nicht aufhören, für ſie zu hoffen, weil ſich in ihr etwas findet, das Achtung, Bewunderung, innige Werthſchätzung fordert, und nie aus ihr vertilgt werden kann. In den Augenblicken der moraliſchen Beſonnenheit, des angeregten ſittlichen Gefühls, pflegt jener Glaube, wenigſtens in leiſen Anwandlungen, auch bey denen wiederzu

kehren, in welchen er ganz erſtorben zu ſeyn ſchien. Verſtänden ſie es, oder hätten ſie den Muth, jene Augenblicke feſt zu halten, ihren Eindrücken und Empfindungen in denſelben Stärke und Dauer zu geben: ſie würden ſich ſeiner gewiß ganz bemächtigen.

Die Wirkung dieſes erhöhten moraliſchen Intereſſe's wird ſich indeß ſehr unterſtützt finden, wenn man ſich oft der Betrachtung der herrlichen Anlagen, womit die menſchliche Natur ausgerüſtet iſt, hingibt. Dieſe Anlagen ſind zu groß und ehrwürdig, als daß es damit allein auf das Gewiſſen, auf die Befriedigung phyſiſcher Bedürfniſſe, auf die Ausbildung des Sinnlichen am Menſchen könnte abgeſehen ſeyn. Vieles, und gerade das, was in ihnen das Vortrefflichſte iſt, bliebe dann ungenutzt, und könnte nicht anders als für äußerſt zwecklos erkannt werden. Sie weiſen auf eine höhere Beſtimmung hin; und wer ſich von ihnen beſtimmte und würdige Begriffe erworben hat, der kann unmöglich daran zweifeln, daß aus denen, die ſie beſitzen, etwas Höheres werden ſoll — aber auch werden kann. Denn in ihnen haben wir Alles, deſſen wir bedürfen, um uns zur Freyheit und Vernunftherrſchaft

empor zu arbeiten. Unſer Verſtand kann die Forderungen der Tugend faſſen; von unſerm Willen hängt es ab, ſie mit entſchloſſener und unerſchütterlicher Stärke zu ergreifen; unſer Gefühl flößt uns Achtung für ſie ein; unſer Herz hat Triebfedern, die, wenn der Wille ſich ihrer bemächtigt, und ſie für ſeine Entſchlieſſungen in Bewegung ſetzt, dieſen eine ſichere Ausführung im äußern Leben verbürgen. Aus unſerm Innern erhebt ſich der Glaube an eine unſichtbare moraliſche Ordnung der Dinge, unter deren Aufſicht alles Große, wornach die Menſchheit ſtrebt, wirklich werden muß. Es iſt unvermeidlich, daß unſer Glaube an die Menſchheit, ſo heftig er auch angegriffen und erſchüttert ward, in der deutlichen Einſicht ſolcher Anlagen und Fähigkeiten mit neuer Stärke erwache, und, wo er bloß geſchwächt war, neues Leben gewinne.

Man verweile nicht zu oft und zu lange bey den Beyſpielen der Unſittlichkeit und der moraliſchen Erniedrigung, worin uns die Geſchichte und das Leben nicht ſelten das menſchliche Geſchlecht zeigen. Freylich dürfen wir uns auch hier keine Unredlichkeit erlauben; freylich darf unſer

Glaube an die Menſchheit nicht auf Täuſchung, nicht auf ein abſichtliches Verhehlen deſſen, was ihm widerſpricht und ihn dadurch ſchwächen könnte, gegründet werden. Wahrheit bleibt auch hier über alles heilig. Aber zu leicht geſchieht es, daß der unaufhörliche Anblick von Thorheiten und Laſtern unſerm Gemüthe Eindrücke mittheilt, die nie wieder auslöſchen, und eine unparteyiſche Würdigung der Sache unmöglich machen — uns mit einem Abſcheu erfüllt, der ſich zuletzt gegen die menſchliche Natur ſelbſt richtet. Nur das ſollte verhütet werden. Wir dürfen uns den wahren Zuſtand und Gehalt der Menſchheit in moraliſcher Hinſicht nicht verbergen, aber auch das Gefühl ihrer Gebrechen nicht zu lebhaft werden laſſen.

Dagegen bleibt es Pflicht, aufmerkſam zu ſeyn auf alles, was dem menſchlichen Geſchlechte zur Ehre gereicht. Es iſt nicht zu läugnen, es hat ſich in Thaten und Geſinnungen geäußert, die dem hartnäckigſten Gegner deſſelben, dem entſchloſſenſten Ungläubigen Bewunderung, oder gar das Geſtändniß ſeines Unrechtes abnöthigen würden, wenn er ſie unparteyiſch beobachten woll-

ꝛc. Die Erfahrung zeigt uns noch immer Menſchen und Handlungen, die laut dafür zeugen, daß aus der menſchlichen Natur viel Großes und Treffliches gebildet werden kann. Es thut dem Herzen wohl, ſolche Bemerkungen zu machen. Und auch der wärmſte Tugend- und Menſchenfreund hat Zeiten, wo es ihm Bedürfniß wird, ſich an ihnen aufzurichten. Wer ſich aber jenes geſtehen kann, der wird nie ſeinen Glauben an die Menſchheit aufgeben. Ein einziges Beyſpiel der Art iſt oft hinreichend, ihn zu ſchützen und zu erhalten. Man darf die Menſchheit nur Ein Mal in ihrer freyen Verherrlichung, vom Glanze der Tugend beſtrahlt, geſehen haben, um ihr wieder Alles zuzutrauen.

Sorgfältig muß man ſich dabey vor einer gewiſſen ängſtlichen Mikrologie hüten, die jede Handlung und jeden Zug des Charakters bis in die kleinſten Beſtandtheile zergliedern und von allem die Triebfedern auf das ſchärfſte erforſchen will. Wenn man dabey auch nicht die Abſicht hat, etwas unlauter und verwerflich zu finden; wenn man die ſchlimme Deutung auch nicht gefliſſentlich hervorſucht: ſo kommt doch Beydes gewöhnlich

von selbst. Es ist eine leichte und einfache Operation, die in einem edeln Betragen das edle Herz, die moralische Gesinnung anerkennt. Aber künstliche Zergliederungen werden fast immer erfordert, um das, was den Schein der Tugend hat, aus Schwäche oder Selbstsucht zu erklären. Man gefällt sich in diesem Scharfsinne. Man hofft dadurch Lob und Bewunderung einzuernten. Man gewöhnt sich an dieses Verfahren. Es bildet sich mit der Zeit zu einer eignen Richtung der moralischen Urtheilskraft; wenn nicht gar die Gewohnheit einen menschenfeindlichen Sinn und eine bittre Stimmung daraus entwickelt, die keiner menschlichen Tugend mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt. Urtheilen mag man wohl über eigne und fremde Gesinnungen und Handlungen zur Schärfung des sittlichen Gefühles. Aber nie dürfen sich solche Urtheile zu viel anmaßen, nie zu entscheidend seyn, nie zu tief eindringen wollen, welches der menschliche Blick ohnehin nicht vermag, ohne sich zu täuschen; nie dürfen sie ein eigentliches und für sich beabsichtigtes Geschäft werden.

Eben so sorgfältig haben wir darüber zu wachen, daß wir nicht in unserm Thun

und Trachten mit der Menſchheit in ein feindſeliges Verhältniß gera-then. Dies iſt es, was in ſo Vielen, denen ſich Innigkeit des moraliſchen Gefühles und richtige Begriffe von der Vortrefflichkeit der menſchlichen Natur nicht abſprechen laſſen, den Glauben an die Menſchheit nach und nach er-ſtickt. In ihren egoiſtiſchen Beſtrebungen wollen ſie ſich Alles unterwerfen, Alles was ihnen entgegen iſt, gewaltſam aus dem Wege räumen, und gewöhnen ſich daran, die An-dern bloß als Mittel für ihre Zwecke zu ge-trachten. Sie müſſen manches thun, wobey die Achtung, die ſie Andern ſchuldig ſind, aus den Augen geſetzt wird; es wird ihnen immer mehr eigen, ſich ſelbſt Alles aufzuopfern, und bey Andern nicht auf das, was in ihnen hö-herer Art und Abkunft iſt, ſondern nur auf das zu ſehen, was ſie mit ihnen in dieſe Col-liſionen verwickelt. Die Plane ihres Ehrgei-zes, ihrer Ruhmſucht und ihres Geldhungers führen ſie zu Unternehmungen, wodurch An-dre mißhandelt und ihre Rechte unter die Füße getreten werden. Widerſtand iſt hier unver-meidlich. Es wird immer Menſchen geben, die, im Gefühle ihres Werthes, ſich nicht un-

gestraft mißhandeln, ihre Rechte nicht ohne Gegenwehr verhöhnen lassen. So entsteht dann eine gegenseitige mißtrauische und erbitterte Stimmung, die den ganzen Charakter durchdringt, in alle Gefühle, Ansichten und Meynungen einfließt, bey welcher es nicht möglich ist, sich zur höhern Würde der menschlichen Natur zu erheben. Um den Glauben an die Menschheit zu bewahren, muß man mit ihr eins bleiben, wenigstens keine Gesinnungen hägen, die unser Privat-Interesse mit ihr in Widerspruch bringen. Man muß seine Leidenschaften dahin zu mäßigen wissen, daß sie sich nie empörend gegen sie auflehnen. Man muß seine Bestrebungen ihr in so weit unterordnen, und sie durch dieselbe in so weit beschränken, daß alle zerstörende Ausschweifungen derselben vermieden werden.

Das beste Mittel endlich, seinen Glauben an die Menschheit bis zur unbesiegbaren Standhaftigkeit zu befestigen, bleibt das, daß man sich durch eigne Tugendgröße, und das Bewußtseyn vieler, im Dienste der Pflicht, edelmüthig vollbrachter Handlungen das Gefühl ihrer Würde versiegle. Daß die Menschheit viel

vermag, weiß allein derjenige, der es an ſich ſelbſt erfahren hat, mit freudiger Gewißheit. Eine wahrhaft erhabene That, Eine mit groſſer Aufopferung erfüllte Pflicht iſt oft im Stande, uns zu einer Höhe zu heben, wo uns kein Zweifel mehr erreicht. Wer aber muthig an ſich ſelbſt arbeitete, für ſeine Veredlung planmäßig wirkte, ſich ſchon manches verſagt, manche Luſt bekämpft, manchen Sieg errungen, manche Verläugnung über ſich erhalten hat, dem iſt nichts entſchiedener, als die Stärke ſeines Vermögens, die Wahrheit und Wichtigkeit ſeiner Beſtimmung, die Kraft und der Erfolg des ernſtlich guten Willens. Und was er in dieſer Hinſicht in ſich findet, das gehört ihm nicht an, weil er gerade dieſer — ſondern weil er überhaupt Menſch iſt; es iſt Anlage und Gröſſe der menſchlichen Natur, nicht Privateigenthum, ſondern Gemeingut der Menſchheit.

Wo echter Glaube an die Menſchheit lebendig iſt, da bleibt er nicht beym Allgemeinen ſtehen, da iſt er nicht bloß Glaube an die Menſchheit überhaupt; er zeigt ſich auch als

Glaube an uns ſelbſt und als Glaube an Andre.

Der Glaube an uns ſelbſt iſt, wie ſich ſchon aus dem Vorhergehenden ergibt, Glaube an die Menſchheit in uns, an unſre vernünftige, moraliſche Natur, an unſre Beſtimmung, und an die Fähigkeit ihr nachzukommen. Wer an ſich ſelbſt glaubt, der erkennt das moraliſche Geſetz in ſeiner ganzen Hoheit und Majeſtät an. Er weiß, daß er dieſem Geſetze zufolge etwas aus ſich machen ſoll, und daß wirklich etwas Großes aus ihm werden kann. Er weiß, daß ihm nichts zu ſchwer ſey, was ſeine Pflicht von ihm fordert; daß er vor keiner Gefahr zittern dürfe, der ſie ihn entgegen führt; daß ihm nie ganz mißlingen könne, was er, von ihr gerufen und beauftragt, unternimmt; daß er, wie ſehr er ſich auch verwahrloſt habe, wie tief er auch geſunken ſey, ſeinen ernſtlich guten Willen nicht unausführbar finden werde.

Dieſer Glaube iſt alſo nicht Zutrauen zu unſern phyſiſchen Kräften, zu unſern natürlichen Anlagen, zu unſern erworbenen Geſchicklichkeiten, zu unſerm Scharfſinne, zu unſrer Klugheit, Faſſung, Geiſtesgegenwart,

zu unſerm Muthe oder zu unſrer Fertigkeit. Das alles ſind Dinge, die freylich auch Pflicht werden können. Aber ſie ſind es nicht durch ſich ſelbſt; ſie ſind es durch anderweitige moraliſche Zwecke, welche ohne ſie nicht zu erreichen ſind. Der Glaube, von dem hier die Rede iſt, iſt Pflicht an ſich ſelbſt, die Grundlage aller Tugend. Das Zutrauen zu unſern Fähigkeiten iſt ein individuelles, bezieht ſich auf unſre eigenthümliche Perſönlichkeit; es gibt darin ein beſtimmtes Maß, welches durch mühſame Selbſterforſchung auszumitteln iſt; und man kann ſich in Anſehung ſeiner leicht irren, in dem Zuviel oder Zuwenig fehl greifen. Der moraliſche Glaube an ſich ſelbſt iſt ein univerſeller Glaube an das, was wir mit allen Vernünftigen gemein haben. In ſeiner Sphäre ſoll er gränzenlos ſeyn. Darum ſind hier keine Irrthümer möglich. Nur in ſo fern gehören unſre phyſiſchen und intellectuellen Kräfte in ſein Gebieth, als moraliſche Begeiſterung, durch das Gefühl unſrer Würde und Beſtimmung geweckt, ſie zu einem ungewöhnlichen Grade erhöhen, und mittelſt ihrer Wirkungen hervorbringen kann, denen ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht gewachſen geweſen wä-

ren. Wer moraliſches Zutrauen zu ſich ſelbſt hat, der hält auch das für möglich, was zunächſt durch ſein ſinnliches Vermögen, durch geſchickte Verkettung und weiſe Benutzung natürlicher Umſtände geleiſtet werden muß. Aber nicht weil er meynt, er beſitze das dazu erforderliche Talent in einem vorzüglichen Maße, ſondern weil er weiß, daß die ſittliche Kraft in ſeiner Schwachheit mächtig iſt. Sein Glaube iſt Zuverſicht zu ſeinem guten Willen und zur moraliſchen Weltordnung, die er von dieſem nicht trennen kann.

Der Glaube an ſich ſelbſt ſchließt allerdings auch das Bewußtſeyn ein, daß man wirklichen moraliſchen Werth habe. Man kann ſich bey ihm nicht ganz und in jeder Rückſicht verwerflich finden. Man muß es wiſſen, daß man wenigſtens in vielen Stücken den Forderungen des Geſetzes entſpreche. Aber die Größe dieſes Werthes zu beſtimmen, gehört nicht für ihn. Er befaßt überall nur das Allgemeinmenſchliche. Was jeder aus dem Seinigen zu ihm hinzugethan haben mag, iſt für ihn gleichgültig. Selbſterforſchung, die in einer andern Rückſicht Pflicht iſt, hat darüber zu entſcheiden.

So geartet, und in dieſe Gränzen gewieſen, iſt es dann gar nicht zu beſorgen, daß er in Dünkel, Stolz oder Vermeſſenheit übergehe. Alle dieſe Eigenſchaften ſind übertriebenes Zutrauen zu ſich ſelbſt. Beym Dünkel bleibt es in ſich verſchloſſen, und äußert ſeine Wirkungen mehr innerlich. Beym Stolze erſcheint es in der Vergleichung mit Andern als ungebührliche Selbſterhebung und ungebührliches Herabſetzen jener. Bey der Vermeſſenheit offenbart es ſich in der Vergleichung mit gewiſſen zu beſiegenden Hinderniſſen, zu übernehmenden Gefahren, zu leiſtenden Verrichtungen, durch zu leichtſinnige Schätzung derſelben, oder durch eine zu hohe Meynung von ſeinem eignen Vermögen.

Der Dünkel iſt entweder ein natürlicher, oder ein moraliſcher. Man dünkt ſich etwas entweder auf ſeine Glücksumſtände, ſeine angebornen Talente, ſeine erworbenen Geſchicklichkeiten, oder auf ſeine ſittlichen Eigenſchaften, ſeine Vollkommenheit und Tugendſtärke, und mißt ſich dabey dieſe Dinge entweder in einem höhern Grade bey, als man ſie wirklich beſitzt, oder glaubt um ihrer willen größere Anſprüche machen zu können, als wozu

man berechtigt ist. Das ist das Charakteristische des Dünkels, darin zeigt sich sein thörigtes Selbstvertrauen, daß er eine Achtung, eine Aufmerksamkeit und eine Unterwerfung fordert, die ihm nicht zukommt. Es ist entweder ein eitler, der die Meynung von seinem Werthe vor sich her trägt, und diesen Werth durch allerley kleinliche Künste bemerklich zu machen sucht, oder ein aufgeblasener, der, im Schwindel seiner Größe, sich kaum zu fassen weiß, das Gefühl derselben in vornehmer Verschlossenheit, in einem weise thuenden Schweigen und einem kostbaren Wesen, wenn nicht gar in etwas noch weit Erbärmlicherm, in lächerlicher Plumpheit ausspricht, und Andern mit Gewalt aufdringen will. Er ist vom moralischen Glauben an sich selbst so sehr verschieden, daß er kaum als eine Ausartung desselben wird betrachtet werden können. Dieser Glaube bezieht sich nicht auf natürliche Vorzüge; er ist schon mehr als er seyn soll, wenn er einen besondern Grad der sittlichen Würdigkeit einschließt. Er hat seine Natur abgelegt, wenn er diese höher anschlägt als sie gelten kann, wenn er darauf eigne Prätensionen gründet. Wer diesen Glauben hat,

verlangt mit Recht, daß er von Andern als moraliſches Weſen anerkannt und behandelt werde; aber einen beſondern Vorzug verlangt er nicht. Echte Würde offenbart ſich von ſelbſt im Aeußern am unverkennbarſten; ſie ſinkt unter ſich herab, wenn ſie ſich laut und gewaltſam ankündigen will. Seine ſittliche Natur hat das Zutrauen zu uns ſelbſt ſchon abgelegt, wenn es nicht ganz und allein auf ſich ruht.

Es iſt daher auch nicht möglich, daß es in Stolz ausſchlage: denn es iſt rein menſchlich; es gründet ſich auf das, was die menſchliche Natur überhaupt und in allen ihren Individuen adelt, wobey das Mehr oder Weniger gar nicht in Betrachtung kommt. Der Stolz, er ſey nun phyſiſcher oder moraliſcher, entſtehe aus Einbildung oder aus richtigem Selbſtgefühle, beruht immer auf einer Vergleichung, die man zwiſchen ſich und Andern, zum Nachtheile der letztern, anſtellt. Er iſt in jeder Rückſicht inhuman, und fern von dem deutlichen Bewußtſeyn der moraliſchen Anlagen im Menſchen. Unvermeidlich iſt es, daß man dabey Unrecht thut, und gewöhnlich iſt er mit Verachtung Anderer gepaart, welche ſich die vernünftige Selbſtwürdigung nie wird zu Schul-

den kommen laſſen. Wer Glauben an ſich ſelbſt hat, wird, ſelbſt im Beſitze wirklicher Vorzüge, ſich nicht erheben, weil er deutlich genug einſieht, daß ſie gegen das, was allen Menſchen zu Theil ward, ſehr unbeträchtlich ſind. Am wenigſten aber wird er ſich ſo weit vergeſſen können, daß er ſich Vorzüge andichte, oder ſie in der Einbildung vergrößere.

Die Vermeſſenheit kann noch am erſten aus dem Glauben, von welchem hier die Rede iſt, entſtehen. Daß jemand ſich mehr zutraut, als er leiſten — mehr wagt, als er beſtehen, mehr unternimmt, als er ausführen kann, ſich Manchem gewachſen glaubt, was weit über ſeine Kräfte geht, iſt freylich in den meiſten Fällen Folge ſeines Dünkels, übertriebene Meynung von ſeinen individuellen phyſiſchen oder moraliſchen Fähigkeiten; aber nicht immer. Das moraliſche Selbſtvertrauen zeigt ſich auch als edle Kühnheit, wo etwas Schweres oder Bedenkliches im Dienſte der Pflicht gethan werden ſoll, als muthige Zuverſicht, wo zu beſorgen ſteht, man werde einer gewiſſen Verſuchung unterliegen. Dazu bedarf es nichts weiter als eines wärmern Gefühles der, der menſchlichen Natur möglichen

moraliſchen Willensſtärke. Aber dieſe Wärme geht leicht in Enthuſiasmus über, und der Enthuſiasmus iſt immer Rauſch und Selbſtvergeſſenheit. Im Enthuſiasmus meynt man alles zu vermögen, ſieht man jedes Hinderniß in Gedanken ſchon beſiegt, und vertraut auch da, wo es nicht auf Ernſt und Feſtigkeit des Entſchluſſes, ſondern auf phyſiſche Kräfte ankommt, und dieſe bey weitem nicht ausreichen. Das moraliſche Selbſtvertrauen wird nur dann und in ſo fern über die Gränze hinausgehen und Vermeſſenheit werden, wann und in wie fern ſich ihm Sinnlichkeit, als Phantaſie oder Neigung, beymiſcht. Wo die Vermeſſenheit Wurzel faßt, da gewinnt die letztere bald die Ueberhand, und das erſtere wird mit der Zeit ganz verdunkelt.

Die Vermeſſenheit, wenn ſie das Moraliſche, was in ihr war, abgelegt hat, und zur höchſten Stärke herangewachſen iſt, heißt Uebermuth. Die Vermeſſenheit wagt alles, wo ſie einen vernünftigen Zweck hat, von dem ſie begeiſtert iſt, und um dieſes Zweckes willen. Der Uebermuth wagt ohne Zweck, bloß um zu wagen, weil er ſich fühlt, und

bleibt die traurigſte Verirrung, in die ſich das Selbſtvertrauen verlieren kann.

Die bisher beſchriebenen Fehler ſind Fehler der Ausartung oder der Uebertreibung. Es gibt aber auch ſolche, die dem moraliſchen Glauben an ſich ſelbſt entgegen geſetzt ſind, und ein zu geringes Maß oder gar einen gänzlichen Mangel deſſelben andeuten. Dahin gehören der moraliſche Kleinmuth und die falſche Demuth.

Kleinmuth iſt da, wo man ſich wenig oder nichts zutraut, und deswegen auch nichts unternehmen mag. Er zeigt ſich entweder als Mangel an Kraftgefühl, und geht in eine moraliſche Erſtarrung über, wo das ſittliche Leben ſich in ſich ſelbſt verzehrt — oder als Verzagtheit, wenn etwas Schweres gethan oder etwas Wichtiges gewagt werden ſoll. Es gibt einen phyſiſchen Kleinmuth, der entweder aus dem Temperamente, oder aus der richtigen Einſicht ſeines Unvermögens, aus gerechtem Mißtrauen in ſeine Kräfte, oder endlich aus der Erfahrung vieler fehlgeſchlagenen Verſuche, aus erlittenen Demüthigungen und mancherley Mißgeſchick entſpringt. Dieſer kann in manchen Fällen wohlthätig ſeyn, von unbe-

ſonnenen Unternehmungen zurück ſchrecken, und eine vernünftige Vorſicht einflößen. Wo er gegründet iſt, und der Erfüllung unläugbarer Pflichten nicht in den Weg tritt, verdient er nicht getadelt zu werden. Aber wo er herrſchende Stimmung wurde, da zeugt er auch offenbar von Mangel an ſittlicher Energie, und iſt mit moraliſchem Kleinmuthe vermiſcht. Dieſer iſt Mißtrauen in ſein Vermögen, den Forderungen des Geſetzes nachzuleben, und ſich nach denſelben zu bilden, die unglückliche Meynung, daß man gar keinen ſittlichen Werth habe, und auch wohl nie welchen erlangen werde, entweder weil man die Kräfte dazu in ſich vermißt, oder weil man ſich für zu verderben, ſeine fehlerhaften Gewohnheiten und Leidenſchaften für zu ſtark hält, als daß man hoffen dürfte, je über ſie zu ſiegen. Er fängt beym Zweifel an, geht in Muthloſigkeit über, und endigt in gänzlichem Unglauben an ſich ſelbſt. Die Maxime bildet ſich zur unwiderlegbaren und unerſchütterlichen Ueberzeugung.

Der Kleinmuth ſetzt immer eine gewiſſe Regſamkeit des moraliſchen Gefühles voraus. Um kleinmüthig zu werden, muß man die Verpflichtung zur Tugend lebhaft und mit Inte-

reſſe anerkennen. Menſchen, denen dieſe gleichgültig iſt, die ſich nie bemüht haben, ſie zu erfüllen, ſind auch auf ihr Vermögen oder Unvermögen in dieſer Hinſicht nie aufmerkſam geweſen. Oft entſteht der Kleinmuth eben aus überſpannten Begriffen von ſittlicher Vollkommenheit. Man traut ſich nichts zu, weil man ſein Ziel zu hoch geſtellt hat; man findet ſich unberathen, weil man beym Entwerfen ſeines Ideales die Menſchlichkeit mit ihren Forderungen und Bedürfniſſen zu weit aus dem Auge verlor. Oft offenbart ſich darin ein träger, verdroſſener Wille, der nicht zu können glaubt, weil er es nicht wagt, ſich ernſtlich zu entſchließen. Zum edeln Muthe gehört eine gewiſſe Stärke, die man nicht allein in ſich ſelbſt finden, ſondern auch ſelbſtthätig hervorgebracht haben muß. Man kann auch deswegen kleinmüthig ſeyn, weil man das Gefühl ſeiner moraliſchen Gebrechlichkeit zu lebhaft in ſich werden läßt, zu angelegentlich unterhält, und zu lange dabey verweilt. Allerdings dürfen wir dieſe nie ganz vergeſſen; die Erinnerung an ſie wird uns oft warnend und lehrreich ſeyn. Aber ſie darf nicht in unſre Stimmung übergehen, nicht herrſchende Empfindung werden.

Reue über Vergehungen ſoll das Gemüth heben — nicht niederſchlagen; ſie ſoll eben dadurch, daß man noch fähig iſt, ſich ſelbſt verwerflich zu finden und zu verdammen, neues Zutrauen erwecken. Dann muß man ſich aber dem ſinnlichen Schmerze, der mit ihr verknüpft zu ſeyn pflegt, nicht überlaſſen. Sie muß ein rüſtiger Affect ſeyn oder ſie geht in eine träumende Schwermuth über, die ſich bald in unheilbaren Kleinmuth verwandelt. Unſtreitig ſind auch Manche deswegen ſo ſchüchtern und verzagt, weil ſie frühерhin zu enthuſiaſtiſch waren. Zu feurig begannen ſie ihre moraliſche Bildung, zu raſch ſollte ſie vollführt werden. Sie fanden Schwierigkeiten, die ſie nicht erwartet — Unbequemlichkeiten, die ſie nicht einmal geahndet hatten, und wurden nun eben ſo muthlos, als ſie vorher kühn geweſen waren.

Die falſche Demuth legt es darauf an, ſich ſelbſt recht klein zu finden; ſie überredet ſich, es ſey nichts mit ihrem moraliſchen Werthe; ſie ſucht alles hervor, was ihre Tugend verdächtig machen kann; weil ſie das für verdienſtlich hält; weil ſie glaubt, eben darin zeige ſich die höchſte Tugend, oder man erwerbe doch dadurch am ſicherſten das Wohlgefallen der

Gottheit. Sie ist gefliſſentliche Selbſttäuſchung, und als ſolche ſchon in einem ſehr hohen Grade unſittlich. Wie kann auch etwas unſre Würde erhöhen, was entweder ſchon Verläugnung dieſer Würde iſt, oder doch unvermeidlich dazu führt! Durch ſie wird die Menſchheit in der Perſon deſſen, der ſie übt, beleidigt, und der Glaube an ſie nach und nach untergraben. Gewöhnlich ſind es freylich erborgte Floskeln, worin ſie ſich ausſpricht; aber ſie darf ſich nur eine Zeit lang üben, um ſie zur Ueberzeugung und Maxime zu bilden. Heuchleriſche und charakterloſe Menſchen, tief entehrt, und alles Sinnes für die Tugend beraubt, unfähig zu jedem edlern Emporſtreben, entwachſen ihrer Pflege. Wer gar nichts Gutes an ſich zu haben glaubt, wird ſich auch keine ſonderliche Mühe geben, ſich Gutes zu erwerben. Er muß zuletzt ſelbſt die Möglichkeit ſittlicher Güte aufgeben. Nicht ſelten wird dies auch von der falſchen Demuth laut erklärt. Sie brüſtet ſich mit dem Bekenntniſſe einer ſolchen Verkehrtheit, wo ihr gar keine Kräfte zur Beſſerung und Pflichterfüllung mehr übrig bleiben.

Der Glaube an ſich ſelbſt läßt ſich ohne ein

gewiſſes Maß moraliſcher Willensgüte nicht bewahren. Man muß nicht allein das moraliſche Geſetz achten, ſondern auch ſeine Kräfte in der Befolgung deſſelben verſucht haben, um überzeugt zu bleiben, man könne etwas werden und leiſten. Bey dieſen Verſuchen, wenn ſie anhaltend und unverdroſſen ſind, wird uns aber jener Glaube nur in trüben Stunden wankend werden, ohne uns je ganz zu verlaſſen. Wie ſollte der an ſich zweifeln, der in ſeinem Leben auch nur Eine wahrhaft große That vollbracht hat, den eigne Erfahrung belehrt, er könne, wenn er nur wolle, der in eigner würdevoller Geſinnung das Document echter Menſchengröße aufweiſen kann!

Mit dem moraliſchen Glauben an ſich ſelbſt iſt der moraliſche Glaube an Andre ſehr genau verbunden. Wo es ſich anders zeigt, da wird man jenem immer etwas Egoiſtiſches, Beziehungen auf das ſinnliche Selbſt beygemiſcht finden. Es iſt nicht die Menſchheit in uns, es ſind unſre individuellen, gleichviel ob wirklichen oder eingebildeten, Kräfte, auf die wir in dieſem Falle vertrauen.

Wer mit seinem Glauben bloß die Menschheit und ihre großen Anlagen in sich umfaßt, wird derselben auch in jedem andern Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Wer an Andre glaubt, hält sie für moralische Wesen, für Wesen, die nicht nothwendig von ihrem Eigennutze beherrscht werden, sondern die unter dem Machtgebothe der Vernunft stehen, und sich, unabhängig von zwingenden Bestimmungsgründen, demselben unterwerfen können, die zur Freyheit und Seligkeit, dem höchsten Zwecke und Gute vernünftiger Naturen, bestimmt sind. Er traut ihnen zu, daß sie, da, wo sie die gehörige Bildung zur Empfänglichkeit für das Sittliche empfangen haben, wenigstens den Wunsch hägen, dasselbe in ihr Leben aufzunehmen. Er hält es für unmöglich, daß sie je zur beabsichtigten Bosheit, zur erklärten Feindschaft gegen die Tugend herabsinken. Er übersieht nicht, was in ihren Fehlern und selbst in ihren Lastern Verirrung, Schwäche und zu mächtiges sinnliches Interesse ist. Und wenn dies nicht so oft am Tage läge: er würde es doch, von dem moralischen Geiste, der ihn beseelt, geleitet, voraussetzen; er würde es von einer

Natur, wie die menſchliche iſt — von einer ſolchen, die ſich ſchon in ſo vielen edeln Zügen und großen Werken verherrlicht hat, nicht anders erwarten können. Von Jedem, auch dem Schlechteſten, denkt er, daß er noch beßre und wahrhaft ſittlich gute Eigenſchaften habe, wenn ſie ihm auch nicht durch Erfahrung bekannt geworden ſind, und iſt deswegen geneigt, ſo weit es mit pflichtmäßiger Vorſicht geſchehen kann, das Beſte von ihm zu hoffen, für die Handlungen deſſelben ſchonende und ehrende Erklärungsgründe aufzuſuchen. Er fürchtet nicht, daß er da, wo er mit echtem, nur nicht ſchwärmeriſchem, Edelmuthe handelt, hintergangen, getäuſcht und gemißhandelt werde. Wenn er ſich auch beſcheidet, auf keine gleiche Entgegnung rechnen zu dürfen: ſo ſchämt er ſich doch des Gedankens, als ob man ihn durch ſeine Tugend verderben könne, ſo ſehr, als wenn er ſich damit ſelbſt beſchuldigte. Am allerwenigſten zweifelt er daran, daß der Schlechte noch im Stande ſey, ſich zu beſſern; und in dem Glauben an ſeine Beſſrungsfähigkeit hört er nicht auf, daran zu arbeiten, daß es damit gelinge. Es iſt nicht bloß Glaube, es iſt Maxime des Lebens bey ihm, daß Kei-

ner alles ſittlichen Gefühles und aller edlern Triebe ganz beraubt ſey, daß Jeder noch ſeine weiche Seite habe, die man nur treffen und berühren dürfe, um ihn zu wecken und zu einer heilſamen Beſinnung zu bringen.

Das entgegen ſtehende Mißtrauen in die Menſchen bezieht ſich entweder auf ihre moraliſche Bildungsfähigkeit, oder auf die Abſichten, die ihren Handlungen zum Grunde liegen. Das erſte zeigt ſich nirgends deutlicher und entehrender, als in der oft und laut geäußerten Meynung: durch Aberglauben und Vorurtheile müſſen die Menſchen regiert werden; für höhere Aufklärung fehle es ihnen an Empfänglichkeit, und wo dieſe ſich noch etwa finde, da ſey von der Mittheilung der reinen Wahrheit doch wenigſtens der ſchrecklichſte Mißbrauch zu beſorgen, und derjenige ſey für die Menſchen der wohlthätigſte, der ſie am beſten zu ihrem Vortheile (womit es indeß, beym Lichte beſehen, ſo ernſtlich nicht gemeynt iſt) zu täuſchen verſtehe; Unwiſſenheit und Irrthümer ſeyen allein im Stande, ſie in Zucht und Ordnung zu halten; wer jener abhelfen und dieſe zerſtreuen wolle, der verderbe ſie, mache ſie wild, unbändig und übermü-

thig, und zerbreche ihnen ſelbſt die einzige Stütze ihrer Sittlichkeit. Offenbar iſt eine ſolche Meynung ganz unmoraliſch; ſie iſt Verläugnung des moraliſchen Intereſſes in ſich und Andern. Sie wird in keinem Gemüthe entſtehen, worin noch lebhafter Sinn für das Gute iſt, und dieſer Sinn nicht alle Gewalt über die ſinnlichen Antriebe verloren hat. Wenn die Erfahrung ſie uns aufdränge: ſo müßte das ſittliche Gefühl ſich ihr doch aus aller Macht entgegen ſetzen. Der Rechtſchaffene wird eher ſein reifſtes und geprüfteſtes Nachdenken bezweifeln, als ſie bey ſich dulden; weil er damit die Maxime der Unſittlichkeit bey ſich duldete, weil er ſeiner Pflicht entſagte, die allein auf dem Glauben an die Menſchheit ruht. Aber die Erfahrung dringt ſie uns nicht auf. Ein vielſeitiges und unparteyiſches Nachdenken wird nie bey einem Reſultate ankommen, das die menſchliche Natur empört, und ihren weſentlichſten, unvertilgbarſten Bedürfniſſen widerſpricht. Es iſt der Stolz, der ſich über alles erhebt, und alles unter ſich ſieht, der der Erſte, wo nicht gar der Einzige, ſeyn muß, dem alle Andre nur Unmündige ſind, oder der Ehrgeiz, der alles beherrſchen und

ſich unterwerfen will, und ſich das Aufſeherrecht über die Menſchheit anmaßt, der Eigennutz, der ſich alles dienſtbar zu machen, alles für ſeine Abſichten in Bewegung zu ſetzen wünſcht, es iſt egoiſtiſche Politik, welcher das Intriguiren, das Planeſchmieden, Verheimlichen und Ueberliſten zum Bedürfniß geworden iſt, was ſich entweder in dieſe Meynung verhüllt, oder dem Verſtande eine ſolche Richtung gibt, wobey er ihr ſchwerlich entgehen wird. Schon die unlautere Quelle verdammt ein ſolches Mißtrauen, und macht uns die ſtrengſte Wachſamkeit über uns ſelbſt und die ſorgfältigſte Verhüthung jedes verderblichen Einfluſſes des Herzens in die Einſicht zur heiligſten Pflicht.

Wer behauptet, die Menſchen können nicht anders als auf Schleichwegen zurecht gebracht — nicht anders als durch die Schreckmittel der Lüge von Verbrechen abgehalten — nicht anders als durch Täuſchung für das Gute gewonnen werden, der ſagt damit etwas viel Schlimmeres, als wer ihnen alle Fähigkeit zum Guten abſpricht; er verräth damit eine Geringſchätzung der menſchlichen Natur, die kaum größer ſeyn kann. Was iſt es auch für

eine Tugend, die durch ſolche Mittel von den Menſchen erpreßt wird! Man ſage doch lieber gerade heraus, daß man an keine Tugend glaube, oder darunter höchſtens Brauchbarkeit für Andre, Unterwerfung und Sclavenſinn verſtehe.

Das Mißtrauen gegen die Menſchen kann ſich auch auf ihre herrſchenden Maximen und Abſichten beziehen. In dieſem Falle heißt es Argwohn. Der Argwöhniſche traut es Keinem zu, daß er aus wahrem Edelmuthe und mit reiner Uneigennützigkeit handle. Die auffallendſten und unwiderſprechlichſten Beweiſe überzeugen ihn entweder gar nicht, oder er läßt ſie bloß als Ausnahmen gelten. Er meynt, was ein Jeder thut, das thue er um ſeines Vortheiles willen, wenn er ihn auch noch ſo geſchickt zu verbergen wiſſe; nur ſo lange könne man ſich auf die Redlichkeit und das Wohlwollen der Menſchen verlaſſen, als dieſer Vortheil ſich damit vertrage; wer hier auf den Schein gehe, ſey ein Einfältiger, und werde frühe oder ſpät ſeine Unvorſichtigkeit ſchwer genug büßen müſſen. Der geringſte Umſtand iſt hinreichend, ihn mit ſeinem Verdachte zu erfül-

len; und mehr als dieſes Verdachtes bedarf es oft nicht, um es ihm entſchieden gewiß zu machen, man wolle ihm übel, man verfolge ihn, ſtrebe ihn zu Grunde zu richten, er werde überall betrogen. Wenn er ja noch die Möglichkeit menſchlicher Tugend geſtattet: ſo wird er doch, um menſchliche Handlungen zu erklären, eher jeden andern, ſelbſt den unwahrſcheinlichſten, Grund, als ſie annehmen. Es gibt wenige Leidenſchaften, die ſich ſo von ſich ſelbſt nähren, und in ſich ſelbſt verſtärken, die ſo geſchikt ſind, Einbildungen, welche ihnen entſprechen, zu erzeugen, zu unterhalten und ihnen Glauben zu erwecken, wenige, die ſo viel und ernſtlich mit Schatten fechten, als dieſe —; aber auch wenige, welche die menſchliche Natur auf eine ſo grobe Art beleidigen. Wie tief müßten wir dieſe Natur verachten, wenn es wirklich wahr wäre, was der Argwohn ihr aufbürdet! Nicht bloß alle Achtung, ſondern auch jede Art der Zuneigung müßte verſchwinden, wäre bedauernswerthe Schwäche. Wir hätten Urſache, die Menſchen zu fliehen, und dem entfernteſten Verkehr mit ihnen auszuweichen. Etwas für ſie zu thun, könnten wir unmöglich für unſre Pflicht hal-

ten: denn dies hieſſe nichts anders, als freywillig an unſerm Ruine arbeiten.

Gewöhnlich iſt es ein hoher Grad von Egoismus, was dieſen Argwohn erzeugt. Menſchen, die von ſich ſelbſt ſo voll ſind, daß ſie nichts Höheres kennen, als ſich ſelbſt, werden natürlich bey Andern nicht immer dieſe vortheilhafte Meynung finden. Sie werden oft auf Lobſprüche rechnen, wo man ſie ihnen nicht ertheilt. Sie werden ein Zuvorkommen und eine Unterthänigkeit erwarten, wovon Niemand wiſſen will. Sie werden ihre Vorzüge und Anmaßungen oft bezweifeln hören. Man wird Vieles an ihnen ausſetzen und vermiſſen, wo ſie es wähnen zur Vollkommenheit gebracht zu haben. Weit entfernt, davon zu einer unbefangenern Prüfung Gebrauch zu machen, wird ſie das vielmehr in ihrer hohen Einbildung beſtärken. Sie werden es dem Neide oder feindſeligen Geſinnungen zuſchreiben, und ſich um ſo mehr erbittern, je mehr ſie von ſich eingenommen ſind. Menſchen, die immer von ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen umher getrieben werden, erfahren oft Widerſtand, ſehen die Künſte, womit ſie Andre zu hintergehen dachten, gegen ſich ſelbſt gekehrt. Sie

vergeſſen, wie ſie es vor hatten, und bleiben nur bey dem ſtehen, was ihnen begegnet iſt. Oft bedarf es nicht einmal dieſes Widerſtandes; Andre dürfen nur nicht ſo wollen, wie ſie, dürfen ſich nur weigern, das zu thun oder zu dulden, was ihnen angeſonnen wird: ſo reicht das ſchon hin, Haß und Widerwillen, und mit ihnen das Vorurtheil, als ob jene ihnen abſichtlich entgegen handelten, zu erwecken. Oft iſt es bloß das Gefühl ihrer Entzweyung mit der Menſchheit, was ſie verleitet, dieſer wieder alles Schlechte und Feindſelige zuzutrauen. Oft iſt es noch ſchlimmer. Oft ſpricht ſich in dem Mißtrauen gegen Andre nichts aus, als das Bewußtſeyn, wozu man ſelbſt wohl fähig wäre. Man lernt überhaupt die Menſchen ziemlich richtig kennen, wenn man auf ihre Urtheile über Andre merkt. Die Geſinnungen und Abſichten, die ſie dieſen beymeſſen, ſind ihnen nie ganz fremd. Die Deutung, die ſie dem Betragen Andrer geben, iſt tief aus der Geſchichte ihres geheimen Lebens geſchöpft — nicht ſelten der Widerſchein ihres eignen Herzens. Die Plane, die ſie jenen unterlegen, haben ſie ſelbſt ſchon entworfen. Die Maßregeln, die bey je-

nen Maske ſeyn ſollen, haben bey ihnen ſchon etwas verhüllt. Nichts iſt natürlicher, als daß derjenige, der ſich bey ſeinem Eigennutz alles erlaubt und ihm alles aufopfert, ein Aehnliches bey Andern vorausſetzt, um ſo mehr, da die Menſchen ohnehin geneigter ſind, von einander Böſes als Gutes zu erwarten. Indeß gibt es doch auch Unglückliche, die, in ihrer Redlichkeit und Offenheit, überall getäuſcht wurden, die ihr Wohlwollen überall gemißbraucht ſahen, deren Schickſal ſie unter Menſchen herum warf, welche zu nichts weniger geeignet waren, als ein edles Zutrauen einzuflößen. Unter herben Erfahrungen ſetzte ſich bey ihnen erſt ein zweifelnder Mißmuth, dann finſtrer Argwohn feſt. Bey der Voreiligkeit des menſchlichen Herzens, in der großen Geneigtheit des Verſtandes, beſonders wenn man verſtimmt iſt, von Vielen auf Alle zu ſchließen, darf es gar nicht befremden, wenn ſie die Denkart, die ſie in ihrem Kreiſe ſo allgemein herrſchend fanden, auf das ganze Geſchlecht übertrugen. Endlich mögen auch wohl gewiſſe Lebensarten, körperliche und geiſtige Dispoſitionen dazu geeignet ſeyn, ſolche Vermuthungen zu begünſti-

gen, von welchen der Argwohn seine Nahrung zieht. Auf jeden Fall bleibt er unsittlich; man soll ihn nicht aufkommen lassen, er fließe aus einer Quelle, aus welcher er wolle. Und darüber besitzt Jeder Gewalt, der noch keine Ursache hat, an sich selbst zu verzweifeln, und den Sinn für Tugend in sich zu erhalten weiß.

Das Zutrauen zu Andern kann freylich auch ein thörigtes und übertriebenes seyn, und seine Wirksamkeit über Angelegenheiten verbreiten, in die er sich nicht mischen darf. Dann ist es aber selten ein moralisches — selten Maxime des Willens, sondern vielmehr das Werk eines irre geleiteten Verstandes. Es ist dann gewöhnlich nicht Glaube an die Menschheit im Menschen, sondern Glaube an Diesen und Jenen, den er uns, wegen seiner ausgezeichneten Talente, seiner biedern Redlichkeit, seines bekannten Wohlwollens, oder seines warmen Freundschaftssinnes, zu verdienen scheint. Daß man hierin oft betrogen werde, ist am Tage. Aber ein solcher Glaube wird auch von der Pflicht nicht unmittelbar und unbedingt gefordert. Sorgfältige Beobachtung und weise Prüfung müssen entscheiden, wo er angebracht ist, und wo nicht. Auch darf sich der allge-

meine Glaube an die Menſchen nicht zu ſehr über dasjenige verbreiten, was wir mit ihnen zu verhandeln haben, und wobey das gegenſeitige Intereſſe in Colliſion kommt. Es iſt offenbar, daß die Menſchen oft ſchlecht, verſchlagen, hinterliſtig und falſch ſind: daß ſich viele in den Künſten der Täuſchung ſehr geübt haben. Hier wäre das Zutrauen Schwachheit, und ſo lange uns Erfahrung noch nicht überzeugte, in wie fern Jemand deſſelben werth ſey, wird Vorſicht eine unerlaßliche Pflicht bleiben. Zum mindeſten wäre es Unverſtand, ſich mit der Gefahr groſſer Aufopferungen Andern zum Spielwerke hinzugeben. Aber dieſe Vorſicht muß nicht in Engherzigkeit ausarten, nicht herrſchender Zug in unſerm Charakter werden, nicht in unſre Geſinnung gegen die Menſchen überhaupt einflieſſen, ſich nicht auf eine peinliche Art zu erkennen geben, nicht zu ängſtlichen Calculationen, ob, und in wie fern Jemand Glauben verdiene, verleiten. Von wem man ſich noch nicht verſichert hat, dem vertraue man auch keine Geheimniſſe an; aber wenn er ſich als gerader, ehrlicher Mann zeigt, dann glaube man ihm auf ſein Wort, wenn auch etwas dabey zu verlieren wäre. Das iſt

Hoheit des Sinnes, das reines Menſchengefühl. Und geſchieht dies mit Feſtigkeit und Würde; ſo daß es nicht zu verkennen iſt, wir handeln darin nach Grundſätzen: ſo werden Billigkeit und Achtung uns gegen jeden Mißbrauch unſrer Güte hinlänglich ſchützen.

Der Mangel des Glaubens an die Menſchheit iſt nicht allein etwas Unſittliches, ſondern auch ein großes Unglück. Schon für den, bey welchem er aus eigner Immoralität entſpringt. Denn auch er wird Augenblicke haben, wo ſich ſein Geiſt in der Ahndung großer Ideale aufrichtet, wo das Bedürfniß, etwas Beſſres, als das gemeine Treiben der Menſchen gewährt, zu hoffen, in ihm lebendig wird. Frühe oder ſpät erfährt Jeder die Armuth des Lebens; und den muß ſie zu Boden drücken, der ihm keine höhere Anſicht abgewinnen kann. Frühe oder ſpät wird uns die Nichtigkeit aller egoiſtiſchen Beſtrebungen ſehr fühlbar, und elend iſt dann gewiß der, dem alle edlere genügendere Erwartungen abgeſchnitten ſind. Die Sittlichkeit des Menſchen bleibt es doch am Ende allein, worauf wir vertrauen müſſen, um an dem vielfach verwickelten, oft tragiſchen, nicht ſelten räthſelhaften und bedeut

tungsloſen Spiele des Daſeyns, Gefallen zu finden. Das ſchreckliche Gefühl, allein zu ſtehen, die traurigſte Auflöſung aller Bande, welche Menſchen an Menſchen knüpfen, ein Egoismus, der, von Allem losgeriſſen, nur an ſich ſelbſt zehrt, ſich ſelbſt quält, und ſich in ſeinem Elende berauſcht, das iſt es, was dem allein übrig bleibt, in welchem eigne Entwürdigung den Glauben an Andre vernichtete. Vielleicht iſt aber der, welcher, bey einem übrigens regen Sinne für das Gute, bey einem lebhaften Intereſſe für die Angelegenheiten der Menſchheit, und einem herrſchenden Wohlwollen, doch kein Zutrauen zu Andern mehr faſſen kann, noch unglücklicher. Je höher er den Werth der Tugend ſchätzt: deſto tiefer muß es ihn ſchmerzen, ſie ſo ſelten oder nie zu finden. Je mehr er ſie für das Eine, was Noth iſt, erkennt: deſto niederſchlagender muß für ihn der Gedanke ſeyn, daß ihr überall der Egoismus, das Vorurtheil und die Schwachheit der Menſchen im Wege ſtehen. Je inniger er in ihr den ſchützenden Genius ſeines Geſchlechtes verehrt: deſto mehr muß er es bedauern, daß dieſes Geſchlecht ſich ſelbſt ihrem Schutze entzieht. In der Beeinträchtigung ſeines Glau-

bens fühlt er sein innerstes Leben an den reizbarsten Stellen verletzt. Zu den Menschen, die man lieben, für die man arbeiten und sich aufopfern soll — und so gerne möchte, kein Zutrauen mehr haben zu können, ihnen nicht bloß alles Gute, sondern auch alle Fähigkeiten zum Guten absprechen zu müssen, das ist etwas, worin der Wohlgesinnte am meisten ein hartes Schicksal beklagte. Man muß an die Menschheit glauben, um etwas für sie zu wagen, um unter den Menschen sich Freunde zu wählen, um mit Menschen in heilige und frohe Bündnisse zu treten, um sich Menschen mitzutheilen, um auf Menschen zu rechnen, um bey ihnen Trost, Rath und Hülfe zu suchen, um mit ihnen gemeinschaftlich zu wirken, und sich gemeinschaftlicher Hoffnungen zu freuen. Was ist aber dem, der das nicht kann, das Leben! Wer an die Menschen nicht glaubt, der entbehrt alles des Guten und Schönen, was sich nur in der Verbindung mit Menschen genießen läßt; er muß die Menschen fürchten, gegen sie auf seiner Huth seyn, sich wider ihre unvermutheten Angriffe in Sicherheit setzen, auf immerwährende Befehdungen gefaßt bleiben, und alle Sorgfalt und Vorsicht, die er

aufbiethen mag, iſt nicht im Stande, ihn we-
gen des Glükes ſeines Lebens, ſo weit es
durch Menſchen geſtört werden kann, zu be-
ruhigen.

II.

Achtung gegen die Menſchheit.

Wo wir uns genöthigt ſehen, Vernunft, mo-
raliſche Vervollkommnungsfähigkeit anzuerken-
nen, da fühlen wir Achtung. — Ein Zu-
ſtand, worin wir uns eben ſo ſehr gehoben als
gedemüthigt finden — gedemüthigt, wenn
wir unſre ſinnliche Natur betrachten, die uns,
in Vergleichung mit der moraliſchen, nicht an-
ders als unendlich klein vorkommen kann —
gehoben dadurch, daß wir fähig ſind, uns von
einer höhern und edlern Natur einen Begriff
zu machen, welches wir nicht vermöchten,
wenn nicht auch in uns Vernunft wohnte,
wenn wir nicht ſelbſt jener Natur theilhaftig
wären. Die Achtung, die wir einem andern
Weſen weihen, zollen wir zugleich uns ſelbſt.

Achtung iſt daher auch ein ganz eignes Ge-
fühl, ein Gefühl das, wie kein andres, unſre

Freyheit in Schranken weist, und unser Betragen Gesetzen unterwirft, weil es nicht sinnlich ist. Sinnliche Gefühle haben ein Interesse, und dies ist ein gewisser Zweck; es soll entweder etwas entfernt oder bewirkt, etwas zerstört oder realisirt werden. Sie verlangen nichts mehr, als daß dies auf eine dem Zwecke angemessene Art geschehe. Wie wir uns übrigens dabey benehmen wollen, die Form unsers Verhaltens, überlassen sie unsrer Freyheit. Sie können nicht anders verletzt werden, als durch Beeinträchtigung ihres Interesse's. Das Gefühl der Achtung hat allerdings auch ein Interesse, die Verherrlichung der Vernunft und Freyheit im Geachteten, die Erhöhung seiner Vollkommenheit. Aber es begnügt sich nicht damit, daß alles geschehe, was dazu beytragen kann. Es macht überdem noch eine Art des Verhaltens nothwendig, die allein durch den Gedanken an die Vorzüge, welche uns jenes Gefühl einflößen, bestimmt wird. Es will nicht bloß seinen Zweck erreichen; es will sich auch überall in Gesinnung, Wort und That aussprechen. Gegen den, welchen wir achten, dürfen wir uns nicht Alles erlauben, was eben seinem höchsten Zwecke nicht widerspricht; wir

haben noch nicht genug gethan, wenn wir dieſen, ſo ſehr wir können, befördern. Eben das, was ihn uns achtungswerth macht, ſoll auch eine eigne Stimmung in uns wecken, verbiethet uns Manches, was wir uns ſonſt gegen ihn herausnehmen würden, verpflichtet uns zu manchen Rückſichten und Einſchränkungen, nach welchen wir ſonſt nicht zu fragen brauchten. Und eben dieſe Stimmung, dieſe Rückſichten und Einſchränkungen ſind es vornehmlich, was wir hier unter der Achtung gegen die Menſchheit verſtehen.

Gefühle ſind eine Ausſtattung der Natur. Man kann Niemand anſinnen, ſolche zu haben, wenn ihm die Anlage dazu verſagt iſt. Es ſcheint daher widerſprechend zu ſeyn, Achtung als Pflicht zu fordern, da ſie ſich entweder von ſelbſt einfinden müßte, oder durchaus nicht hervorzubringen wäre. Aber es verhält ſich hier in etwas anders. Achtung iſt nicht eins von denjenigen Gefühlen, welche von einer beſondern Einrichtung der Organiſation, oder von einer eigenthümlichen Miſchung der Lebenskräfte abhangen, und ſich deswegen nur bey denen finden, die dieſe Dispoſition haben. Als Anlage, und in ſeinen erſten Regungen, iſt

es in allen Menſchen: denn es iſt Erſcheinung der Vernunft. In ſo fern darf es alſo nicht erſt angeſonnen werden. Seine vollſtändige Aeußerung aber iſt eine Folge des lebendigen Glaubens an die Menſchheit — und dieſer eine That der Freyheit. Man muß die Würde der menſchlichen Natur ſelbſtthätig anerkannt haben, um ſie achten zu können. Darum eben, weil Viele hiervon keinen Begriff haben, weil ſie im Menſchen nur das ſinnliche und gebrechliche Geſchöpf ſehen, können ſie ſich zu einer ſolchen Achtung nicht erheben. Aus eigner Schuld bleibt ſie ihnen fremd. Ueberdem kann die Achtung gegen die Menſchheit, wo ſie einmal geweckt war, leicht wieder verdunkelt werden. Sie wird nach und nach abnehmen, wie der Glaube an dieſelbe von ſeiner Stärke und Innigkeit verliert; und dies geſchieht bald, wo man den ſinnlichen Trieben der Natur, die ohnehin mächtiger ſind, zu viel Gewalt läßt, ſich zu ſehr auf ſein ſinnliches Intereſſe beſchränkt, oder ſich zu ſehr von ſeinen ſinnlichen Beſtrebungen beherrſchen läßt. Selbſtverſäumung, Enaherzigkeit, und eine gar zu ängſtliche Betriebſamkeit, verfehlen nie, dieſe Wirkung hervorzubringen. In dieſer

Hinſicht iſt das Geboth der Achtung gegen die Menſchheit Befehl, über dieſelbe, ſo weit ſie Ausſtattung der Natur iſt, ſorgfältig zu wachen, daß die Verderbniſſe der Welt, des Lebens, und der Geſellſchaft, ſie nicht nach und nach ſchwächen, und endlich ganz unfähig machen, herrſchendes Princip der Denkart und des Betragens zu werden. Denn auch dies, nicht bloß Gefühl, ſoll ſie ſeyn. Der Wille ſoll ſie als Maxime, als Regulativ und Beſtimmungsgrund ſeiner Geſinnung und ſeiner Entſchlieſſungen aufnehmen. Erſt dadurch erlangt ſie ihre volle Wirkſamkeit, und wird Veredlung der menſchlichen Natur in uns; erſt dadurch entſpricht ſie den Forderungen der Vernunft. Dies iſt aber wieder nicht möglich, ohne eine neue Erweiſung freyer Selbſtthätigkeit.

Wer die Menſchheit achtet, der erhält ſich immerfort in der Stimmung, welche die Betrachtung ihrer Würde, ihrer ausgezeichneten Anlagen, ihrer herrlichen Vorzüge, ihrer groſſen Beſtimmung, und ihrer ehrwürdigen Werke, bey jedem nicht ganz Entarteten hervorbringen muß. In Beziehung auf dieſe Würde faßt er Alles auf, und beurtheilt er Alles, was

die Menschheit angeht. Durch den Gedanken dieser Würde beschränkt er alle seine Wünsche und Neigungen, wo sie nur immer mit der Menschheit in Berührung treten. Allem, was er denkt und empfindet, ist das Zeichen davon aufgeprägt, daß er sich nur als Mensch groß fühle. Jede menschliche Angelegenheit ist ihm heilig, weil sie eine menschliche ist; und gerechten, lebhaften Abscheu erweckt in ihm jede leichtsinnige und erniedrigende Behandlung derselben, jeder ungeziemende Scherz, jeder vermessene Spott, und jedes verwägene Vergreifen an denselben. Am wenigsten wird er sich selbst etwas der Art, oder nur eine innere Neigung erlauben, die dahin ausschlagen könnte. Mit Unwillen wendet er seinen Blick von Allem weg, was ihm die Menschheit in ihrer Entehrung darstellt. Wie könnte er dann Gesinnungen in sich dulden, in welchen er selbst fähig wäre, zu ihrer Entehrung beyzutragen! Nie wird er gleichgültig seyn gegen das, was die Menschheit hebt oder demüthigt. Er wird ihre Schicksale in dieser Hinsicht stäts seiner theilnehmenden Aufmerksamkeit werth halten. Er wird sich selbst immer als Glied der Menschheit betrachten, und jedes Interesse, das er

hägt und beſorgt, nach ſeiner Wichtigkeit für die Menſchheit würdigen, und durch beſonnene Rückſicht auf das höchſte Geſammtintereſſe der Menſchheit heiligen.

— Achtung gegen die Menſchheit, nicht als Gefühl, ſondern als herrſchende Maxime, die auf das gewiſſenhafteſte alles vermeidet, was nur im mindeſten zur Herabſetzung derſelben dienen kann, iſt vielleicht eine der ſeltenſten Erſcheinungen, und der höchſte Grad von Geiſtesſtärke. Die Menſchheit als Ganzes betrachtet, iſt eine Idee — nichts Einzelnes und Sinnliches. Ein lebhaftes Abſtractionsvermögen, eine geübte Vernunft, eine kühne Erhebung der Seele, und eine groſſe Umfaſſungskraft wird dazu erfordert, um ſie nur denkend zu erreichen und feſtzuhalten. Von ihrer Majeſtät durchdrungen werden, durch ſie die Bewegungen ſeines Innern beſtimmen, und ſie überall berückſichtigen, das vermag nur ein weites Herz, ein hoher, edler Sinn, und ein entſchloſſener Wille. Vielleicht würde es auch bey dieſen Eigenſchaften unmöglich bleiben, wenn ſie uns nicht groſſe Individuen aufſtellte, in denen ſie ihre Würde verherrlicht hat, und in denen wir unwillkührlich das Geſchlecht eh-

ren, welchem ſie angehören. Jedes Jahrhundert hat ſolche Menſchen gehabt. Als Herolde der Menſchheit glänzen ſie vor der Mit- und Nachwelt. Wer ihr Leben betrachtet, wer ſich auf den Sinn ihrer Reden und Thaten verſteht, den werden ſie gewiß mit Achtung gegen die Menſchheit erfüllen, und es wird ihm nicht ſchwer werden, dieſe Achtung zu bewahren, und zur herrſchenden Maxime des Willens zu erhöhen.

Auf der andern Seite hat es auch Keinen gegeben, den man der Verachtung gegen die Menſchheit beſchuldigen konnte. Selbſt der entſchiedenſte und hartnäckigſte Unglaube kann dahin nicht führen. Er hat immer in der überwiegenden Macht der Sinnlichkeit ſeinen Grund. Menſchenverachtung aber würde ein unmittelbarer Abſcheu ſeyn, der geradezu gegen die Menſchheit ſelbſt gerichtet wäre, welcher eben ſo undenkbar iſt, als abſolute Bosheit, unmittelbare Feindſchaft gegen die Tugend. Sie würde ſich überdem widerſprechen. Verachtung findet nur da Statt, wo ſittliche Selbſtentehrung iſt — mithin doch auch Anlage zur Sittlichkeit, Möglichkeit einer ſittlichen Denkart und eines ſittlichen Betra-

gens. Wer die Menſchheit verachten wollte, müßte dieſe zugleich anerkennen und verwerfen. So lange ſie nur noch in Einigen zugeſtanden wird, kann die Menſchheit nie Gegenſtand der Verachtung werden. Wo ich verachten ſoll, muß ich auch achten können. Verachtung der Menſchheit wäre zugleich Selbſtverachtung. Man würde den, welcher ſie vorgibt, fragen, worauf ſich dieſe Verachtung beziehe, und ſeine Antwort würde unvermeidlich auf etwas hindeuten, in deſſen Beſitze man nie ganz verächtlich ſeyn kann. Schon das Gefühl der Verachtung, welches durchaus ſittlicher Natur iſt, zeugt dafür, daß es etwas Achtungswerthes gebe; denn in ihm ſelbſt iſt etwas, das Achtung verdient. Ich kann einzelne Menſchen, ich kann mich ſelbſt in einem gewiſſen Grade verachten. Aber meine Verachtung wird ſinnlos, ſobald ſie ſich gegen die Menſchheit überhaupt richtet.

Es gibt indeß Maximen, die eine ſolche Verachtung auszudrücken ſcheinen, wie das übermüthige Erheben über die Menſchheit, die Geringſchätzung menſchlicher Angelegenheiten, die Aeußerung und Verbreitung ſolcher Meynungen, welche über das menſchliche Geſchlecht ein

ungünſtiges Licht werfen, die freche Verhöhnung menſchlicher Rechte, gränzenloſe Herrſchſucht, die Ausübung eines frevelnden Despotismus, Gewiſſenszwang, Obſcurantismus, ſchonungsloſe Satyren, ein ungezügeltes Spiel des Witzes, und Erdichtung ſolcher Thatſachen, die in einzelnen Individuen die ganze Gattung ſchänden müßten, wenn ſie wahr wären. Aber genauer beſehen, iſt denn doch Keiner, von Allen, die ſich etwas der Art erlauben, eigentlicher Verächter der Menſchheit. Bey den Meiſten iſt es Leichtſinn, unbeſonnene Sucht zu glänzen, Kitzel des Muthwillens, Eigennutz und Ehrbegierde, was ſie verleitet, die Würde der menſchlichen Natur zu vergeſſen, und ſich ein Betragen gegen dieſelbe nachzuſehen, das vielleicht nicht empörender ſeyn könnte, wenn ihm wirkliche Verachtung zum Grunde läge. Am täuſchendſten iſt dieſer Schein bey einer gewiſſen Art des aufgeblaſenen Stolzes, der nicht ſo ſehr von beſtimmten Einbildungen und deutlichen Vorſtellungen des eignen Werthes, als vielmehr von dunkeln Gefühlen, und einem ſich tief im Hintergrunde der Seele hervorarbeitenden und ſich aus ſich ſelbſt vergrößernden Egoismus herrührt. In

dieſen miſcht ſich allerdings etwas, das man Verachtung nennen kann, und das unläugbar der thätigen Menſchenachtung den meiſten Abbruch thut. Aber es iſt doch nicht die moraliſche Verachtung, von welcher hier allein die Rede iſt. Es iſt ein Herabſehen, ein Bemitleiden, oder ein Freveln, das auf das Moraliſche im Menſchen gar keine Rückſicht nimmt, ſich nicht darum bekümmert, ob die menſchliche Natur verächtlich oder achtungswerth ſey, wobey man ſich auch ſelbſt keinen höhern ſittlichen Werth beymißt, ſondern ſich damit begnügt, in phyſiſcher Rückſicht höher zu ſtehen, und Gewalt brauchen zu können. Uebrigens eine ſehr ſtrafbare, und von groſſer ſittlicher Rohheit und Verwilderung, daß ich nicht ſage Brutalität, zeugende Geſinnung.

Was der Achtung gegen die Menſchheit eigentlich entgegen ſteht, iſt **Gleichgültigkeit gegen ihre ſittliche Würde**, und dieſe trifft man häufig genug an. Sie verräth ſich in einer ſolchen Stimmung gegen die Menſchheit, wobey man bloß auf die ſinnlichen Verhältniſſe ſieht, in welchen man ſich zu ihr befindet. Man betrachtet die Menſchen da nur als Werkzeuge ſeines Eigennutzes, als

Mittel, durch ſie ſeine Eitelkeit, ſeine Ehrbegierde, ſeine Geldliebe, ſeinen Trieb nach Vergnügen, ſeine Zerſtreuungsſucht, oder ſeine Privatabſichten zu befriedigen, höchſtens als Theilnehmer zur Erreichung gemeinſchaftlicher Zwecke, und als Gegenſtände ſeines Wohlwollens. Natürlich, daß man ihnen nichts glaubt ſchuldig zu ſeyn, als was ſie nach dem Rechte erzwingen können, oder womit man ſich ihre Geneigtheit zu Gegendienſten, ihre Gunſt, deren man ungerne entbehrt, erwirbt, oder was uns ein lebhaftes Mitgefühl zum Bedürfniſſe macht. Natürlich, daß man auf ſie, als moraliſche Weſen, die durch ihr bloßes Daſeyn ſchon große und ehrwürdige Anſprüche haben, keine Rückſicht nimmt, und ſich über eine Behandlung, wodurch ihr Heiligſtes gekränkt wird, gar keine Vorwürfe macht, wenn man ſich ſonſt nur klug genug betrug, daß man in ihnen nichts glaubt ſchonen zu dürfen, als ihr ſinnliches Gefühl, und die Bedürfniſſe, die ſich auf daſſelbe beziehen.

Keiner hat wohl häufigere Veranlaſſung, die pflichtmäßige Achtung gegen die Menſchheit an den Tag zu legen, und auch wieder aus den Augen zu ſetzen, als der Schriftſteller. Er

verletzt dieſe Achtung, wenn er ſein groſſes, für die Menſchheit ſo wichtiges Geſchäft bloß als Gewerbe treibt. Auf die Entwickelung der Menſchheit im Menſchen wirkt er unmittelbarer und mehr als irgend ein Andrer. Wie entehrend für ihn und die Menſchheit, wenn er es nicht abſichtsvoll thut, wenn er ihr heiliges Gut feil trägt, wenn Gewinn ihn treibt, wo Sinn für Menſchenwürde ihn begeiſtern ſollte, und wo er im Dienſte dieſer Menſchenwürde arbeitet, wenn er da egoiſtiſch denkt, wo ſein Geiſt zur umfaſſendſten und liberalſten Anſicht aufgefordert wird! Daß er von dem Einen, was Noth iſt, beſeelt ſey, das müßte jeder Gedanke und jeder Ausdruck, — das ſelbſt der Ton und das Gewand ſeiner Mittheilung, das müßte ein gewiſſer anſtändiger Ernſt, ſein unbeſtechlicher Sinn für Wahrheit, das ſein muthiges Auflehnen gegen die Irrthümer, die Thorheiten und den verderbten Geſchmack der Zeit, das ſein nüchterner Sinn, ſeine ruhige Unbefangenheit und ſeine edle Freymüthigkeit bezeugen. Aber wie empfindlich beleidigt er dieſe Achtung, wie deutlich gibt er zu erkennen, daß ihm die Menſchheit nichts ſey; wenn er alles auf Beyfall berechnet; wenn er abſichtlich

um das Lob der Menge buhlt; wenn er Wahrheiten halb verschweigt oder verschleiert, die ganz und kräftig gesagt werden — wenn er das umgeht, was jetzt nachdrücklich zur Sprache gebracht werden sollte; wenn er der Verbildung fröhnt, der Thorheit das Wort redet, und sich jede ungerechte Forderung des Publicums gefallen läßt; wenn er wichtige Dinge mit Leichtsinn behandelt, über grose Angelegenheiten mit Kälte spricht, da egoistisch calculirt, wo Freyheit und edle Erhebung über jedes Interesse nöthig wäre; wenn er sich unzeitige Witzeleyen erlaubt, und Gegenstände in das Gebieth des Spottes zieht, die eine nüchterne, ernsthafte und vielseitige Erwägung verlangen!

Niemand hat auch eine größere Verpflichtung, überall Achtung gegen die Menschheit zu zeigen, als der Schriftsteller, der nur in so fern sich mit wahrem Verdienste schmeicheln darf, als er zur Erhöhung dieser Achtung beygetragen hat. Für das Höhere im Menschen soll er wirken. Seine Bemühungen für Verstandesaufklärung, für Befriedigung des ästhetischen Sinnes, für Unterhaltung und Veredlung guter Gesinnungen, haben nur in so fern

Werth, als dadurch das rein Menſchliche entwickelt, und die Verherrlichung deſſelben damit beabſichtigt wird. Nie ſollte ihm deswegen diejenige Stimmung fremd ſeyn, die davon ganz durchdrungen iſt. Nie ſollte der die Würde der Menſchheit vergeſſen, dem ſein erhabener Beruf ſie in jedem Augenblicke vorführt.

Doch wir müſſen auch die Achtung gegen die Menſchheit noch in ihrer doppelten Beziehung, als Selbſtachtung und Achtung gegen Andre betrachten; weil ſie hier nicht allein noch manche eigne beherzigungswerthe Modificationen annimmt, ſondern auch das Weſen derſelben dann in größerer Klarheit vor uns tritt.

Die Achtung gegen die menſchliche Natur muß von der Selbſtachtung ausgehen; oder vielmehr, wir müſſen die Menſchheit erſt in unſerer Perſon achten lernen, ehe wir im Stande ſind, ſie überhaupt zu achten. Was Würde ſey, erfahren wir nicht anders als dadurch, daß wir unſre eigne Würde anerkennen. Das Gefühl dieſer Würde iſt die Quelle aller

tugendhaften Geſinnungen und immerfort ihre kräftigſte Stütze. Sie empfinden wir, wenn wir der Majeſtät des Geſetzes huldigen; und Scham vor uns ſelbſt, Furcht unſre Würde zu verletzen, muß uns von Vergehungen gegen daſſelbe zurückhalten. Sie ſind die heilige Schutzwehr der Tugend; und mehr als alle Drohungen und Aufmunterungen, mehr als die Ausſicht auf die erfreulichſten oder ſchrecklichſten Folgen wirkt in der Seele des Tugendhaften das Bewußtſeyn des Werthes, den er als moraliſches Weſen hat. Zu Allem fähig iſt der, in welchem dieſes Bewußtſeyn unwirkſam ward, der Begriff der Erniedrigung ſeine Bedeutung verlor. Selbſtachtung läßt den Menſchen nie ganz ſinken. Sie erhebt ihn über die Gewalt des Schickſals. Wer von ihr beſeelt iſt, den wird auch das unglücklichſte Loos nicht niederbeugen, im heftigſten Gedränge wird er feſt auf ſich ſelbſt ruhen, und unter den ſchmerzhafteſten Leiden, bey den trübſten Ausſichten, in ſich ſelbſt reiche Schadloshaltung und unerſchöpfliche Hülfe finden. Es gibt Situationen im Leben, wo ſich alle Umſtände gegen uns vereinigt zu haben ſcheinen, wo wir, von allen Seiten beſtürmt, allen Verfolgunge

des Ungemachs ausgeſetzt, uns von Allem verlaſſen, und überall unbeachtet ſehen. Wir fangen an, an uns ſelbſt zu zweifeln; Muthloſigkeit, Gefühl der Kleinheit und Ohnmacht, bemächtigt ſich unſrer, und verſetzt uns in einen Zuſtand, welcher der peinlichſte iſt, der nur erdacht werden mag. Feſtgegründete Selbſtachtung iſt das Einzige, was uns unter dieſem Drucke noch aufrichten, und uns ein Vertrauen einflößen kann, in welchem uns das Schickſal nie überwinden wird. Leiſtete ſie auch nur dies: ſo würde es ſchon Pflicht ſeyn, nach ihr, als einer der edelſten Eigenſchaften, zu ſtreben. (Reue über Vergehungen wird nur den ganz demüthigen, der ſich noch nicht im vollen Sinne ſelbſt achtete. Bey wem dieſes der Fall iſt, der wird unverdroſſen und unbewegt die Bahn der Pflicht gehen, und jeder Fehltritt ihm nur ein ſtärkerer Antrieb werden, ſeiner Beſtimmung muthvoll nachzuleben). Aber Selbſtachtung iſt ſchon an ſich Pflicht. Nicht bloß weil wir fähig ſind, der Menſchheit zu dienen, ſondern weil auch in uns Menſchheit iſt; nicht bloß weil wir Anlagen zur Sittlichkeit haben, ſondern weil auch uns der Zweck angehört, der durch Vernunft

erreicht werden ſoll, ſind wir verbunden, uns ſelbſt zu achten. Wenn wir es nicht wollten, müßten wir unſer wahres, eigentliches Weſen verläugnen. Wer ganz weiß, was er als Glied der Menſchheit, als Verbündeter der Geiſterwelt, und als Theilnehmer an einer höhern Ordnung der Dinge werden kann, für den ſind alle weitern Anweiſungen zur Selbſtachtung überflüſſig. Er wird ſich unwillkührlich und unvermeidlich von ihr durchdrungen fühlen.

Selbſtachtung iſt Heilighaltung der Menſchheit in unſrer Perſon. Sie gründet ſich auf das Nothwendige, Unveräußbare und Ewige unſrer Natur, auf Vernunft und Freyheit und die Fähigkeiten, die uns zur Entwickelung und Verherrlichung derſelben übergeben ſind. Man muß ſich aber doch dabey eines ſelbſt erworbenen moraliſchen Werthes bewußt ſeyn, um ſie zu empfinden, wie das auch ſchon beym Glauben an uns ſelbſt der Fall war. Ohne das werden zwar die edlern Anlagen noch immer achtungswerth bleiben; aber das Gefühl der perſönlichen Unwürde wird ſie verdunkeln, wenigſtens ihre Wirkſamkeit hemmen. Haben wir uns gar ſchwere Vergehungen zu Schulden

kommen laſſen: ſo werden wir uns zum Theil verachten müſſen, zum Theil noch immer achten können, weil unſer ſittliches Vermögen damit noch nicht zu Grunde gerichtet iſt. Um aber jener drückenden Laſt zu entgehen, werden wir uns der Erinnerung an dieſes Vermögen zu entſchlagen — um nicht mehr durch daſſelbe beſchämt zu werden, es nach und nach in Vergeſſenheit zu bringen ſuchen; und ſo wird dann allmählig moraliſche Gleichgültigkeit gegen uns ſelbſt eintreten.

Die wahre Selbſtachtung iſt etwas ganz anders als die ſinnliche Selbſtſchätzung. Dieſe unterſcheidet ſich von jener nicht allein dadurch, daß ſie ſich auf ſinnliche Vorzüge, wozu hier auch die intellectuellen, überhaupt alle nicht moraliſchen, gehören, bezieht, ſondern auch dadurch, daß ſie eine ſinnliche Triebfeder hat. In beyderley Rückſicht ſteht ſie der wahren Selbſtachtung wirklich im Wege. Wer um ſeiner ausgezeichneten Lage, um ſeines höhern Standpunctes in der bürgerlichen Geſellſchaft, um ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten willen viel auf ſich hält, wird eben dadurch verhindert, das, was er als Menſch iſt, lebhaft zu empfinden. Mit jenen

kann er glänzen, über Andre empor ragen. Dieſes hat er mit Allen gemein. Jene gewähren Vortheile, die in die Sinne fallen, und eben ſo mannichfaltig als blendend ſind. Dieſes iſt geiſtiger Adel — nichts für die Sinne — alles für die Vernunft und die höhern Bedürfniſſe, dem äußern Menſchen unvernehmbar, nur den innern ehrend, erhaben in ſeiner Einfachheit. An jenen hat er genug; warum ſollte er ſich dieſes auf eine mühſame Art erwerben! Wer ſich um jener willen ſchätzt, dem iſt es nur um ſein Ich zu thun; nicht das, wodurch er Menſch, ſondern gerade dieſer Menſch iſt, intereſſirt ihn. Wer ſich achtet, muß ſein individuelles Ich über der Menſchheit in ihm vergeſſen können. Was ihn auf jenes beſchränkt, oder nur mehr daran feſſelt, macht ihn eben damit der vernünftigen Selbſtachtung unfähig. Die ſinnliche Selbſtſchätzung wird von einer ſinnlichen Triebfeder motivirt, ſie iſt Selbſtſucht, ſie unterhält vortheilhafte Vorſtellungen, weil ſie ſich darin berauſchen kann, ſie nährt den Gedanken des eignen Werthes, weil man ſich dadurch geſchmeichelt fühlt. Bey ihr will man ſich für wichtig halten, und ſich wichtig machen, um ſich gegen Andre zu be-

haupten. Die moraliſche Selbſtachtung kennt keinen Eigennutz. Sie iſt allem, was nur entfernter Weiſe eigennützig heißen kann, entgegen geſetzt, nur erſt, nachdem das Eigennützige aus der menſchlichen Natur vertilgt iſt, vermag ſie Wurzel zu faſſen. Sie arbeitet ſelbſt kräftig an der Vernichtung deſſelben. Sie entſteht unwillkührlich aus dem Gefühle unſrer Menſchheit; und hieraus iſt alle Beziehung auf das Ich, als ein beſonderes und ſinnliches, verbannt. Je natürlicher und eigener uns dieſe Beziehung wird; deſto mehr erſchwert ſie uns die vernünftige Selbſtachtung.

Dieſe zeigt ſich vornehmlich in der Vermeidung ſolcher Geſinnungen, wodurch die freye, edlere Menſchheit in uns unter etwas anderes erniedrigt, von etwas anderm abhängig gemacht, oder hinter etwas anders zurück geſetzt wird, ſey dieſes nun die äußere Natur, oder unſre eignen ſinnlichen Begierden, oder andre Menſchen Nichts geht ihr über eigne Würde. Im ſtäten Bewußtſeyn derſelben behandelt ſie alles, was ihr vorkommt. Dieſes Bewußtſeyn begleitet alle Gedanken, Empfindungen und Wünſche. Mehr als ſonſt irgend etwas verhüthet ſie es, daß daſſelbe durch ir-

gend eine Leidenschaft verdunkelt werde, daß der Mensch in einen solchen Zustand gerathe, worin Sinnlichkeit die Herrschaft führt, und ihre Triebe die Maximen bilden. Sie duldet keine Gewalt derselben, die für ein vernünftiges Wesen nicht anders als unanständig seyn kann, wenn dadurch auch der Gehorsam gegen die Pflicht nicht verletzt oder bedroht würde.

Wer sich selbst achtet, der erniedrigt sich nicht unter die äußere Natur, durch allzu große Nachgiebigkeit gegen die Bedürfnisse des Unterhaltes, der Bequemlichkeit und des Vergnügens. Mit dem Muthe des Entbehrens gerüstet, begnügt er sich mit dem Nothwendigen, und weiß sich das Ueberflüßige auch dann zu versagen, wenn er es wohl haben könnte; weit entfernt, sich Dinge zum Bedürfnisse zu machen, die es an sich nicht sind. In so fern steht die Selbstachtung der Weichlichkeit entgegen. Weichlichkeit ist übertriebene Empfänglichkeit für die Eindrücke äußerer Gegenstände, die den Lustsinn afficiren. Der Weichliche duldet kein Schmerzgefühl; er muß immer genießen. Gewöhnliche Genüsse genügen ihm bald nicht mehr; sie werden ihm schnell

alltäglich. Er muß immer neue haben. Kitzel der Sinne iſt ſein höchſtes Gut. Schon darin ſetzt er ſeine Würde herab, daß er ſich von dem niedern Theile ſeines Selbſtes — noch mehr aber darin, daß er ſich von dem, was nicht einmal zu ſeinem Selbſt gehört, von zufälligen und großen Veränderungen unterworfenen Dingen abhängig macht. Von der Gunſt der Natur erwartet — von ihrem Unwillen und von ihren Launen fürchtet er alles; da er weit mehr von ſich ſelbſt erwarten, in höherm Grade die freye Entbehrung ſeines Geiſtes und Herzens fürchten ſollte. Das Freye und Vernünftige verſäumt er, um Alles auf dasjenige zu verwenden, was nicht allein viel ſchlechter iſt, ſondern worüber er zugleich nur eine ſehr beſchränkte Gewalt hat. Wenn daher auch Weichlichkeit nicht die Quelle ſo vieler pflichtwidriger Handlungen und ein ſo wirkſames Verderbnißmittel der Geſinnung wäre: ſo würde ſie doch der noch weit härtere Tadel treffen, daß ſie laut der Achtung widerſpreche, die wir uns ſelbſt ſchuldig ſind. Wer ſich ſelbſt achtet, darf ſich nicht freywillig unter die Herrſchaft einer vernunftloſen Macht begeben; er darf ſich nicht weiter von der Natur abhängig ma-

chen, als er ihrer zufolge der Einrichtung seines Wesens schlechterdings bedarf.

Er erniedrigt sich auch nicht unter sich selbst, unter seine sinnlichen Triebe, Meynungen und Leidenschaften. Er weiß zwar, daß er diese nie von sich wird trennen können, und daß er es nicht einmal versuchen darf, weil sie der Stoff sind, an welchem sich seine pflichtmäßigen Gesinnungen und Handlungen erweisen sollen. Aber eben darum weiß er auch, daß sie nie sein letzter Zweck seyn dürfen; daß er sie durch Vernunft ordnen und leiten, daß deswegen das Interesse der letztern dem ihrigen vorgehen muß; daß er sich selbst schändet, wenn er sich ihnen unbedingt, ohne moralischen Sinn und moralische Rücksichten hingibt, wenn er seine Person dem Genusse, und den Genuß den Mitteln des Genusses, die feinern Vergnügungen, woran Verstand, Phantasie und Herz Theil nehmen, den gröbern, die nur für den Sinn sind, aufopfert; daß er seine Würde verletzt, wenn er einem bloß thierischen Genusse lebt, ohne ihn durch vernünftige Thätigkeit zu veredeln. Wohllust, Geiz und Lüzenhaftigkeit möchten deswegen die Fehler seyn, welche man in dieser Hinsicht am

ſorgfältigſten zu vermeiden hat; weil ſich in ihnen die meiſte rohe Sinnlichkeit zeigt; weil in ihnen das Princip, moraliſche Zwecke nicht zu achten, und Geringſchätzung der Vernunft am meiſten ſichtbar wird. Ihre Verächtlichkeit wird, wo ſie einen höhern Grad der Stärke erreichen, moraliſche Ekelhaftigkeit, das Gefühl der gröbſten Entwürdigung einer ſittlichen Natur und ihrer ſchimpflichſten Dienſtbarkeit.

Eben ſo wenig erniedrigt ſich der, welcher ſich ſelbſt achtet, unter andre Menſchen. Im Umgange mit ihnen verläßt ihn nie das Bewußtſeyn ſeines gleichen Antheiles an der Menſchheit und der dieſer eignen Würde. Seine äuſſere Ehrerbiethung richtet ſich freylich nach den bürgerlichen Verhältniſſen, worin er zu ihnen ſteht. Er reſpectirt gegen Jeden die natürlichen und conventionellen Zeichen des Ranges, der ihm nach jenen Verhältniſſen gebührt. Aber das iſt keine Huldigung, die der Geiſt dem Geiſte erweiſet — am wenigſten moraliſche Achtung. In dieſer ſteht Keiner dem Andern nach, als etwa der wahrhaft Verdiente dem weniger Verdienten, der Beſſere dem weniger Guten. Das Maß der

ſittlichen Würdigkeit kann hier allein einen Unterſchied machen. Ein nichtswürdiger, elender Menſch iſt der, welcher ſich weiter, als der gerechte Anſpruch es verlangt, unter Andre herabſetzt. Eigennützige Motive von der gemeinſten Art können ihn allein dazu beſtimmen. Dies geſchieht aber überall, wo wir ihnen eine Gewalt über uns einräumen, die kein vernünftiges Weſen über ein andres haben kann, und wodurch die freye Wirkſamkeit unſers Geiſtes, die uns um keinen Preis feil ſeyn ſoll, beeinträchtiget wird; durch alle Maximen, in welchen wir uns als Knechte Andrer darſtellen. Dahin gehören wegwerfende Höflichkeitsbezeugungen, übertriebene Aufmerkſamkeit auf die Wünſche Andrer, das ängſtliche Beſtreben ſich ihnen gefällig zu machen, das kleinliche Buhlen um ihre Gunſt, das entehrende Einräumen ſolcher Vorzüge, die ihnen nicht zukommen, das willige Zugeſtehen ſolcher Rechte, die ſie ſich ungebührlicher Weiſe anmaßen, das unbedingte Hingeben zu Werkzeugen ihrer Wünſche und Anſchläge, das Gefallenlaſſen der Mißhandlungen, die ſie ſich gegen uns erlauben, das unbeſonnene Billigen ſolcher Unternehmungen, die eher Tadel verdienten, Einwilligung

in ſolche Vorſchläge, die wir für verwerflich erkennen, ungebührliche Erhebung des Guten, was ſie etwa an ſich haben mögen, ungerechte Vergleichungen, die wir zu unſerm Nachtheile zwiſchen ihnen und uns anſtellen, kriechendes Zurückziehen, wo wir uns behaupten ſollten, Scheue etwas zu ſagen, wo die Pflicht eine laute, beſtimmte und nachdrückliche Erklärung fordert, peinliches Zurückhalten unſrer Meynung, wo ſie ein Wort zu ſeiner Zeit wäre — noch mehr aber ausdrückliche Verläugnung unſrer Ueberzeugung, um damit nicht zu beleidigen, oder um denen, welche ihr widerſprechen, zu ſchmeicheln, thörigte Folgſamkeit gegen den Geiſt der Zeit, ungeprüfte Nachahmung der Sitten und des Betragens Andrer, wenn es auch nur in zufälligen Dingen, etwa in der Art ſich zu kleiden oder ſich auszudrücken, wäre.

Was uns dazu verleitet, iſt entweder eine zu ſtarke Vorſtellung von dem Werthe und den Vorzügen Andrer, oder Furcht vor Andern und Gefälligkeit gegen ſie, oder allzugroſſe Schätzung derjenigen Güter, deren wir uns durch ihre Gunſt zu verſichern hoffen, oder endlich blinde Nachahmungsſucht — immer aber

etwas, das in einer eigennützigen Quelle seinen Grund hat, wodurch wir die sittliche Würde unsrer Natur für einen sinnlichen Vortheil verkaufen, und einen sehr geringen Grad des moralischen Interesse's zu erkennen geben. Wer sich als freyes Vernunftwesen fühlt, wird sich nie tief unter Andern sehen. Er wird den, der mehr moralischen Werth hat, höher achten; aber diese Achtung wird nie sclavischer Sinn werden, sich nie in Maximen aussprechen, wodurch er sich seiner eignen Freyheit begäbe, in Dingen, wo man schlechterdings mit Freyheit handeln muß; er wird ihm huldigen, aber ihm nicht dienstbar werden. Noch weniger wird er sein eignes Gutes verkennen und verkleinern, um den Andern desto mehr zu heben. Am wenigsten wird er über dem äußern Ansehen, das Andere etwa besitzen möchten, die höhere Gleichheit mit ihnen vergessen, — sich von dem Glanze, der sie umgibt, blenden, von den Talenten, die sie besitzen, demüthigen lassen, indem das, worin seine Menschheit gegründet ist, mehr gilt als Alles, wodurch sich irgend ein Mensch vor Andern auszeichnen mag.

Wer sich selbst achtet, der erzeigt auch Andern die Achtung, welche ihnen als Menschen,

und beſonders nach ihrer ſittlichen Würdigkeit, gebührt. Er thut noch mehr; er iſt aufmerkſam und gefällig gegen ſie, aber nicht, weil ſie ihm imponiren, ſondern aus Wohlwollen; nicht zur Befriedigung eines ſinnlichen Triebes, ſondern aus uneigennütziger Anerkennung der Pflicht. Und ſelbſt in dieſem Wohlwollen hüthet er ſich ſorgfältig, der ſchuldigen Selbſtachtung etwas zu vergeben; was auch gar nicht zu beſorgen iſt, weil es aus einer moraliſchen Quelle fließt. Ueberhaupt wird der, welcher das Sittliche an Andern achtet, nie etwas thun, nicht einmal in die Verſuchung kommen, etwas zu thun, was der Achtung gegen ihn ſelbſt zuwider wäre. Uebermäßige Achtung gegen Andre iſt nicht möglich, wohl aber gibt es Neigungen, die uns beſtimmen, eine äußere Ehrerbiethung gegen ſie zu zeigen, die einen groben Mangel an Selbſtachtung verräth.

Endlich kann auch die Selbſterniedrigung vor dem höchſten Weſen unſittlich werden. In der Vergleichung mit dem Ideale der Heiligkeit werden wir uns immer mangelhaft und gebrechlich finden. Unvollkommenheit der Geſinnung und Vergehungen des Lebens klagen uns vor ihm an. Es iſt Pflicht,

deſſen eingedenk zu bleiben. Ein eben ſo ſchändlicher als ſchädlicher Selbſtbetrug würde allein im Stande ſeyn, es uns zu verbergen. Das lebhafte, und aus vielgeprüfter Einſicht entſpringende Gefühl hiervon iſt von vernünftiger Selbſtachtung unzertrennlich. Dieſe wird ſich jederzeit in ungeheuchelter Demuth zeigen; ſo wie die letztere wieder ohne die erſtere nicht Statt finden kann. Sich wahrhaft vor Gott zu demüthigen, iſt nicht möglich, wenn man ſich nicht ſelbſt achtet, ſeine moraliſche Würde ſtark und lebendig fühlt. Vernünftige Selbſtachtung iſt es eben, was ſich in der unparteyiſchen Schätzung des eignen Werthes ausſpricht. Sittlichen Abſcheu gegen ſich ſelbſt fühlt nur der, welcher ſich ſelbſt achtet. Jede angebliche Demüthigung aber, bey der man ſich nicht ſeiner Würde bewußt bleibt, und die nicht aus dieſer Quelle fließt, iſt Wahn, Heucheley oder ſchimpflich knechtiſcher Eigennutz, und alſo ein Beweis des gänzlichen Mangels an Selbſtachtung. Dahin gehört das kleinmüthige Winſeln über ſeine Fehler, das freche, vornehm ſtolze Sichſchuldgeben ſolcher Verbrechen, die man nie verübte, das ungerechte Herabſetzen ſeines Werthes, die Ue-

bung ſolcher Zerimonien, wodurch ein ſinnlicher Menſch ſich wohl geehrt fühlen könnte, die Gottheit aber entehrt wird, weil ſie die Moralität, das Weſen der Gottheit, in uns ſchänden. Man will dadurch entweder der Welt eine beſondre Frömmigkeit vorgaukeln, die oft auch ſchwach genug iſt, an eine Frömmigkeit zu glauben, welche der Tugend Hohn ſpricht; oder man will ſich bey der Gottheit einſchmeicheln, ſich ihre Gunſt und ihre Belohnungen erwerben, wie man ſie bey Menſchen erwirbt, wenn man vor ihnen kriecht; und legt dadurch eine eben ſo niederträchtige Denkart als ſchändliche Begriffe von der Gottheit an den Tag. Dieſe kann nicht anders als im Geiſte und in der Wahrheit angebethet werden; welches dann geſchieht, wenn man ſich in einem hohen und heitern Selbſtgefühle zu ihr erhebt, wenn man ihr Bild in ſeiner Bruſt heilig hält, und ſich darum glaubens- und ehrfurchtevoll vor ihr niederwirft, weil man von der Herrlichkeit ihrer Offenbarung in der Größe des Menſchen ergriffen iſt.

Der Mangel an Selbſtachtung geht zuletzt in Schamloſigkeit, in die Maxime über, auf die mißbilligende Meynung Andrer von

uns gar keine Rückſicht zu nehmen, ſich alles, auch das Verächtlichſte, zu erlauben, ſo lange es mit unſerm Vortheile beſtehen kann, unbekümmert darum zu ſeyn, wie tief wir uns vor ihnen herabſetzen, und wie ſehr ſie uns unſre Niederträchtigkeit durch ihr ganzes Benehmen zu erkennen geben. Das alles ſind Dinge, wofür der, welcher ſich ſelbſt nicht achtet, allen Sinn verliert. Um das Drückende darin zu empfinden, muß man ſelbſt dergleichen Gefühle gehabt haben. Was die Achtung Andrer ſey, und wie viel an ihr liege, weiß nur der, welcher ſich ſelbſt achtet. Wer ſich ſelbſt nicht ſcheut, der mag wohl den Einfluß und die Macht Andrer ſcheuen, und dasjenige vermeiden, wodurch er dieſe gegen ſich aufbiethen würde; aber warum er ihr moraliſches Urtheil an ſich, und wo er ſonſt nicht dadurch beeinträchtigt wird, ſcheuen ſollte, davon iſt gar kein Grund einzuſehen. Ob die öffentliche Meynung etwas mit Schande gebrandmarkt habe, iſt ihm ziemlich gleichgültig; wenn er dadurch ſonſt keine Vortheile einbüßt, wenn nur dieſe Schande nicht mit anderweitiger Strafe verknüpft iſt. Schamloſigkeit iſt der tiefſte ſittliche Verfall, worein ein Menſch ge-

rathen kann — gänzliche Erſtarrung aller ſittlichen Kräfte, aus welcher nichts wieder aufweckt. Daß er durch ſich ſelbſt ſo tief ſinke, läßt ſich kaum denken; und doch findet man Solche, die ſo tief geſunken ſind. Nur die unglücklichſte Verbildung der frühern Jahre, Abſtumpfung des noch zarten moraliſchen Gefühles, durch den Anblick der roheſten Abſcheulichkeiten, durch die Umgebung eines faſt viehiſchen Lebens, und durch die Gewöhnung an ſolche Handlungen, die zur gröbſten Niederträchtigkeit führen, ſcheinen das allein bewirken zu können. Immer verdient aber ein Solcher das innigſte Bedauern, in welchem alle Züge der edlern Menſchlichkeit ſo rein ausgetilgt ſind, daß er für ſeine Beſtimmung nicht anders als verloren zu achten iſt. Ein ſchamloſer Menſch macht ſich auch äußerlich ekelhaft. Das Elend ſeiner Verworfenheit drückt ſich ſchon in ſeinem Geſichte aus; jede Spur von der Würde, die der menſchlichen Geſtalt eigen iſt, iſt daraus verſchwunden. Reſte von ſittlicher Scham regen ſich indeß noch in den meiſten verwilderten Menſchen. Die Menge und Lebhaftigkeit derſelben ſind der Maßſtab ſeiner Beſſerungsfähigkeit. Wo auch dieſe fehlen, da

iſt alles, was zum höhern Charakter des Menſchen gehört und ſeine Würde begründet, abgetödtet. Es iſt auch kein Punct mehr da, an welchem man ſolche Unglückliche faſſen könnte.

Nicht immer iſt der Mangel an Selbſtachtung ſchon Selbſtverachtung. Er kann auch Gleichgültigkeit gegen ſich ſelbſt als moraliſch vernünftiges Weſen ſeyn: und das iſt noch ſchlimmer. Sich ſelbſt verachten kann man aus keinem andern Grunde, als weil man ſich in einem hohen Grade ſchlecht findet. Man achtet alſo da noch das Geſetz, und in dieſem Geſetze auch ſich ſelbſt; man glaubt noch an den Werth und die Möglichkeit der Tugend. Gewöhnlich entſpringt die Selbſtverachtung aus einer gar zu großen Reizbarkeit der ſittlichen Empfindung, und iſt mit einem quälenden Unmuthe verknüpft. Wer ſich ſelbſt verachtet, iſt noch zu retten, wenn man ihm hellere Anſichten des Lebens mitzutheilen, und ihm Zutrauen zu ſich ſelbſt einzuflößen weiß. Oft darf man ihm nur Veranlaſſung zur Aeußerung eines hohen Sinnes oder zur Vollbringung einer pflichtmäßigen Handlung geben, um ihn mit ſich ſelbſt auszuſöhnen. Und dann dient die Erinnerung an

ſeinen vorigen Zuſtand, das Nachgefühl des moraliſchen Schmerzes, nicht ſelten dazu, ihm ſeine moraliſchen Angelegenheiten wichtiger, und ihn in der Führung ſeines Lebens gewiſſenhafter zu machen. Ganz anders verhält es ſich, wo die Selbſtachtung aus moraliſcher Gleichgültigkeit bloß fehlt. Hier iſt auch keine Achtung gegen das Geſetz, kein Gefühl für Menſchenwürde und Menſchenbeſtimmung mehr. Ein ganz gelähmtes Organ muß hier wieder in Bewegung geſetzt, wenn nicht gar ein neues in den Menſchen hinein gebracht werden, um ihn für die Tugend zu gewinnen; während dort ſchon Anregung oder veränderte Richtung ausreicht. Eine ſolche Gleichgültigkeit iſt gewöhnlich Folge des Leichtſinns, der ſich alles Ernſten zu entſchlagen ſucht, bis er nichts Ernſtes mehr faſſen kann, der ſo lange an der Oberfläche des Lebens und ſeinen flüchtigen Erſcheinungen hängt, bis er unfähig wird, in ſeine Tiefen einzudringen, und ihm die wahre Bedeutung deſſelben gänzlich entſchwindet. Der Leichtſinn berauſcht ſich in Sinnengenüſſen; er lehrt, ſich ſelbſt nur als ſinnliches Weſen nehmen, Luſt als einziges Intereſſe betrachten; wodurch dann unver-

meidlich das Moraliſche allmählich entrückt wird.

Aber freylich bleibt die Selbſtverachtung immer ein bedenklicher Zuſtand. Leicht überläßt ſich das Gemüth, um ſeine Zerrüttung zu verſchmerzen, oder ſeine qualvolle Verfaſſung zu vergeſſen, einer heftigen Leidenſchaft, oder ſtürzt ſich in den Strudel groſſer Zerſtreuungen, oder berauſcht ſich in leeren Träumen, oder täuſcht ſich ſelbſt mit falſchen Troſtgründen, und verhärtet ſich auf jeden Fall immer mehr gegen moraliſche Eindrücke, leert ſich immer mehr von allem moraliſchen Intereſſe aus. Schlimmer noch iſt es, wenn dieſe Selbſtverachtung in Verzweiflung übergeht. Sie bildet ſich dann nach und nach zum entſchiedenen Unglauben, oder verleitet zu einer Zügelloſigkeit in Denkart und Lebensweiſe, die gar keine Gränzen kennt. Es iſt ſchrecklich, wenn man bisher noch etwas auf ſich ſelbſt hielt, nun die Entdeckung zu machen, daß man in jeder Hinſicht verwerflich ſey. In der Nichtigkeit ſeiner Hoffnung, im Gefühl ſeiner Armuth und Ohnmacht, greift man dann allenthalben hin, ob man irgend etwas erreiche, was jene fürchterliche Leere im Herzen ausfüllen könne; jeder

ſchlafende Funke der Begierde wird wieder angefacht bis zur verzehrenden Gluht, und jeder Ausbruch heftiger Leidenſchaften, jede Befriedigung einer gierigen Sinnlichkeit iſt neuer Gewinn für das beraubte Leben.

Selbſtverachtung iſt aber auch ſchon an ſich ſtrafbar. Sie iſt entweder Folge großer und ſchwerer Pflichtverletzungen — nicht jedes Vergehen ſchlägt dahin aus, man muß den Genius der Menſchheit in ſich in einem hohen Grade beleidigt haben, um auf eine ſo traurige Art mit ſich zu zerfallen —; oder ſie zeugt doch von einer Schwäche des Willens, bey welcher echte Sittlichkeit ohnehin nie empor gekommen wäre. Entſchloſſene Sammlung ſeiner Kräfte, wenn man gefehlt hat, und muthiges Beſtreben, den erzürnten Genius der Menſchheit, wo möglich auf der Stelle, wieder zu verſöhnen, und ſich ſelbſt durch eine große That, eine edelmüthige Aufopferung genug zu thun, wird uns am beſten dagegen ſchützen. Die größere oder geringere Geneigtheit dazu rührt vom Temperamente her. Man muß ſich deswegen in dieſer Hinſicht genau kennen lernen, und, wenn man ſie ſtark

finden ſollte, ſchon über den erſten Regungen wachen, worin ſich ein geringſchätzender Widerwille gegen uns ſelbſt kund thut.

Die wahre Selbſtachtung kann nie zu ſtark ſeyn; denn ſie geht nur auf das Moraliſche in uns, auf das, was der Menſchheit angehört. In eben dem Maße, worin man ſich ſelbſt achtet, wird man auch Andre achten. Die Selbſtvergötterung entſpringt nie aus Selbſtachtung, ſondern immer aus ſinnlicher Selbſtſchätzung. Man kann ſich auf ſeine Tugend zu viel einbilden; eben auch hier iſt die Sinnlichkeit im Spiele. Ein geheimer Egoismus erzeugt dieſe Einbildung; noch mehr aber gehört ihm die übermüthige Erhebung an, welche ſich darauf gründet. Der Uebermuth, der in der Herabſetzung Andrer gewaltthätig wird, iſt der Selbſtachtung ſo fremd, daß dieſe nicht einmal darin ausarten — daß ſie erſt weggeſchafft werden muß, ehe jener entſtehen kann. Es iſt unmöglich, daß derjenige, der ſeine Würde rein empfindet, von dieſem Gefühle bethört, verblendet, zur Unbeſonnenheit fortgeriſſen werde, Andre neben ſich verachte, oder es vergeſſe, was er ſelbſt

noch zu verhüthen, und für ſeine Bildung zu thun hat.

Die Achtung gegen andre Menſchen fließt ſchon aus der vernünftigen Selbſtachtung. Sie iſt mit ihr gleiches Weſens, und das Meiſte, was über die letztere geſagt wurde, iſt auch auf die erſtere anwendbar. Doch iſt es nicht überflüßig, noch Einiges zur Erläuterung derſelben hinzuzufügen.

Die Achtung gegen Andre muß eine vernünftige ſeyn. Deutliche Begriffe von dem, was ſie als Menſchen ſind, und um deſſen willen ſie auf unſre Achtung Anſprüche haben; müſſen ihr zum Grunde liegen. Man muß ſich deswegen in Anſehung ihrer keine leichtſinnige Stimmung erlauben, weil man ihre Würde anerkennt, ſie für Weſen hält, die, mit Vernunft und Freyheit begabt, für eine große Beſtimmung leben. Dadurch unterſcheidet ſie ſich von mehrern Arten der ſinnlichen Hochſchätzung. Es gibt eine Hochſchätzung, die aus Kleinmuth, Schüchternheit und Schwäche entſteht. Menſchen, die man immer niedrig gehalten, und in denen man

des Emporkommen alles Selbstgefühles sorgfältig hat zu verhüthen gesucht, oder die durch eine Reihe widriger Erfahrungen gedemüthigt wurden, wird es mit der Zeit natürlich, Andre über sich zu sehen; an Zurücksetzungen gewöhnt, ist es ihnen fast unmöglich, sich mit Andern, vorzüglich mit Glücklichern und Begünstigtern, gleichzusetzen. Dies bringt in ihr Betragen etwas Ehrerbietiges, welches leicht, weil man sich über die Quelle davon nicht aufzuklären sucht, für Achtung genommen wird. Menschen, die in einer gewissen Eingezogenheit aufgewachsen, und von dem Umgange mit Andern entfernt worden sind, werden sich nachher schwerlich in diesem so bald zurecht finden können; er wird für sie etwas Befremdendes haben; sie werden ihren Mangel an Gewandtheit und an gesellschaftlichem Talent drückend empfinden, sich von Andern deswegen vernachlässigt und geringschätzend behandelt, und vor sich selbst gedemüthigt fühlen. Sie werden sich ihnen nie ohne ein dunkles Gefühl des Abstandes nähern, wodurch sie ihnen eine große Superiorität über sich einräumen, welches auch leicht mit Achtung verwechselt wird. Menschen, die sich ihres Unvermö-

gens, ihrer Abhängigkeit von Andern, und der Geringfügigkeit ihres Lebens und Thuns lebhaft bewußt ſind, werden überall Weſen höherer Art zu erblicken glauben, welches dann wieder nicht ohne wichtigen Einfluß in ihre Stimmung und in ihr Betragen bleiben kann, und jenen eine imponirende Bedeutung ertheilen muß.

Es gibt ferner eine Hochſchätzung des Eigennutzes. Wer ſein Glück zum Theil in die Hände Andrer niedergelegt findet, dem gelten dieſe ſchon deswegen mehr, als ſie ihm ſonſt gelten würden. Er bemüht ſich um ihre Gunſt, er hält ſie vor Augen, widmet ihnen eine eben ſo anhaltende als genaue Aufmerkſamkeit, und gewöhnt ſich nach und nach, ſie derſelben werth zu glauben, und ihnen eine Wichtigkeit beyzulegen, die ſie nicht verdienen. Die Zeichen der Ergebenheit, womit er ihnen entgegen kam, bilden in ihm einen wirklich ergebenen Sinn, der allerdings mit der moraliſchen Achtung einige Aehnlichkeit hat, die aber auch nichts mehr als Aehnlichkeit iſt.

Alles, was groß iſt und ſich auszeichnet, erregt Bewunderung. Unwiderſtehlich reißt uns dieſes Gefühl fort, wo Gegenſtände der

Art uns erſcheinen. Gewöhnlicher und kleiner dünkt uns Alles, wodurch wir ſonſt noch hervor ragten. Sind es Weſen unſrer Art, die im Glanze des reichern Talentes, der höhern Kraft, des freyern Muthes und des ausgebreitetern Wirkens vor uns ſtehen: ſo können wir uns nicht anders als durch ſie beſchränkt fühlen, wir machen uns ein andres Betragen zur Pflicht, und verbiethen uns vieles, wie wir es zu nennen pflegen, aus Achtung gegen ſie, was wir uns ſonſt wohl heraus nehmen.

Aber eigentlich ſollte doch in allen dieſen Fällen von Achtung nicht die Rede ſeyn. Dieſes Gefühl iſt immer ſittlicher Art; und ſittliche Urtheile müſſen vorher gehen; ſittliche Kräfte müſſen angeregt werden; wir müſſen uns der eignen Vernunftwürde bewußt ſeyn, wenn wir es haben ſollen. Aber nur auf die Sinnlichkeit wird gewirkt, wo wir ſchüchtern, ſchwach und kleinmüthig zurück treten, wo wir uns eigennützig demüthigen, oder wo wir unbeſonnen bewundern. Wir überlaſſen ihr da ſogar eine Gewalt, die wir ihr, ohne Verletzung unſrer moraliſchen Natur und ohne Beeinträchtigung der wahren Achtung gegen Andre, nicht geſtatten können. In eben dem

Maße, worin wir Andre hinaufrücken, ſetzen wir uns ſelbſt herab, wir geſtehen ihnen eine Ueberlegenheit zu, von welcher die wahre Achtung, die ſich auf das rein Menſchliche, auf die Anlagen der Vernünftigkeit, gründet, nichts wiſſen darf. Als Menſchen können wir Andre nicht achten, wenn wir uns nicht in demſelben Grade ſelbſt achten.

Wie die Achtung Andrer aus einer ſittlichen Quelle fließt: ſo bezieht ſie ſich auch nur auf ſittliche Eigenſchaften. Daß Jemand viel Verſtand, und überhaupt einen gebildeten Geiſt hat, macht ihn allerdings einer gewiſſen Auszeichnung werth. Dieſe Auszeichnung ihm widerfahren zu laſſen, iſt auch in mehr als einer Rückſicht Pflicht; aber ſie beſteht in etwas ganz anderm als in dem, was hier gefordert wird. Die Stelle, die Jemand bekleidet, die bürgerliche Würde, die er beſitzt, macht ein ſolches Betragen, das derſelben angemeſſen iſt, nothwendig; der Vorzug indeß, den wir ihm damit einräumen, mag Ehre, aber nie Achtung genannt werden; er kann dabey äußerſt verächtlich ſeyn; das Herz kann ihn verabſcheuen, während ſich der Körper vor ihm beugt. Wer Verdienſte hat, darf auf thätige

Anerkennung derſelben Anſpruch machen. Aber Gerechtigkeit — nicht Achtung iſt es, was wir ihm damit erweiſen. Nur dafür, daß Jemand ein freyes, vernünftiges Weſen iſt, gebührt ihm Achtung.

Bey derjenigen Achtung, mit welcher wir uns jetzt beſchäftigen, kann auch der größere oder geringere moraliſche Werth keinen Unterſchied machen. Die Geſinnung, die ſie vorſchreibt, kann gegen Keinen erlaſſen, und auch gegen Keinen in einem höhern Grade an den Tag gelegt werden. Das Betragen, welches ſie fordert, iſt gegen Alle in gleichem Maße Pflicht; ein Mehr oder Weniger iſt dabey nicht denkbar. Sonſt bleibt es wahr, daß der Beſſere auch höher verdiene geachtet zu werden, daß wir ihm mehr poſitive Beweiſe unſrer Schätzung ſchuldig ſind; aber darauf können wir hier noch keine Rückſicht nehmen.

Wer die Menſchen achtet, der betrachtet ſie jederzeit als Weſen, die an ſich ſelbſt Zweck ſind, und nicht ohne großen Frevel als bloße Mittel zur Erreichung eigennütziger Abſichten gebraucht werden dürfen. Er unterhält in ſich diejenige Stimmung, die von dem Gedanken ihrer höhern Würde unzertrennlich iſt, und

läßt keine Neigung in ſich mächtig werden, wo-bey dieſe höhere Würde vergeſſen würde, oder die gar mit derſelben in Widerſpruch ſtände. Er iſt fern von demjenigen Leichtſinn, der nur die Eindrücke kennt, welche die Menſchen durch ihr ſinnliches Daſeyn bey einander hervorbringen, der von Jedem nur unterhalten, erfreut, in ſeinem Vergnügen und Nutzen gefördert ſeyn — höchſtens ſelbſt unterhalten, erfreuen, Vergnügen und Nutzen der Menſchen fördern will; der ſich nur um das bekümmert, was, in ſeinem Verhalten gegen Andre, dieſe betrüben, ihm ungeneigt machen, und gegen ſeine Privat-Zwecke einnehmen könnte; ohne zu bedenken, daß man in allen dieſen Rückſichten ſehr gut mit den Menſchen ſtehen, und ſie doch dabey in höhern und wichtigern anfeinden und empören kann. Er iſt fern von jener Selbſtgefälligkeit, worin man es für gleichgültig hält, wie man ſich gegen Andre benehme, ſo lange man nur nicht gegen die Regeln der Klugheit verſtoße. Er weiß, wo er die Spuren der Vernunft und Freyheit erblickt, da iſt er verbunden Selbſtſtändigkeit zu ehren, und Gleichheit der Rechte anzuerkennen. Weſen der Art dürfen keine Opfer ſeiner Sinn-

lichkeit, keine Mittel seines Genusses und der Befriedigung seiner Bedürfnisse seyn, sein Egoismus darf sich nicht über sie erheben, sein Stolz sie nicht verächtlich behandeln, sein Uebermuth sich keine Art der Herrschaft über sie anmaßen, nicht so auf sie wirken und zu ihnen reden, daß die Menschheit in ihnen geschändet und verhöhnt werde. Diese Grundsätze bestimmen alle seine Neigungen und Maximen.

Hochmuth und Verachtung sind die, der Achtung Andrer entgegen stehenden fehlerhaften Gesinnungen. Im Hochmuthe ist man von seinem sinnlichen Ich und den vermeynten Vorzügen desselben so überfüllt und berauscht, daß man nichts Andres seiner Aufmerksamkeit werth hält, als nur in wie fern man es auf sich selbst beziehen, den Glanz jener Vorzüge dadurch bemerklich machen kann. Der Hochmüthige meynt, wie er sey Keiner, wo er Ansprüche mache, müssen Andre zurück stehen. Er glaubt, Keiner dürfe gegen ihn auftreten und sich mit ihm messen, seine Ueberlegenheit sey so entschieden, daß sich Keiner darüber beschweren dürfe, wenn er sie ihn auf alle mögliche Art fühlen lasse. Er ist verschlossen, vornehm und prächtig in seinem ganzen

Weſen, weil er nichts für ſchimpflicher hält als das, ſich gemein zu machen. In dieſem Schwindel vergeht ihm jede Ahndung von Menſchenwürde. Er hat das Gefühl der eignen abgelegt, um ſein ſinnliches Selbſt deſto beſſer zu verherrlichen, und ſich von dieſem Selbſte aus deſto ſiegreicher zu erweitern. Der Hochmuth zeugt nicht bloß von einem abgeſtorbenen ſittlichen Gefühle, ſondern auch von einer leeren, kleinen und verächtlichen Seele, und iſt eine der ſcheuslichſten Verrenkungen des Egoismus. Keine Leidenſchaft, die ſich in ſo vielen lächerlichen Narrheiten zeigt, als er.

Die Verachtung Andrer iſt gewöhnlich eine Folge des Hochmuthes; wenn dieſer, bey einem hohen Grade von Verblendung, doch noch einige Regſamkeit des moraliſchen Gefühles übrig gelaſſen hat. An ſich wirkt er nur ein kaltes Zurückſtoßen, ein gewaltthätiges Wegſetzen über die Angelegenheiten Andrer, wobey man mehr auf ſich ſelbſt beſchränkt iſt. Hat man ſich dieſer Stimmung lange genug hingegeben; ſo richtet ſie ſich unmittelbar gegen Andre, und gibt ſich durch Geringſchätzung zu erkennen, die erſt dann eigentliche Verach-

tung wird, wenn man sie nicht mehr bloß für unbedeutend, sondern auch für moralisch verwerfen hält. Nicht ohne starken Dünkel kommt man dahin, Andre verächtlich zu finden. Wir werden immer noch viel Achtungswerthes an ihnen entdecken, wenn wir es nicht darauf anlegen, uns über sie zu erheben, und deswegen alles zu ihrem Nachtheile zu deuten. Melancholie, widrige Ereignisse, der öftere Anblick menschlicher Thorheiten und Laster, und erfahrene Mißhandlungen können dem Gemüthe zwar eine gewisse Richtung zur Verachtung der Menschen geben, aber die vollendete Ausbildung derselben kann nur vom Egoismus kommen. Wer andre Menschen verachtet, verachtet damit zugleich sich selbst; denn er spricht der Menschheit Hohn, die auch in ihm das Einzige ist, was Achtung fordert. Daß der Schein derselben noch immer fortdauert, rührt einzig daher, daß er in sein, von allem Moralischen ausgeleertes Ich so manches Andre hineinträgt, was ihn noch einigen Werth auf dasselbe setzen lehrt.

Achtung gegen Andre ist nicht allein an sich Pflicht, sondern auch das allein gültige

Motiv aller Pflichten, die wir gegen die Menſchen zu erfüllen haben, ohne welche die treueſte Beobachtung derſelben ſich keiner echten Sittlichkeit rühmen darf. Welcher Bewegungsgrund ſoll den, der die Menſchen nicht achtet, noch antreiben, ihnen Gutes zu erzeugen, für ſie zu wirken und ſich aufzuopfern! Nichts bleibt ihm, als entweder eine natürliche Weichherzigkeit, auf die man nie mit Zuverläſſigkeit rechnen kann, und die weit öfter und mehr ſchadet als nützt, oder der eigne Vortheil, der uns aber oft genug verläßt, und Maximen eingibt, bey welchen von einem pflichtmäßigen Betragen gar nicht mehr die Rede ſeyn kann. Auf jeden Fall beſteht ohne Menſchenachtung keine Lauterkeit der ſittlichen Denkart. Wer die Menſchen nicht achtet, wird auch nicht glauben, daß man ſich gegen ſie vergehen könne. Wer ihre Würde nicht anerkennt, kann auch keinen innern Beruf fühlen, ihre Zwecke zu befördern. So wie Achtung gegen die Vernunft das Princip aller Tugend iſt, und für den, der ſie verläugnet, alle Möglichkeit der Tugend wegfällt: ſo iſt Achtung gegen Andre das Princip der Menſchenliebe, eines weſentlichen Stü-

kes der Tugend, und ohne die erstere ist die letztere nicht mehr als ein eitles Gepränge.

III.

Wohlwollen gegen die Menschheit.

Wo wahre Achtung gegen die Menschheit ist, da zeigt sie sich auch in einem auf ihr Wohl gerichteten Sinne, in einem herrschenden Interesse für dasselbe, dem alle eigennützige Absichten untergeordnet sind, in dem lebhaften Wunsche, daß alle Angelegenheiten der Menschheit auf das Beste mögen besorgt, die Zwecke ihrer Natur nachdrücklich befördert, und so vollständig als möglich erreicht werden — und in dem eifrigen Bestreben, dazu das Seinige redlich beyzutragen. Dies ist es, was wir unter dem Begriffe des **Wohlwollens** zusammenfassen. Das Wohlwollen ist nichts anders als Achtung in ihren positiven Erweisungen. An sich und zunächst schränkt uns die Achtung in unserm Betragen gegen Andre, durch die Vorstellung ihrer Würde, bloß ein; sie verbiethet uns jede Maxime, die eine Verläugnung oder Verletzung derselben seyn würde. Aber sie kann das

bey nicht ſtehen bleiben. Ein Weſen, das, um der Vortrefflichkeit ſeiner Natur willen, auf unſre Schonung Anſpruch machen darf, kann auch fordern, daß wir uns die Beförderung ſeiner Zwecke laſſen angelegen ſeyn. Wo wir das Innere reſpectiren müſſen, da ſind wir auch verpflichtet, uns für das Aeußere, das doch nur um dieſes Innern willen da — ſein Organ und Mittel ſeiner Verherrlichung iſt, thätig zu verwenden. Die groſſe Beſtimmung des Menſchen, die ihm in ſeiner Vernunft und Freyheit aufgegeben ward, erweckt jene Achtung; wie könnten wir uns denn von dieſer beſeelt fühlen, ohne dadurch zum Wirken für jene kräftig aufgerufen zu werden!

Dieſes Wohlwollen iſt nun zuvörderſt **Wohlwollen gegen die Menſchheit überhaupt**, oder das herrſchende Intereſſe für Alles, was den Zuſtand des menſchlichen Geſchlechtes im Ganzen verbeſſern und dem höchſten Zwecke deſſelben förderlich ſeyn kann. Zur Freyheit, Selbſtſtändigkeit und Seligkeit ſoll das menſchliche Geſchlecht hinanreifen. Die nächſte Bedingung dazu iſt Veredlung des Willens. Im ſittlichen Wollen und Wirken ſtrebt der Menſch ſeinem groſſen Ziele nach.

Alles, was ihn darin zurück setzt, träger und engherziger macht, entfernt ihn auch von diesem. Je besser er denken und je weiser er handeln lernt, desto muthiger und froher wandelt er ihm entgegen, desto glücklicher nähert er sich ihm, desto freyer, selbstständiger und seliger lebt er. Günstigere Aussichten für das menschliche Geschlecht können nicht eröffnet werden, als diejenigen, welche sich ihm im Wachsthum der Sittlichkeit darbiethen. Aber auch größere Aufklärung des Verstandes, freyeres, vielseitigeres Selbstdenken, eine feinere Bildung des Geistes, Milderung der Sitten, Vermehrung des äußern Wohlstandes, neue Mittel der Bequemlichkeit und des Vergnügens, Verbesserung des traurigen Zustandes, worin ein großer Theil des menschlichen Geschlechtes schmachtet, gewähren einen weitern Spielraum, führen schon an sich selbst jenem Ziele näher, und gewähren den Bemühungen für dasselbe eine kräftige Unterstützung und zweckmäßige Erleichterung. Sittlichkeit und Sitten-Aufklärung und Bildung, Industrie und Wohlstand sind es also vorzüglich, wofür sich das wahre Wohlwollen interessirt, denen es, so sehr es vermag, empor zu helfen sucht, aber

immer mit Rückſicht auf das, was der Menſchheit überall das Wichtigſte ſeyn muß, immer mit Rückſicht auf die Verherrlichung ihrer höchſten Würde.

Das Wohlwollen gegen die Menſchheit überhaupt iſt zunächſt lebhafter Sinn für die Angelegenheiten derſelben. Nichts Menſchliches iſt ihm fremd. Wer von ihm beſeelt iſt, dem kann unmöglich etwas gleichgültig ſeyn, was in das Wohl des Ganzen Einfluß hat; er kann ſich unmöglich die Beziehung verbergen, worin etwas der Art zu ihm ſteht. Er weiß, daß jede Art des menſchlichen Verfalles ihn nicht allein mittelbar mittreffe, weil er Theil des Ganzen iſt, ſondern ihn auch entehre, weil dadurch die Menſchheit herabgeſetzt wird. Was den Zuſtand des menſchlichen Geſchlechtes verſchlimmert, iſt für ihn etwas Trauriges, wie ihm Alles erfreulich iſt, was jenen verbeſſert. Die Fortſchritte und das Zurückgehen echter Kultur, Weisheit und Tugend liegen ihm nahe am Herzen; und wie kann er anders als mit Wärme an dasjenige denken, was die Menſchheit weiter bringt! nie wird ihm etwas geringfügig ſeyn, was ihr als Anſtalt geweiht iſt, von ihr als Mittel gebraucht

werden, oder in ihrer Verfassung Veränderungen hervorbringen kann. Nie werden die Plane des Eigennutzes und die Unternehmungen des Ehrgeitzes ihn so fesseln, daß er darüber die Menschheit aus den Augen verlöre.

Aus diesem Sinne für die Angelegenheiten der Menschheit folgt von selbst Aufmerksamkeit auf dieselbe. Wem die Sache der Menschheit wichtig ist, der achtet gewiß auch auf Alles, was sie angeht, und was für das Schicksal derselben entscheidend werden kann. Vor Allem liegt ihm daran, zu wissen, wie ihr gegenwärtiger Zustand beschaffen, was darin zu billigen oder zu tadeln sey, worüber man sich zu freuen oder zu beklagen habe, was man seines wegen hoffen und fürchten müsse, wie er sich zu der Sittlichkeit, Erleuchtung und Wohlfahrt der Welt schon jetzt verhalte, und welche Aussichten er in Zukunft gewähre, welche Bedürfnisse jetzt die dringendsten sind, und welche Hülfsmittel sich zu ihrer Befriedigung anbiethen, wo jetzt am schnellsten und nachdrücklichsten geholfen werden müsse, und welche Gelegenheiten sich zeigen, der Menschheit zu nützen. Die Erschütterungen und Revolutionen, die sich auf dem großen Schauplatze

der Welt, in den Verhältniſſen der Reiche und Völker, und die Veränderungen, die ſich in den bürgerlichen, häuslichen und ſittlichen Verbindungen ereignen, die Urſachen, die dies bewirken, die Folgen, die daraus entſtehen, und der Einfluß, den das Alles auf die phyſiſche, politiſche und moraliſche Lage des menſchlichen Geſchlechtes gewinnen muß, die lauten und ſtillen Reformen des Zeitalters, die Menſchen, die darin auftreten und glänzen, die Thaten, die darin verrichtet, angeſtaunt, angeklagt und geprieſen werden, die Meynungen, die darin im Schwange gehen, die Anſichten, die ſich Autorität verſchafft haben, die Tonangeber, denen Alles huldigt, die Schriften, die allgemein beliebt, die Sitten, Manieren, Beſtrebungen und der Geſchmack, die allgemein herrſchend, die Thorheiten, die mit dem Gepräge der Weisheit geſtempelt ſind, der gemeine oder idealiſche Geiſt, der ſich überall regt, die Tendenz, die aus allen politiſchen, literäriſchen, artiſtiſchen, ökonomiſchen und merkantiliſchen Bemühungen hervorleuchtet, die beſonnene oder phantaſtiſche Stimmung, in welcher man ſich gefällt, die Beſchaffenheit des Religions- und Schulweſens, der Indu-

ſtrit und Armenpflegen, der Sinn, der ſich dafür zeigt, das Intereſſe, das man daran zu nehmen pflegt, und die trüben oder reinen Quellen, woraus dieſes Intereſſe fließt — das ſind eben ſo viele bedeutende Gegenſtände der Beobachtung und des Nachdenkens des wahrhaft wohlwollenden Mannes, aber auch eben ſo viele Geſichtspuncte, aus welchen er jede wichtige Erſcheinung zu betrachten und zu würdigen hat. Eben um des Wohlwollens willen, das ihn beſeelt, iſt es ihm unmöglich, gedankenlos hinzuleben, und Begebenheiten, die ſich in ſeiner Nähe ereignen, oder aus der Ferne zu ſeiner Kunde kommen, unbemerkt vorüber gehen zu laſſen — auch unmöglich, nur dasjenige an ihnen zu beherzigen, was ſich auf ſeinen Privatvortheil bezieht.

Die Aufmerkſamkeit des wohlwollenden Mannes auf die Angelegenheiten ſeines Geſchlechtes wird ihn, weil ſie aus einem lebhaften Sinne für dieſe Angelegenheiten hervorgeht, nie ohne Theilnahme laſſen. Nicht als etwas Fremdes, ſondern als etwas ihm innigſt Befreundetes, wird er Alles, was dahin einſchlägt, beobachten. Freuen wird er ſich über jeden Fortſchritt des Guten, mit be-

geiſterter Wärme die Anſtalten vernehmen, die man ihm widmet, und die Siege, die es bereits errungen hat. Trauern wird er über bedenkliche Erſcheinungen, über gefährliche Richtungen, über Verfinſterung, Unſittlichkeit, Verderbniſſe der Denkart und des Geſchmackes, über die Thorheiten, die Beyfall finden, die Armſeligkeiten, denen man nachgeht, und über alles, was einem gemeinen, ſchlechten, frivolen Weſen Vorſchub leiſtet. Segnen wird er die Herrlichen, die öffentlich und im Verborgenen ſich dem wohlthätigen Dienſte der Menſchheit widmen, die ihre Beſchützer, Vertheidiger, Retter, Lehrer und Muſter ſind. Bedauern wird er die Kurzſichtigen, die in in ihrem Unverſtande Mißbräuche und Irrthümer aufrecht erhalten, Fehler und Gebrechen verewigen helfen, und ſich den Bemühungen der Beſſern und Erleuchteten widerſetzen. Eine edle Entrüſtung, regen Unwillen und flammenden Abſcheu wird er empfinden gegen die Elenden, die ihrem Egoismus, ihrer Anmaßung, ihrer Herrſchbegierde alles aufopfern, die mit eben ſo viel frecher Unverſchämtheit als kaltblütiger Schlauheit am Ruine der Menſchheit arbeiten, die Plane der Redlichen vereit-

lein, die Keime des Guten zertreten, Aberglaube, Trägheit, Geistessclaverey und Lasterhaftigkeit befördern. Die gegenwärtigen Bedürfnisse der Menschheit werden ihn, nach dem Maße ihrer Größe und Wichtigkeit, tief bewegen; wo er nicht helfen kann, wird es ihm nahe gehen, und wo er es vermag, wird er es auch mit Freuden thun.

Denn thätiger Eifer zu helfen ist das Letzte und Wichtigste, worin sich das wahre Wohlwollen zeigt. Dazu benutzt der Wohlwollende seine Aufmerksamkeit, darin fließt seine Theilnahme über. Blindes Naturgefühl, verdienstlose Regung der Sinnlichkeit — nicht selbstthätig hervorgebrachte Gesinnung wäre sie; wenn sie das Gemüth nicht zu diesem Eifer entflammte, wenn dieser Eifer nicht eine der stärksten Triebfedern und herrschende Gesinnung der Seele würde. Der Wohlwollende kennt kein froheres und seligeres Geschäft als das, das Heil der Menschheit mit befördern zu helfen. Damit sucht er seine übrigen Angelegenheiten, so viel als möglich, in Verbindung zu bringen. Dafür lebt, und dem weiht er sich mit aller Anstrengung, Aufopferung und Klugheit. Dazu jede Anstalt zu unterstützen,

jedes Hülfsmittel zu ergreifen, jede Veranlaſſung zu benutzen, jeden Wink zu beherzigen, das iſt ein Vorſatz, der ſein ganzes Inneres ausfüllt und regiert. Keine Art, mittelbar oder unmittelbar, durch Wort und That, Lehre und Beyſpiel, dahin zu wirken, wird von ihm verſchmäht.

Tief im Herzen iſt das echte Wohlwollen gegründet, das geheimſte Leben iſt von ihm beſeelt und durchdrungen. Es iſt reine Wirkung des Tugendgeſetzes und der Achtung, die es gegen die Menſchheit, als ſeinen erhabenſten Gegenſtand und Zweck, einflößt. Darum mag ihm in höherer Bedeutung der Nahme Humanität zukommen. Nur Schein des Wohlwollens wird es daher ſeyn, was aus andern Quellen gefloſſen iſt, und ſich auf eine andre Art gebildet hat.

In manchen Menſchen iſt ein gewiſſes dunkles Gefühl der Beziehungen, worin ſie zur Menſchheit ſtehen, der Dienſte, die ſie von ihr empfangen — des Vielen, was ſie mit ihr gemein haben, der Bedürfniſſe, die nur in der Verbindung mit ihr befriedigt werden können, und des mannichfachen Zuſammenhanges, der zwiſchen den

Gliedern der Gesellschaft Statt findet, so lebendig, daß sie dadurch unwiderstehlich zu allem Menschlichen hingezogen, und zur Theilnahme an ihren Angelegenheiten gestimmt werden. Sie sind von dem vielseitigen Verkehr zwischen sich und der Menschheit so lebhaft ergriffen, daß sich ein gewisser humaner Sinn in allen ihren Aeußerungen ausprägt. Aber wer wird dieses instinctartige Regen der Natur, woran die Sittlichkeit wenig oder gar keinen Antheil hat, Wohlwollen nennen?

Andre haben sich ein künstliches und feineres System des Eigennutzes aus Weichherzigkeit und schlauen Calculationen zusammen gebaut, welches sich in Maximen des Wohlwollens ausspricht, ohne doch selbst Wohlwollen zu seyn. Sie können sich nicht von Allem losmachen, was sie mit der Menschheit verknüpft. Wenn sie auch nicht den wahren Zustand des Ganzen beherzigen: so empfinden sie doch die Leiden und Freuden der Einzelnen mit. Sie haben dabey oft erfahren, daß sich die Dienste, die man der Menschheit leistet, auf die Dauer am reichsten belohnen, daß man, wenn man seinen Vortheil nur nicht gar zu engherzig nehme, im Ganzen am meisten ge-

winne, indem man ihr Intereſſe zu dem ſeinigen macht; was auch für den Mittelſchlag der Menſchen ſeine durchgängige Richtigkeit hat. So hat ſich ihre Selbſtſucht nach und nach in die Falten des Gemeingeiſtes gelegt.

Bis auf den innerſten Grund muß ſich echtes Wohlwollen bewähren. Die täuſchende Oberfläche kann den ſchlechten Gehalt wohl verhüllen, aber nicht verbergen. Wo der Eigennutz Rechte geltend machen will, da iſt noch keine wahre Tugend — noch weniger aber da, wo er als geheime Triebfeder wirkt. Daher werden denn auch diejenigen den Nahmen wohlwollender Menſchenfreunde nicht verdienen, die mit ihren Bemühungen für das Beſte der Menſchheit ein eitles Gepränge treiben, und dabey von Ruhmſucht geleitet werden, die überall nur das beabſichtigen, daß man ihre Verdienſte bemerke und preiſe; ſo viel ſie auch aufwenden mögen. In Zeiten des kalten Eigennutzes, des alles verſchlingenden Luxus, der nie geſättigten Habſucht, gibt es allerdings keine vortheilhaftere Art zu glänzen, als durch Aufopferungen für das gemeine Wohl; vorzüglich, wenn ſie ſich einiger Maßen zu ver-

ſchleiern wiſſen. Man darf hier oft nur ein Geringes leiſten oder hingeben, um Aufſehen genug zu erregen. Nie ſind alle in dem Maße von dem herrſchenden Geiſte beſeſſen, daß nicht Viele dergleichen Gelegenheiten, ſich hervor zu thun, begierig ergreifen ſollten. Unvermeidlich nimmt dabey ihre Thätigkeit eine wohlwollende Richtung an, und die Bemühungen, die ſie täglich anwenden, geben auch ihrem Charakter eine ihnen angemeſſene Geſtalt. Wie im echten Wohlwollen das Innere, die Geſinnung, ſich das Aeußere, die Maximen, anbildet; ſo wirkt auch umgekehrt das Aeußere, wenn es irgend anderswo her iſt gebildet worden, auf das Innere zurück, ohne jedoch dieſes zu veredeln. Nicht mehr als vorübergehende Anfälle eines Wohlwollens, dem noch dazu das rechte Leben und die heilige Weihe fehlt, werden es ſeyn, was auf dieſe Weiſe entſteht.

Das echte Wohlwollen gegen die Menſchheit iſt auch noch ſorgfältig zu unterſcheiden vom einſeitigen und ſchwärmeriſchen, welche beyde dadurch entſtehen, daß ſich in daſſelbe ſinnliche Zuſätze miſchen, die dann von der Einbildungskraft auf mancherley Weiſe

verarbeitet werden. Das einſeitige Wohlwollen will alles, entweder auf dem Wege der Induſtrie, des bürgerlichen Wohlſtandes, und höchſtens der Sittenkultur, oder auf dem entgegen geſetzten, der Aufklärung und moraliſchen Bildung erlangen. Jenes verſäumt über dem ſinnlichverſtändigen Menſchen den vernünftigen, über den phyſiſchen Bedürfniſſen die höhere Anlage; dieſes vergißt über dem Freyen das Nothwendige, über dem Göttlichen das Weltliche, das demſelben doch nun einmal, als Bedingung ſeines menſchlichen Daſeyns und Wirkens, zugetheilt iſt; oder beyde überreden ſich, wenn das Eine, als das Weſentliche, erſt beſorgt ſey: ſo würde es ſich mit dem Andern, dem Zufälligen, von ſelbſt geben. Die erſte Denkart charakteriſirt den ökonomiſchen und politiſchen Menſchen, die ſich in ihre Erwerbsmaximen ſo tief einſtudirt und eingewöhnt haben, daß ſie dieſelben auch da nicht verläugnen können, wo ſie wirklich von höhern Grundſätzen beſeelt ſind und reinere Abſichten hägen. Täuſchend wird das Spiel des gewöhnlichen Lebens auch im ungewöhnlichen Gebiethe fortgeſpielt. Die andre Stimmung, nämlich mit ſeinem Wohlwollen allein,

oder doch vorzüglich auf das Moraliſche zu ſehen, iſt einer doppelten Claſſe von Menſchen eigen: den idealiſchen und den gutmüthigen; denen, welchen eine reiche Einbildungskraft die Tugend immer in jener hehren, alles überſtrahlenden Majeſtät zeigt, und die das Geiſtige in einer Fülle und mit einer Innigkeit genießen, daß ihnen das Irrdiſche darüber entbehrlich wird; und denen, die ſich, bey ihrem redlichen Wohlmeynen, nicht weit in der Welt umgeſehen haben, mit den vielerley Triebwerken des menſchlichen Herzens und der menſchlichen Angelegenheiten unbekannt geblieben ſind, und die deswegen, weil ſie mit ihrer Ehrlichkeit überall fortkamen, meynen, es werde überhaupt ſo ſchon gehen. In beyden Fällen zeigt ſich eine Verkennung des wahren Weſens der Tugend, die nicht möglich wäre, wenn das Herz dieſe in ihrer Reinheit gefaßt hätte, wenn nicht Sinnlichkeit ihr reines Bild trübte.

Daſſelbe iſt bey dem ſchwärmeriſchen Wohlwollen der Fall. Sinnliche Gefühle vereinigen ſich mit der moraliſchen Achtung, und daraus bildet ſich eine enthuſiaſtiſche Stimmung, die immer ihr Feuer ausſprudelt, im-

mer von kühnen Planen, hohen Entwürfen, idealiſchen Phantaſien voll, die Schwierigkeiten überſieht, welche der Ausführung in der Wirklichkeit entgegen ſtehen, und deswegen nie in muthige Thätigkeit, auch nur des Wollens, übergeht, oder ſich in ſüßen Träumen verliert, aus denen nie etwas werden kann, an glänzenden Bildern trägt, denen in der Welt nichts ähnlich iſt und wird. Warm ſeyn muß das Wohlwollen immer: denn die Selbſtſucht, womit es zu kämpfen hat, iſt es in ihrer Art auch. Aber glühen kann es nur dann, wenn es von Phantaſie und Sinnlichkeit entbrannt iſt, wobey es neben ſeiner Wirkſamkeit und ſeinem Zwecke auch ſeine Reinheit verliert. Das moraliſche Wohlwollen wird, ſo lebhaft ſein Eifer auch ſeyn mag, nie Ruhe und Beſonnenheit ablegen.

Das Wohlwollen gegen die Menſchheit, auf Einzelne gerichtet, heißt moraliſche Menſchenliebe. Dieſe iſt demnach das, auf Achtung gegen die menſchliche Natur gegründete, pflichtmäßige Beſtreben, den Zweck der Menſchheit, und die einzelnen Zwecke, die

ſich darauf beziehen, ſo viel man kann, zu befördern. Sie iſt nicht bloß lebhafter Abſcheu gegen alles Unrecht, gegen jede Bedrückung und Beraubung, ſondern auch lebhafte Neigung, zu dem Wohl Andrer thätig zu ſeyn.

Aufachtung iſt alſo die moraliſche Menſchenliebe gegründet, von einem lebhaften Gefühle der in Allen gleichen Vernunftwürde und des Werthes, den jeder Menſch als Menſch hat, wird ſie beſeelt. Darauf beruht ihre Reinheit und ihre ſittliche Bedeutung. Sie iſt deswegen von der inſtinctartigen, ſympathetiſchen, äſthetiſchen und politiſchen, die alle aus der Sinnlichkeit ihren Urſprung herleiten, ſehr verſchieden.

Die inſtinctartige Menſchenliebe iſt die Folge einer gewiſſen körperlichen oder geiſtigen Schwäche. Menſchen, die ſich ſelbſt wenig helfen können, ſey es, daß es ihnen wirklich an Vermögen dazu, oder nur an Vertrauen fehle; die in einer Lage aufgewachſen ſind, welche ſie an nichts mehr und öfter erinnerte, als an ihre Abhängigkeit von Andern, die von Andern viele Dienſte empfangen, oder viel zu hoffen und zu fürchten haben, werden eben dadurch ſtärker zu dieſen hingezogen, das

Intereſſe derſelben wird ihnen wichtiger, nicht allein weil ſie daſſelbe zum Theil als das ihrige anſehen, ſondern auch, weil ſie Jene ſelbſt in näherer Beziehung zu ſich denken. Von allen Seiten mächtig beſchränkt, tritt ihr Egoismus weiter zurück. Sie machen weniger Anſprüche, theils um nicht zu beleidigen, theils weil ſie wirklich kleinere Begriffe von ihrer Bedeutſamkeit haben. Sie geben leichter nach, wirken lieber und leben mehr für Andre. Alles nicht aus Einſicht, nicht nach Grundſätzen, ſondern zufolge eines dunkeln Triebes der Natur, zufolge dunkler Regungen des Herzens, die allmählich dieſe Richtung hervorgebracht haben. So iſt es auch mit denen, die es faſt zu ſehr fühlen, wie viele Bedürfniſſe ſie beſitzen, welche nur durch Andre befriedigt werden können, ohne ſich von dieſen Bedürfniſſen beſtimmte Rechenſchaft abzulegen. Andre gewinnen ſo eine geheime Herrſchaft über ſie, wodurch ſie denſelben dienſtbar werden, ohne ſelbſt zu wiſſen wie. Sie werden in die Angelegenheiten derſelben verwickelt, als ob es eigne wären, ohne damit ihre Selbſtſucht zu verläugnen. Man darf nur etwas durch den täuſchenden Schein hindurch ſehen, um hinter

demſelben ſogleich das verborgene Spiel des Eigennutzes zu entdecken.

Die ſympathetiſche Menſchenliebe entſpringt aus dem Mitgefühle. Weichherzigen Menſchen, die dabey eine lebhafte Einbildungskraft haben, iſt ſie natürlich. Wer ſich den Zuſtand Andrer deutlich und ſtark vorſtellen kann, und für die Empfindungen, welche die jedesmaligen Vorſtellungen begleiten, ſehr empfänglich iſt, wird durch denſelben in einem hohen Grade gerührt werden. Das Schmerzliche darin wird ihn drücken: ſo wie das Frohe ſein Herz erweitert. Er wird an beyden unwillkührlich Theil nehmen, und jenes zu entfernen ſuchen, weil er ſich ſelbſt dadurch erleichtert fühlt, dieſes aber zu bewahren und zu erhöhen, weil ihn fremde Freude nie ohne eigne läßt. Mitgefühl läßt ſich zwar erhalten, pflegen und verfeinern, aber ſchwerlich, wo es ganz fehlt, erwecken, und, wo es ſich in geringerm Grade zeigt, beträchtlich verſtärken. Nicht Allen kann es angeſonnen werden; und es würde ſchlecht um die Menſchenliebe ſtehen, wenn ſie hierin zu ſuchen wäre, ob ſie gleich davon eine große Unterſtützung erhält, und es Pflicht iſt, ſein Wohlwollen, ſo

viel man kann, durch daſſelbe zu beleben. Auch kann man dieſes Mitgefühl, ſo ſehr es den Schein des ungetrübten Intereſſes für Andre hat, nicht von allem Eigennutze frey ſprechen. Im Grunde liebt man hier nur in Andern ſich ſelbſt, will man im fremden Zuſtande nur den eignen verſchönern. Es iſt ſinnlicher Art und ſinnlichen Urſprungs; das Sinnliche aber iſt auch immer eigennützig. Die ſympathetiſche Menſchenliebe iſt immer eine ſchwache; ſie handelt, von Gefühlen überwältigt, ohne Grundſätze, Nachdenken und Klugheit. Nicht das wahre Glück will ſie befördern, davon hat ſie oft nicht einmal den Begriff, ſondern dem gegenwärtigen Bedürfniſſe abhelfen, die gegenwärtigen Forderungen des Gefühls befriedigen, und arbeitet damit nicht ſelten an dem Untergange deſſen, dem ſie doch wohl will.

Die äſthetiſche Menſchenliebe iſt die Liebe des Wohlgefallens an gewiſſen Vorzügen, wodurch ſich Menſchen auszeichnen. Gewöhnlich ſind dies ſinnliche Vorzüge, körperliche Schönheit, Gewandtheit und Feinheit des Anſtandes, Klugheit, Witz, Kenntniſſe, ein zuvorkommendes, gefälliges Benehmen

das Talent, zu unterhalten und Vergnügen zu verbreiten, u. ſ. w. Wenn ſie indeß auch von moraliſcher Art ſeyn ſollten, wie Sanftmuth, Beſcheidenheit, Herzensgüte, Ruhe und Gleichmüthigkeit des Charakters, Schonung und Herablaſſung u. ſ. w.: ſo iſt es doch mehr der ſinnliche Ausdruck dieſer Tugenden als ſie ſelbſt, um deſſen willen wir ſolche Menſchen liebenswürdig finden. Wir wollen ihnen auch nicht wohl, weil ſie uns Achtung einflößen, weil unſer moraliſches Gefühl befriedigt wird, ſondern weil wir uns in ihrer Nähe leicht und froh fühlen, weil man mit ihnen angenehm lebt, weil ihr Umgang ergötzt, tröſtet und hebt. Auch kann dieſe Liebe nie allgemein werden, weil ſie nicht den Menſchen, ſondern das Individuelle an ihm, nicht was in ſeiner Natur weſentlich iſt, ſondern zufällige Eigenſchaften umfaßt. Faſt der größte Theil der Menſchen iſt in ſeinem Aeußern und Innern ſo geartet, daß er uns eher abſtößt als anzieht, daß er unſer äſthetiſches Gefühl mehr beleidigt als demſelben ſchmeichelt. Nichts deſto weniger bleibt Liebe auch gegen dieſe Pflicht. Wie iſt es aber möglich, ſie zu erweiſen, wenn ſie ſich nicht über dasjenige erhebt, was ſich den

Sinnen und dem Verſtande darſtellt, um von dem ihre Nahrung zu ziehen, was nur der höhere Genius vernimmt!

Die politiſche Menſchenliebe ſollte am wenigſten noch Menſchenliebe genannt werden: denn ſie iſt nichts anders als Selbſtliebe, noch dazu ſchlecht verhüllt. Wer die Menſchen braucht, um ſeine Abſichten zu erreichen; wer gerne durch ſie unterſtützt, gehoben und weiter gebracht wäre; wer klug genug iſt, einzuſehen, daß man ſich nicht beſſer ſtehe, als wenn man auf die Gefälligkeit Vieler, die uns Dank ſchuldig ſind, rechnen kann; wem es darum zu thun iſt, Beſchützer, Vertheidiger und Freunde zu haben: der wird ſich um die Gunſt der Menſchen bemühen; er wird ſchonend, theilnehmend, billig und wohlthätig ſeyn, um ſich das Recht auf Schonung, Theilnahme, Billigkeit und Wohlthätigkeit zu erwerben; er wird Aufmerkſamkeit affectiren, um ſeine Geſinnungen ſcheinbar zu machen; er wird Intereſſe für Andre zeigen, und die eigennützige Triebfeder verbergen, um Verbindlichkeiten zu gründen. Es wäre zu verwundern, wenn dadurch nicht gewiſſe wohlwol-

lende Züge in den Charakter übergingen, ohne ihn indeß zu durchdringen und zu bilden. Die politische Menschenliebe entsteht nicht ohne eine gewisse Bedächtlichkeit, Engherzigkeit und Schwäche, verbunden mit einem starken Egoismus. In rüstigen Naturen wird dieser sich ganz anders aussprechen. Daher macht sie sich sehr verächtlich. Sie erzeugt die schon gerügten Fehler der Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, und mit ihnen eine niederträchtige Denkart, die Maxime seine Würde zu verläugnen. Kein Dienst ist dem zu schlecht und entehrend, der den Menschen nur deswegen wohl will, weil er sie brauchen kann, ihnen nützt, weil er von ihnen Vortheil zu ziehen weiß. Er zeigt eben so klar, daß er Andre, als daß er sich selbst verachtet: denn er betrachtet und behandelt sie bloß als Mittel, seine Zwecke zu erreichen, während er sich zugleich, aus derselben elenden Absicht, vor ihnen wegwirft. Nicht das Wohl Andrer schaffen, sondern ihrer Eitelkeit schmeicheln, ihren Launen fröhnen, ihre Einfälle und thörigten Wünsche befriedigen will die politische Menschenliebe. Sie erzeugt dabey eine Unredlichkeit im Charakter, die diesen bald ganz ruiniren muß.

Es darf wohl kaum noch erinnert werden, daß die moraliſche Menſchenliebe auch mit jenem freundlichen, gefälligen, zuvorkommenden und verbindlichen Weſen, womit flache, geiſtloſe Menſchen im Umgange ſich auszeichnen, nichts gemein habe. Man ſieht nur zu bald, daß es ein künſtlich eingelerntes Weſen, eine Maske für die Leerheit ihrer Seele, eine ſchmückende Einkleidung ihrer groſſen Geiſtesarmuth, ihrer kleinlichen, trivialen und gemeinen Gedanken iſt. Was man an ihnen habe, erfährt man, wenn es nicht ſchon ohne das klar ſeyn ſollte, am beſten, indem man ihr ſo laut und vomphaft angekündigtes Wohlwollen in Anſpruch nimmt, und ihre ſcheinbare Aufmerkſamkeit in eine thätige Theilnahme verſetzen will, oder auch ihnen nur zu reellen Dienſten Gelegenheit gibt. Was ſie ſich ſo mühſam angebildet haben, iſt nicht einmal in ihr Innerſtes gekommen, geſchweige denn, daß darin etwas Moraliſches wäre. Vielleicht hat gerade dieſer Schlag von Menſchen, bey ſeiner übrigen Gutmüthigkeit, am wenigſten Empfänglichkeit für wahres Wohlwollen. Man wird ſie bald geizig, bald eitel, bald engherzig beſorgt, bald ausgetrock-

net finden, immer aber moraliſche Schwächlinge in ihnen bedauern müſſen.

Ihrem innern Weſen nach iſt die moraliſche Menſchenliebe thätige Richtung des Willens auf die Angelegenheiten und das Wohl Andrer. In ſo fern kann ſie von allen Menſchen in gleichem Grade gefordert werden. Es gibt aber auch in der ſinnlichen Natur des Menſchen gewiſſe Anlagen zur Menſchenliebe und Beförderungsmittel derſelben. Dieſe wird jene Richtung geſchickt mit ſich vereinigen, in ſich aufnehmen, und zu ihrer Belebung und Wirkſamkeit verwenden; nur freylich, daß darin, nach der Verſchiedenheit der natürlichen Ausſtattung, auch eine Verſchiedenheit des Grades bey verſchiedenen Menſchen bleibt, die weder zum Tadel noch zum Lobe berechtigen kann.

In dieſer Hinſicht zeigt ſich die Menſchenliebe zuvörderſt als Mitgefühl. An ſich iſt dieſes Mitgefühl, moraliſch gewürdigt, noch wenig werth. Ob unſre Natur feiner oder gröber organiſirt, unſre Einbildungskraft mehr oder weniger lebhaft, unſer Empfindungsver-

mögen mehr oder weniger reizbar iſt, dazu haben wir wenig oder nichts beygetragen. Wir können uns der Vorzüge, die wir darin beſitzen mögen, gar nicht rühmen, am wenigſten uns dieſelbe als Tugend anrechnen. Die wahre Menſchenliebe iſt Thätigkeit, Selbſtbeſtimmung, Maxime des Willens; darin beſteht ihr eigentliches Weſen. Wo indeß der Wille dieſe Stimmung hat, da wird er ſich alles aneignen, wodurch er dieſelbe äußern kann. Er wird das natürliche Mitgefühl in ſein Intereſſe hineinziehen, daſſelbe unterhalten, pflegen, bilden, und ihm eine zweckmäßige Richtung geben. Ganz ohne natürliches Mitgefühl iſt wohl kein Menſch. Aber viele haben es eingebüßt, nicht ohne eigne Schuld. Vernachläſſigung oder Egoismus haben es unterdrückt. Darum zeugt der Mangel deſſelben von einer unſittlichen Denkart, von Mangel an wahrem Wohlwollen. Wer von dieſem beſeelt iſt, der macht ſich die Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand Andrer zur Pflicht, und da iſt es nicht möglich, daß er bey ihren Leiden und Freuden ohne Rührung bleibe, daß nicht ähnliche Gefühle in ihm rege werden; er müßte denn ganz abgeſtumpft ſeyn, in welchem Falle

er; indeß auch schwerlich des Wohlwollens noch fähig wäre. Im wahrhaft wohlwollenden Menschen hat sich das natürliche Gefühl zur moralischen Maxime veredelt. Das Frohe und Traurige im Leben Andrer macht zwar Eindrücke auf ihn, weil er die physische Disposition dazu hat; er empfindet aber diese Eindrücke, er verweilt bey ihnen, und läßt sich von ihnen leiten, weil er edel denkt; weil sein Wille moralisch gut ist.

Zweytens zeigt sich die Menschenliebe in den Maximen der Schonung. Wer mit Andern fühlt, der kann ihnen unmöglich wehe thun; wer von dem Zustande Andrer lebhaft afficirt wird, kann sich kein rücksichtsloses Betragen gegen sie erlauben. Er wird sich sorgfältig davon unterrichten, was Andre wohl beleidigen könnte, und es auf das gewissenhafteste zu vermeiden suchen. Ausschweifende Eigenliebe, ungebändigte Selbstsucht, die für die Angelegenheiten Andrer keinen Sinn hat, ist es, was die Menschen zu so manchen empfindlichen Kränkungen verleitet. Jedem seine Last zu erleichtern, von Jedem zu entfernen, was ihn drückt, nichts zu berühren, was Jemand empfindlich wäre, nichts zu thun, was ihm

unangenehm ſeyn muß, Keinem ſeine Freude zu verkümmern oder zu verderben, das iſt das angelegentlichſte Beſtreben des wahrhaft wohlwollenden Mannes. Eine Frucht echter Menſchenliebe und bleibende Eigenſchaft des Charakters muß dieſe Schonung geworden, in das Innere des Lebens muß ſie eingedrungen ſeyn, wenn ſie ſittlichen Werth haben, und ſich in ihren Erweiſungen gleich bleiben ſoll.

Die Menſchenliebe iſt drittens Sanftmuth. Im Charakter des menſchenliebenden Mannes iſt alles gemildert und gemäßigt, vorzüglich aber ſind es diejenigen Neigungen, die ſich auf den Verkehr mit Menſchen beziehen, die im Umgange mit ihnen am heftigſten hervorſpringen und am leichteſten gereizt werden. Nichts Ungeſtümes, Brauſendes und Gewaltſames iſt da mehr übrig geblieben. Es iſt auch nicht die Folge eines phlegmatiſchen Temperamentes und eines indolenten Gemüthes, daß er ſich in dieſer ruhigen Stimmung gegen Andre gleich bleibt. Er hat ſein Temperament bekämpft, ſeine Leidenſchaften geregelt, nach Grundſätzen dieſe Stimmung in ſich gebildet, durch öftere Vergegenwärtigung der hohen Würde, welche die menſchliche Natur auszeich-

net, und womit sie auch noch in ihren Verirrungen Achtung gebiethet. Unterstützt von zartem Mitgefühle hat er es dahin gebracht, daß ihm ein gewisses sanftes und herzliches Wesen zur andern Natur geworden ist, daß Fehler ihn nicht entrüsten, Beleidigungen keinen stürmischen Unwillen in ihm erregen, daß der Ausdruck innerer Güte nie von seinem Aeußern verschwindet. Aber auch diese Sanftheit ist nichts, wenn sie nur auf der Oberfläche schwebt, wenn sie nur angenommenes, erheucheltes Betragen bleibt, wenn sie nicht aus dem Herzen kömmt und das Herz durchdringt. In heiliger Glorie, in liebenswürdiger Majestät steht der Mann vor uns, in dem sich Kraft und Güte vereinigen, dessen Aeußeres der Spiegel einer eben so großen als milden Seele ist. In keiner Eigenschaft verklärt sich die Menschenliebe so göttlich als in der Sanftmuth.

Endlich gehört noch zur echten Menschenliebe der thätige Eifer zu helfen. Sie ist ihres schönen Namens noch nicht werth, so lange es hieran fehlt. Wer die Menschen liebt, will ihr Wohl, und weil er es will, befördert er es auch gerne mit eigner Aufopferung. Wer die Menschen liebt, empfindet ihre Leiden

und ihre Bedürfniſſe, darum iſt er bemüht, jene zu mildern und dieſe zu befriedigen. Und wenn er beyde auch nicht ſo ſtark empfände: ſo würde pflichtmäßige Achtung gegen die Menſchheit im Menſchen ihm ſchon diejenige Denkart einflößen, die in der Beſorgung fremder Angelegenheiten unermüdet iſt, und zuletzt Freude am Wohlthun wird. Dieſer Eifer verläßt ihn nie. Er iſt die Seele aller ſeiner Unternehmungen; und jede Gelegenheit, die ſich zeigt, Andern zu nützen, nimmt auch ihn in Anſpruch, und ſetzt ihn in Bewegung. Welche Art der Zufriedenheit es ſey, die er bewirken — welche Art des Elendes, die er abſtellen kann; er iſt dazu immer unverdroſſen.

Aber freylich iſt dieſer Eifer ein beſonnener und vernünftiger, kein ſchwärmeriſcher. Die gefühlvolle Theilnahme, die ihn begleitet, gibt ihm belebende Wärme; aber die Grundſätze, die ihn eigentlich erzeugen und bilden, verhindern, daß dieſe Wärme in Gluht ausbreche, und zu gutgemeynten aber ſchlecht überlegten Handlungen verleite. Sie gewähren ihm eine Ruhe und Faſſung, worin ihm das wahre Wohl deſſen, um welchen er ſich verdient machen will, immer vor Augen

ſchwebt, und er fähig bleibt, unter den Mitteln, die dazu führen, die zweckmäßigſten zu wählen. Ein Geiſt weiſer und vielſeitiger Beherzigung weicht nie von ihm. Nicht jedem Wunſche zu genügen, jedes gegenwärtige, vielleicht eingebildete, Bedürfniß zu befriedigen, jedes unangenehme Gefühl zu entfernen, und durch Alles, was ſich ihm darbiethet, zu erfreuen, ſondern das zu thun, was, nach reifer Ueberlegung, für den ganzen Zuſtand des Menſchen, und auf die Dauer, erſprießlich iſt — das iſt es, wohin er ſtrebt. Er verſäumt über dem phyſiſchen Glücke eben ſo wenig die ſittliche Vollkommenheit, als er umgekehrt im ungetheilten Hinwirken auf dieſe, jenes verſäumen ſollte. Am wenigſten nimmt er es ſich heraus, nach flüchtigen Einfällen, eigenſinnigen Projecten und gehaltloſen Träumen, Menſchen beglücken zu wollen. Eine ſanfte Wärme, verbunden mit einer klaren Anſicht und einer feſten Entſchloſſenheit, keine erhitzte Aufwallung, die ſchnell wieder verfliegt, ſich nur auf Augenblicke in Thorheiten berauſcht, nie aber bewährte und gereifte Maximen erzeugt, iſt der wohlwollende Eifer für Andre. Um ihn zu bilden, müſſen Kopf und Herz in ein ruhi-

ges Gleichgewicht geſetzt, muß der Verſtand durch die Empfindung gehoben und beſeelt, die Empfindung durch den Verſtand gemäßigt und gemildert werden. Die Hauptſache bleibt aber immer, daß die Triebfeder eine rein ſittliche — die Grundlage Achtung gegen das Geſetz und die moraliſche Natur ſey.

Darin unterſcheidet ſich die Menſchenliebe von der Menſchenachtung, daß ſie gewiſſe Grade zuläßt, was bey dieſer nicht der Fall war. Achten ſoll ich, ſo fern ſich dieſe Achtung bloß auf die Menſchheit im Menſchen bezieht, Alle in gleichem Maße; aber lieben kann ich den Einen mehr als den Andern. Ich achte entweder gar nicht, oder ich achte, wieder nämlich, wenn von der allgemeinen Achtung die Rede iſt, ſo ſehr als ich ſoll. Meine Achtung kann entweder nicht mehr ſteigen, oder ſie war noch gar nicht da. Aber meine Liebe kann zunehmen, ſie kann wärmer, thätiger, allgemeiner, herrſchender werden. Dies folgt ſchon daraus, weil die Liebe, obgleich in ihrem Weſen und Entſtehen ſittlich, den ſinnlichen Affect annimmt, deſſen Stärke natürlich ſehr von den Umſtänden abhängt, unter welchen er angeregt wird, und vom Intereſſe der Gegen-

ſtände, auf welche er ſich bezieht. Leichter wird es uns, an den Schickſalen deſſen Theil zu nehmen, der uns näher iſt, und mit welchem wir ſonſt mehr ſympathiſiren. Hier werden wir alſo auch mehr Aufmerkſamkeit und zarte Schonung beweiſen, geneigter ſeyn, Fehler nachzuſehen, und thätig zu helfen. Dazu kommt noch, daß die Achtung nur verbiethet, die Liebe aber fordert. Im Unterlaſſen gibt es keine Grade, wohl aber im Erweiſen. Jenes muß ich gleich ganz thun, in dieſem aber kann ich ſtärker und freudiger werden. Dort habe ich mich gegen Alle auf gleiche Weiſe zu benehmen; hier kann ich dem Einen einen Vorzug vor dem Andern geſtatten, wenn er ihn verdient. Achtung kann Jeder als Menſch von mir verlangen; aber ſeine Anſprüche auf meine Liebe, ob ich gleich dieſe Keinem ganz verſagen darf, richten ſich nach ſeiner Würdigkeit. Herzlicher wird der Freund dem Freunde helfen, wärmer der Edle den Edeln umfaſſen, freudiger der Redliche ſich für den Redlichen aufopfern.

Die der Menſchenliebe entgegen ſtehenden Fehler ſind: Gefühlloſigkeit und Hartherzigkeit, Menſchenſcheue, Menſchenfeindſchaft und Menſchenhaß, Neid und Rachſucht.

Gefühlloſigkeit iſt oft Fehler des Temperamentes, oft Folge harter Schickſale, und beſteht nicht ſelten neben einer gewiſſen praktiſchen Menſchenliebe. Es gibt Menſchen, denen die Noth Andrer wenig zu Herzen geht, die die unglücklichſte Lage und das ſchreiendſte Elend kaum rührt; entweder weil es ihnen an der dazu erforderlichen Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und Reitzbarkeit des Empfindungsvermögens fehlt, weil überhaupt Gleichgültigkeit ihnen natürlich iſt, weil wenige Dinge ſie, bey dieſer Einrichtung ihrer Natur, rühren können; oder weil ſie ſchon ſo viel Widriges erfahren haben, daß ſie nach und nach gegen die Scenen des Jammers abgeſtumpft worden ſind, weil die Eindrücke des Leidens bey ihnen nicht mehr die gehörige Stärke beſitzen, und ſelbſt ihre Vorſtellungen davon ſehr herab geſtimmt ſind. Die meiſten von dieſen ſind gegen ihre eignen Angelegenheiten eben ſo gleichgültig, und verrathen bey eignen unan-

genehmen Ereigniſſen dieſelbe Kälte wie bey fremden. Nichts deſto weniger findet man bey ihnen nicht ſelten eine Hochherzigkeit im Wohlwollen, einen Eifer im Aufopfern und Helfen, die um ſo mehr Achtung und Bewunderung verdienen, da ſie aller andern Unterſtützung entbehren, allein von edeln Grundſätzen reiner Pflichtliebe und echter Hochſchätzung der menſchlichen Natur herrühren. Aber das entſchuldigt ſie doch nicht ganz. Mit mehr Gefühl würden ſie es weiter gebracht haben. Deswegen hätten ſie den Mangel deſſelben frühe zu erſetzen ſuchen, ſeiner Abnahme entgegen arbeiten, die Fähigkeiten, welche die Diſpoſition zu demſelben begründen, ſorgfältiger entwickeln, gegen die Heftigkeit des Schmerzgefühles ankämpfen, und aus allen Kräften verhüthen ſollen, daß ihnen, in der Empfänglichkeit für natürliche Empfindungen, nicht eine der ſchätzbarſten Eigenſchaften verloren gehe. Denn es bleibt doch wahr: Menſchenliebe bloß aus Grundſatz wird immer etwas Herbes und Unfreundliches behalten — nie echte Humanität werden. Weichheit des Herzens und ſanfte Gefühle müſſen ſie dazu bilden helfen.

Anders verhält es ſich mit der hartherzigen Gefühlloſigkeit. Sie iſt nur bey rohen Egoiſten und entnervten Wohllüſtlingen, bey Menſchen, die Alles auf ſich beziehen, in Allem ſich ſelbſt ſehen, und ſich als die Götter der Erde betrachten, die ihr Ich ſo angelegentlich im Kopf und im Herzen tragen, daß alles Andre an beyde nur vergebliche Anſprüche macht, die mit ihren ſelbſtſüchtigen Angelegenheiten ſo ſehr beſchäftigt ſind, mit ihren Genüſſen ſo vollauf zu thun haben, daß ſie nie in die Stimmung kommen können, worin man theilnehmend auf Andre merkt, oder nur die Empfindungen wahrnimmt, die uns von dem Zuſtande Andrer aufgedrungen werden — und bey Solchen, die in der Verkrüppelung eines ausſchweifenden Wohllebens, in der Stumpfheit, welche Unmäßigkeit im Genuſſe bey ihnen zurück läßt, nichts mehr fühlen als ihr, aus ſeiner Erſtarrung noch zuweilen durch ſtarke Reize aufgeregtes Selbſt, die mit dem Leben nichts mehr gemein haben, als den Ekel und Ueberdruß, den es ihnen, neben ſparſamen Sinnenerſchütterungen, zuführt. In ihrer geiſtigen Armuth iſt der unglücklichſte Menſch noch reich gegen ſie; ſie könnten ihm

eher beneiden als bemitleiden. Beyde, so wohl der Egoist als der Wohllüstling, scheinen kein Herz mehr für Andre zu besitzen — oder, wo sie es noch besitzen, nur um die Qualen derselben zu empfinden und sie zu vermehren. So wie ihre Selbstsucht immer unbändiger, ihre Entkräftung immer größer wird, nähert sich ihre Hartherzigkeit auch immer mehr der Grausamkeit. Sie begnügen sich nicht mit Gleichgültigkeit gegen den Unglücklichen; sie erlauben sich sogar gegen ihn die empörendsten Mißhandlungen, drücken den Gedrückten noch härter, erpressen noch mehr von dem Beraubten, und betrüben den Verlassenen durch den empfindlichsten Spott. Wenn nur sie Alles haben, dann mögen Andre im Elende vergehen; sie fühlen es ja nicht. Weil sie aus eigner Schuld des Ueberflüßigen entbehren müssen, mögen Unschuldige des Nothdürftigsten entbehren; sie haben ja keinen Begriff davon, was das heiße. Daß bey solchen Menschen von keinem Wohlwollen aus Grundsätzen die Rede seyn könne, versteht sich wohl von selbst. Da die feinern Gefühle der Sinnlichkeit eingeschlafen, oder nie erwacht sind: wie soll man moralischen Sinn bey ihnen erwarten? Da sie

ihrem groben Egoismus nicht einmal einen mildern entgegenſetzen: wie ſollen ſie denſelben durch reine Uneigennützigkeit bekämpfen? Dieſe Elenden gehören zu den Verworfenen, auf welche man in moraliſchen Angelegenheiten keine Rückſicht mehr nehmen darf.

Die Menſchenſcheue, als die Maxime, ſich von den Menſchen ſo viel als möglich entfernt zu halten, iſt zwar der Menſchenliebe nicht direct entgegengeſetzt; ſie kann oft ſogar mit einem lebendigen und thätigen Wohlwollen verknüpft ſeyn; aber ſie beeinträchtigt daſſelbe doch immer. Es gibt ſolche, die eine auffallende Schwäche des Verſtandes, Ungeſchick für das geſellſchaftliche Leben, Unfähigkeit, ſich im Umgange mit Andern zu helfen, natürliche Schüchternheit, Furcht in Verlegenheit geſetzt zu werden, oder ſich lächerlich zu machen, von der Welt zurück zieht, und die daher eine große Abneigung gegen jede Art des öffentlichen Verkehrs faſſen. Andre haben die Menſchen von einer ſolchen Seite kennen gelernt, daß ſie ſich denſelben nicht ohne Beſorgniß nähern können. Sie ſind von ihnen zu oft gemißhandelt worden, als daß ſich nicht Mißtrauen gegen ſie ihres Herzens hätte bemächtigen ſollen.

Widrige Schicksale haben sie zu Boden gedrückt, und ihnen den Muth benommen, sich an Jemand anzuschließen. Sie denken zu klein von sich, setzen zu wenig Werth auf sich selbst, als daß sie sich zu Ansprüchen berechtigt halten könnten, die man denn doch im Leben mit Menschen machen muß. Bey allem dem haben sie vielleicht ein gutes Herz. Man findet unter ihnen Menschen, die, von Grundsätzen geleitet, im Verborgenen viel Gutes thun. Aber mit dem reinen, vollen Sinne, mit dem ungetheilten Wohlmeynen des wahren Menschenfreundes, werden sie es nie thun. Die Abneigung, die sich in ihnen regt, muß immer tiefere Wurzeln schlagen, und sich endlich zum Widerwillen entwickeln. Ihr geflissentliches Entfernen von Menschen rückt ihnen diese immer mehr aus den Augen. Menschenscheue, wenn sie auch keine eigentliche Bitterkeit einflößt, macht doch fremd. Fremd aber darf uns der nie werden, den wir in der That lieben sollen. In ihr ist immer Etwas, das mit der Achtung gegen die menschliche Natur, aus welcher die moralische Liebe entspringt, nicht bestehen kann. Wer diese Achtung hat, der wird dem Aufkommen jener Abneigung

ſchon gleich Anfangs aus allen Kräften entgegen arbeiten.

Menſchenſcheue, lange genährt, bricht zuletzt in Menſchenfeindſchaft aus, eine Geſinnung, die überall, wo ſie kann, das Beſtreben zeigt, den Menſchen zu ſchaden, ihre Plane zu verwirren, ihre Anſchläge zu zerſtören, ihren Abſichten und ihrem Glücke entgegen zu arbeiten. Gewöhnlich aber entſteht die Menſchenfeindſchaft aus dem heftigen Gefühle erlittener Beleidigungen. Nur ſehr reitzbare und in einem hohen Grade ſelbſtſüchtige Gemüther ſind ihrer fähig. Wer auf ſeinen Vortheil ſehr erricht iſt, wird den Widerſtand, den er in der Beförderung deſſelben erfuhr, nicht ſo leicht vergeſſen; er wird es Andern nicht einmal vergeben, wenn ſie in der Beförderung des ihrigen zufällig mit ihm zuſammentreffen, oder ihm nur den Rang ablaufen. Begegnungen der Art fordern ihn nicht allein zur Gegenwehr, ſondern auch zu eignen thätigen Angriffen auf. Er braucht ſo etwas nur oft und von Mehrern erlitten zu haben: ſo entwickelt ſich in ihm eine Bitterkeit, die ſich nur in unaufhörlichen Anfeindungen Erleichterung verſchaffen kann — und mit ihr die Maxime,

Jeden als Gegner zu betrachten und zu behandeln. Der Menſchenfeind denkt und handelt nicht bloß als ein unſittlicher Menſch, ſondern auch als Unbeſonnener und Thor, der ſelbſt nicht weiß, was er will und thut. Er iſt der unglückliche Sclave einer regelloſen und verderblichen Leidenſchaft, und ſchon das verdammt ihn. Er mißhandelt ſich ſelbſt, indem er Andre verfolgt.

Nicht immer iſt die Menſchenfeindſchaft auch Menſchenhaß, aber ſie wird es leicht. In ihren Anfängen iſt ſie nur Verirrung des Egoismus. Man befehdet Andre, weil man etwas Widriges von ihnen erfahren oder zu befürchten hat, weil ſie uns im Wege ſtehen, oder doch unſern Argwohn erregten. Bald geht ſie indeß in eigentliche Leidenſchaft, in eine mit Vorbedacht gewählte und gebilligte Maxime über. So wie derjenige, der das Geld anfangs als Mittel, ſich jeden beliebigen Genuß zu verſchaffen, liebte, über der Mühe, die er auf das Sammeln und Erhalten verwendet, es zuletzt an ſich, und von allem Gebrauche deſſelben abgeſehen, lieben lernt: ſo gewöhnt ſich auch der, welcher den Menſchen anfangs nur um ſeines Intereſſes willen zu ſcha-

den ſuchte, allmählich an dieſe feindſeligen Beſtrebungen, daß er ſie nachher ohne Rückſicht auf dieſes Intereſſe fortſetzt. Die widrigen Empfindungen, mit welchen er gegen ſie handelte, fixiren ſich in ſeiner Seele, ketten ſich an jede Vorſtellung, die ſich auf ſie bezieht, und werden ſo bleibende Stimmung.

Wer die Menſchen haßt, der findet Freude daran, ihnen zu ſchaden; er ſinnt auf Plane, die ihr Verderben beabſichtigen; er geht damit um, alles mögliche Unheil über ſie zu bringen, und wird gewiß keine Gelegenheit, etwas zu ihrem Nachtheile zu thun, ungenützt laſſen, wenn er nicht etwa zu ſtolz dazu — und ſein Haß kein übermüthiger iſt. In ruhigen Gemüthern zehrt der Menſchenhaß an ſich ſelbſt, und macht Niemand unglücklicher, als den, der ihn nährt. In leidenſchaftlichen wüthet er, und richtet darum kein eingreifendes Verderben an, reibt ſich auch bald durch unnatürliche Anſtrengung auf. In kaltblütigen macht er vielumfaſſende Entwürfe zum empfindlichen und dauerhaften Schaden, beſchränkt ſich jedoch dabey faſt allein auf die gewöhnlichen ſinnlichen Zwecke der Menſchen. Am gefährlichſten und furchtbarſten wird er dann, wenn er

ſich mit jenem anmaßenden Trotze paart, den man gewöhnlich, aber mit Unrecht, Verachtung nennt. Es gibt keine Art des Druckes, die er ſich dann nicht erlaubte, keine menſchliche Angelegenheit, die nicht ſeiner tyranniſchen Grauſamkeit ausgeſetzt wäre.

Es iſt eine intereſſante Frage: was ſchlimmer ſey, Gefühlloſigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Menſchen, oder Menſchenhaß. Bey einer flüchtigen Erwägung iſt man geneigt, zum Vortheile der erſtern zu entſcheiden: da Gefühlloſigkeit nur den Mangel einer gewiſſen pflichtmäßigen Stimmung, der Haß aber das gerade Gegentheil derſelben andeutet, jene ſich nur in Unterlaſſungen, dieſer aber in thätigen Verletzungen zeigt. Betrachtet man indeß die Sache näher: ſo lernt man bald anders urtheilen. Die Gefühlloſigkeit ſchadet freylich ſelbſt nicht, aber die Leidenſchaften, die mit ihr verknüpft, oder wohl gar die Quelle derſelben ſind, ſchaden viel; ſie ſind vielleicht wüthender und für Andre verderblicher, als der eigentliche Haß. Sie finden dabey keinen Widerſtand, nichts hält ihnen das Gegengewicht, nichts ſchwächt und beeinträchtigt ſie. Der Haß hingegen muß ſchon einen ſehr hohen

Grad erreicht haben, den er ſelten oder nie erreicht, wenn ihn nicht zuweilen irgend eine Rührung unterbrechen, eine Anwandlung von Gefühl einſchränken ſoll. Seiten fehlt es dem Haſſe ganz an Menſchenſinn; und dieſer zeigt ſich ſelbſt dann, wenn er lange verkannt und unterdrückt wurde, nicht ſelten in herrlichen Wirkungen. Die Gefühlloſigkeit wird durch nichts angeregt, ſie unterwirft den Menſchen ganz dem Spiele ſeiner Leidenſchaften. Sie ſcheint auch ſogar die Ahndung davon verloren zu haben, daß es ein moraliſches Weſen iſt, was ſie mißhandelt. Ihr iſt der Menſch nichts. Aber um Jemand zu haſſen, muß man ihn einiger Maßen hinauf, und mit ſich ſelbſt gleich ſetzen, man muß ihm einen gewiſſen Werth zugeſtehen, man muß ihm mehr als einen bloß ſinnlichen Charakter beylegen. So geſchieht es auch wirklich. So oft wir Jemand haſſen, wenn es auch zunächſt bloß aus ſinnlichen Urſachen geſchieht, miſcht ſich in unſern Widerwillen gegen den Beleidiger Unwille über die Verkehrtheit, die er in der Beleidigung an den Tag legte; wir entrüſten uns darüber, daß ein Menſch ſo handeln kann, wenn das Unrecht, das wir in ſeinem Betragen fin-

den, auch ein bloß eingebildetes wäre. Wir meynen, er hätte anders handeln können und sollen; wir gestehen ihm Vernunft und Freyheit zu; wir erkennen ihn mithin für ein Wesen, das seine Ansprüche auf unsre Achtung nie aufgeben oder verwirken kann. Den Gefühllosen wird man schwerlich erweichen und zur Besinnung bringen. Man kann ihm nirgends beykommen. Es fehlt ihm an Empfänglichkeit. Der Menschenhasser hingegen ist reihbar. Sein Haß selbst ist ein Beweis davon. Es ist nicht unmöglich, ihn auch von einer andern Seite zu treffen. Viel darf man sich freylich nicht von ihm versprechen. Plötzlich und mit Gewalt wird man nichts ausrichten. Aber wenn man den günstigen Zeitpunct abwartet, langsam und mit Bedacht zu Werke geht: so läßt sich noch oft etwas über ihn gewinnen. Oft schaffen ihn Zufall und Schicksale um.

Neid und Rachsucht sind freylich auch Leidenschaften, die der Menschenliebe entgegen stehen. Aber sie wirken nicht so fortdauernd und allgemein, wie die bis jetzt beschriebenen. Sie bedürfen einer zufälligen Veranlassung, um auszubrechen.

Der Neidiſche iſt vielleicht übrigens ein gutmüthiger Menſch, theilnehmend, ſchonend, ſanft und hülfreich gegen Jeden; nur nicht gegen den Glücklichern; nur nicht gegen den, der ſich auszeichnet oder ihn zu übertreffen droht. Oft leidet er es ſogar, daß er zurück ſtehe, ſetzt ſich vielleicht ſelbſt zurück; nur muß es nicht in ſolchen Dingen ſeyn, auf die er den höchſten Werth ſetzt, oder auf welche ſich ſeine Leidenſchaft gerichtet hat. Er gönnt vielleicht einem Andern ſeinen Ruhm, nur nicht ſeinen Reichthum; erträgt es gerne, daß Andre bewundert werden, nur nicht, daß ſie empor kommen; läßt ihnen vielleicht den Ruf der Macht und des Einfluſſes, nur nicht den der Geſchicklichkeit. In denjenigen Angelegenheiten, worin er ſich äußern kann, denkt und handelt er nicht anders wie der Menſchenfeind und Menſchenhaſſer. Bis zum heftigſten Widerwillen, bis zur ſchreiendſten Ungerechtigkeit und wüthendſten Verfolgung kann der Neid den Menſchen bringen. Zuletzt geht er gar in wirklichen Haß und Feindſchaft auch gegen diejenigen über, mit denen man nicht in feindlichen Collisionen geweſen iſt, in Haß und Feindſchaft gegen Alles, was Menſch heißt.

Der Neid ist wohl eine der größten Erbärmlichkeiten in der menschlichen Natur. Nur in dem Falle, wo Ehrgeiz ihn erregt, wo er heftigere Rivalität ist, hat er noch einigen Schein von Besonnenheit. Und doch ist er auch hier schon thörigt, weil unser Verdruß über fremde Vorzüge daran doch nichts ändert; weil er weder uns hebt, noch Andre verdunkelt; weil es gewöhnlich nicht das Ehrenwerthe, sondern nur die äußern Zeichen davon, nicht die gute Meynung, sondern nur die öffentliche Auszeichnung ist, woran er sich ärgert; weil große Seelen dem Verdienste gerne selbst huldigen, und es ruhig ertragen, wenn kleine gehoben werden, und der Unwerth sich mit erborgten Lumpen schmückt. In jedem andern Falle ist er eine psychologische Selbsttäuschung, eine Leidenschaft, die nur in solchen Gemüthern entstehen kann, welche sich ganz von dunkeln Gefühlen beherrschen lassen. Hier liegt hinter den Regungen des Neides immer unbemerkt der Gedanke, daß uns das genommen sey, was Andern zu Theil ward. Wo wahre Menschenliebe ist, da wird die sittliche Würde Andrer in einem solchen Maße anerkannt und geschätzt, daß die äußern Unter-

ſchiede des Glückes, und die Verhältniſſe, wor-
in ſie in dieſer Hinſicht zu uns ſtehen, dar-
über nur in ſehr geringe Betrachtung kom-
men, wenigſtens die Geſinnungen, die aus
jener Schätzung entſpringen, nicht verdrän-
gen können.

Die Neigung ſich zu rächen wird durch Beleidigungen gereizt und geweckt. Sie iſt der innere Widerſtand, welchen empfindliche Gemüther dem feindlichen Angriffe entgegen ſetzen. Auch ſie zerſtört nicht nothwendig alle Menſchenliebe; aber ſie muß doch weggeſchafft werden, wenn dieſe zur vollen Reife kommen ſoll. Edle, wohlwollende Seelen werden oft ihre Anwandlungen fühlen, und nicht ſelten davon ſtark ergriffen werden. Es ſind die Krämpfe ſtarker Naturen. Wer Vieles aufopfern kann, iſt oft nicht im Stande, eine plötzliche Beleidigung zu ertragen. Wer ſich auf die großmüthigſte Art dem Dienſte Andrer weiht, vermag doch oft ein kränkendes Wort nicht zu verſchmerzen. Gleichwohl bleibt der Zuſtand der gereizten Rache ein ſehr unſittlicher. Wo er eintritt, da begleiten ihn, freylich vorübergehend, alle Erſcheinungen des Menſchenhaſſes; und heftige,

ungestüme, aufsahrende Menschen haben sich sehr zu hüthen, daß sie nicht in diesen verfallen. Der echte Menschenfreund wird alle Kräfte aufbiethen, seiner Tugend darin den höchsten Triumph zu verschaffen, daß der Mensch ihm mehr ist, als der Beleidiger.

Ob es auch ein Uebermaß von Menschenliebe gebe? Es kommt auf die Bestimmung des Begriffes der letztern an. Ist man darin freygebig: dann freylich. Es gibt Menschen, die in dem warmen Interesse für Andre sich selbst auf eine pflichtwidrige Art versäumen, die sich für Andre in einem Grade verwenden und aufopfern, der mit der schuldigen Selbstachtung nicht bestehen kann. Wer es über der Sorge für Andre vergißt, daß er eigne Angelegenheiten von großer Wichtigkeit zu besorgen hat, wer so viel gibt, daß er selbst dabey verarmen muß, handelt offenbar unrecht. Aber schwerlich sind es auch sittliche Grundsätze, schwerlich ist es eine moralische Menschenliebe, was ihn dabey leitet. Bey den Meisten ist eine solche Stimmung bloße Weichherzigkeit, in der sie von fremden Leiden so heftig gerührt werden, daß nichts als dieses Gefühl ihre Seele erfüllt, und sie zur

höchſten Reſignation begeiſtert. Nur phyſiſche Schmerzen können ihre Sinnlichkeit in dem Grade afficiren; geiſtige und ſittliche Unvollkommenheiten werden keine tiefen Eindrücke auf ſie machen. Hätte Moralität Antheil an ihren wohlwollenden Bewegungen: ſo müßten dieſe nicht bis zur eignen Verwahrloſung gehen; ſie würden in ſich dieſelben Anſprüche moraliſcher Weſen vernehmen und ehren.

Oft ſind es freylich auch ſittliche Gefühle, die ſich mit ſympathetiſchen vereinigen, und, von der Einbildungskraft zur Schwärmerey erhöht, die Ausſchweifungen der Menſchenliebe erzeugen. Moraliſcher Sinn, natürliche Weichherzigkeit und Muth, wenn ſie von einer glühenden und reichen Phantaſie unterſtützt werden, bilden eine gewiſſe Großmuth, wobey man im Drange des Wirkens ſich ſelbſt nicht achtet, weil man außer ſich iſt. Sie gehört nur für das jugendliche Alter. Sie muß ſich, um echte Menſchenliebe zu werden, erſt reinigen von den Flecken der Sinnlichkeit; man wird ſie, ſo lange dies nicht geſchieht, mit Recht Schwäche nennen. Echte Menſchenliebe darf ſich keine Gränzen anweiſen laſſen; ſie iſt ſelbſt ihre Gränze. Es iſt un-

möglich, daß sie zu weit gehe. Die Grundsätze, nach welchen sie gebildet, und die Gefühle, von welchen sie erwärmt ist, verhüthen es schon, daß sie je etwas anders werde, als sie seyn soll.

Das echte Wohlwollen gegen die Menschheit muß sich auch als moralische Selbstliebe zeigen. Diese ist das, auf Achtung gegen uns selbst als vernünftige Wesen gegründete, Bestreben, den Zweck der Menschheit an uns zu realisiren, uns so vollkommen, frey und glücklich zu machen, als wir es, ohne Beeinträchtigung Andrer, vermögen. Schon deswegen, weil von der Beschaffenheit unsers Zustandes unsre Fähigkeit, auf Andre mit Erfolg pflichtmäßig zu wirken, abhängt, und weil die dazu nöthige Beschaffenheit nur dann hervorgebracht werden kann, wenn die Hervorbringung derselben in uns zur Maxime geworden ist, bleibt diese Selbstliebe ein unerlaßliches sittliches Bedürfniß. Als sinnliche Wesen sind wir Werkzeuge der Menschheit, und darum verpflichtet, uns zu ihrem Dienste immer tauglicher zu machen. Noch mehr aber

verpflichtet uns unſre eigne ſittliche Würde zu derjenigen Geſinnung, welche ſich die Erhöhung derſelben vorzüglich angelegen ſeyn läßt. Moraliſche Liebe zu Andern kann ohne eine gleiche Liebe zu uns ſelbſt nicht beſtehen. Daſſelbe, was jene bewirkt, erzeugt auch dieſe.

Die moraliſche Selbſtliebe iſt aber wohl von der natürlichen zu unterſcheiden. Die letztere darf nicht erſt anbefohlen werden; ſie iſt ſchon von ſelbſt da, und nur zu oft in einem zu hohen Grade. Sie iſt der ſtärkſte Trieb der Natur. Auf ſie beziehen ſich alle andre Neigungen. Die Unſittlichkeit der Menſchen iſt nichts anders, als die unbedingte Hingebung an die Selbſtliebe, die Beſtimmung des Willens durch ſie, als ſein höchſtes Geſetz. So lange der Menſch unter der Herrſchaft der Selbſtliebe ſteht, haftet an ihm moraliſche Unwürde; wenn auch zufälliger Weiſe ſein Betragen mit den Forderungen der Pflicht übereinſtimmen ſollte. Man mag an ihr noch ſo viel regeln, künſteln und zurechtſtellen; nie wird aus ihr etwas moraliſch Edles werden, nie wird ſie die köſtlichen Früchte der Tugend tragen, weil ſie ſelbſt ſchon etwas Unedles iſt. Aber darum iſt ſie noch nicht abſolut und in

jeder Hinsicht verwerflich; darum soll sie nicht aus der menschlichen Natur ausgerottet, sondern durch sittliche Grundsätze veredelt werden. Die moralische Selbstliebe bedarf ihrer sogar. Das Gefühl unsrer Würde mag noch so stark und lebendig seyn; zum bleibenden, angelegentlichen, mühsamen Streben uns selbst zu bilden, wird es uns nie begeistern, wenn nicht ein natürlicher Trieb ihm zu Hülfe kommt. Aber dadurch, daß sich jenes Gefühl an diesen Trieb wendet, ihn in seinen Schutz und in seine Pflege nimmt, entsteht die moralische Selbstliebe. Wer sich selbst moralisch liebt, folgt darin einem physischen Interesse, aber nicht unmittelbar, nicht weil es ihm an sich am Herzen liegt, nicht rücksichtslos, sondern deswegen und in so fern, weil und in wie fern es durch die Pflicht geheiligt ist, weil und in wie fern ihm vernünftige Achtung gegen sich selbst das gebiethet. Die moralische Selbstliebe soll der natürlichen nicht entgegengesetzt, sondern diese soll in sie aufgenommen werden. Wer bloß der natürlichen Selbstliebe folgt, ist und bleibt ein Egoist.

Die natürliche Selbstliebe kennt kein Gesetz. Es ist vergebens, ihr Vorschriften zu er-

theilen; denn man kann ſie mit nichts unterſtützen. Sie folgt ihrem Intereſſe, das in jedem Individuum ein andres iſt. Man wird ihr dieſes Intereſſe nicht ausreden, am wenigſten ſie für etwas gewinnen, was demſelben entgegen ſteht. Die ſcheinbarſten Empfehlungen ſind hier fruchtlos. Es bleibt zwar möglich, ſie über ihr Intereſſe aufzuklären; aber man wird ſie nicht überzeugen, wenn man nicht mit ihr in den Grundprinzipien einverſtanden iſt. Jeder hat ſeine eignen Wünſche und Bedürfniſſe, und geht dieſen ſo gewiß nach, als er ſich ſelbſt liebt. Eine allgemein gültige Norm iſt nur dann möglich, wenn man von höhern Prinzipien ausgeht, das individuelle und ſubjective Intereſſe der natürlichen Selbſtliebe einem allgemeinen und objectiven unterwirft, und es dadurch beſtimmt. Die natürliche Selbſtliebe ergreift und flieht, thut und unterläßt, was zufällige Luſt oder ein willkührlich, und für das Individuum gebildetes Syſtem von Lebensklugheit ſie thun lehrt. Die moraliſche hat einen, von der Vernunft aufgegebenen Zweck, der Allen gleich heilig ſeyn ſoll; und deswegen kann ſie Allen ein gleichförmiges, dieſem Zwecke ange-

messenes Betragen vorschreiben; deswegen muß sie sich überall in einem weisen Gebrauche derjenigen Mittel, im Aufbiethen derjenigen Anstrengungen zeigen, wodurch dieser Zweck erreicht wird.

Wer sich moralisch selbst liebt, der hat überall den höchsten Zweck seiner Natur, Freyheit und Selbstständigkeit, im Auge. Er ist für sich als Mensch, nicht gerade als dieser Mensch interessirt. Er schont sich, er bildet sich, und beglückt sich, damit die Menschheit in ihm und durch ihn verherrlicht werde. Die Regeln, nach welchen er dies thut, sind einzig auf Vollkommenheit berechnet, die der natürlichen Selbstliebe vielleicht gleichgültig ist, aber der moralischen über alles geht. Wer blos jener folgt, weiß nicht immer, was er will, weil Menschensinn, Lust und Wünsche veränderlich sind. Wer von dieser geleitet wird, weiß immer, was er will, denn er weiß, was er soll.

Nur die sinnliche Selbstliebe kann aus den Schranken treten und Ungerechtigkeit oder Lieblosigkeit gegen Andre werden. Es ist fast unvermeidlich, daß dieses geschehe, selbst wo sie noch so human ist. Keine Mit-

derung wird ſie dahin ſtimmen, daß nicht in ihr die egoiſtiſche Beziehung überall hervor ſpringe. Die moraliſche hingegen iſt auch an ſich ſchon eine gemäßigte. Eben ſo wichtig, wie der eigne Vortheil, ſind ihr die Angelegenheiten Andrer. Weit entfernt, aus ihrem Unglücke Nutzen zu ziehen, oder ſich auf ihre Unkoſten zu bereichern, ſucht ſie vielmehr das Intereſſe derſelben auf alle mögliche Art zu befördern; denn es iſt das Intereſſe der Menſchheit, was ſie im Auge hat, der Unterſchied der Perſonen verſchwindet. Hier tritt eine ſo vollkommene Gleichheit ein, daß jeder Vorzug, den man bloß zu Gunſten ſeines Selbſtes ſich anmaßt, ſchon eine Beleidigung der Menſchheit iſt. Selbſt in denjenigen Fällen, wo ein eigner und ein fremder Vortheil oder Verluſt von gleichem Gewichte gegen einander auf der Wage liegen, verabſcheut ſie den Grundſatz: ein jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte, als eine Maxime der Unſittlichkeit, und trifft ihre Wahl nach andern Rückſichten. Nur da entſcheidet ſie für das Selbſt, wo die Natur der Sache und das Intereſſe des Ganzen es nothwendig macht, daß Jeder zunächſt für ſich ſorge.

Die moraliſche Selbſtliebe iſt auch nie eine unkluge. Die feinern Regeln der Vorſicht und Behutſamkeit vernachläſſigt ſie vielleicht oft, aus Unkunde, aus Kurzſichtigkeit, aus Uebereilung, Schwäche, oder einem gewiſſen, dem Edelmuthe eignen, Hochſinne. Aber nie gibt ſie den wahren Vortheil für das Scheingut hin, nie opfert ſie den erprobten Werth dem äußern Schimmer auf; nie verſäumt ſie das Bleibende über dem Flüchtigen; nie vergißt ſie die Zukunft über der Gegenwart. Schon die feſte Norm, die ſie am Geſetze der Pflicht und an dem Zwecke hat, den ſie erreichen will, macht das unmöglich. Die wahre Vollkommenheit vernünftiger Weſen in ihrem Wechſelverhältniſſe iſt es überall, was ſie beabſichtigt. Darum kann ſie ſich zu keiner groſſen Thorheit verirren. Wo dieſer Mangel bemerkt wird, da darf man ſicher ſchließen, daß zwar Selbſtliebe, aber bloß als Naturtrieb da ſey, welcher der Disciplin der moraliſchen Selbſtſchätzung noch nicht unterworfen ward.

Der vernünftigen Selbſtliebe ſtehen vorzüglich zwey Fehler entgegen: die Selbſtver-

ſäumung und die unſittliche Selbſtverläugnung.

Daß Jemand ſich ſelbſt verſäume, ſcheint faſt unmöglich zu ſeyn, und einen Widerſpruch zu enthalten; da es Keinem doch an der natürlichen Selbſtliebe fehlt. Aber es wird ſchon begreiflich, wenn man auf die mannichfaltigen und wunderbaren Verirrungen derſelben achtet, worin ſie nicht ſelten beynahe das Gegentheil von ſich ſelbſt wird. Es gibt einen Unmuth, worin der Menſch ſich ſelbſt vergißt, eine Bitterkeit, worin er ſich ſelbſt zum Ekel wird, einen Widerwillen, worin er ſich ſelbſt anfeindet, die aus nichts anders entſtehen, als aus gekränkter Selbſtſucht, beleidigtem Ehrgefühle, verfehlten Abſichten, entriſſenen Vortheilen und widrigen Schickſalen. Oft iſt es auch Kränklichkeit, oft ſind es geiſtige Urſachen, die uns dermaßen verſtimmen, daß wir den förmlichen Entſchluß faſſen, Alles gehen zu laſſen, wie es geht. Die Selbſtliebe iſt dabey nichts weniger, als ganz aus dem Spiele. Ihre gewöhnlichen Abſichten und Beſtrebungen haben ſich nur hinter ungewöhnliche Affecte derſelben zurückgezogen. Vorzüglich ſind erlittene Demüthigungen bey kleinmüthi-

gen Menschen dazu geeignet, ihnen eine scheinbare Gleichgültigkeit einzuflößen, worin sie Alles ohne Widerstand erdulden, was sie wohl entfernen können, ihre Angelegenheiten unbesorgt, ihre Kräfte ungenutzt, und nahe liegende Vortheile unbemerkt lassen. Bey Manchen geht indeß auch eine gewisse bescheidene Anspruchlosigkeit so weit, daß sie gar nicht daran denken, es möchte wohl aus ihnen noch etwas werden können, und deswegen in einer Art von Muthlosigkeit alle Bemühungen um sich selbst aufgeben. Viele haben es versucht, und es ist ihnen nicht gelungen; darum sind sie davon abgestanden. Nicht selten ist es ein schwärmerischer Gemeingeist, in dem man sich selbst versäumt. Es gibt Menschen, die in ihrem Wohlwollen so enthusiastisch sind, und in ihrem Wirken für Andre so warm werden, daß sie sich selbst darüber vergessen; die mit einer solchen Begeisterung handeln, daß sie nicht daran denken, sich zu einer zweckmäßigen Thätigkeit noch tüchtiger zu machen, daß sie des eignen Verlustes und der schmerzlichen Aufopferung auch da nicht achten, wo beydes nicht einmal von ihnen gefordert werden kann, daß sie sich selbst des Nothwendig-

ſten berauben, und ihr Liebſtes auf das Spiel ſetzen, um nur Andre unterſtützen zu können. Daß dies aber ein Fehler bleibe, es mag aus Stärke des Mitgefühles, aus Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, oder aus falſcher Pflichtüberzeugung herrühren, bedarf keines Beweiſes. Am häufigſten indeß iſt wohl diejenige Selbſtverſäumung, wobey man die übrigen Theile ſeiner Bildung oder der Sorge für ſich ſelbſt deswegen vernachläſſigen muß, weil man für Einen zu ſehr und ausſchließend intereſſirt iſt. In allen Fällen zeugt ſie von einer traurigen Gemüthsverfaſſung, und zieht einen großen Verfall nach ſich. Wer einmal angefangen hat, ſich ſelbſt zu verſäumen, muß nothwendig in Allem zurück kommen, und ein unglücklicher Menſch werden.

Nur in zwey Fällen iſt Selbſtverläugnung untadelhaft und ſittlich, wenn nämlich die Pflicht einen Genuß unmittelbar unterſagt, weil er nicht ohne Unrecht möglich iſt, und wenn die Sorge für unſre moraliſche Bildung freywillige Reſignation nothwendig macht. In jedem andern Falle iſt ſie unſittlich, und der Achtung gegen die Menſchheit in unſrer Perſon zuwider. Wer die Menſch-

heit in ſich ſelbſt achtet, der wird auch die Zwecke derſelben in ſich zu befördern ſuchen, nichts in ſich unterdrücken, verdunkeln und abweiſen, was dazu beytragen kann; wenn er nicht wichtige Gründe dazu hat, die aber wieder nur von der eignen höhern Vollkommenheit und von den Anſprüchen Andrer an unſre Gerechtigkeit und unſer Wohlwollen hergenommen ſeyn können. Die unſittliche Selbſtverläugnung entſpringt entweder aus falſcher Gewiſſenhaftigkeit, irriger Pflichtüberzeugung oder ſchwärmeriſcher Praxis. Im erſten Falle glaubt ſie den Forderungen der Tugend nie Genüge leiſten zu können, weil ſie in dem Wahne ſteht, dieſe verlange gänzliche Abtödtung der Sinnlichkeit; und dann iſt ſie noch immer achtungswerth, obgleich nicht von allem Eigennützigen frey zu ſprechen; denn eine ſolche Stärke der Entſagung kann nur durch die Ausſicht auf ferne große Vortheile erlangt werden. Im andern will ſie ein Uebriges thun, um ſich ein Uebriges zu verdienen. Um ſich den Himmel zu erkaufen, gibt ſie die Erde Preis. Um in der Zukunft deſto länger, voller und reiner zu genießen, leiſtet ſie auf das Gegenwärtige Ver-

zicht. Auch hier iſt alſo eigentlich wieder nicht das Gegentheil, ſondern Entartung der Selbſtliebe, die nicht möglich ſeyn würde, wenn ſie von ſittlichen Grundſätzen beſtimmt wäre. Daß eine ſolche Selbſtverläugnung, als die Maxime, aus Lohnſucht dem Intereſſe der Menſchheit in uns entgegen zu handeln, und demjenigen zu entſagen, was zur freyen Entwickelung der reinen Menſchennatur und zur muthig frohen Thatigkeit für die Pflicht erfordert wird, ſehr niederträchtig ſey, und in einem hohen Grade verachtlich mache, bedarf keines Beweiſes.

Soviel von der moraliſchen Geſinnung im Allgemeinen. Die einzelnen Zweige und Erſcheinungen derſelben konnten hier nicht dargeſtellt werden, ohne dem folgenden Abſchnitte vorzugreifen. Sie werden auch am beſten durch ihre Erweiſungen im Handeln und Betragen begreiflich. Was aber diejenigen betrifft, die jene, und beſonders die Menſchenliebe begleiten müſſen, um ihr volles Leben und Wirkſamkeit zu verſchaffen, z. B. die Seelenſtärke, Mäßigung u. ſ. w.: ſo iſt davon

zum Theil an einem andern Orte*) ſchon gehandelt; zum Theil aber wird das Nöthige im Verfolg beygebracht werden, weil ſie doch mehr das Thun als die Geſinnung angehen.

*) Die Veredlung des Menſchen, von Fr. Ahrenberg. Leipzig b. Steinacker 1803. B. II. S. 421 folg. u. 533 folg.

Erſtes Buch.

Von der Moralität.

Zweyter Abſchnitt.

Moralität des Betragens.

Erſtes Buch.

Von der Moralität.

Zweyter Abſchnitt.

Moralität des Betragens.

Erſter Theil.

Moraliſches Betragen in Anſehung der weſentlichen Beſtimmungen, Fähigkeiten, Werkzeuge und Güter des Lebens.

Die moraliſche Geſinnung muß ſich im Handeln zeigen. Ein ihr entſprechendes Betragen kann uns allein berechtigen, auf ſie zu ſchlieſſen. Sie iſt nicht mehr als frommer Wunſch, vorübergehende Regung oder zufällige Aufwallung des Gefühles, wenn ſie nicht im Thun und Laſſen des Menſchen wirkſam wird, und dieſem in allen Stücken eine geſetzmäßige Einrichtung gibt. Sie geht ſogar von ſelbſt darin über. Wer tugendhaft denkt, wird auch

tugendhaft leben. Aber ihr Einfluß iſt nicht immer, und am wenigſten von ſelbſt, ein vernünftiger. Wer das Gute will, thut es darum nicht ſchon auf die rechte Art. Er muß erſt über die würdigen Erweiſungen ſeines Sinnes aufgeklärt werden; er muß richtige Begriffe von der Natur und den Gegenſtänden ſeines Handelns haben, um zu wiſſen, was Glaube an die Menſchheit, Achtung und Wohlwollen ihm in jedem Falle zur Pflicht machen. Das Leben ſoll in allen ſeinen Theilen zuſammen ſtimmen; das iſt das Ziel der Weisheit. Nur der wird es erreichen, der bey einem guten Willen dieſes Leben, nach ſeinen Erſcheinungen, Zwecken und Bedürfniſſen, kennt, und darauf ſeine Grundſätze anzuwenden verſteht.

Wie ſoll ich handeln, wie meine Geſinnung in meinem Betragen ausprägen? das iſt demnach die zweyte Frage, welche die Lebensphiloſophie beantworten muß. Wir haben hier das mannichfaltige, faſt unüberſehbare und unermeßliche Gebieth des menſchlichen Thuns zu beſtimmen, und in ſeinen Theilen zu begränzen. Es wurde ſchon im Vorhergehenden bemerkt, daß uns dieß

nur dann einiger Maßen gelingen könne, wenn wir uns gewiſſe allgemeine Geſichtspuncte wählen, wornach ſich das Ganze ſondern, die Theile ableiten und ordnen laſſen, — und daß dieſe Geſichtspuncte, — da alles Handeln zunächſt auf uns ſelbſt geht, entweder ein Gebrauch eigenthümlicher Güter, Beſtimmungen, Fähigkeiten und Werkzeuge, oder ein Betragen in Anſehung gewiſſer äußerer und nothwendiger Verhältniſſe iſt, — am beſten von dieſen hergenommen würden.

Wir müſſen alſo zuvörderſt entwickeln das moraliſche Betragen in Anſehung der weſentlichen Beſtimmungen, Fähigkeiten, Werkzeuge und Güter des Lebens.

Die oberſte Regel dieſes Betragens wäre etwa folgender Maßen auszudrücken:

„Im Gebrauche der weſentlichen Beſtimmungen u. ſ. w. leite dich die Idee der Menſchheit in ihrer Freyheit und Würde.“

„Gebrauche ſie nie anders, als wie du billigen kannſt, daß ſie von Allen gebraucht werden; wirke mit ihnen ſo, wie du wünſchen mußt, daß Alle mit ihnen wirken.“

„Habe dabey immer die Würde der menschlichen Natur, in der Person jedes Einzelnen, als letzten Zweck und beschränkende Bedingung, vor Augen, damit diese Würde nirgends verletzt, überall aber erhöht und verherrlicht werde.“

„Handle so, daß alle deine Maximen Achtung und Wohlwollen gegen die Menschheit in dir und in Andern, nach richtigen Begriffen, zu erkennen geben.“

Hiervon steht jetzt die Anwendung auf die einzelnen Bestimmungen, Werkzeuge, Fähigkeiten und Güter des Lebens zu machen; also: 1) auf das Leben selbst, 2) seine Kräfte überhaupt, 3) den Geist, 4) das Vermögen, seine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, 5) den Körper, 6) die Freyheit, 7) die Ehre, 8) das Eigenthum, und 9) das Vergnügen zu machen.

I.

Moralisches Betragen in Ansehung des Lebens.

Der nächste Gegenstand der Lebensphilosophie ist das Leben selbst. Wozu alle Anstalten,

ſeine Güter, Genüſſe und Zwecke zu ſichern, wenn man es ſelbſt innerlich verderben, oder, zerſtörenden Einflüſſen Preis gegeben, frühe dahin welken läßt!

1. Wie habe ich mein Leben auf eine geſetzmäßige Art, ſo daß es allgemein gebilligt werden kann, und daß die Würde Aller dabey möglichſt geſchützt und erhöht werde, zu behandeln? iſt deswegen die erſte Frage, die an ſie gerichtet wird, und die ſie nach einem wahren und vollſtändigen Begriffe vom Leben zu beantworten hat.

Was das Leben an ſich — und welches das phyſiſche Prinzip deſſelben ſey, kann hier füglich dahin geſtellt bleiben; — um ſo mehr, da wir es hier aus einem höhern Standpuncte faſſen, und nicht bloß das organiſch thieriſche, ſondern das Leben überhaupt, die Regſamkeit alles Körperlichen und Geiſtigen im Menſchen, den Inbegriff und die Geſammtheit ſeiner thätigen Kräfte verſtehen. Es ſind zwey Momente, die wir für unſre Abſicht an demſelben unterſcheiden müſſen.

Das Leben iſt nämlich 1) das Organ der menſchlichen Sittlichkeit, dasjenige, worin alle Würde und Weisheit er-

ſcheint, und die Bedingung aller menſchlichen Wirkſamkeit, ſo weit dieſelbe uns bekannt iſt, überhaupt. Das Leben gehört der Tugend an; ſie ſoll darin wirklich werden. Es gehört der Menſchheit an; ihr Zweck iſt in demſelben zu realiſiren. Ich ſoll für dieſen Zweck thätig ſeyn. Ich kann es nur lebend. Mit Recht beziehe ich hierauf mein Leben als Mittel, und gewinne dadurch eine Naturbeſtimmung deſſelben.

Das Leben iſt 2) zerſtörbar. Es wird verbraucht und verzehrt. Unvermeidlich nimmt es einſt mit ihm ein Ende. Es iſt mancherley Angriffen ausgeſetzt, die ihm eine frühere Auflöſung drohen, aber oft durch uns vermieden, abgehalten oder bekämpft werden können. Es ſind indeß auch Verletzungen deſſelben durch uns ſelbſt möglich. Leichtſinn und Unbeſonnenheit arbeiten gedankenlos, — Ausſchweifungen und übertriebene Anſtrengung mit Bewußtſeyn an dem Ruine deſſelben. Mißmuth, Ueberdruß und Verzweiflung dringen nicht ſelten abſichtlich und mit Gewalt auf daſſelbe ein.

Das Wichtigſte, was die Weisheit in Anſehung des Lebens zu lehren hat, iſt Schä-

hung, Erhaltung, Schonung, Erhöhung, weiſe Anordnung und Vermeidung alles deſſen, wodurch daſſelbe entweiht wird.

1.
Lebensſchätzung.

Sind wir verpflichtet, die Menſchheit in unſrer Perſon zu achten: ſo darf uns das Leben nicht gleichgültig werden. Hat die Vernunft Würde: ſo muß ſich dieſe dem Leben, als dem Organ derſelben, mittheilen. Sind mir wichtige Zwecke aufgegeben: ſo iſt es unſittlich, das Leben, als den Träger aller Zwecke, zu vernachläſſigen. Iſt die Tugend in ſich ehrwürdig: ſo muß es mir auch das Leben ſeyn, das ſich ihrem Dienſte weihen, und durch ſie geheiligt werden kann. Bin ich der Menſchheit verbunden: ſo muß ich auch das Leben, als das Band, das mich mit ihr vereinigt, ſchätzen, und mich ſeiner freuen, weil es mir dadurch möglich wird, für ſie thätig zu ſeyn. Soll ich nach ſolchen Grundſätzen denken und handeln, die für Alle Geſetz werden können: ſo iſt es unrecht, mein Leben gering zu halten, weil eine ſolche Geringhaltung,

wenn ſie allgemein würde, den Untergang Aller zur Folge haben müßte, was, auf unſerm Standpuncte, nichts anders als Untergang der ſittlichen Natur, des Freyen und Selbſtſtändigen, des höchſten Zweckes der Menſchheit, wäre.

Es iſt demnach Pflicht, die Wichtigkeit des Lebens anzuerkennen, ihrer ſtets eingedenk zu bleiben, und ſich von dem Gefühle derſelben, in Allem, was man beſchließt oder vornimmt, leiten zu laſſen.

Die echte, moraliſche Lebensſchätzung beruht auf Grundſätzen, und iſt darum rein, uneigennützig. Sie iſt nur dann bewährt und der Pflicht genügend, wenn die Einſicht des Zuſammenhangrs, worin das Leben mit denjenigen Angelegenheiten ſteht, worauf ſich alle Weisheit bezieht, ſie erzeugt hat. Ich muß mein Leben ehren, weil es meiner Würde angehört, und ich in demſelben viel ausrichten kann für den letzten Zweck der Natur in mir und in Allen, und für meine ſittliche Vollkommenheit. Ich muß mir bewußt ſeyn, daß ich es allein darum ehre, und damit thue, was ich ſoll.

Die natürliche Liebe zum Leben iſt ein Inſtinct. Man weiß dabey ſelbſt nicht, was man will. Sie läßt ſich freylich zur Erhöhung der moraliſchen Lebensſchätzung benutzen, wenn dieſe ſie unter ihre Gewalt bekommt. Aber an ſich wirkt ſie nicht allein oft unregelmäßig und verderblich für das Ganze, ſondern ſie hat auch nicht den mindeſten ſittlichen Werth. Die Natur pflanzte ſie dem Thiere und dem Menſchen ein. Jenem, weil es des Begriffes und der Selbſtbeſtimmung unfähig iſt; und dieſem, weil er oft ohne Begriff und Selbſtbeſtimmung handelt. Bleibt er Sclave dieſes Inſtinctes: ſo erhebt er ſich nicht über das Thier. Er hat ſein Leben fortdauernd als ein immer erneuertes Geſchenk der Natur zu betrachten, die den Untergang auch ihrer unmündigen Kinder nicht will. Wer aus Pflicht ſein Leben ſchätzt, gewinnt es dadurch für ſich ſelbſt, und wird ſein königlicher Gebiether.

Die Weltlinge lieben das Leben, außerdem, daß auch in ihnen der Selbſterhaltungstrieb wirkt, als die Bedingung ihrer Freuden und Genüſſe. Unbekannt mit der Größe des Lebens, hangen ſie an ſeinen

Gütern. An den Gedanken deſſelben reihen ſich frohe Erinnerungen, liebliche Bilder und manche ſchöne Hoffnung. Sie betrachten es deswegen als etwas, das ſich wohl der Mühe verlohne, die man ſich darum gebe. Mögen ſie ſich dabey den Spielen ihrer Einbildungskraft überlaſſen, oder die Zukunft verſtändig berechnet haben: ſie kennen es im Ganzen nur von der angenehmen Seite. Es iſt ihnen erwünſcht, zu leben, weil es ihnen im Leben gefällt. Man ſieht aber leicht, daß das nicht Allen angeſonnen, und darauf die pflichtmäßige Lebensſchätzung nicht gebaut werden kann. Vor den Wenigſten breitet das Leben ſich blühend aus; Vielen ſteht es faſt immer unter den Wolken des Schmerzes. Die Meiſten haben in dieſer Rückſicht keine ſonderliche Urſache, es erfreulich zu finden. Viele würden es gerne als eine Bürde abwerfen, wenn nicht eine tiefere Bedeutung in ihm läge, als die, welche ihm Freuden und Leiden geben. Zur Erleichterung der pflichtmäßigen Lebensſchätzung mag allerdings ſein Angenehmes oft und vielfach erwogen werden; aber wer es darum allein ſchätzt, der ſehe wohl zu, daß er es nicht bald haſſen lerne. Es iſt nicht der in-

nere Gehalt, das Weſentliche, Freye und Unvergängliche, was ihn daran feſſelt; es iſt das Zufällige und Wandelbare, was der Augenblick, der es gab, auch wieder nehmen und zerſtören kann. Dieſe klugen Lebensfreunde ſind gewöhnlich kleine, engherzige Menſchen, die nie etwas Groſſes gedacht, nie etwas Kühnes gewollt und gethan haben, dazu verdammt, immer nur die Aufſenſeite deſſelben zu ſehen. In ſeiner göttlichen Geſtalt und ſittlichen Energie wird es ſich ihnen nie offenbaren. Ihre gemeine Denkart macht ſie ſogar unfähig zur reinern Schätzung, die ein tiefes Gemüth verlangt. Die Idee der Menſchheit iſt ihnen fremd, darum auch ihre Beziehung auf dieſelbe, und mit ihr die Würde des Lebens. Weit mehr ſteht von der leichtſinnigen Verſchwendung, der muthigen Geringhaltung und dem tollkühnen Wagen deſſelben zu hoffen, worin gewöhnlich noch Stärke des Sinnes und etwas Genialiſches iſt, was leichter mit dem Höhern befreundet.

Wer möchte vollends diejenige **Anhänglichkeit an das Leben, die aus Furcht vor dem Tode entſteht**, mit der pflichtmäßigen Lebensſchätzung verwechſeln! Höhe

des Geiſtes und Weite des Herzens gehört zu dieſer: denn es ſind groſſe Gedanken, die ſie erzeugen. Davon iſt aber Niemand mehr beraubt, als wer den Tod fürchtet. Dieſer kennt nur ein ſinnliches Leben; darum gibt es für ihn eine ſchmerzliche Auflöſung, eine peinliche Ungewißheit und einen drückenden Zwang der Natur. Wer im Leben die heiligen Zwecke und ſeine Würde ſchätzt, der kann es nicht verlieren; denn es iſt ihm mehr als die fliehende Erſcheinung und das erlöſchende Bild. Und geſetzt, er verlöre es: ſo ginge damit doch nicht das zu Grunde, was ihm das Höchſte iſt, und dem Leben ſeinen Werth erſt ertheilte. Er hat es nie weiter behalten wollen, als die Gewalt, die ihn beſchränkt, es ihm geſtattete. Seine Schätzung iſt voll Reſignation. Was er nicht mehr zu retten vermag, hört für ihn auf, ein Gut zu ſeyn. Die Uebel, die den Tod fürchterlich machen, ſind für eine Seele, die für das Heilige gelebt hat, die den Gehalt des Lebens rein empfand, und mit erhabenen Ideen angefüllt iſt, entweder keine oder doch unbedeutende. Er iſt zu voll beſchäftigt, er lebt zu ganz und innig, als daß ſie ihn aus der Ferne ſchrecken könnten. Das Leben ſelbſt

iſt ihm zu viel, als daß etwas ſo Unbedeutendes ihm noch einen Zuſatz an Wichtigkeit zu geben vermöchte.

Furcht vor dem Tode darf auch nicht einmal zur Erhöhung der ſittlichen Lebensſchätzung gebraucht werden; denn ſie beſchränkt das Gemüth, während dieſe die größte Erweiterung fordert. Wer ſein Leben recht ſchätzt, muß auch ſterben — er muß ſich mit voller Ueberzeugung ſagen können, daß er jeden Augenblick im Stande ſey, freywillig und ohne Murren abzutreten, wenn nicht etwas Beßres ihn hielte — und daß nichts ihn halte, als die Pflicht. Der Menſch iſt klein, wenn er etwas Andres als Selbſtentehrung fürchtet, die von ſeinem Willen abhängt, und zu vermeiden iſt. Er ſoll aber groß ſeyn in ſeiner Lebensſchätzung. Iſt er das nicht: ſo iſt er auch nicht groß in den Thaten und in der Führung deſſelben. Das ſittliche Urtheil wägt Jeden auf der Wage, worauf er ſein Leben wägt; der Maßſtab, wornach er daſſelbe würdigt, iſt auch der Maßſtab ſeines Menſchenwerthes.

Die moraliſche Lebensſchätzung iſt zwar zunächſt Achtung deſſelben um ſeines vernünftis

gen Gehaltes willen; dann aber auch Zufriedenheit mit demſelben. Dieſe folgt aus jener, oder jene bewährt ſich vielmehr darin, daß ſie dieſe zur Begleitung hat. Zwar bezieht ſich die Zufriedenheit mit dem Leben auf das Sinnliche in demſelben, auf ſeine Güter und Freuden. Sie iſt die thätige Anerkennung, daß man es in dieſer Hinſicht nicht ungenügend finde, mehr Urſache zur Billigung als zum Mißvergnügen habe, und ſcheint ſonach mit der moraliſchen Achtung nicht zuſammen zu hangen. Es iſt indeß einleuchtend, daß man das Leben unmöglich ſchätzen kann, ſo lange es in irgend einer Hinſicht einem bedeutenden Tadel unterworfen iſt. Der Unmuth, womit es uns dann erfüllt, wird ſich nicht allein in unſre Würdigung miſchen, und die Anſicht deſſelben im Ganzen trüben, ſondern auch die Achtung, welche die Würde deſſelben uns etwa noch einflößen mag, nach und nach verdunkeln. Menſchen, welche die Mißtöne des phyſiſchen Lebens verſtimmt haben, verlieren auch das Intereſſe für das moraliſche. Menſchen, welche glauben, das Schickſal verwahrloſe und mißhandle ſie, legen auf ihre Klagen zu viel Gewicht, als daß das Freye.

Selbſtthätige im Leben ſie mit demſelben auszuſöhnen vermöchte. Unzufriedenheit iſt Schwäche, und zieht den Verluſt aller Kraft nach ſich. Auf der andern Seite wird man, wo das Leben recht geachtet wird, um ſeiner höhern Tendenz willen, auch mit den gemeinen Beziehungen deſſelben leicht zufrieden ſeyn. Man beurtheilt dieſe dann nach höhern, umfaſſendern und probehaltigern Grundſätzen, und Manches, was uns ſonſt unangenehm war, gewinnt hellere Seiten. Man iſt aus Pflicht aufmerkſamer auf das Gute des Lebens, da man ſonſt oft aus Verſtimmung dem Unfreundlichen nachhängt, um ſich noch mehr zu verſtimmen. Man hat, ſelbſt auf den Fall, daß man ſich in phyſiſcher Hinſicht wirklich arm fände, in dem vernünftigen Zwecke und Gehalte des Lebens, vorzüglich in ſeiner eignen pflichtmäßigen Thätigkeit eine hinlängliche Schadloshaltung. Wer ſich auf Menſchenwürde verſteht, und auch nur Eine edle That in ſeinem Leben aufweiſen kann, nur die Möglichkeit, ſeiner Beſtimmung nachzuleben, noch gerettet hat, hält, ſelbſt unter den drückendſten Umſtänden und den härteſten Verfolgungen des Schickſales, das Leben noch immer

für ein Gut, weil ihm daſſelbe mit ſeinem Menſchſeyn zuſammen fällt.

Lebenszufriedenheit kann alſo allerdings als Pflicht gefordert werden, wenn man auch davon abſieht, daß es ohne ſie keine weiſe und muthige Lebensthätigkeit gibt, ſchon deswegen, weil das Leben, um ſeiner Würde willen, nicht allein auf unſre Einwilligung, ſondern auch auf unſre vollſtändige und allſeitige Billigung Anſprüche hat, weil wir ohne ſie das Leben nicht achten und die großen Zwecke deſſelben nicht anerkennen können. Nur gänzlicher Mangel des geiſtigen Werth- und Kraftgefühles kann ſie vernichten. Wer etwas an ſich hat, und aus ſich zu machen weiß, wird ſie nie einbüßen. Auch hier offenbart es ſich, wie ſehr es Noth thue, die Menſchen mehr zur Selbſtſtändigkeit, zum feſten Ruhen auf ſich ſelbſt, und zum Bewußtſeyn der Menſchheit in ihnen zu bilden. Es iſt unmöglich, den Weichling, den Gemeinen, den Niederträchtigen und den Sclaven ſeiner Lüſte mit dem Leben zufrieden zu machen. Sie hangen an dem, was vergeht, und woran man nie genug hat, und kennen nicht dasjenige, was

bleibt, befriedigt und nie aufhört vollwichtig zu ſeyn.

Der pflichtmäßigen Lebensſchätzung ſtehen entgegen: die Gleichgültigkeit gegen das Leben, die Geringſchätzung deſſelben, die Unzufriedenheit mit demſelben, der Lebensüberdruß und der daraus entſtehende Sterbenswunſch.

Gleichgültig gegen das Leben wird man, wenn man nie an den Werth deſſelben denkt, in ſeinem Gebrauche und Genuſſe es ſelbſt vergißt, und ſich in ſeine Freuden, Zwecke und Geſchäfte ſo ſehr vertieft, daß man die Bedingung derſelben darüber ganz aus den Augen verliert, wenn man aus dem Leben ſelbſt nichts macht, weil man aus dem, was das Leben hat, zu viel macht. Eine ſolche Gleichgültigkeit zeigt ſich unter den Leichtſinnigen, Vergnügungsſüchtigen und Arbeitſamen. Sie nehmen hin und verrichten, was die Tagesordnung mit ſich bringt, unbekümmert darum, woher es komme, wie es beſtehen wolle

und endigen werde. Es iſt in dieſem Falle Gedankenloſigkeit, in welcher man doch eben nicht wohlfeil mit ſeinem Leben iſt, ſondern es nur deswegen nicht hoch anſchlägt, weil man nie aufmerkſam darauf war, wie viel es mit demſelben zu bedeuten habe. Daß es dabey an Sinn für das Höhere im Leben fehle, verſteht ſich von ſelbſt.

Eine andre Art der Gleichgültigkeit gegen das Leben iſt die, in welcher man ſich nicht mehr für daſſelbe intereſſiren kann, weil man es zu gehaltlos oder zu einförmig findet. Dieſe zeigt ſich gewöhnlich bey Menſchen, die mehr Empfänglichkeit und Bedürfniß als Fähigkeit und Mittel zur Befriedigung haben. Dahin gehören vorzüglich die durch Ausſchweifungen Geſchwächten und Abgeſtumpften, die aus Ueppigkeit und Verzärtelung Ekeln, die im Uebergenuſſe Geſättigten, die einſeitig Gebildeten, und die in ihrer Ueberſpannung Kraftloſen. Eine feſte Lebensordnung, weiſe, regelmäßige Thätigkeit, eingeſchränkter Genuß und ein richtiges Verhältniß des Empfindens und Handelns ſind die beſten Heilmittel dieſer Krankheit für diejenigen, welche ſich auf die höhere Lebenspraxis noch nicht verſtehen.

Denn freylich iſt hier nichts wirkſamer, als wenn man durch treue Pflichterfüllung aus ſeinem Eignen mehr Bedeutung in das Leben legen kann.

Die Geringſchätzung des Lebens iſt ebenfalls von zweyfacher Art, nämlich entweder eine rüſtige oder eine muthloſe. Die erſte iſt Nichtachtung, die andre Gemeinhaltung. Man achtet das Leben nicht; entweder weil man die Erfahrungen, Schickſale, Güter, Zwecke und Handlungen deſſelben zu klein findet gegen die Zurüſtungen, die dazu getroffen ſind, und gegen die Ideale, die man in ſich trägt; oder weil man von der Größe einer Idee ſo ſehr begeiſtert, von der Wichtigkeit eines Gutes ſo ſehr eingenommen iſt, daß dieſe uns mehr gelten, als das ganze übrige Leben, daß aller Werth deſſelben ſich in ſie concentrirt, und ſeine übrigen Vorzüge dagegen vergeſſen oder für nichts geachtet werden. Die rüſtigen Verächter des Lebens ſind immer Menſchen von ungewöhnlicher Kraft, ſey dieſe nun Kraft der Phantaſie, oder der Leidenſchaft, oder des Idealiſchen. Ihre Sphäre iſt ihnen entweder zu enge und arm

für ihre kühnen und umfassenden Wünsche; oder sie halten Eins zu fest, streben mit zu vieler Energie und Entschlossenheit nach Einem hin, als daß noch etwas Andres ihre Aufmerksamkeit stark anziehen, in Vergleichung mit jenem Einen bedeutend erscheinen könnte. Alles ist ihnen um diesen Preis feil. Freudig werfen sie ihr Leben daran weg. Die starke Natur, die kühne Richtung des Geistes ist allerdings an solchen Menschen zu bewundern; aber es fehlt ihnen doch noch gar sehr an der höhern Würdigung der Dinge, zu welcher die Tugend leitet. Diese lehrt das Vorhandene ehren; was darin gemein ist, veredeln; den Abstand zwischen Wirklichkeit und Ideal immer mehr ausgleichen, wozu es nie an Bildsamkeit und Mitteln fehlen kann. Auch sie fordert für erhabene Zwecke ein ungewöhnliches Maß von Liebe und Thätigkeit, aber kein solches, wobey die übrigen zurück stehen müßten, oder ganz vernachlässigt würden. Das Kräftige, was sie in den Menschen bringt, ist kein Gewaltsames, sondern zugleich ein Ordnendes. Nichts soll durch dasselbe willkührlich vorherrschen, alles vielmehr in das richtige Verhältniß treten. Wo das Erste ge-

ſchicht, da iſt noch immer Sinnlichkeit und Selbſtſucht mit im Spiele.

Die muthloſe Geringſchätzung oder Gemeinhaltung des Lebens verräth noch mehr ihre ſinnliche Art und ihren ſinnlichen Urſprung. Man hält hier nichts mehr auf das Leben, weil man den Geſchmack daran verloren hat, weil man des Frohen und Intereſſanten wenig, dagegen des Bittern, Drückenden und Einengenden viel darin findet. In beſſern Naturen geſellt ſich hierzu noch moraliſche Hoffnungsloſigkeit, das Erbtheil der Trägheit und Schwäche, worin man ſich bey einem redlich guten Willen überall an die Unbildſamkeit der Stoffe, die man zu bearbeiten hat, an die Hinderniſſe und Unbequemlichkeiten ſtößt, die mit der Ausführung verknüpft ſind. Auf jeden Fall kann eine ſolche Gemeinhaltung des Lebens von Unſittlichkeit nicht freygeſprochen werden. Wegen ſeiner moraliſchen Zwecke bleibt das Leben immer ſchätzenswerth, wenn es auch noch ſo viel Unangenehmes hätte, und wenn dem pflichtmäßigen Wirken noch ſo viel entgegen ſtände. Gebrechlich iſt wohl alles Menſchliche; aber ſchon weil es ein Menſchliches iſt, hat es Würde; es läßt

ſich der Vollkommenheit immer näher bringen. Nie iſt das Leben gemein, worin das Gute ernſtlich gewollt wird. Der edle Menſch vertraut auf ſich ſelbſt, darum bleiben ihm in jeder Lage Hoffnung und Muth.

An dieſe muthloſe Geringſchätzung gränzt ſehr nahe die Unzufriedenheit mit dem Leben. Sie hat mit jener dieſelbe Quelle, und unterſcheidet ſich nur darin, daß ſie mehr gegen die Unvollkommenheiten, das Fehlerhafte und Unzenügende im Leben, als gegen das Leben ſelbſt gekehrt iſt. Man iſt eigentlich unzufrieden mit dem Gehalte des Lebens, mit ſeiner individuellen Lage, ſeinen Glücksumſtänden, ſeinen Schickſalen, dem Wechſel oder der verkehrten Beſchaffenheit der Dinge; und dieſes Mißbehagen trägt ſich erſt dann auf das Leben über, wenn man ſich überzeugt hält, daß es ſich damit nicht ändern werde. Aber auch dann findet man das Leben nicht ganz gemein oder ſchlecht, wie in der muthloſen Geringſchätzung deſſelben. Es iſt möglich, daß man ihm dabey ſeine anderweitigen Vorzüge nicht abſpreche; man kann ſogar aus natürlichem Selbſterhaltungstriebe oder um ſeiner moraliſchen Wichtigkeit willen ihm einen be-

deutenden Werth zuzuſtehen. Man würde es vielleicht lieben, wenn es weniger Trübes — mehr Glückſeligkeit hätte. Aber es iſt nicht ſchwer einzuſehen, daß eine ſolche Unzufriedenheit, wenn ſie herrſchend wird, der Lebensſchätzung groſſen Abbruch thue, daß ſie die Freyheit und Unbefangenheit des Sinnes vernichte, welche zu dieſer erfordert wird, und daß man ſie eben deswegen nicht dürfe aufkommen laſſen, weil ſie die ungetheilte Billigung des Lebens unmöglich macht, die daſſelbe um ſeiner innern Würde willen fordern kann.

In höhern Graden wird die Unzufriedenheit mit dem Leben Lebensüberdruß. Man findet da das Leben nicht allein mangelhaft, ſondern auch unerträglich — man kann es nicht anders als eine ewige Quälerey nennen. Dies iſt der Fall, wo ſich mit einer, in jeder Rückſicht verſäumten, beraubten und hoffnungsloſen Lage eine finſtere Stimmung des Geiſtes, die unſelige Neigung, ſich von Allem die traurigſten Vorſtellungen zu machen, und eine gänzliche Verlaſſenheit von ſich ſelbſt vereinigt. Der Menſch muß nichts mehr zu erwarten haben, Alles verloren geben, an jedem Wunſche und an ſich ſelbſt verzweifeln,

um den tief eingepflanzten Trieb der Natur in dem Grade zu überwinden, daß er das sonst süße Leben als eine Bürde von sich wegzuwerfen wünscht. Oft ist indeß auch dieser Ueberdruß die Leerheit und der Ekel dessen, der sich mit seinen Genüssen angefüllt, der alle seine Freuden bis zur Ausschweifung geschmeckt, alle seine Zwecke bis zur deutlichen Einsicht ihres Nichts zergliedert, in jedes Helldunkel des wonnevollen Gefühles das Tageslicht des kalten Verstandes getragen hat, — für den es nichts Süßes mehr zu empfinden, nichts Interessantes mehr zu thun, nichts Wichtiges mehr zu erstreben, nichts Heiliges zu umfassen mehr gibt — das traurige Schicksal des Wüstlings und des Grüblers, und bey beyden gerechte Strafe, natürliche Folge versäumter Herzenskultur. Nicht selten wird dem gebildeten Menschen die Erinnerung an seine mannichfaltigen Thorheiten, an seine täglichen Fehler, an das wenige Vernünftige und Wohlthätige, was durch ihn zu Stande gekommen ist, an das viele Unbesonnene, Vermessene und Verderbliche, was er sich vorzuwerfen hat, so peinlich, daß er anfängt, ein Leben, welches so voll Demüthigung für ihn ist, mit den

widrigſten Gefühlen zu betrachten, und daß ſelbſt die reichſte Ausſtattung an ſinnlichen Gütern und Vergnügungen ihn nicht damit ausſöhnen kann. Freylich ſind das nur Anfälle des Augenblicks, die mit dieſem vorübergehen. Wiederholen ſie ſich aber oft: ſo laſſen ſie unvermeidlich eine gleich geſtimmte Diſpoſition des Geiſtes zurück.

An dem erſten der genannten Fälle, wo der Menſch aus Hoffnungsloſigkeit und Elendsgefühl ſeines Lebens überdrüßig wird, hat unſtreitig eine unregelmäßige Einbildungskraft großen Antheil. Nur ihre Vorſpiegelungen können es ganz und in jeder Rückſicht jammervoll machen. Dieſe ſind daher zu entfernen. Iſt das aber unmöglich: ſo müßte doch moraliſche Energie den Willen kräftigen und aufrichten. Die zweyte Art des Ueberdruſſes entſteht offenbar aus Unſittlichkeit. Iſt Jemand einmal ſo tief geſunken: ſo möchte er ſchwerlich noch zu retten ſeyn — er muß ſeinem unglücklichen Schickſale überlaſſen werden. Was endlich die dritte Art betrifft: ſo zeugt es ebenfalls von einer kleinen und trägen Seele, wenn man ſich vom Gefühle ſeiner mannichfachen Vergehungen das Leben, welches doch

wahrlich daran unſchuldig iſt, verleiden läßt, ſtatt daß man dadurch zu einer ernſtlichen Beſſerung ſollte angeleitet und aufgemuntert werden.

Der Wunſch zu ſterben iſt gewöhnlich eine Folge des Lebensüberdruſſes, oft aber auch einer phantaſtiſch ſchwärmeriſchen Gemüthsverfaſſung, zu lebhafter Vorſtellungen von der Seligkeit eines künftigen Zuſtandes und einer zu feurigen Sehnſucht nach demſelben. Innige Menſchen, in welchen das Bedürfniß des Beſſern in einem hohen Grade rege iſt, die darum für Weltfreuden weniger Sinn haben, und die unvermeidliche Unvollkommenheit alles Irdiſchen tief empfinden, werden ſich immer von dem Gedanken eines andern Lebens ſtark angezogen fühlen, und bald in daſſelbe überzugehen verlangen; vorzüglich wenn das Geiſtige in ihnen ſehr gebildet iſt, und die Phantaſie über die Wirklichkeit ſiegt. So unſchuldig, ſelbſt ſo natürlich in gewiſſen Fällen, dieſer Wunſch ſcheint, und ſo edel ſeine Quelle ſeyn mag, ſo iſt er doch unſittlich. Man ſoll ſo lange leben wollen, als man leben kann; weil dies Leben in ſich Werth hat, weil man noch immer für den Zweck der

Menſchheit thätig zu ſeyn, und an ſeiner Veredlung zu arbeiten vermag. Sein Leben zu endigen wünſchen, heißt wünſchen, die Menſchenwürde in ſich zu vernichten, heißt wünſchen, der Aufſicht und dem Dienſte der Tugend entbunden zu ſeyn, für ſeine Pflicht nichts mehr thun zu dürfen. Das härteſte Mißgeſchick kann uns nicht dazu berechtigen. Kein phyſiſches Leiden kann den ſittlichen Werth aufwiegen. Thörigt wäre der Gedanke, durch den Tod von der Schmach eines laſterhaften Lebens befreyt zu werden; man wird nicht davon frey, wenn man ſie nicht vorher ſelbſt getilgt hat, und ſo mit Ehre ſterben kann.

Ich muß jeden Augenblick bereit ſeyn, ohne Murren vom Schauplatze meiner Thätigkeit abzutreten, wenn das Schickſal ruft. Aber ſo lange ich lebe, habe ich auch etwas zu verrichten, das mir heilig ſeyn muß. Ich darf mich dem auch in Gedanken nicht entziehen; ich würde damit meiner Pflicht abſagen. Auf die Freuden des Himmels kann ich nicht rechnen, wenn ich nicht reif dazu bin. Ich ſoll ſie nicht einmal anders verlangen, denn als Lohn meiner ſelbſtthätigen Bemühungen

Meine Sehnsucht nach jenen kann, wenn ich mir nicht selbst widersprechen will, nicht Wunsch zu sterben — sondern sie muß der Wunsch seyn, noch recht lange zu leben, und recht viel Zeit zu haben, mich reif zu machen, und jene Bemühungen anzuwenden.

Der Religiöse, und das ist jeder echt moralische Mensch, glaubt an eine ewige weisheitsvolle Ordnung, unter welcher sein Leben steht — darum hält er es für unrecht, sich gegen diese auch nur einen Wunsch zu erlauben. Bis er abgerufen wird, ist es noch gut für ihn zu leben, und lebt er noch gerne, weil noch mehr aus ihm werden kann und soll. Das Letztere muß auch der Ungläubige anerkennen, darum darf auch er den Tod nicht wünschen. Freylich mag dieser Wunsch oft unwillkührlich in uns aufsteigen, und besonders dem Leidenden das Verlangen, von seinem Schmerze frey zu werden, natürlich seyn. Aber man soll jenen Wunsch nicht nähren, und dieses Verlangen sich nicht bis zu demselben ausbilden lassen. Ich muß davon absehen, und mich geduldig unterwerfen, so bald ich einsehe, daß es nicht anders als durch die

Auflöſung des gegenwärtigen Lebens zu befriedigen iſt.

Man kann indeß in der Schätzung des Lebens auch zu weit gehen. Das Leben hat keinen unbedingten Werth. Es gibt etwas, das mehr gilt als das Leben, und wovon dieſes erſt ſeinen Werth empfängt, nämlich die Würde eines vernünftigen Weſens und die pflichtmäßige Thätigkeit für dieſelbe. Soll unſre Lebensſchätzung eine moraliſche ſeyn: ſo muß ſie ſich hierauf gründen. Sie darf alſo nicht damit in Colliſion gerathen, noch weniger dem vorgezogen werden. Das Leben iſt nichts ohne ſeine höhern Beziehungen und über dieſe hinaus. Lebensſchätzung wird unſittlich, ſo bald ſie das Gemüth ſo einnimmt, daß dieſes darüber ſeiner Würde und Beſtimmung vergißt; ſo bald ſie das Leben bloß um ſeiner ſelbſt willen, als Gegenſtand der Luſt, begehrt, und deswegen geneigt macht, daſſelbe auf alle Art, und durch jedes, auch das verachtlichſte, Mittel zu beſchützen; ſo bald ſie einen Aufwand von Nachdenken und Anſtrengungen fordert, der mit unſern Pflichten und der Beſor-

gung unſrer wichtigern Angelegenheiten nicht bestehen kann. Nicht bloß Thoren, enghersige, elende, verächtliche Menſchen ſind es, die über den Anſtalten zum Leben das Leben ſelbſt aus der Acht laſſen, die bey Allem, was ſie vornehmen, ſich um nichts angelegentlicher beſorgt zeigen, als ob und in wie fern ihr Leben dabey gefährtet, beeinträchtigt oder verkürzt werden könnte, die mit nichts öfter und vielfacher beſchäftigt ſind, als mit ihrem Geſundheitszuſtande, die keine Regeln beſſer eingelernt haben und treuer befolgen, als die der Diätetik, und denen keine Rückſicht wichtiger iſt, als die auf die größte mögliche Verlängerung ihrer Lebensdauer. Unwürde ſtempelt ein ſolches Benehmen ſchon an ſich; denn es verräth eine kleine Denkart, wenn es auch nicht vernunftwidrig das Mittel dem Zwecke vorzöge. Die moraliſche Schätzung, die im Leben die Würde ehrt, führt nie dahin; es bleibt alſo nichts übrig, als daß es aus blindem Inſtincte oder einer ſinnlich eigennützigen Anhänglichkeit entſtehe, und darin ſeine Verwerflichkeit von neuem beurkunde.

Die Lebensſchätzung darf auch nicht in Aengſtlichkeit ausarten. Sie ſoll eine fro-

he und rüſtige ſeyn, die zu einer muthigen Thätigkeit begeiſtere. Alles Aengſtliche, Beſorgte und Verzagte erniedrigt den Menſchen: denn es ſtimmt nicht zu ſeiner angebornen Kraft, Freyheit und Würde; es verräth Schwäche des Willens und Mangel an Charakter — mehr aber als irgendwo in der Lebensſchätzung, wo man ſich feſt und groß zeigen ſollte. Wer das Leben als Bedingung ſeiner Pflichtübung und der Offenbarung ſeiner Menſchheit ehrt, kann für daſſelbe nichts fürchten, als ſein eignes unbeſonnenes und vermeſſenes Betragen. Was er von der Natur leidet, worin das Schickſal über ihn verfügt, das verletzt das Heilige nicht, worauf ſeine Schätzung ruht. Wer zu ängſtlich für ſein Leben beſorgt iſt, der verliert bald den heitern Lebensſinn, welcher zu einem dauerhaften und ungetheilten Wohlgefallen an demſelben erforderlich iſt; er wird ſich nie zu einer würdigen Anſicht deſſelben erheben. Was kann das Leben demjenigen noch für Werth haben, der überall Gefahren ahndet! Nie wird der ſein Leben recht benutzen, dem immer für den Verluſt oder die Verkürzung deſſelben bange iſt! Eben ſo wenig als die mora-

lische Lebensschätzung aus Furcht vor dem Tode entstehen darf; eben so wenig darf sich diese auch damit verbinden. Wer sein Leben mit moralischem Sinne schätzt, will leben, nicht um sein selbst, sondern um der Menschheit willen. Es ist nicht sein Interesse, es ist das Interesse der Tugend, was ihn daran fesselt. Außerdem gilt es ihm wenig; darum scheidet er willig davon, wenn es nicht anders seyn kann. Die Einwilligung in seinen Tod ist der letzte Verherrlichungsact seines Lebens *).

2.

Erhaltung des Lebens.

Dieselben Gründe, die uns zur Lebensschätzung stimmen, verpflichten uns auch zur Erhaltung desselben. Im Leben erscheint die Würde der Menschheit; das Leben ist Bedingung unsrer Wirksamkeit für dieselbe; im Leben steht sittlicher Werth zu erlangen und auszubilden.

*) Die weitere Ausführung dieser hierhin gehörenden Ideen sehe man in meinen Reden über wichtige Gegenstände der höhern Lebenskunst. Leipzig b. Dyck 1804. S. 270 folg.

Die Pflicht, ſein Leben zu erhalten, läſt ſich in zwey Vorſchriften auf:

1. Setze dein Leben nicht ohne Noth in Gefahr;
2. Schütze, bewahre und rette daſſelbe durch jedes erlaubte Mittel, durch jede Bemühung, welche dir nicht von einer wichtigern Pflicht unterſagt iſt.

---

1. Setze dein Leben nicht ohne Noth in Gefahr. Die Vorſchrift iſt eine bedingte, und wir werden die richtige Auffaſſung ihres Sinnes nicht beſſer vorbereiten, als wenn wir uns gleich über die hinzugefügte Bedingung zu verſtändigen ſuchen. Es gibt Fälle, wo man ſein Leben wagen darf; welche ſind dieſe? Oder beſtimmter: wann tritt die Noth ein, die mich auffordern muß, mein Leben in Gefahr zu ſetzen?

Man kommt freylich am kürzeſten davon, wenn man antwortet: überall, wo die Pflicht gebeut. Aber damit iſt entweder eine Unrichtigkeit oder gar nichts geſagt. Soll dieſe Antwort wirklich einen Sinn haben: ſo muß ſie

so viel heißen, als so oft ich eine Handlung nur für eine solche erkenne, die einer Forderung der Vernunft entspricht, soll ich sie thun, was auch dabey herauskommen möge; die einleuchtende Möglichkeit, selbst die Wahrscheinlichkeit, daß ich mein Leben dabey einbüßen werde, darf mich nicht davon zurück halten. Nun fordert mich aber die Vernunft zu jeder Art von Dienstfertigkeit gegen Andre auf; ich soll Menschenwohl befördern, wenn die Sache, worin ich es könnte, der Zuwachs, der dabey für Andre heraus käme, auch noch so unbedeutend wäre. Es würde also folgen, daß ich mein Leben nicht bloß an die Rettung eines Fremden — an die Ausführung eines großen Zweckes, sondern auch an die kleinste Gefälligkeit, an die geringfügigste Erleichterung Andrer zu setzen hätte; was doch wohl Keiner behaupten wird. Nimmt man jene Antwort aber in diesem Sinne: so bleibt nichts als eine leere Tautologie übrig. Man kömmt der Sache nicht im mindesten näher; sondern es ist von neuem zu fragen: wo gebeut dann die Pflicht?

Es ist bekannt, daß Manches, was an sich für vernunftgemäß erkannt wird, aufhört

Pflicht zu ſeyn, wenn es nicht anders zu bewirken iſt, als durch Verletzung eines Höhern und Wichtigern, und deswegen die entgegen geſetzte Pflicht, jenes für dieſes hinzugeben, eintritt. So bin ich, z. B., nicht mehr verbunden, Andern eine Bequemlichkeit zu verſchaffen, wenn es nicht anders, als mit der Verletzung meiner Geſundheit geſchehen könnte. Ich würde vielmehr eben damit meiner Pflicht entgegen handeln. Es iſt für dieſen Fall ſo gut, als wenn mir jenes gar nicht gebothen wäre. Die Pflicht, in dieſer Bedeutung genommen, iſt nicht, was überhaupt geſchehen — ſondern, was unter dieſen Umſtänden mit Zurückſetzung jedes Andern geſchehen ſoll. Und das iſt es eben, was man wiſſen will in der aufgeworfenen Frage.

Sie iſt nicht anders zu beantworten, als durch Erwägung der Beſchaffenheit des Zweckes, der durch die That erreicht werden ſoll. Wo ein Zweck angeſtrebt wird, der größer iſt als derjenige, den ich dabey auf das Spiel ſetze, und jener wichtigere Zweck nicht anders erreicht werden kann, als durch ein ſolches auf das Spiel Setzen eines geringern, da gebeut die Pflicht das Letztere. Bey der An-

wendung dieſer Regel auf den gegenwärtigen Fall iſt aber wohl zu merken, daß es eben nicht nöthig ſey, daß der Zweck, für den das Leben in Gefahr geſetzt werden darf, das Leben an Wichtigkeit aufwiege. Da ein ſolcher ſich ſchwerlich möchte auffinden laſſen: ſo dürfte, wenn dies erforderlich wäre, nur ganz unbedingt geſagt werden: du ſollſt ſchlechterdings dein Leben nicht in Gefahr ſetzen; du würdeſt immer das größere Gut für das geringere hingeben. Der glänzendſte Vortheil, den ich einem Einzelnen, oder auch der ganzen Geſellſchaft erwieſe, kommt gegen Menſchenleben, als die Bedingung alles Thuns und Genieſſens, nicht in Betrachtung. Aber es iſt ja nicht von Aufopferung, ſondern nur von einem Wagen des Lebens die Rede. Man hat daher nicht den wirklichen, ſondern nur den möglichen Verluſt des Lebens mit dem zu erreichenden Zwecke in Vergleichung zu bringen. Da kann es dann Vieles geben, was mehr Beherzigung verdient, als dieſer mögliche Verluſt. Die Regel wäre demnach folgender Maſſen auszudrücken: du ſollſt die Gefahr deines Lebens nicht achten, wenn du für einen Zweck arbeiteſt, an welchem zwar weniger als am Le-

ben, aber doch mehr als an der bloßen Gefahr deſſelben liegt, und der allein durch eine Handlung, die mit einer ſolchen Gefahr verknüpft iſt, realiſirt werden kann. Hier fordert die Pflicht ſchlechthin, wenn auch nicht Alles zu thun, doch Alles zu erwarten, was als Folge aus unſerm zweckmäßigen Thun entſpringen möchte. Keine ängſtliche Rückſicht auf das Letztere darf uns irre machen. Wir ſtehen unter dem Schutze der Pflicht, und was wir, ihr getreu, etwa einbüßen, das verſchulden nicht wir — ſondern die Natur, oder vielmehr jene höhere Macht, die über der Natur und Pflicht waltet.

Nach dieſer Anſicht gibt es dreyerley Zwecke, für die man das Leben in Gefahr ſetzen ſoll, nämlich: nothwendige, heilige und wohlthätige.

Nothwendig iſt die Ruhe und Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft. Ohne ſie ſind Ehre, Leben und Eigenthum nicht ſicher; iſt mithin auf keinen Genuß und keine Thätigkeit mehr zu rechnen. Nur unter dieſer Bedingung ſteht Menſchenwürde zu behaupten und zu verherrlichen. Jeder iſt verpflichtet, zu ihrer Erhaltung beyzutragen, bey einem entſtan-

denen Aufruhr ihre Wiederherſtellung befördern, die erhitzten Gemüther beſänftigen, die übermüthigen Anmaßungen einſchränken, die entflammten Leidenſchaften dämpfen zu helfen; wenn auch ſein Leben dabey gefährtet würde, und leicht ein Opfer der Wuth werden könnte. Stirbt er: ſo bleibt es ſein Troſt, daß er nicht ſeinen Tod, daß er den nothwendigen Zweck gewollt, daß ein unglückliches Loos ihn überwältigt hat.

Nothwendig iſt die äuſſere Sicherheit der beſondern Geſellſchaft, unter deren Schutze Jeder ſteht. Das Vaterland fordert ſeine Vertheidiger, wenn es von Feinden angefallen wird. Jeder Bürger hat dies als einen Anfall auf ſein Eigenthum, ſeine Ehre und ſein Leben anzuſehen; Jeder iſt alſo verpflichtet, ſich zu widerſetzen, ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens. Der Kulturſtand und die Verhältniſſe der heutigen Welt haben es nothwendig gemacht, einen beſondern Stand dafür zu organiſiren. Der Soldat iſt von ſeinen Mitbürgern, welche dagegen auf eine andre Art für ſeine Bedürfniſſe ſorgen, ehrenvoll beauftragt, für das Vaterland zu ſtreiten. Es iſt ſeine unbedingte Pflicht, nicht, wie man gewöhn-

lich die Sache anſieht, weil der Staat ihn durch Verträge verpflichtet hat, — denn dieſe Verträge ſind gewöhnlich nichts, als ein einſeitiger Zwang, zum Wagen ſeines Lebens kann aber Keiner gezwungen werden — ſondern weil ein nothwendiger Zweck es fordert, für den Schutz ſeiner Mitbürger ſein Leben in Gefahr zu ſetzen.

Nothwendig iſt die Wiederherſtellung der Geſundheit, die Pflege und Unterſtützung des Kranken. Jeder wünſcht nicht allein, daß ſie ihm zu Theil werden; ſondern muß es auch wünſchen. Die Sorge für jene iſt der Beruf des Arztes; darum darf er die Beſchwerden und ſelbſt die Lebensgefahr nicht ſcheuen, die mit der Abwartung deſſelben verknüpft iſt. Er hat, indem er ſich dieſem Geſchäfte widmete, von der Geſellſchaft den Zweck übernommen, der ihr nie gleichgültig werden kann, und damit Alles, was dabey zu wagen ſeyn mag. Er iſt ein Pflichtvergeſſener, wenn er ſich bey anſteckenden Krankheiten weigert, wo er gefordert wird, oder, aus Furcht für ſein Leben, nicht Alles leiſtet, was er kann und ſoll. Weil Hülfe ſeyn muß, und er ſich einmal anheiſchig gemacht hat, Hülfe

zu leiſten, darf er nichts ſcheuen. Pflicht iſt, zunächſt für die Angehörigen, dann auch für Jeden, der dazu veranlaßt wird, die Wartung des Kranken. Er würde ohne dieſe in ſeinem Elende verſchmachten müſſen — und wenn er auch nur mehr Leiden hätte: ſo iſt das doch ſchon wichtiger als die Gefahr, welcher ſich diejenigen ausſetzen, die ſich ſeiner annehmen.

Ein heiliger Zweck iſt die Rettung eines gefährteten Menſchenlebens. Ich ſehe einen Unglücklichen mit den Wellen eines reiſſenden Stromes kämpfen; er wird untergehen, wenn nicht ein Andrer zu ſeiner Unterſtützung ſein Leben den Fluthen anvertraut. Wie kann ich hier zweifelhaft ſeyn, was die Pflicht fordere! Gewiſſer Tod und wahrſcheinliche, aber gefährliche Rettung ſtehen einander gegen über. Ich ſehe einen Andern von feindlicher Gewalt angegriffen; nur mein Beyſtand kann ihn vom Tode befreyen. Die Gefahr, daß auch ich, indem ich mich ſeiner annehme, mein Leben einbüßen möchte, darf mich, ſelbſt dann, wenn die Ueberlegenheit des Gegners noch ſo groß wäre, um ſo weniger abhalten, ihm beyzuſtehen, da ſchon das

Bewuſtſeyn des Rechtes, die Feſtigkeit und Kraft des edeln Pflichtentſchluſſes eine ſtarke Schutzwehr gegen das feige Laſter iſt. Der Grad der Wahrſcheinlichkeit, mit welchem ich hoffen kann, durch eine Handlung, worin ich mein Leben auf das Spiel ſetze, meinen Zweck zu erreichen, darf hier nicht in Betracht kommen. Nur engherzige Menſchen calculiren, wo die Noth ſchleunige Hülfe fordert. Wer dies vermag, zeigt damit, daß er keine ſonderliche Luſt habe, zu handeln. Gewöhnlich geſchieht es, um Gründe zu finden, die uns von dem Letztern diſpenſiren könnten. So lange noch ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung da iſt, wagt der Edle ſein Leben zur Rettung eines Fremden, voll Vertrauen auf den Genius des Guten, der jede edle That bewacht, und ſchon mancher, wider alles Vermuthen, einen glücklichen Ausgang gab. Man ſage, was man will: es bleibt doch an dem, daß ein tugendhafter Entſchluß mehr begeiſtert und ſtärker macht, als das lebhafteſte Intereſſe des Eigennutzes. Daher läßt ſich der Grad der Wahrſcheinlichkeit des Gelingens nicht einmal beſtimmen. Eben ſo wenig darf der Gedanke, daß der Unglückliche ſich viel-

leicht noch selbst helfen könne, auf unser Betragen Einfluß haben. Es sey denn die Wahrscheinlichkeit davon augenscheinlich und überwiegend größer, als die, daß ich mein eignes Leben nicht verlieren werde. Nur das Grübeln in solchen Fällen verräth eine schimpfliche Feigheit.

Ein heiliger Zweck ist die Verbreitung religiöser und sittlicher Wahrheit. Habe ich dazu Fähigkeit und Veranlassung: so soll ich hierin den Ruf der Pflicht ehren. Was ich dabey leide, ist, als etwas Ungewisses, nicht meine Sache. Das Gute, das ich bewirke, ist bedeutender und gewisser; darum liegt es mir näher.

Bey den wohlthätigen Zwecken, die sich auf das physische Glück Andrer beziehen, bleibt es billig der Beurtheilung eines Jeden selbst überlassen, ob die Wichtigkeit eines solchen den Preis eines daran gewagten Lebens verdiene. Um das Vermögen, oder auch das ganze irrdische Glück eines Andern zu retten, darf ich mein Leben nicht der Gefahr bloß stellen — noch viel weniger, um ihn aus einer kleinen Verlegenheit zu retten, oder ihm ein kleines Gut zuzuwenden. Das Leben hat ei-

nen ſo viel höhern Werth, als dieſes Alles, daß ſelbſt der Umſtand, daß es nur gewagt — nicht aufgeopfert wird, auf die Entſcheidung keinen Einfluß haben kann. Anders verhält es ſich ſchon, wenn ein bedeutender Vortheil für eine große Anzahl von Menſchen, für Vaterſtadt oder gar Vaterland zu erreichen ſteht. Hier gewinnt die That etwas Heroiſches, das ſich mit ängſtlicher Ueberlegung nicht wohl verträgt. Wer dazu noch aufgelegt wäre, der hätte etwa Folgendes in Erwägung zu ziehen: was iſt mit jenem Vortheile für das höhere Intereſſe oder für die nothwendigen Bedürfniſſe des Lebens gewonnen? in wie fern iſt er für unerſetzlich oder auf andere Art unerreichbar zu achten?

Daß übrigens mein Beruf eine Handlung fordre, wobey mein Leben gewagt wird, entſcheidet nichts, wenn nicht dieſer Beruf in ſich Nothwendigkeit und Würde genug hat. Ich ſoll ſchlechterdings keinen Beruf haben, wobey mein Leben auf eine pflichtwidrige Art, d. h. ohne reellen Gewinn für die Menſchheit, in Gefahr geſetzt wird. Freylich, wenn ich einen Beruf habe: ſo muß ich auch die Pflichten deſſelben erfüllen. Wenn ich dies Letztere

aber nicht kann: so soll ich auch das Erstere nicht wollen. Ich bestimme mir ja selbst meinen Beruf; und wenn ihn auch Andre für mich wählten, so steht es doch bey mir, in jedem Augenblicke aus demselben zu treten, wenn ich ihm ohne Gewissensverletzung nicht mehr Genüge leisten kann.

Hieraus ergibt sich nun von selbst, wenn und wie das Leben auf eine pflichtwidrige Art in Gefahr gesetzt wird. Dies ist nämlich überall der Fall, wo es, ohne eine moralisch gute Absicht, für einen unbedeutenden Zweck geschieht, oder wo der Zweck zwar wichtig genug ist, aber man beym Hinwirken auf denselben nicht Sorgfalt genug anwendet, die gefährlichen Umstände entweder zu vermeiden, oder ihnen doch eine weniger schädliche Richtung zu geben. Dahin gehören folgende Regeln:

Wage dein Leben nicht aus Leichtsinn. Erlaube dir keinen unbesonnenen Schritt, der deinem Leben Zerstörung droht, in der Meynung, die Folgen desselben werden so wichtig nicht seyn, oder, es sey noch ungewiß, ob sie

wirklich eintreten werden. Der Leichtſinn handelt nach flüchtigen Anwandlungen und plötzlichen Einfällen, und denkt entweder gar nicht an das, was daraus entſtehen kann, oder ſchätzt es gering. Kann es aber recht ſeyn, für eine flüchtige Anwandlung, für einen plötzlichen Einfall, ſelbſt für den tiefſten Eindruck, der doch immer nur etwas Sinnliches bleibt, das wichtigſte Gut auf das Spiel zu ſetzen! Sich zu zeigen, Andre zu beluſtigen, Aufſehen zu erregen, eine Luſt zu ſtillen, eine Leidenſchaft zu befriedigen, das ſind die höchſten Abſichten, denen der Leichtſinn oft ein noch blühendes Leben aufopferte. Nichts von dem Allen darf dich zu gefährlichen Handlungen verleiten.

Wage dein Leben nicht aus aufwallendem Uebermuthe. Das Gefühl erhöhter Kräfte ſtrömt oft unwillkührlich und faſt unwiderſtehlich in Handlungen über, die bald durch ihre Heftigkeit das Leben verzehren, bald in der Beſinnungsloſigkeit daſſelbe der Zerſtörung Preis geben. Die Pflicht unterſagt jeden exaltirten Zuſtand, in welchem man ſeiner Vernunft nicht mächtig iſt, und jede That,

die ohne Besinnung unternommen wird. Begeisterung für einen edeln Zweck, von der Phantasie angefacht, und aufs äußerste getrieben, reißt oft zu ungeregelten Bestrebungen hin, wobey das Leben gefährtet wird, und lehrt oft sogar Nichtachtung des Lebens als etwas Rühmliches ansehen. Auch dies ist der Pflicht entgegen; sie gebeut nur da das Leben an das Gute zu setzen, wo geprüfte Einsicht es dessen werth, und es selbst erreichbar findet. Es gibt einen heroischen Drang zu ungewöhnlichen Maximen, dessen nur genialische Menschen in geweihten Augenblicken fähig sind, der mit dem übersinnlichen Charakter des Menschen und einer idealischen Richtung des Geistes in genauer Verbindung steht. Von ihm befeuert hält man eine gewisse Geringschätzung des Lebens leicht für etwas Großes. Die Phantasie läßt es dann an starken Bildern nicht fehlen, welche die Uebertreibung noch weiter führen. Auch diese Ausschweifung der Natur muß die Vernunft mißbilligen, so scheinbar darin Erhabenheit liegt. Dasselbe gilt von jenem trotzigen Wegwerfen des Lebens, wobey überspannte Menschen, denen nichts leicht genügt, im Aufsuchen der Ge-

ſahr die einzige Bewährung ihres Werthes zu finden glauben.

Wage dein Leben nicht für eine Berufsart, deren die Menſchheit zu ihrem Wohle ſehr gut entbehren kann. Dahin gehören alle gefährlichen Künſte, womit Menſchen, die zu keiner ernſten und gemeinnützigen Beſchäftigung Luſt haben, das Publikum zu unterhalten ſuchen. Sie entſchuldigt es nicht, daß dies nun einmal ihr Beruf ſey. Wer nöthigte ſie denn, eine Erwerbsart zu ergreifen, womit Niemand gedient iſt, die ohnehin noch das Volk verdirbt, das ſie beluſtigen ſoll? Auch iſt es ein nichtiges Vorgeben, daß ſie ſich davon nähren müſſen. Warum nähren ſie ſich nicht von etwas Anderm, da es noch ſo viel zu thun gibt, wozu nichts als ein geſunder Verſtand, und ein Paar geſunder Hände erfordert wird? Es liegt überdem etwas Entehrendes darin, eine körperliche Geſchicklichkeit, die noch dazu mit Lebensgefahr verknüpft iſt, für Geld zur Schau zu tragen. Es iſt ſchon unſittlich, an dergleichen Spektakeln als Zuſchauer Theil zu nehmen.

Wage dein Leben nicht aus Eigennutz. Unternimm keine gefährliche Handlung, weil sie dir eine bedeutende Vergrößerung deines Vermögens verspricht. Du würdest damit außer einer strafbaren auch eine sehr niederträchtige Denkart verrathen; du gäbst das Moralische für das Physische, das Heilige für das Gemeine hin. Etwas anders ist es freylich, wenn durch das Geschäft, worin ich mein Leben wage, auch die Kultur und der Wohlstand der Welt gewinnt. So ist der Verkehr der Welttheile eine nothwendige Bedingung für einen wesentlichen Zweck der Menschheit, für die Ausbildung des Geistes, des gesellschaftlichen Lebens und die Erhöhung der Vernunftfreyheit. Darum kann es nicht unrecht seyn, in Handelsangelegenheiten oder zu neuen Entdeckungen, und zur Vermehrung des nützlichen Wissens, sein Leben den Wellen anzuvertrauen. Unrecht aber ist es, sich auf gefährlichen Bahnen zu höherm Ansehen hinauf zu schwingen, wenn sie nicht auch zugleich die Bahnen des Menschenwohls sind, und dieses aus reiner Seele dabey beabsichtigt wird. Für den bloßen Ehrgeitz soll man sein Leben nicht wagen. Der höchste Glanz der

Bewunderung iſt eines ſolchen Preiſes nicht werth.

Aber auch nicht für die Ehre — um dieſe nämlich, wo ſie angegriffen iſt, zu retten, wo ſie verletzt wurde, wieder herzuſtellen? Es kommt darauf an — was man unter Ehre verſteht. Verſteht man Anſehen: ſo iſt die Frage ſchlechthin zu verneinen. Verſteht man aber die Meynung Andrer von der Rechtlichkeit und Sittlichkeit unſers Charakters, und von unſrer Brauchbarkeit zu unſern Geſchäften: ſo wäre ſie zu bejahen; wenn es nur, erſtens, überhaupt möglich wäre, angegriffene Ehre durch eine Handlung, die das Leben in Gefahr ſetzt, wirklich zu retten, und, zweytens, ſie nicht anders als dadurch, oder doch wenigſtens auf jede andre Art nicht ſo ſicher und nachdrücklich gerettet werden könnte. Beydes leidet aber auf den Duell, in Beziehung auf welchen die Frage hier aufgeworfen wird, keine Anwendung. Das Erſte etwa noch beym Soldaten, wenn das Vorurtheil der Feigheit gegen ihn allgemein herrſchend geworden, damit die Fähigkeit zu ſeinem Berufe in Anſpruch genommen, und das Zutrauen ſeiner Obern und Mitbürger wankend gemacht wäre.

Aber auch dann ist es augenscheinlich, daß er warten muß, bis sich eine Gelegenheit zeigt, seinen Muth auf eine pflichtmäßige, d. h. auf eine dessen würdige, Art zu zeigen. Hat ihm Jemand den Vorwurf der Feigheit gemacht: so ist das daher entstandene Vorurtheil gegen ihn noch lange nicht wichtig genug, um ihn zu einer solchen Erprobung seines Muthes zu bestimmen, wodurch sein und seines Gegners Leben auf das Spiel gesetzt wird. Auch ist eine solche That ihres Zweckes nicht einmal sicher. Vielleicht wird man sein Wagen nicht für Muth, sondern für Aufwallung einer gereizten Rache halten. Wenn es auch Sitte ist, den Beleidiger herauszufordern, oder sich der geschehenen Ausforderung zu stellen: so kann das Abweichen von dieser Sitte doch Niemand in den allgemeinen Verdacht der Feigheit bringen. Der beßre Theil wird ihn eher für vernünftig halten, und auch die Uebrigen können sich zu seinem Benehmen noch allerley Bewegungsgründe denken. Die militärische Ehre kann nicht anders verletzt werden, als durch wirklich bewiesene Feigheit, aber auch nicht anders gerettet, als durch bewiesenen Muth, wo es Noth thut.

Bey jeder andern Art von Ehrenkränkung läßt ſich gar nicht einmal ein Zuſammenhang zwiſchen der Vertilgung derſelben und einer Ausforderung auf Leben und Tod ausfindig machen. Der Aberglaube daß das Schickſal den Unſchuldigen rächen werde, exiſtirt nicht mehr. Die Sache läßt ſich alſo nicht anders anſehen, als ſo, daß an die Stelle der verletzten Ehre eine neue, nämlich die Ehre des Muthes treten ſoll. Aber theils iſt, wie ſchon bemerkt wurde, weder die Ausforderung noch die Auffolge ein ſicheres Zeichen des Muthes, theils bliebe der Muth ſelbſt, wo er nicht zu verkennen wäre, noch eine ſehr zweydeutige Ehre. Man kann bey dem höchſten Grade deſſelben ein charakterloſer und verächtlicher Menſch ſeyn.

Der Duell kann alſo, ſchon als zweckwidriges und unvernünftiges Wagen des eignen Lebens, weil damit keine Ehre gerettet wird, dieſe vielmehr auf eine ganz andre Art, nämlich durch rechtliches Handeln, ſicherer zu retten iſt, nicht anders als für unerlaubt gehalten werden. Ueberdem wird hier auch fremdes Leben gewagt. Dazu iſt aber Niemand

berechtigt. Auch den Beleidiger darf Keiner am Leben angreifen.

Eine andre, eben so interessante Frage ist die: darf ich mein Leben einer gegenwärtigen geringern Gefahr bloß stellen, um einer künftigen größern zu entgehen? Sie ist ebenfalls mit Nein zu beantworten. Es bleibt immer noch ungewiß, ob und wann die künftige eintreten werde. Vielleicht kommt sie nie; vielleicht erst nach einigen Jahren. Und wenn sie schon nach Einem Jahre käme: so müßte ich doch, bey der Wichtigkeit des Lebens, von jedem Versuche für die Zukunft, die mich dieses Einen Jahres berauben könnte, abstehen. Daß die Gefahr, wenn ich wage, geringer ist, kann dagegen nicht in Betracht kommen; so lange es Gefahr bleibt, und ich dabey wage. Daß ich wage, ist ausgemacht; ob aber das Uebel, welches ich dadurch abzuwenden denke, wirklich eintreten werde, steht noch dahin. Auf jeden Fall ist es ein entferntes, und seine Größe vorher nicht zu berechnen.

Gesetzt ich wäre fest überzeugt, daß ich an den natürlichen Blattern nach einigen Jahren sterben werde, was ich doch bey weitem nicht seyn kann: so darf ich ihnen doch nicht durch

Einimpfung zuvor zu kommen ſuchen, ſo lange noch die mindeſte Lebensgefahr dabey iſt. Es iſt möglich, wenn auch nicht wahrſcheinlich, daß ich an dieſer ſterbe; und dann habe ich meinen frühen Tod verſchuldet. Sonſt iſt es freylich Regel der Klugheit, das gegenwärtige geringere Uebel zu übernehmen, um damit das künftige größere abzuwenden. Aber man bedenke den Unterſchied zwiſchen Uebel und Lebensgefahr. Ein Uebel iſt zu tragen, und ich gewinne dann gewiß. Aber die Gefahr kann mich aufreiben, wo iſt dann mein Gewinn? Ueberdem muß die Klugheit ſchweigen, wo die Pflicht gebeut. Die Uebernahme eines Unglückes mag ſie vielleicht unſrer Wahl überlaſſen, nicht ſo das Bewahren oder Wagen des Lebens. Iſt es doch ſchon unrecht, ein kleines Gut, das aber mein ganzes und einziges iſt, aufs Spiel zu ſetzen, um damit ein größeres zu gewinnen oder zu retten. Was iſt aber ein Gut des Lebens gegen das Leben ſelbſt? Das Leben kann nur einmal verloren, jedes Gut aber kann wieder gewonnen werden. Der Staat urtheilt freylich anders. Kein Wunder; die Menſchen ſind ihm Werkzeuge der Induſtrie; er ſieht auf die Menge.

Wenn es nur mit der Population im Ganzen wohl geht, was kümmert ihn da das Individuum? Der Mensch kann nicht so urtheilen. Er würdigt sein Leben nach höhern Grundsätzen. Das Zeitalter war auch für das Einimpfen der Blattern, bevor man die Schutzblattern kannte. Man machte sich fast lächerlich vor allen gescheuten Leuten, wenn man eine andre Meynung laut werden ließ. Wieder kein Wunder; sein ökonomischer Geist, der nach dem politischen seiner Gewalthaber geformt ist, wuchert mit Allem, warum nicht auch mit Menschen? Was kann räthlicher seyn, als wobey das Meiste gewonnen wird. Ob es auch geschehen dürfe: wer wird so fragen? der Gewinn lehrt es ja unwidersprechlich.

---

2. Schütze, bewahre und rette dein Leben durch jedes erlaubte Mittel. Erlaubt sind aber nur diejenigen Mittel, wodurch an Niemand eine Ungerechtigkeit begangen, nichts Heiliges gemein gemacht, Menschenwürde nicht geschändet wird.

Du darfst dein Leben nicht dadurch retten, daß du es einem Andern nimmst,

oder es ihm unmöglich magſt, daſſelbe zu erhalten. Du darfſt, wenn du angegriffen wirſt, nicht dadurch zu entkommen ſuchen, daß du einen Andern Preis gibſt, ſelbſt wenn dieſer, durch größere Körperſtärke und Gewandtheit, weniger beſorgen dürfte unterzuliegen. Es bleibt doch möglich, daß er überwältigt werde, und zu der Möglichkeit können ſich noch manche unvorhergeſehene Zufälle geſellen, die ſie zur Wirklichkeit bringen. Es iſt unrecht, einem Andern das Brett, worauf er ſich, um der Wuth der Wellen zu entgehen, gerettet hat, zu entreißen, um ſich deſſelben zur eignen Rettung zu bedienen. Wenn es gleich nicht ſein ausſchließendes Eigenthum iſt, wenn deine Anſprüche darauf, da du es etwa mit ihm zugleich in Beſitz genommen, eben ſo gegründet ſind als die ſeinigen: ſo iſt es dir doch nicht geſtattet, ihn aus dem Beſitze zu verdrängen; geſetzt auch, daß es nur Einem zur Rettung dienen könnte, und Beyder Untergang unvermeidlich wäre, wenn Keiner abſtehen wollte. Eben ſo wenig darfſt du es dem Andern überlaſſen und dadurch deinem Leben ein Ende machen. Hier iſt vielmehr nichts zu thun, als auf deine und des

Andern Rettung gleichmäßig Bedacht zu nehmen, und den Ausgang eures beyderseitigen Schicksales dem Willen der Natur zu unterwerfen. Der Grundsatz: ein Jeder ist sich selbst der Nächste, wird wohl auf dem Gebiethe des Egoismus genug praktisirt. Aber das Gebieth des Egoismus ist nicht das heilige Land der Sittlichkeit. Hier ist kein Näherseyn; alle sind Menschen. Es wäre auch eine Sophisterey, wenn Jemand etwa so raisonniren wollte: einer von uns muß sterben, du oder ich, anders ist es nicht möglich; nun bin ich aber der Würdigere, Nützlichere oder Unentbehrlichere, also mag dich das Loos treffen. Sophisterey ist dies nicht bloß in dem Falle, wo ich, um mich zu retten, einen Andern thätig angreife, in das Schicksal hineinziehe, das ihn nicht unmittelbar getroffen hat; sondern auch in dem, wo ich, um mich zu befreyen, ihn dem Schicksal, das uns Beyde bedroht, allein übergebe. Ueber die größere oder geringere Würdigkeit kann kein Mensch urtheilen — nicht in Ansehung seiner, noch weniger in Ansehung des Andern, mit dem er sich vergleicht. Dazu gehörte der Blick in die geheimsten Tiefen des Herzens. Dasselbe gilt

auch von der Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit. Keiner weiß, wie nützlich und unentbehrlich er oder ein Anderer in der großen Ordnung der Dinge ſey. Das weiß nur der, welcher das Ganze überſieht und den Plan dazu entworfen hat.

Etwas anders iſt es mit der Vertheidigung gegen einen gewaltſamen Angriff auf mein Leben. Ich kämpfe hier gegen das Uebel, das mir unmittelbar Vernichtung droht, und darf ihm, wenn meine Rettung nicht anders möglich iſt, Vernichtung entgegen ſetzen. Daß dieſes Uebel von einem vernünftigen Weſen herrührt, iſt meine Schuld nicht; es zeigt ſich mir vielmehr eben in ſeinem Wirken als ein vernunftloſes. Es ſtehe ab von ſeinem unſinnigen Beginnen: ſo wird es von mir nicht zu fürchten haben, was ich als Pflicht gegen mich ſelbſt thun muß. Ich will nicht den Tod meines Gegners, ſondern nur die Erhaltung deſſen, worauf ich ein unverbrüchliches Recht habe. Wird jener eine Folge von meinen Bemühungen für dieſe: ſo hat er das ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Kann ich mich indeß meines Gegners auf eine andre Art erwehren als das

durch, daß ich ihn tödte: so würde freylich das Letztere unrecht seyn.

Eben so wenig darfst du dein Leben dadurch retten, daß du einem Andern etwas von dem entziehst, was zu seinem Eigenthume gehört. Um sein Eigenthum hat das Recht eine Sphäre gezogen, und jeden Andern davon ausgeschlossen: Niemand darf wider seinen Willen in dieselbe hinein treten. Was einem Andern gehört, ist, wenn er es dir nicht freywillig gibt, für dich so gut, als wenn es gar nicht da wäre. Gesetzt also, Jemand besäße das einzige Mittel, wodurch dein Leben dem Untergange entrissen werden kann, und weigerte dir das: so ist es dir nicht gestattet, Gewalt zu brauchen. Eine solche Lage ist gleich der physischen Unmöglichkeit länger zu leben, Befehl der Natur zu sterben.

Jemand droht dir den Tod, wenn du nicht einwilligst in seinen schändlichen Plan zur Unterdrückung Andrer, wenn du dich ihm nicht, in der Verläumdung der Unschuld, im Unterschlagen dir anvertrauter Gelder, im Aussprechen eines ungerechten Urtheiles, in der Mittheilung eines dir bekannten, von der Freundschaft deiner Treue, von Amtsverhältnissen

deiner Gewiſſenhaftigkeit übergebenen Geheimniſſes, zum Werkzeuge ſeiner ſtrafbaren Anſchläge hingibſt; er hat die Macht, ſeine Drohung zu realiſiren, und es iſt voraus zu ſehen, daß er ſie nicht ungebraucht laſſen wird: du ſollſt doch thun, was recht iſt, laſſen, was die Pflicht dir verbiethet, und abwarten, was davon kommen wird. Es iſt ja nicht die Frage, ob du dir, unter ſolchen Umſtänden, und um einer pflichtwidrigen That zu entgehen, ſelbſt das Leben nehmen ſolleſt; ein Fall, der nie eintreten kann. Du büßeſt es nur ein, indem du ſeine Würde bewahrſt. Seine Würde ſollſt du im Leben ſchätzen. Was kann vernunftwidriger ſeyn, als dieſe Schätzung durch eine That an den Tag legen zu wollen, die eben die ſchimpflichſte Verletzung derſelben iſt! Nein, das Leben hat keinen Werth mehr, das die Schande der Treuloſigkeit bedeckt, das mit Selbſtentehrung erkauft wurde.

Aber das Leben hat außer der Pflicht doch noch einen Zweck, der durch dieſe erreicht werden ſoll, nämlich die Selbſtſtändigkeit unſrer freyen Menſchheit. Soll ich nicht für dieſen

und um ſeiner willen mein Leben durch eine unſittliche Handlung erhalten, die ſich nachher vielleicht wieder gut machen läßt? Die Richtigkeit dieſer Entgegnung iſt nicht zu verkennen. Freylich hat das Leben einen von der Pflicht verſchiedenen Zweck, der durch dieſe erreicht werden ſoll. Aber eben darum, weil er durch ſie erreicht werden ſoll, iſt er auch mit ihr enge verbunden, iſt die Pflichterfüllung, die conditio sine qua non deſſelben, hört dieſer Zweck auf, dem Leben Werth zu geben, wenn es nur durch Pflichtverletzung zu erhalten ſteht. Dieſe und der eigentliche Selbſtmord ſind freywillige Verzichtung auf jenen Zweck; nicht aber die Weigerung, zu ſeinem Schutze ein unſittliches Mittel anzuwenden. Ich weigere mich hier nur, im Hinwirken auf denſelben ihn aufzuheben. Eben dies unbedingte Geboth der Pflicht berechtigt unſern Glauben, jenen Zweck, mit unſrer Perſönlichkeit, in eine andre Welt zu tragen, und da herrliches Fortwirken für denſelben zu hoffen. Jener Zweck iſt nicht mein individueller; er iſt Zweck und Gemeingut der Menſchheit. Er iſt nur für mich, ſo lange ich als Menſch, d. h. ohne Unwürde, leben kann,

ſo lange ich, in Vermeidung ungerechter Thaten, ſeiner werth bleibe.

Hierhin gehört auch die Frage: ob es erlaubt ſey, ſein Leben durch Verläugnung ſeiner rechtlichen, ſittlichen und religiöſen Ueberzeugung, oder deſſen, was für uns in Angelegenheiten, die Menſchenwohl betreffen, wahr iſt, zu erhalten? Ich ſoll unter Androhung des Todes mich zu Grundſätzen bekennen, die ich für falſch und verderblich halte, oder gegen ſolche, die für mich ausgemacht ſind; darf ich das? Ich darf nicht. Meine Ueberzeugung muß mir heilig ſeyn; denn ſie iſt die Bedingung nicht allein meiner Tugend, ſondern auch meines höchſten Zweckes. Beyde offenbaren ſich mir in ihr. Indem ich ſie verläugne, ſchwöre ich jenen ab. Aber es wird ja nicht von mir gefordert, ihnen innerlich zu entſagen. Ich gebe dem Zwange nach, erkläre mich äußerlich und zum Scheine gegen ſie, während mein Herz ihnen noch fortwährend huldigt, und gewinne mein Leben, um dieſen Schein noch einſt zu vertilgen, jene Huldigung auch äußerlich auszuſprechen, und den durch mein Betragen geſtifteten Schaden wieder gut zu machen. Scheinbar genug; aber darum

nicht weniger unrichtig. Iſt mir die Wahrheit innerlich heilig: ſo werde ich ſie auch äuſſerlich ehren. Iſt mein Geiſt ihr ergeben: ſo können meine Worte ſie nicht abläugnen. Wo das Herz ungeſchwächte Achtung für ſie hägt, da kann der Mund ihr nicht abſagen. Aeuſſeres und Inneres dürfen einander nicht widerſprechen. Kein Zwang kann hierin eine Abänderung machen. Ich werde nicht gezwungen, wenn ich nicht will. Gezwungen werden heißt nichts anders, als nachgeben um eines ſinnlichen Intereſſes willen. Auch das moraliſche Intereſſe für die Rettung meines Lebens ſoll mich nicht zum Nachgeben in ſolchen Dingen beſtimmen, auf deren entſchloſſener Behauptung meine Würde ruht. Wo ich die Wahrheit verläugne, gebe ich dieſe Preis; was ſoll mir da noch das Leben; was ein Leben, das mit der Verſcherzung ſeines Heiligſten bezahlt wird? Ueberdem wirke ich, durch Verläugnung der Wahrheit, dem höchſten Zwecke der Menſchheit entgegen, welcher nicht anders zu erreichen ſteht, als dadurch, daß die Wahrheit nicht allein überhaupt offenbar, ſondern auch von jedem Einzelnen freymüthig geſagt und ſtandhaft vertheidigt wird. Beken-

ne ich mich für den Irrthum: ſo ſtifte ich einen Schaden, der durchaus nicht wieder zu verbeſſern iſt. Ich kann nicht einmal wiſſen, wie weit und wo die Folgen dieſes Bekenntniſſes ſchon eingetreten ſind. Und wenn ich es wüßte: ſo bin ich nicht im Stande, überall abzuhelfen; meine Kräfte reichen dazu nicht hin, am wenigſten ein nachfolgendes entgegengeſetztes Bekenntniß. Wird dieſes Allen kund werden, auf die das frühere verderblichen Einfluß hatte? Wird man glauben, daß es mir damit Ernſt ſey, daß nicht auch hier wieder ein fremdes Motiv, eine eigennützige Abſicht mich leite? Büße ich nicht meine Zuverläſſigkeit ein? Mache ich es Andern nicht unmöglich, auf mich zu vertrauen, und mir — den geſtifteten Schaden wieder zu verbeſſern, oder überhaupt zur Erhöhung ihrer Wohlfahrt mit Erfolg zu wirken? Nein, unter keiner Bedingung darf mein Zeugniß gegen die Wahrheit ſeyn; durch keine Verdrehung, Bemäntelung oder Entſtellung derſelben darf ich mein Leben retten. Kann ich es nicht anders als auf eine ſolche Art retten: ſo habe ich daſſelbe als rettungslos zu betrachten. Ich verliere es nach einem Verhängniſſe, das ich nicht ändern

kann. Ich ſoll die Wahrheit nicht verläugnen, wenn mein Tod, unter dieſer Bedingung, ſo entſchieden wäre, wie nur immer etwas ſeyn kann. Aber das iſt er nie, ſo lange die Drohung noch nicht wirklich in Erfüllung gegangen iſt. Vielleicht daß ſelbſt die Unerſchrokkenheit meines Bekenntniſſes ſie entwaffnet.

Endlich ſoll ich mein Leben auch nicht auf eine knechtiſche Art erbetteln. Freylich iſt es erlaubt und ſogar Pflicht, daß ich den, der mir das Leben zu nehmen droht, durch vernünftige Vorſtellungen, und auch durch Bitten, zu bewegen ſuche, davon abzuſtehen; aber dieſe Vorſtellungen müſſen frey von allem Kriechenden, dieſe Bitten frey von aller Niederträchtigkeit ſeyn. Ich darf mir bey jenen, um den Eigennutz zu beſtechen oder der Eitelkeit zu ſchmeicheln, nichts Unwahres, bey dieſen nichts die Menſchheit in mir Herabſetzendes erlauben. Weder in den Gründen, die ich aufbiethe, noch in der Art, wie ich ſie vorbringe, darf der Adel der freyen, vernünftigen Natur verläugnet, das Moraliſche dem Phyſiſchen unterworfen werden. Ich ſoll eher das Aeußerſte erwarten und erdulden, als ſo flehen, daß ich dadurch meine Perſönlichkeit

verächtlich mache, oder dem Andern zu erkennen gebe, ich ſey, auch noch auſſer dem, daß ich mich in ſeiner Gewalt befinde, weniger als er. Es iſt Schändung meiner Würde, irgend etwas, wenn es auch das Höchſte und Beſte wäre, als Gnade zu verlangen, ſchon das anzunehmen, was mir als Gnade angebothen wird. Wer mir eine Gnade erzeugt, ſagt damit: ich bin mehr als du; deine Menſchenwürde, ſo wie Menſchenwürde überhaupt, kommt gegen meine Gewalt und Wichtigkeit nicht in Betrachtung. Eine ſolche Aeußerung, wenn ich ſie auch nicht hindern kann, muß ich, als den höchſten Frevel, verabſcheuen; ſie empört nicht allein alles richtige Menſchengefühl, ſondern ſetzt auch voraus, daß Jemand über die Pflicht erhaben ſeyn könne. Kein Menſch kann gegen den andern gnädig ſeyn, als dadurch, daß er Unrecht thut. Wo er recht thut, da iſt er es ſchuldig.

Iſt es Pflicht, mein Leben zu ſchätzen und zu erhalten: ſo werde ich am wenigſten befugt ſeyn, mich ſelbſt zu tödten. Die Gründe, die mir gebiethen, die Fortſetzung deſſel-

ben so sehr als möglich zu verlängern, verbiethen mir in noch weit höherm Grade, dasselbe gewaltsam zu verkürzen, oder ihm aus freyem Entschlusse ein Ende zu machen. Darf ich mein Leben nicht einmal in Gefahr setzen, wobey ich noch etwas gewinnen könnte, wenn der Ausgang ein glücklicher wäre: so darf ich es noch weniger vernichten, wobey ich nichts gewinne, und sogar die Möglichkeit des Gewinnes für immer aufhört.

Der Selbstmörder handelt, zuvörderst, dem Interesse der Menschheit in seiner Person entgegen. Allgemeines Gesetz, Gesammtwille der Menschheit muß es bleiben, daß Jeder lebe; weil Jeder ihr angehört, weil in Jedem Würde ist, weil Jeder diese Würde ausbilden, sich selbst veredeln und moralisch thätig seyn kann. Der größte Gewinn, der durch den Selbstmord zu erreichen stände, das größte Uebel, dem man durch ihn entkommen möchte, wiegt dieses Interesse nicht auf. Tugend und Würde sind mehr als Schmerz und Freude. Es ist daher ein unbedingtes Geboth, sich selbst nicht zu tödten; man mag bey dem gegenwärtigen Leben stehen bleiben, und auf ein künftiges ent-

weder verzichten, oder es für jetzt aus der Acht laſſen; oder man mag an eine Fortſetzung deſſelben nach dem Tode, eine Erweiterung über das irrdiſche und ſichtbare Daſeyn glauben, und darauf Rückſicht nehmen. Bleibt man bloß beym gegenwärtigen Leben ſtehen: ſo, iſt es pflichtwidrig, ſich daſſelbe zu nehmen; weil mit demſelben unſer Antheil an der Menſchheit, die Vernunft, Freyheit und Würde, das Höchſte, was der Menſch kennt und ehrt, vernichtet wird; weil dann alle Möglichkeit, im Dienſte der Pflicht zu wirken, und ſich ſelbſt zu vervollkommnen, nach dem Tode wegfällt. Mit der größten Entſchloſſenheit wird man das Leben feſthalten müſſen: ſo lange man noch irgend den Vorzug des Vernünftigen vor dem Sinnlichen anerkennt. Gibt es einen heiligen Zweck, eine edle Thätigkeit und eine würdige Entwickelung des Lebens; und iſt dieſes Leben mit dem Tode ganz zu Ende: dann iſt keine Unſittlichkeit abſoluter und entſchiedener als der Selbſtmord. Als allgemeine Maxime gedacht, wäre er die Erklärung, daß gar keine Sittlichkeit mehr in der Welt ſeyn ſoll.

Die Sache wird aber auch im Weſentlichen nicht anders, wenn man ſich von der Fort-

dauer nach dem Tode überzeugt hält. Wir können uns unſern künftigen Zuſtand nicht anders denken, denn als einen ſolchen, der, von dem gegenwärtigen zwar verſchieden, doch auch mit ihm genau zuſammenhängt, als eine höhere Stufe des Wirkens und Genießens, als freyere Entwickelung und Aeußerung unſrer Menſchheit, mithin als etwas, worauf wir vorbereitet werden müſſen, dem die Arbeiten und Erfahrungen des gegenwärtigen Lebens uns entgegen bilden ſollen. Wären wir im Stande, ſelbſt zu beurtheilen, wann und in wie fern wir für jenen Zuſtand reif ſind: ſo möchte uns die gewiſſe Einſicht, daß dies bey uns der Fall ſey, uns für einen Befehl gelten, jetzt freywillig abzutreten, wenn uns auch die Natur ein noch längeres Leben geſtattete. Dies vermögen wir aber nie, da wir weder die Beſchaffenheit unſers künftigen Zuſtandes, noch auch uns ſelbſt hinlänglich kennen, um über unſre Fähigkeit zu demſelben mit Sicherheit entſcheiden zu können. Es bleibt uns demnach nichts übrig, als uns hierin dem Willen und der Verfügung der Natur oder der höhern Macht, die ihre Begebenheiten lenkt, zu unterwerfen, ſo lange wir nach

dieſer noch leben können, das Leben für etwas Vorzügliches zu halten, und anzunehmen, daß wir uns in demſelben noch immer geſchickter machen können für das Zukünftige. Die Rückſicht auf das Leben nach dem Tode darf mich nie beſtimmen, und kann mir nie die Erlaubniß geben, dieſen ſelbſt zu wählen; weil ich, wenn ich dies thue, dort nicht mit der Tüchtigkeit erſcheine, die ich haben ſollte; weil hier noch immer mehr aus mir werden kann, was dort mein Gewinn ſeyn wird.

Man könnte hiergegen einwenden, daß es doch erlaubt ſey, innerhalb der Gränzen des gegenwärtigen Lebens Verhältniſſe, in welchen man ſteht, mit einander zu wechſeln, aus einer Lage in die andre überzutreten, ohne daß man gerade unwiderſtehlich dazu genöthigt werde, daß dies oft ſogar die Pflicht fordre; daß es mithin auch wohl erlaubt ſeyn werde, und in gewiſſen Fällen Pflicht ſeyn könne, aus dem Leben ſelbſt in ein andres zu gehen, die doch auch im Grunde nur verſchiedene Lagen und Zuſtände deſſelben Weſens ſind. Allein es tritt hier der merkwürdige Unterſchied ein, daß die Verhältniſſe, in die wir uns, während dieſes

Lebens, begeben, mit denen, in welchen wir vorhin ſtanden, zu Einer Reihe der Dinge gehören, und in derſelben Daſeynsperiode liegen, für dieſelbe geiſtige Beſchaffenheit geeignet ſind, daß wir überdem dieſe Verhältniſſe doch einiger Maßen kennen, und wenigſtens wiſſen, was wir uns im Ganzen davon zu verſprechen haben. Alle irrdiſchen Verhältniſſe ſtehen in einem genauen und erkennbaren Zuſammenhange. Aus dem Einen läßt ſich auf das Andre ſchließen, und, was Pflicht iſt, beurtheilen. Dies iſt indeß mit dem künftigen Leben nicht der Fall. Es liegt ganz auſſerhalb unſrer gegenwärtigen Erkenntniß-Sphäre. Wer freywillig in daſſelbe übergeht, der wagt in der wichtigſten Angelegenheit aufs Ungewiſſe. Dies ſollen wir aber nie, ſelbſt nicht in den unbedeutendſten Dingen. Eigentlich dürfen wir auch hier unſre Verhältniſſe nie wechſeln, als wo wir auch ſollen: es iſt nie erlaubt, als wo es zugleich Pflicht iſt; weil es immer großen Einfluß auf unſre Thätigkeit und Vollkommenheit hat. Und daß es Pflicht ſey, wird aus der Natur dieſes und unſrer übrigen Verhältniſſe geſchloſſen. Daß es uns aber an der erforderlichen Bekannt-

ſchaft fehle, um dies auf das zukünftige Leben anzuwenden, iſt ſchon erinnert; und daß unter unſern gegenwärtigen Verhältniſſen keins ſey, welches uns den Abſchied vom Leben zur Pflicht machen könnte, ſoll bald dargethan werden.

Der Selbſtmörder handelt, zweytens, auch dem Intereſſe der Menſchheit in der Perſon Andrer entgegen. Es kann nie allgemeines Geſetz werden, daß Jemand, um ſich von ſeiner Kummerlaſt zu befreyen, oder ſeinem, vielleicht ſelbſtverſchuldeten, Ueberdruſſe zu entgehen, Andre betrübe, ihnen ihre Stütze, die Bedingung ihres Fortkommens und ihrer geiſtigen Ausbildung raube. Das thut aber der Selbſtmörder. Keiner ſteht ſo iſolirt, ſo ganz ohne alle Verbindungen der Liebe und Freundſchaft, daß nicht ſein Tod, beſonders der freywillige, der die Schande der öffentlichen Meynung trägt, den Einen oder Andern ſchmerzlich betrübe, daß nicht Menſchen in ihm den Gatten oder Vater, den Lehrer, Verſorger, Erzieher, Freund oder Helfer verlieren. Es kann nie allgemeines Geſetz werden, daß ſich Jemand

der Thätigkeit für das Wohl und den Gesammtzweck der Menschheit entziehe. Jeder soll auf seinem Posten bleiben und wirken, was ihm da angewiesen wird. Jenes aber thut, dieses übertritt Derjenige, der sich selbst tödtet. Er macht es sich unmöglich, der Welt, welcher er verpflichtet ist, fernerhin nützlich zu werden. Er tritt aus dem Dienste der Menschheit, welcher er nie seine Schuld abgetragen hat; der er angehört, so lange er etwas für sie zu thun vermag. Auf Jeden ist hier gerechnet, Jedem ein Theil der grosen Aufgabe unsers Geschlechtes zu lösen übergeben. Nur ein Niederträchtiger sucht dem zu entgehen. Auf die gröbste Art verläugnet Derjenige seine Pflicht, der sich von der Menschheit losreißt, um nichts mehr für sie thun zu dürfen. Die kleinste Kraft dient doch zu etwas; und wäre dies auch noch so unbedeutend, so ist die innere Unsittlichkeit, die in der Versäumung desselben liegt, doch eben so groß als diejenige, die sich, bey mehr Kräften und günstigern Verhältnissen, in der Vernachlässigung des Wichtigern offenbart. Jeder soll das wollen, und sich nichts anders zum Zwecke machen, als was sich durch ihn ausrichten läßt.

Darauf ruht ſein Werth, und wer dem zu entkommen ſucht, gibt darin ſeinen Werth Preis.

Wahr und entſcheidend mag dies Angeführte allerdings gegen den Selbſtmord im Allgemeinen gefunden werden. Aber vielleicht gibt es doch Umſtände, in welchen es ſein Gewicht verliert, — Verhältniſſe, auf welche es entweder nicht anwendbar iſt, oder die zu ſtark zu einer ſolchen Handlung auffordern, als daß ſie nicht zur Entſchuldigung, wenn nicht gar zur Rechtfertigung derſelben gereichen ſollten. Wir müſſen die bedeutendſten derſelben unterſuchen, da die Sache nicht bloß an ſich, ſondern insbeſondere auch für den Geiſt einer kultivirten Zeit, viel Intereſſe hat, und eben dorther das Blendendſte zur Vertheidigung des Selbſtmordes iſt genommen worden. Würde auch dies für nichtig erkannt; zeigte es ſich, daß es gar keine vernünftigen Gründe, keine beſtimmenden Veranlaſſungen zum Selbſtmorde gebe: ſo wäre dies ein neuer Beweis ſeiner Unſittlichkeit.

Man könnte, zuvörderſt, groſse und anhaltende Leiden für einen ſolchen Grund, oder doch für eine unwiderſtehliche Veranlaſſung zum Selbſtmorde halten. Der Schmerz kann zu einer ſolchen Höhe ſteigen, widrige Begegniſſe können ſich ſo zahlreich und furchtbar im Leben zuſammen drängen, daß es dem Menſchen ganz und gar zur Qual wird. Sollte dies nicht ein Wink des Schickſals ſeyn, daß er demſelben ein Ende zu machen habe? Man muß ſelbſt in ſolchen Lagen geweſen ſeyn, aus Erfahrung wiſſen, wie dem Unglücklichen darin zu Muthe iſt, um die ganze Stärke dieſer Entgegnung zu fühlen. Aber eben das, daß ſie nicht bloß gedacht, ſondern auch gefühlt ſeyn will, macht ſie verdächtig, läßt vermuthen, daß ihr Nachdruck mehr von Phantaſie und Stimmung, als vom Verſtande herrühre. Und ſo iſt es wirklich. Das gequälteſte Leben iſt noch immer kein werthloſes. Leiden bleiben phyſiſche Uebel, und werden daher von dem Leben, als einem moraliſchen Gute, weit überwogen. Eine edle That, eine kräftige Erweiſung ſeiner Menſchenwürde vergütet Jahre lange Leiden, und verdient, daß man um ſie das Schmerzlichſte dulde.

Sollten uns große und anhaltende Leiden für eine Aufforderung des Schickſales zum freywilligen Tode gelten: ſo müßte dies von ihm dabey auf eine unzweydeutige Art erklärt worden ſeyn. Das hat es aber nirgends gethan. Der Leidende weiß von nichts, als höchſtens von einem Triebe, mit ſeinem Leben auch ſeinen Jammer zu endigen. Dieſer kann aber für keine ſolche Erklärung gelten, da ihm der ausdrückliche Befehl der Pflicht, ſein Leben der Tugend zu erhalten, entgegen ſteht. Dann erſt iſt mein Tod Wille des Schickſals, wenn das Schickſal ihn ſelbſt an mir vollzieht. Es gibt keinen Willen des Schickſals, wornach ich mich zu richten hätte, der ſich nicht in einer an ſich gewiſſen Pflicht ausſpräche.

Der Reiz zum Selbſtmorde, der in ſolchen Leiden liegt, iſt auch nicht unwiderſtehlich. Der Menſch bleibt dabey, wenn er will, noch immer ſeiner Herr. Er kann ihnen eine geſtählte Bruſt und einen feſten Muth entgegen ſetzen. Leiden, die gar nicht mehr zu tragen wären, verzehren das Leben von ſelbſt. So lange ſie das nicht thun, ſind ſie auch noch erträglich. Die Heftigkeit des Schmerzes kann freylich ſo hoch ſteigen, daß er das ganze Ge-

muth verwirrt, daß der Unglückliche in der Betäubung selbst nicht mehr weiß, was er thut, und sich dem blinden Instincte überlassen muß, wo dann die Natur im Selbstmorde die einzig mögliche Hülfe suchen wird. Daß wir uns aber vom Schmerze so fassen und überwältigen lassen, ist nicht schlechterdings nothwendig. Eben darin schon offenbart sich Unsittlichkeit. Man kann in dieser Hinsicht sehr viel, wenn man sich auf Alles gefaßt hält, sich auf das Vermuthete oder Vorhergesehene vorbereitet, und seine Gefühle schon im ersten Entstehen mäßigt.

Dasselbe gilt von der Hoffnungslosigkeit. Niemand kann sagen, daß seine Lage hoffnungslos sey. Wer hätte nicht oft Wendungen seines Schicksales erfahren, die er früher für unmöglich hielt? Die Umstände können so mannichfach und wunderbar zusammen treffen, daß sich fast kein einziger Erfolg mit Zuverlässigkeit vorher bestimmen läßt. Nicht bloß Schadloshaltungen, sondern oft auch Erfüllung verloren gegebener Wünsche sind es, womit uns die Veränderung der Dinge überrascht. Wer keine Hülfe mehr glaubte erwarten zu dürfen, fand sie oft in etwas, woran

er zufällig nicht gedacht, oder was er in dieſer Combination nicht vermuthet hatte. Wer ſein letztes Gut rettungslos dahin ſchwinden ſah, ſah es oft auf einem andern Wege reicher und ſchöner wiederkehren. Bey der Ungewißheit alles Menſchlichen gibt es nur eine eingebildete Hoffnungsloſigkeit. Und geſetzt auch, es gebe eine wirkliche: ſo iſt es doch keine moraliſche. Wer auf kein Glück mehr hoffen darf, darf und ſoll auf Thaten hoffen, die er ſelbſt verrichten wird. Wer von Allem verlaſſen iſt, dem genüge ſeine Würde. Der Fall kann gar nicht eintreten, daß Jemand auf keine Weiſe mehr zu nützen und an ſeiner Ausbildung zu arbeiten vermöchte. Dies muß ihn beſtimmen zu leben. Und könnte er eintreten: ſo ſoll er doch leben; weil ſein Leben von der Würde eines ſelbſtſtändigen Weſens und von der erworbenen Güte des Willens einen unvergleichbaren Werth erhält.

Dennoch ſcheint es indeß, als ob eine erlittene Schande wohl berechtigen könne, wenn nicht gar verpflichten müſſe, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Die Entwickelung des Begriffes von Schande muß darüber Aufklä-

rung geben. Verſteht man unter Schande bloß Demüthigung, Zurückſetzung, Verkennung oder Verkleinerung unſers Werthes, die Verbreitung ſolcher Gerüchte über uns, die allein nach der conventionellen Meynung der Menge entehrend ſind, überhaupt eine ſolche, die nur in ſo fern ſchmerzlich iſt, als ſie unſern Einfluß vermindert: ſo iſt ſchon aus dem Vorhergehenden einleuchtend, daß ſie kein gültiger Grund ſeyn kann, uns zum Selbſtmorde zu beſtimmen. Wenn ſie ſich auch nicht vertilgen, wenn ſie ſich durch die thätigen Erweiſe unſers ehrenwerthen Charakters und durch Berichtigung falſcher Vorſtellungen, auch nicht wieder abwälzen ließe: ſo gehört ſie doch größten Theils nur zu den phyſiſchen Leiden, und es gilt von ihr, was von dieſen dargethan iſt. Daß ſie unſre moraliſche Thätigkeit beſchränkt, iſt bey weitem nicht wichtig genug, um hier zu entſcheiden. Sie hebt ſie doch nicht ganz auf. Sie läßt uns immer noch ein größeres Maß derſelben, als ſie uns nimmt. Schon deswegen müſſen wir länger leben wollen. Ueberdem bleibt dabey das rein Menſchliche, der Adel unſrer Natur, unangetaſtet.

Verſteht man aber unter Schande erduldete Mißhandlungen, wodurch die Menſchheit in uns ſcheuslich gemacht wurde, Verletzungen — nicht unſrer Ehre, ſondern unſrer Würde, Begegnungen oder Gerüchte, die nicht bloß in der Meynung der Welt, ſondern an ſich verächtlich machen: ſo dürfte eine ſolche Schande allerdings vom moraliſch denkenden Menſchen nicht überlebt werden, wenn ſie in der Art möglich wäre, daß dadurch unſre Würde nicht bloß äußerlich verletzt, ſondern innerlich und abſolut vernichtet würde. Dies läßt ſich aber gar nicht denken. Was ich leide, und nicht hindern kann, iſt nie wahrhaft ſchändlich; ſo erniedrigend auch die Begriffe ſeyn mögen, die man mit Begegnungen der Art verbinden muß. Das Freye, Königliche im Menſchen kann kein Opfer des Schickſals werden. Mögen Andre und das Schickſal mit dem, was in ihrer Gewalt ſteht, machen was ſie wollen; meine Menſchheit ſteht nicht in ihrer Gewalt. Nur auf mein Aeußeres können ſie wirken; aber alle Schmach, die ſie hierauf werfen, die ſchimpflichſte Behandlung, die ſie ſich dagegen erlauben, trifft meinen Geiſt nicht.

Dieſe Anerkennung beruht indeß auf einem feinen Raiſonnement. Die zarte Delicateſſe aber, raiſonnirt und zergliedert nicht. Der Anſchein der Schande gilt ihr, vorzüglich in Fällen, wo die moraliſche Ehre in Anſpruch genommen wird, für wirkliche; die äußere Verletzung wird, weil die Würde doch einiger Maßen, durch die Verbindung des Aeußern und Innern, mit angegriffen wird, der innern gleich geſetzt, und iſt daher wohl fähig, das Leben unerträglich zu machen. Nur Menſchen von einem lebhaften moraliſchen Sinne — heilige Seelen können eine Handlung, wie die der Lucretia, begehen. Nur in großen Gemüthern iſt ein ſolcher Irrthum möglich. Nur aus Tugend kann ein ſolcher Fehler begangen werden, der wegen ſeiner ehrwürdigen Quelle alle Achtung verdient. Ich ſehe wohl ein, was hier recht iſt; und doch weiß ich nicht, ob ich nicht den, welchen die Schande, die, ohne ſeine Schuld, auf ſeinem Leben ruht, zum Selbſtmorde beſeuert, nicht mehr bewundre, als den, der unter ſolchen Umſtänden ſein Leben noch fortſetzen mag. Geſchähe das Letztere um der Pflicht willen, mit feſter Entſchließung und dem hohen Muthe, auch

das Härteſte zu tragen, ja dann wäre es das Größere. Aber wie ſelten mag das der Fall ſeyn! Sollte nicht immer engherzige Liebe zum Leben wenigſtens mitwirken? Sey es beleidigter Ehrgeiz, empörter Stolz, was eine Lucretia beſeelte.. Dieſer Ehrgeiz iſt ein edler, dieſer Stolz ein herrlicher. Beyde konnten nur, entweder aus einem feinen ſittlichen Gefühle entſtehen, oder durch dieſes dahin geleitet werden.

Es gibt eigentlich nur Eine wahre Schande, nämlich diejenige, welche ich mir ſelbſt anthue; das Verbrechen. Wäre ein begangenes ſchweres Verbrechen gar nicht wieder gut zu machen, die dadurch beleidigte Menſchheit gar nicht wieder zu verſöhnen; zöge es unvermeidlich immer nur neue nach ſich: ſo daß es von nun an das ganze Leben beherrſchte, und mit ſeiner Schande bedeckte: ſo würde dieſes ſelbſt zum Verbrechen, und die Fortſetzung deſſelben das größte. Ein ſolches Leben könnte nur durch Eine That geadelt werden, durch die, worin es ſich ſelbſt vernichtete. Aber ſo iſt es nicht. Der Verbrecher ſoll leben, um ſich zu beſſern, um die Schande wieder auszulöſchen,

die er ſich zugezogen hat. Er kann durch edle Thaten die verlorne Würde wieder herſtellen. Der Selbſtmord würde ſein Verbrechen unvertilgbar machen, und daher die frechſte Beſtätigung deſſelben ſeyn. Man kann es auch nicht anders als für ein nichtiges Vorgeben halten, daß Jemand ſich deswegen ſelbſt tödte, um ſich für ein begangenes Verbrechen zu beſtrafen. Die juridiſche Strafe des Verbrechens gebührt der Obrigkeit *); die moraliſche einem höhern Richter. Kein Menſch kann wiſſen, wie ſtrafbar er ſey, und welche Strafe ſich für ſein Vergehen eigne. Wäre es Jemand darum zu thun: ſo müßte er eben ſein Leben zu erhalten ſuchen. Könnte die beleidigte Menſchheit nur durch ſein Elend verſöhnt werden: ſo wäre der Stachel im Gewiſſen die

*) Eine intereſſante Frage iſt die: ſoll Jemand, der ein Verbrechen begangen hat, welches die bürgerlichen Geſetze mit der Todesſtrafe belegen, ſich ſelbſt angeben? Die Unterſuchung derſelben würde aber hier zu weit führen, da man, wenn ſie gründlich und befriedigend anfallen ſollte, dabey in die Natur der bürgerlichen Strafen, die Rechtmäßigkeit der Todesſtrafen, und die Gränzen des bürgerlichen Gehorſams tiefer eingehen müßte. Sie wird vielleicht an einem andern Orte verſucht werden.

natürlichſte Strafe; er müßte durch ſein gequältes, von Vorwürfen und Schande gefoltertes Leben büßen. Aber man wird finden, daß diejenigen, die dies vorgeben, durch ihren freywilligen Tod, entweder den Vorwürfen und der Schande, wovon ſie gepeinigt worden, entgehen, oder, durch dieſe Selbſtbeſtrafung, die Strafe des künftigen Lebens mildern, vielleicht gar aufheben wollen. Ein ſolches Betragen iſt Wahn und Unſittlichkeit zugleich.

Vielleicht iſt es aber dann erlaubt, ſich ſelbſt zu tödten, wenn man der Entwürdigung ſeiner Perſon nicht anders als dadurch entgehen könnte. Dies würde wahr ſeyn, wenn ſich ein ſolcher Fall nur denken ließe, wenn eine unvermeidliche Entwürdigung wider unſern Willen, eine abſolute Vernichtung der Menſchheit in uns durch Andre oder durch das Schickſal, nicht unmöglich wäre. Daß ſie es aber ſey, iſt ſchon erinnert worden. Eine Mißhandlung, die ich erdulden muß, wenn dabey auch mein Heiligſtes angegriffen wird, entwürdigt mein Inneres nicht, und berechtigt mich daher nicht zum Selbſtmorde, wo dieſer das einzige Mittel iſt, ihr zu entkom-

men. Sie ist ein Mißgeschick, welches ich mit Standhaftigkeit zu tragen habe. Eine schlechte That aber, die mich allerdings entwürdigen würde, zu begehen, kann mich Niemand zwingen, wenn ich mich nicht will zwingen lassen. Ich werde nie in die Verlegenheit gesetzt, zwischen ihr und einem freywilligen Tode allein zu wählen. Aller Zwang zu Handlungen ist Androhung eines physischen Uebels; ich werde nicht gezwungen, wenn ich das physische Uebel auf mich nehme. Wähle ich statt dessen den Tod: so thue ich es nicht, um jene That, sondern um das angedrohete Uebel zu vermeiden. Ich wähle ihn aus Feigherzigkeit, indem ich ihn, als ein geringeres Uebel, einem andern, das meiner Meynung nach gröser ist, vorziehe. Ich soll kein Unrecht thun, und muthvoll erwarten, was mich dann trifft. Ist es der Tod: so habe ich ihn nicht verschuldet; er trifft mich als Schicksal. Ich soll ihn nur nicht selbst herbeyführen, um etwas anders dadurch zu verhüthen.

Aber darf ich das Zutrauen zu mir haben, daß ich der Versuchung nicht nachgeben, dem Zwange standhaft widerstehen werde? Tausend Erfahrungen haben mich, auf eine äußerst de-

-müthigende Art, von meiner Schwachheit überzeugt. Iſt es nicht rathſamer, der Möglichkeit auszuweichen? Ohnehin trägt dies Leben ja überall am Drucke der Unvollkommenheit, und wird das Genügendere ja dort erſt erwartet. Auch dies kann den Selbſtmord nicht vertheidigen. Bin ich denn weniger ſchwach, wenn ich der Veranlaſſung, meiner Schwäche inne zu werden, ausweiche? Iſt damit meine Würde behauptet, daß ich mich hüthe, ſie auf die Probe zu bringen? Ruht nicht die Schande der wirklichen Entehrung auf mir, wenn ich mich vor derſelben nur durch eine ſchimpfliche Flucht aus dem Leben retten kann? Nein, etwas ganz anders ſoll das Gefühl meiner Schwachheit wirken: höhern Ernſt, thätigern Eifer, weiſere Vorſicht, angeſtrengtere Wachſamkeit über mich ſelbſt. Es hängt von mir ab, nicht ſchwach zu ſeyn. Ich ſoll mich widerſetzen; ich ſoll mein Leben benutzen, um immer ſtärker zu werden. So allein werde ich reifer für die Vollkommenheit eines höhern Lebens. Geſetzt ich ſähe, was ich nie kann, mit Gewißheit voraus, ich werde in meiner Schwachheit noch oft beſiegt werden: bin ich darum ſchon verloren? werde ich nicht

eben dadurch gebildet, daß ich falle, und mich wieder aufrichte?

Jemand iſt von einem unheilbaren Wahnſinne befallen. Er fühlt die erſten Symptome der Waſſerſcheue. Es iſt vorauszuſehen, er wird dem Tode nicht entgehen; ſeine Wuth droht Unheil; er wird die Menſchheit im ſcheuslichen Bilde darſtellen. Soll er ſich nicht umbringen, um dem Unheile vorzubeugen, das er noch anrichten kann? Soll er nicht lieber mit Würde ſterben, als, dieſer Würde beraubt, die Menſchheit in ſich ſchänden? Man iſt ſehr geneigt, in dieſem Falle für den Selbſtmord zu entſcheiden. Aber man kann nicht bey näherer Prüfung. Niemand ſoll ſeinem Schickſale vorgreifen. Iſt es einmal Pflicht, dieſem die Entſcheidung über Leben und Tod zu überlaſſen: ſo muß man dies auch überall, weil das Künftige immer ungewiß bleibt, und ſich auf gewiſſe Erfolge, wenn ſie auch tauſendmal eingetroffen ſind, nie mit voller Zuverläſſigkeit rechnen läßt. Ich kann nicht mit Gewißheit ſagen, daß ich in dieſem Zuſtande mir und Andern ſchlechterdings unnütz ſey. Glaube ich an eine moraliſche Regierung der Welt: ſo muß ich vielmehr das

Gegentheil annehmen. Es iſt wahr, der Wahnſinn zeigt uns die Menſchheit in einer Mitleid erweckenden, oft erſchütternden und verächtlichen Geſtalt. Aber darin haben wir doch nur ein unglückliches Loos zu beweinen — nicht die eigne Schuld anzuklagen. Die Natur mag ihre Werke verantworten. Der Menſch hüthe ſich nur vor moraliſcher Selbſterniedrigung.

Ich ſehe einem langſamen und ſchmerzlichen Ende entgegen: ſoll ich ihm nicht durch einen leichtern und ſchleunigen Tod zu entgehen ſuchen? Nein, du lebſt dann kürzer, als du gekonnt hätteſt. Ein leidensvolles Leben iſt doch beſſer als Vernichtung. Auch die gequälten Tage gehören deiner Bildung, deiner Thätigkeit in der Erweiſung deiner Würde an. So lange die Natur dich leben läßt, will ſie auch, daß du leben ſollſt. Und ſollte ſie gar keine Abſicht dabey haben, daß ſie dein Leben ſich langſam und ſchmerzlich aufzehren läßt! Darfſt du nicht davon Gewinn für deine Vollkommenheit hoffen! Mußte vielleicht nicht das noch hinzukommen, um deinem Leben die letzte Weihe zu geben!

Ich bin als Unschuldiger zum Tode verurtheilt; mit der Schmach des Missethäters soll ich sterben. Die Tugend wird in mir auf eine schimpfliche Art zur Schau gestellt, meine Ehre unverdienter Weise befleckt, meine Familie nimmt Antheil an dieser Schändung. Soll ich nicht der öffentlichen Hinrichtung durch stille Selbstödtung zuvorkommen, und dadurch zugleich verhüthen, daß nicht Andre durch die verbrecherische That ihr Gewissen beflecken? Die Sache hat viel Schein. Aber es bleibt doch dabey: nur das Schicksal verfüge über Leben und Tod. Ich verkürze auf jeden Fall mein Leben; wäre es auch nur um wenige Augenblicke, sie sind oft von großem Gewichte. Vielleicht daß das Urtheil nicht einmal vollzogen wird. Vielleicht daß noch am Ende das Gewissen in der Brust des Ungerechten erwacht, denn ewig schläft der Richter nicht. Vielleicht daß meine Unschuld noch ans Licht kommt. Auf jeden Fall, was geschieht, ist, wenn man es nicht abwenden kann, ein Verhängniß; und einem Verhängnisse soll ich auf keine Weise vorgreifen, am wenigsten durch einen freywilligen Tod. Wie kann ich eine Schuld von einem Andern wegnehmen,

indem ich eine That, die er ſonſt begangen haben würde, ſelbſt begehe, ohne jene damit auf mich zu laden?

Aber das Heil der Welt, die Wohlfahrt einer großen Geſellſchaft, oder nur einer bedeutenden Anzahl von Menſchen, vorzüglich ihre geiſtige Vollkommenheit, ihre Aufklärung, Tugend und Zufriedenheit werden doch wohl gültige Gründe für die freywillige Aufopferung meines Lebens ſeyn, wenn ich jene dadurch befördern kann? Ich darf doch wohl von eigner Hand ſterben, um mein Vaterland von ſeinem Untergange zu retten, oder von dem Drucke einer harten Sclaverey zu befreyen; um ein Hinderniß der öffentlichen Sicherheit zu heben; um meinen Mitbürgern einen Vortheil zu verſchaffen, den ſie nur ſchwer und ſchmerzlich entbehren; um eine Wahrheit zu verſiegeln, die ohne das von Wenigen anerkannt würde, und die doch für ihre Bildung, Sittlichkeit und Gemüthsruhe überaus wichtig iſt; um Andern ein Beyſpiel des bewährteſten, ſtandhafteſten und ſiegreichſten Tugendeifers zu geben, und dadurch der Tugend ſelbſt Glauben und Verehrung zu verſchaffen? Daß ich für das alles mein Leben **wagen** darf, leis

det keinen Zweifel. Aber es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen wagen und zerſtören. Wo ich pflichtmäßig wage, übergebe ich mein Leben dem Schickſale, indem ich für einen abſolut guten Zweck wirke, gegen welchen die bloße Gefahr nicht in Betrachtung kommen kann. Ich ſage damit noch nicht, daß mir jener Zweck wichtiger ſey, als das Leben; denn ich hoffe dieſes noch immer durch Vorſicht und den Schutz des Schickſals zu retten. Wo ich aber mein Leben für einen Zweck zerſtöre, da muß ich dieſen Zweck ſelbſt für wichtiger halten, als jenes. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß es Zwecke gibt, die höher ſind als das Leben; da das Leben nur den Werth eines Mittels oder einer Bedingung haben kann, und durch etwas Andres geheiligt wird. Aber eben darum, weil es einziges Mittel, nothwendige Bedingung aller andern Zwecke iſt, darf ich es für keinen von dieſen hingeben. Ich widerſpräche damit mir ſelbſt; denn das, wofür ich es hingäbe, hörte ja eben damit für mich auf — vollends, wenn ich dies als allgemeine Maxime denke. Dazu kommt, daß der Erfolg einer ſolchen Aufopferung meines Lebens für den Zweck der Menſchenwohlfahrt, der

Aufklärung und Sittlichkeit immer noch ungewiß bleibt, und durch tauſend Umſtände, die ſich täglich in der Welt ereignen, bis auf nichts oder etwas ſehr Unbedeutendes herabgeſetzt werden kann. Vielleicht erreicht dieſes Mittel ſeinen Zweck gar nicht, oder nur unvollſtändig. Vielleicht könnte es durch andre, wo nicht ganz, doch zum Theil, erſetzt werden. Wenigſtens hängt meine Aufopferung nie ſo mit jenem Zwecke zuſammen, daß dieſer abſolut unerreichbar wäre, oder ganz vernichtet würde, wenn ich jene verweigere. In dieſem Falle wäre es freylich Pflicht, ſein Leben hinzugeben, doch nicht für phyſiſche Güter, aber für Wahrheit, Tugend, Freyheit und Vernunftwürde, weil das Leben nur dafür da iſt. Und wenn ſie nicht anders beſtehen könnte, als durch den Tod Aller: ſo müßten Alle dies Opfer bringen, und dadurch die erhabenſte That ihres Lebens vollziehen; eine That, die in ſich einen unendlichen Werth und unendliche Seligkeit hätte, die das längſte Daſeyn aufwöge, und, der Ewigkeit würdig, dieſe aufs ſtärkſte verbürgte. Da ſich dies aber gar nicht denken läßt: ſo bleibt immer eine zu große Ungleichheit zwiſchen dem Ver-

luſte des Lebens und einem bloßen Beytrage für den höchſten Zweck.

Alſo war auch Chriſtus auf eine pflichtwidrige Art ein Selbſtmörder? Hat er wirklich, wie jetzt die Meiſten lehren, ſich ſelbſt dem Tode geweiht, und ihn freywillig gewählt, um damit die Wahrheit ſeiner Lehre zu beſiegeln, oder um der Welt ein glänzendes Exempel zu geben, oder um ein wichtiges aber verkanntes und ſchwer zu faſſendes Dogma zu verſinnlichen, und zur Ueberzeugung zu bringen: ſo war er es, nach ſtrengen Begriffen, allerdings. Er iſt von dieſem Vorwurfe nicht anders zu befreyen, als man muß entweder mit den Anhängern des Poſitiven annehmen, ſein Tod habe mit dem Heile der Menſchen in einer ſolchen Verbindung geſtanden, daß dieſes ohne jenen ſchlechterdings nicht wäre erreichbar, daß ohne ihn der letzte Zweck der Menſchheit gar nicht wäre zu retten geweſen, und Alle unvermeidlich hätten verloren gehen müſſen —; oder man muß behaupten, er habe ſein Leben nicht freywillig aufgeopfert, ſondern nur gewagt; er habe nicht den abſoluten Entſchluß gehabt, zu ſterben, ſondern nur die Bereitwilligkeit, wenn es nicht anders ſeyn

könnte, und das Schickſal ihn in der Führung ſeines großen Werkes unterdrücken ſollte; er habe, indem er ſeinem Berufe nachging, ſein Leben nur aufs Spiel geſetzt, nicht hingegeben. Dies dürfte aber, wenn wir den Nachrichten, die wir von ihm beſitzen, trauen ſollen, ſchwer zu erweiſen ſeyn. Nach dieſen wußte er beſtimmt und gewiß, daß dieſer Gang nach Jeruſalem ſein letzter ſey, daß man ihn im Oelgarten ergreifen, und darauf tödten werde. Nach dieſen hatte er weder an dem Einen noch an dem andern Orte ein ſolches Geſchäft zu verrichten, das des Preiſes nicht bloß des Lebens, ſondern eines ſo ausgezeichnet großen Lebens werth geweſen wäre. Nach dieſen konnte er, endlich, ſich noch retten, als er ſchon in den Händen ſeiner Feinde war.

Dem ſey indeß wie ihm wolle. Es hat von je her Menſchen gegeben, die nicht nach ſtrengen Begriffen gerichtet werden dürfen. Genien der Menſchheit möchte ich ſie nennen, die, übrigens der Wahrheit und Tugend huldigend, in ihren Zwecken und Maximen ſo viel Ungemeines und Idealiſches zeigen; die nach ſo großen, heiligen Dingen ſtreben, ſo

tief ſehen, und ſo viel umfaſſen, deren Geiſt einen ſo kühnen Aufſchwung genommen hat, und deren Herz von einer ſo hohen Wärme erfüllt iſt, daß es engherzig ſeyn würde, ſie nach dem Maßſtabe unſrer gemeinen und gewöhnlichen Begriffe zu meſſen. Beſonnene Begeiſterung für das Heilige, für das Eine, was Noth iſt, iſt die Stimmung, welche ihr ganzes Leben beherrſcht. Als Geweihte und Befreundete der Gottheit, als Werkzeuge ihrer Offenbarungen ſtehen ſie da — das gewöhnliche Menſchliche tief unter ihnen. Warum ſoll ihr Wollen und Wirken ſo ängſtlich in die engen Formen gepreßt werden, die ſie ohnehin zerſprengen müßten? Was ſind unſre moraliſchen Begriffe anders, als zufällige, irrdiſche, vergängliche Geſtalten, worin das Weſentliche, Göttliche und Ewige ſich den jedesmaligen Bedürfniſſen gemäß darſtellt; ſinnliche Schemata, um dem ſinnlichen Menſchen das Unſinnliche einiger Maßen begreiflich zu machen! Die Tugend iſt unveränderlich, ihr Weſen daſſelbe für Gott, für die Geiſterwelt und für uns; aber ihre Erſcheinungen und die Pflichten, die ſie auflegt, richten ſich nach den Geſetzen, der Organiſation und der Einrichtung

der einzelnen Naturen. Ein ſolcher über das gemein Menſchliche hervorragender Geiſt wird ſich in ſeinem übrigen Betragen und in denjenigen Angelegenheiten, die er mit andern Menſchen gemein hat, nach menſchlichen Begriffen richten; aber da, wo es auf die Erweiſung ſeines höhern Daſeyns ankommt, ſich auch im Charakter deſſelben zeigen müſſen. Sein erhabener, übermenſchlicher und überſinnlicher Zweck wird ihn zu ſolchen Abweichungen berechtigen, wird ihm Vieles in andern Verhältniſſen zeigen, als worin es für uns ſteht. Das phyſiſche Leben hat vielleicht nicht den Werth für ihn, den es für uns hat, weil er ſchon jetzt des höhern mehr genießt, und des abgeſonderten Daſeyns eines unzerſtörbaren und ewigen mehr gewiß iſt, weil er in ſeiner Aufopferung für das Wohl der Welt mehr die Offenbarung dieſes unzerſtörbaren und ewigen Lebens als den Untergang des ſinnlichen erblickt, weil ſich ihm die beyden Welten näher an einander gerückt, die Gränzen derſelben mehr in einander verloren haben. Daß aber Jeſus ein ſolcher Geiſt war, kann ſchwerlich geläugnet werden, wenn man den vorhandenen Urkunden davon nicht alle Glaub-

würdigkeit absprechen will. Auf jeden Fall besteht die Abweichung dieser That von unsern moralischen Ideen nicht im Wesen und Geiste, sondern in der Form, nicht in dem, was für den Willen, sondern in dem, was für die Reflexion gehört.

Eher noch könnte es scheinen, als ob es recht, oder gar Pflicht sey, sich umzubringen, wenn man damit einen Andern vom Tode retten kann, dessen Leben der Welt wichtiger und nützlicher ist als das unsrige. Leben steht hier gegen Leben auf dem Spiele, und der größere oder geringere Grad der Entbehrlichkeit soll den Ausschlag geben. Wäre uns ein solcher Unterschied in irgend einem Falle erkennbar: so würde dagegen wieder in Betrachtung kommen, daß das Eine Leben vom Schicksale gefordert ist, das andre nicht; daß das Eine nur seinem Verhängnisse überlassen wird, wo das andre freywillig aufgeopfert werden müßte. Aber Niemand kann über die Entbehrlichkeit des Einen in Vergleichung mit der des andern urtheilen; weil dazu nicht allein vollständige Kenntniß der Fähigkeiten eines Menschen und der Totalität seines künftigen Handelns, sondern auch Uebersicht aller Folgen desselben für

das Ganze, mithin Ueberſicht dieſes Ganzen ſelbſt, und ſeiner einzelnen Bedürfniſſe erfordert würde. Eigentlich läßt ſich gar nicht einmal behaupten, daß Ein Menſch entbehrlicher ſey als der andre. Auf Jeden iſt gerechnet, durch Jeden ſoll etwas geſchehen, was zur Ordnung und zum Wohl des Ganzen nothwendig iſt. Keiner kann austreten, ohne daß dadurch eine Lücke und Verwirrung entſtehe. Der Eine greift vielleicht weiter ein als der Andre, dafür iſt vielleicht das, was der Andre vermag und thut, dringenderes Bedürfniß. Ich kann, z. B., durch meinen Tod einen Menſchen vom Untergange befreyen, der durch ſeine großen Talente, durch ſeinen erhabenen Geiſt, durch den wichtigen Poſten, den er bekleidet, durch ſeine raſtloſe und ausgebreitete Wirkſamkeit nicht allein mich übertrifft, ſondern auch über tauſend Andre weit hervor ragt. Aber bin ich denn gewiß, daß die Wohlthätigkeit ſeiner Wirkungen auch jenen bedeutenden Zurüſtungen entſpreche? Wird dazu nicht noch viel mehr erfordert: günſtige Umſtände, der Beſitz der nöthigen Hülfsmittel, das Zutrauen der Menſchen, praktiſche Klugheit, Vorſicht, Uneigennützigkeit, Feſtigkeit des Willens

u. ſ. w.? Und könnte es nicht, bey allen übrigen glänzenden Eigenſchaften, doch hieran fehlen? Stehe ich nicht auch auf einer Stelle, wo ich wirken muß; bin ich nicht auch an Geſchäfte gewieſen, die der Welt unentbehrlich ſind? Wird es der ewig ſchaffenden und ergänzenden Natur, in der unerſchöpflichen Fülle ihrer Combinationen und Herſtellungen, ſchwerer werden, Jenen, als mich zu erſetzen? Oder, ich kann durch meinen Tod einer groſſen Familie ihre Stütze, dem gemeinen Weſen ſeinen Vorſteher, einer zahlreichen Jugend den geſchickten Erzieher erhalten, da hingegen in mir nur der Privatmann, ein ſtilles, beſchränktes und verborgenes Leben, untergeht. Dort leiden freylich Viele; aber ich bin doch auch nicht umſonſt da. Wer weiß, wie weit ſich die unſichtbaren Fäden meines geräuſchloſen Wirkens fortziehen, und an wie vielen Stellen des unermeßlichen Zuſammenhanges der Dinge ſie wieder zum Vorſchein kommen? Nicht immer iſt die That ſo geräuſchvoll, als die Folgen glänzend ſind. Auf das Aeuſſerliche und Scheinbare ſind alle Schlüſſe der Art gebaut. Aber wie oft täuſcht das! Kein Menſch iſt entbehrlich, als der, den das

Schickſal dafür erklärt, indem es ihn zum Tode ausſondert. Es darf wohl kaum noch erinnert werden, daß es auch hier etwas anders ſey, ſein Leben wagen, und ſich ſelbſt tödten.

Endlich könnte das Gefühl der Mangelhaftigkeit des Gegenwärtigen und die Sehnſucht nach der größern Vollkommenheit der Zukunft noch den Selbſtmord rechtfertigen wollen. Und es iſt nicht zu läugnen, daß auch hierin etwas Achtungswerthes liegt. Nur in beſſern Menſchen erreicht der Sinn für das Höhere eine ſolche Stärke. Sie ſetzt eine ungewöhnliche Entwickelung der geiſtigen Natur voraus. Doch iſt dieſe Richtung deſſelben fehlerhaft. Man wird auch bey näherer Prüfung finden, daß nicht bloß der Druck ſittlicher Schwäche, ſondern eben ſo viel, und vielleicht mehr noch der Schmerz phyſiſcher Leiden, die von dieſem Leben unzertrennlich ſind — nicht bloß die größere ſittliche Freyheit und Kraft des künftigen Lebens, ſondern eben ſo viel, und vielleicht mehr noch die Seligkeit des Himmels, den heftigen Wunſch, bald in dieſelbe überzugehen, erzeugen. Es ſind ſüße, ſchwärmeriſche

Träume ſchwermüthiger Gemüther, welche ſich in jene Sehnſucht auflöſen. Der Menſch, der mit einem gebildeten ſittlichen Gefühle die Beſonnenheit der Vernunft vereinigt, beſchäftigt ſich auch gerne mit der beſſern Zukunft. Ihre Ideale geben ihm Muth, Stärke und Lebensluſt. Aber er weiß auch, daß man des Vollkommnern nicht eher theilhaftig werden kann, als bis man deſſelben fähig geworden iſt, und daß man dies nur durch eignen Fleiß in der Benutzung des gegenwärtigen Lebens werde; daß es kein Höheres gibt, als welches der Menſch in ſich ſelbſt erzeugt; daß man in einen glücklichern Zuſtand nicht bloß übergeht, ſondern ſich zu dieſem Zuſtande ſelbſt bilden muß; daß wahre Sehnſucht nach dem Vollendeten ſich darin offenbare, daß man ihm muthig entgegen ſtrebt, und deswegen gerne bey dem Unvollendeten verweilt, um ihm ſelbſt immer mehr Vollendung zu geben. Nichts kann daher thörigter ſeyn, als ſein Leben ſelbſt zu endigen, um früher vollendet zu werden. Nur der Wahn, der das künftige Leben ganz vom gegenwärtigen trennt, und ſich daſſelbe als eine neue Schöpfung denkt, die den Menſchen, ohne ſein Zuthun, durch tauſend Wun-

der beglücke, oder die Trägheit, die Alles erwartet, weil ſie nichts thun mag, oder endlich die Schwärmerey, die ſich mit frohen Bildern der Zukunft überfüllt, und dadurch zur gänzlichen Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und zum bitterſten Unmuthe verſtimmt hat, ſind eines ſolchen Unverſtandes fähig.

Aus dieſem Allem geht klar hervor, daß der Selbſtmord, nicht bloß an ſich und im Allgemeinen, eine grobe Immoralität ſey, ſondern, daß es auch keine Veranlaſſung geben könne, welche die Gründe, die gegen ihn entſcheiden, entkräftete — und keinen Fall, der von der allgemeinen Regel eine Ausnahme machen dürfte. Einiger Maßen würde indeß doch jenes Raiſonnement zu mildern ſeyn, wenn es ſich wirklich ſo verhielte, wie Einige vorgeben, daß nämlich der Selbſtmord eine vorzügliche Seelenſtärke verrathe. Wir müſſen dieſes Vorgeben näher prüfen.

Unter Seelenſtärke verſteht man im Allgemeinen das Uebergewicht vernünftiger Vorſtellungen über die ſinnlichen, des Verſtan-

des über die Empfindung. Da ist denn nicht zu läugnen, daß die sinnliche Anhänglichkeit an das Leben groß, die Furcht vor dem Tode, bey den meisten Menschen, sehr stark, und der Gedanke, sich selbst das Leben zu nehmen, um ihn begleitender Vorstellungen von bürgerlicher Schande und sittlicher Strafbarkeit willen, schauderhaft sey; und daß eine muthige Seele mit einem kräftigen Willen erfordert werde, das alles zu überwinden. Allein, nicht zu gedenken, daß die Anhänglichkeit an das Leben durch viele bittere Erfahrungen geschwächt seyn kann, die Furcht vor dem Tode bey vielen Menschen von Natur schon nicht so stark, bey vielen durch hellere Ansichten gemildert ist, und sich das Schauderhafte in Gedanken an den Selbstmord auch unter gewissen Umständen leicht verliert: so darf man nur fragen: was ist es denn, was den Selbstmörder zu einer so gräßlichen That, zu einer That, gegen welche sich das Gefuhl so sehr sträubt, bestimmt? Ist es ein bloßer Gedanke, eine reine Emotion der Seele, eine große Absicht? Nur in einigen von den angeführten Fällen, die noch dazu die ungewöhnlichern sind, ist es das, und da mag er denn allerdings von See-

lenſtärke zeugen. Zu den übrigen iſt es auch wohl ein Gedanke; aber der Gedanke des Leidens, der Hoffnungsloſigkeit, der Schande oder der künftigen widrigen Begebniſſe, denen man dadurch entgehen will, mithin ein ſolcher, der aus der Empfindung ſein Leben und ſeinen Gehalt hat. Im Grunde überwindet nur Eine ſinnliche Vorſtellung die andre; und der Anſchein von Größe rührt einzig daher, daß die Leiden bey den meiſten Menſchen ſelten groß genug werden, um dergleichen Entſchlieſſungen zur Reife zu bringen, und der Schmerz ſelten die Heftigkeit erlangt, welche dazu erfordert wird, die natürliche Liebe zum Leben, oder die angeborne Furcht vor dem Tode zu überwinden. Gewiß würde Keiner von dieſen, die jetzt in Rede ſind, ſich ſelbſt umbringen, wenn er die Fortſetzung des Lebens nicht für ein größeres phyſiſches Uebel hielt, als die Beendigung deſſelben. Wenn man dem Selbſtmörder wahre Stärke der Seele zugeſtehen ſollte, müßte dem Entſchluſſe, ſich ſelbſt zu tödten, etwas Nichtſinnliches zum Grunde liegen, oder der Tod, den er wählt, müßte in jeder Hinſicht für ihn ein größeres ſinnliches Uebel ſeyn, als das Leben, das er wegwirft.

Aber man nimmt den Begriff der Seelenſtärke in einer engern Bedeutung, und verſteht darunter die Entſchloſſenheit, ein gegenwärtiges Uebel zu übernehmen, um einem künftigen zu entkommen. Dies iſt freylich ohne einen bedeutenden Antheil der Seele, als einer thätigen Kraft, nicht möglich. Das gegenwärtige Uebel, wenn es auch, wie vorausgeſetzt wird, das geringere iſt, greift das leidende Vermögen des Menſchen doch heftiger an, als das künftige, wenn gleich größere; eben darum, weil es ein gegenwärtiges iſt, ſich in ſeiner ganzen Größe darſtellt, und mit voller Kraft auf das Gefühl wirkt, da hingegen das zukünftige nur von der Einbildungskraft, weniger anſchaulich und lebhaft, vorgehalten wird. Bloß durch Mithülfe des Verſtandes und Willens kann die Sinnlichkeit diſponirt werden, jenem den Vorzug zu geben. In ſo fern würde allerdings der Selbſtmord Seelenſtärke verrathen. Denn die Leiden, um derer willen Jemand das Leben verlaſſen möchte, werden doch, in Beziehung auf den näher liegenden Tod, als etwas Zukünftiges betrachtet. In dem Augenblicke des Entſchluſſes muß die Vorſtellung des Todes, wo ſie nicht ſchon viel von

ihrer natürlichen Furchtbarkeit verloren hat, mehr Widerwillen erregen, als die Vorſtellung des entfernterm Unglückes, welchem man entgehen will. Damit der Entſchluß zur Reiſe komme, iſt erforderlich, daß entweder der Verſtand dieſe Vorſtellung ſelbſtthätig belebe, und jene dadurch entkräfte, oder der Wille unmittelbar ſich jenes Entſchluſſes annehme, und ihn abſichtlich erhöhe. Fragt man nun aber weiter, was den Verſtand oder den Willen zu dieſen Anſtrengungen diſponire: ſo entdeckt man bald, im Hintergrunde der Seele, ein dunkles Gefühl des bevorſtehenden Leidens, das zwar geheim und unerkannt, aber dafür deſto mächtiger wirkt. Die Seele iſt zwar thätig, aber ſie ſiegt nicht, ſondern wird beſiegt. In den meiſten Fällen findet indeß auch dies nicht einmal Statt.. Es iſt gar keine Seelenthätigkeit vorhanden, ſondern das Gefühl des gegenwärtigen Schmerzes überfällt, wie ein fieberhafter Paroxismus, den Unglücklichen, und reißt die ſchwache Natur zur That fort.

Eigentliche Seelenſtärke im vollen und gehaltigen Sinne des Wortes iſt nur da, wo rein vernünftige Gründe wirken, wo ſittliche Prinzipien, über das Gefühl und die ſinnliche

Vorſtellung ſiegend, den Willen beſtimmen, wo man thut, was die Pflicht gebeut, und weil es die Pflicht gebeut, ſo ſchmerzlich es auch ſeyn mag. Eine ſolche Seelenſtärke zeigt aber der nicht, der ſich tödtet, um den Qualen dieſes Lebens zu entgehen. Er ſetzt die Pflicht dem Luſtſinne nach. Er handelt als ein Feiger und Weichlicher. Er will den Befehl der Vernunft nur ſo lange erfüllen, als es ihn wenig oder nichts koſtet. Er ſucht ihm zu entfliehen, wo Opfer gefordert werden. Der wahrhaft ſtarke Menſch hält aus bey dem, was ihm aufgetragen iſt; er ehrt das Geboth, ſich nicht an ſich ſelbſt zu vergreifen; er lebt um der Würde, um der tugendhaften Thätigkeit und um der Menſchheit willen, ſo ſauer es ihm auch gemacht wird. Nur von denen, die ſich um ihrer verletzten Würde willen oder für Andre das Leben nahmen, kann man ſagen, daß ſie ſich mit ſtarker Seele getödtet hätten; denn ſie handelten aus Pflicht, ob gleich ihre Ueberzeugung dabey irrig war.

Daß übrigens, mit den im Vorhergehenden angegebenen Einſchränkungen, alle Selbſt-

mörder entweder Irrende und Schwärmer oder Solche waren, in welchen Weichlichkeit, Empfindeley und Verſtimmung, verbunden mit widrigen Schickſalen, ſchweren Vergehungen und Thorheiten, Ausſchweifungen und Abſtumpfung der Werkzeuge des Genuſſes, üble Laune, Ungeduld und Gewiſſensbiſſe, einen faſt unheilbaren Lebensüberdruß erzeugt hatten, oder Solche, die von heftigen Leidenſchaften, z. B. Geld- und Ehrgeiz, Liebe oder Rachſucht, ohne Befriedigung, gefoltert wurden, oder Solche, die wegen grober Verbrechen Strafen zu fürchten, die ſich durch Spiel oder Verſchwendung zu Grunde gerichtet hatten, iſt bekannt, und darf hier kaum erinnert werden.

3.

Schonung des Lebens.

Aus dem Werthe, welchen das Leben für uns ſelbſt und für Andre, vorzüglich aber als Erſcheinung der Menſchheit und Bedingung der Wirkſamkeit für ſie, hat, folgt auch die Pflicht der Lebensſchonung. Dieſe iſt nicht mit der vorhin entwickelten der Lebenserhaltung einerley. Es gibt Menſchen

genug, die jede Gefahr des Lebens sorgfältig vermeiden, die jedes äußere Mittel der Fristung desselben umsichtig erspähen und pünctlich benutzen, denen es aber an der innern Oekonomie des Lebens fehlt, die allein auf den Namen der Schonung Anspruch machen kann. Die Lebenserhaltung hat ihr Wesen in der Entfernung äußerer Anfälle und Hindernisse, und wird in den meisten Fällen schon durch den bloßen Trieb hinlänglich bewirkt, wenn nur einige Besonnenheit hinzu kommt. Die Schonung zeigt sich mehr im eignen Gebrauche desselben, nämlich in einem solchen, worin das Leben so wenig als möglich verbraucht, die harmonische Wirksamkeit seiner Kräfte so wenig als möglich verletzt, und das daraus entspringende Lebensgefühl so wenig als möglich getrübt wird. Sie ist Sicherstellung des Lebens und seines natürlichen Bedürfnisses, durch die Art, wie man lebt.

Alles Leben ist Thätigkeit organischer, animalischer und geistiger Kräfte. Sie äußert sich aber auf eine doppelte Weise: nämlich entweder empfangend, aufnehmend und beschauend, dann heißt sie Leiden, und wenn sie im Empfangen, Aufnehmen und Beschauen

mit ſich ſelbſt und ihrem jedesmaligen Zuſtande übereinſtimmt, Genuß — oder verarbeitend, zurückwirkend, geſtaltend und aus ſich heraustretend, dann behält ſie den Namen Thätigkeit im engern und eigentlichern Sinne. Dieſe Thätigkeit kann ſelbſt wieder, indem ſie auf das leidende Vermögen wirkt, ein Gegenſtand des Genuſſes werden. So ſind im Leben drey Momente zu unterſcheiden: der Genuß, die Thätigkeit, und das Thätigkeitsgefühl oder der Genuß der eigentlichen Thätigkeit. Die Lebensſchonung zeigt ſich demnach in dem Bemühen, ſo zu handeln und zu genießen, daß das Leben in ſeiner Totalität nicht geſchwächt oder verkürzt werde; daß man möglichſt lange handeln und genießen könne, und daß man möglichſt frey bleibe von ſchmerzhaften Gefühlen.

Hierauf beziehen ſich folgende drey Regeln:

1. Verbrauche dein Leben nicht zu ſehr. Jede Kraft wird durch Anſtrengung verbraucht. Ihr Vermögen ſchwächt und vermindert ſich durch ſeine Erweiſung; es ſey im Thun oder im Genießen. So auch das Leben. Lebendige Kräfte ſammeln und ſtärken ſich wie-

der durch Ruhe und Erholung; obgleich auch bey ihnen, und unter dieſer Bedingung, Abnahme und endlicher Tod unvermeidlich iſt. Es kommt nur darauf an, durch eine vernünftige Einrichtung, jene ſo klein als möglich zu machen, dieſen ſo weit als möglich zu entfernen. Die Genußfähigkeit wird, wo ſie abgeſtumpft iſt, durch Thätigkeit wieder erſetzt; dieſe iſt für ſie Erholung. Die durch Anſtrengung geſchwächte thätige Kraft ſtärkt ſich dadurch, daß man ſich nun der leidenden überläßt; hierin beſteht die Erholung im Genuſſe. Ein richtig abgemeſſenes Verhältniß des Thuns und Genießens iſt das beſte Mittel, das ſchnelle Verbrauchen des Lebens zu verhüthen. Menſchen, die immer genießen, ſtarren in dumme Indolenz dahin; ſie vergehen in ſich. Menſchen, die immer arbeiten, reiben ſich ſelbſt auf; ſie verzehren ſich in ſich. Jenes iſt wohl ſchimpflicher als dieſes, aber beydes doch der ſchuldigen Achtung gegen das Leben zuwider. Jene ſind Opfer äußerer Kräfte, denen ſie ſich hingeben, dieſe der eignen Kraft, die ſich zerſtört — beyde der Einſeitigkeit, die den Erſchöpfungen des Einen Triebes durch die Beſchäftigung des andern nicht aufzuhelfen

weiß. In der gleichmäßigen Befriedigung der beyden Grundtriebe, woraus ſein Weſen beſteht, vollzieht der Menſch den ernſten Willen der Natur. Die Vernachläſſigung deſſelben rächt ſich durch ſeinen Untergang.

Aber das richtige Verhältniß des Genuſſes und der Thätigkeit ſichert allein nicht gegen das zu ſchnelle Verbrauchen des Lebens. Auch innerhalb dieſes Verhältniſſes gibt es Verſündigungen. Man kann im Genuſſe ausſchweifen, und doch dabey zur rechten Zeit ſehr thätig ſeyn. Es gibt ſogar gewiſſe energiſche und genialiſche Thätigkeiten, die mit dem ausſchweifenden Genuſſe nahe verwandt ſind, und mit demſelben faſt immer in Verbindung ſtehen. Sie ſind an ſich ſchon, als Ueberſpannung und regelloſe Aufwallungen der Natur, verderblich, werden es aber noch mehr durch ihre ſchlechte Geſellſchaft. Wer denkt hier nicht an die unglückliche Weiſe ſo manches talentvollen Künſtlers, und des idealiſchen Lebens überhaupt! Die höhere Weihe dieſes Lebens, die es einer längern Dauer vorzüglich werth machte, iſt gewöhnlich ſeine Zerſtörung. Hierhin gehört auch das üppige Sichſelbſtleben phantaſiereicher Menſchen, in welchem Thä-

eigkeit und Genuß ganz in einander fließen. Häufiger wird jedoch durch zu starke Befriedigung des bloßen und gröbern Triebes nach Genuß gesündigt, die neben der alltäglichen mechanischen Geschäftigkeit besteht, ob sie gleich diese einiger Maßen beeinträchtigt. Fliehe daher jeden Genuß, er sey sinnlicher oder geistiger Art, der die Werkzeuge des Genießens zu sehr erschüttert, der den betrachtenden oder fühlenden Sinn zu stark anzieht, der dich in einen zu sehr exaltirten Zustand versetzt, der dich betäubt und dadurch abstumpft. Sey mäßig — nicht bloß in Ansehung der Dauer, sondern auch in Ansehung des Grades deines Genusses. Jede zu lebhafte Empfindung, alles zu tiefe Eindringen in unser Wesen, zehrt am Leben.

Man kann es sich, auf der andern Seite, auch an der nöthigen Ruhe und Erholung nicht fehlen lassen, und doch in der Thätigkeit ausschweifen durch übertriebene Anstrengung. Diese hat oft keinen andern Zweck als den, so viel mehr Zeit für den Genuß auszugewinnen. Man kann es auf diese Art dahin bringen, daß man Manches in noch weniger als der Hälfte der Zeit verrichtet, die Andre dazu nö-

thig haben, aber das Leben wird ſchnell verbraucht. Eben ſo wenig kann es in dieſer Hinſicht mit der pflichtmäßigen Lebensſchonung beſtehen: wenn man Dinge wagt und mit aller Gewalt auszuführen ſich bemüht, denen man nicht gewachſen iſt, oder wozu man noch nicht die gehörigen Mittel und Vorbereitungen beſitzt; wenn man das durch ein kühnes Zuſammennehmen gleichſam in Einem Schlage verrichten will, wozu eigentlich anhaltende und beſonnene Bemühungen erfordert werden; wenn man zu viel auf Ein Mal zu Stande zu bringen ſtrebt, ſeine Aufmerkſamkeit auf zu mancherley Dinge zugleich richtet, Einen Gedanken oder Zweck zu anhaltend verfolgt, da man ſich oft durch Unterbrechungen erholen ſollte; oder wenn man ſich von der Begeiſterung für eine Sache zu ſehr hinreiſſen läßt. Die Natur fordert nicht allein Ruhe, ſondern auch Mäßigung. Treffend bezeichnet die gemeine Sprache die angeführten Ausſchweifungen im Genuſſe und in der Thätigkeit mit dem Ausdrucke Schnellleben.

Was Genuß und Thätigkeit für das Aeuſſere des Menſchen ſind, das ſind Affecte und Leidenſchaften für ſein Innere;

gefährliche Feinde des Lebens, wenn man sie nicht zu mäßigen weiß; so wie, in den gehörigen Schranken, und im richtigen Verhältnisse zu einander, wohlthätige Beförderungsmittel desselben. Der Affect ist Anregung des innern leidenden Vermögens, die Leidenschaft Streben der innern Thätigkeit. Traurigkeit und Freude, Furcht und Hoffnung verzehren den Menschen, wenn er sich ihnen ganz überläßt; aber sie gewähren eine zweckmäßige Erholung und Ruhe — jene, wenn sie eine leidenschaftliche Anstrengung des Willens unterbrechen, diese, wenn sie dieselbe begleiten und mildern. Eben so auch umgekehrt; leidenschaftliche Bestrebungen verhindern, daß der Mensch nicht vor Wonne und Gram vergehe. Ein Leben voll Affect, aber ohne Leidenschaft, ist eben so schlecht geschützt, als ein Leben voll thätiger Bewegung ohne leidende. Aber man muß sich auch in beyden an sich, und abgesehen von ihrem gegenseitigen Verhältnisse, mäßigen können, damit das Leben geschont werde. So wohl der Affect als die Leidenschaft, als auch beyde vereint, können zu stark und dadurch dem Leben gefährlich werden. Das Erste ist bey cholerischen Menschen der Fall, und

das Gefährlichſte, weil es das Leben an der Quelle verletzt. Nur bey einer robuſten Conſtitution oder in ſolchen Umſtänden, worin ſie wenig gereizt werden, erreichen ſolche Menſchen ein beträchtliches Alter. Das Zweyte zeigt ſich bey ſanguiniſchen Menſchen, und hat weniger auf ſich. Die Natur einer Leidenſchaft bringt es mit ſich, daß ſie ſich oft anhalte; auch iſt man in der Leidenſchaft nicht ſo einſeitig gefeſſelt, wie im Affecte. Das Leben wird weniger davon erſchöpft, daß es überſtrömt, als davon, daß es ſich in ſich ſelbſt verzehrt. Diejenigen Menſchen vollends, bey welchen Affecte und Leidenſchaften gleich heftig ſind, ſind gewöhnlich auch durch ein ungewöhnliches Maß von Lebenskraft gegen das zu ſchnelle Verbrauchen derſelben geſchützt. Daß ſie heftiger afficirt werden und heftiger begehren, rührt eben daher, weil mehr lebendige Kräfte in ihnen ſind, weil ihr Leben ſelbſt höhere Regſamkeit iſt. Man wird ſich alſo zu hüthen haben, daß die einzelnen Aufwallungen des Lebens in Affecten, Leidenſchaften, und in beyden vereint, die Gränze nicht überſchreiten, d. h., mit der natürlichen Kraft des Lebens nicht in Mißverhältniß kommen

— in Anſehung des Affectes aber noch darauf ſehen müſſen, daß das Gemüth nicht zu leicht und in zu hohem Grade bewegt werde. Daher die Regeln: laß dich nicht zu ſehr erbittern und betrüben; hänge der Traurigkeit oder der Wehmuth nicht nach; gerathe nicht außer dich vor Freude; mäſſige dein Verlangen und deine Sehnſucht; laß dich nicht von Neid oder Zorn, Furcht oder Hoffnung beherrſchen; kein Gegenſtand deiner Neigung ziehe dich ſo an, daß die Begierde darnach dich ganz ergreife und in eine unnatürliche und für das Ganze deiner Kraft gewaltſame Anſtrengung übergehe.

2. Richte dein Handeln und Genießen ſo ein, daß nicht bloß dein Leben im Ganzen dabey beſtehe, ſondern du auch ſo lange als möglich noch handeln und genießen könneſt, daß nicht bloß dein Leben, ſondern auch dein leidendes und thätiges Vermögen nicht verbraucht werde. Je reiner und voller du genießen kannſt, deſto aufgelegter und geſchickter wirſt du auch zum Handeln ſeyn; deſto weniger wird dein Leben durch deine pflichtmäßige Thätigkeit verlat

trächtigt werden. Auch in ſeiner Genußfähigkeit iſt das Leben ſchätzenswerth; denn ſie iſt nicht bloß integrirender Theil deſſelben, ſondern ſie erhält auch den friſchen Sinn für das Leben, der durch ſo viele Ereigniſſe und Erſcheinungen getrübt wird. Darum mäßige dich ſo im Genuſſe, daß du im Stande ſeyſt, ihn noch ferner zu haben, daß dir der Geſchmack daran nicht vergehe, daß ſich dein Organ für denſelben nicht abſtumpfe. Laß dich nicht zu ſtark von ihm anziehen; verweile nicht zu lange bey ihm; hüthe dich, daß er dir nicht veralte oder gleichgültig werde. Unter allen Arten des Genuſſes iſt die Beſchauung die dauerhafteſte, weil ihr Gegenſtand in der Ferne bleibt, nicht angeeignet und in ſich hinübergezogen wird, alſo hier der Ekel der Erſchöpfung oder Ueberfüllung nicht Statt findet. Gleichwohl hat auch ſie ihr Maß, über welches hinaus ihr Zauber verſchwindet, der zergliedernde Verſtand die Täuſchung aufhebt und den Genuß zerſtört. Genieße nie bis zur Sättigung. Erhalte ihm den Reitz der Neuheit dadurch, daß du ihn zur rechten Zeit unterbrichſt, ſeiner Lebhaftigkeit Einhalt thuſt, und ihn mit Arbeit abwechſeln läßſt.

In dieſer Rückſicht iſt auch die Thätigkeit einzuſchränken. Es gibt eine Ueberſpannung derſelben, von welcher noch ungewiß bleiben möchte, ob und in wie fern das Leben dabey verkürzt werde, das aber gewiß iſt, daß das bey eine intereſſante und erfolgreiche Fortſezzung dieſer Thätigkeit ſelbſt nicht beſtehen kann. Wirke daher ſo, daß du noch ferner im Stande ſeyſt, auf dieſelbe Weiſe, und mit derſelben Luſt, Kraft und Geſchicklichkeit zu wirken, daß nicht allein deine Wirkſamkeit überhaupt, ſondern auch dieſe Art derſelben insbeſondere dadurch nicht geſchwächt werde. Bemächtige dich keiner Sache gleich Anfangs mit zu vielem Feuer, das natürlich bald verliſcht, ohne einem vernünftigen Intereſſe Platz zu machen, dir nichts zurück läßt, als den Widerwillen der Täuſchung. Treibe nichts zu ausſchließend und ungetheilt, daß du dich daran erſchöpfſt, oder ins Mikrologiſche verfällſt und es dir dadurch zum Ekel machſt. Verleide dir nichts dadurch, daß du dich dabey anſtrengſt bis zum Schmerze der Ermüdung.

Der Genuß darf auch nicht Unfähigkeit zum Handeln, und das Handeln nicht Unfähigkeit zum Genuſſe erzeugen. Das Erſte iſt

bey den weichlichen, das Letzte bey den ganz ernſten Menſchen der Fall. Jenen iſt jede Arbeit zu mühſam; ſie wollen leichter unterhalten ſeyn. Dieſen iſt jedes Vergnügen zu gemein; ſie finden es ihrer Aufmerkſamkeit unwerth, und können ihm keine intereſſante Seite abgewinnen. Beyde ſind der Natur untreu. Beyden fehlt es an vernünftiger Lebensſchätzung.

3. Sorge dafür, daß dein Lebensgefühl überhaupt ſo viel als möglich ein frohes ſey. Auch das fordert die Achtung gegen das Leben. Sie würde es fordern, wenn der Schmerz nicht ſchon an ſich ein Hinderniß, wie die Freude ein Beförderungsmittel der Lebensdauer wäre. Frohes Lebensgefühl iſt Bewußtſeyn des harmoniſchen Zuſammenwirkens aller organiſchen, animaliſchen und geiſtigen Kräfte, ſo wie das bittere nichts anders als die Aufhebung dieſes Zuſammenwirkens, feindſeliger Widerſtreit derſelben iſt. Hat das Leben vernünftigen Werth: ſo muß uns auch daran gelegen ſeyn, daß es in ſeiner Vollkommenheit, mithin als ein ſchmerzloſes und heitres erhalten, und ſo wenig als möglich geſtört, verengt und gedrückt werde. Es

iſt auch nicht überflüßig, dies als Lehre der Weisheit einzuſchärfen, da man nur zu oft aus Leidenſchaft oder Verbildung verleitet wird, ſich ſein Leben zu verbittern, oder doch dasjenige, was das Leben verbittert, zu dulden und auf ſich zu nehmen, ob man es gleich entfernen kann. Freylich, Jeder will das Vergnügen und flieht den Schmerz; aber im Feuer der Begierde merkt man es nicht, daß die kurze Freude längere Schmerzen verurſache, daß die einſeitige Befriedigung vielſeitige Verſtimmung werde. Es gibt Idioſynkraſien des Geiſtes, in welchen der Schmerz zur Wonne wird, wo es eine ſüße Luſt gewährt, ihn zu nähren und zu beſchauen, ohne daß er darum aufhörte, die Eintracht des Lebens zu ſtören. Für dieſe Fälle gebiethet die Pflicht: weiche dem Schmerze aus, wo du kannſt, ohne deine Würde zu verletzen; triff Anſtalten, daß er von dir entfernt bleibe; begehe keine Handlung, die dir durch ihre Folgen oder durch die Reue, die ſie dir bereiten wird, Leiden verurſachen muß; ängſtige dich nicht um unnöthige Dinge; nähre keine traurigen Einbildungen; quäle dich ſelbſt nicht; mildere deine Traurigkeit über unangenehme Begegniſſe durch Zer-

ſtreuung, Geſchäfte, durch eine ruhige Anſicht der Sache und durch vernünftige Gründe. Laß überhaupt nichts in dein Leben eingreifen, wodurch in daſſelbe Entzweyung gebracht wird; und wo du das nicht vermeiden kannſt, da wirke dem äußern Eindrucke von innen zweckmäßig entgegen, da mache Gebrauch von der Gewalt, die du als vernünftiges Weſen über die Erweiſungen deines Lebens haſt.

4.

Erhöhung des Lebens.

Die Sorge für die möglichſt lange Dauer des Lebens, und die Befreyung deſſelben von ſchmerzlichen Empfindungen, iſt freylich die erſte, aber nicht die wichtigſte, die uns in Anſehung deſſelben obliegt. Es kommt nicht allein darauf an, daß man lange, ſondern auch darauf, daß man viel lebe. Von vielen Menſchen kann man, ſelbſt wenn ſie ein ungewöhnlich hohes Alter erreichen, kaum ſagen, daß ſie gelebt haben. Was ſie ihr Leben nennen, iſt, das Geiſtige, was darin ſeyn mag nicht minder als das Körperliche, bloße Vegetation, ein Traum der Natur. Dagegen fehlt es auch nicht an Solchen, die in Einem

Tage mehr leben, als Andre in vielen Jahren. Nach den Werken, die man zurück läßt, nach den Thaten, die man verrichtet hat, soll man sein Leben messen, nicht nach Zeitabschnitten. Das Leben ist ja nur in seinen Erweisungen; — Alles, was es ist, durch kräftige Wirksamkeit. Die Zeit wird nur an dem vernehmen, was man darin gedacht, empfunden, unternommen und zu Stande gebracht hat. Diejenigen, welche bloß nach Jahren rechnen, würden gar nicht wissen, daß sie weiter gekommen sind in der Zeit, wenn sie es nicht an den Veränderungen abnähmen, die sich außer ihnen zugetragen haben, und an der Wirksamkeit Andrer, wovon sie Zeuge gewesen sind, wie wir an den Dingen außer uns inne werden, daß, während wir schliefen, eine Zeit verflossen ist. Aber Werke und Thaten entscheiden doch nicht allein und Alles. Manche haben große Spuren ihres ehemaligen erfolgreichen Lebens zurück gelassen. Aber sie waren dabey nicht viel mehr als blinde Werkzeuge in der Hand eines Andern oder des Schicksales. Sie sind nicht aus der gewöhnlichen Bahn getreten; aber die Umstände haben es gewollt, der Drang der Zeiten hat es so gefügt, daß

ihre Kräfte in ungewöhnliche Anſtrengungen ausbrechen mußten, oder daß aus ihren gewöhnlichen Anſtrengungen Ungewöhnliches hervor ging. Sie wußten dabey ſelbſt nicht, wie ihnen geſchah; ſie erſtaunten ſelbſt über ihre Größe. Wer mag behaupten, daß dieſe viel gelebt haben! Es iſt nur viel geſchehen, wobey ſie gebraucht wurden. Andre ſind wirklich in einem hohen Grade thätig geweſen. Was ſie vollbrachten, iſt nicht bloß durch ihre Hände, ſondern auch durch ihren Kopf gegangen. Sie ſind gar die Opfer ihrer gewaltigen Anſtrengungen geworden. Aber ſie fanden das in der Ordnung, ſie dachten und fühlten dabey nichts Sonderliches; einzig beſchäftigt mit dem Ruhme, den ihnen das bringen würde, mit dem Gewinnſte, den ſie davon einernten, oder mit der Pflicht, der ſie dadurch genügen wollten, und mit den beſten Mitteln, deren ſie ſich zu bedienen, den zweckmäßigſten Vorkehrungen, die ſie dabey zu treffen hätten. Auch dieſe haben nicht viel gelebt; denn ihr Bewußtſeyn hat ihr Leben nicht begleitet, ſie haben den Fortgang und die Erweiſungen deſſelben nicht empfunden, ihre Thätigkeit nicht angeſchaut und genoſſen.

Das iſt es alſo, worauf es bey dem Vielleben eigentlich ankommt, daß man ſein Leben kräftig erweiſe in einer angeſtrengten und folgenreichen Thätigkeit, und darin ſich ſelbſt lebhaft empfinde. Nur werde hier Thätigkeit im weiteſten Sinne genommen, ſo daß der Genuß, als ein geringerer Grad, oder eine beſondre Art derſelben, nicht davon ausgeſchloſſen ſey. Auch indem man viel mit Innigkeit genießt, lebt man viel. Aber freylich darf der Genuß der höhern und eigentlichen Thätigkeit keinen Abbruch thun. Dieſe bleibe das Erſte und Wichtigſte. Man kann kurz ſagen: das Vielleben beſtehe darin, daß man ein volles und ſtarkes Gefühl ſeines Lebens, ſo wohl in dem, was man leidet, als in dem, was man thut, beſitze, und daß dieſes volle Gefühl nicht bloß einzelne Perioden bezeichne, ſich in einzelnen Aufwallungen, zufälligen Reitzungen der Sinne oder Anregungen der Kraft zeige, ſondern das ganze Daſeyn ausfülle und beherrſche. Das Streben darnach iſt die Erhöhung des Lebens, dieſe mithin Vermehrung ſeiner intenſiven Stärke.

Man hört oft das unbeſonnene Losſtürmen auf das Leben damit vertheidigen, daß es

nicht auf das Lange:, ſondern auf das Viel: leben ankomme; daß mithin nichts daran liege, ob das Leben ſo viel kürzer ausfalle, wenn man nur eben ſo viel darin gethan und genoſ: ſen habe, wenn das frühe dahin welkende Le: ben nur eben ſo ſtark und vielfach ſey empfun: den worden. In dem Munde des Wüſtlings, der damit ſeine Ausſchweifungen im Genuſſe entſchuldigen will, iſt dieſe Angabe nicht ein: mal der Prüfung werth. Wäre ſie an ſich noch ſo gegründet: ſo würde ſie doch auf ihn gar nicht anwendbar ſeyn; weil ſchon das ihn verurtheilt, daß er dem Genuſſe die Thätig: keit aufopfert. Sein Vielgenießen reibt nicht bloß ſein Leben auf, ſondern ſchwächt zugleich ſeine Kräfte, und hindert ihn, viel zu wirken. Aber auch da, wo ſie der Arbeitſame zur Recht: fertigung ſeines ungebändigten Thätigkeits: triebes vorbringt, iſt ſie unhaltbar. Nie kann man, durch übertriebene Anſtrengung, in kur: zer Zeit das leiſten, was man, mit vernünftig: ger Mäßigung, in einer längern geleiſtet ha: ben würde. Es iſt nicht genug, daß etwas geſchehe, ſondern es muß auch am rechten Orte und unter den rechten Umſtänden geſche: hen; Gelegenheiten ſollen benutzt, Bedürf:

niſſe befriedigt werden. Das Alles aber iſt Werk der Zeit. Ueberdem erfordert ſo wohl das genußvolle als das nützliche Wirken eine Umſicht und Beſonnenheit, die Derjenige nie haben wird, der ſich von einem ſich ſelbſt zerſtörenden Drange hinreißen läßt. Ueberſpannte Thätigkeit richtet nichts aus, und gewährt kein Wohlgefühl in der Anſchauung. Sie kann nicht einmal für erhöhtes Leben gelten. Es gibt im menſchlichen Leben außer der Hauptangelegenheit, welcher ſich Jemand widmet, und woran er ſeine Wirkſamkeit vorzüglich verſchwendet, noch tauſend kleine, aber darum noch nicht unwichtige Veranlaſſungen, ſich Verdienſte um die Menſchheit zu erwerben, die Dem gewiß entgehen, der ſich für jene Hauptangelegenheit ganz aufopfert. Thäte er für dieſe noch ſo viel: ſo könnte doch davon das, was er verſäumt, nicht aufgewogen werden. Vor Allem hat man darauf zu ſehen, ſo lange — dann erſt, und in dieſen Gränzen, ſo viel als möglich zu leben.

In den gehörigen Schranken, ſo daß nämlich das Leben dadurch nicht verkürzt werde, bleibt indeß die Lebenserhöhung eine wichtige Pflicht, die ſich aus der vernünftigen Schä-

tung deſſelben von ſelbſt ergibt. Wenn auch das Leben an ſich keinen Werth hat: ſo empfängt es ihn doch von der Würde, deren Bedingung es iſt. Jede Erweiſung deſſelben iſt auch, zum Theile wenigſtens, Erſcheinung dieſer Würde: denn ſo tief ſinkt der Menſch nie, daß aus ſeiner Thätigkeit alles Vernünftige, Freye und Selbſtſtändige verſchwände. Je mehr ich meines Lebens inne werde: deſto ſtärker fühle ich auch meine Würde. Je mehr ich überhaupt wirke: deſto mehr werde ich auch für Andre und für den höchſten Zweck wirken. Iſt es mir nicht unerträglich, mein Leben zu verträumen, oder, wie Luſt und Liebe mich gerade lehren, hinzubringen: dann werde ich, bey dem wärmſten Sinne für das Gute, nie viel ausrichten. Denſelben Gewinn, welchen ich aus der Verlängerung meines Daſeyns ziehe, kann ich auch von der Erhöhung und dem muthig feſten Aufbiethen meiner Kraft haben. Je mehr und inniger ich genieße: deſto mehr wird auch meine Thätigkeit aufgeregt. Ich habe nicht nur mehr von meinem Leben, ſondern es wurzelt auch tiefer. Ueberhaupt muß es das angelegentlichſte Streben des vernünftigen Weſens bleiben, das, was es iſt, ganz

zu seyn. Das Vielleben gehört mit zur Idee der Vollkommenheit unsrer Natur.

Genieße so viel, so stark und innig als du kannst. Dein Genuß sey kein flüchtiger Kitzel, kein einseitiger Reiz des Sinnes. Er feßle dich ganz; er durchdringe dein Leben. Genieße mit Gefühl, Phantasie und Verstand. Er sey zugleich Ahndung deines höhern Wesens. Veredle ihn dadurch, daß du das Thätige, was auch in ihm ist, das Auffassen, Festhalten und Sichaneignen, zum Gegenstande einer besondern achtungsvollen Beschauung erhebst. Man hat diese Bestimmung des Genusses, als thätige Erweisung des Lebens, verkannt; man sah in ihm bloß das Passive und Thierische. Daher kam es, daß man ihn aus der Moral zu verdrängen suchte, und auf keinen Fall die positive Forderung desselben an das Leben gestatten wollte; ihn höchstens der Klugheitslehre überließ. So gewiß aber das Leben mit der Würde zusammenhängt: so gewiß hängt auch alles, worin sich das Leben, nur nicht auf eine unsittliche Art, offenbart, mit der Würde zusammen. In der erlaubten Sphäre des Genusses kräftig zu ge-

nießen, iſt Forderung der höhern Lebensweisheit.

Thue ſo viel — und dies mit ſo vielem Bewußtſeyn und mit ſo vieler Aneignung deines ganzen Selbſtes, als du vermagſt. Das ſey der Triumph deines beſſern Ichs über den engen Egoismus, das die Weihe und Wonne deines Lebens, daß du dich ganz ausgießeſt in deine Thätigkeit. Bey allen Arbeiten kann dies freylich nicht Statt finden. Viele ſind von ſo träger Natur, daß wir ſie entweder verderben, oder uns ſelbſt dabey aufopfern müßten, wenn wir ſie mit aller uns möglichen Innigkeit verrichten wollten. In dieſe müſſen wir erſt etwas Freyes und Genialiſches hineinlegen, ſie erſt durch eine Zuthat unſrer reinen Menſchheit veredeln, ehe wir jenes dürfen. Auch nicht zu allen Zeiten vermögen wir es. In den Stunden des Unmuthes und der Verdroſſenheit wird es nicht gelingen. Aber es gibt heilige Werke, die entweder gar nicht, oder mit jener vollen Liebe gethan ſeyn wollen; heilige Momente im Leben, die mit der ungeſchwächten Exercitſung unſrer ganzen Kraft allein würdig gefeyert werden.

Auf jeden Fall verſteht ſich Der noch nicht auf die Würde des Lebens, der am Mechaniſchen ſeines Geſchäftes klebt, der ſich viel zu Gute thut auf die Pünctlichkeit, womit er daſſelbe verrichtet, der ſich in den Gang deſſelben ſo ganz vertieft, daß er ſich ſelbſt darüber aus dem Auge verliert, daß er ſich dabey des Lebens in ſeinen wirkſamen Kräften nicht bewußt wird, dem es mehr um das Werk als um die Bildung zu thun iſt. Das erhöhte Leben offenbart ſich am ſchönſten durch das Schöpferiſche, was es in allen ſeinen Verrichtungen darſtellt.

Mehr als irgendwo kann und muß ſich das energiſche Leben in den innern Thätigkeiten des Menſchen, im ſtillen Denken und Wollen zeigen. Mehr als irgendwo hat er ſich hier in der Gewalt; mehr als irgendwo ſteht es hier bey ihm, wie viel Kraft er aufbiethen will. Er ſammle ſich demnach, um den Gedanken, der ihn beſchäftigt, ganz zu faſſen und zu durchdringen, um die Ueberlegung, die er anſtellt, mit voller Gegenwart des Geiſtes vorzunehmen, um das, was er will, ernſtlich zu wollen, und an dem, was er beſchloſſen hat, feſt zu halten. Nirgends aber erſcheint der

Unterſchied zwiſchen dem gemeinen und erhöhten Leben auffallender, als in den Bildungen der Phantaſie. Das gemeine Leben überläßt ſich ihren unwillkührlichen Spielen, wie ſie durch die natürliche Ideenaſſociation geleitet werden. Das Beſte, was daraus entſteht, ſind ſüße aber müßige Träume. Das höhere erzeugt idealiſche Dichtungen, welche die Vernunft anregen, und, mit ihr vereinigt, die herrlichen Werke der Kunſt und des Tiefſinnes erzeugen, aber mehr noch, als durch ſich ſelbſt, durch die Thätigkeit, aus welcher ſie entſtehen, entzücken. Der Phantaſie iſt das innige und volle Leben am meiſten leicht und natürlich. In ihm liegt der echte Charakter des Genialiſchen. Freylich werden die genialiſchen Menſchen geboren. Aber Selbſtthätigkeit vermag auch hier viel. Hat uns die Natur nur nicht ganz das Talent verſagt: ſo wird die Kraft des Willens das Uebrige thun; um ſo eher, je mehr man ſich überhaupt beſtrebt, alle ſeine Thätigkeiten zu erhöhen. Menſchen, die viel leben, haben darum immer etwas Genialiſches, wenn es auch nicht gerade von der poetiſchen Art iſt. Zum Genialiſchen erzogen wird aber Keiner. Alle Erziehung iſt geiſtig

ger Zwang, das Genialiſche aber iſt höchſte Freyheit. Zum fleißigen und geſchickten Arbeiter, zum geübten Denker, überhaupt zum ordentlichen und brauchbaren Menſchen kann man Jemand wohl erziehen; aber nicht dazu, daß er viel lebe in ſeiner Thätigkeit.

Die meiſte Schwierigkeit hat das Vielleben in der Tugend. Daß man ſich bey pflichtmäßigen Handlungen ganz auf das, was darin pflichtmäßig iſt, concentrire, iſt eine der ſchwerſten Aufgaben in der Sittlichkeit. Der ernſte Charakter der Pflicht, das Ehrerbiethige der moraliſchen Achtung widerſtrebt dem innigen Anſchmiegen. Das Intereſſe wird immerfort auf die entgegengeſetzte ſinnliche Seite gezogen. Wir können uns nicht ganz in das Moraliſche verlieren, weil wir mit etwas Anderm zu ſtark befreundet ſind. Selten ſind die Menſchen, die das, was die Pflicht will, aus reiner Achtung für die Pflicht und doch dabey mit aller Kraft ihres Lebens und mit hohem Selbſtgenuſſe thun. Einige werden darin durch vorzügliche Naturgaben unterſtützt, und beſitzen damit das, was man angebornes Genie zur Tugend nennt. Für die Uebrigen iſt es die höchſte Höhe der moraliſchen Geſinnung.

Sie wird nicht eher erſtiegen, als bis jede widerſtrebende Neigung überwunden iſt. Früher zeigt es ſich wohl in einzelnen Thaten, aber nur in ſolchen, die der Enthuſiasmus hervor brachte. Erhöhung des ſittlichen Lebens iſt der Schlußſtein am Gebäude der Vollkommenheit.

5.

Weiſe Anordnung des Lebens.

Iſt das Leben wirklich für ein Gut zu achten: ſo darf es uns nicht genügen, daſſelbe in ſeinem Werthe und in ſeiner Kraft möglichſt lebhaft zu empfinden; ſondern wir müſſen uns auch beſtreben, es in eine ſeiner Natur angemeſſene Ordnung zu bringen. Nur das Geordnete gefällt und befriedigt; nur das Geordnete kommt ſeiner Beſtimmung nach. Von ſeiner Beſtimmung aber hängt aller Werth des Lebens ab. Das Leben gilt um ſo viel mehr, je mehr und je reiner ſich in ihm Menſchenwürde ausprägt. Worin aber offenbart ſich Menſchenwürde mehr und reiner, als in vernünftiger Thätigkeit? — und dieſe, worin mehr und reiner, als in zweckmäßigen Anordnungen? Kein würdevolles Leben, das nicht

nach einem festen und überdachten Plane geführt wird. Schon in der Natur des Lebens liegt diese Forderung. Schon die Sorge für seine Erhaltung und Schonung ist nicht möglich ohne Vernunft und Ueberlegung, ohne besonnene Bestimmung seiner Theile und Verhältnisse.

Das Leben ist ein Strom, auf dem man bequem fortgetragen wird, wenn man will; aber man muß sich dann auch gefallen lassen, wo man hinkommt. Die Meisten lassen sich treiben, und befinden sich wohl dabey; d. h., sie haben zu essen und zu trinken, verrichten ihre Geschäfte als rechtliche Leute und nicht ohne Gewinn, schlafen und pflanzen ihr Geschlecht fort, und finden das Alles interessant genug — der Eine mit mehr, der Andre mit weniger Genialität und Innigkeit. Es kann ihnen dabey nichts Sonderliches zur Last fallen oder Schuld gegeben werden, im Guten, wie im Bösen. Sie richten viel aus, aber man kann nicht sagen, daß sie viel thun. Das Leben lebt sich gleichsam durch sie hindurch, und es geht Alles, wie es die Tagesordnung mit sich bringt. Freylich gibt es auch hier wohl zuweilen Stürme, Aufwallungen, Er-

hebungen, Abſchweifungen von der geraden und gewöhnlichen Bahn, indeß ohne daß ſich darin freye Selbſtthätigkeit erwieſe. Die gemeine Sprache nennt dies: in den Tag hinein leben.

Daß dabey nicht viel Klinges, am wenigſten aber etwas Würdiges heraus kommen könne, iſt einleuchtend genug. Die Natur hat zwar das Leben in eine gewiſſe Ordnung gebracht, und dadurch verhüthet, daß wenigſtens kein groſſes Verderben entſtehe, wenn ſich der Menſch dieſem ruhigen Gange überläßt. Aber bey dieſer Ordnung ſoll er doch nicht ſtehen bleiben; ſie darf ihn des Gebrauches ſeiner Vernunft nicht überheben. Sie iſt nur auf den friedlichen Verkehr, nicht auf den höchſten Zweck des Lebens, auch nicht auf die zufälligen ſtärkern Eindrücke und die Ausbrüche heftiger Leidenſchaften, die feindſelig und zerſtörend in ſie eingreifen, berechnet. Es ſind nicht bloß die ordentlichen Geſchäftsmenſchen — es ſind auch Leichtſinnige, Feurige, Sprudelköpfe, Gekränkte, Verfolgte, Aufgehaltene, Sclaven mächtiger Begierden, von welchen es gilt, daß ſie in den Tag hineinleben.

Dieſer Vorwurf trifft nicht allein Diejenigen, welche, um ihr Leben und die richtigen Grundſätze ſeiner Führung ganz unbekümmert, thun und genießen, was ihnen zu thun und zu genießen vorkommt; die bloß beym Gegenwärtigen ſtehen bleiben, und von den Eingebungen des Augenblickes regiert werden. Auch Diejenigen ſind noch nicht davon freyzuſprechen, die, in nothdürftiger Befolgung der Regeln der Klugheit und Sittlichkeit, Alles glauben geleiſtet zu haben, was, in Anſehung der Einrichtung des Lebens, von ihnen gefordert werden kann. Es iſt freylich ſchon etwas, wenn es hierauf angelegt wird; ganz regellos kann ein ſolches Leben nicht ausfallen; ganz ohne Anwendung der Vernunft nicht geführt werden. Aber es ſind doch nur einzelne Partien des Lebens, die dieſe Bildung empfangen. Um recht zu thun, brauche ich nicht weit über die gegenwärtige Angelegenheit hinauszugehen; was mit ihr nicht in unmittelbarer Verbindung ſteht, kann ich dabey unbeachtet laſſen. Um einen gewiſſen Zweck meiner Selbſtliebe nicht zu verfehlen, um geehrt, reich oder vor Unfällen ſicher zu ſeyn, brauche ich nur diejenigen Handlungen, die ſich hier-

auf beziehen, zu erwägen, und nach jenem Zwecke zu reguliren. Jene Angelegenheit mag zu einer andern ſchlecht ſtimmen, und von ihr mancherley Einſchränkungen erleiden müſſen; dieſe Zwecke mögen andern widerſtreiten: das kümmert mich hier nicht. So kommt zwar einige Ordnung in das Leben, aber das Leben wird nicht ordnungsvoll.

Die weiſe Anordnung des Lebens muß das Ganze deſſelben umfaſſen. Das Ganze muß von Einem Plane beherrſcht werden. Es muß in allen ſeinen Theilen zuſammenhangen, mit ſich ſelbſt übereinſtimmen, und zweckmäßig in einander greifen. So iſt es der Geſetzgebung der Vernunft und der Würde des Lebens entſprechend. Ein entſchloſſener Wille ſey der Mittelpunct, von dem Alles in edler Geſtaltung ausgeht, und in welchen ſich wieder Alles unter den gehörigen Verhältniſſen ſammelt.

1. Das Leben ſtelle ſich dir ſelbſt und jedem Andern als ein ſchönes Ganzes zur gefälligen Beſchauung dar. In allen ſeinen Tönen ſey der Wohllaut, der einem feinen äſthetiſchen Sinne genügen könne. Beym Ueberblicke deſſelben müſſe dich nicht bloß das Bewußtſeyn einzel-

ner guter Handlungen, trefflicher Geſinnungen, ſüßer Genüſſe, gelungener Werke und erreichter Abſichten, ſondern auch die allgemeine Harmonie ergötzen. Jeder kehre von der Betrachtung deſſelben befriedigt, und mit dem Bilde eines edel Geſtalteten und in ſich Vollkommenen beglückt, zurück. Es gefalle als Kunſtwerk, als ſprechende Erſcheinung der innern Würde. Wenige ſind vielleicht im Stande, dem Leben dieſen idealiſchen Charakter zu geben. Aber Jeder, der ſeine Würde fühlt, und Sinn für das Schickliche hat, vermag wenigſtens etwas hervorzubringen, was den unerlaßlichen Regeln des Wohlverhältniſſes entſpricht. Hauptſächlich kommt es dabey auf das Verhältniß zwiſchen Thun und Genießen an. Dieſes Verhältniß iſt zwar zunächſt durch den Zweck des Lebens, und durch die Sorge für die Schonung deſſelben beſtimmt. Aber innerhalb dieſer Gränzen behält die Freyheit noch eine weite Sphäre. Hier ſoll ſie ſich ſelbſt nach dem Gefälligen beſchränken: hier ſoll ſich die Natur, die nur in Weichheit und Kraft, im Empfangen und Bilden, im Leiden und Handeln ihre Vollſtändigkeit behauptet, in dieſer Vollſtändigkeit ausprägen. An dem

ernſtes Thun ſchmiege ſich der milde Genuß; jeder Genuß werde durch Thätigkeit, die ſich in und mit ihm offenbart, veredelt, daß beydes in der Anſchauung entzücke. Die Vernachläſſigung dieſer Vorſchrift iſt Verſündigung an der Würde des Lebens.

2. Das Leben entſpreche ſeinem Zwecke; es ſey für denſelben tauglich, und auf denſelben ungetheilt gerichtet. Man muß wiſſen, was man in jeder Periode, und unter allen Umſtänden, die ſich vorher ſehen laſſen, für denſelben zu thun, wie man ſich für denſelben zu bilden, welche Geſchicklichkeiten man ſich zu erwerben habe, und durch welche Mittel. Das Erſte, was man von Jemand, der ſich rühmt, mit Beſonnenheit zu leben, fordern kann, iſt, daß er wiſſe, wofür er lebt. Wer nicht Eine Angelegenheit hat, die er für ſeine vornehmſte hält, und der er ſein Leben widmet, wird ſchwerlich die Ehre dieſes Lebens retten. Er begreift ſelbſt nicht, was ihm das Leben ſoll; denn die einzelnen Güter, die darin zu erbeuten ſind, und ſeinen Lieblingen vom Glücke zugeworfen, von Andern aber, bey allen raſtloſen und vorſichtigen Bemühungen, immer-

fort verfehlt werden, verdienen wahrlich die weitläufigen Anſtalten, die für ſie getroffen ſind, und den harten Druck nicht, den man ihretwegen zu erleiden hat. Sie ſind überdem zu zufällig und wandelbar, als daß durch ſie Vernunft und Weisheit ins Leben kommen könnte. Aber nicht genug, daß Eine Angelegenheit im Leben herrſche. Man muß ſie auch immer vor Augen haben, Alles auf ſie beziehen, jeden Umſtand für ſie benutzen, ſie durch das ganze Leben hindurch führen, ſich für ſie einen beſtimmten Plan entwerfen, und die Hauptmomente, Abwechſelungen und Handlungen deſſelben dazu geſchickt in einander greifen laſſen. Das Leben des Vernünftigen iſt eine Reihe von Thaten und Erfolgen, die in Einem ſelbſtgewählten Ziele endigt. Freylich läßt ſich nicht Alles vorher ſehen. Freylich verurſacht das unbezwingliche Schickſal manche Diverſionen und Vereitlungen. Aber weiß man nur beſtimmt, was man will, hat man nur in dem, wo man es kann, Alles vernünftig angelegt: ſo werden jene Diverſionen und Vereitlungen die Ordnung des Ganzen nicht beträchtlich ſtören, und, wenn dieſe ſonſt nur gehalten wird, zu der Zeit, wenn ſie eintreten

ſo gelenkt und eingefügt werden können, daß die etwa geſtörte Ordnung bald wieder hergeſtellt iſt.

Unter dem Zwecke, für welchen man ſein Leben einzurichten hat, verſtehe ich hier noch nicht das Beſondere, was der Einzelne vermöge ſeines Berufes erſtrebt. Davon wird weiter unten die Rede ſeyn. Ich verſtehe hier nur das Allgemeine, was zu jedem Menſchenleben gehört und Jedem gleich wichtig — in ſo fern wichtig ſeyn muß, als er Menſch iſt. Ein Jeder ſoll ſich ſelbſt alle, ihm in ſeiner Lage mögliche, Ausbildung geben. Ein Jeder ſoll, auch außer ſeinem Berufe, ein Beſtimmtes zur Vervollkommnung der Menſchheit beytragen, nach den Gaben, die er empfangen hat. Das iſt der eigenthümliche Zweck des Lebens. Ein Jeder hat demnach bey ſich auszumitteln, was dieſes ſey, worin es beſtehe, innerhalb welchen Gränzen, und unter welchen Bedingungen es bewirkt werden müſſe; wie er das Ganze ſeines Lebens und die einzelnen Theile deſſelben dazu verwenden wolle, und wie er ſich überall die nöthige Geſchicklichkeit dazu erwerben könne. Nur ein ſo geordnetes Leben entſpricht dem Begriffe, den

die Natur von ſeiner Vollkommenheit feſtſetzt. Alles hat darin ſeine Stelle, nichts kann darin verrückt werden, ohne ſeine Harmonie zu ſtören. Dafür bedarf es aber auch keiner weſentlichen Abänderungen. Seiner Idee getreu lebt man recht, weiſe und froh.

6.

Entweihung des Lebens.

Das Leben hat Würde; und dieſe gilt mehr als es ſelbſt. Seine Brauchbarkeit und Nützlichkeit für einen andern Zweck, außer wieder für dieſe Würde ſelbſt, etwa für den Genuß, die phyſiſche Vollkommenheit oder die Wohlfahrt des Ganzen kommt dagegen nicht in Betracht. Wäre es möglich, dieſe Würde ganz zu verlieren: ſo möchte übrigens mit dem Leben noch ſo viel zu machen oder zu gewinnen ſeyn, das Eintreten eines ſolchen Falles wäre doch von Seiten der Vernunft eine Aufforderung, lieber freywillig zu ſterben, als das abſolut Schimpfliche und Entwürdigende zu thun oder zu dulden. Dies iſt nun freylich nicht möglich. Aber es iſt wohl möglich, die Würde des Lebens in einzelnen Thaten oder Maximen, oder in gewiſſen Beſtrebungen und einer

Reihe von Handlungen zu verläugnen. Es iſt möglich, ſie durch die Denkart und das Thun ſeines ganzen Lebens zu vermindern, ſie von ihrer Stelle zu rücken, unter etwas Andres herabzuſetzen, und durch etwas Schändliches zu verdunkeln. So wird das Leben entweiht; welches wir eben ſo gewiſſenhaft als den Verluſt und die Verletzung deſſelben zu verhüthen haben.

Die Würde des Lebens beſteht in dem Vorrechte und der Herrſchaft des Vernünftigen und Freyen. So lange das Vernünftige und Freye noch nicht alle Gewalt über den Menſchen und alle Wirkſamkeit bey demſelben verloren hat, iſt auch noch Würde in ihm. In dem Maße, als dieſe Gewalt und Wirkſamkeit ſich verliert, wird auch die Würde geſchwächt. Nur Der behauptet ſie in ihrer ganzen Macht und Glorie, der dem Vernünftigen und Freyen mit voller Seele huldigt, ihm alle Beſtrebungen unterwirft, darauf ſeine ganze Thätigkeit richtet, und dadurch ſein Denken und Thun beſtimmt. Da dies aber ſchwerlich bey einem Sterblichen gefunden werden möchte: ſo wird man den Ruhm aufrecht erhaltener Würde ſchon Dem zugeſtehen müſſen, der nur in der

Ueberzeugung und ihm ernſtlichen Wollen daran feſt hält.

Das Leben wird daher entweiht: 1) von Denen, die es ganz, oder doch gröſſten Theils, in der Befriedigung thieriſcher Sinnlichkeit hinbringen; die von keinem Zwecke wiſſen, als von dem, ihrer Luſt zu genügen. Hier iſt nicht bloß Verläugnung der Vernunft und Freyheit, ſondern auch die Erweiſungen der Selbſtthätigkeit ſind gering, ganz dem Leiden untergeordnet. Der Verſtand ſteht im Dienſte des Triebes. Nicht allein die Würde, ſondern auch der Widerſchein derſelben iſt verdunkelt. Entweihung des Lebens ſind Leichtſinn und Zerſtreuungsſucht, die Laſter der Wohlluſt, der Schwelgerey, der Weichlichkeit und der raffinirten Lüſternheit.

Das Leben wird entweiht: 2) von Denen, die es einzig, oder doch vorzüglich, zur Befriedigung ihres Eigennutzes anwenden, denen Gelderwerb, Erweiterung ihres Geſchäftes und ihrer Verbindungen, Anſehen und Einfluß einzige, oder doch wichtigſte, Angelegenheit ſind. Alles das ſind Dinge,

die mit der Würde deſſelben nichts gemein, und nur in ſo fern wahren Werth haben, als ſie ohne Vernachläſſigung derſelben, und zur Beförderung ſittlicher Wirkſamkeit geſucht werden, die aber dieſelbe beeinträchtigen, wenn ſie alle Sorge auf ſich ziehen. Die Plane der Geldliebe und des Ehrgeitzes arbeiten für die ſinnliche Natur; und je mehr man ſich von ihnen feſſeln läßt, deſto weiter verliert man das Vernünftige und Freye aus den Augen. Freylich müſſen ſie wohl einen bedeutenden Theil unſers Lebens einnehmen. Es iſt Pflicht, ſich für ſie thätig zu zeigen. Aber die Thätigkeit für ſie darf nicht ängſtlich und kleingeiſtig werden, nicht ausſchließend vom eignen Intereſſe beſeelt ſeyn. Man muß fühlen, daß man etwas Höheres und Beſſeres habe, und Gedanken, Gefühle und Beſtrebungen, auf das Höhere und Beſſere gerichtet, müſſen ſich mit Allem verbinden, was man in ihrem Dienſte unternimmt. Die Bemühungen für Vermögen und Anſehen dürfen der Erinnerung an unſre Beſtimmung nicht in den Weg treten. Sie müſſen vielmehr eben durch dieſe Erinnerung veredelt, und mit der Würde des Lebens in Harmonie gebracht werden. Entwei-

hung des Lebens sind daher der schmutzige Geldgeitz und der gröbere Ehrgeitz; beyde nicht weniger verächtlich als Wohllust und Schwelgerey. Freylich ist in ihnen wohl mehr Selbstthätigkeit, aber dafür wird von ihnen auch dasjenige, was allein der Würde geweiht seyn, und sich allein in Würde offenbaren sollte, der Unwürde hingegeben.

Das Leben wird immer mehr entweiht, in dem Grade, in welchem sich die Gefühle des Schönen, Erhabenen, Geistigen und Edeln, wodurch der Mensch mit dem Vernünftigen und Freyen in Verkehr steht, schwächen, und die Empfindungen einer rohen Sinnlichkeit an ihre Stelle treten. Es ist schon ein tief entweihtes Leben, wenn man nur von dem stark gerührt wird, was den Körper angenehm afficirt, und den Geist nur in so fern, als er sich davon Gewinn für den Körper verspricht — wenig empfänglich für die Bedürfnisse des Verstandes und Herzens, gleichgültig gegen Alles, was sich durch nichts anders empfehlen kann, als durch die Befriedigung, die es diesen Bedürfnissen gewährt, und durch innere Vortrefflichkeit.

Die höchſte Entweihung des Lebens würde ein entſchiedener Unglaube ſeyn, wenn ein ſolcher ſich denken lieſſe. Er wäre nicht bloß Schändung, ſondern abſolute Vernichtung aller Würde; ein Beweis, daß das Vernünftige und Freye ganz aufgehört hätte, in uns zu wirken. Ein Menſch, bey dem es zur Gewißheit gekommen wäre, daß es mit allem Unſichtbaren, Uneigennützigen und Edeln in der menſchlichen Natur nichts ſey, der Alles, was über Luſt und Eigennutz hinausgeht, was tiefer als im Sinnlichen gegründet iſt, mit voller Ueberzeugung, als Schwärmerey verlachte, würde nicht bloß zu jeder Entehrung fähig ſeyn; er hätte auch nichts, was ihn dagegen ſchützte. Schon der Glaube verbürgt dem Menſchen in hohem Grade ſeine Würde. Wo er noch lebt, da werden Sinn und That ihm nie ganz widerſprechen.

II.

Moraliſches Betragen in Anſehung der Kräfte überhaupt.

Das Leben iſt zwar überhaupt ein Inbegriff thätiger Kräfte. Vorzüglich aber zeigt es ſich in denjenigen, deren Gebrauch von der Willkühr abhängt, und die ſich nicht allein thätig, ſondern auch ſelbſtthätig äußern; die nicht allein ſeine eigne Erweiſung ſind, ſondern auch etwas von ihm ſelbſt Verſchiedenes in oder außer uns beabſichtigen. In dieſen Kräften wird das Leben geſchätzt. Ihr Gebrauch muß für den Zweck deſſelben gehalten werden. Von ihm kommt aller Werth und Unwerth. Eigentlich iſt die ganze Lebensphiloſophie nichts anders, als Anleitung zum weiſen Gebrauche der Kräfte — Anleitung, ſo mit ihnen zu wirken, wie es der Idee der Menſchheit angemeſſen iſt, und wie es daher allgemein gebilligt werden kann. Was auch der Gegenſtand des menſchlichen Thuns und Laſſens ſeyn mag: die Aeußerung ſeiner Kraft daran bleibt es doch immer, was die Vernunft dabey zu loben oder zu tadeln findet. Aus dieſem weis

tern Geſichtspuncte betrachten wir indeß hier die Kräfte nicht. Sie ſind uns hier, nicht bloß Etwas, wodurch, ſondern auch Etwas, worauf gewirkt wird; nicht das, was überhaupt an uns geregelt werden ſoll, ſondern Eine von den mancherley Ausſtattungen der Natur, die uns zu einer eigenen Anwendung verliehen wurden, die ſelbſt den Rang eines vernünftigen Zweckes behaupten, und deswegen eine eigne Behandlung fordern. Ich wirke ſchon mit meinem bloßen Leben und Daſeyn, ich wirke mit meinem Vermögen und Anſehen, mit meinem Geiſte und mit meinem Körper, ſo auch mit der Geſammtheit meiner Kräfte. Sie ſind für mich Werkzeuge und Güter. Sie ſtehen zu mir in Verhältniß, in wie fern ich ſie zur Erhöhung eigner Vollkommenheit und zur Beförderung des Geſammtzweckes der Menſchheit, aber auch zu eignem und fremden Verderben in Bewegung ſetzen kann.

Schätzung, Erhaltung, Bildung, Anwendung, Mißbrauch und rechter Gebrauch, das ſind die weſentlichen Puncte, welche die Moral in Anſehung ihrer zu unterſuchen hat.

1.

Schätzung der Kräfte.

Ein Leben, worin wir nichts ausrichten könnten, müßte uns ganz unerträglich seyn. Den köstlichsten Genuß hat der Mensch von dem, was er selbst zu Stande brachte. Jeder andre, der aus dem leichten und harmonischen Spiele unwillkührlicher Lebensthätigkeit oder aus den süßen Träumen der Einbildungskraft entsteht, ist nicht für die Dauer. Es ist, als ob er erst, durch kräftigere Anstrengung, der Natur abverdient werden müsse. Das Gefühl, etwas wirken zu können, ist eins der erhabensten, dessen wir fähig sind. In ihm werden wir unsrer Persönlichkeit, unsers Daseyns im Leben erst recht inne; in ihm besitzen wir uns selbst, nicht bloß in unsrer Selbstheit, sondern auch in unsrer Menschheit. Wer dieses Gefühl noch nicht kennt, dem ist das Leben in seinem Werthe und in seiner Kraft ein Geheimniß, von dessen Sinne er kaum eine Ahndung hat.

Die Wichtigkeit des Lebens hänget von seiner Würde ab; seine Würde aber ist in seiner Kraft. Freyheit, Vernünftigkeit, Selbstthä-

digkeit, darin beſteht der reine Charakter der Menſchheit; ſie ſelbſt aber ſind nichts anders als entbundene, unabhemmte Thätigkeit. Je unabhängiger von Eindrücken, je weniger aufgelegt zum Leiden und Zwange, je weniger beſtimmt durch äuſſere Dinge oder innere Nothwendigkeit, je unabhängiger in ſeinem Thun man iſt: deſto reiner ſtellt ſich jener Charakter dar, deſto mehr bewährt ſich echte Würde. Je mehr thätige Kräfte ſich in uns regen, deſto ſtärker iſt uns dieſe verbürgt, deſto leichter wird es uns werden, ſie vollſtändig auszubilden. Wie wollte ſich auch Würde, die in etwas Anderm beſtände, zu erkennen geben, wenn nicht durch thätige Kräfte? Die herrlichſten Vorzüge bleiben entweder immer verborgen, oder ſie offenbaren ſich wirkend. Alles Selbſtgefühl iſt im Wirken. Der Vorwurf, man ſey ein kraftloſer Menſch, iſt der ſchimpflichſte, der Jemand treffen kann.

Alles, was der Menſch iſt, iſt er durch ſeine Kräfte. Die Verdienſte, die er ſich erwirbt, erwirbt er ſich durch ſie. Die Brauchbarkeit, die er für Andre und für ſeine Beſtimmung zeigt, richtet ſich nach dem Maaſſe ſeiner Kräfte und der Geſchicklichkeit in ihrem

Gebrauche. Gröſſer kann ſich uns der Menſch nicht darſtellen, als in angestrengten Aufbiethen ſeiner Kraft. Viel Bedeutendes zum Nutzen, zum Vergnügen und zur Verſchönerung wird ſchon durch die bloſſe Anwendung derſelben hervorgebracht; noch mehr aber, wenn dieſe Anwendung eine beſonnene und übelegte, die Kraft eine gebildete iſt. Nicht bloſs der natürliche Trieb ſich zu erweitern, die Vorbildungen des Innern im äuſſern Abbilde zu offenbaren, und ſich in trefflichen Werken mitzutheilen; auch der Befehl der Pflicht, für den Zweck der Menſchheit thätig zu ſeyn, muſs uns die Kräfte unſerer Natur ſchätzenswerth machen.

Die meiſten Menſchen gelangen wohl nie zu einem deutlichen Bewuſtſeyn ihrer Kräfte, ob ſie gleich dieſelben täglich gebrauchen. Sie ſind blinde Werkzeuge der natürlichen Ordnung der Dinge. Sie wirken im Ganzen, wozu ſie getrieben und geſtoſſen werden. Man kann das, was ſie zu Stande bringen, kaum als durch ſie geſchehen betrachten. Es iſt ihnen ſo gewöhnlich, das oder jenes zu thun, daſs ihnen die Mühe, welche ſie dabey haben, nur als ein Leiden erſcheint, als ein Schickſal,

das auf ihnen ruht, ohne ihr wahres Selbſt darin zu erblicken. Ihre Rohheit macht ſie eben ſo unfähig zum Gefühl ihrer Kraft, als zur vernünftigen Selbſtſchätzung. Die Moral hat an ſie in dieſer Rückſicht keine Forderung, als etwa die, ſich zu kultiviren; wenn ſie anders dazu Vermögen, Gelegenheit und Geſchick haben. Nur dem ſelbſtſtändigen Menſchen, nur dem, der angefangen hat, ſich zu leben, kann man Gefühl und Schätzung ſeiner Kräfte zur Pflicht machen.

Aber es gibt Andre, bey welchen der Mangel an Schätzung ihrer Kräfte vom Mangel an Aufmerkſamkeit auf dieſelben herrührt: die derſelben wohl fähig wären, wenn ſie ſich nur ſo viel beachten wollten, wenn ſie ſich nicht zu ſehr in das Gedränge ihrer Geſchäfte verlören, um ſich dabey im Auge zu halten. Die knechtiſchen Geſchäftsmänner und die mühſeligen Dienſtleute des Eigennutzes ſind hierhin zu rechnen. Sie wiſſen nicht, was ſie leiſten könnten, weil ſie ſich entweder außer ihrem engen Kreiſe nie verſucht, nie mit Geiſt gearbeitet, oder weil ſie auf das, was ſie wirklich leiſten, nie reflectirt haben. Das menſchliche Geſchlecht hat vielleicht viel — aber die Menſch-

heit hat nichts an ihnen. Das höhere Leben der Weisheit ist nicht für sie da. Alle Schuld fällt indeß auf sie selbst zurück. Eben ihre Arbeitsamkeit stürzt sie in schimpfliche Trägheit.

Andre wissen wohl, was sie leisten können, aber sie machen nichts daraus. Sie berechnen den Werth ihrer Kräfte nach dem, was sie einbringen, und schätzen sie nur um des Gewinnes willen, den sie an Vermögen oder Ehre davon haben. Oder sie sind gleichgültig gegen dieselben; weil sie sich nur in der Anstrengung, die sie scheuen, erproben; weil das Leben andre Vorzüge besitzt, die ihnen, in ihrer sinnlichen Stimmung, lieber sind; und zeigen damit nicht bloß eine grobe Unfähigkeit zur echten Lebenskunst, sondern auch Geringhaltung ihrer Würde und der großen Angelegenheit, wofür Jeder wirken soll. Wie kann man von Dem erwarten, daß er seiner Pflicht nachleben werde, der auf die Kräfte, die er zu ihrer Erfüllung besitzt, gar keinen Werth setzt? Was er ihr gemäß thut, ist ein geist- und vordienstloser Mechanismus.

Wenn das Leben nur in seinen Kräften gefühlt wird, die Würde sich nur in ihnen offenbart, und nur sie den Preis des menschli-

chen Daſeyns gewinnen: dann verdienen dieſe auch eine rückſichtsloſe, uneigennützige Schätzung; dann iſt es Pflicht, ſie nicht bloß zu erhalten, zu ſchonen und anzuwenden, ſondern auch ihren innern und freyen Werth anzuerkennen und zu empfinden. Das größere oder geringere Maß derſelben, das uns zu Theil geworden iſt, kann hierin nichts vermehren oder vermindern. Der Geiſt, der ſie belebt, und ihr Eingreifen in die Ordnung des Ganzen ſind es, was ſie ſchätzenswerth macht. Die kleinere Kraft gilt, rein menſchlich gewogen, eben ſo viel als die größere, weil ſie mit Würde gepaart geht, weil durch ſie, zweckmäßig angewendet, etwas Unentbehrliches und Wohlthätiges ausgerichtet, der Zweck der Menſchheit gefördert wird.

Aber die Kräfte ſind unter ſich verſchieden; und dies muß auch einen Unterſchied in der Schätzung derſelben hervorbringen. Ihr Werth richtet ſich nach dem nähern oder entfernten Verhältniſſe, worin ſie zur Würde ſtehen. Eine Kraft iſt um ſo edler, je mehr ſich in ihr die Selbſtſtändigkeit und Freyheit der vernünftigen Natur zeigt. Die geiſtige höher als die Körperkraft; und unter den ver-

ſchiedenen Körperkräften behaupten wieder diejenigen den Vorzug, die unter dem unmittelbarern Einfluſſe des Geiſtes ſtehen, oder für dieſen tauglichere Werkzeuge abgeben, in deren Gebrauche ſich mehr Geiſt darſtellen läßt, oder durch deren Anwendung geiſtigere Zwecke gefördert werden können. So verdient auch unter den geiſtigen Kräften diejenige höher geſchätzt zu werden, die mit mehr Selbſtthätigkeit wirkt, weniger der Anregung des Gefühles, eines blinden Triebes, äußerer Umſtände oder anderer Kräfte bedarf, weniger an ſinnliche Bedingungen gebunden iſt, und weniger der ſinnlichen Nothwendigkeit dient.

Alle menſchlichen Kräfte laſſen ſich auf Denk- und Willenskraft zurückführen, oder doch als ſolche betrachten, die unter dieſen ſtehen, und in welchen mehr oder weniger von ihnen enthalten iſt. Denn die äußere Thatkraft iſt eigentlich nichts anders als Willenskraft, die ins Leben getreten und an einem ſinnlichen Stoffe wirkſam geworden iſt. Beyde haben gleichen Anſpruch auf Würde; in beyden ergießt ſich gleich unmittelbar das höchſte Leben des Geiſtes. Die Willenskraft läßt ſich als fortgeſetzte und ſteigende Denkkraft

betrachten. Jede von ihnen iſt aber um ſo edler, je reiner und ſtärker ſie ihre eigne und urſprüngliche Natur ausdrückt; je weniger ſie an die niedern Gegenden der Sinnlichkeit ſtreift, und hier mit dem Körper in Verbindung tritt. Unter den verſchiedenen Kräften, welche die Totalität der Denkkraft conſtituiren, oder zu ihren Operationen zuſammentreffen, iſt Vernunft, als das Vermögen der Ideen und der zuſammenhangenden, gegründeten Wahrheitserkenntniß, unſtreitig die vortrefflichſte; in ihr ſtrahlt am meiſten die fixere, göttliche Natur des Menſchen; weniger edel der Verſtand, als das Vermögen der Begriffe und der allgemeinen Urtheile, der ſich ſchon näher an den ſinnlichen Stoff hält; noch weniger edel Phantaſie und Einbildungskraft, die ſich an ſinnlichen Bildern thätig erweiſen, und am wenigſten edel die ſinnliche Urtheilskraft, die ſich nicht über das Einzelne und Gegenwärtige erhebt. Die Willenskraft iſt am vortrefflichſten, wo ſie als Vermögen der Selbſtbeſtimmung, weniger edel, wo ſie als Beharrlichkeit aus Angewöhnung, noch weniger edel, wo ſie als Begierde, und am wenigſten edel, wo

ſie als mechaniſcher Trieb wirkt. Auch in der äußern Thatkraft läßt ſich Geiſtiges und Körperliches unterſcheiden, wovon jenes, der Muth, dieſem, der phyſiſchen Stärke, vorzuziehen iſt.

Bey der Beobachtung dieſer Unterſchiede und Abſtufungen, die ſich ohnehin mehr auf das innere als auf das äußere Verhalten, mehr auf die Schätzung als auf die Schonung und Kultur der Kräfte beziehen, darf man indeß gegen keine gleichgültig ſeyn; denn ſie ſind alle für das thätige Leben unentbehrlich; alle müſſen zuſammen treffen, wo zweckmäßig und mit Erfolg gewirkt, Würde behauptet und erhöht werden ſoll.

2.

Erhaltung der Kräfte.

Wer ſeine Kräfte nach ihrem Werthe zu ſchätzen weiß, wird gewiß auch auf ihre Erhaltung bedacht ſeyn, um ſich ihres Gebrauches lange freuen zu können. Das beſte Mittel dazu iſt eine ihrer Natur angemeſſene Uebung derſelben. Sie roſten zuletzt ein, wenn man ſie gar nicht anwendet. Der Unthätige muß bey den trefflichſten Anlagen am Ende ein kraft-

leſer Menſch werden. Die Werkzeuge verlieren ihre Lenkſamkeit, und der Trieb ſeine Spannung; innere und äußere Erſtarrung, Trägheit und Unvermögen treffen in geiſtiger und körperlicher Ohnmacht zuſammen. Man wird unmuthiger und unfähiger, weichlicher und ungeſchickter zugleich, wenn man ſeine Kräfte lange ruhen läßt. Uebung erhält ihnen ihre natürliche Diſpoſition und Geſchmeidigkeit — uns die Fertigkeit, Anſaeligkeit und Energie. Je mehr man ſeine Kräfte braucht, deſto mehr wird man ihrer mächtig; deſto leichter wird ihre Anwendung, deſto gröſer ihr Drang und ihre Wirkſamkeit. Freylich muß dieſe Uebung ihrem jedesmaligen Zuſtande angemeſſen ſeyn, und in den natürlichen Progreſſionen fortſchreiten, ſo daß ſie zugleich als Bildung zur Reife angeſehen werden kann. Man würde ihrem Zwecke ganz entgegen arbeiten, wenn man ſie in Verhältniſſen und an Gegenſtänden üben wollte, die für ſie noch nicht gehören. Die Menſchen, welche ſich durch Weisheit und Gemeinnützigkeit, durch Stärke im Denken und Thun auszeichneten; ſo wie diejenigen, welche bis in das ſpäteſte Alter eine jugendliche Munterkeit, einen regen

Geist und eine frische Thatkraft behielten, und da noch Werke zu Stande brachten, in welchen der Genius und die Energie der männlichen Zeit lebte, waren immer diejenigen, welche in ihrem frühern Leben am meisten gedacht und gehandelt, am wenigsten geträumt und geruht hatten. Wie angemessen Thätigkeit der menschlichen Natur, wie unentbehrlich sie zur Gesundheit, mithin auch, wie nothwendig zur Erhaltung ihrer Kräfte sie sey, erhellt schon daraus, daß der angeborne Trieb derselben die Quelle aller übrigen ist.

Nichts schwächt die Kräfte mehr als Uebermaß im Genusse. Er hat nicht nur Weichlichkeit und Verdrossenheit zur unmittelbaren Folge; er stumpft nicht nur in einem höhern Grade als bloße Unthätigkeit ab, indem er die Quellen des Lebens erschöpft, sondern er versetzt überdem auch gewöhnlich in eine Betäubung, in welcher man zum Gebrauche derselben unfähig ist, und immer unfähiger wird. Die Werkzeuge des Genusses und der Thätigkeit stehen in zu genauer Verbindung, als daß nicht die übertriebene Anstrengung der Einen auch die andern angreifen sollte. Wer zu oft, zu lange oder zu lebhaft genießt, und sich be-

rauſcht im Genuſſe, wird uns bald das Bild des verächtlichſten Schwächlings in ſeiner Perſon darſtellen, und eben ſo wenig im Stande ſeyn, mit ſeinen Gedanken tief einzudringen, und viel zu umfaſſen, als etwas ernſtlich zu wollen und muthig durchzuſetzen; alle ſeine Unternehmungen ſind mit dem Gepräge der Feigheit, Ohnmacht und Jämmerlichkeit geſtempelt.

Eben ſo ſorgfältig haben wir uns vor übertriebener Anſtrengung im Thun zu hüthen, wenn wir uns einen dauerhaften Gebrauch unſrer Kräfte ſichern wollen. Wer zu viel und zu anhaltend arbeitet, wird eben ſo wohl frühzeitig ſtumpf werden, als wer zu ſtark und mit zu groſſer Spannung arbeitet. Beydes vermindert und verzehrt die Kraft. Die Luſt vergeht, und wenn ſie bliebe, würde man ſie doch nicht befriedigen können. Häufig und traurig ſind die Beyſpiele zu ſchnell verbrauchter Kräfte. Je vermögender man ſich fühlt, deſto gröſſer iſt auch der Drang zu wirken, deſto ſchwerer wird es, ſich darin Gränzen zu ſetzen. Das Bewuſtſeyn der Kraft erzeugt vorzüglich leicht die Meynung, ſie ſey unverwüſtlich. Die Erhebung unſers Weſens, die damit ver-

knüpft iſt, iſt mehr als alles Andre dazu geeignet, uns über jede Beſorgniß wegzuſetzen, und Alles von uns entfernt zu halten, was nur den Schein der Aengſtlichkeit hat. Ausgezeichnete Menſchen werden von ihrer Thätigkeit immer weiter geführt. Indem ſie auf Ein Ziel hinarbeiten, ſtoßen ſie auf tauſend Gegenſtände, die ihnen neuen, reitzenden Stoff der Thätigkeit anbiethen, und ſie faſt unwiderſtehlich zur Bearbeitung hinreißen. Dies iſt um ſo gefährlicher für ſie, da ſie ohnehin nicht anders als mit Anſtrengung arbeiten können, da ſie Alles, was ſich ihnen aufdringt, mit einer Lebhaftigkeit ergreifen, die ſchon an ſich verzehrend iſt. Ihnen muß daher vor Allem Mäßigung zur Pflicht gemacht werden, zu der ſie ſo wenig geneigt ſind; um ſo mehr, da ihr höherer Enthuſiasmus für das Gute ſo leicht durch das Glänzende ſelbſtvergeſſener und aufopferungsvoller Anſtrengung geblendet, und durch den Schein des Edeln und Verdienſtlichen verleitet wird, die Forderungen der Weisheit zu überſehen.

Man kann ſchon viel thun, ohne ſeine Kräfte zu ſchwächen, wenn man die rechte Zeit zu treffen weiß, wenn man nur nicht bey

demſelben Geſchäfte zu lange verweilt, dieſelbe Anſtrengung nicht zu lange fortſetzt, und derſelben Kraft nicht zu viel abfordert. In den gehörigen Abwechſelungen und Unterbrechungen bey ſeinen Arbeiten beſteht die Kunſt eines thatenreichen und lange blühenden Lebens. Wenn man über einer ſonſt intereſſanten Beſchäftigung ſchon ſtumpf geworden, und dieſe eben deswegen ſchwieriger geworden iſt, immer verwickelter wird, und ſich immer weniger zur Befriedigung ausführen läßt: ſo koſtet es freylich viel, davon abzulaſſen; der Drang, ſich ſelbſt genug zu thun, iſt ſo groß, und die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt ſo drückend, daß man ſich nicht gut davon trennen kann. Und doch iſt es nie nothwendiger, etwas anders vorzunehmen, und nie gefährlicher, eine lange getriebene Beſchäftigung weiter fortzuſetzen, als gerade hier, eben um der Unruhe und Spannung willen, die man dabey fühlt.

Es iſt freylich nicht bloß für das Leben und ſeine Zwecke, ſondern auch für die Erhaltung ſeiner Kräfte wohlthätig, ſich an eine beſtimmte Ordnung ſeiner Arbeiten zu binden, und davon ohne Noth nicht abzuziehen. Es iſt nicht bloß Pflicht, ſich durch die Abneigung,

die man gegen ein gewiſſes Geſchäft fühlt, wenn es ſonſt gerade die rechte Zeit iſt, nicht abſchrecken zu laſſen; ſondern man muß ſich auch eben darin, daß man es, deſſen ungeachtet, muthig angreift, einen Beweis der Selbſtbeherrſchung geben, und ſich in dieſer wichtigen Tugend zu üben ſuchen. Dadurch wird jene Gemüthsindolenz verhüthet, die nicht beſſer als Kraftloſigkeit iſt. Je mehr man ſich gewöhnt, ohne Rückſicht auf Luſt und Unluſt, thätig zu ſeyn: deſto mehr gewinnt man an ſelbſtſtändiger Stärke; deſto mehr ſichert man ſeinen Kräften ihr unabhängiges Vermögen. Aber man muß ſich doch an jene Ordnung nie ſo feſt binden, daß man nicht davon abgehen könnte, wenn das Bedürfniß und die gegenwärtige Stimmung der Kräfte mit ihr in Widerſpruch ſtänden. Wenn die Abneigung gegen ein gewiſſes Geſchäft in Widerwillen oder Ekel übergeht: ſo iſt dies ein Zeichen, daß unſre Kräfte jetzt nicht in dem Zuſtande ſind, der ſich für daſſelbe eignet; daß wir ſie nicht allein vergebens, ſondern auch nicht ohne Beeinträchtigung derſelben aufbieten würden, und die Sorge für die Erhaltung unſrer Kräfte macht es uns zur Pflicht,

ſehr davon abzuziehen. Auf Luſt oder Unluſt ſoll man freylich an ſich nicht achten, wohl aber auf ſeine gegenwärtige Diſpoſition, und in wie fern ſich dieſelbe durch Luſt oder Unluſt ankündigt, auch auf dieſe. Zwang ſoll man ſich allerdings anthun, nur keinen gewaltſamen und unnatürlichen; dieſer iſt aber da erforderlich, wo die Kräfte, die zu einer Arbeit gebraucht werden müſſen, entweder ſchon zu lange angeſtrengt, und dadurch erſchöpft ſind, oder ſich doch ſonſt in einer ungünſtigen Verfaſſung befinden.

Die Diſpoſitionen der Kräfte haben zum Theil ihre täglichen Perioden, zum Theil richten ſie ſich nach zufälligen Lagen, Veränderungen des Körpers und Ideenreihen des Geiſtes. Es gibt Stunden, wo man zum ernſten Selbſtdenken, andre, wo man zum Einſammeln des Gedankenſtoffes, oder zur Prüfung fremder Gedanken, andre, wo man zu Arbeiten, die eine rege Phantaſie verlangen, noch andre, wo man zur Aeuſſerung der Thatkraft vorzüglich aufgelegt iſt, — oft in dem Grade, daß eine entgegen geſetzte oder auch nur verſchiedene Anſtrengung ganz naturwidrig, und daher zerſtörend ſeyn würde. Hier wäre es un-

weiſe, ſich dennoch zu einer ſolchen nöthigen zu wollen.

Der zu häufige und anhaltende Gebrauch derſelben Kraft beſtraft ſich ebenfalls, wie alles Einſeitige, in ſeinen verderblichen Folgen. Nicht allein, daß er die zu ſehr angeſtrengte Kraft zu ſchnell verbraucht, ſondern er greift auch zerrüttend in das Getriebe der übrigen Kräfte ein. Man muß in der Anwendung ſeiner Kräfte nicht allein durch die Beſchäftigungen; zu welchen die Eine oder die andre nöthig iſt, wechſeln, ſondern auch bey jedem Geſchäft, in welchem Eine Kraft vor der andern aufgebothen werden muß, die übrigen doch nicht ganz aus der Acht laſſen, ſondern ſich bemühen, derſelben ſo viele als möglich damit zu vereinigen, und ſich ſo im Zuſammenwirken aller Kräfte, und im Handeln mit ſeinem ganzen Daſeyn zu erhalten. So fordern es die Natur und das Ideal des wirkſamen Menſchen; ſo gelangt man zum vollſtändigſten und dauerhafteſten Genuſſe ſeiner Kräfte. Alles Feindſelige, Widerſtreitende und Ausſchließende iſt zerſtörend.

Alſo, dein Denken ſey kein bloßes Speculiren, ſondern es geſchehe mit Energie des

Willens, mit Theilnahme des Gefühls, und mit dem erſten Streben der Thatkraft. Es ſey kein bloſes Idealiſiren, ſondern ein anſchauliches Denken für die Wirklichkeit. Es werde dabey nicht bloß Vernunft, ſondern auch Verſtand und Einbildungskraft aufgeboten, damit nicht, während das Eine ſich durch Ueberſpannung aufreibt, das andre ungebraucht verache.

Die Sorge für die Erhaltung der Kräfte muß überhaupt eine gleichmäßige ſeyn, keine darf der andern aufgeopfert werden, weil ſie alle für den Zweck der Menſchheit, und jede für die übrigen unentbehrlich ſind. Die Eine Kraft iſt freylich, wie im Vorhergehenden bemerkt wurde, edler und ſchätzenswerther wie die übrigen; aber dies darf doch auf die Bemühungen, ſich ihres Gebrauches möglichſt lange zu verſichern, keinen Einfluß haben. Der Fall kann auch gar nicht eintreten, daß die Erhaltung der Einen Kraft mit der Erhaltung der übrigen nicht beſtehen könnte; wohl aber der, daß das Beſtreben, die Eine möglichſt brauchbar zu erhalten, ohne einige Zurückſetzung der andern nicht wohl möglich iſt. Hier iſt indeß nicht immer die edlere auch die

wichtigere, ſondern diejenige verdient vielmehr den Vorzug, deren man ſo wohl in ſeiner Lage, als auch zur Erhaltung der übrigen Kräfte am wenigſten entbehren kann.

Ungewöhnliche Pflichten fordern oft auch ungewöhnliche Anſtrengungen. Für jene ſind daher auch dieſe aufzubewahren — und da zu meiden, wo weder die Noth noch wichtige Zwecke ſie verlangen, damit man, wo ſie erforderlich ſind, ſie leicht und unzeſchwächt aufbiethen könne. Ich ſoll meine Kräfte nicht allein erhalten, ſondern auch ſchonen. Ich darf ſie nicht allein nicht verletzen, ſondern ihnen auch nicht zu viel aufbürden. So wie mit jedem koſtbaren Gute: ſo ſoll ich auch mit ihnen ſparſam umgehen. Aber wenn ich an gewiſſe Angelegenheiten mein Leben ſetzen darf: ſo darf ich noch eher an ſie meine Kräfte wagen. Es gibt Fälle, in welchen es die ſchimpflichſte Engherzigkeit verrathen würde, wenn ich vorher calculiren wollte, ob und in wie fern meine Kräfte dem, was mir aufgetragen iſt, gewachſen ſeyen, und was ich dabey für ſie zu fürchten habe. Wenn ich einmal einen Beruf übernahm: ſo muß ich ihm auch ganz nachkommen, und keine Forderung deſſelben, unter dem Vor-

wande, daß dies zu viel für mich ſey, und daß ich es nicht werde aushalten können, unerfüllt laſſen. Wenn durch mich etwas Bedeutendes bewirkt werden kann, aber nicht anders, als mit einem groſſen Aufwande oder mit einem ſchnellen Aufbiethen von Kraft: ſo würde ich mich ſelbſt entehren, wenn ich dieſen ſcheuen wollte. Aber eben ſo ſehr würde ich mich entehren, wenn ich beydes an einen kleinen Zweck oder an die Befriedigung meines Eigennutzes verwenden wollte. Auch iſt es einleuchtend, daß Schonung da Pflicht bleibe, wo man damit vielleicht ſpäter, aber nicht weniger ſicher, zum Ziele gelangt.

3.

Bildung der Kräfte.

Zum Gebrauche iſt jede Kraft da, deswegen iſt es Pflicht, ihr die gröſte Brauchbarkeit zu geben. Jede Kraft iſt ein Vorzug — und dieſer um ſo höher, in je gröſſerer Vollkommenheit man ſie beſitzt. Je freyer und geſchickter ſie wirkt, deſto mehr verherrlicht ſich in ihr die Würde. Wille der Menſchheit für ihre Individuen muß es ſeyn, daß alle Kräfte derſelben alle Bildung empfangen, deren ſie

fähig sind. Wer seine Kräfte vernachlässigt; gibt dadurch zu erkennen, daß er ihren Werth schlecht zu schätzen wisse, und daß ihm das Interesse der Menschheit sehr gleichgültig sey. Alles Gebildete trägt das Zeichen einer höhern Natur an sich. Wo etwas gebildet werden soll, da müssen die edelsten Fähigkeiten arbeiten. In seiner gebildeten Kraft erblickt das vernünftige Wesen seine herrlichste Eigenschaft.

Die Bildung bezweckt nichts anders, als **größere Brauchbarkeit**. Jede Kraft soll das ganz seyn, was sie ihrer Natur nach seyn kann, damit sie auch alles zu wirken vermöge, was ihre Naturbestimmung mit sich bringt; sie soll im Stande seyn, sich an ihrer Stelle energisch und zweckmäßig zu erweisen, und so nicht bloß den Menschen, der sie besitzt, sondern auch die Ordnung, in welche sie gehört, und worin auf sie gerechnet ist — beyde in ihrer Vollständigkeit darzustellen. Bildung ist Erhöhung ihres Vermögens, ihrer Fertigkeit und Tauglichkeit, zugleich aber auch ihrer Lenksamkeit durch den Willen.

Alle vernünftige Bildung der Kräfte ist **eine freye**. Sie arbeitet zunächst für keinen bestimmten Zweck, sondern für alle Zwecke,

die man ſich in Zukunft aufgeben möchte. Sie will daher zunächſt nichts, als der Natur zu der Aeußerung verhelfen, wornach ſie ſelbſt, nur freylich oft regellos, ſtrebt. Sie iſt individuell, und geht von einer richtigen Kenntniß und Würdigung der Kräfte, die man beſitzt, aus. Man nimmt ſich, wie man ſich findet, und führt in dieſem Geiſte Alles weiter. Es gibt allerdings auch eine beſondere Bildung für die Umſtände, unter welchen man lebt, für die Art der Thätigkeit, der man ſich widmen will, und dieſe iſt nicht frey. Sie empfängt ihre Geſetze von außen her. Sie hat ein eigenthümliches Ziel, welches ſie anſtrebt. Aber dieſe Bildung zum Stande darf doch nicht der Bildung zum Menſchen voran gehen, am wenigſten dieſe zurückſetzen und aus ihrem Rechte verdrängen. Keiner ſollte in einer beſtimmten Sphäre wirken, der nicht erſt bewieſen hätte, daß er als Menſch zu wirken verſtehe. Geſchähe dieſes nicht ſo oft: ſo würde es auch nicht ſo viele verkrüppelte Menſchen und mißlungene Arbeiten geben, die noch dazu unglücklicher Weiſe die Meiſterſchaft ihrer Urheber documentiren ſollen. Am wenigſten darf die Bildung für eigennützige Zwecke ar-

heiten, die Kräfte etwa für den Gelderwerb, für die Vergrößerung des Ansehens, für Bequemlichkeit und Lebensgenuß, oder für die Knechtschaft eines bürgerlichen Verhältnißes zurichten wollen. Sie erhalten dadurch einseitige Richtungen, werden in ihrer Entwickelung gestört, ihres Adels beraubt, und ihre herrlichsten Wirkungen gehen verloren. Eben das ist das Wesen der Bildung, daß sie dieselben von allen fremdartigen Einflüssen, von allen äußern Nöthigungen unabhängig zu machen, und sie von allen Verunstaltungen des Eigennutzes zu läutern sucht. Nie werden die die Sclaverey ihrer Seele verläugnen, die nur von Aussichten zur Bildung bewogen, und in derselben geleitet werden konnten.

Darum muß nun auch die Bildung der Kräfte keine einseitige seyn, keine einzelne Kraft, etwa weil sie besondre Lust erweckt, oder sich stärker regt, vor der andern begünstigen. Damit ist aber nicht gesagt, daß man auf jede gleichviel Fleiß verwenden soll. Die Bildung wird hauptsächlich durch Uebung bewirkt. Die Umstände bringen es mit sich, daß die Eine Kraft mehr als die andre geübt werde. Man sorge nur dafür, daß dies für

die letztere keinen verderblichen Einfluß habe. Eine Kraft bedarf der Bildung mehr als die andre, weil die Natur weniger für ſie gethan hat, oder weil jene ſchon mehr durch den ihr eingebornen Trieb begünſtigt wird. Hier muß die Bildung mehr zurückhaltend und einſchränkend ſeyn, während ſie dort mehr treibend und fördernd wirkt. Endlich hat auch die Eine Kraft vor den andern den Vorzug der Wichtigkeit. Man bedarf ihrer öfter oder in höherm Grade. Sie ſteht in näherer Verbindung mit dem Zwecke der Menſchheit. Durch ſie wird mehr und Größeres bewirkt. In ihr zeigt ſich die Natur edler und freyer. Die Forderung iſt hier nur die: Jeder Kraft werde die Aufmerkſamkeit und Pflege zu Theil, die ſie nach ihrer Natur, nach ihrem Bedürfniſſe und nach ihren Verhältniſſen zu den übrigen und zu dem ganzen Weſen und zur Beſtimmung des Menſchen verlangen kann.

Das eben muß das Hauptaugenmerk in der Bildung der Kräfte ſeyn, daß ſie alle zweckmäßig in einander greifen, daß jede die andre unterſtütze, und jede an der andern habe, was ſie von ihr zu erwarten berechtigt iſt; daß diejenige herrſche, welcher die Herrſchaft ge-

bührt, und jede den Rang behaupte, welcher ihr zukommt. Nur in dieſem richtigen Verhältniſſe derſelben kann der Zweck, für welchen ſie da ſind, und von welchem ſie allen Werth empfangen, erreicht werden. Ueberhaupt möchten ſich die Grundſätze der Bildung in Anſehung der Kräfte folgender Maßen unter einander ſtellen und ausdrücken laſſen: Entwickle deine Kräfte dadurch, daß du ſie an einer Menge von Gegenſtänden, die in ihr Gebieth gehören, verſuchſt; ſtärke ſie durch Uebung, vorzüglich am Schweren; regle ſie, indem du ſie nach Begriffen einſchränkſt und leiteſt; ordne ſie durch weiſe Zuſammenfügung.

Auf den Gebrauch indeß kommt am Ende Alles an, und alle vorzüglichen Eigenſchaften, die wir unſern Kräften mögen gegeben haben, ſind umſonſt, wenn es uns an denjenigen fehlt, die ſich auf jenen beziehen, nämlich Fertigkeit und Feſtigkeit. Der Menſch ſoll kein Sclave ſeiner Kräfte ſeyn, ſie ſollen von ihm regiert werden, und ſeinem Willen zu Gebothe ſtehen. Er muß ſie lenken können, wie es ſeine jedesmalige Abſicht mit ſich bringt.

Mancher ward ſchon ein Opfer ſeiner Kraft eben weil es ihm hieran fehlte. Je mehr Kraft Jemand beſitzt, deſto trauriger iſt es, wenn er ſie nicht regieren kann. Dieſe Fertigkeit ſchließt aber in ſich, daß man ſie zur rechten Zeit aufzubiethen, einzuhalten und ihnen jede beliebige Richtung zu geben wiſſe. Sie kann nicht anders erworben werden, als durch häufige Anwendung und genaue Beobachtung der Kräfte, beſonders im Zuſtande der Wirkſamkeit — durch beſonnene Uebung.

Feſtigkeit der Kraft zeigt ſich darin, daß ſie die Richtung auf ihr Ziel beſtimmt ausdrückt, und entſchloſſen daran halt. Bey jedem Kraftgebrauche muß man wiſſen, was man will, und nie davon laſſen. Ohne dieſe Feſtigkeit bleibt alle äußere Kraft innere Schwäche. Sie iſt aber eine Eigenſchaft, die, wie die vorhergehende, eigentlich nicht an der Kraft ſelbſt haftet, ſondern im Gemüthe deſſen wohnt, der dieſe beſitzt. Sie muß tief im Charakter gegründet werden, und ſich, von dort aus, allen einzelnen Kräften mittheilen. Dies geſchieht aber auf keine andre Weiſe als dadurch, daß die letztern insgeſammt der, zur höchſten Stärke entwickelten und durch Ver-

nunft geleiteten, Willenskraft unterworfen werden. So entsteht das Selbstständige in der Kraft, das Ruhen auf sich selbst, worin diese ihre höchste Glorie zeigt.

Alles dieses zusammengenommen macht den kräftigen Menschen. Der kräftige Mensch hat alle seine Kräfte im gehörigen Verhältnisse entwickelt; sie besitzen bey ihm die Stärke, die sie nur immer durch Uebung erlangen können; sie wirken im friedlichen Vereine, einander unterstützend und fördernd; er versteht sie zu handhaben und in Bewegung zu setzen, wie es ihm gefällt; wo er beginnt, da vollendet er auch. Wo er wirkt, da geschieht es gewaltig; denn es geschieht mit seiner vollen Menschheit, mit seinem ungetheilten und höchsten Vermögen. Er scheint nur da zu seyn, um Erstaunen zu erregen. Größer aber als durch Alles ist er durch die Herrschaft, die er in der Kraft seines Willens über sich selbst ausübt. Werde ein kräftiger Mensch, das ist erschöpfende Regel für die gesammte Bildung. Man wird es nicht, ohne mit sich selbst eins, und ohne, in jeder Hinsicht, Alles zu seyn, was man seyn kann.

Dem kräftigen Menſchen ſind entgegen geſetzt der Unvermögende, der Ohnmächtige und der Weichling. Dem Unvermögenden fehlt es an Kraft in jeder Hinſicht; entweder iſt ſie gar nicht da, oder ſie iſt nicht geübt und ſtark genug, oder ſie iſt regellos und mit ſich ſelbſt im Streite. Der Ohnmächtige hat wohl Kraft, aber er iſt ihrer nicht mächtig; er verſteht ſie nicht zu gebrauchen, ſie überwältigt ihn und erſchöpft ſich zuletzt in der Verzweiflung, die indeß das Daſeyn derſelben laut und entſcheidend genug bezeugt. Der Weichling hat auch wohl Kraft, und verſteht ſie zu gebrauchen, wenn er nur wollte. Aber ſeine Kraft iſt der Luſt unterthan. Er braucht ſie nicht, weil es ihm zu beſchwerlich iſt — oder nur dann, wenn er es bequem und ohne Mühe kann. Es fehlt ihm an Selbſtſtändigkeit, und es iſt nicht viel beſſer, als wenn ſie auch gar nicht da wäre. Alle drey aber ſind nur durch ihre Unſittlichkeit, was ſie ſind. In jedem Menſchen iſt ein reicher Fonds von Kraft niedergelegt. Es hängt nur von ihm ab, ihn zu benutzen. Und was etwa an äußern Kräften des Geiſtes verwahrloſt ſeyn möchte, das läßt ſich durch die Kraft des Wil-

lens, über welche Jeder Alles vermag, mehr als ersetzen. Menschen, die ernstlich wollen, übertreffen sich immer selbst.

4.

Anwendung der Kräfte.

Dafür sollen alle Kräfte erhalten und gebildet werden, daß man sie anwenden könne. Je mehr Kraft Jemand besitzt, und je mehr Vollkommenheit er in derselben erlangt hat: desto unverantwortlicher ist es, wenn er sie nicht gebraucht. Weit entfernt, dann noch ein Vorzug für ihn zu seyn, gereichen sie ihm vielmehr nur zur Schande. In der Anwendung bewährt sich ihr Werth und ihre Bildung. Was soll auch die höchste und gebildetste Kraft Dem, welcher sie nicht gebrauchen mag! Jede wahrhaft gebildete Kraft strebt unwillkührlich, sich in Thaten zu äußern.

Unermüdete Thätigkeit ist die pflichtmäßige Anwendung meiner Kräfte. Dafür habe ich sie. Ich zeige, daß ich sie nicht für einen bedeutenden Vorzug halte, wenn ich nicht so viel mit ihnen wirke als ich kann. So viel zu wirken als ich kann, dazu fordert mich die Menschheit auf; das ist der allgemeine

Wille an jedes Individuum. Die Maxime der Unthätigkeit oder des nachläſſigen, langſamen, gemächlichen Willens kann ich nur als eine ſolche annehmen, die ich für mich allein haben will, worin ich meinem Egoismus nachſahe, und mir etwas vor Andern herausnehme. Ich kann es auf keine Weiſe billigen, daß ſie von Allen befolgt werde. Alles menſchliche Thun gehört in eine beſtimmte Ordnung; alle menſchlichen Kräfte bilden ein Syſtem. Nur dadurch, daß überall geſchieht, was geſchehen kann, wird jene Ordnung erhalten, und bleibt Harmonie in dieſem Syſteme. Wer nichts thut, oder weniger als er vermag, ſtört beyde eben ſo wohl, als der, welcher das Gegentheil von dem thut, was er ſoll.

Das heiligſte Gut eines Jeden iſt der Geſammtzweck der Menſchheit, Freyheit und Selbſtſtändigkeit der Geiſter; nur durch unabläſſiges Streben dahin wird Würde behauptet. Jedem ſoll daran gelegen ſeyn, daß dieſer Zweck immer vollſtändiger erreicht werde; man kann dies aber nur dadurch beweiſen, daß man unabläſſig daran arbeitet. Er iſt allein durch die vereinten Bemühungen Aller zu erreichen; darum ſoll ſich Keiner davon ausſchließen.

Wer ſich ausſchließt, der ertheilt damit jedem Andern das Recht, ſich ebenfalls auszuſchließen. Durch den Beytrag, den man dazu leiſtet, ſichert man ſich ſeinen Anſpruch an jenes Gut. Freyheit und Selbſtſtändigkeit der Geiſter ſind nicht anders zu bewirken als damit, daß ihr phyſiſches Elend gemildert, ihre bürgerliche Exiſtenz verbeſſert, ihre äußere Wohlfahrt vermehrt, ihre Zufriedenheit geſichert, ihr Verſtand aufgeklärt und ihr Wille veredelt wird. Aber das Alles iſt wieder nur die Frucht thätiger Anſtrengung. Ohne ſie wird keinem Bedürfniſſe abgeholfen und nichts verbeſſert. Von dem Fleiße der Vorwelt empfing unſer Jahrhundert ſeine Aufklärung, ſeine Kultur und ſeinen Wohlſtand; wie ſollte ſich nicht Jeder, der daran Theil nimmt, verpflichtet fühlen, die ererbten Schätze der Nachwelt vermehrt zu übergeben!

Seine Würde kann der Menſch nicht anders erweiſen als durch Thätigkeit. Alle Würde beſteht ja im Thun — und beſtände ſie in etwas Anderm: ſo würde doch Keiner ſie erkennen, wenn ſie ſich nicht in Thaten zeigte. Durch Thätigkeit werden alle Kräfte erhalten und weiter gebildet. Von der Unthätigkeit iſt

das Verkommen unzertrennlich. Es gibt freylich auch eine Arbeitsſeligkeit, wobey die Menſchen verkommen; aber kein Vernünftiger wird das erbärmliche, geiſtloſe Weſen Thätigkeit nennen. Nicht daß etwas verrichtet, ſondern, daß es auf eine menſchliche Art verrichtet wird; daß Denk- und Willenskraft in und mit dem Körper wirken; daß in dem, was man thut, Beſonnenheit, Freyheit und Selbſtſtändigkeit iſt: das macht die eigentliche Thätigkeit aus. Wer ſo thätig iſt, der kann dabey unmöglich zurück bleiben; er wird unvermeidlich gewandter, einſichtsvoller, weiſer, entſchloſſener, ſejer und kräftiger werden. Selbſt die Kultur, welche Jeder im Verkehr mit Andern, durch das wechſelſeitige Einwirken, empfängt, empfängt er nur, in wie fern er ſelbſt in jenem Einwirken thätig mit begriffen iſt.

Thätigkeit iſt das Weſen im Menſchen. Aus ihr fließen ſeine übrigen Eigenſchaften ab, und ſie offenbart ihm ſeine Beſtimmung. Ein Vorzug, den er beſizt, iſt um ſo edler, je näher er dieſer Quelle iſt, je mehr und je ungetrübter ſich in ihm Thätigkeit zeigt. Die Tugend iſt nichts anders als die höchſte und reinſte

Selbſtthätigkeit. In reiner Thätigkeit ſelig zu ſeyn, iſt das Beſtreben der Tugend, die Beſtimmung des Menſchen. So weit man es in der Thätigkeit gebracht hat; eben ſo weit kann man auch ſicher rechnen, in ſeiner Vervollkommnung gekommen zu ſeyn. Nach der Thätigkeit eines Menſchen richtet ſich die öffentliche Achtung, die ihm zu Theil wird; und dieſe iſt mehr als Gefühl des Nutzens, den man von ihm hat; ſie iſt die Huldigung, welche dem Vortrefflichen gebührt. Thätigkeit iſt Pflicht und Ehre des Menſchen.

Aber Thätigkeit allein macht es nicht aus. Es kommt darauf an, wie man thätig iſt. Die Thätigkeit ſoll etwas austragen, einer vernünftigen und freyen Natur angemeſſen ſeyn. Es gibt Menſchen, die man nie ohne Beſchäftigung antrifft, die immer zu denken, zu beſorgen, auszurichten und zu treiben haben, die ſich in dem Gedränge ihrer Arbeiten ſo verwickeln, daß ſie ſich kaum herausfinden können, und faſt nie zu ſich ſelbſt kommen — und dabey doch in große Verlegenheit gerathen würden, wenn ſie angeben ſollten: was denn eigentlich durch ſie ausgerichtet wird, was ſie ſich vorſetzen, wie ſie zu dieſer Geſchäftigkeit

kommen, und welche Verdienſte ſie ſich erwerben wollen. Dieſen wird wohl Keiner, bey all' ihrer Mühſeligkeit, den Ruhm vernünftiger Thätigkeit zugeſtehen.

Das Erſte, was dabey gefordert werden muß, iſt doch wohl unſtreitig, daß man bey ſeinem Thun einen Zweck habe. Es ſoll nicht bloße Beſchäftigung, leerer Zeitvertreib, müßiges Träumen ſeyn. Ein vernünftiges Weſen ſindet das unter ſeiner Würde. Weil es vernünftig iſt, muß es mit ſeinem Thun etwas wollen. Thätigkeit iſt immer auf etwas gerichtet, das durch ſie bewirkt werden ſoll. Sie wird ja auch eben darum gefordert, damit durch ſie etwas zu Stande komme. Eine Thätigkeit, die bloß der Luſt folgt, oder von einem unbeſtimmten Triebe, beſchäftigt zu ſeyn, geleitet wird, iſt eigentlich gar keine; ſie iſt dem Spiele oder Genuſſe gleich zu achten. Das Einzige, was dabey heraus kommt, iſt, daß die Kräfte doch nicht ganz ungeübt bleiben; damit wird aber der Beſtimmung derſelben noch gar nicht Genüge geleiſtet. Man muß ſich bey Allem, was man vornimmt, Rechenſchaft darüber ablegen, was man damit beabſichtige, und ſich davon ver-

ſprechen dürfe. Ein zufälliger Gewinn, der daraus entſtehen mag, darf hier gar nicht in Anſchlag gebracht werden, weil man ihn bey der Handlung ſelbſt nicht im Auge hatte. Phantaſiren heißt nicht thätig ſeyn, wenn auch dem Geiſte einiger Vortheil daraus erwachſen, oder ein fruchtbarer Gedanke dabey entwickelt werden ſollte. Eben ſo wenig das wiſſenſchaftliche Speculiren, wobey weder Aufklärung des Verſtandes noch die Erfindung nützlicher Wahrheiten, ſondern bloß Unterhaltung oder Befriedigung einer inſtinctartigen Wißbegierde geſucht wird. Beydes bleibe den Stunden der Erholung aufbewahrt, aber werde nie Angelegenheit des Lebens.

Genau genommen, möchten ſich wohl nicht viele Menſchen der Thätigkeit rühmen können, weil ihnen ſelten klar wird, was ſie wollen, wenn gleich wirklich ein Zweck dunkel in ihrer Seele liegt. Es iſt nicht genug, daß man bey jeder einzelnen Handlung einen Zweck habe; man muß auch einen für den Inbegriff aller Handlungen, für das Leben ſelbſt haben. Nicht genug, daß man weiß, was man will; man muß auch wiſſen, warum man dies will. Jene vielgeſchäftigen Menſchen, die ſich un-

aufhörlich vom Einen zum Andern treiben, haben zwar bey Allem eine Abſicht; aber man würde ſie vergebens fragen, was denn mit ihrem Daſeyn ſelbſt, und mit ihrem Thun im Ganzen gefruchtet ſey. Viel geſchieht wohl durch ſie, aber wenig oder nichts wird ausgerichtet.

Der Zweck vernünftiger Thätigkeit muß zweytens ein erreichbarer, ein gemeinnütziger und wichtiger ſeyn. Wer ſich an etwas wagt, was über ſein Vermögen geht, Dinge ergründen will, die jenſeits der Gränzen des menſchlichen Wiſſens liegen, ſich mit der Ausführung ſolcher Plane befaßt, die noch nicht gehörig vorbereitet ſind, wozu es noch an den erforderlichen Mitteln fehlt, oder die mit dem Geiſte der Zeit und dem gegenwärtigen Zuſtande noch in einem zu auffallenden Widerſpruche ſtehen, der beklage ſich doch ja nicht, wenn ſeine Bemühungen zu Schanden werden. Er verſchwendet ſeine Kräfte vergebens. Seine Thätigkeit nützt nicht, was ſie doch ſoll — oder nur zufällig. Auf den Zufall aber darf es der Vernünftige nicht ankommen laſſen, am wenigſten bey ſeinem Wirken.

Alle Thätigkeit ist in den Dienst der Menschheit gethan. Nicht genug, daß dasjenige, was ich durch sie erreichen will, wirklich erreichbar sey; die Menschheit muß auch Gewinn davon haben, ihre Sache muß dadurch gefördert werden. Das erst gibt meiner Thätigkeit Würde, daß ich auf etwas Heilsames hinweisen kann, das aus ihr entsteht. Wo ich bloß auf mein Vergnügen ausging, da war ich nicht im menschlichen Sinne des Wortes thätig. Ich muß mir selbst angeben können, welchem Bedürfnisse dadurch abgeholfen, welches Elend gestillt, welches Gut dadurch herbeygeführt, allgemeiner oder brauch- und genießbarer gemacht wird, und mir bewußt seyn, daß ich wirklich diese Absicht habe. Kein Mensch kann etwas thun, ohne gemeinnützig zu werden. Auch das selbstsüchtigste Wirken greift in das Ganze ein — aber ohne, vielleicht gar wider den Willen des Urhebers. Manche Beschäftigungen liegen indeß so fern von dem allgemeinen Wohl, und stehen so nahe an dem lieben Ich, daß man nicht annehmen kann, es werde dabey an jenes gedacht. Freylich mögen wohl die wenigsten Menschen das allgemeine Wohl im Auge haben; aber ihre

Arbeiten ſind doch von der Art, daß ſie veranlaßt werden, daran zu denken, daß ſie dieſelben als ſolche betrachten können, die um des gemeinen Beſtens willen da ſind, und daß ſie ſich dabey für daſſelbe anſtrengen müſſen. Das iſt aber nicht der Fall bey Dem, der bloß ſeine Zinſen berechnet, oder ſeine Güter bewirthſchaftet, während er der Welt noch unmittelbar, durch thätiges Einwirken, nützen könnte.

Zum Ideale vernünftiger Thatigkeit gehört aber allerdings, daß man nicht bloß gemeinnützig, ſondern auch uneigennützig arbeite; daß man das Wohl der Menſchheit nicht bloß nebenher beherzige, ſondern mit in ſeine Abſicht aufnehme; daß man ein übrigens wohlthätiges Geſchäft nicht allein des Vortheils wegen, den man ſich davon verſpricht, oder um der Ehre willen, die man damit einzulegen denkt, ſondern auch vornehmlich deswegen verrichte, weil man ſich damit verdient macht. Je uneigennütziger Jemand iſt, deſto thätiger iſt er; deſto mehr erweiſet er in dem, was er thut, ſeine Kraft; deſto ſicherer und reicher wird der Erfolg davon ſeyn.

Wer von dieſem Geiſte der reinen Uneigennützigkeit beſeelt iſt, wird ſich dann auch

nicht dabey beruhigen, daß aus ſeiner Thätigkeit Nutzen entſtehe, ſondern er wird darauf ſehen, daß dieſer Nutzen ein weſentlicher und wichtiger ſey, daß er ſich dadurch auf eine reelle Art um die Menſchheit verdient mache, und daß gerade dadurch das Meiſte geleiſtet werde, was er zum Geſammtwohle beyzutragen vermag, daß er, an ſeiner Stelle, nichts Bedürftigeres, Heilſameres und in jeder Hinſicht Beſſeres thun könne.

Drittens muß der Zweck, für welchen man wirkt, ein ſolcher ſeyn, der im eigentlichen Sinne Arbeit verlangt, und nur durch Anſtrengung erreicht werden kann. Das iſt noch keine Thätigkeit, was ſich auch als Erholung anſehen läßt, und von den meiſten Menſchen als Erholung gebraucht wird. Was man dadurch bewirkt, iſt vielleicht etwas Gemeinnütziges, aber nichts Verdienſtliches, denn es wäre auch ohne uns gethan worden. Man hätte die Stunden der Ruhe dazu anwenden ſollen, und nicht dasjenige darüber verſäumen, was ohnehin ſelten geſchieht, weil es Mühe koſtet. Beſchäftigung mit der Kunſt, wo ſie nicht Beruf iſt, oder mit einer unterhaltenden Lectüre, bildet

allerdings den Geiſt; aber wer darauf ſeine Thätigkeit beſchränken wollte, der würde ſich gegen den Vorwurf, daß er diese in Spiel verwandle, nicht vertheidigen können, er würde immer ein Müßiggänger zu nennen ſeyn. Thätigkeit ſchließt den Begriff eines Zwanges ein, den man ſich dabey anthun muß. Als bloßes Product der Luſt bringt ſie wenig Ehre. Die Ueberwindung eines innern Widerſtandes offenbart erſt das rein Menſchliche und Würdevolle derſelben. Darum verdient auch der noch nicht das Lob der Thätigkeit, der ſich aus bloßer Liebhaberey mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt, wenn er gleich den Zweck dieſer Beſchäftigung nie aus den Augen verlöre. So bald eine Arbeit für mich Spiel iſt, darf ich ſicher ſchließen, daß ich zu etwas Höherm berufen bin, und daß nur Bequemlichkeit und Arbeitsſcheue mich noch an jene feſſeln. Ich muß mich ſelbſt zu einer Beſchäftigung nöthigen, die gegen meine Luſt iſt, wenn ich derjenigen Weichlichkeit des Gemüthes vorbeugen will, worin man bald zu allen Verrichtungen, welche Anſtrengung erfordern, ungeſchickt wird. Kann ich jetzt meiner Luſt folgen, ohne meine Pflicht zu übertreten, weil beyde zufällig mit

einander übereinstimmen: so werden doch Fälle kommen, in welchen sie einander widersprechen. Werde ich dann nicht die Pflicht der Lust aufopfern, wenn ich mich nicht jetzt schon gewöhne, das zu thun, was ich ungerne thue?

Hat man sich einen angemessenen und würdigen Zweck für seine Thätigkeit ausgemittelt: dann muß man ihn, viertens, unverrückt im Auge halten. Oft wird darum so wenig ausgerichtet, weil man zu viel zugleich thun will, seine Aufmerksamkeit zwischen eine zu große Menge von Gegenständen vertheilt, seinen Hauptzweck zu oft und leicht aus dem Gesichte verliert, und deswegen nicht allein vieles versäumt, was für ihn geschehen könnte, sondern es sich auch unmöglich macht, da, wo man für ihn wirken soll, es mit der gehörigen Sammlung zu thun, und sein Nachdenken auf alles das zu lenken, was dabey zu beherzigen ist. Es gibt Menschen, die sich in Alles mischen, alle fremde Angelegenheiten erfahren, in Allem rathen und helfen wollen, und deswegen nichts recht und ganz thun, das Wichtige vernachlässigen, und das Uebrige verderben. Wie weit man über das, was man zunächst zu besorgen hat, hinausgehen, und

wie viel Anderes man noch nebenbey ausrichten dürfe, das muß Jeden eine genaue Kenntniß ſeines Berufes und ſeiner Kräfte lehren. Die Vielgeſchäftigkeit fragt darnach nicht. Sie unterſcheidet nicht zwiſchen Nahem und Fernem, Weſentlichem und Zufälligem, und wirft Alles durch einander. Sie bleibt ein Fehler, der, entweder aus Eitelkeit oder aus einer gewiſſen Unruhe entſprungen, der Natur einer vernünftigen Thätigkeit ganz entgegen, und darum von großen Nachtheilen begleitet iſt.

Vielgeſchäftigkeit iſt abſichtliche Zerſtreuung. Nicht weniger bedenklich als dieſe iſt die unwillkührliche. Viele Menſchen können ihre Gedanken gar nicht beyſammen, und an dem, was ſie verrichten ſollen, feſt halten. Eine lebhafte Einbildungskraft führt ihnen überall eine Menge reitzender Bilder zu, die ihre Aufmerkſamkeit davon ablenken. Sie haben ſich oft davon verloren, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen. So verſchwenden ſie Zeit und Kräfte bald an ein leeres Gedankenſpiel, bald an eine ernſthafte Beſchäftigung, die aber nicht zu ihrem Zwecke gehört. Bey Andern verurſacht eine unruhige Betriebſam-

keit, die nirgends ſtille ſtehen kann, dieſelbe Störung. Faſt jeden Augenblick entſchwindet ihnen das, was ihnen immer gegenwärtig ſeyn ſollte. Faſt jeden Augenblick treibt innerer Drang oder äußerer Reiz ſie an, etwas zu thun, was dahin nicht gehört. Auf dieſe Art iſt es nicht möglich, ſeines Thuns froh zu werden, und etwas Vollkommenes zu Stande zu bringen. Nach der mühſamſten Anſtrengung wird man die traurige Entdeckung machen, daß vieles umſonſt, und nichts ganz geſchehen ſey, und daß es noch allenthalben Lücken und Fehlgriffe gebe.

Noch ſchlimmer iſt es mit der Flatterhaftigkeit, die ihre Zwecke nicht bloß für eine kurze Zeit über andern Dingen verſäumt, ſondern ſie ganz aufgibt; entweder weil ſie ſich daran ermüdet hat, oder weil ſich etwas Andres, durch ſeine Neuheit, beſſer zu empfehlen weiß. Dahin gehören die Menſchen, die immer vom Einen zum Andern eilen, Alles anfangen, aber Nichts vollenden; die von jedem neuen Eindrucke umgeſtimmt werden, und mit neuen Meynungen neue Maximen und Beſtrebungen annehmen. Sie können nie etwas Sonderliches leiſten, weil ſie bey nichts

lange genug ausdauern. Selbſt das Gewöhnliche muß unter ihren Händen mißlingen, weil ſie zu frühe davon wegeilen. Sie kommen nie mit ſich ſelbſt auf das Reine, weil ihnen immer wieder entfällt, was ſie gewollt haben. Darum kann ihre Thätigkeit auch nie eine gemeinnützige und vernünftige ſeyn.

Nicht weniger nothwendig iſt es, fünftens, daß man in ſeiner Thätigkeit anhaltend ſey. Man darf ſich in dem, was man einmal gebilligt hat, und wozu man entſchloſſen iſt, durch nichts irre machen oder unterbrechen laſſen. Nur beym unermüdeten Verfolgen ſeines Zweckes kann man ſicher ſeyn, denſelben wirklich zu erreichen. Die feurigſten Menſchen richten gewöhnlich am wenigſten aus; weil die meiſten Angelegenheiten des Lebens nicht von der Art ſind, daß ſie die Gluth der Leidenſchaft oder des Enthuſiasmus lange erhalten können; weil die Begeiſterung des erſten Augenblickes ſich nur zu bald an dem langſamen Fortgange, an den mühſamern Arbeiten, die dabey vorfallen, und an den Hinderniſſen, womit man zu kämpfen hat, abkühlt; weil nur die ruhige Entſchloſſenheit und die beſonnene Feſtigkeit der Vernunft überall erträgt

und ausdauert. Schwierigkeiten dürfen den thätigen Mann nicht allein nicht abschrecken, sondern auch nicht wankend machen, nicht einmal länger aufhalten, als es die weise Berücksichtigung derselben und die Ueberlegung der zu ergreifenden Maßregeln erfordert. Weder das Verdrießliche und Verwickelte eines Geschäftes, die Gefahren, die dabey zu übernehmen sind, die Widrigkeiten, die man zu tragen hat, und die Unannehmlichkeiten, welche dabey vorfallen, noch die Unlust, die man gerade in sich fühlt, dürfen hier einen hemmenden Einfluß erlangen. So muthig, wie man ans Werk geht, so unverdrossen muß man damit fortfahren. Leicht oder Schwer darf keinen Unterschied machen. Andre Dinge, die uns in den Weg kommen, müssen uns nie länger beschäftigen, als sie es, ihrer Natur und ihrem Verhältnisse zu unserm Zwecke nach, verdienen.

Bey der allgemeinen Verdrossenheit zu dem, was Mühe verursacht, bey der großen Geneigtheit der Menschen, nur das zu thun, was mit ihrer Lust und Weichlichkeit besteht, fällt es gleich auf, daß die Maxime, sich davon leiten zu lassen, nie für Alle gebilligt wer-

den kann, und mit dem gemeinſamen Intereſſe ganz unverträglich iſt. Wo ſie zum Geſetze gemacht würde, da würde gerade dasjenige unterbleiben, was am meiſten Noth iſt. Freylich mag das anhaltende Wirken für einen vernünftigen Zweck viel Selbſtüberwindung koſten. Aber Selbſtüberwindung iſt ja auch der Adel der Thätigkeit — und dieſe nichts ohne jene.

Eine ſechste Eigenſchaft der vernünftigen Thätigkeit iſt weiſe Oekonomie mit der Zeit. Das Leben iſt kurz, und es gibt darin viel zu thun. Wenn es unendlich länger wäre, und auf das ſorgfältigſte benutzt würde: ſo könnte ſich doch Keiner rühmen, daß er Alles gethan habe, was er thun ſollte. Nie ſteht der Menſch am Ziele. Darum ſollte uns kein Augenblick verloren gehen. Es iſt unerlaßliche Pflicht, nicht bloß viel — ſondern ſo viel zu thun, als man kann. Wer davon etwas unterläßt, der vermag nur durch Selbſttäuſchung ſein Gewiſſen zufrieden zu ſtellen. Durch nichts verrathen die meiſten Menſchen mehr die elenden Begriffe, welche ſie von ihrer Beſtimmung und vom Werthe des Lebens haben, als durch ihre leichtſinnige Zeitverſchleuderung,

und ich weiß nicht, ob ſich irgendwo mehr Stumpfſinn zeige, als in dem Beſtreben, die Zeit zu vertreiben.

Die weiſe Oekonomie mit der Zeit verlangt freylich nicht, daß man immer thätig ſey. Dies würde der Natur widerſprechen, die der Ruhe bedarf. Man kann auch an ſich ſelbſt leicht die Probe machen, daß man, bey zweckmäßigen Unterbrechungen, und indem man ſich die nöthige Erholung verſtattet, immer weiter kommt, als bey jener unermüdeten Geſchäftigkeit und jenem engherzigen Geitzen, worin man recht viel zu thun hofft, und ſich ſelbſt nur verwirrt und ſtumpf macht. Sie verträgt ſich auch wohl damit, daß man einen Theil ſeiner Zeit dem Vergnügen widme, damit man nachher deſto muntrer und ſtärker wieder an ſein Werk gehe, vorzüglich, wenn dieſes Vergnügen ein bildendes iſt. Aber ſie dringt darauf, daß das Vergnügen nie Zweck werde, daß man ihm nicht mehr Zeit aufopfere, als der Gewinn, den man für ſeine Thätigkeit davon zieht, werth iſt; daß man ſie nicht an Kleinigkeiten verſchwende, in Tändeleyen hinbringe, über Nebendingen die Hauptſache verſäume; daß man auf Alles nicht mehr und

nicht weniger Zeit verwende, als es verdient; daß man die kleinern Abſchnitte, die zwiſchen die abgemeſſenen Beſchäftigungen fallen, die gewöhnlich ſo gering geachtet werden, und doch im Ganzen ſo viel austragen, durch kluge Ausfüllung ſo erfolgreich und wohlthätig werden, zu Rathe halte, und daß man die Stunden, die man der Erholung hingab, durch größern Fleiß wieder auszugewinnen ſuche.

Es iſt überhaupt nicht genug, daß man nur keine Zeit verloren gehen läßt; man muß auch diejenige, die man benutzt, ganz benutzen, und das, was man thut, ſo ſchnell thun, als man kann. Viele trifft der Vorwurf des Zeitverderbens nicht deswegen, weil ſie oft unthätig ſind, ſondern weil ſie bey ihrer Thätigkeit nur träumen. Auf dieſe Weiſe geſchieht noch weniger, als wenn man den größten Theil ſeiner Zeit dem Genuſſe oder Kleinigkeiten widmet, dafür aber den übrigen deſto raſcher wirkt. Langſamkeit und Trägheit bringen immer nur ſolche Werke hervor, die das Zeichen des Geiſtes, der ſie erzeugt hat, an der Stirne tragen — elende, verkrüppelte Geſtalten. Oft rühren dieſe Fehler von einem phlegmatiſchen Temperamente, oft aber auch

von einer ſelbſtverſchuldeten Weichlichkeit und Indolenz der Seele her. Sie ſind aber immer überwindlich, durch ein ernſtliches und entſchloſſenes Zuſammennehmen. Man muß um ſo mehr ſtreben, ſie zu verbeſſern, je mehr ſie Den, der damit behaftet iſt, entehren, und je nachtheiliger ſie für das ganze Leben, ſeinen Genuß, ſeine Bildung und ſeine Nützlichkeit wirken.

Siebentens, wird eine gute Anordnung der Thätigkeit nicht nur das weiſe Haushalten mit der Zeit ungemein unterſtützen, ſondern auch die Thätigkeit ſelbſt veredeln, nützlicher und erfolgreicher machen. Sehr viel kommt darauf an, daß Alles zur rechten Zeit und am rechten Orte geſchieht. Vielen Arbeiten iſt beydes ſchon durch ihre Natur und durch die Verhältniſſe, worin man lebt, angewieſen. Man braucht beyde nur vor Augen zu halten, um zu wiſſen, was man immer zu thun hat. Die Geſchäfte des Berufes haben ihren beſtimmten Gang, von welchem man nicht ohne die höchſte Noth abweichen darf. Was jetzt geſchehen ſollte, kann zu einer andern Zeit weniger bequem und vortheilhaft geſchehen. Es muß dasjenige, was nachher zu thun iſt, vor-

bereiten. Was jetzt dringendes Bedürfniß iſt, kann oft nachher nicht im Mindeſten mehr nützen; und läßt ſich alſo gar nicht nachholen.

Durch Aufſchieben verſäumt man Gelegenheiten, Hülfsmittel und günſtige Umſtände, die ſich vielleicht nie ſo wieder finden, und bringt die größte Verwirrung in ſeine Geſchäfte. An nichts gewöhnt man ſich leichter, als an das Aufſchieben. Zu dem, was man ſchon einmal aufgeſchoben hat, iſt man nachher noch viel weniger geneigt. Die Unluſt wird immer größer. Man erinnert ſich nicht einmal gerne an das Vernachläſſigte. Der Gedanke iſt ſo natürlich: da man die rechte Zeit doch einmal habe vorbey gehen laſſen; ſo könne nicht viel daran liegen, ob etwas nun auch ſo viel früher oder ſpäter gethan werde. Man macht ſich die Sache immer ſchwerer; und ſie geſchieht entweder nie, oder am Ende ſehr mühſam und unvollkommen. Erlaubt man ſich in der Einen Angelegenheit, von der natürlichen Ordnung abzugehen, warum ſoll man es ſich nicht auch in der andern erlauben? — und wo wird dann die Gränze ſeyn? Wird damit nicht die Maxime, ſich in ſeinen Arbeiten an nichts, als an ſeine Luſt zu binden, für eine allgemein

gesetzliche erklärt? Und was müßte daraus entstehen, wenn sie das würde? Bey einer solchen Handlungsweise kann man auch nie einen ernsthaften, gesetzten und rüstigen Charakter behaupten; man muß im Gegentheil zu einer vernünftigen und nützlichen Thätigkeit immer unfähiger werden.

Viele Verrichtungen sind aber von der Art, daß unsrer Wahl überlassen bleibt, wie und in welcher Ordnung wir sie verrichten wollen. Diese Wahl darf indeß keine willkührliche seyn. So weit sie sich vorher übersehen und berechnen lassen, muß man sich für sie einen genauen Plan entwerfen, der darauf angelegt ist, daß die Sache so leicht, so vollkommen und mit so geringem Zeitverluste, als möglich ist, zu Stande komme, und diesem Plane in der Ausführung treu bleiben. Ein jedes Geschäft muß, Ein für alle Mal, seine festgesetzte Zeit haben, und diese so zuverlässig und unwiderruflich seyn, wie das Schicksal, wenn nicht wichtige Rücksichten eine Abänderung nothwendig machen. Freylich darf dies in keinen trägen und geistlosen Mechanismus ausarten. Nicht Sklave, sondern Herr seiner Zeit soll der freye Mensch seyn, und dies wird er nur dadurch,

daß er ſie weiſe eintheilt, und ſie ſo in die Gewalt ſeines Verſtandes bringt. Wer dieſe Kunſt verſteht, der gewinnt mehr aus, als ſich angeben läßt, und hat zu vielen Dingen Zeit, wozu ſie Andern in derſelben Lage fehlt. Noch hat kein wahrhaft großer Menſch gelebt, der nicht dieſe Kunſt übte, und durch ſie vorzüglich wurde und leiſtete, was er war und vollbrachte. Das allgemeine Erſtaunen darüber, wenn Jemand, von ihr unterſtützt, viel thut, iſt aber ein trauriger Beweis davon, wie Wenige von dieſer Kunſt auch nur eine Ahndung haben.

Viele Geſchäfte kommen indeß ſo plötzlich und zufällig, daß ſie ſich vorher gar nicht berechnen laſſen, und es unmöglich iſt, in Anſehung ihrer einen feſten Plan zu entwerfen. Hier iſt Ueberlegung nöthig, daß das Wichtigere, Dringendere, Vorbereitende, ſo wie das, wozu gerade jetzt die günſtige Gelegenheit da iſt, dem minder Wichtigen und Dringenden, dem, was der Vorbereitung bedarf, oder was ſich zu einer andern Zeit eben ſo gut verrichten läßt, vorgehe; daß man ſich nicht übereile, und die Mittel, die zum Zwecke führen, in der rechten Ordnung gebrauche. Man

erleichtert ſich dies Alles, und dadurch die Bildung einer ordnungsvollen und kräftigen Seele ſehr, wenn man ſich zu einer täglichen ſtrengen Rechenſchaft über den Gebrauch ſeiner Zeit anhält.

Achtens, muß die vernünftige Thätigkeit auch ſtäts mit weiter Umſicht, mit freyer und reifer Ueberlegung gepaart gehen. Man muß ſich deſſen, was man thut, der Urſachen, warum man es ſo und nicht anders verrichtet, bewußt — und von der Zweckmäßigkeit ſeiner Maßregeln überzeugt ſeyn. Man muß ſich ſelbſt, ſeine Kräfte, ſein Geſchäft und die Verhältniſſe, in welchen man für daſſelbe wirkt, genau kennen, um ſein jedesmaliges Betragen damit in Uebereinſtimmung zu bringen. Nirgends ſind Vorurtheile ſchädlicher, nirgends iſt das eigne Denken mehr Bedürfniß, als im thätigen Leben. Nicht allein deswegen, weil dieſes einer unaufhörlichen Vervollkommnung fähig iſt, durch jeden Einzelnen immer weiter geführt werden kann, und das Gebieth neuer Erfindungen keine Gränzen kennt; ſondern auch deswegen, weil die Lage jedes Einzelnen ſo viel Eigenthümliches beſitzt, daß die Maximen, die für

Andre gültig ſeyn mögen, ſich auf dieſelbe nie ganz, immer nur mit Einſchränkungen und nähern Beſtimmungen, die aus eigner Einſicht kommen, anwenden laſſen.

Gedankenloſigkeit, Nachtreten und Enthuſiasmus vertragen ſich gleich wenig mit einer weiſen und erfolgreichen Thätigkeit. Wo die erſten in den Feſſeln des Herkommens einhergehen, und das Joch eines dumpfen Mechanismus tragen, da wird der letzte von einem blinden Eifer fortgeriſſen. Was er thut, verräth freylich Intereſſe für die Sache und guten Willen genug, aber es verfehlt ſeines Zweckes, aus Mangel an Klugheit, oft ſchon darum, weil man dieſen Zweck ſelbſt nicht einmal deutlich denkt. Mit Enthuſiasmus, nur mit einem ſolchen, der die Einſicht nicht verſchmäht, und die Prüfung der Vernunft nicht ſcheuen darf, muß jedes beſſere Werk begonnen werden, das gelingen ſoll. Aber bey der Fortſetzung deſſelben darf er nur im Stillen fortglühen, um zur Zeit der Noth gegen Hinderniſſe und Muthloſigkeit zu ſtählen, nie indeß die Belehrungen des Verſtandes zurückweiſen oder verdunkeln, und für dieſelben unfähig machen. Die kaltblütigſten

Menschen haben oft ihre Noth, sich, im Gedränge des Lebens, gegen die Heftigkeit der Eindrücke zu waffnen, und vor zu raschen Entschliessungen zu verwahren. Freylich übertrifft das, was in der Begeisterung verrichtet wurde, zuweilen alle Erwartung. Aber das sind Glücksgriffe des Genies, auf die man sich nicht verlassen darf. Vernunft bleibt immer die einzige Führerin, der man sich ganz anvertrauen kann, vorzüglich da, wo es der Blendungen so viele gibt.

Aus dem Allem geht hervor, daß Entschlossenheit, Muth, Ertragsamkeit, Selbstständigkeit und Besonnenheit Eigenschaften sind, deren eine vernunftmäßige Thätigkeit nie entbehren kann.

Entschlossenheit ist das Vermögen, schnell eine entscheidende Wahl zu treffen. Der Unentschlossene kann sich fast nie zu etwas bestimmen; bald, weil er sich die Sache zu wichtig macht, aus Engherzigkeit; bald, weil er sich selbst zu wenig zutraut, aus Schüchternheit; bald, weil er sich nicht gleich auf

Alles zu beſinnen vermag, was dabey in Anſchlag zu bringen iſt, aus Kurzſichtigkeit; bald, weil er nicht im Stande iſt, die vielen Gründe, die ſich ihm für und gegen aufdringen, zu überſchlagen und abzuwägen, aus Verſtandesſchwäche. Und hat er ſich beſtimmt: ſo kann er es nicht unterlaſſen, ſich immer wieder an etwas zu erinnern, was ihn zu einem andern Verfahren hätte beſtimmen können, und ſich mit dem Gedanken herum zu ſchlagen, ob dies nicht beſſer geweſen wäre. Er iſt ewig mit ſich ſelbſt uneins, ſchwankt ewig zwiſchen Billigung und Reue, zwiſchen Wohlen und Verwerfen. Es gehört ſchon viel dazu, daß er einmal in Thätigkeit kommt, und auch dann geht die beſte Zeit mit unnützen Betrachtungen, vergeblichen Sorgen, und einer eiteln Selbſtquälerey verloren. Nur der Entſchloſſene iſt fähig, einen Zweck feſt ins Auge zu faſſen, anhaltend, ordnungsvoll, mit Anſtrengung, und mit weiſer Benutzung der Zeit auf denſelben hinzuwirken.

Um es aber dahin zu bringen, muß man vor allen Dingen Grundſätze haben. Wem es daran fehlt, wornach ſoll ſich der orientiren? Er weiß ja nicht, worauf es ankommt, wor-

auf man bey der Prüfung einer Maxime zu sehen hat; wie soll er sich denn entschließen? Im Besitze geprüfter Grundsätze, wird man nie lange verlegen seyn dürfen. Man darf sie nur befragen, und man wird immer eine entscheidende Antwort erhalten. Darin eben behauptet die Gewissenhaftigkeit einen wahrhaft königlichen Vorzug, daß sie dem Zweifel keinen Raum gestattet, der ohne Ende ist, wenn man bloß auf seinen Vortheil sieht. Doch muß auch diese nicht in Peinlichkeit übergehen, doch darf man auf Kleinigkeiten nicht ein zu großes Gewicht legen, wenn man sich nicht, bey allen seinen Grundsätzen, unberathen finden will. Entschlossenheit erfordert edle Liberalität des Geistes. Kleinigkeitskrämer werden nie entschlossene Menschen. Wer aus Allem mehr macht, als daran ist, wird sich nie darüber zufrieden stellen, daß er eine Sache hinlänglich erwogen habe. Herrschaft über die Einbildungskraft gehört nicht weniger nothwendig zur Entschlossenheit. Läßt man ihr unbeschränkte Freyheit: so wird sie bald eine so große Menge von Erinnerungen, Rücksichten und Beherzigungen herbey führen, daß auch der geübteste Verstand sie nicht alle fest halten und

vergleichen kann. Während er mit der Einen Ueberlegung beſaßt iſt, iſt das Reſultat der andern ſchon wieder vergeſſen. Oft iſt es ſogar unmöglich, ſich aus der Zerſtreuung zur Ueberlegung zu ſammeln. Endlich ſetzt die Entſchloſſenheit auch Fertigkeit im ſchnellen und richtigen Denken voraus; die Fähigkeit, leicht Vergleichungen anzuſtellen, und dasjenige, wornach entſchieden werden muß, hervorzuheben, gegen einander zu halten und gegen einander abzuwägen. Die einfachſte Angelegenheit muß Den in Verlegenheit ſetzen, der nur von Eindrücken, die ſo wandelbar ſind, abhängt, und jene Fähigkeit nicht in ſich ausgebildet hat.

Wer einen wichtigen Zweck anhaltend verfolgen und wirklich erreichen will, der muß Muth haben. Jede Thätigkeit, ſie mag ſich in einer groſſen oder kleinen Sphäre erweiſen, iſt mit mehr oder weniger Gefahren und Beſorgniſſen verknüpft. Oft wird ſchon Muth dazu erfordert, um den Gedanken eines groſſen Unternehmens zu denken. Zu dem Kampfe mit äußern Unfällen geſellt ſich gewöhnlich der Schmerz der Selbſtüberwindung. Der Muthloſe unternimmt wenig, und führt noch weniger aus. So lange er die Schwierigkeit

einer Sache noch nicht kennt, hängt er ihr mit Interesse an. Er tritt zurück, so bald er die Entdeckung macht, daß dabey etwas zu gefährden sey. Durch den Muth, den wir dabey beweisen, wird die Thätigkeit geadelt.

Muth ist eine solche Geringschätzung der Gefahr, daß wir durch den Gedanken derselben weder von unsern Bemühungen abgeschreckt, noch in denselben gestört oder verwirrt werden. Uebel, die uns bey unsern Unternehmungen leicht treffen können, oder gewiß treffen werden, erwecken Furcht, deren Größe von der Größe des Uebels selbst, der Wahrscheinlichkeit und der Nähe desselben abhängt. Im Muthe richtet sich die niedergeschlagene Seele wieder auf; entweder dadurch, daß sie das Uebel selbst als klein, und die Besorgniß als ungegründet betrachtet; oder dadurch, daß sie ihm andere Gedanken und Gefühle entgegen setzt, sich auf etwas stützt, oder etwas ins Auge faßt, was die beängstigenden Vorstellungen verdunkelt, und den daher entstehenden Empfindungen ihre Macht nimmt. Der Muth ist nicht ohne Kenntniß des zu fürchtenden Uebels; er hat die Bewegungen bekämpft, welche es in der Seele hervor brachte. Daher ist der Leichtsinn,

der ſich in die Gefahr ſtürzt, die er nicht ſieht, oder deren Größe er ſich verbirgt, eben ſo wenig Muth zu nennen, als das Phlegma, welches ſich ihr bloß ſtellt, weil es ihm an Gefühl für das noch abweſende Uebel fehlt, oder weil es zu träge iſt, ihr auszuweichen.

Der Muth iſt entweder ein körperlicher oder ein geiſtiger. Jener, den man auch den angebornen oder inſtinctartigen nennen kann, iſt wieder von doppelter Art, nämlich entweder ein Temperamentsmuth oder ein Muth der Körperſtärke. Menſchen von feurigem Temperamente wagen viel, weil ſie das, was ſie unternehmen, mit zu vieler Heftigkeit ergreifen oder verfolgen, als daß ihnen nicht Alles, was ſich ihnen dabey widerſetzt, unbedeutend erſcheinen ſollte. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Beſtrebens verdunkelt die Vorſtellung der Gefahr. Die That folgt dem Entſchluſſe ſo ſchnell, daß nichts Anders dazwiſchen treten kann. Die Bewegung ihrer Seele iſt ſo groß, daß jede Anwandlung der Furcht von ihr verſchlungen werden müßte. Körperliche Kraft iſt zwar nicht überall ein zuverläſſiger Schutz gegen die Gefahr; es gibt Uebel, denen der Starke wie der Schwache

unterliegen muß. Aber in vielen Fällen iſt doch der Sieg der Stärke gewiß. Daher entſteht ein Gefühl der Sicherheit, das den Kraftvollen gewöhnlich auch da beſeelt, wo doch mit ſeiner Stärke wenig oder nichts auszurichten iſt. Die Gewohnheit zu ſiegen flößt ihm höheres Zutrauen zu ſich ſelbſt ein. Er fürchtet nichts, weil er glaubt, er werde ſich ſchon zu helfen wiſſen. Nichts widerſpricht überdem dem Bewußtſeyn der Kraft mehr als Furcht. Furcht iſt nie ohne Trägheit, Weichlichkeit und Unvermögen.

Der körperliche Muth iſt ein Geſchenk der Natur. Keiner kann ihn ſich ſelbſt geben. Aber der geiſtige iſt frey. Er hängt von Begriffen, Entſchließungen und Stimmungen ab, die der Wille ſelbſtthätig hervorbringt. Es laſſen ſich fünf Arten deſſelben unterſcheiden, nämlich: der eigennützige, der enthuſiaſtiſche, der vernünftige, der ſtolze und der hochherzige Muth. Der eigennützige Muth iſt vielleicht kaum des Namens Muth werth. Wer dem Gewinne und der Ehre nachjagt, der muß auch für ſie wagen. Je ſtärker bey ihm die Begierde nach Geld und Anſehen iſt, je mehr ſie die übrigen Neigun-

gen überwiegt, zu deſto mehr werden ſie ihn vermögen. Wem Geld und Anſehen über Alles geht, der hat ja außer dieſen wenig oder nichts zu verlieren. Was ſollte er dann fürchten? Aber wo wird ſein Muth bleiben, wenn Geld und Anſehen ſelbſt gewagt werden ſoll? Muth iſt Stärke der Seele; aber beym Eigennützigen iſt nicht die Seele, ſondern die Leidenſchaft ſtark. Im Grunde iſt jede Sclaverey irgend einer ſinnlichen Begierde das Gegentheil des Muthes; ob ſie gleich einzelne Erſcheinungen deſſelben erzeugen mag. Zu dieſer eigennützigen Art des Muthes muß man auch den *eiteln und verliebten Muth* des alten Rittergeiſtes rechnen. Doch müßten angeborne Körperſtärke, Begriffe von Standesehre, herrſchende Stimmung des Zeitalters und eine Erziehung, welche ganz auf die Verachtung der Gefahr berechnet war, hinzukommen, um Eitelkeit und Liebe zu wirkſamen Triebfedern des Muthes zu erheben.

Jede Erweiſung des Muthes wird auf die Dauer *enthuſiaſtiſch*. Der Anblick der Gefahr, vorzüglich wenn ſie zum Kampfe auffordert, und in der Einbildungskraft ſtarke und erſchütternde Bilder anregt, verſetzt in ei-

nen ungewöhnlichen Zustand, in einen Tumult aller Kräfte, worin man wenig geschickt ist, darauf zu achten, was man wohl verlieren könnte. Es gibt aber einen Muth, der schon im ersten Entstehen enthusiastisch ist, und lediglich in demjenigen Enthusiasmus seinen Grund hat, worin die Seele sich dann befindet, wenn die Größe einer That, oder die Vortrefflichkeit eines Zweckes sie entzückt. Er unterscheidet sich von dem vernünftigen dadurch, daß er vom Gefühle und den Verschönerungen, Zusätzen und Erhöhungen der Einbildungskraft seine vorzüglichste Nahrung erhält. Große Thaten, d. h. solche, die einen bedeutenden Aufwand, eine anhaltende Anstrengung und wichtige Aufopferungen fordern, werden ohne ihn nicht verrichtet. Aber er gehört auch nur für solche Thaten, die die Seele entflammen, die sich mit einem starken sinnlichen Glanze ankündigen, und den Geist so lange, bis sie vollbracht sind, in einer unnatürlichen Spannung halten.

Der vernünftige Muth gründet sich auf die Ueberzeugung der Pflichtmäßigkeit der zu verrichtenden Handlung, der Würde des angestrebten Zweckes. Er ist die Frucht einer

hohen moraliſchen Stimmung, und iſt nur in ſolchen Gemüthern möglich, die vom Geiſte der Tugend ganz durchdrungen ſind. Wer ſeine Pflicht über Alles hoch — den Dienſt der Menſchheit für die einzige wahre Ehre, den Befehl der Vernunft für ſein heiligſtes Geſetz hält, der hat da, wo er ſeiner Ueberzeugung folgt, nichts zu verlieren. Was ihm auch genommen werden möchte: es kann in keinen Betracht kommen gegen das, was er gewinnt, und gegen die Größe, die er in der That ſelbſt zeigt. Wer für das Gute recht begeiſtert iſt, der vertraut auch auf ſeine Macht; er kann nicht zweifeln, daß es einſt ſiegen, und daß das einſt werde wirklich werden, was er einzig gewollt hat. Der vernünftige Muth beweiſt ſeine Stärke in allen Angelegenheiten, die man zu beſorgen hat. Wer von ihm beſeelt iſt, den verläßt er nie, der erfährt überall ſeine herrlichen Wirkungen.

Der ſtolze Muth iſt das Eigenthum kräftiger Seelen. Sie wollen ſich behaupten, weil ſie dazu geboren ſind. Sie können ſich nicht beugen laſſen, weil es gegen ihre Natur iſt. Sie mögen nicht zurücktreten, weil ſie ſich ſtark fühlen, es überall aufzunehmen. Es

iſt ihnen nicht bloß darum zu thun, ſich in den Augen Andrer bedeutend zu machen. Sie wollen ſich ſelbſt Genüge leiſten, und ſich ihrer Würde gemäß betragen. Dieſes Beſtreben läßt ſie die Gefahr, welcher ſie ſich ausſetzen, kaum bemerken. Das Gefühl wahrer Vorzüge flößt ihnen ein edles Zutrauen zu ſich ſelbſt ein. Wenn auch ihre Kräfte den Unfällen, mit welchen ſie kämpfen müſſen, nicht gewachſen ſind: ſo hält die Ueberzeugung des Werthes, den ſie beſitzen, ſie aufrecht. Sie finden mehr in ſich ſelbſt, als die Welt ihnen geben oder nehmen kann. So edel indeß dieſer Stolz auch ſcheint; ſo ſehr er durch Erhabenheit der Geſinnung unſre Bewunderung feſſelt: ſo iſt er doch nicht ganz frey von Egoismus. Man bemerkt an ihm ungerne eine gewiſſe zurückſtoßende Anmaßung und ein engherziges Bemühen, ſein Selbſt geltend zu machen. Er verträgt ſich daher auch ſelten mit einer menſchenfreundlichen Denkart, und geht leicht in Verwägenheit und Tollkühnheit über. Groß iſt für den ſtolzen Muth die Verſuchung, ſeine Vorzüge zu hoch anzuſchlagen, oder ſich ſolche beyzumeſſen, die er gar nicht beſitzt; wo er dann gewöhnlich in leere Prahlerey ausartet,

oder ſich durch verunglückte Unternehmungen lächerlich macht.

Der hochherzige Muth hat dieſe Fehler nicht; ob er gleich ſonſt dem ſtolzen in vielen Stücken ähnlich iſt. Auch er gründet ſich auf Selbſtgefühl, aber auf ein geläutertes und umfaſſendes. Er findet ſich bey ſolchen Menſchen, die ſich, im Bewußtſeyn ihrer moraliſchen Würde, und in dem Intereſſe, womit ſie ihre Ideale bilden, ihre Plane entwerfen und ihre großen Werke verrichten, über die Welt erhoben haben; die von der Erde weniger hoffen und fürchten, weil ihr eigentliches Leben tiefer gegründet iſt, und ſie nur in ſo fern ihrer Aufmerkſamkeit werth achten, als ſie ihren Stoffen die Formen beſſerer Gegenden aus ihrem Innern anbilden können. Nur dem hochherzigen Muthe gelingt das entſchloſſene Halten an ſich ſelbſt ohne Selbſtſucht. Darum verträgt er ſich wohl mit reiner Menſchenliebe. Menſchliche Thätigkeit zeigt ſich da am edelſten und kräftigſten, wo ſie vom hochherzigen und vernünftigen Muthe zugleich beſeelt iſt.

Eine muthvolle Stimmung iſt auch die glückliche Sorgenfreyheit in Anſe-

hung des Zukünftigen, die derjenige haben muß, der viel und Alles recht thun will. Die Zukunft macht natürlich, so wohl durch ihre Ungewißheit, als auch durch ihren Zusammenhang mit der Gegenwart, dem Menschen viele Noth. Die Frage: wie wird es einst seyn, wie Dies oder Jenes enden, was habe ich von dieser oder jener Veränderung zu fürchten? läßt sich oft gar nicht abweisen. Auch ist es nicht möglich, manche Arbeit auf eine vernünftige Art zu verrichten, ohne auf die denkbaren oder wahrscheinlichen Folgen des Einen oder andern Betragens, auf künftige Zustände, Lagen und Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, und selbst das Ungewisse mit in Anschlag zu bringen. Aber die Zukunft darf uns nicht zu viel und zu angelegentlich beschäftigen. Wir dürfen es nicht versuchen, in ihre tiefern Geheimnisse zu dringen, und dasjenige zu erforschen, was kein Sterblicher wissen kann, bis er es erfahren hat, oder welches zu wissen, Niemand nützen würde. Das Andenken an die Zukunft darf auch kein ängstliches seyn, und die Heiterkeit des Gemüths stören, die zum thätigen und klugen Wirken schlechterdings erforderlich ist. Nur kleinmüthige Seelen sind

einer ſolchen Verirrung fähig. Wer wahren Muth hat, wird dies auch darin zeigen, daß er ſich um das Künftige nicht weiter bekümmert, als er es zu der Einrichtung ſeines gegenwärtigen Betragens zu Rathe ziehen muß. Nichts aber kann thörigter ſeyn, als, über dem Zukünftigen, das gewöhnlich noch ungewiß, und ſelten in unſrer Gewalt iſt, das Gegenwärtige zu verſäumen, und zu den vielen Mühen, Anſtrengungen und Plagen, die jeder Tag hat, noch die des künftigen hinzu zu thun.

Wer viel wirken will, muß auch viel ertragen können. Jede ſchwere Arbeit erfordert Anſtrengung; je geſchickter und fähiger man zur Anſtrengung iſt, deſto beſſer wird Alles von Statten gehen. Ohne Mühe läßt ſich wenig thun; wer dieſe ſcheut, wird es nie weit bringen. Das Beſte iſt immer dasjenige, wobey man das Meiſte aufwenden, am meiſten nachdenken, mit den größten Schwierigkeiten kämpfen und die mächtigſten Hinderniſſe überwinden muß. Je verwickelter ein Geſchäft iſt, je längere und anhaltendere Bemühungen es erfordert, deſto mehr Ehre iſt damit einzulegen. Nur der Ertragſame leiſtet

viel, und vollendet, was er begonnen hat. Wenn es der Weichling auch zu Ende bringt: so ist es doch so krüppelhaft, daß Niemand Freude und Nutzen davon hat. Das Einförmige eines Geschäftes, der langsame, träge Gang desselben ermüden sehr, und erwecken große Unlust. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er gerne geschwind am Ziele steht; darum wird ihm das bald leid, was ihn lange aufhält, und was nur unmerklich fortgeht. Auch hier siegt nur die Ertragsamkeit. Der Thätige muß mancherley Beschwerden übernehmen. Große Menschen haben eben so viel geduldet als gethan, und durch das, was sie duldeten, sich eben so viel Ruhm, und der Menschheit eben so viel Segen erworben, als durch das, was sie thaten. Man muß sich Bequemlichkeiten versagen, seine Begierden verläugnen, den Schmerz unterdrücken, und selbst das schreiende Bedürfniß zum Schweigen bringen können, um ein thatenreiches und gemeinnütziges Leben zu führen. Der Weg des Verdienstes ist gewöhnlich ein Dornenweg; nur der Ertragsame wandelt hier muthig und fest.

Außer den Leiden, denen man sich freywillig unterwerfen muß, um seiner Pflicht Genü-

ge zu leiſten, gibt es andre, die uns ohne unſer Zuthun treffen. Hierhin gehören Krankheiten, Armuth, Verluſte, Beleidigungen, verfehlte Abſichten und zerſtörte Hoffnungen. Wer das Gefühl des Schmerzes darüber bey ſich zu heftig werden läßt, ihm zu ſehr nachhängt, oder ihm einen zu großen Einfluß auf ſeine Stimmung geſtattet, wird ſich dadurch in ſeiner Thätigkeit vielfach geſtört und oft unzerbrochen ſehen. Es iſt deswegen nicht genug, daß man ſich ſtark fühlt, das Unangenehme, Widrige und Mühevolle zu thun, man muß auch im unglücklichen Schickſale ſeine Ruhe und das Gleichgewicht ſeiner Kräfte zu bewahren wiſſen. Darin nimmt die Erträgſamkeit einen höhern und zugleich mildern Charakter an, und heißt Geduld. Die Geduld zeigt ſich in Widerwärtigkeiten, nicht durch Gefühlloſigkeit, ſondern durch ſelbſtthätige Mäßigung des bittern Gefühles, indem man ihm entweder das Bewußtſeyn ſeines Werthes, und den Gedanken der Größe des Zweckes, wofür man wirkt, entgegen ſetzt, oder es durch angeſtrengte Thätigkeit und durch erheiternde Vorſtellungen zu bekämpfen ſucht. Unruhige, verzagte, niedergeſchlagene und

traurige Menschen sind nie geschickt zu einer unverdrossenen Wirksamkeit. Ohne Murren tragen starke Seelen ihr Unglück; das drückendste Ereigniß beraubt sie nie aller Fassung. Darin verherrlicht sich ihre Würde, und darum vermögen sie so viel.

Selbstständigkeit muß sich vorzüglich im Hinwirken auf unsern Zweck zeigen. Dies muß nämlich mit Freyheit, nach geprüfter Einsicht, und auf eine solche Art geschehen, die wir selbst für die beste erkannt haben. Ohne Selbstständigkeit bleibt unser entschlossenstes, muthvollstes und ertragsamstes Thun ein elender Sclavendienst der Leidenschaft oder des Zeitalters und der Menschen; und kann daher eben so wenig unsre Würde bewähren, als sich eines guten Erfolges versichert halten; wenn es nicht gar unmöglich ist, ohne sie wahrhaft entschlossen, muthvoll und ertragsam zu seyn. Wenigstens ist es ausgemacht, daß man diese Eigenschaften um so leichter erwerben, und um so besser behaupten wird, je mehr Selbstständigkeit man hat. Der Selbstständige weiß, was er will, und daß dies nur so und nicht anders ausgeführt werden könne. Er läßt sich nicht von äußern Eindrücken und innern Ver-

änderungen beſtimmen; darum iſt nichts Schwankendes und Unbeſtimmtes in ſeinen Verrichtungen. Dieſer Selbſtſtändigkeit ſtehen vornehmlich entgegen: die blinde Nachahmungsſucht, die ſclaviſche Anhänglichkeit an das Alte, und unbeſonnene Leidenſchaft für das Neue.

Die Nachahmungsſucht iſt oft eine Folge der Trägheit. Man ſcheut die Mühe, eine Sache ſelbſt zu überdenken, und die zweckmäßige Behandlung derſelben zu erforſchen, und hält es für eben ſo bequem als ſicher, ſich nach den Gewohnheiten der Zeit, oder nach ſolchen Menſchen zu richten, denen man Verſtand zutraut, und deren Maximen im Rufe der Zuverläſſigkeit und Klugheit ſtehen. Oft iſt es übertriebene Hochſchätzung ſolcher Menſchen, oder eine zu ſtarke Anhänglichkeit an ſie, die Blendung des Partey-geiſtes oder die Autorität, die man der öffentlichen Meynung geſtattet, verbunden mit einer zu beſcheidenen Vorſtellung von ſeinen eigenen Einſichten und Fähigkeiten, was dieſen Fehler erzeugt. Oft denkt der Ehrgeiz den Glanz derer, die Anſehen haben, dadurch zu theilen, daß er in ihre

Fußstapfen tritt, und sich ihnen in seinen Handlungsweisen gleichstellt. Oft führt auch ein geheimer sympathetischer Zug, ein gewisser Verähnlichungstrieb, der vorzüglich Menschen von lebhafter Einbildungskraft eigen ist, und durch mancherley andere Umstände erhöht werden kann, dahin. Der Tadel der Nachahmungssucht und eines darin gegründeten Mangels an Selbstständigkeit trifft nicht bloß diejenigen, welche sich Andern unbedingt überlassen, und ihr Wesen ohne Prüfung und Auswahl annehmen, sondern auch schon diejenigen, die sich mehr darnach richten, als mit der Freyheit der vernünftigen Ueberlegung bestehen kann, und bey ihrer Prüfung und Wahl mehr Rücksicht darauf nehmen, als sich mit der vernünftigen Schätzung der Sache verträgt. Der Nachahmungssüchtige verläugnet seine Würde, lebt in einer unanständigen Knechtschaft, und setzt sich der Gefahr aus, viel Verkehrtes, Zweckloses, Unbesonnenes und Schädliches zu thun. Kein Zeitalter ist so aufgeklärt, und kein Mensch so vernünftig, daß man sich ihrer Leitung ohne Ausnahme anvertrauen könnte. Und könnte man es: so bliebe es immer schimpflich, sich leiten zu lassen. Auch da, wo

man Andern folgt, ſoll man es mit Ueberzeugung thun.

Die ſclaviſche Anhänglichkeit an das Alte findet ſich gewöhnlich bey ſchwachen, verdroſſenen, eigenſinnigen und ängſtlichen Menſchen. Man hält es mit dem Hergebrachten; oft weil man nicht im Stande iſt, es zu unterſuchen, die Gründe, welche dagegen auftreten, zu verſtehen und zu würdigen, oder das Neue, das an ſeine Stelle treten will, zu faſſen; oft auch, weil man die Anſtrengung ſcheut, die das erfordern würde, und es bequemer findet, Alles zu laſſen, wie es iſt, und Alles zu behalten, was man empfangen hat, weil man, einmal in einen gewiſſen Gang eingewöhnt, ſich nur mit Mühe in einem andern verſuchen würde; oft auch aus dem Vorurtheil einer beſondern Heiligkeit des Alten, aus dem Gefühle größerer Sicherheit, aus Furcht, dabey zu verlieren oder ſich ſelbſt etwas zu vergeben, indem man ſeinen Irrthum geſteht, und das bisher Gebilligte als unſtatthaft verwirft. Es iſt allerdings Pflicht, dasjenige, dem man lange anhing, nicht leichtſinnig und ohne Noth aufzugeben; und auch dann, wenn man entſcheidende Gründe dazu zu haben glaubt, nicht

zu sehr damit zu eilen. Dagegen ist es aber auch entehrend, sich schlechthin an das Alte zu halten, und im starrsinnigen Beharren bey demselben alle weitere Prüfung zu unterlassen, und alle Bedenklichkeiten unbeherzigt abzuweisen. Wenn alles Alte das Beste seyn müßte: dann hätte das menschliche Geschlecht wahrlich traurige Aussichten; das Nähmlichste und Beste, was wir thun könnten, wäre; so schnell als möglich zu dem zurück zu kehren, wovon wir ausgegangen sind. Wäre es allgemeine Maxime, Alles beym Alten zu lassen: dann würde es nie besser. Nein, dafür soll der Mensch thätig seyn, daß es besser werde. Dann muß er aber nach freyer Ueberzeugung handeln.

Die unbesonnene Leidenschaft für das Neue ist gewöhnlich leichtsinnigen, lebhaften und eiteln Menschen eigen. Der Leichtsinnige ergreift Alles, was sich ihm darstellt. Er verweilt bey nichts. Der gegenwärtige Augenblick bestimmt ihn. Der jetzige Eindruck verdrängt den vorhergehenden; und das ist ihm das Beste, was ihn am stärksten afficirt. Lebhafte Menschen verlieren leicht das Interesse an einer Sache, mit

welcher ſie ſich ſchon oft und viel beſchäftigt haben, weil ſie ihrer Thätigkeit keinen hinlänglichen und angemeſſenen Stoff mehr darbiethet. Sie lieben das Neue, weil es ſie ganz ausfüllt. Eitle ſchlagen ſich gerne dahin, wo das größte Geräuſch iſt. Weil das Neue Aufſehen macht, und vortheilhafte Meynungen von dem Verſtande ſeiner Erfinder und Anhänger erweckt, darum iſt es ihre Sache. Alle dieſe ſind zu keiner weiſen Thätigkeit geſchickt. Sie verläugnen eben ſo gut die Vernunft, als die ſclaviſchen Anhänger des Alten, und ſetzen ſich noch weit öfter der Gefahr aus, zweckwidrig zu handeln. Das Alte hat doch immer noch einige erprobte Brauchbarkeit für ſich; das Neue oft nichts, als ſeine Paradoxie. Seine Brauchbarkeit erwartet wenigſtens noch ihre Bewährung.

Die Beſonnenheit beſteht darin, daß man bey dem, was man thut, ganz gegenwärtig iſt, aufmerkſam auf ſein Geſchäft und auf die Umſtände, unter welchen man daſſelbe verrichtet, und fähig, auf alles Nöthige Rückſicht zu nehmen, zu überlegen, was das Beſte ſey, und darnach wirklich zu thun. Sie verträgt ſich eben ſo wenig mit ſtarken Affecten

und heftigen Leidenschaften, als mit der unruhigen Eilfertigkeit und dem stürmischen Drange zu wirken, welche feurigen Temperamenten eigen zu seyn pflegen. Der Besonnene verliert nie seine Fassung, und behauptet sich stäts im Zustande der Ruhe und Achtsamkeit. Dies setzt eine große Herrschaft über sich selbst voraus. Es ist leichter, seinen Muth nicht sinken zu lassen, als immer besonnen zu bleiben. Gleichwohl ist die Besonnenheit dringendes Erforderniß zu einem pflichtmäßigen Wirken. In der Besonnenheit zeigt sich die Macht und Ehre der Vernunft. Das Maß unsrer Besonnenheit ist auch das Maß unsrer Geistesstärke. Unbesonnenes Handeln ist mechanisches, instinctartiges Treiben, Ausbruch roher Naturkraft. Die Unbesonnenheit verdankt es nur einem glücklichen Zufalle, der freylich oft genug mit den menschlichen Angelegenheiten sein Spiel hat, wenn sie ihres Zweckes nicht verfehlt. Besonnenheit ist das beste Mittel, seine Würde zu behaupten, und seine Ruhe sicher zu stellen. Die meisten Klagen der Reue sind gegen die Unbesonnenheit gerichtet.

Der vernunftmäßigen Thätigkeit ſteht der Müßiggang entgegen. Dahin gehört nicht allein gänzliche Unthätigkeit, ſondern auch jede Beſchäftigung, wobey man keinen ernſtlichen und gemeinnützigen Zweck hat, die man nicht mit Anſtrengung, Ordnung und Pünctlichkeit treibt, oder nicht anhaltend verfolgt, und worin man ſich von ſeiner Luſt und Gemächlichkeit — nicht von Grundſätzen leiten läßt; kurz jede, die man wählt und verrichtet — nicht weil man einſieht, es ſey nothwendig und heilſam, ſondern weil man ſeine Zeit hinbringen, ſich ſelbſt unterhalten, oder ein üppiges Bedürfniß befriedigen will. Nach dieſem Begriffe geprüft, möchte wohl ein groſſer Theil der menſchlichen Bemühungen, ſelbſt ſolcher, die ſich geräuſchvoll und glänzend genug ankündigen, unter die Rubrik des Müßigganges fallen. Bey manchem mühſeligen Leben, bey manchen groſſen Anſtalten und weitläufigen Vorkehrungen darf man nur die Frage aufwerfen: was ſoll es, was wird damit ausgerichtet, und wie benimmt man ſich dabey? um gleich zu wiſſen, was man davon zu halten habe. Nur zu oft ſoll es nichts. Die Zeit ſoll nur darüber vergehen; und nebenbey

will man ſich, wenn es möglich iſt, einiger Maßen genießen.

Um dem Vorwurfe des Müßigganges zu entgehen, muß man arbeiten, d. h., man muß das thun, was die Verhältniſſe mit ſich bringen, was jetzt das Nöthigſte und Beſte iſt, ohne darauf zu ſehen, ob es leicht oder ſchwer, angenehm oder verdrießlich ſey. Müßiggang iſt das Projectiren geſelliger Vergnügungen, das Denken und Sinnen auf Putz, Unterhaltung und Genuß, woran die feine Welt ihre Kräfte erſchöpft. Müßiggang ſind die Tändeleyen der Eitelkeit, die Träume der Schwärmerey, und die Speculationen einer ungeregelten Wißbegierde. Der Gelehrte, der ſeine Zeit an unfruchtbare Grübeleyen verſchwendet, der Phantaſt, der ganz im Reiche ſeiner Ideale lebt, der Frömmler, der ſich ſtäts mit Gedanken des Ueberirrdiſchen trägt, ſo wie der unruhige Geiſt, der tauſenderley anfängt und nichts vollendet, ſind, der Eine wie der Andre, Müßiggänger. Nicht ſelten iſt es zum Verwundern, wie ſauer es ſich die Menſchen um ihren Müßiggang werden laſſen. Viele haben ihn ſogar mit großer Anſtrengung zu vereinigen, und eine gewiſſe Ordnung in dem

ſelben hineinzubringen gewußt. Unſer Zeitalter hat beſonders viel gethan, ihm ſein Gehäſſiges zu benehmen, und ihm nicht allein eine anſtändigere Form zu geben, ſondern ihn auch bey Gegenſtänden anzuwenden, bey welchen ihm der Schein von Wichtigkeit und Würde nie fehlen kann. Müßiggang iſt zwar immer genug in der Welt geweſen; aber vielleicht fand er noch nie mehr Hülfsquellen, und konnte ſich in ſo mancherley gefälligen Geſtalten zeigen, als jetzt. Praktiſch iſt er ſchon lange als Kunſt getrieben worden, und bey allen ſehr kultivirten Völkern als eine ſehr ausgebildete Kunſt. Aber nie war er noch ſo ſehr Studium, und ſo nahe daran, Wiſſenſchaft zu werden, als gerade jetzt. Reiche und treffliche Materialien dazu findet man allenthalben. Das Welt- Geſchäfts- und Bücherleben ſind voll davon. Das Kloſterleben war, in Rückſicht auf ſeine Plumpheit, eine elende Stümperey dagegen. Wer zweifelt jetzt noch, daß es einen ſchönen, einen verſtändigen, und ſelbſt einen moraliſchen Müſſiggang gibt! Doch iſt auch noch ein andrer Geiſt rege. Es kommt nur darauf an, wohin die Kriſis ausſchlägt. Nie gab es mehr zu thun, und nie

wuſte man beſſer, daß viel zu thun ſey, als jetzt; wenn nur der unglückliche Rauſch der Ueppigkeit nicht wäre, und die Weichlichkeit nicht überall Pflege fände.

Die Quelle des Müßigganges iſt die Faulheit, der eigentliche Erbfehler der menſchlichen Natur, das Princip aller Verkehrtheit und das wichtigſte Hinderniß der Vervollkommnung. Sie entſteht zum Theil aus einem gewiſſen wohllüſtigen Gefühle, welches die Abſpannung und Ruhe der Kräfte zu begleiten pflegt, und iſt zum Theil Folge der Gewohnheit. Urſprünglich liegt im Menſchen der Trieb, thätig zu ſeyn, aber dadurch, daß er dieſem Triebe oft widerſteht, wird er ihm zum Zwange. Dadurch, daß er ſeine Kräfte lange ungebraucht läßt, wird der fernere Gebrauch Anſtrengung. Alles, was die menſchliche Natur ſchwächt, vermehrt auch dieſe Faulheit. Ein minderer Grad derſelben iſt die Gemächlichkeit; Scheue — nicht vor aller, aber vor ungewohnter und anſtrengender Arbeit. Dieſe Fehler zu bekämpfen, iſt die wichtigſte Angelegenheit Deſſen, der ſeine Menſchenwürde behaupten will; denn an keinem Andern haftet ſo viel Schimpfliches, als an

ihnen. Damit muß auch alle Veredlung des Herzens beginnen. Die phyſiſche Diſpoſition zur Faulheit läßt ſich freylich nur nach und nach überwinden. Aber es gibt eine Anſtrengung des Willens, die hiervon ganz unabhängig, und jeden Augenblick in unſrer Gewalt iſt.

5.

Mißbrauch und vernünftiger Gebrauch der Kräfte.

Es iſt nicht genug, daß Kräfte überhaupt angewendet werden. Eben ſo viel kommt auch auf die Art an, wie ſie angewendet werden. Die angeſtrengteſte, ordnungsvollſte und beſonnenſte Thätigkeit kann noch immer eine unvernünftige ſeyn, wenn ſie bloß von der Leidenſchaft oder vom Eigennutze regiert wird Die Vernunft verlangt, daß Jeder ſo wirke, wie es von Allen für Alle gebilligt werden kann, daß Jeder ein ſolches Verfahren beweiſe, wobey, wenn es allgemeines Geſetz wäre, das Intereſſe der Menſchheit kräftigſt gefördert würde. Das iſt eben der Zweck, wofür ſie Thätigkeit fordert. Alles Wirken aber, das bloß ſich ſelbſt überlaſſen iſt, bleibt ein

selbstsüchtiges, ein solches, welches nur das sinnliche Ich, das individuelle Wohl im Auge hat. Es bedarf der Disciplin, um ein vernünftiges zu werden. Die Rücksicht auf das individuelle Wohl muß sich beschränken, durch die Rücksicht auf die Freyheit und Selbstständigkeit des Ganzen. Alle egoistische Kraftäußerung ist dem Genius der Menschheit feind, und zerstört sich deswegen in sich selbst.

Daher zuvörderst die Regel: **mißbrauche deine Kräfte nicht; wirke nie vernunftlos oder vernunftwidrig; du würdest dadurch dich selbst schänden.**

Vernunftlos ist alles Handeln, womit man kleine, unwürdige Zwecke verfolgt, worin man sich um Dinge bemüht, die vielleicht kaum der Aufmerksamkeit, mithin noch weniger der Sorge werth sind. Die Vernunft billigt nur solche Beschäftigungen, die wesentlichen Bedürfnissen abhelfen können, die mit wichtigen Angelegenheiten in Verbindung stehen, wodurch irgend eine Aufgabe der Natur gelöst wird. Sie tadelt es, daß man für unbedeutende Dinge lebe, die sich am besten von selbst fügen, daß man Begierden und Einfällen diene, deren Befriedigung nur das gegen-

wärtige Verlangen ſtillt, und nur eine vorübergehende Luſt gewährt, ohne zur eignen dauerhaften Glückſeligkeit oder zum Wohl der Menſchheit etwas beyzutragen. Manches, was allerdings dazu beyträgt, iſt zu gemein, als daß es der vernünftige Menſch nicht unter ſeiner Würde finden ſollte, ſich damit zu beſaſſen, und darüber etwas Anders zu verſäumen, da es noch ſo viel Einflußreiches zu thun gibt. Groß iſt die Beſtimmung der menſchlichen Kräfte, und Alles liegt daran, daß ſie nicht unter dieſelbe herabgeſetzt, und, durch Verwendung zu etwas Geringfügigem oder gar Verächtlichem, entweiht werden. Nur da, wo Vernunft ihre Aeußerungen begleitet, und auf ſie ein ihnen angemeſſenes Ziel lenkt, wird ihr Werth anerkannt, und ihre hohe Natur geehrt. Es iſt ſchon Mißbrauch derſelben, wenn man ſie einer Sache, die ſonſt eben nicht ſchlecht iſt, in einem größern Maße widmet, als ſie es verdient.

Deswegen iſt denn auch nöthig, daß man nichts ohne Ueberzeugung thue. Man muß wiſſen, daß dasjenige, was man vor hat, das Rechte und Würdige ſey, und daß man ſich durch die angelegentliche Betreibung deſſelben

nicht entehre. Ohne diese Ueberzeugung sind wir ja immer in Gefahr, unsre Kräfte unzweckmäßig anzuwenden. Wie kann Der, welcher nicht weiß, was er thut, und warum er es thut, behaupten, daß er mit Vernunft handle? Gedankenloses Handeln ist Vernunftverläugnung. Das ist der königliche Vorzug des Menschen, und der Adel seiner moralischen Natur, daß er im Stande ist, sich von seinem Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen. Darin, daß er das versäumt, und den Eingebungen des Instinctes oder der Begierde folgt, besteht seine Unsittlichkeit. Das Vermögen, von vernünftiger Einsicht geleitet zu werden, ist das Edle in der menschlichen Kraft. Ohne das würde sie, bey all' ihrer Stärke, und bey aller Größe und allen Wundern ihrer Verrichtungen, sich unsre Achtung nicht erwerben können. Wer sie ohne Einsicht braucht, nimmt ihr ihr Menschliches und Würdevolles.

Vernunftwidrig ist dasjenige Handeln, welches dem Interesse der Menschheit, entweder überhaupt oder in der Person irgend eines Individuums entgegen ist, welches mithin, wenn es allgemein würde, die eignen Zwecke des Handelnden zerstören müßte.

Ich muß daher jeden Gebrauch meiner Kräfte vermeiden, wodurch ein weſentliches Gut gehindert, oder ein Uebel herbey geführt, vergrößert oder verderblicher gemacht würde. Ich darf durch mein Betragen nicht die Veranlaſſung werden, daß ſich Irrthümer verallgemeinern und befeſtigen, daß Aufklärung und Wahrheit mehr Hinderniſſe finden, daß rohere Sitten und eine ſchlechtere Denkart ſich verbreiten, daß ſich der Erwerb der Lebensbedürfniſſe und Bequemlichkeiten erſchwere, und der öffentliche Wohlſtand vermindere. Nur in dem Falle, wenn ein gröſſeres Gut ohne ein vorhergehendes kleineres Uebel entweder gar nicht, oder nicht in dem Grade der Vollkommenheit zu erreichen ſteht, iſt es erlaubt, das letztere zu veranlaſſen. Eine Weichherzigkeit, die den Namen unſittlicher Schwäche verdient, kann ſich allein weigern, dies zu thun. Aber freylich wird dazu eine ſtrenge Unparteylichkeit gegen ſich ſelbſt und eine groſſe Vorſicht erfordert, daß nicht der Eigennutz ſeine Abſichten unter den Schein der Gemeinnützigkeit verberge, oder der Unverſtand kleinen Zwecken groſſe Opfer bringe. Kein eigner Vortheil kann ſo

wichtig seyn, daß er uns berechtigte, seiner wegen Handlungen zu unternehmen, aus welchen ein bedeutender Nachtheil für das Ganze entspringt. Die Gewaltthätigkeiten der schlauen Politik sind der größte Frevel gegen die Menschheit; so glänzend auch die Namen seyn mögen, womit sie sich schmücken. Die allgemeine Wohlfahrt, welche die Handhaber der öffentlichen Angelegenheiten gewöhnlich vorschützen, ist oft nicht mehr als ein bloßes Gedankending.

Die zufälligen schädlichen Folgen unsers Betragens, die sich vorher gar nicht berechnen lassen, können Dem nicht zur Last fallen, dem es ernstlich darum zu thun war, seiner Pflicht ein Genüge zu leisten, und der sich gewissenhaft bemühte, alle Umstände kennen zu lernen, und in Anschlag zu bringen, die dabey zu beherzigen seyn möchten. Strafbar ist der Leichtsinn, der es nicht der Mühe werth hält, darnach zu fragen, was aus seinem Benehmen werden wird. Strafbarer noch die Selbstsucht, die sich ihre Wege über das allgemeine Elend bahnt. Am strafbarsten aber die menschenfeindliche Gesinnung, die ein unmittelbares Vergnügen daran findet, Unheil zu stiften.

Ich darf mich an Niemanden vergreifen, vor Allem an Niemandes Leben. Daß der Fall, wo ich ſelbſt in Gefahr bin, durch den muthwilligen Angriff eines Andern, mein Leben zu verlieren, eine Ausnahme mache, und mich berechtige, mein Leben durch Handlungen zu retten, die das Leben meines Feindes auf das Spiel ſetzen, iſt ſchon oben bemerkt worden. Auf gleiche Weiſe verlangt die Pflicht, daß ich jeden Andern, deſſen Leben von einem Dritten freventlich angegriffen ward, vertheidige, wenn der Angreifer auch ſein Leben darüber verlieren ſollte. Er verliert es durch eigne Schuld; was ihm widerfährt, iſt nothwendiger Erfolg ſeines eignen Beginnens. Jedes Menſchenleben muß ich dem meinigen gleich achten; was dagegen irgend unternommen wird, das wird gegen mich unternommen. Außerdem aber kann mich nichts berechtigen, einem Andern das Leben zu nehmen, oder ihn an demſelben zu verletzen. Wer mir mein Geld mit Gewalt abfordert, den darf ich nicht tödten, um jenes zu behalten, wenn dies auch das einzige Mittel dazu wäre. Geld und Leben ſind zwey Dinge, welche in Anſehung des Werthes mit

einander gar nicht in Vergleichung kommen können. Auch hier darf ich mich auf alle mögliche Weise vertheidigen, nur mit Schonung des Lebens, so lange nicht mein eignes Leben dadurch in Gefahr geräth.

Das Leben des Menschen ist die Bedingung seines Thuns und Genießens, so weit uns dasselbe bekannt ist, so wie seines Antheils an dem Zwecke und der Würde der Menschheit in der Erscheinung. Ich darf mir deswegen nicht nur nichts gegen dasselbe erlauben, sondern ich werde mich auch mit der größten Sorgfalt zu hüthen haben, daß meine Handlungen dasselbe nicht zufällig beeinträchtigen. Ich darf Niemand in Gefahr bringen; Niemand zu etwas verpflichten oder verleiten, was sein Leben in Gefahr bringen könnte; Niemand die Bedürfnisse des Lebens entziehen oder verkümmern; Niemand sein Leben erschweren; Niemand an seiner Gesundheit schaden; mich gegen Niemand gewaltsam oder verletzend betragen.

Es ist ein vernunftwidriger Gebrauch der Kräfte, wenn dadurch Jemand gemißhandelt wird. Mißhandlung aber ist jede Begegnung, die in Dem,

welchem ſie widerfährt, die Würde des vernünftigen und moraliſchen Weſens beleidigt. Dies geſchieht durch Alles, was einen Menſchen quält, beſchimpft, ſcheuslich macht, oder als einen Gegenſtand der Geringſchätzung darſtellt. Ein vernünftiges Weſen kann Achtung von Jedem fordern, der mit demſelben in Verhältniß tritt. Wer dieſe Achtung aus den Augen ſetzt, wer daſſelbe als eine bloſſe Sache behandelt, die man nach Belieben gebraucht und zerſtört, übt darin großen Frevel. Einen Menſchen verſtümmeln, ſchlagen, in einem ſchlechten Aufzuge darſtellen, dem Gelächter Preis geben, heißt der Menſchenwürde ſelbſt Hohn ſprechen.

Vernunftwidrig werden Kräfte gebraucht, wenn man damit Jemand betrübt. Schonung verdient, wie die Würde, ſo auch das Gefühl des Menſchen. Eine frohe Stimmung deſſelben kann zum thätigen Wirken und zur freyen Selbſtſtändigkeit eben ſo ſchwer, als zu einer glücklichen Verfaſſung des Lebens entbehrt werden. Jeder will, daß ihm wohl ſey, darum kann nie etwas allgemein gebilligt werden, was menſchliches Wohlſeyn ſtört. Ich darf nie etwas thun, was An-

dern Schmerzen verurſacht, was ſie kränkt, erbittert oder traurig macht.

Auf mancherley Art kann man hier etwas verſchulden, abſichtlich und unwillkührlich, durch Leichtſinn und unterlaſſene Vorſicht, unmittelbar und mittelbar, dadurch, daß man ihnen Leid zufügt, ſie vernachläſſigt, demüthigt, unglückliche Veränderungen ihrer Verhältniſſe veranlaßt, auch durch ein ſolches Betragen, das niederſchlagende, empfindliche und bittere Betrachtungen, Vergleichungen und Rückſichten in ihnen erweckt, oder ſie mit Unruhe und ängſtlichen Beſorgniſſen erfüllt. Keine Pflicht wird durch die natürlichen Neigungen des Menſchen ſo ſehr erleichtert als dieſe. Nichts ſpricht das Mitgefühl ſo ſtark an, als die ſinnlichen Zeichen des gegenwärtigen Leidens. Darum zeugt auch nichts ſo ſehr von Rohheit des Charakters, oder von ſittlicher Selbſtverwahrloſung, als die Uebertretung derſelben. Der Menſch, in welchem die feinern Empfindungen noch nicht ganz erſtickt ſind, wird ſich auf das ſorgfältigſte bewachen, daß er Niemand, auch wider ſeinen Willen, wehe thue, daß aus ſeinen Handlungen, auch unbeabſichtigt, nichts Kränkendes für Andre entſtehe;

um ſo mehr, wenn er zugleich ein moraliſch guter Menſch iſt.

Wer ſich keinen vernunftwidrigen Mißbrauch ſeiner Kräfte will zu Schulden kommen laſſen, darf auch Niemand in Schaden und Verlegenheit bringen. Es iſt Ungerechtigkeit, Jemand in ſeinem Thun einzuſchränken, ſeinen Wirkungskreis zu verengen, ſeine Bemühungen zu vereiteln, ſeine Unternehmungen zu verwirren, ihn zu ſeinen Geſchäften untauglicher, oder dieſe Geſchäfte für ihn weniger nützlich zu machen; ihm ſeinen Verdienſt zu verkleinern, ſeinen Ruf und Wohlſtand zu beeinträchtigen; ihm Hinderniſſe in den Weg zu legen, ihn zu hintergehen oder zu verkürzen, ihn zu Handlungen zu verleiten, die, gewiß oder doch wahrſcheinlich, einen traurigen Ausgang für ihn haben werden; ihn in Umſtände zu bringen, in welchen er ſich entweder gar nicht zu helfen weiß, oder ſich doch leicht unbeſonnen benehmen könnte. Keiner wünſcht, daß er von Andern ſo behandelt werde; deswegen darf ſich auch Keiner etwas der Art gegen Andre geſtatten.

Ehre und Wohlstand, freyes und frohes Wirken sind durchaus nothwendig, wenn der letzte Zweck eines vernünftigen Wesens erreicht werden soll. Darum darf Keiner den Andern darin stören. Die Maxime, durch Schaden zu bessern, durch Verlegenheiten, worein man Andre setzt, ihnen im Gebrauche ihrer Kräfte mehr Sicherheit und Gewandtheit zu geben, mag wohl einem höhern Wesen gegen geringere zustehen, und eine treffliche Maxime der Erziehung seyn. Aber gegen Wesen unsers Gleichen gebraucht, ist sie eine empörende Anmaßung. Wer kann behaupten, schon so gebildet zu seyn, und eine so genaue und geprüfte Kenntniß menschlicher Angelegenheiten zu besitzen, daß er sich zum Erzieher der Andern aufwerfen dürfe. Doch, es ist nur zu offenbar, daß sich hinter dieses Vorgeben Eigennutz, Herrschsucht, und ein menschenfeindlicher Sinn verschleiern. Jeder rechtliche Mensch muß es, als ein solches, verabscheuen, das nicht nur in sich selbst die gröbste Immoralität ist, sondern auch zu den grausamsten Handlungen verleitet, und die schreiendsten Ungerechtigkeiten beschönigt.

Endlich ist auch das vernunftwi-

driger Mißbrauch der Kräfte, wenn man die Gewalt, die man in ihnen beſitzt, Andern zu ſehr fühlen läßt. Man darf Niemand drücken, d. h., Niemand durch ſeine Macht und ſein Anſehen läſtig werden, und Niemand in ſeinem Thun willkührlich beſchränken. Wo uns natürliche Anlagen, Ueberlegenheit an Vernunft und Einſicht, der freye Wille Andrer, Verträge und Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft eine gewiſſe Gewalt über Andre gegeben haben, da iſt es allerdings Pflicht, ſich derſelben zu bedienen, aber nie anders, als zum Beſten derer, gegen welche man ſie ausübt; nie anders, als mit der Schonung und Freundlichkeit, die den Abſtand ausgleiche, der daraus zwiſchen Weſen von derſelben Art und von denſelben Rechten entſteht, und das Harte mildere, was allerdings in jedem Befehle liegt; nie anders als ſo, daß man Den, welchen man zu etwas anhält, zugleich überzeuge, damit er das, was man durch ihn bewirkt, oder von ihm verlangt, aus eigner Einſicht und mit freyer Wahl thue. Ein vernünftiges Weſen darf wohl geleitet, aber nicht gezwungen werden; es ſey denn, daß es ſelbſt jeder Leitung widerſtrebe, und dadurch den

Zwang gegen sich auffordere. Derjenige, dem wir gebiethen, muß es immer fühlen, wenigstens fühlen können, daß er nicht unsern Launen, unsrer Herrschbegierde oder unserm Vortheil, sondern der Vernunft und der nothwendigen Einrichtung des Ganzen diene. Nie aber dürfen wir uns eine Gewalt anmaßen, wozu wir nicht berechtigt sind, nie unsre Gewalt über ihre Gränzen ausdehnen, uns nie mit ihr in solche Dinge mischen, die nicht für sie gehören, nie dabey die Gleichheit vergessen, die vor der Vernunft zwischen allen Menschen Statt findet, nie Dinge befehlen oder erzwingen wollen, die kein Mensch befehlen oder erzwingen kann. Die wohlthätigsten Unternehmungen werden zum Fluche für die Menschheit, wenn ein despotischer Geist sie leitet, wenn Willkühr und Zwang sie ausführen.

Zweytens: Gebrauche deine Kräfte recht, widme sie auf eine vernunftmäßige Art der Beförderung vernünftiger Zwecke.

Selbstständigkeit, Freyheit, und ein darauf gegründetes Wohlbefinden, soll in der

Menſchenwelt überall bewirkt werden. Jeder Vernünftige iſt dazu berufen, und dafür mit Kräften ausgerüſtet. Er erfüllt ſeine Beſtimmung nur dann, lebt nur dann der Pflicht und Weisheit gemäß, wenn er ſich dies auf alle mögliche Weiſe läßt angelegen ſeyn. Dies kann aber auf eine doppelte Art geſchehen, nämlich ſowohl durch Beförderung des gemeinen Beſten überhaupt, als auch durch den Schutz und die Hülfe, welche man jedem Einzelnen angedeihen läßt.

1. Befördere das allgemeine Beſte überhaupt, und wende dazu alle deine Kräfte an. Der moraliſch gute Menſch kann ſich nur als Werkzeug des allgemeinen Beſten betrachten. Was er iſt und hat, das iſt und hat er für die Menſchheit. Darauf beruht ſein ganzer Werth, daß er ihr lebt, und ihr Alles hingibt. Sein freyes und vernünftiges Daſeyn beſteht nur in der Vereinigung mit ihr. Wahrer Gewinn für ihn iſt — nicht was ihn als Individuum ehrt und beglückt, ſondern was ihm als Glied des Ganzen zu Theil wird, und woraus ein bedeutender Nutzen für das Ganze fließt. Das Wirken für

das Ganze iſt ſein Adel, ſein menſchliches Majeſtätsrecht. In dem Maße kann ſich Einer echter Verdienſte rühmen, als er zum Wohl des Ganzen beytrug. Das Reſultat des gemeinſamen Willens iſt gewiß das gemeinſame Beſte. Darin alſo zeigt ſich zunächſt und vor Allem der würdige Gebrauch der Kräfte. Geiſtes- und Körper-, Denk- Willens- und Thatkraft ſoll ein Jeder dahin richten. Jeder iſt dazu berufen, dem öffentlichen Elende zu ſteuern, dem Zuſtande der Menſchheit aufzuhelfen, die Quellen der Noth zu verſtopfen, die Leiden und Gefahren der Armuth zu vermindern, die Mißverhältniſſe des geſellſchaftlichen Lebens auszugleichen, die Hinderniſſe des Fleißes und des Wohlſtandes, und die Unbequemlichkeiten des Geſchäftsganges zu entfernen, die Abhängigkeit von der Natur weniger drückend zu machen, verderbliche Irrthümer zu verdrängen, ſinnloſe Gebräuche und ſchädliche Gewohnheiten abzuſchaffen, die öffentliche Sicherheit und das äußere Wohlbefinden zu unterſtützen, menſchliche Thätigkeit und menſchlichen Lebensgenuß zu erleichtern, mehr Zufriedenheit durch alle Stände zu verbreiten, die Anſtalten, welche der Erziehung und dem Unterrichte gewid-

net ſind, zu begünſtigen und zu veredeln, einen beſſern Sinn und eine beſſere Stimmung zu wecken, und die Gewalt des Geiſtigen über das Phyſiſche zu erhöhen.

Bey den mannichfachen Verbindungen, worin die Menſchen mit einander ſtehen, bey den zahlreichen Einflüſſen, die ſie von einander erfahren, und bey den vielerley Arten, auf einander zu wirken, kann es hierzu nicht an Gelegenheiten fehlen. Wenn Jeder das, was ſein ihm angewieſenes Geſchäft mit ſich bringt, treu, mit wahrem Gemeingeiſte und edler Uneigennützigkeit thut: ſo geſchieht ſchon ſehr viel; und es muß ſchnell und ſichtlich beſſer werden. Aber viele Menſchen können noch außer dieſem ihre Kräfte mannichfach zum gemeinen Beſten anwenden. Ihre gewöhnlichen Arbeiten laſſen ihnen ſo viel Zeit, oder die Natur hat ſie mit ſo vielen Talenten ausgeſtattet, daß es unverantwortlich ſeyn würde, wenn ſie ſich auf jene allein beſchränken wollten. Alle Menſchenkräfte gehören der Menſchheit an, mit allen ſoll für ſie gewuchert werden. Keiner hat je genug gethan. Nur ſchimpfliche Trägheit oder beklagenswerthe Engherzigkeit vermag ſich von Allem zu diſpen-

ſiren, was der Beruf nicht gerade mit ſich bringt. Da die Verrichtungen deſſelben mit dem Eigennutze in ſo genauer Verbindung ſtehen, und gewöhnlich von demſelben allein motivirt werden: ſo kann man ſich kaum einen andern zuverläſſigen Beweis von ſeiner wahrhaft edeln Denkungsart geben, als dadurch, daß man jene Verrichtungen oft etwas einſchränkt, um unmittelbarer für das gemeine Beſte thätig zu ſeyn. Es gibt überdem Angelegenheiten, die weit dringender ſind, weit wichtiger und unentbehrlicher für das gemeinſchaftliche Wohl, als der Beruf vieler Menſchen. In einem ſolchen Falle iſt es eine ganz erbärmliche Entſchuldigung, daß dieſer für jene keine Zeit übrig laſſe. Man muß ſie ihm dafür abnehmen; nur freylich nicht ſo, daß man ſich dadurch ruinire. So iſt die Verwaltung öffentlicher Anſtalten unſtreitig bedeutender, als die meiſten Geſchäfte des Privatlebens. Wer dazu aufgefordert wird, ſoll ſich, wenn er übrigens dabey beſtehen kann, unter keinem Vorwande weigern. Es iſt unrecht, ſich mit Geſchäften ſo zu überladen, daß man nicht im Stande iſt, ſonſt noch viel für das Ganze zu überlegen und zu unternehmen, es ſey denn,

daß dieſe Geſchäfte, wie bey dem Gelehrten und öffentlichen Beamten, ſelbſt ſchon dem Wohl des Ganzen gewidmet wären. Und auch dieſe haben die Pflicht, ſich von dem mechaniſchen Theile ihres Amtes nie ſo feſſeln zu laſſen, daß man ſie füglich durch Maſchinen erſetzen könnte, wenn man ſie erſt erfunden hätte. Auch ſie ſollen mehr thun, als was der Buchſtabe ihrer Amtspflicht mit ſich bringt; mehr als überhaupt in Formeln ausgedrückt werden kann. Eine ihm angeſonnene Bemühung für das gemeine Beſte damit ablehnen, daß er ſagte: ich will das Andern überlaſſen, die weniger zu thun haben, als ich, dem würde mit Recht entgegnet werden: wenn dieſe Andern denken wollten wie du, ſo würden ſie eben ſo viel zu thun haben; du haſt viel zu thun, weil du dir viel zu thun machſt, das heißt, weil du ſehr eigennützig biſt. Es iſt überhaupt etwas Geiſtloſes um die gewöhnlichen Klagen der Menſchen über ihre vielen Geſchäfte, und ihr deswegen geplagtes Leben. Wo etwas Wichtiges geſchehen ſoll, da iſt das weniger Wichtige für nichts zu achten, und es kommt nicht darauf an, ob Jemand Luſt habe, ſich mit dieſem zu befaſſen oder nicht.

Es bleibt also dabey, die Pflicht verlangt von Jedem, daß er seine gewöhnlichen Geschäfte zum gemeinen Besten treibe, und ausserdem dafür wirke, wie und wo er kann; sich auch neue Bahnen breche, wo es Noth thut, und wo Kraft und Gelegenheit dazu da ist. Es fragt sich: wie soll dieses geschehen? Die Antwort ist in folgenden Vorschriften enthalten:

1. Erwirb dir vor allen Dingen das Zutrauen der Menschen. Ohne das wirst du nichts ausrichten. Bey den meisten Unternehmungen, die das Wohl der Menschheit beabsichtigen, muß man auf Andre rechnen können. Bald ist ihre Zuneigung, bald ihre Unterstützung, bald ihre Willigkeit, sich helfen zu lassen, nicht zu entbehren. Die Welt muß dich für den halten, der im Stande ist, treuen Eifer und edle Uneigennützigkeit genug hat, etwas zum Besten Andrer auszuführen; sonst wird man es nicht dulden, daß du dich dazu aufwerfest; man wird dich nicht autorisiren, wo du Autorität vor dir haben mußt; man wird deine wohlwollenden Bemühungen lächerlich machen, wenn man glaubt, deine Kräfte seyen ihnen nicht gewachsen, oder

du wolleſt damit nur Aufſehen erregen und deinem Stolze ein Opfer bringen. Alle, die nach demſelben Ziele ſtreben, werden dich beneiden, anfeinden, und dir Hinderniſſe in den Weg legen. Niemand wird ſich mit dir verbinden, dir ſeine Kräfte leihen, und ſich in Dinge zu verwickeln Luſt zeigen, die entweder einen ſchlechten Ausgang haben, oder durch den Gewinn, den ſie bringen, nur deine Eitelkeit kitzeln, oder deinem Uebermuthe Nahrung geben werden. Das Alles aber wird anders ſeyn, wenn man dich für den Mann hält, der mit einer ausgezeichneten Geſchicklichkeit geprüfte Rechtſchaffenheit verbindet, und ſeine Leidenſchaften ſtrengen Grundſätzen unterworfen hat.

Menſchen, die ihr elender Zuſtand am meiſten der Hülfe bedürftig macht, ſind gewöhnlich in einem hohen Grade argwöhniſch. Das Gefühl ihres Unvermögens, Mißgunſt, die ihnen natürliche Aengſtlichkeit, und der Druck, den ſie häufig von denen erleiden, die über ſie hervor ragen, laſſen ſie dieſe als ihre Feinde, wenigſtens als Menſchen anſehen, zu denen man ſich nichts Gutes zu verſehen habe. Sie haben oft die Erfahrung gemacht, daß die An-

ſtalten, die ihnen als Rettungsmittel angeprieſen wurden, ſie noch tiefer ins Elend führten. Sie ſind mit Vorurtheil gegen Alles erfüllt, was in der Art unternommen wird. Es iſt eben ſo nöthig als ſchwer, ihnen dies tief eingewurzelte Mißtrauen zu benehmen. Sie müſſen den Willen haben, ſich helfen zu laſſen; Den zu hören, der ſie belehren, ſich Dem zu eröffnen und zu ergeben, der ihren Zuſtand verbeſſern will. Man bringt ſie nicht anders dahin, als dadurch, daß man ſie durch unzweydeutige Proben von ſeinen Kenntniſſen, von ſeiner Tauglichkeit, und von ſeinen guten Geſinnungen überzeugt, daß man ſich überall als einen erfahrnen und redlichen Mann darſtellt, der es wohl mit ihnen meyne, und ihr wahres Beſte wolle. Auch dann noch wird das Uebergewicht, das man über ſie hat, ihnen drückend ſeyn. Sie werden die Abhängigkeit fürchten, in welche ſie von ihrem Retter gerathen möchten. Ihr Freyheitsſinn wird ſich gegen die Unternehmungen auflehnen, wodurch ihnen geholfen werden ſoll. Das volle Zutrauen gewinnt daher nur Derjenige, der mit untadelhafter Rechtſchaffenheit des Charakters Freundlichkeit und Herablaſſung verbindet,

und ſich ihnen gewiſſer Maßen gleich zu ſtellen weiß. Wo aber dieſes Zutrauen einmal gewonnen iſt, da richtet es erſtaunenswerthe Dinge aus, und übergibt Den faſt ganz unſrer Gewalt, der es gegen uns hägt. Wenn Menſchen dieſer Art ſich einmal hingeben: ſo geben ſie ſich ganz hin.

2) Siehe darauf, daß das Gute, welches du wirken willſt, zu rechter Zeit und am rechten Orte geſchehe. Etwas, das an ſich recht gut iſt, kann dadurch ſchädlich werden, daß es zu frühe kommt, daß die Menſchen noch keine Empfänglichkeit dafür haben, oder noch nicht gehörig darauf vorbereitet ſind, oder daß ſie es noch nicht brauchen können, daß es ihnen noch nicht zum Bedürfniſſe geworden iſt, oder daß es ihnen noch an der Fähigkeit fehlt, davon die gehörige Anwendung zu machen. Es kann aber auch zu ſpät kommen; wenn die Zeit, wo es ihnen Bedürfniß war, ſchon vorüber iſt; wenn ihre Umſtände ſich geändert haben; oder die Gelegenheit und die Hülfsmittel, es ihnen auf eine leichte Art zu verſchaffen, nicht mehr da ſind. Wer die Menſchen belehren will, muß es nicht früher thun, als bis ſie ihn verſtehen, und

ſeine Mittheilungen in ihr Gedankenſyſtem aufnehmen können, und bis ein gewiſſes Intereſſe dafür rege geworden iſt, oder ſich leicht erwecken läßt. Er darf aber auch nicht ſo lange damit warten, bis der erwachte Sinn dafür ſchon wieder eingeſchlafen iſt, oder bittre Erfahrungen ihnen dieſen Unterricht zu ſpät gegeben haben. Alles hat ſeine Zeit; wer dieſer zuvorkommt, oder hinter ihr zurück bleibt, der rechne ſicher darauf, daß er verlorne Mühe werde zu bereuen haben. Wer aber die günſtigen Augenblicke glücklich zu erſpähen, ſeinen raſchen Muth zu mäßigen, oder ſeine Trägheit zu überwinden weiß, der wird Wunder thun.

Eben ſo hat auch jedes Gute ſeinen Ort, wo es am meiſten nöthig iſt, den größten Segen ſtiftet, und am ſicherſten, zweckmäßigſten und erfolgreichſten bewirkt werden kann. Manches, was anderswo ſehr erwünſcht und heilſam wäre, iſt hier gerade nicht angebracht; die Menſchen wiſſen nichts daraus zu machen, wenn es ihnen nicht gar ſchadet; oder die Umſtände ſind von der Art, daß ſie den Nutzen deſſelben vernichten müſſen. Statt deſſen thue man lieber etwas Andres, was hier mehr ge-

legen iſt, beſſer unterſtützt wird, und tiefer eingreifen kann. Es iſt Unverſtand, Menſchen durch Belehrung moraliſch veredeln zu wollen, deren phyſiſches Elend den Geiſt in Kummer und Sorgen faſt erſtickt hat; wie es Unverſtand iſt, ihrem Wohlſtande aufzuhelfen, wo er, beym gänzlichen Mangel an intellectueller und ſittlicher Kultur, ihren Ruin nur beſchleunigen muß. Der nächſte Wirkungskreis eines Jeden iſt auch die vortheilhafteſte Stelle für ſein Wirken, und hat den meiſten Anſpruch auf ſeine wohlthätigen Bemühungen. Er kann ſich über das, was er hier ausrichtet, auch am beſten Rechenſchaft geben. Es iſt, auf das Gelindeſte ausgedrückt, Thorheit, dasjenige an Miſſionen in ferne Länder zu verſchwenden, was man den verfallenen Bildungsanſtalten des künftigen Geſchlechtes, was man der Verſorgung hülfloſer Armen, oder der Abſtellung der Betteley, dieſer moraliſchen Peſt der Menſchheit, widmen ſollte; wenn ſich nicht gar Eitelkeit, fromme Prahlerey und religiöſer Eigennutz hinter dieſe Maxime verbergen.

3) Bediene dich der rechten Mittel, d. h., ſolcher, die moraliſch gut

und zweckmäßig ſind. Thue nichts Böſes, damit Gutes daraus komme. Die Folgen unſrer Handlungen ſind ungewiß, und ſchwer vorher zu erkennen; ihr moraliſch, unſträflicher oder verwerflicher Charakter aber iſt gewiß und einleuchtend. Die Folgen unſrer Handlungen können, wenn ſie auch mit noch ſo großer Wahrſcheinlichkeit voraus geſehen wurden, noch immer abgewendet oder vereitelt werden; aber ihre Uebereinſtimmung oder ihr Widerſpruch mit dem Geſetze der Vernunft läßt ſich, wenn ſie einmal geſchehen ſind, gar nicht zu nichte machen. Jeder Zweck, den ſich der Menſch, auch in einer edeln Abſicht, vorſetzt, kann doch nur ein bedingter ſeyn; ſeine Heilſamkeit hängt von Umſtänden ab; er kann vielleicht durch etwas Andres erſetzt werden. Das Zeugniß des Gewiſſens aber iſt unbedingt; was es befiehlt, ſoll ſchlechthin geſchehen, was es verbiethet, ſoll ſchlechthin unterlaſſen werden. Gewöhnlich iſt es auch nicht das Gemeinnützige und Edle der Abſicht, ſondern das Erſprießliche für ſie ſelbſt, was Diejenigen im Auge haben, die ſich zur Erreichung derſelben unmoraliſcher Mittel bedienen. Ein Zweck, der durch weitläufige Anſtalten ausgeführt wer-

den muß, bringt leicht dem Handelnden ſelbſt Ehre und Gewinn. Nicht ſo die ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit in den einzelnen Handlungen. Darum iſt man geneigt, dieſe jenem aufzuopfern. Wenigſtens kann der Verdacht, als ob man nicht das Gute, ſondern nur ſeinen Vortheil wolle, nicht vermieden werden. Der Menſch ſoll nie von ſeiner Pflicht weichen, und die Folgen davon der Ordnung des Ganzen, die von Weisheit und Güte regiert wird, überlaſſen. Wer das Gute ernſtlich will, und nichts will als das Gute, der kann nie in eine ſolche Verſuchung kommen. Ein Zweck, der nicht anders, als durch unmoraliſche Mittel zu erreichen wäre, gilt ihm gleich einem ganz unerreichbaren. Ihm iſt das moraliſch Unmögliche auch phyſiſch unmöglich. Ueberdem kann aus dem Böſen nie Gutes kommen, durch unſittliche Mittel nie ein wahrhaft heilſamer Zweck befördert werden. Nur in einer Welt des Zufalles würde dieſes geſchehen können; nicht aber in einer ſolchen, die unter moraliſchen Geſetzen ſteht. Hier hat das Gute unausbleiblich gute — das Böſe unausbleiblich böſe Folgen. Der menſchlichen Kurzſichtigkeit erſcheint es freylich oft anders; aber wie kann

sich diese anmaßen, den Gang und die Ordnung des Weltalls zu übersehen, und über dasjenige zu entscheiden, was aus der vollständigsten Kenntniß des Ganzen beurtheilt werden muß!

Die Mittel, deren man sich bedient, müssen aber auch zweckmäßig seyn, — im Stande dasjenige zu bewirken, was sie bewirken sollen; berechnet auf die gegenwärtigen Umstände, auf die Denkart, die Vorurtheile und die Fassungskraft der Menschen, auf den Geist des Zeitalters, auf die Verhältnisse, in welchen man steht, auf die Kräfte, die man zu ihrer Anwendung besitzt, und auf die Zeit, die man dazu benutzen kann. Nirgends fühlt man seine Beschränktheit mehr und empfindlicher, als im Wirken für wohlthätige Absichten. Ueberall stößt man da auf Mächte, an denen man nichts vermag, auf Dinge, die nicht zu ändern sind, auf Menschen, die sich oft so wenig lenken als befehlen lassen. Was man nicht brechen kann, muß man beugen. Was sich nicht zwingen läßt, dem muß man sich fügen. Was nicht zu ändern ist, dem muß man sich selbst aneignen, und ihm dadurch Begünstigungen abzugewinnen suchen. Man

nehme es, wie es iſt, und geſtalte es, wie man kann: ſo richtet man noch immer viel aus. Was leiſten aber Diejenigen, die immer mit der Welt und den Menſchen im Streite liegen, deren Maßregeln immer gegen den Zuſtand der Dinge anſtürmen, deren Trotz nie nachgeben, deren Stolz ſich nie bequemen, und deren Starrſinn nie Rückſicht nehmen will! Hart beſtraft ſich jedes gegen den Zuſtand der Welt und die Verfaſſung der Zeiten feindſelige Beginnen. Verlorne Arbeit, verzehrte Kräfte, bitterer Mißmuth, empörender Undank und ſchmerzliche Reue, wenn nicht gar der Ruin des ganzen Lebens, das ſind die gewöhnlichen Früchte des unüberlegten Wirkens.

Vorzüglich hat man ſich vor allen gewaltſamen Mitteln zu hüthen. Es ſind Glückswürfe, die gewöhnlich Nieten ziehen. Selten oder nie wird damit etwas vollbracht. Die Welt iſt darauf eingerichtet, daß in ihr nichts übereilt werden ſoll. Wenn ja einmal etwas auf dieſe Weiſe zu Stande kommt: ſo iſt und bleibt es etwas Oberflächliches. Wie es im Sturme erſchien, ſo verſchwindet es auch wieder im Sturme. Das Aufgedrungene wird nur eine Zeit lang geduldet. Die Gährung,

die durch daſſelbe hervorgebracht wurde, ſtößt es auch wieder aus; und Alles ſinkt ſich wieder in den vorigen Zuſtand ein. Der Menſch, frey geboren und zur Freyheit beſtimmt, duldet eher das Elend als die Gewalt; das Unglück der Knechtſchaft iſt ihm erträglicher als ihre Schmach. Wer das einleuchtendſte und ſchätzbarſte Gut bringt, findet den hartnäckigſten Widerſtand, wenn er es aufdringen will.

4) Sey vorſichtig im Gebrauche der gewählten Mittel. Auch hier gibt es noch viel zu überlegen und zu beherzigen; auch hier muß noch vieles geſchont, und Alles den Umſtänden angepaßt werden, die ſich ſelten vorherſehen laſſen. Die beſten Mittel werden unwirkſam durch Ungeſchicklichkeit oder Unachtſamkeit in ihrem Gebrauche. Faſt noch mehr Klugheit, als zu ihrer Erfindung, wird zur Anwendung der erfundenen Maßregeln erfordert. Wenn man dort nur auf das Ganze zu ſehen braucht: ſo iſt hier zugleich auch das Einzelne in Erwägung zu ziehen. Wenn man dort auf etwas Bleibendes fußen kann: ſo hat man ſich hier immerfort unter neuen Erſcheinungen und Auftritten zurecht zu finden. Bald ſind Gelegenheiten zu benutzen, Schwie-

rigkeiten zu entfernen, Hinderniſſe unſchädlich zu machen, Menſchen zu gewinnen, unerwartete Ereigniſſe zu bearbeiten und einzufügen. Wer wahrhaft wohlthätig wirken will, darf nie die Achtſamkeit auf ſich ſelbſt und ſeine Lage, nie Beſonnenheit, Faſſung und Gegenwart des Geiſtes verlieren.

Vorzüglich muß man auch hier alles Stürmiſche und Heftige vermeiden. Nicht genug, daß die Mittel, deren man ſich bedient, nicht gewaltthätig ſind, auch unſer Betragen darf es nicht ſeyn. Die mildeſte Maßregel wird drückend in der Hand eines Menſchen, der nicht auch einen milden Geiſt hat. Sie erregt Unwillen, Trotz und Widerſetzlichkeit, wenn ein ſtolzer, unbiegſamer Sinn ſie durchſetzen will. Was ruhig und ſanft eingeleitet wird, das kommt auch gewiß zu einer ſchönen Reife.

5) Sey feſt und ſtandhaft in dem, was du begonnen haſt. Das einmal gewählte Mittel werde ſo lange gebraucht, als es nur irgend brauchbar iſt. Von der angenommenen Verfahrungsart ſtehe nicht eher ab, als bis ſie untauglich ward, oder dir als untauglich einleuchtet. Das Schwankende in unſerm Verfahren, das immerwährende Abändern un-

ſrer Entſchließungen, benimmt uns mit Recht das Zutrauen der Welt. Wie ſollen Andre ſich auf Den verlaſſen, der ſich ſo wenig auf ſich ſelbſt verlaſſen kann? wie Den zu ihrem Führer wählen, der ſelbſt ſo ungewiß iſt? Wer immer von neuem wählt und verwirft, und von dem Einen Plane zum andern übergeht, zeigt darin eine faſt verächtliche Schwäche. Er hat entweder die Sache vorher nicht recht überdacht, handelt leichtſinnig und nach oberflächlichen Anſichten; oder er iſt unfähig, etwas nach richtigen Grundſätzen zu würdigen, und dasjenige, worauf es ankommt, beſtimmt ins Auge zu faſſen; oder er iſt ein Weichling, der alle Anſtrengung ſcheut, oder ein Sclave banger Ahndungen und Befürchtungen. Solche Menſchen taugen nicht zur Ausführung gemeinnütziger Plane. Sie reißen in dem gegenwärtigen Augenblicke wieder nieder, was ſie kurz vorher aufgebaut hatten, und leben mit ſich ſelbſt in einem beſtändigen Widerſpruche. Sie bringen nichts zu Stande, weil ſie bey nichts aushalten. Die ſchlechteſten Maßregeln, ſtandhaft befolgt, wirken mehr als die beſten, wenn man immer davon abgeht.

Es iſt gar nicht zu erwarten, daß der Er-

folg eines Unternehmens ſich auf der Stelle zeige. Er wird vorher oft vereitelt werden; viele Verſuche werden vergebens ſeyn, ehe Einer gelingt. Die Hinderniſſe, mit welchen der wohlwollende Eifer zu kämpfen hat, ſind zu mannichfach und zu verborgen, als daß er nicht anfangs öfter unterliegen als ſiegen ſollte. Viele Bemühungen, die geradezu zum Zwecke zu führen ſcheinen, ſind nur lange Vorbereitungen, und erſt ſpät wird ſichtbar, was durch ſie geſchehen iſt. Wer ſich dadurch abſchrecken läßt, kennt entweder die Welt nicht, oder es iſt ihm kein Ernſt um das Gute. Er wird nie etwas finden, was ihm genügt, weil dieſe Unvollkommenheit an allem Menſchlichen haftet. Sein mühſeliges Leben iſt umſonſt verſchwendet. Wer dagegen ſtandhaft aushält bey dem, was er angefangen hat, die fehlgeſchlagenen Verſuche wiederholt, die gemachten Erfahrungen benutzt, und den Muth nicht ſinken läßt, der wird ſicher auch die ſchönen Früchte ſeines beharrlichen Fleißes ſehen. Sein feſter, entſchloſſener Gang bringt ihn zum erwünſchten Ziele. Fehlſchlagungen ſind der Weg zum Gelingen.

6) Vertraue mehr auf dich ſelbſt,

als auf Andre und auf die Umstände. Was du selbst thun kannst, das überlasse nie Andern, denn es ist ungewiß, ob sie es thun werden; und wenn sie es thun, so hast du doch nicht so viel Ehre und Freude davon, und kannst dich nicht so fest versichert halten, daß es auf die beste Art geschehen sey, als wenn du es selbst thätest. Auf den Beystand der Menschen zu gemeinnützigen Unternehmungen und auf ihr Ausdauern darin, wenn sie ja der Enthusiasmus dazu fortreißen sollte, läßt sich wenig bauen. Freylich ist uns in vielen Fällen die Hülfe Andrer unentbehrlich; freylich ist es immer nützlich, sich mit Andern zu edeln Absichten zu vereinigen. Aber man muß nie fest erwarten, daß sie das leisten werden, was sie übernommen haben. Man muß sich darauf gefaßt und eingerichtet halten, daß es nicht geschieht, und so viel als möglich solche Anstalten treffen, daß dadurch nichts versäumt werde, und daß man sich auch dann noch zu helfen wisse. Es gehört mit unter die schmerzlichsten Erfahrungen des Lebens, sich bey seinen bessern Bemühungen von aller Unterstützung entblößt zu sehen. Man mache sich deswegen frühe damit bekannt, damit man den Muth nicht ver-

liere, wenn es uns auch ſo geht; und thue ſeine Schuldigkeit ſo viel eifriger und pünctlicher, je leichter es Andre damit nehmen, und je gewiſſenloſer ſie dieſelbe verabſäumen.

Daſſelbe gilt von den Umſtänden. Ein glückliches Zuſammentreffen derſelben kommt uns oft trefflich zu Statten. Aber man kann ſich nie darauf verlaſſen. Wer es abwarten wollte, würde in den meiſten Fällen nie etwas beginnen. Wer ſeine Plane darauf anlegt, wird nicht ſelten betrogen. Man ſtehe lieber von ſolchen Unternehmungen ab, welche ohne das nicht zu Stande gebracht werden können, und widme ſich dafür ſolchen, die mehr vom eignen guten Willen und der ernſtlichen Thätigkeit abhangen. Derjenige handelt am vernünftigſten, der ſich ſo benimmt, als ob Alles allein auf ihn ankäme, und deswegen nichts verſäumt, was in ſeinem Vermögen ſteht.

7) **Wirke, ſo viel als möglich, das Gute geräuſchlos und im Stillen.** So haſt du mit den wenigſten Schwierigkeiten zu kämpfen; ſo entgehſt du am beſten der lauernden Wachſamkeit des Laſters; ſo erregſt du am wenigſten Aufſehen; ſo biſt du am wenigſten dem Neide, den Spöttereyen kaltherz-

ziger und egoistischer Menschen, und den Befehdungen der zahlreichen Menge Derer ausgesetzt, die den Sieg des Guten als ihr Unglück ansehen; so darfst du dich am wenigsten zerstreuen; so kannst du auf die einfachste Art und durch die einfachsten Mittel deinem Zwecke nachgehen; so ist dein Verdienst das ehrenvollste, und das Gute, was du stiftest, das wirksamste, dauerhafteste, segensreichste; so stellst du auch Denen, welchen das Vermögen, vor den Augen der Welt viel zu thun, versagt ist, ein lehrreiches Beyspiel dar; so beförderst du stille Tugend überhaupt, die dem Leben so viel Werth und Freude schafft; so überzeugst du die Welt, daß das Gute keines Gepränges bedürfe, daß seine innere Würde jeden Flitterstaat entbehrlich mache; so gibst du dir selbst einen beruhigenden Beweis von der Lauterkeit deiner Absichten, und so entgehst du der Gefahr, durch den Glanz der Welt verderben zu werden, deine uneigennützigen Gesinnungen, durch ihren Lohn und ihre Bewunderung, getrübt, die Triebfedern deines Handelns verunreinigt, und dich selbst vom rechten Wege abgeleitet zu sehen. Die Grundsätze, welche man befolgt, und die unbestechliche Rechtschaffenheit seines

Charakters darf man wohl laut werden laſſen. Aber die Werke des Wohlwollens, die man verübt, geſchehen am beſten im Stillen. Man erregt nur zu leicht den Verdacht, als ob man damit groß thun wolle, und ſchwächt damit die Macht des guten Exempels und den Glauben an echte Menſchentugend. Sie werden ohnehin nicht ganz verborgen bleiben, und dann, wenn ſie zufällig offenbar werden, deſto aufmunternder und ſtärkender für Andre ſeyn. Aber freylich das gar zu ängſtliche Aufſuchen der Verborgenheit iſt auch nicht zu billigen. Es hat immer etwas Kleines und Engherziges. Es bemäntelt entweder einen geheimen Stolz, oder es iſt ein Beweis, daß man ſich des Guten ſchäme, daß man nicht den Muth hat, es öffentlich zu thun, und es mit den Hinderniſſen aufzunehmen, die ſich auf dem Schauplatze der Welt entgegen ſtellen möchten. Man wird am ſicherſten gehen, wenn man alles Geſuchte und Künſtliche überhaupt vermeidet, der natürlichen Veranlaſſung, etwas Gutes zu wirken, die man grade findet, unbefangen folgt, und da, wo man zwiſchen dem Geräuſchvollen und Stillen die Wahl hat, das letztere vorzieht. Manche gemeinnützige Unternehmung

gen können gar nicht anders als öffentlich, mit einem großen Aufwande von Kraft, Anstalten und Hülfsmitteln ausgeführt werden. Es wäre thöricht, sich hier durch absichtliche Vermeidung des Oeffentlichen selbst in den Weg zu treten, und den Nutzen seiner Wirksamkeit zu vermindern.

8) Vereinige so viele gute Absichten, als du kannst. Eine und dieselbe Unternehmung kann in mehr als Einer Hinsicht wohlthätig werden, mehr als Einem Bedürfnisse abhelfen, mehr als Eine Angelegenheit verbessern, wenn sie mit der gehörigen Sorgfalt und Umsicht behandelt wird. Nur darf darüber dasjenige nicht versäumt oder beeinträchtigt werden, warum es eigentlich und zunächst zu thun ist. Wenige Plane und Arbeiten zum Wohl der Menschheit beschäftigen Den, der sich ihnen widmet, so ganz und ungetheilt, daß ihm nicht noch zu mancherley andern Kraft und Zeit übrig bliebe; besonders wenn man beyde geschickt zu vertheilen und dadurch auszugewinnen weiß. Aber freylich muß man sich nicht mit Geschäften überladen, sich nicht in eine größere Menge von Arbeiten verwickeln, als man übersehen und anordnen kann.

Wer zu viel thun will, thut ſelten etwas recht. Wer mit zu mancherley Dingen zugleich beſchäftigt iſt, kann auf jedes einzelne nie die gehörige Aufmerkſamkeit verwenden. Er bringt entweder nichts, oder nur Verfehltes und Unvollkommnes zu Stande.

Ein Jeder muß hier bey ſich ſelbſt ausmitteln, wie viel er vermag. Es gibt Menſchen, die ſehr viel können, die im Stande ſind, eine Menge der verſchiedenartigſten Projecte zugleich im Kopfe herum zu tragen, und doch jedes mit Energie und Beſonnenheit zu bearbeiten; die mit einer erſtaunenswerthen Schnelligkeit vom Einen Gedanken zum andern übergehen, und ſich doch in jeden hinein denken. Andre haben ſchon mit Einem Mühe genug, um es nach allen Rückſichten zu erwägen, und alle Beſtimmungen deſſelben in Anſchlag zu bringen.

Vorzüglich hat man darauf zu ſehen, daß man dasjenige Geſchäft, welches unter allen das wichtigſte iſt, und wozu man die meiſte Kraft und den dringendſten Beruf hat, nicht hinter die andern zurück ſetze. Ueberhaupt ſollte man nie etwas unternehmen, ohne ſich vorher zu fragen: Kann ich auch etwas

Vortheilhafteres thun? Gibt es nicht wesentlichere Bedürfnisse zu befriedigen? Ueberlasse ich nicht dieses Geschäft besser Andern, die dazu mehr Talent haben, und widme mich dafür einem solchen, wozu ich in reicherm Maße ausgestattet bin? Es gibt kein seligeres Gefühl als dasjenige, welches das Bewußtseyn gewährt, daß nicht, was man leisten konnte, unerfüllt geblieben sey.

9) Höre zur rechten Zeit und auf die rechte Art auf. Es ist Zeit eine Unternehmung zu beendigen: wenn wichtigere Pflichten uns nicht mehr gestatten, ihr länger nachzugehen; wenn unsre Umstände sich so geändert haben, daß wir ihr nicht mehr den Muth, die Kräfte und die Heiterkeit widmen können, die sie verlangt; wenn wir die Entdeckung machen, daß sie noch nicht gehörig vorbereitet war, oder daß die gegenwärtigen Verhältnisse ihre Ausführung nicht erlauben; wenn wir von der Unzweckmäßigkeit, Schädlichkeit oder mindern Nützlichkeit derselben in Vergleichung mit andern Unternehmungen überzeugt werden; wenn Andre auftreten, die dazu mehr Tauglichkeit oder Zutrauen haben. Es gehört eine nicht geringe Resignation dazu, von ei-

nem Schauplatze willkührlich abzutreten, auf welchem man lange mit Liebe, Ruhm und Erfolg wirkte. Darin erprobt ſich recht die Stärke des edeln Mannes und ſein Gehorſam gegen die Pflicht. Deswegen geſchehe es denn auch immer mit Würde, ſo daß der Verdacht der Feigheit, der Weichlichkeit und des Eigennutzes von uns entfernt bleibe. Wo aber das Alles nicht der Fall iſt, da darf man eine Sache nicht eher beendigen, bis ſie wirklich vollendet iſt, wenn ſie auch noch ſo verwickelt, und die Unluſt daran noch ſo groß würde.

---

2. Laß jedem Einzelnen, je nachdem er deſſen bedarf, Schutz und Hülfe angedeihen; wie du willſt, daß dir in der Noth Schutz und Hülfe zu Theil werde. So iſt es durch den allgemeinen Willen beſtimmt: Jedem ſoll Schutz und Hülfe widerfahren. Anders kann Keiner verfügen, der das Intereſſe Aller in ſich vereinigte.

1) Beſchütze den Schwachen und Bedrängten gegen jeden gewaltſa-

men Angriff, er rühre von der Natur oder von Menſchen her. Rette Den, der mit Lebensgefahr ringt, wenn du auch ſelbſt darüber in Lebensgefahr geriethest. Springe bey Dem, der von den Wellen oder von den Flammen bedroht wird, wenn die Drohung dir auch ſelbſt furchtbar wäre. Geſelle dich zu Dem, der allein ſteht, an dem die Bosheit ihren Muthwillen übt, auf den die Leidenſchaft ihre Verderbensanſchläge gerichtet hat. Dulde es nicht, daß der Frevel ſich dem Wehrloſen nahe, daß der Verlaſſene ungeſtraft gemißhandelt werde. Vertheidige die angefochtene Unſchuld; ſprich muthig für das gekränkte Recht. Wende das Unglück ab, das deinem Mitmenſchen bevorſteht. Wer auf einen Andern feindſelig eindringt, der finde an dir tapfern Widerſtand. Das Gefühl deiner Pflicht wird dich ſtark machen, während Jenen die Schmach und die Feigheit des Laſters entwaffnet. Das iſt der höchſte Triumph menſchlicher Kraft, daß ſie ein Werkzeug des Edelmuthes zur Abwendung unrechtmäßiger Gewalt wird. Darin wird der Sieg der Menſchheit gefeiert, daß ſie ſchützend über der bedrängten Ohnmacht waltet; darin zeigt ſich

die höchſte Macht des Willens und der That, darin hebt ſich der Menſch zum Gotte.

2) Hilf Dem, der der Hülfe bedarf. Leihe deinen Arm dem Unvermögenden; ſey die Stütze des Wankenden. Welches menſchliche Bedürfniß es ſeyn mag, das dich anſpricht: du ſollſt zu ſeiner Befriedigung beytragen, was du kannſt. Daß Jemand ein Unwürdiger iſt, berechtigt dich nicht, ihm deine Unterſtützung zu verſagen. Wer biſt du, daß du dir ein Urtheil darüber anmaßeſt? Wie kannſt du dich ſelbſt einer höhern Würdigkeit rühmen? Die offenbaren Fehler eines Menſchen können und müſſen dich wohl veranlaſſen, in deinem Betragen etwas abzuändern, und die Art deiner Hülfe darnach einzurichten, daß du dieſen keinen Vorſchub leiſteſt, den Trägen nicht noch verdroſſener, den Liederlichen nicht noch ruchloſer, den Verlegenen nicht noch gedankenloſer und unbehülflicher machſt. Aber du biſt nicht dazu geſetzt, Einen von dieſen für ſeine Laſter zu beſtrafen. Der Bedürftigere und Beſſere haben nähere Anſprüche auf deine Hülfe. Aber Keiner iſt ganz davon ausgeſchloſſen.

Deine Hülfe sey auf die größte mögliche Dauer, und auf das wahre Wohlergehen Dessen, dem sie widerfährt, berechnet. Sie werde von derselben Klugheit geleitet, die du in deinen eignen Angelegenheiten zeigst. Sie bestehe mehr darin, daß du seiner Thätigkeit forthilfst, und ihn in den Stand setzest, sich selbst zu verschaffen, wessen er bedarf, als daß du ihm dieses unmittelbar gewährst. Sey willig und zuvorkommend im Helfen. Es geschehe mit herzlichem Wohlwollen, und einem wahrhaft menschenfreundlichen Sinne. Dieser ist mehr werth und gleicht die Mißverhältnisse des Lebens besser aus, als alle Gaben und Werke der Liebe. Dringe aber auch Niemand deine Hülfe auf. Zwinge Niemand, nach deinen Begriffen glücklich zu seyn. Die Rechte der Freyheit und Persönlichkeit sind die heiligsten. Wer diese verletzt, darf sich seiner edelmüthigen Denkungsart gar nicht mehr rühmen.

Schönes Leben des hülfreichen, dienstfertigen Mannes! Schön durch den Frieden erfüllter Pflicht, durch den Anblick gestillter Noth und geschaffener Freude, durch den Se-

gen der Welt, und durch frohe Einigkeit mit ſich ſelbſt und der Menſchheit!

III.

Moraliſches Betragen in Anſehung des Geiſtes.

Die ganze Lebenswiſſenſchaft iſt Diſciplin des Willens und der ihm untergeordneten Begierden. Aber außer dem Vermögen zu wollen und zu handeln, finden ſich in der menſchlichen Natur noch andre Fähigkeiten, die jenes theils begründen, theils ihm als Werkzeuge zur Realiſirung ſeiner Beſchlüſſe dienen, und mit ihm auf daſſelbe innere und unſichtbare Prinzip zurück geführt werden, welches wir Geiſt nennen.

Von welcher Natur und Beſchaffenheit dieſes Prinzip ſey, mag dahin geſtellt bleiben. Es iſt da. Unzweydeutige Erſcheinungen laſſen darauf ſchlieſſen. Dieſe Erſcheinungen ſind von Allem, was ſich in der Körperwelt zuträgt, weſentlich verſchieden, und erfolgen nach andern Geſetzen. Sie kommen nicht von außen

in den Menſchen hinein, ſondern offenbaren ſich einem innern Sinne. Sie bewegen ſich nicht in räumlichen Maſſen, ſondern fließen rein in der Zeit dahin. Sie werden nur vernommen, von Allem, was Materie heißt, geſchieden. Ein Geiſt belebt den Menſchen, und durch ihn iſt er der Herr der Welt, die ihn umgibt.

Natürlich können wir dieſen Geiſt hier nur als Inbegriff derjenigen Fähigkeiten betrachten, die dem Willen mittelbar oder unmittelbar unterthan ſind, die er lenkt, beſtimmt, und zu ſeinem Wirken in der Welt und auf die Welt anwendet. Als geiſtiges Weſen empfängt der Menſch Eindrücke von Gegenſtänden und Ereigniſſen, bewahrt ſie auf, ruft ſie wieder hervor, ſetzt ſie auf mannichfaltige Art, bald willkührlich, bald nach gewiſſen Geſetzen, zuſammen, verknüpft ſie zu derjenigen Einheit, die ihm in ſeinem Bewußtſeyn vorgebildet iſt, unterwirft ſie einem feſten Zuſammenhange, und gelangt ſo zur Erkenntniß der Wahrheit. Er vereinigt Sinne, Gedächtniß, Einbildungskraft, Verſtand und Vernunft — Vermögen, die wir, der Kürze wegen, mit dem allgemeinen Namen

des Verſtandes bezeichnen wollen, da ihre gemeinſchaftliche Tendenz keine andre iſt, als die, den Menſchen ſich ſelbſt und die Welt verſtehen zu lehren*). Was ſich den Sinnen, dem Gedächtniſſe, der Einbildungskraft, dem Verſtande und der Vernunft darſtellt, weckt angenehme oder unangenehme Gefühle, frohe oder widrige Stimmungen, und dieſen angemeſſene Bewegungen und Wünſche. Das Vermögen, ſie zu haben, werde hier Herz genannt.

Iſt erſt über den moraliſchen Werth eines Menſchen entſchieden; iſt ſein Charakter im Willen gegründet: dann iſt er Alles, was er ſonſt noch iſt, durch ſeinen Verſtand und

*) Sinne, Gedächtniß und Einbildungskraft ſtehen im Dienſte und unter der Disciplin des Verſtandes. Die Vernunft iſt reinere und ausgebreitetere Erweiſung des Verſtandes, das Vermögen, die Einheit des letztern ungetrübter, geſchiedener und umfaſſender darzuſtellen. Reflexion, Urtheilskraft, Abſtractionsvermögen, Witz und Scharfſinn, ſind Zweige des Verſtandes. Die weitere Entwickelung hiervon enthält meine Schrift: Geiſt der reinen Sittlichkeit, Lemgo 1802., und kann wegen des Ineinandergreifens dieſer Werke hier nicht wiederholt werden.

ſein Herz. Außer ſeiner ſittlichen Denkart ſind Verſtand und Herz das Einzige, was mit ihm das Irrdiſche überlebt. Mit dem Verſtande und Herzen nimmt er die Welt in ſich auf. Verſtand und Herz modificiren ſein Wirken in ihr, und die Zweckmäßigkeit deſſelben hängt von der Richtigkeit des Verhältniſſes ab, worin beyde zu einander ſtehen. Einigkeit mit ſich ſelbſt — das höchſte Gut des Lebens — ruht zwar zunächſt im Rechtwollen und Rechtthun; aber ſie vollendet ſich nur in einer geſunden Verfaſſung des Verſtandes und Herzens. Glücklich und elend wird er nur durch Verſtand und Herz. Sie verdienen daher eine ganz vorzügliche Aufmerkſamkeit der Lebensphiloſophie. Was ſie darüber mitzutheilen hat, wird ſich am füglichſten unter die beyden Rubriken; Sorge für den Geiſt, und Gebrauch des Geiſtes, zuſammenfaſſen laſſen.

1.

Sorge für den Geiſt.

Der Geiſt iſt das nächſte Organ der Tugend. Je mehr der Geiſt belebt und gebildet iſt, deſto beſſer kann ſich die gute Denkart entwickeln, deſto reiner und kräftiger erweiſen.

Je mehr Geiſt Jemand hat, deſto leichter wird es ihm, die Würde der Menſchheit in ſich zu behaupten und zu erhöhen, mit deſto mehr Klarheit, Schönheit und Ehre wird dieſe Würde im Leben hervortreten. Die Natur erwartet ihre Beſeelung und ihren höchſten Reitz vom freyen Menſchengeiſte; und der Körper wird nur dadurch geadelt und zu einem angemeſſenen Werkzeuge der Sittlichkeit eingeweiht, daß er uns den Widerſchein eines reichen, tiefen und gebildeten Geiſtes gewährt. Ein geiſtloſer Menſch erregt Widerwillen und Ekel, und macht ſich überall unerträglich. Es iſt nicht bloß die Stimme der Convenienz und einer kultivirten Zeit, was ihn dafür erklärt. Es iſt etwas, das tiefer liegt, die Selbſterkenntniß der Natur, das Gefühl des Unwerthes, der Verkehrtheit und des Widerſinnes. Das Geiſtige wird überall als das Vortreffliche erkannt, worin der Menſch ſich hebt, und nicht allein die größten Zwecke erreicht, ſondern auch an ſich ſelbſt groß iſt. Wer ſeinen Geiſt verwahrloſet, büßt dafür durch mancherley Beeinträchtigungen des Weltgewinnes, durch verfehlte Abſichten und betrogene Hoffnungen — vorzüglich aber durch Ge-

meinheit, bis zum Verächtlichen. Verwahrloſung des Geiſtigen iſt Begünſtigung des Körperlichen, Verſtärkung ſeiner blinden Gewalt und ſeiner ungeregelten Antriebe — mithin Veranlaſſung zu unzählbaren Verirrungen und unüberſehbarem Elend.

Sorge verdient demnach allerdings der Geiſt. Nur im tiefſten Verderben, in der gewaltſamſten Zerrüttung der Natur, und bey einer, durch lange Gewohnheit eines thieriſchen Lebens, bis zur Ohnmacht und Dumpfheit befeſtigten Abhängigkeit des Geiſtes vom Körper läßt ſich dies verkennen. Darin eben muß ſich dieſe Sorge zuerſt erweiſen, daß ſie den Geiſt aus dieſer Sclaverey rettet, und ihm das Uebergewicht über den Körper zu verſchaffen ſucht. Dies gebührt ihm mit Recht, als dem vernünftigen und edlern Theile. Ohne das iſt das Glück und die Weisheit des Menſchen ein Spiel des Zufalles, und ſein Leben eben ſo unglücklich als ſchimpflich. Von Natur herrſcht freylich der Körper über den Geiſt; denn im Körperlichen wird der Menſch geboren; körperlich iſt ſeine erſte Entwickelung, und erſt ſpät entfaltet ſich, in und mit demſelben, der

Keim des Geiſtigen. So war es der Beſtimmung des Menſchen, aus und durch ſich ſelbſt Alles zu werden, ſo iſt es der Natur des Vortrefflichen, ſich aus Gemeinem immer mehr hervorzubilden, und von Schlechtem ſich immer mehr zu läutern, angemeſſen. Vom Körper empfängt der Geiſt ſeine erſten Antriebe; der Körper führt ihm ſeine erſte Nahrung zu; der Körper bewirkt ſeine erſte Stimmung; in der Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe findet er ſeine erſten Uebungen. Läßt er ſich ſo gehen: ſo wird er, was die Meiſten ſind, ein durch und durch körperliches Weſen, das freylich dann und wann geiſtige Anregungen fühlt, aber nur im Dienſte des Inſtinctes, in welchem freylich auch geiſtige Fähigkeiten und Kräfte kultivirt werden, aber nur um die Befehle des Körpers auszuführen, und ſich ganz nach den Eindrücken des Körpers zu richten. Ein knechtiſches, unſelbſtſtändiges, und in aller Freude mühſeliges Leben iſt es, was auf dieſe Weiſe geführt wird.

Der körperliche Menſch lebt und fühlt ſich nur in ſeinem Körper. Dieſen Körper zu nähren und zu pflegen, ihm angenehme Empfindungen zu verſchaffen, und

alles Schmerzhafte von demſelben entfernt zu halten, iſt ſeine einzige Angelegenheit. Was dem Körper wohlthut, wird mit aller möglichen Anſtrengung geſucht, wenn ihn nicht etwa körperliche Weichlichkeit oder Trägheit zurückhält. Mit innigem Wohlbehagen genießt er, was den Körper erfreut; aber eben ſo tief fühlt er auch, was den Körper quält. Er kann ſeine Unluſt nicht überwinden, ſeine Begierden nicht mäßigen, ſeiner körperlichen Ausgelaſſenheit keine Gränzen ſetzen. Davon, daß ein vom Körper verſchiedenes Prinzip in ihm wohne, kommt ihm kaum eine Ahndung bey. Die geiſtigen Fähigkeiten, deren er ſich bedient, erſcheinen ihm als etwas ganz und gar Körperliches. Das Denken geht ihm nicht anders von Statten, wie das Verdauen. Sich ein geiſtiges Ziel zu ſetzen, auf die Kultur des Geiſtigen in ſich etwas zu verwenden, bleibt ihm unter Allem am fremdeſten. Und wenn er ja noch darauf verfallen ſollte: ſo geſchieht es mit der pünctlichſten Unterordnung unter das Körperliche; ſo darf dadurch weder Ruhe noch Behaglichkeit, noch Genuß geſtört werden. Wohin der Körper zieht, dahin folgt er; was den Körper gelüſtet, das thut er;

wozu er nicht körperlich disponirt iſt, das geſchieht ſicher nicht. Wenn er es weit bringt: ſo braucht er ſeinen Verſtand, um ſeine körperlichen Antriebe durch einander zum möglichſt dauerhaften und vollſtändigen Wohlleben einzuſchränken. Das Herz aber iſt bey ihm bloß Körper. Nichts iſt ekelhafter, als ihn in ſeinem gewöhnlichen Treiben zu ſehen; wenn es nicht etwa noch ekelhafter iſt, die lobpreiſenden Beſchreibungen ſeines glücklichen Lebens anzuhören.

Der geiſtige Menſch erkennt es auch wohl an, daß er nicht ganz Geiſt ſey, daß der Körper, als unentbehrliches Werkzeug der Seele, ſeine rechtlichen und unabweislichen Forderungen habe, daß geiſtige Anſtrengung ihn nicht ſchwächen oder zerſtören — daß die übertriebene Sorge für den Geiſt ihn nicht vernachläſſigen — daß der Beytrag, den ſeine angenehmen Empfindungen zu einem glücklichen Leben gewähren, nicht verſchmäht werden — daß man, wenn man auch könnte, ſich nie ganz über ihn erheben dürfe, daß die Natur, wie in allen ihren Verfügungen, ſo auch in der Verbindung geehrt werden müſſe, die ſie zwiſchen Geiſt und Körper getroffen hat, daß

der letztere den Verkehr des erstern mit der Welt vermittele, daß ihm durch denselben alles Schöne und Schätzenswerthe, was ihm die Welt darbeut, zufließe, und daß er daher allerdings Aufmerksamkeit und Pflege verdiene. Aber er kennt und ehrt auch ein höheres, von ihm unabhängiges, Daseyn; und sucht dies immer tiefer in sich zu gründen. Er weiß sich im Geiste verborgene und beseligende Genüsse zu bereiten, mit welchen der Körper nichts gemein hat. Er hat sich zu edlern Beschäftigungen und erhabenern Stimmungen gewöhnt. Er wendet nur so viel auf seinen Körper, als das Bedürfniß desselben und die bessere Verfassung und ungehinderte Thätigkeit des Geistes verlangt. Er kann den Eindrücken desselben so weit widerstehen, daß er durch sie nicht gestört werde. Er betrachtet Körperfreuden nicht als den Gewinn, sondern nur als eine Zugabe zu dem eigentlichen Gewinne des Lebens. Körperliches Uebelbefinden ist daher auch nie im Stande, die Heiterkeit seiner Seele ganz zu trüben, die aus andern Quellen fließt. Dem Geiste Nahrung zu geben, den Geist zu stärken, Gedanken und Gefühl zu beleben, und ihnen immer mehr Einfluß zu ver-

ſchaffen, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, ſeine Ueberzeugungen zu berichtigen und zu befeſtigen, die Wirklichkeit durch Ideale zu verſchönern, was freylich in kein nichtiges Träumen und in kein leeres Empfindeln ausarten darf, den Schein durch das Licht der Wahrheit zu zerſtreuen, und aus Allem etwas für Verſtand und Herz zu erbeuten, das iſt ſeine wichtigſte Angelegenheit.

Bey dem Verhältniſſe, worin Körper und Geiſt von Natur zu einander ſtehen, ſollen wir es alſo nicht laſſen. Es iſt nicht dasjenige, was die Vernunft billigt. Aus der Ordnung der Natur ſoll eine andre, ſelbſtgebildete, hervor gehen, aus dem körperlichen ein geiſtiger Menſch werden. Dazu aber wird erfordert, daß man frühe den Regungen und Antrieben des Körpers Widerſtand leiſte; daß man nicht jede Luſt deſſelben befriedige, wo es auch ſonſt wohl erlaubt ſeyn möchte; daß man dagegen den Geiſt, ſelbſt im Kampfe mit körperlicher Unluſt, fleißig übe; daß man die, anfangs beſchwerlichen, Anſtrengungen deſſelben, durch öftere Wiederholung, zu Fertigkeiten erhöhe; daß man es oft verſuche, ſich mit demſelben über ſeinen körperlichen Zuſtand wegzuſetzen.

Alles, was er will, wenn anders die Anlagen dazu in ihm sind, kann der Mensch aus sich machen. Mögen diese Anlagen noch so gering seyn: durch die Sorge, welche man auf sie wendet, dadurch, daß man die entgegengesetzten wenig beachtet, läßt sich ihnen ein bedeutendes Uebergewicht über die letztern geben, wenn diese auch von Natur viel stärker wären.

Die Sorge für den Geist muß, zweytens, auf die gehörige Verfassung desselben gerichtet seyn. Denn nur wo diese behauptet wird, ist er im Stande, dem Willen zweckmäßig zu dienen, und die Einheit eines glücklichen Lebens zu bewirken. Auch diese Verfassung hat die Natur nicht hervorgebracht; sie hat sie aber bestimmt genug angedeutet. Wer ihre Winke vernimmt, und ihr darin treu bleibt, wird jene nicht verfehlen. Sie besteht in dem richtigen Verhältnisse der einzelnen Vermögen, worin sie ihrer Bestimmung angemessen sind, und sich gegenseitig zweckmäßig unterstützen. Keine Fähigkeit des Geistes darf durch die andre

beeinträchtigt oder verdrängt werden, keine über das ihr angewieſene Gebieth treten, und ſich in die Angelegenheiten der andern miſchen, woraus unvermeidlich Disharmonie des ganzen Menſchen entſtehen würde. Jede ſoll ihre Sphäre ausfüllen, das leiſten, wozu ſie da iſt, und alle ſollen zuſammen wirken zur Darſtellung eines erleuchteten, gefühlvollen, und, im Dienſte der Pflicht, weiſe und kräftig wirkſamen Menſchen.

Zuvörderſt ſoll behauptet werden das richtige Verhältniß zwiſchen Verſtand und Herz. Dem Verſtande gebührt die Einſicht und Ueberlegung; das Herz muß beyde erwärmen, beleben und zur thätigen Ausführung bringen. Der Verſtand denkt und prüft; das Herz thut Einſpruch, wo ſich die Reſultate zu weit von der Einfalt des Gemeinſinnes verlieren, oder mit ſeinen höhern Angelegenheiten in Widerſpruch gerathen, und veranlaßt ſo zum freyern und angelegentlichern Forſchen. Der Verſtand folgert und beſtimmt, aber die Materialien werden ihm vom Herzen entweder gegeben, oder doch vorgehalten, und in gewiſſen Beziehungen zu ſeinen unvertilgbaren Bedürfniſſen dargeſtellt. Das Herz

wird von Begebenheiten und Situationen getroffen. Ob seine Rührung aber wahr sey, ob und in wie fern man sich ihr überlassen dürfe, wie man sie leiten und einschränken müsse, darüber entscheidet der Verstand. Was der Verstand gesammelt und geordnet hat, wird nur dadurch bildendes Eigenthum des Menschen, daß es das Herz in sanften und angemessenen Bewegungen auffaßt.

Jede Abweichung von diesem Verhältnisse ist fehlerhaft. Fehlerhaft daher **das Uebergewicht des Herzens über den Verstand**, das sich auf mannichfaltige Art äußert. **Das Herz läßt den Verstand gar nicht aufkommen.** Man handelt, wie man sich gestimmt und getrieben fühlt, und gibt sich nie Rechenschaft über sein Verhalten. Man überläßt sich dem Spiele seiner Empfindungen, ohne über sie zu reflectiren. Man sieht Alles so an, und faßt Alles so auf, wie es sich im Gefühle ausprägt. Man gelangt nie dahin, wo ein selbstthätiger Gebrauch geistiger Kräfte möglich wird. So sind die bloßen Gefühlsmenschen. Gefühl ist ihr ganzes Leben bis ins Innerste hinein.

Oder das Herz leitet den Verſtand. Dieſer wird wohl gebraucht, aber nur wie jenes es vorſchreibt. Man denkt und urtheilt wohl, aber nur über das, was darin eine angenehme Beſchäftigung gewährt, und keine widrigen Reſultate beſorgen läßt — nur in der Richtung und mit den Rückſichten, die den Wünſchen des Herzens zuſagen. So veränderlich wie die Stimmung iſt auch der Glaube. Es iſt ſogar ein Unglück, wenn der Verſtand ſich ja einmal frey äußert. Tauſend Beſürchtungen des Herzens ſtören da die Ruhe. Nur eine von dieſen darf klar werden: ſo wankt die Ueberzeugung ſchon wieder. Das Herz, ſich ſelbſt überlaſſen, und ohne die Hülfe feſter Grundſätze, wird nie mit ſich eins. So bleibt das Leben, worin der Verſtand dem Herzen untergeordnet iſt, eine Beute des Zweifels.

Oder, endlich, das Herz tritt gar an die Stelle des Verſtandes. Man folgt dem Gefühl, wo der Begriff entſcheiden ſollte; man treibt ſein Spiel mit frohen oder wehmüthigen Bewegungen des Gemüthes, wo eine ruhige Anſicht der Sache erfoderlich wäre; oder das Gefühl ſoll gar da weiter füh-

ren, wo der Verſtand nicht mehr fort kann. Das Gefühl vermag für ſich ſelbſt nichts, aber mit Hülfe der Einbildungskraft alles. Dieſe hat eine große Menge von Bildern in Bereitſchaft, die jenem entſprechen, und verfehlt nicht, ſie nach den Bedürfniſſen deſſelben hervorzubringen und zu verknüpfen. Wozu der Verſtand nichts beytrug, daran hat er auch keine Rechte. Vergeblich wiederholt er ſeine Einſprüche, daß etwas über das Gebieth des Erkennbaren hinausgehe, oder den Geſetzen des vernünftigen Denkens entgegen ſey. Ihm wird keine Stimme geſtattet, wo das Herz ſich ſo feurig ſehnt, ſo laut verlangt, und ſich ſo innig befriedigt fühlt. Bey Menſchen, die viel Geiſt und Phantaſie haben, ſchlägt das Uebergewicht des Herzens über den Verſtand immer in Schwärmerey aus. In ſeiner Art mag der Schwärmer wohl ein glücklicher Menſch ſeyn, weil er blind iſt gegen das, was ihm fehlt. Aber das Gleichgewicht der Natur iſt in ihm aufgehoben. Für das thätige Leben iſt er unbrauchbar. Zur Feſtigkeit eines kräftigen Charakters bringt er es eben ſo wenig, als zur Weisheit des Handelns. Im Herzen iſt wohl manches verborgen, wovon der Ver-

ſtand nichts weiß; aber dieſer muß es doch aufklären. Es iſt Widerſinn, daß das Herz ſich durch ſich ſelbſt verſtändigen ſoll. Der Weiſung des Herzens wird der Verſtand immer bedürfen; aber das Zurechtweiſen iſt ſeine Sache.

Der Verſtand kann aber auch dem Herzen zu mächtig werden. Dies geſchieht: wenn er Alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen will, und die Ausſprüche wie die Einreden des Herzens verſchmäht; wenn er ſich in eine Höhe verſteigt, wohin ihm das Herz nicht folgen kann; wenn er auch das mit ſeinem Lichte glaubt beleuchten zu müſſen, was, als geheimes Heiligthum des Herzens, nur von dieſem treu und unverletzt bewahrt wird; wenn er glaubt, in ſich ſelbſt Alles zu beſitzen, durch ſich ſelbſt das Heil der Welt gründen zu können, und daher die Regungen des Herzens, als etwas Kindiſches und Unwürdiges, verlachen zu dürfen. Ungeregelte Speculationsſucht hat immer Herzloſigkeit im Gefolge. Die ausſchließende Kultur des Verſtandes entwöhnt den Menſchen nicht allein, auf die Stimme des Herzens zu achten; ſie macht es ſogar oft nothwendig, ſich gegen dieſelbe zu betäuben,

ſie meynt darin vorzüglich zu glänzen, daß ſie ſich über alle Forderungen und Anſprüche des Herzens wegſetzt. Es iſt traurig, wenn es mit dem Menſchen dahin kommt, daß ſein ganzer Geiſtesreichthum im kalten Wiſſen und im beſonnenen Denken beſteht. Für ihn ſind dann die ſchönſten Blüthen des Lebens erſtorben, er hat ſeinen edelſten Schmuck zerſtört. Es gebricht ſeinem Geiſte an Fülle und Kraft. Er iſt eben ſo arm als unzuverläſſig. Wenn es möglich wäre, den Willen durch bloße Begriffe zu beſtimmen: ſo würde ſeine Tugend doch eine unmenſchliche ſeyn. Aber damit hat es keine Noth. Er bleibt ein Grübler, der für nichts lebt, als für ſeinen dürren, ausgetrockneten Verſtand, und etwa für eine ſchmutzige Leidenſchaft, welcher er ſich zum Zeitvertreibe ergibt. Immer noch beſſer, ein Schwärmer ſeyn, als das. Wem ſollte nicht davor ſchaudern, daß das Leben ſich in eine leere Formel auflöſe! Wer ſich auf ſeine wahren Bedürfniſſe verſteht, der kann die Pflicht nicht verkennen, in der Verbindung des Herzens mit dem Verſtande die Integrität ſeines Daſeyns und die Bedingung alles Glückes und aller weiſen Thätigkeit zu bewahren.

Zweytens, ſoll auch behauptet werden das richtige Verhältniß der einzelnen Fähigkeiten, die zum Verſtande gehören. Auch dieſes wird mannichfach geſtört. So kann der Sinn eine fehlerhafte Obergewalt über die übrigen Vermögen erhalten. Jemand hat zu viel Sinn, wenn ſich ihm in der äußern Anſchauung zu viel darſtellt, wenn das Bedürfniß, anzuſchauen, bey ihm zu groß iſt, wenn er von den Gegenſtänden deſſelben zu heftig afficirt wird, oder wenn er zu viele und zu verſchiedenartige aufnimmt. Das Gedächtniß kann nicht alles aufbewahren; es wird ſich entweder verwirren oder nichts behalten. Die Einbildungskraft kann nicht alles reproduciren; ſie wird entweder von der Stärke der ſinnlichen Eindrücke unterdrückt, oder ihre Bilder vermengen ſich. Die Denkkraft kann nicht alles verarbeiten; ſie wird entweder gar nicht angeregt, oder ihre Erzeugniſſe verlieren ſich im Angeſchauten, oder ſie erliegt der Menge des Stoffes. Bey Manchen hat auch das Gedächtniß ein ſchädliches Uebergewicht; ſie wiſſen zu viel, um etwas recht zu wiſſen; ſie beſinnen ſich auf zu viel, um irgend

einer Sache die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken; es liegt zu vieles in ihrer Seele, als daß sie irgend etwas klar hervorheben, prüfen und ordnen könnten. Eine zu lebhafte Einbildungskraft hindert die Klarheit und Bestimmtheit des Anschauens, wie die Deutlichkeit und Regelmäßigkeit des Denkens. Der Denkkraft gebührt freylich der Vorzug vor den übrigen Vermögen; denn sie soll dieselben leiten, und demjenigen, was durch sie hervorgebracht ist, die letzte Vollendung geben. Wenn er jene im höchsten Grade besäße, und es fehlte ihm an Schnelle und Zuverlässigkeit im Urtheil, an Gewandtheit und Richtigkeit im Vergleichen, an Schärfe und Bündigkeit im Verbinden und Folgern: so würde er von dem Allem wenig Gewinn haben, und sich eben so wenig seiner menschlichen Vollkommenheit als seiner Tauglichkeit zum practischen Leben rühmen können. Gleichwohl kann sie, auf Unkosten der übrigen Fähigkeiten, auch zu sehr geübt werden, nicht ohne großen eignen Nachtheil. Sie kann derselben zu ihren Operationen durchaus nicht entbehren. Das Wissen ohne Denken ist freylich wenig werth. Aber das Denken, das nicht mit Wissen ver-

bunden iſt, bleibt unvermeidlich gehaltlos, phantaſtiſch und abſurd. Der feinſte und ſcharfſinnigſte Kopf, dem es an Anſchaulichkeit fehlt, der ſeine Theoricen nicht durch das bildende Leben, und das verſchönernde Kleid der Einbildungskraft zu heben weiß, wird Spitzfindigkeiten zu Tage fördern, die jeden Gebildeten anekeln, und ſich in Speculationen verlieren, die Niemand intereſſiren, und wohin ihn Niemand begleiten mag. Nur gleichmäßige Anwendung aller Fähigkeiten, die zum Verſtande gehören, ſichert vor Verirrung und Widerſpruch.

Drittens, gibt es ein richtiges Verhältniß der Gefühle, das nicht verletzt werden kann, ohne die Geſundheit des Geiſtes zu zerſtören. Das Gefühl des ſinnlich Angenehmen und Unangenehmen darf das Gefühl für den Zuſtand andrer, für das Schöne, Erhabene, Treffende, Rührende, Wohlgeordnete und Wahre nicht überwältigen. Denn dieſe enthalten die ſchönſten Genüſſe und die wohlthätigſten Antriebe des Menſchen, und ſind zweckmäßige Hülfsmittel ſo wohl der ſittlichen Bildung als des pflichtmäßigen Handelns. Wer aber das erſte

zu oft durch sinnliche Genüsse anregt und befriedigt, wird bald die Fähigkeit, etwas von den letzten zu empfinden, einbüßen. Eben so wenig darf indeß auch überspannte Empfindsamkeit für das Geistige die sinnlichen Gefühle ganz unterdrücken; denn diese müssen uns in der sinnlichen Welt oft belehren und zurechtweisen; sie müssen uns in derjenigen Befreundung mit den Dingen dieser Erde erhalten, ohne welche es nicht möglich ist, zweckmäßig auf dieselben zu wirken.

Die Sorge für den Geist begreift, drittens, Bildung des Geistes. Der Geist soll gebildet werden, das heißt: alle Vermögen desselben sollen sich in natürlicher Richtung und in natürlichem Verhältnisse zu einander entwickeln, jedes soll zu dem ihm bestimmten Grade der Vollkommenheit gebracht werden, daß es sich frey und zweckmäßig äußere, und so der Geist, durch das harmonische Zusammenwirken aller, sich immer stärker und lebendiger zeige.

1. Bildung des Verstandes. Dahin gehören gesunde, reitzbare, umfas-

ſende und ſcharfe Sinne. Der äußere Sinn ſoll die Eindrücke der Welt — der innere die Veränderungen des Gemüthes vor das Bewußtſeyn bringen. Bey beyden kommt es darauf an, daß ſie die Eindrücke, welche auf ſie gemacht werden, leicht annehmen, dieſelben lebhaft und richtig, in vollkommner Uebereinſtimmung mit ihren Gegenſtänden, darſtellen, mit Deutlichkeit und Beſtimmtheit wiedergeben, und daß ſie nicht allein vermögend ſeyen, eine Menge von Bildern zugleich zu umfaſſen, ſondern daß ihnen auch nichts entgehe, was daran beachtungswerth iſt. Dieſe Eigenſchaften, vorzüglich die letzte, bilden den feinſinnigen Menſchen. Seine Sinne ſind für Alles offen, die kleinſten Eigenthümlichkeiten und Unterſchiede bleiben ihnen nicht unbemerkt. Schwache Sinne werden nur leiſe afficirt, und empfangen daher nur ſchwankende, unvollendete und verwirrte Bilder. Träge Sinne nehmen den Eindruck ſchwer an, ſie bedürfen dazu lebhafter Anregungen, und führen ihn auch dann dem Gemüthe langſam zu. Stumpfe Sinne bemerken nur das Auffallende, die feinern Beziehungen gehen für ſie verloren. Alles dies ſind Unvollkommen-

heiten, bey welchen das Geschäft des Verstandes schlecht von Statten geht.

Aber auch die vollkommensten Sinne nützen wenig, wenn sie nicht von einer regen Aufmerksamkeit belebt werden. Sie bedürfen oft der absichtlichen Richtung auf ihre Gegenstände, wenn sie Alles bemerken sollen; und was sie bemerkt haben, bedarf des absichtlichen Festhaltens und der absichtlichen Belebung, damit es sich dem Bewußtseyn einpräge. Die frühe Uebung und das frühe geweckte Interesse müssen hier Alles leisten. Der Mangel derselben ist eine sehr gewöhnliche Ursache, warum es viele gute Köpfe nie weit bringen.

Fehler des Gedächtnisses werden vielleicht in der Bildung des Geistes am ersten übersehen; aber nichts desto weniger dient die Treue und das umfassende Vermögen desselben sehr, die übrigen Fähigkeiten zu unterstützen, und ihren Gebrauch, vorzüglich zur Erwerbung der nöthigen und nützlichen Kenntnisse, zu erleichtern. Die fleißige Anstrengung des Gedächtnisses zu seiner Stärkung und Belebung bleibt daher immer ein wichtiges Erforderniß zur echten Bildung des Geistes; auch

ſchon um des Gleichgewichtes willen, das die Natur in den Kräften des Menſchen verlangt.

Am wichtigſten aber iſt hier wohl die Kultur der Einbildungs- und der Denkkraft. Die Einbildungskraft iſt das Vermögen, ſich abweſende Dinge vorzuſtellen, welches dadurch geſchieht, daß ſie ehemalige Eindrücke und Bilder wieder erneuert. Reitzbarkeit, Reichthum, Schnelligkeit, Geſchäftigkeit, Lebhaftigkeit, Stärke und Regelmäßigkeit ſind die vorzüglichſten Eigenſchaften, die ſie zu einem brauchbaren Werkzeuge des Verſtandes machen. Die Einbildungskraft iſt reitzbar, wenn ſie leicht angeregt wird, und ein Gedanke ohne Mühe den andern herbeyführt; ſie iſt träge, wenn es ſchwer hält, ſie in Bewegung zu ſetzen. Sie iſt reich, wenn ſie über eine Menge von Bildern und Gedanken zu diſponiren hat, worin ſie ſich abſichtlich oder unwillkührlich ergießt; ſie iſt arm, wenn ſie in Verlegenheit geräth, ſo oft ſie etwas darſtellen oder bezeichnen ſoll. Eine reiche Einbildungskraft bringt auch ohne Mühe hervor; denn jedes ihrer Bilder iſt ein Punct, in welchem man ſie anregen kann.

Die Einbildungskraft ist schnell und geschäftig, wenn sie, einmal geweckt, ihre Thätigkeit lange ununterbrochen fortsetzt, und ohne große Anstrengung Gedanken an Gedanken knüpft, von Bild zu Bild forteilt. Sie ist langsam und verdrossen, wenn sie eines vielfachen Nachsinnens bedarf, nur allmählich das Eine nach dem andern hervorlockt, und immer wieder von neuem angeregt werden muß, um nicht zu bald zu ermüden. Sie ist lebhaft, wenn sie alles in sinnlicher Klarheit und mit den frischen Farben und dem tiefen Eindrucke des Gegenwärtigen darstellt. Sie ist matt, wenn ihre Bildungen nur wie luftige Gewebe vor der Seele schweben. Sie ist stark, wenn sie auch dem Großen und Ungewöhnlichen nicht unterliegt, und durch heftige Erschütterungen der Sinne nicht so bald gestört wird. Sie ist schwach, wenn sie sich nur dem Alltäglichen gewachsen, und sich von jedem leisen Einspruche der Wirklichkeit gehemmt fühlt. Sie ist regelmäßig, wenn sie der Ordnung der Natur getreu bleibt, die Zucht des Verstandes nicht verschmäht, und sich außerhalb ihres Gebiethes keine Rechte anmaßt. Eine regellose Einbildungskraft

ſchwankt überall unſtät umher, kettet das Widerſtrebendſte zuſammen, und verlangt auch da zu entſcheiden, wo nur das nüchterne Urtheil ſprechen ſollte. So ſehr ſich aber der Vernünftige beſtreben wird, ſeiner Einbildungskraft dieſe, dem Intereſſe des ganzen Lebens ſo günſtige, Ausbildung zu geben: eben ſo ſehr wird er auch darüber wachen, daß ſie darin nicht ausſchweife. Wo die Einbildungskraft zu reitzbar iſt, da verwirrt ſie den Verſtand. Wo ſie mit einem zu großen Reichthume von Bildern hervorſtrömt, da iſt an Auswahl, Vergleichung und Anordnung nicht zu denken. Wo ſie ſich zu geſchäftig und zu flüchtig zeigt, da macht ſie anhaltende Beſchäftigung mit einem beſtimmten Gegenſtande und beſonnenes Nachdenken unmöglich. Wo ſie eine zu groſſe Lebhaftigkeit hat, da fließen Wahrheit und Täuſchung, Wirklichkeit und Traum überall in einander. Wo ſie zu viele Stärke beſitzt, da fällt ſie überall ins Widerſinnige und Ungeheure, und führt endlich zur gröbſten Schwärmerey. In allen dieſen Fällen wird es dringende Pflicht, ſie durch ernſthafte Arbeiten, worin ſie ihr Spiel nicht haben kann, und durch abſichtliche An-

ſtrengung der übrigen Geiſtesfähigkeiten einzuſchränken.

Die Vollkommenheit der Denkkraft iſt: daß ſie ſich mit der gehörigen Selbſtthätigkeit und Energie äußere; daß ſie ſtäts wach und rege bleibe, ſich von den Täuſchungen der Sinne und den Irrleitungen der Phantaſie frey erhalte; daß ſie im Stande ſey, vieles zugleich und anhaltend zu erwägen, und, unbekümmert um die Reſultate, ruhig, unbefangen und entſchloſſen ihren Gang gehe; daß ihr forſchender Blick weit um ſich ſchaue und in die Tiefe dringe; daß ſie ihren jedesmaligen Gegenſtand ganz, und nach allen ſeinen Beziehungen überſehe, und überall Einheit und Zuſammenhang hervorbringe.

Wer einen ſo, in allen ſeinen Vermögen, gebildeten Verſtand beſitzt, iſt ein geiſtvoller Menſch.

---

2. Bildung des Gefühles. Was der Sinn empfunden oder angeſchaut, die Einbildungskraft dargeſtellt oder der Verſtand gedacht hat, ſteht immer in einer gewiſſen Be-

ziehung auf unſern Zuſtand, die ſich auch unmittelbar zu erkennen gibt, im Gefühle. Für unſern gegenwärtigen Zweck unterſcheiden ſich die Gefühle in ſinnlichſelbſtiſche, ſympathetiſche, äſthetiſche, das Wahrheits- und Vollkommenheitsgefühl. Das ſinnlichſelbſtiſche Gefühl iſt entweder ein angenehmes oder ein unangenehmes, je nachdem die Urſache deſſelben wohlthätig oder nachtheilig auf das ſinnliche Leben wirkt. Das ſympathetiſche iſt Freude oder Leiden mit Andern. Im äſthetiſchen kündigt ſich das Schöne und Erhabene an. Das Wahrheitsgefühl entſcheidet über die Angemeſſenheit oder Unangemeſſenheit eines Gedankens zu den Bedürfniſſen des Verſtandes: ſo wie das Vollkommenheitsgefühl über Einſtimmung oder Widerſpruch mit den Ideen der Vernunft. Alle dieſe Gefühle bedürfen einer ſorgfältigen Kultur: denn ſie gehören mit zu dem Ganzen des menſchlichen Weſens; ſie ſind wohlthätige, oft unentbehrliche Antriebe des Handelns; ſie müſſen daſſelbe vielfach unterſtützen, und in manchen Fällen die Stelle der leitenden Einſicht und des prüfenden Verſtandes vertreten. Es geſchieht dabey

so leicht, daß sie, durch innere und äußere Veranlassungen, verfälscht, abgestumpft, geschwächt oder überspannt werden, und damit traurige Disharmonie in das Leben bringen.

Die Bildung des Gefühles hat aber vorzüglich auf Richtigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, Tiefe, Feinheit und Regelmäßigkeit desselben zu sehen.

Die Richtigkeit des Gefühles besteht darin, daß sich Alles seiner reinen Natur und den Entscheidungen des gesunden Verstandes gemäß in ihm ausdrückt. Diese Richtigkeit wird gestört durch fehlerhafte Begriffe, durch Mangel an Urtheilskraft, durch den Einfluß der Phantasie und durch herrschende Dispositionen des Gefühles selbst.

Das sinnliche Gefühl ist falsch, wenn uns das Angenehme unangenehm und das Unangenehme angenehm ist. Dies rührt entweder daher, weil wir beydes nach unrichtigen Grundsätzen beurtheilen; oder weil wir zu dem Wirklichen und Wahren viel Eingebildetes und Erträumtes hinzuthun, weil sich subjective Bilder, Besorgnisse und Hoffnungen damit vermischen; oder weil wir uns gerade so

geſtimmt fühlen, weil in unſerm Frohſinne Alles eine erheiternde, in unſerm Mißmuthe Alles eine trübe Geſtalt annimmt. Darum iſt es nöthig, ſich, in dieſer Hinſicht, in einer freyen, unbefangenen Verfaſſung zu erhalten. Ohne das werden wir unſer Schickſal nicht unpartheyiſch ſchätzen, und unſer Betragen nicht weiſe einrichten können.

Das ſympathetiſche Gefühl iſt falſch, wenn die Leiden Andrer, um die wir uns ängſtigen, nur eingebildet, oder die Freuden, an denen wir Theil nehmen, nur ſcheinbar ſind. Hier täuſchen uns falſche Begriffe, entweder über die Zeichen, oder über die Urſachen des Leidens und der Freude.

Das unrichtige äſthetiſche Gefühl heißt falſcher Geſchmack. Er hält für ſchön und erhaben, was beydes nicht iſt, und wird entweder von der Mode, oder von eigenſinniger Liebhaberey, oder von vernachläſſigter Kultur der Urtheilskraft und der Vernunft, irre geleitet. Er hängt ſich bald an das Ungewöhnliche, bald an das Ueberladene, bald an das Steifregelmäßige, bald an nichts bedeutende Zierrathen, bald an das Uebertriebene, und iſt nie ohne großen und verderblichen Ein-

fluß in die Beſchaffenheit des Gemüthes und in die Einrichtung des Lebens.

Das unrichtige Wahrheitsgefühl billigt, ſtatt des Wahren, das Halbwahre oder gar das ausgemacht Falſche; weil es den unrichtigen Gedanken nicht an die Geſetze des Verſtandes, ſondern an eingewurzelte Vorurtheile hält, und mit dieſen freylich einſtimmig findet.

Das unrichtige Vollkommenheitsgefühl entſcheidet bald nach unreinen, bald nach ſchwärmeriſchen Idealen, und ſo iſt es dann nicht unbegreiflich, daß es manches Vortreffliche tadelhaft, und manches Verwerfliche genügend findet. Aber auch hier iſt der Einfluß einer milden oder herben Stimmung nicht zu verkennen. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, tadelt Mancher, weil es ihm gerade Bedürfniß iſt zu tadeln, weil er darin ſeiner grämlichen Gemüthsverfaſſung Luft machen muß. Eben ſo leicht ergießt ſich der Frohſinn in unzeitiges und unverdientes Lob. Herrſchaft über ſich ſelbſt und ein aufgeklärter Kopf ſichern am beſten die Richtigkeit des Gefühles.

Um ſich von der Richtigkeit ſeiner Gefühle überzeugen zu können, darf es ihnen nicht an

Deutlichkeit und Beſtimmtheit fehlen. Man muß wiſſen, was man an ſeinen Gefühlen hat, woher ſie entſtehen, und was ſie bezeichnen. Man muß im Stande ſeyn, ſich über die Urſachen und die Beſchaffenheit derſelben Rechenſchaft zu geben, um ſich überzeugt zu halten, daß die jedesmalige Stimmung naturgemäß und vernünftig ſey. Dunkle und ſchwankende Gefühle verwirren den Verſtand, hindern den beſonnenen Gebrauch deſſelben, und machen eine geſunde und glückliche Verfaſſung der Seele faſt unmöglich.

Das dunkle und ſchwankende ſinnliche Gefühl heißt Laune. Man iſt niedergeſchlagen oder muthig, verdrießlich oder heiter, ernſt oder froh, man fühlt ſich verengt oder erweitert, und weiß ſelbſt nicht wie und warum. Es iſt der Laune eigen, feſte Dispoſitionen des Gemüthes zu begründen, die ſo lange fortdauern, bis ſie von andern verdrängt werden. Von der Natur der Dinge, die ſie erzeugen, rührt es her, daß es ſo ſchwer hält, ſich über ſie aufzuklären. Bald iſt dies der Zuſtand des Körpers, bald ſind es dunkle Erinnerungen der Seele, der Nachklang verſchwun-

dener Vorstellungen, bald ein eigener Hang des Temperamentes zu verschiedenen und schnell mit einander wechselnden Empfindungen. Was sie eigentlich schädlich macht, ist vorzüglich das, daß sie der Seele ihre Unbefangenheit rauben, und dadurch einer richtigen Ansicht der Dinge in den Weg treten. Der Gutgelaunte betrachtet Alles von der angenehmen, der Uebelgelaunte Alles von der unangenehmen Seite. Beyde beurtheilen eine Sache selten recht, und übersehen vieles, was zur wahren Entscheidung und zur weisen Ertragung schlechterdings erforderlich ist. So wohl die gute als die üble Laune kann herrschender Zug des Lebens werden. Die erste geht dann in Leichtsinn, der alles im Lichte, die andre in Trübsinn, der Alles im Dunkeln sieht, über, und verliert sich zuletzt in Schwermuth. Beydes ist gleich verderblich, und streitet mit der Würde eines vernünftigen Wesens. Man muß so wohl der herrschenden als der wechselnden Laune, durch richtige Begriffe und nachdenkende Aufmerksamkeit auf sich selbst, entgegen arbeiten.

Das dunkle und schwankende sympathetische Gefühl äußert sich entweder

als mitleidige Wehmuth oder mitfreuende Wonne. Man trauert mit Andern und iſt mit ihnen froh, und weiß nicht worüber; aber es thut dem Herzen wohl. Die Seele fühlt ſich in ihrer Mitte verſchloſſen oder aufgethan, und man begreift nicht woher. Es iſt mehr der innere Drang und das geheime Spiel der Gedanken und Gefühle, als die äußere Veranlaſſung, woher dieſes rührt. Der Naturzweck des Mitgefühles wird dabey ganz verfehlt. Weder an näheres Anſchließen noch an zweckmäßige Hülfe iſt hier zu denken.

Das dunkle und ſchwankende äſthetiſche Gefühl iſt der unſichere Geſchmack. Man findet etwas ſchön oder häßlich, erhaben oder gemein, und kann keine Gründe davon angeben. Das Urtheil wird mehr von der Neigung, dem zufälligen Intereſſe, von anderweitigen Gefühlen, die in der Seele rege ſind, oder von der Stimme des vermeynten Kenners, als von bewährten Grundſätzen und dem Zeugniſſe derjenigen Fähigkeiten, die den Geſchmack leiten und beſtimmen, ausgeſprochen. Aber man iſt ſich des geheimen Einfluſſes nicht bewußt. Darum wird

oft im nächsten Augenblicke gebilligt, was man jetzt tadelte.

Wo das Wahrheits- und Vollkommenheitsgefühl dunkel und schwankend sind, da hängt man sich an Träume, stimmt dem Ungeprüften und Ungereimten mit der größten Zuversichtlichkeit bey, hält das für bewährt, was sich dem herrschenden Hange des Herzens oder der herrschenden Richtung des Kopfes empfiehlt, strebt schwärmerischen Idealen nach, oder verliert sich in unaufhörliche Zweifel, und in ein unbestimmtes Sehnen, wobey weder der Kopf noch das Herz zur Ruhe kommen kann. Auch hier ist ein unaufhörlicher Wechsel der Gedanken und Bemühungen unvermeidlich.

Das richtig gebildete Gefühl zeichnet sich, drittens, durch die gehörige Lebhaftigkeit aus. Der Mangel derselben heißt Stumpfsinn. Dieser ist aber selten total — nur bey Solchen, die ein grob phlegmatisches Temperament besitzen, oder die sich durch Ausschweifungen herunter gebracht haben. Gewöhnlich ist er entweder thierische Unempfindlichkeit, oder Hartherzigkeit, oder Geschmacklosigkeit, oder Gleich-

gültigkeit gegen Wahrheit und Vollkommenheit; oft mehreres von dieſem in Vereinigung. Die thieriſche Unempfindlichkeit iſt entweder Gleichgültigkeit gegen ſinnliche Freuden und ſinnlichen Schmerz, oder ein geringerer Grad von Empfänglichkeit für dieſelben, als die Natur, das Wohlbefinden, und die Brauchbarkeit des Menſchen zu fordern ſcheinen. Sie hat ihren Grund: bald in organiſchen Fehlern, in einem Zuſtande des Körpers oder der Sinne, der zum Empfinden unfähig macht; bald im Mangel an Kultur, in einer ſolchen Rohigkeit derjenigen Kräfte, die dem Genuſſe zu Werkzeugen dienen, welche nur durch die heftigſten Erſchütterungen einiger Maſſen angeregt wird; bald in ſelbſtverſchuldeter Abſtumpfung, durch übertriebene Anſtrengungen oder ſchwelgeriſchen Genuß; bald in abſichtlichen Bemühungen, die Gefühle des ſinnlichen Vergnügens und Schmerzes zu unterdrücken, weil man dies etwa für das höchſte Ziel des Weiſen oder für den Preis höherer Freuden hält. Auch die ſinnliche Natur hat ihre Rechte, die ſie nie ungeſtraft verhöhnen läßt. Der vollkommne Menſch iſt nie gleichgültig gegen ihre Leiden und gegen das,

was ihr wohl thut. Er ehrt darin eine zweckmäßige Einrichtung seines Wesens, und sucht sie, so viel er kann, zu bewahren und zu erhöhen.

Die Hartherzigkeit ist Unempfindlichkeit gegen fremdes Wohl- und Uebelbefinden. Die Ursachen derselben sind: oft Mangel an Fähigkeit, sich den Zustand Anderer lebhaft vorzustellen, oder durch geistige Vorstellungen gerührt zu werden; oft die allzu große Stärke der gröbern Sinnlichkeit, wobey man nur dasjenige empfindet, was diese unmittelbar afficirt; oft ungeregelte Selbstsucht, worin man unfähig ist, etwas zu vernehmen oder zu beherzigen, was sich nicht auf den eignen Vortheil bezieht. In das gebildete Gemüth geht auch stark und lebhaft ein, was irgend einem empfindenden Wesen Noth oder Freude macht. In einem regen Mitgefühle entbehrt man des schönsten Schmuckes der menschlichen Natur, und eines wohlthätigen Beförderungsmittels der Tugend, vorzüglich aber dessen, was ihren ernsten Geist zur sanften Humanität mildert.

Der Geschmacklose ist unfähig, das Schöne, Schickliche, Gefällige, Wohlgeord-

nete und Große zu empfinden: entweder weil er zu ſehr an thieriſchen Genüſſen hängt, oder durch dieſe ſchon zu ſehr geſchwächt iſt, als daß er für das Feinere und Edlere noch Sinn haben könnte; oder weil es ihm an der Beurtheilungskraft fehlt, die dem äſthetiſchen Sinne zum Grunde liegt; oder weil die Einſicht der Harmonie und Kraft ſich nicht ſtark genug auf ſein Inneres reflectirt. Im letzten Falle ſcheint der Fehler unverbeſſerlich zu ſeyn; aber er iſt ſelten. Gewöhnlich wird das Schöne und Erhabene deswegen nicht empfunden, weil es an Sinn für Einheit und diejenigen Beziehungen fehlt, in welchen daſſelbe ſein Weſen hat. Je bedeutender ſich der Einfluß des Geſchmackes in die Tugend und ganze Bildung des Menſchen zeigt; je mehr er zur Erhebung und Verſchönerung des Lebens beyträgt; und je kräftiger er die Freyheit und Würde der Seele unterſtützt, die der Zweck und das leitende Prinzip aller Sittlichkeit iſt: deſto ſorgfältiger ſollte man ſich bemühen, ihm mehr Leben zu geben.

Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Vollkommenheit iſt gewöhnlich eine Folge einer zu ſtarken Sinnlichkeit und des

Mangels an geistiger Bildung. Wo Verstand und Vernunft nicht frey und nachdrücklich genug wirken, da können die Gefühle nicht entstehen, die allein das Werk ihrer reinen Thätigkeit sind. Die Schwäche dieser Gefühle kann aber auch in einer zu großen Lebhaftigkeit des Denkens selbst, wobey es sich nicht in Empfindung zu verwandeln im Stande ist, ihren Grund haben. Auf jeden Fall ist sie ein wesentlicher Fehler, der die schönsten Kräfte des menschlichen Geistes in ihren Aeußerungen hindert, oder doch mannichfach irre leitet. Aus bloßen Begriffen wird das Wahre selten erkannt, nach bloßen Grundsätzen das Gute selten erstrebt. Der Antrieb, das Wahre zu suchen und sich dem Vollkommnen zu weihen, so wie die freudige Zustimmung des Gemüthes zu beyden, die stille Gewalt, die das Wahre und Vollkommne über das Leben ausübt, kann allein vom Sinne kommen.

Der Stumpfsinn, er zeige sich wie und wo er wolle, erregt immer Bedauern, und oft Unwillen. Er ist selten ganz unverschuldet; höchstens bey Denen, die noch auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehen, und denen es an allen Hülfsmitteln und Vorberei-

tungen der weitern Bildung fehlt. Wo man ihn außerdem ſich nicht ſelbſt zugezogen hat, da würde er doch ohne die unverantwortlichſte Selbſtverwahrloſung nicht möglich ſeyn.

Die übertriebene Lebhaftigkeit des Gefühles heißt Empfindlichkeit. Der Empfindliche fühlt Alles ſtärker als er ſollte. Dinge, die auf Andre wenig oder gar keine Eindrücke machen, bringen ſeine Seele in große Bewegung, und reitzen die Einbildungskraft, dieſe Bewegung durch die Vorſpiegelung entſprechender Situationen zu vergrößern. Oft iſt dies ein Naturfehler; oft rührt es auch daher, daß man den Verſtand zu wenig übte, dem Gefühl zu ſehr nachhing, und es verſäumte, dieſes durch jenen zu leiten, einzuſchränken und zu berichtigen. Große Nachtheile entſpringen daraus für das Leben; die beſonnene Reflexion wird gehindert, die Selbſtbeherrſchung erſchwert, und leicht entwickelt ſich, wenn die Empfindlichkeit oft auf dieſelbe Art gereitzt wird, eine herrſchende Diſpoſition der Seele zu dieſer Art von Gefühlen. Mit empfindlichen Menſchen kann Niemand gut umgehen. Wenn ſie ſich auch noch ſo viele Gewalt anthun: ſo bricht doch

überall ihr trübsinniges, mürrisches und unmuthiges Wesen durch. Darum ist auch in ihrer überlegtesten Thätigkeit viel Thörigtes und Verkehrtes.

Tiefe ist die vierte Eigenschaft, welche dem Gefühle angebildet werden soll. Menschen von tiefem Gefühle nehmen Alles recht zu Herzen, und halten es lange fest. Die Lebhaftigkeit des Gefühles zerstreut den Verstand; die Tiefe zieht die Aufmerksamkeit an. Jene hindert die Bestimmung und Ueberlegung; diese nöthigt sie gleichsam auf. Wer tief fühlt, ist vielleicht nicht sehr glücklich; aber er wird dafür bekannter mit sich selbst, und führt ein nachdenklicheres und vernünftigeres Leben. Es ist ihm Bedürfniß, Alles in Erwägung zu ziehen, und nach seinem wahren Werthe zu prüfen. Dem tiefen Gefühle steht entgegen das zerstreute, oberflächliche und flüchtige. Nichts wird ganz genossen, Alles berührt nur leise die Seele, schwebt, wie im Traume, vorüber. Ein Eindruck verdrängt den andern; eine Stimmung wechselt augenblicklich mit der andern, um eben so schnell einer neuen Platz zu machen. Es ist schwer, bey dieser Eigenschaft der Seele, nicht leicht-

ſinnig zu werden. Nur ein entſchloſſener Wille und eine angeſtrengte Aufmerkſamkeit, wozu man ſich ſelbſt zwingt, können dies verhüthen. Sie ſind aber auch das einzige und zugleich zuverläſſige Mittel, dieſen Fehler zu verbeſſern. Flüchtige Gefühle ſind gewöhnlich die Folge flüchtiger Betrachtung.

Das entgegengeſetzte Extrem iſt der Tiefſinn. Jedes Gefühl dringt hier bis in das Innerſte des Gemüthes, und zieht es ganz in ſich hinein. Man lebt nur, um zu empfinden. Die Betrachtungen, wozu man geneigt iſt, ſind nicht von der Art, daß eine leichte, heitre Anſicht des Lebens und eine frohe Thätigkeit dabey beſtehen könnte. Sie ſind ein müßiges, peinliches Selbſtbeſchauen, und führen entweder zur Schwärmerey oder zu einem melancholiſchen Brüthen über finſtern Ideen. Selten wendet ſich dieſe Aufmerkſamkeit auf das Erfreuliche, oft auf das Phantaſtiſche, und noch öfter auf das Traurige. Gewöhnlich iſt es die Luſt der Selbſtquälerey, was den Tiefſinn weckt und nährt. Er empfindet das Leben ganz durch, aber auch mehr als Alles die Qualen deſſelben. Seine Quelle iſt nicht ſelten eine angeborne ernſte Richtung des Ge-

müthes; häufiger noch genährter Hang zur Einsamkeit und eingesogener Widerwille gegen die Welt. Er wird da nie entstehen, wo man sich oft Mühe gibt, sich von sich selbst loszureißen, und die Aufmerksamkeit, die zum Gemüthe zurück zu kehren strebt, auf äußere Gegenstände lenkt.

Die Feinheit des Gefühles ist immer ein Zeichen von einer gesunden und glücklichen Bildung des Kopfes. Sie trägt nicht wenig bey, die bessern Annehmlichkeiten des Lebens zu erhöhen und zu vermehren, und wirkt sehr wohlthätig auf die Veredlung des Charakters. Sie sichert glücklicher als der aufgeklärteste Verstand vor tausend Mißgriffen, die sich die Menschen in der Regel lassen zu Schulden kommen. Ihr kann man mit großer Zuverlässigkeit folgen, wenn Andre, nach dem angestrengtesten Nachdenken, noch ungewiß bleiben. Wer ein feines Gefühl hat, den reizt auch das Kleinste, was den Meisten ganz unbemerkt bleibt; leise angedeutete Unterscheidungen stellen sich ihm mit der bestimmtesten Klarheit dar; er empfindet auch die unbedeutendsten Modificationen seines Zustandes. Die zartesten Nüancen des sinnlich Angenehmen

und Unangenehmen, die ſchwächſten Spuren des Leidens und der Freude im Weſen eines Andern, die zarteſten Schönheiten, die geringſten Diſſonanzen, die verborgenſten Abweichungen von den Regeln der Schicklichkeit und Vollkommenheit entgehen ihm nicht.

Der Mangel dieſer Feinheit iſt ſchwacher Sinn, plumper Geſchmack und geiſtige Rohheit. Ihre Uebertreibungen ſind: allzu große Reitzbarkeit des ſelbſtiſchſinnlichen und des Mitgefühles, der verzärtelte Geſchmack und geiſtige Ueberſpannung.

Die allzugroße Reitzbarkeit wird nicht allein von Allem leicht, ſondern auch unnatürlich gerührt, vom Gewöhnlichen in die ungewöhnlichſten Zuſtände verſetzt. Schwache Nerven und frühe Verweichlichung ſind die Urſachen derſelben. Es iſt unmöglich, daß man dabey einem verdrießlichen, übellaunigen und unmuthigen Weſen entgehe. Sie iſt bald eine partielle, bald eine totale. Oft hat hier auch die Affectation ihr Spiel.

Der verzärtelte Geſchmack verlangt überall die ſtrengſte Regelmäßigkeit. Das Schulgerechte, Gegründete, Zierliche, in allen

Theilen Ausgebildete gilt ihm mehr als das Kühne, Edle, Genialiſche, Große und Geiſtvolle. Der Form muß immer das Weſen aufgeopfert werden.

Die geiſtige Ueberſpannung übertreibt ihre Forderungen an Wahrheit und Vollkommenheit. Selten iſt ihr etwas bewährt und durchdacht genug. An Allem vermißt ſie etwas. Am Vortrefflichſten findet ſie weſentliche Fehler, die ſich ihr ſo lebhaft darſtellen, daß ihr dadurch der Genuß der bedeutendſten Vorzüge ganz getrübt und verleidet wird. Der geiſtig Ueberſpannte genügt ſich ſelbſt ſo wenig, als ihm etwas außer ihm genügen kann. Mit dem Stempel der Gebrechlichkeit iſt Alles bezeichnet, was irrdiſch und menſchlich heißt. Man muß duldſam ſeyn, um zufrieden zu leben und weiſe zu handeln. Man wird es auch, wenn man mit Beſonnenheit lebt, und ſich gewöhnt, Alles zu nehmen, wie es iſt. Geiſtige Ueberſpannung taugt zu nichts, als uns zu verſtimmen und unbrauchbar zu machen. Sie iſt immer das Werk einer einſeitigen Bildung.

Endlich muß das Gefühl unter der ſtrengen Herrſchaft der Vernunft ſtehen. Was dieſe am meiſten zu verhüthen

hat, iſt die Ausgelaſſenheit deſſelben. Jedes Gefühl hat ſeine Gränzen, über welche es nicht kommen darf, wenn es nicht die Würde eines vernünftigen Weſens verletzen, und zu vielen Thorheiten verleiten ſoll. Es gibt eine körperliche und eine geiſtige Ausgelaſſenheit. Die letztere iſt entweder Ausgelaſſenheit der Luſt oder der Unluſt. Alle haben aber das mit einander gemein, daß ſie nicht bloß das Innere gleichſam in Ein Gefühl auflöſen, ſondern ſich auch in entſprechenden Bewegungen zu äußern ſtreben. Die körperliche Ausgelaſſenheit iſt das herrſchende Gefühl des körperlichen Wohlbefindens, welches ſich in allen Ausbrüchen des Muthwillens zu erkennen gibt, die ſich der Aufmerkſamkeit der Seele entweder ganz, oder doch ſo weit entziehen, daß die rügenden Einſprüche derſelben nicht mehr beachtet werden. Die geiſtige Ausgelaſſenheit der Luſt iſt entweder ſtille oder laute Fröhlichkeit, und verleitet, im letzten Falle, zu allerley Unbeſonnenheiten, zu Handlungen, welche die Regeln des Wohlſtandes, der Klugheit, und ſelbſt der Sittlichkeit aus den Augen ſetzen, zu Spott, Neckereyen, und oft zu bittern Kränkungen. Die geiſti-

ge Ausgelassenheit der Unlust heißt Unmuth, stilles oder lautes herrschendes Gefühl des Uebelbefindens. Man betrachtet Alles von der unangenehmen Seite, man ist ungerecht und bitter gegen Alles. Man wird beleidigt, ohne daß Jemand die Absicht hatte. Man kränkt, ohne es zu wollen, und Alles, was man thut, trägt das Gepräge der Verstimmung. Vernünftiges Nachdenken muß diese Empfindung mäßigen.

7.

Gebrauch der Geistesvermögen.

Die Sorge für den Geist beabsichtigt nicht allein die innere Vollkommenheit desselben zur reinen Darstellung der menschlichen Würde, sondern auch die Brauchbarkeit seiner gesammten Vermögen für den höchsten Zweck der Menschheit. Sie müssen daher auch wirklich ihrer Bestimmung gemäß angewendet werden. Und je größer und umfassender diese ist: desto mehr Weisheit sollte sich in ihrem Gebrauche zeigen. Dies gilt so wohl vom Verstande als vom Herzen.

1) Der Verstand wird richtig gebraucht: im Einsammeln nützlicher

Kenntniſſe, im Streben nach wahren und gewiſſen Ueberzeugungen, und im Bilden vortrefflicher Ideale.

Je mehr ſich, zuvörderſt, der Umfang unſrer Kenntniſſe erweitert: deſto geſchickter werden wir zum zweckmäßigen und erfolgreichen Wirken; deſto weniger werden wir in den Fall kommen, Dinge und Verhältniſſe gegen ihre Natur zu behandeln, und dadurch unſern Zweck zu verfehlen oder ihm gar entgegen zu arbeiten. Menſchen, die nicht viele Kenntniſſe haben, ſind auch auf einen kleinen Kreis des Wirkens eingeſchränkt; und das Wenige, was ſie hier leiſten, bleibt immer unvollkommen. Sie werden jeden Augenblick in Verlegenheit geſetzt, und bemerken jeden Augenblick etwas, das ſie verkehrt gemacht haben, und worin ſie ihr Benehmen bereuen müſſen. Sie kämpfen mit Hinderniſſen, und unterliegen ihnen, die der Belehrte entweder nicht kennt, oder doch leicht und glücklich beſiegt.

Aber freylich darf man ſich auch nicht mit Kenntniſſen überladen. Nicht, daß man viel — ſondern daß man, was man weiß, gründ-

lich und ganz weiß, ist das Zeichen wahrer Bildung und sicherer Brauchbarkeit. Nach dem Maße seiner Kräfte muß ein Jeder für sich bestimmen, wie viel ihm zu wissen dienlich sey, wie viel er verarbeiten und wie vielem er nachgehen könne, ohne dadurch an seinen Berufsgeschäften gehindert, und aus seiner Sphäre gehoben zu werden. Wer diese Gränzen verkennt, oder über sie hinausgeht, ist auf dem Wege, sich zu verbilden, und sich seinen Standpunct in der Welt ganz zu verrücken. Plumpe Anmaßung, lächerlicher Dünkel, Unzufriedenheit mit seiner Lage, einseitige Ueberspannung, und ein Heer von Ungereimtheiten in Denkart und im Betragen, sind die unvermeidlichen Folgen davon.

Vor allen hat man sich um diejenigen Kenntniſſe zu bemühen, die zur Führung des Geschäftes, dem man sich zunächst gewidmet, und zur richtigen Behandlung derjenigen Angelegenheiten, welche man zunächst zu besorgen hat, erfordert werden, oder die jene Führung und diese Behandlung erleichtern, vereinfachen und vervollkommnen. Dann aber auch um diejenigen, mit welchen man seine Pflichten überhaupt besser erfüllt, sich im Umgange mit

Menſchen klüger und intereſſanter benimmt, ſich ſelbſt und ſein Leben reicher genießt — überhaupt, mit welchen man bequemer in der Welt fort kommt. Wer den Werth des menſchlichen Verſtandes zu ſchätzen weiß, darf keine Gelegenheit, etwas Nützliches, das nicht über ſeine Kräfte geht, und ihm nicht die Zeit zu nöthigern Dingen raubt, zu lernen, vorbey gehen laſſen. Erfahrung und Lectüre, die Natur, die Ereigniſſe der Welt, das eigne Herz, und das Menſchenleben im Großen und Kleinen ſind hier unerſchöpfliche Quellen; Umgang, Beobachtung, Nachdenken und gegenſeitige Mittheilung, treffliche Hülfsmittel der fortſchreitenden Belehrung. Wo ſie recht benutzt würden: da müßte man bald die Entdeckung machen, daß ſich von dem kurzen Leben ein reicher Unterricht erbeuten läßt. Wer mit Beſonnenheit ſein Daſeyn führt, und Alles, was er erfährt und thut, recht beherzigt, der lernt, ohne abſichtliche Bemühung, und ohne Verſäumung anderer Angelegenheiten, ja ſogar mit einem großen Gewinne für dieſelben, mehr als Andre, die ihre ganze Zeit zu angelegentlichen und angeſtrengten Studien verbrauchen. Aber freylich muß eine in etwas

wissenschaftliche Kultur des Kopfes vorhergegangen seyn, ehe man im Stande ist, die Aufklärung, welche eine verständige Erfahrung gibt, zu benutzen.

Schon mit dem Einsammeln von Kenntnissen, sey es aus Büchern oder aus dem Leben, muß sich der Geist einer vernünftigen Prüfung verbinden. Vieles kommt auf den Gesichtspunct an, aus welchem man eine Sache ansieht. Ist dieser falsch oder einseitig: so schützt auch das Zeugniß wiederholter Wahrnehmung und die treueste Uebereinstimmung derselben mit ihren Gegenständen, nicht gegen grobe Irrthümer. Die vollständige Ansicht einer Sache, die reife Beherzigung alles dessen, was dazu gehört, und das richtige Urtheil, sind auch so leicht nicht, als man denkt. Ueberall mischen sich hier unvermerkt Schein und Täuschung unter. Viel Unrichtiges, Halbwahres oder Ganzfalsches wird uns von Andern mitgetheilt; wer auch nur das Scheinbarste davon, ohne weitere Untersuchung, aufnehmen wollte, würde sich bald vor seinen Ungereimtheiten nicht mehr retten können. Auch nicht Alles, was in Büchern steht, ist wahr. Der Leichtgläubige wird viel-

ſach betrogen. Uebereilte Zuſtimmung iſt die einzige Urſache derjenigen Meynungen, welche, unter dem Namen der Vorurtheile, eine ſo hartnäckige Gewalt über den menſchlichen Verſtand ausüben, ſo tief einwurzeln, und ſo ſchwer wieder auszurotten ſind. Was einmal, und vorzüglich in frühern Jahren, in die Gedankenmaſſe eingegangen iſt, das fangt ſich in ſo vielen zarten Fäden an, daß es oft nur mit dem Zerreiſſen des ganzen Gewebes wieder kann abgeſondert werden.

Urſprünglich wohnt dem Menſchen ein eigner Trieb des Wiſſens bey, welcher nichts anders iſt, als das lebendige Regen des Verſtandes ſelbſt, das Bedürfniß der Beſchäftigung für denſelben; aber er iſt in Vielen unterdrückt, und in Vielen irre geleitet. Die Wißbegierde wird unterdrückt durch Trägheit, Verwahrloſung oder Abſtumpfung des Verſtandes, durch den Drang körperlicher Bedürfniſſe, durch Sorgen, mechaniſche Arbeiten und herrſchende Sinnlichkeit. Es iſt ſehr wichtig, ſie in ſich lebendig zu erhalten. Denn die bloße Ueberzeugung der Pflicht iſt in wenig Fällen, und bey wenigen Menſchen, hinreichend, das oft mühſame Beſtreben der Kenntnißerweite-

rung rege zu halten, und die vielen Schwierigkeiten, die mit demſelben verbunden ſind, zu überwinden; wenn ihm nicht der natürliche Trieb zu Hülfe kommt. In phlegmatiſchen Menſchen ſcheint er ganz zu fehlen. Eine vernünftige Erziehung und eigner Zwang wird ihn aber, durch lange Uebung, ſelbſt hier zu wecken wiſſen.

Er kann indeſſ auch zu heftig werden, und ſeine Befriedigung auf Koſten der Geſundheit, des Verſtandes ſelbſt, und der übrigen Zwecke, die man in der Welt zu beſorgen hat, verlangen. Mit gieriger Unerſättlichkeit verſchlingt da der Geiſt Alles, was ſich ihm anbiethet, unbekümmert um Auswahl, Angemeſſenheit, Nutzbarkeit, und Verwendung. In dieſem Falle iſt es Pflicht, ihn einzuſchränken, ſich die Stillung deſſelben oft zu verſagen, ſich zu anderweitigen Arbeiten ſelbſt zu nöthigen, und ihm immer nur unter gewiſſen ſtreng beobachteten Bedingungen nachzugehen. Unwiſſenheit verträgt ſich noch wohl mit einer gewiſſen Anwendung des Verſtandes in Dingen des gemeinen Lebens. Aber die Menſchen, die ihren Verſtand gleichſam im Wiſſen erſäuft ha-

ben, ſind nirgends an ihrer Stelle, und erre-gen überall nur Bedauern.

Eben ſo ſehr bedarf die natürliche Wißbegierde der ſtrengen Aufſicht und Leitung der Vernunft. Bleibt ſie ſich ſelbſt überlaſſen: ſo iſt Einſeitigkeit und Unfruchtbarkeit des Wiſſens ſchwer zu vermeiden, und an vollſtändige Bildung des Kopfes gar nicht zu denken. Liebhabereyn, glückliches Talent für dieſes oder jenes Fach, zufällige Richtungen des Geiſtes, Eitelkeit und Sucht zu glänzen — nicht aber weſentliches Bedürfniß und geprüfte Gründe entſcheiden über die Gegenſtände, bey welchen ſie ihre Nahrung ſucht. Oft ſind dies leere Speculationen, gehaltloſe Grübeleyen. Wird ſie gar dem Eigennutze dienſtbar: ſo gebiert ſie eine elende Handwerksaufklärung, die in knechtiſchem Geiſte Alles auf das bürgerliche Geſchäft bezieht, Alles nur nach dem Ertrage berechnet, den es dafür abwirft, und auf Alles, was mit einem liberalen Sinne gefaßt ſeyn will, und die Menſchheit im Menſchen bildet, als auf eitel brodloſes Weſen, mit mitleidiger Verachtung herabſieht. Auch ſo muß ſie den Verſtand

mehr lähmen, verkrüppeln und mit Vorurtheilen erfüllen, als denselben heben und erweitern.

Am gewöhnlichsten ist es, daß sie in Neugierde ausschlägt. Neugierde ist irre geleiteter Trieb des Wissens; oft die Folge einer frühern Angewöhnung, kleinen Dingen große Aufmerksamkeit zu widmen, sich mit Allem, was sich im nächsten Kreise ereignet, zu behangen, und nach Allem zu fragen; — oft einer gewissen Aengstlichkeit des Gemüthes, die von Allem etwas besorgt, und sich deswegen nach Allem erkundigt; — weit öfter aber ein Kind des Müßigganges und der Geistlosigkeit. Die letzte ist wenigstens immer davon unzertrennlich. Geistvolle und hochgesinnte Menschen halten es unter ihrer Würde, sich mit unbedeutenden Alltäglichkeiten zu befassen. Sie können ihre Zeit besser anwenden, und ihren Verstand auf eine edlere Art beschäftigen. Aber Diejenigen, welchen ihre geistige Beschränktheit das nun einmal versagt hat, denen es für das Höhere an Sinn und Interesse fehlt, müssen sich wohl am Gemeinen halten. Vergebens würde indeß die Moral zu Denen, welche nun einmal in diesem erbärmlichen We-

ſen befangen ſind, reden. Wären ſie fähig, ihre Forderungen zu verſtehen: ſo würde ihnen dies ſchon längſt von ſelbſt zum Ekel geworden ſeyn. Auch iſt es umſonſt, auf die vielen Unannehmlichkeiten aufmerkſam zu machen, in die man durch das Hin- und Hertragen verwickelt wird, da dies eben mit dazu gehört, in die Einförmigkeit eines ſo kläglichen Lebens einige Abwechſelung zu bringen.

Der Vernünftige wird ſeine Wißbegierde nie anders als durch ſolche Gegenſtände befriedigen, die des Nachforſchens werth ſind, und die zur Verſchönerung, Glückſeligkeit und Brauchbarkeit des Lebens beytragen.

Der Gebrauch des Verſtandes ſey, zweytens, Streben nach wahren und gewiſſen Ueberzeugungen. Ueberzeugung iſt dem Menſchen Bedürfniß, ohne ſie gibt es keine Ruhe des Herzens, keine Einigkeit mit ſich ſelbſt, und kein zuverläſſiges Handeln. Wer in irgend einer Sache, die zu ihm in weſentlicher Beziehung ſteht, der Ueberzeugung entbehren kann, iſt ſicher ein charakter-

loser Mensch. In den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens lehrt die Klugheit wohl, sich zu überzeugen. Jeder nennt Den einen Thoren, der in den Tag hinein handelt, ohne an die Gründe zu denken, die ihn bestimmen und leiten sollen. Dringender muß die Ueberzeugung in höhern Angelegenheiten, über die heiligen Gegenstände des menschlichen Glaubens, Hoffens und Strebens empfohlen werden. Hier zeigt sich eine fast allgemeine große Gleichgültigkeit. Viele lassen dergleichen Sachen lieber ganz dahin gestellt seyn. Ihre Geschäfte und Zerstreuungen lassen ihnen keine Zeit, und es kommt ihnen überdem ungelegen, sich damit zu befassen. Es kostet sie zu viele Anstrengung, und bringt ihnen zu viele unangenehme Dinge in Erinnerung. Sie suchen sich deswegen zu überreden, es sey überflüßig, sich darum zu bekümmern, man könne ohne das glücklich, und vielleicht glücklicher leben, und es sey ja überdem so schwer, wenn nicht gar unmöglich, damit auf das Reine zu kommen, daß schon dies einen Beweis der Ueberflüßigkeit abgeben könne. Will es mit dieser Ueberredung nicht recht gelingen: so suchen sie sich die ganze Sache, so gut es geht, aus den

Gedanken zu bringen. Viele bedürfen auch deſſen nicht einmal. Ihre höhern Angelegenheiten ſind ihnen nie ſo wichtig geweſen, ſie haben den Unterſchied zwiſchen Wahr und Falſch nie ſo ſtark gefühlt, daß ihnen Ueberzeugung darin hätte Bedürfniß werden können. Die Meiſten aber behelfen ſich mit dem, was von den Vätern auf ſie herab gekommen iſt. Sie ſind in ihrer Jugend gewöhnt worden, die Gründe, die man ihnen vorſagte, gelten zu laſſen; darum trauen ſie ihnen auch jetzt noch, da das Prüfen nun einmal ihre Sache nicht iſt, Gültigkeit zu. Sie halten ſich ſelbſt für überzeugt, ob ſie es gleich in der That nicht ſind, und dasjenige, ſchon im voraus, für widerlegt oder unhaltbar, was ſie in Anſpruch nimmt. Die Täuſchung dauert ſo lange fort, bis die Nothwendigkeit, von der Ueberzeugung Gebrauch zu machen, ſie aufdeckt.

Die Pflicht, nach Ueberzeugung zu ſtreben, verlangt, jene Gleichgültigkeit zu bekämpfen, Intereſſe für Wahrheit überhaupt, und jene großen Wahrheiten, an welchen alle menſchliche Weisheit und Beruhigung hängt, insbeſondre

zu erwecken. Man soll sich Ueberzeugung so werth machen, daß aller Selbstbetrug in Ansehung derselben unmöglich werde, und daß man sich selbst überall zu einer strengen und unparteyischen Rechenschaft darüber ziehe, ob man denn auch wirklich überzeugt, und ob diese Ueberzeugung auch die richtige sey.

Unsre Ueberzeugung soll Wahrheit und Gewißheit haben. Diese zwey Eigenschaften sind sorgfältig von einander zu unterscheiden, und beyde gleich wesentlich nothwendig. Wahr ist, was mit unläugbaren Grundsätzen, in richtiger Anwendung des Verstandes und der Vernunft, übereinstimmt. Wird es auch von uns mit Zuverläßigkeit dafür gehalten, lebt in uns die Einsicht, es sey schlechterdings so, und anders könne es nicht seyn: dann haben wir mit der Wahrheit zugleich die Gewißheit. Es ist einleuchtend, daß man im Besitze wahrer Einsichten seyn könne, denen dennoch die Gewißheit fehlt; wenn wir nämlich die Wahrheit derselben nicht wissen, sie entweder nicht erforscht haben, oder noch, aus Irrthum, Bedenklichkeiten dagegen hägen. Aber eine solche Wahrheit ist so gut, wie gar keine; sie

iſt noch keine für uns; ſie bedarf nicht weniger wie der Irrthum, der fortdaurenden Unterſuchung. Eben ſo kann man ſich von etwas vergewiſſert halten, was doch nicht wahr iſt. Für uns vertritt dann freylich der Irrthum die Stelle der Wahrheit. Aber er ſoll ſie nicht vertreten. Darum iſt es Pflicht, das Gefühl der Gewißheit nicht eher bey ſich herrſchend werden zu laſſen, bis man ſich, durch öftere Prüfung aus verſchiedenen Geſichtspuncten, überzeugt hat, daß es nicht trüglich ſey.

Der Wahrheit ſteht der Irrthum — der Gewißheit der Zweifel entgegen. Jeder Irrthum iſt verderblich, wenn er auch noch ſo wohlthätig zu ſeyn ſcheint. Was der menſchlichen Natur in der ewigen Ordnung der Dinge widerſtreitet, muß ſeinen heilloſen Geiſt frühe oder ſpät offenbaren. Darum ſoll man ſich dem Irrthume aus allen Kräften zu entreißen ſuchen. Daß Jemand dem Irrthume vorſätzlich huldige, läßt ſich ſchwer denken. Aber doch geſchieht es, wenn auch nicht direct, doch mittelbar. Das vermag Keiner über ſich, daß er dasjenige, was er als wahr erkannt hat, geradezu für Lüge erkläre. Die Gewalt der

Natur ist hier zu stark; auch der entschlossenste Wille muß ihr unterliegen. Aber man kann, weil man den Irrthum bequem und schmeichelhaft findet, die Gründe, welche sich dagegen erheben, schwächen, oder verhindern, daß sie nicht lebendig werden; man kann Einwendungen unbeherzigt lassen, und seinen Blick willkührlich von dem wegwenden, was den Wahn stören möchte. Dies ist immer grobe Unsittlichkeit, und zeugt von einer sehr verkehrten Denkart, von einer Leidenschaft für das Böse, die sogar in Widersetzlichkeit gegen das Gute übergeht. Weit öfter ist es indeß der Fall, daß der Irrthum nicht dafür erkannt wird, sondern vielmehr in einer falschen Ueberzeugung besteht. Deswegen ist nothwendig, daß man kein Vorurtheil bey sich dulde, daß man auch diejenigen Ueberzeugungen, deren man ganz gewiß zu seyn glaubt, oft in Anspruch nehme, und von neuem prüfe, und nur dem sich ergebe, was sich in jeder Untersuchung von allen Seiten bewährt gefunden hat. Wer es darauf ankommen läßt, daß ihm eine unrichtige Meynung etwa zufällig erschüttert, oder Mißtrauen dagegen in ihm angeregt werde, dem fehlt es noch an echtem Wahrheits-

ſinne, und es iſt ſehr zu beſorgen, daß er unter tauſend ſchimpflichen und ſchädlichen Irrthümern grau werde.

Der bloße Glaube, im Beſitze der Wahrheit zu ſeyn, darf uns aber nicht genügen. Die Wahrheit ſoll zur Gewißheit, ſie ſoll uns verbürgt werden, daß wir uns ganz auf ſie verlaſſen können. Wir ſollen dem Zweifel eben ſo angelegentlich zu entgehen ſuchen, als dem Irrthume. Aber nicht dadurch, daß wir ihn uns verbergen, oder ſein Gewicht ſchwächen. Dies würde wieder elende Täuſchung ſeyn, die nur eine augenblickliche Ruhe gewährte. Sondern dadurch, daß wir uns denſelben recht klar machen, ihn in ſeiner ganzen Stärke zur Sprache bringen, und dann ihn zu löſen uns bemühen. Wer den Zuſtand des Zweifels erträglich findet, verräth, daß er keine andern, als ſehr gemeine Bedürfniſſe habe, und daß es ihm wenig darum zu thun ſey, ſeine Würde zu behaupten, und ſeine Pflicht recht zu erfüllen.

Wer nach Wahrheit und Gewißheit ſtrebt, will ſich ſelbſt befriedigen. Er ſucht etwas, das ihm genug thue, woran er ſich halten kön-

ne, und wovon er nicht beſorgen dürfe, daß es ihm erſchüttert, oder genommen werde. Dahin gelangt man nicht anders, als durch Selbſtdenken. Was an ſich wahr iſt, kann vielleicht Keiner ſagen. Menſchlich wahr iſt für Jeden das, was er, in vernünftiger Anwendung ſeiner Denkkraft, nicht anders als wahr finden konnte. Die Wahrheit iſt in der richtigen Ueberzeugung; und dieſe muß Jeder für ſich gewinnen, weil Jeder ſeines Glaubens auch leben muß.

Dazu iſt aber vor allen Dingen erforderlich, daß man mit den nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet ſey. Wer über eine Sache urtheilen will, die ihm noch nicht völlig klar geworden iſt, zu deren völligen Durch- und Ueberſicht es ihm an Mitteln und Fähigkeit fehlt, verfällt unvermeidlich auf Ungereimtheiten. Da bleibt es rathſamer, ſich ſo lange, bis man zur eignen Entſcheidung im Stande iſt, an diejenige Meynung zu halten, welche die meiſten und bewährteſten Stimmen für ſich hat, die von ſolchen Männern, welche Redlichkeit, Wahrheitsliebe, Talent und Nachdenken in hohem Grade vereini-

gen, gebilligt wird, und mit den Zeugniſſen eines edeln Herzens am meiſten übereinſtimmt, aber ſich, wenn es ſich nur einiger Maßen mit den übrigen Verhältniſſen verträgt, um die Erforderniſſe eines gründlichen Selbſturtheiles zu bemühen. Eine beſcheidene Reſignation von der Art verdient immer Achtung. Aber die kecke Anmaßung, das leichtſinnige und verwägene Abſprechen über Dinge, wovon man nichts verſteht, erregt gerechten Unwillen, und ſetzt überdem der Gefahr aus, in den wichtigſten Angelegenheiten ſich ſelbſt irre zu leiten.

Zweytens, muß man im ſelbſtdenkenden Forſchen den Zweck gegründeter Ueberzeugung ſich immer gegenwärtig halten. Man muß es nie vergeſſen, daß man nichts anders will, als Wahrheit. Die ganze Unterſuchung muß darauf gerichtet, und von dem Wunſche nach befriedigender Einſicht gleichſam beſeelt ſeyn. Ohne das verliert man ſich ſo leicht in den Irrgängen einer unfruchtbaren Speculation. Die Betrachtung ſchweift auf Nebendinge ab, und verwickelt ſich zuletzt ſo, daß ſie gar keinen Ausweg mehr findet. Das Intereſſe der Be-

schäftigung für den Verstand läßt das Herz leer ausgehen. Man ruft wohl gar Zweifel hervor, um daran seinen Scharfsinn zu üben; man erkünstelt Einwendungen, um sich in der Beantwortung derselben ein lebhafteres Gefühl seiner Geisteskraft zu verschaffen. Man läßt dasjenige unbeachtet, worauf es am meisten ankommt, und worauf sich das richtige Urtheil am meisten stützen muß. Man bricht seine Unterhaltungen da ab, wo sie beginnen mühsam und verwickelt zu werden, und wo es wohl am meisten Noth thäte, sie weiter fortzusetzen. Man verschiebt diejenigen Beherzigungen auf eine andre Zeit, die jetzt am besten ausgedacht würden, weil sie sich unwillkührlich angebothen haben, und nun einmal angefangen sind. Nie gelangt man zur genügenden Ueberzeugung, wenn man sie nicht ernstlich will, und alle Anstrengungen, die man ohne das aufbiethet, führen nur weiter von ihr weg.

Auch deswegen ist es nöthig, den Zweck richtiger Ueberzeugung immer vor Augen zu haben, weil es sonst unmöglich ist, sich in der nöthigen Freyheit und Unbefan-

genheit des Geiſtes zu erhalten, und Alles von ſich zu entfernen, was dem Forſchen eine einſeitige oder verkehrte Richtung geben könnte. Hier ſtehen wir an der Quelle der meiſten und gröbſten Irrthümer. Selten iſt es Eingeſchränktheit oder mangelhafter Gebrauch des Verſtandes, was dieſe erzeugt; weit öfter der verblendende oder verrückende Einfluß des Herzens und andrer Dinge, welche in die Anwendung des Verſtandes einfließen. Laune, Selbſtſucht, herrſchende Leidenſchaften, die Macht der Gewohnheit, Anhänglichkeit an das Alte, Vorliebe für das Neue oder für die öffentliche Meynung, Sectengeiſt und Paradoriensucht ſind gefährliche Feinde des vernünftigen Denkens, beſtimmen ſchon im voraus das Reſultat, das man gerne finden möchte, und lenken unvermerkt den Verſtand dahin, es auch wirklich zu finden.

Die Laune ſieht alles in der Farbe der gegenwärtigen Stimmung — und von dem weg, was dieſe Farbe nicht annehmen will. Sie haftet nur an dem, was dieſer Stim-

mung zusagt, und gewinnt daher auch nur solche Ueberzeugungen, die sie nähren können.

Die Selbstsucht will sich, wie in Allem, so auch in ihrem Denken verherrlichen; Alles soll zu der einmal angenommenen Meynung passen, und in das einmal gebildete Gedankensystem eingreifen. Kein Wunder, daß es damit gelingt, da jene überall vorschweben. Oder Alles soll den großen, starken Geist verkündigen, Alles angestaunt werden, und der Eitelkeit Opfer bringen. Auf das Glänzende und Ungemeine wird daher der Blick unverwandt gerichtet.

Die Leidenschaft will sich befestigen, beschönigen und rechtfertigen. Keine Ueberzeugung darf gelten, die sie tadelt, beschämt und in ein zweydeutiges Licht stellt.

Die Form, die sich die Gewohnheit einmal angebildet hat, darf nicht zerbrochen, nicht einmal merklich erweitert, verengt oder etwas anders modificirt werden. Es lebt sich in ihr so wohl. Es ist auch schon dafür gesorgt, daß sie nicht verloren gehe. Der Instinct bannt den Verstand. Wie sollte man

über ſie wegkommen, da man es nie wagt, ſie zu verlaſſen?

Wer das Alte ſchon deswegen heilig ehrt, weil es alt iſt, und die Autorität einer langen Zeit für ſich hat, oder weil man ſich dabey bequemer und ruhiger findet, wird auch mit groſſer Entſchloſſenheit daran halten. Es iſt ihm entſchiedener Grundſatz, daß es dabey ſein Bewenden haben müſſe. Und wenn er ja noch weiter denkt, und Einwendungen anhört: ſo geſchieht es entweder nur zum Scheine, um der Gegner willen, oder es geſchieht, um ſich noch tiefer darin zu gründen, und ſich noch unerſchütterlicher zu machen.

Wer alles Neue leidenſchaftlich liebt, wird ſchon im voraus dasjenige keiner Beherzigung werth halten, was ein davon abweichendes Reſultat verſpricht. Er wird vielleicht in der Sphäre des Neuen Entdeckungen machen und Berichtigungen anbringen; aber das Neue ſelbſt muß durchaus wahr befunden werden. Dahin gehen alle Anſtrengungen, dafür wird den einleuchtendſten Gründen Gewalt angethan, dafür werden die gröbſten Widerſprüche unterdrückt oder verdeckt.

Wer der öffentlichen Meynung zu viel Gewicht leiht, wird alles durch das gefärbte Glas, das sie ihm vorhält, betrachten. Seine Untersuchungen werden denselben Gang nehmen, in welchem jene sich bildete. Mit den Vorbegriffen des Zeitalters angefüllt, und im knechtischen Gebrauche der Methode, die das Zeitalter als gültig gestempelt hat, wird er zu keinem andern Resultate kommen, als zu dem, welches diesem eigen ist.

Dem Sectengeiste ist Alles ein Evangelium, was die Partey, welcher er geschworen hat, von Andern unterscheidet, oder was der untrügliche Anführer derselben verkündigt. Es fällt ihm gar nicht ein, die Grundsätze derselben in Anspruch zu nehmen. Ihm ist in Ansehung derselben nichts unbegreiflich, als daß ein Mensch von gesundem Kopfe und Herzen sie auch nur einen Augenblick bezweifeln könne. Denkt er ja über sie: so thut er es nur, um sich mehr und siegreichere Waffen gegen die Bestreiter derselben zu verschaffen. Uebrigens sieht er Alles in dem Lichte, was die Partey ihm angezündet hat. Es gibt nicht bloß einen religiösen, sondern auch einen

politiſchen und wiſſenſchaftlichen Sectengeiſt. Er iſt immer blind und erhitzt; nur jedes Mal in dem Grade, in welchem ſein Gegenſtand dazu geeignet iſt, durch Hülfe der Phantaſie den Enthuſiasmus zu entflammen.

Die Paradoxienſucht iſt eine Idioſynkraſie des Geiſtes, oft aber auch das Kind einer eiteln Selbſtſucht, die in ungewöhnlichen, auffallenden und widerſprechend ſcheinenden Meynungen, in ſonderbaren und überraſchenden Anſichten ſich gefällt, und Andern zu gefallen hofft. Nichts iſt natürlicher, als daß in ſolchen Köpfen, die von ihr angeſteckt ſind, die Wahrheit nur eine geringe Ausbeute erwarten darf. Dieſe iſt einfach in ihrem Weſen, prunklos in ihrer Erſcheinung. Sie duldet das Schwankende, Zweydeutige und Gezwungene ſelbſt in der Einkleidung nicht. Wer das liebt, wird ſie entweder nie finden, oder doch gewiß verunſtalten.

Von dieſem Allem muß ſich der Geiſt frey machen, über alle dieſe Beſchränkungen, und die ängſtlichen Rückſichten, die daraus entſtehen möchten, muß er ſich erheben, wenn er

nicht bloß Ueberzeugung, sondern mit ihr Wahrheit und Gewißheit erlangen will. Dies ist indeß schwer. Das Interesse des Herzens zeigt sich überall so mächtig, und wird so leicht und vielfach angeregt, daß jenes nur dann gelingen kann, wenn man den Zweck des vernünftigen Forschens immer vor Augen behält.

Ueber Eins indeß soll man gar nicht hinaus wollen, weil es mit diesem Zwecke selbst in genauer Verbindung steht, und ihm den größten Theil seiner Wichtigkeit verbürgt: über die Regungen und Andeutungen des moralischen Gefühles. Sie enthalten die letzten Gründe alles zuverlässigen Wissens. Man mag sich freylich wohl über sie aufklären, und ihr Wesen im menschlichen Geiste zu begründen suchen. Aber dieses Wesen selbst darf nicht aufgegeben werden. Ein Resultat, das mit der sittlichen Natur des Menschen streitet, ist eben darum gewiß ein falsches.

Das selbstdenkende Forschen sey, drittens, ein ruhiges und zuversichtliches. Alles Affectvolle, Stürmische und Uebereilende ist dem Geiste der Wahrheit fremd, und führt sicher von ihm ab. Es regt Leiden-

ſchaften an, verrückt die Geſichtspuncte, und gibt der Phantaſie freyen Spielraum. Wo dieſe aber einmal in Bewegung iſt, da bemächtigt ſie ſich bald des Verſtandes ganz, miſcht ſich in alle ſeine Arbeiten, blendet und täuſcht ihn durch ihre trüglichen Bilder, und weiß ihren Dichtungen den Glanz und das Leben der Wahrheit zu ertheilen; um ſo leichter, da der Reiz derſelben ohnehin mehr anzieht, als die einfachen und ungeſchmückten Verknüpfungen des Verſtandes. So iſt der Schwärmerey Thür und Thor geöffnet. Nach und nach werde, was zur Sache gehört, beachtet, erwogen, verglichen und zu beſonnenen Folgerungen verwendet. Auf dieſe Weiſe kommt man zwar langſam weiter, aber ſicherer. Das ſo Bewährte darf die weitere Prüfung nicht ſcheuen, und nicht leicht für ein Andres aufgegeben werden. Den ſtillen, bedächtlichen Gang kann man darum auch zuverſichtlich gehen, ohne Sorge des Fehlgreifens, ohne ängſtliches Zurückſchauen, ob nicht etwa geirrt ſey, ob Alles ſeine volle Gewißheit habe, oder eingelenkt und verbeſſert werden müſſe. Wer etwas nicht eher gelten läßt, bis die Gründe dafür erprobt ſind, mag es nun auch dabey

bewenden lassen, und kühn zu etwas Anderm fortschreiten.

Viertens, sey das forschende Selbstdenken ein angestrengtes. Man scheue dabey keine Mühe; man lasse sich keine Beschwerden verdrießen; man biethe alle Kräfte auf, und halte sie alle in ununterbrochener Thätigkeit. Die Wahrheit ist groß; darum der Weg, auf dem man zu ihr gelangt, steil und dornenvoll. Sie ist edel und göttlich; darum für keinen geringen Preis zu erkaufen. Sie ist gereifte Frucht des Geistes; dieser muß sie aus sich selbst erzeugen, oder er gelangt nie zu ihrem Besitze. Alle seine Fähigkeiten müssen zu ihr mit- und harmonisch zusammen wirken; nichts ist ihr mehr zuwider, als Einseitigkeit. Kraft ist ihr Wesen; darum kann nur Kraft sie ergreifen und festhalten. Der Irrthum hat sie überall mit seinen Nebeln umgeben; und es kostet oft viel, diese zu zerstreuen. Er hat ihre Spur unkenntlich gemacht; darum wird es oft schwer, sie aufzufinden. Wer sie nicht angelegentlich sucht, ihr nicht unermüdet nachforscht, und alle Einwendungen der Weichlichkeit und Bequemlich-

keit abzuweiſen verſteht, wer ſie nicht ſtandhaft verfolgt, durch alle Täuſchungen und Zweifel hindurch, gelangt nie zu ihrem Anſchauen. Aber auch nie ſind ihre treuen Freunde, die ihr redlich Zeit und Kräfte gewidmet, und ernſtlich nach ihr gerungen haben, für die Opfer unbelohnt geblieben, die ſie ihr darbrachten.

Fünftens, ſey das ſelbſtdenkende Forſchen ordnungsvoll. Darum ſind ſo viele angeſtrengte Bemühungen im Reiche der Wahrheit fruchtlos, weil es hieran ſo oft gebricht. Sie hangen nicht unter ſich zuſammen, ſie greifen nicht in einander ein. Sie gehen von keinen feſten Grundſätzen aus, ſie werden von keinen ſichern Principien geleitet; Alles ſchwankt, oder iſt nur bis auf einen gewiſſen Punct hin haltbar. Man fängt an, wo man aufhören — und hört auf, wo man anfangen ſollte. Man greift es bald von dieſer, bald von jener Seite an, und nirgends will es fort. Man verwickelt ſich in unnützen Wiederholungen, weil man nicht weiß, worauf es ankommt. Man prüft hin und her, und wird nie fertig, weil man ſich der Kriterien des Wahren und Falſchen nicht vorher verſichert

hat. Deswegen ist es vor allen Dingen nöthig: daß man sich nach etwas schlechthin Ausgemachtem umsehe, welches man allem Andern zum Grunde legen, und wornach man alles Andre prüfen könne; daß man, was hiermit zunächst in Verbindung steht, auch zuerst auf das Reine zu bringen suche, was hiermit am auffallendsten streitet, zuerst entferne, und so aus Beydem auf alles Untergeordnete weiter fortschließe.

Hat man nun auf diese Weise eine Untersuchung beendigt: **dann folge man der überwiegenden** Macht der Gründe. Nur sehe man sie nicht zu frühe für beendigt an. So lange noch nicht Alles erwogen ist, was dazu gehört, und wären es auch nur Kleinigkeiten, die dabey übergangen wurden, oder so lange noch bedeutende Zweifel entgegen stehen: ist es nicht erlaubt, sie abzubrechen. Im letztern Falle ist es freylich wohl gestattet, sie eine Zeit lang aufzugeben, und sich bey dem, wofür die wichtigsten Gründe entscheiden, vorläufig zu beruhigen, ohngeachtet ihm noch wichtige Bedenklichkeiten entgegen stehen, wenn wichtigere Geschäfte oder das Interesse des pflichtmäßigen Handelns dies nothwendig machen; aber

nur um ſie nachher wieder aufzunehmen und fortzuſetzen. Wer obenhin und flüchtig unterſuchten Meynungen gleich ſeinen Beyfall ſchenkt, und dabey den gegründeten Zweifel ungehört abweiſt, iſt ein Leichtgläubiger. Leichtgläubigkeit aber iſt die Mutter des Aberglaubens, und damit alles Wahnes und Unverſtandes. Sie kann nicht anders als großen Schaden und vielfachen Irrthum bringen. Oft iſt Einfalt, oft Trägheit ihre Quelle. Im letzten Falle iſt ſie vorzüglich ſchimpflich und ſtrafbar.

Auf der andern Seite darf man aber auch nicht zuviel verlangen. Eine Gewißheit, die von gar keinem Zweifel mehr angefochten würde, gehört vielleicht nicht für den Menſchen, wenigſtens nicht in ſolchen Angelegenheiten, die durch den denkenden Verſtand entſchieden werden müſſen. Iſt eine Sache nur von ihren vorzüglichſten Seiten feſt, und nach ihren Hauptmomenten gegründet: dann werde man durch kleine Nebenumſtände nicht irre, und überlaſſe ihre Aufklärung und Berichtigung der Zeit und der fortſchreitenden Einſicht. Die Diſpoſition des menſchlichen Verſtandes, ſich durch kleine oder ſehr künſtliche Bedenklichkei-

ten aufhalten und in seiner Ueberzeugung stören zu lassen, heißt Zweifelsgeist. Er hat zwar der Wissenschaft große Vortheile geleistet; und in denjenigen Dingen, in Ansehung welcher von der Ueberzeugung weniger abhängt, mag man ihm zuweilen folgen. Aber im Ganzen bleibt er doch unnatürlich, und ein Fehler, der für die Ruhe des Gemüthes und die Weisheit des Lebens sehr gefährlich werden kann. Wer nicht eher glauben will, bis er alles vereinigt, aufgehellt und in Ordnung gebracht hat, der rechne nur darauf, daß er nie dazu kommen wird.

Ein eben so wichtiger Fehler ist die Zweifelsucht, welche darin ihr Wesen hat, daß man gegen eine erlangte Ueberzeugung sich selbst immerfort Bedenklichkeiten erweckt, und gleichsam mit Gewalt herbey zieht, oder ihnen ein Gewicht gibt, das ihnen nicht natürlich eigen ist. Der Zweifel ist freylich immer ein peinlicher Zustand, so lange nämlich Wahrheit und Ueberzeugung noch einiges Interesse für uns haben. Und doch ist es möglich, an ihm Gefallen zu finden, wenn dieses Interesse sich verdunkelt, oder der Hang zur Speculation ihm zu mächtig wird, oder eine Wahrheit von der Art ist, daß

man ſie, bey der gegenwärtigen Beſchaffenheit ſeines Herzens, gerne bezweifeln möchte. Der Zweifelſüchtige nährt, unterhält und vergrößert ſeine Zweifel, und entfernt ſich dadurch nicht allein immer weiter von der Gewißheit, bey der allein Ruhe iſt, ſondern bringt auch immer mehr Verbildung in den Verſtand und Verkehrtheit in das Herz.

Man ſoll auch keine unmögliche Ueberzeugung verlangen. Es gibt abſolute Wahrheiten, die auf ſich ſelbſt ruhen, und jeder andern zur Grundlage dienen. Es wäre thörigt, für dieſe Beweiſe zu fordern. Es gibt Wahrheiten, die, weil ſie auf dem Zeugniſſe Andrer beruhen, oder eine Menge von faktiſchen Umſtänden vorausſetzen, welche nicht alle zu unſrer Kunde gelangen, nur einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit zulaſſen; damit muß man ſich dann auch begnügen. Es gibt ſolche Wahrheiten, die der Verſtand nicht erreicht, die ſich aber durch ihren verſtändlichen Zuſammenhang mit den großen Angelegenheiten des Herzens hinlänglich bewähren. Hier iſt keine Demonſtration möglich. Aber das Zeugniß, das für ſie ſpricht, hat ewige Gültigkeit. Wer dieſes verwirft, und überhaupt nichts annimmt,

ohne ſtreng demonſtrative Beweisführung, iſt ein Ungläubiger. Wer die Demonſtration auch aus ihrem eignen Gebiethe verbannt, und Dinge gelten läßt, die der Ordnung der Natur und den Geſetzen des Denkens zuwider ſind, iſt abergläubig. Ein vernünftiger Glaube iſt der menſchlichen Natur angemeſſen, und wird nur durch eine willkührliche und abſichtliche Gewalt, die man ihr anthut, daher nicht ohne Unſittlichkeit, verläugnet.

Ein ſehr erhabenes und wohlthätiges Vermögen des menſchlichen Geiſtes iſt das Vermögen Ideale zu bilden. Ideale ſind das gemeinſchaftliche Werk des Verſtandes und der Vernunft, und ſtellen das Vortrefflichſte dar, was in jeder Art zu denken und zu erreichen iſt. Die Vernunft entwirft die Grundzüge dazu, worin ſie die Form ihres eignen Weſens ausdrückt. Die Einbildungskraft füllt dieſe aus, und gibt ihnen ſinnliches Leben. Ideale dienen ſowohl unſrer Beurtheilung als auch unſerm Streben zu Muſtern, wornach wir jene einzurichten und dies zu leiten haben. Sie geben der Seele überdem eine höhere Stimmung und ein wärmeres Intereſſe für alles Gute. Wem über-

all das Vollkommenſte vorſchwebt, dem kann das Mangelhafte, Gemeine und Schlechte nicht mehr genügen. Er muß es unerträglich finden, auf einer niedern Stufe ſtehen zu bleiben. Die Beſchäftigung mit Idealen, wenn ſie ſich der Aufſicht der Vernunft nicht entzieht, iſt edel, belebend und von ſehr heilſamem Einfluſſe auf die ganze Thätigkeit des Menſchen. Wer das Ideal nicht kennt, wird kaum das Mittelmäßige erreichen.

Die Aufſicht der Vernunft hat aber darauf zu ſehen, daß es dem Ideale nicht an Reinheit, Würde und Klarheit fehle, daß ſich nichts Unlauteres und Verunſtaltendes in daſſelbe miſche, daß keine Leidenſchaft es trübe, daß es dem Geiſte keine verkehrte Normen vorhalte, ihn nicht durch das Angenehme täuſche, wo es Vollbewährtes verhieß, und daß die einzelnen Züge deſſelben ſich beſtimmt genug ausſprechen, um der Anerkennung und der Nachahmung fähig zu ſeyn. Dieſe Aufſicht hat zu verhüthen, daß das Ideal nicht mit der Wirklichkeit verwechſelt werde, daß man nicht glaube oder hoffe, es irgendwo rein und vollſtändig dargeſtellt zu ſehen, daß es uns nicht zu überſpannten Forderungen, zu allzu groſſen Hoffnungen, zu allzu kühnen Ent-

würfen, zu allzu raſchen und feurigen Unternehmungen verleite, daß es uns nicht den Wahn beybringe, das Ideal laſſe ſich irgendwo ganz realiſiren, und uns, in dieſem Wahne, unbeſonnen in unſerm Benehmen, ungerecht gegen Andre, und unzufrieden mit unſerm ganzen Zuſtande mache. Sie hat endlich darauf zu achten, daß die zu häufige und zu lebhafte Beſchäftigung mit Idealen nicht in ein leeres Träumen, in ein wohllüſtiges Idealiſiren übergehe, nicht Zeit und Luſt zu ernſten Geſchäften raube, und höhere Bedürfniſſe wecke, als die Erde je ſtillen kann; nicht die Befreundung mit der Wirklichkeit ſtöre, in welcher man allein im Stande iſt, wohlthätig und erfolgreich an derſelben zu arbeiten. Dies Alles wird da nicht zu beſorgen ſeyn, wo die Betrachtung derſelben in eine ruhige, und doch dabey lebenvolle und anhaltende Thätigkeit übergeht.

---

2. Auch das Gefühl iſt eines weiſen Gebrauches fähig. So gewiß es ein bedeutendes Moment in der menſchlichen Natur iſt: ſo gewiß ſoll es auch zu etwas dienen.

Es ſoll uns nämlich, zuvörderſt, unſern jedesmaligen Zuſtand vor das

Bewußtſeyn bringen, und uns die Vollkommenheiten deſſelben zu genießen geben. Es iſt daher Pflicht, ſich demſelben, wo es uns dieſe vergegenwärtigt, zu überlaſſen, ſo weit es nämlich, ohne Beeinträchtigung wichtigerer Zwecke und einer pflichtmäßigen Thätigkeit, geſchehen kann. Angenehme Empfindungen, ſie mögen aus körperlichen Eindrücken oder Vergegenwärtigungen des Geiſtes entſtehen, frohes Mitgefühl mit frohen Menſchen, das Wohlgefallen am Wahren und Schönen, die Bewunderung des Großen, und die Achtung des Guten, ſind Stimmungen, in welchen ſich ein harmoniſches und freyes Leben offenbart; daher wohl werth, daß wir ſie uns aneignen, und darin unſers beſſern Selbſtes ſuchen inne zu werden. Seligkeit, d. i., Gefühl der vollendeten Menſchheit, iſt unſre Beſtimmung. Dazu bringt es zwar auf Erden Keiner. Aber Jeder iſt gehalten, das anzuerkennen, und es dem ſo nahe als möglich zu bringen zu ſuchen, welches eben dadurch geſchieht, daß man ſich ſeinen angenehmen Gefühlen hingibt. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß dies keine Gefühle der gröbern Sinnlichkeit, der befriedigten Thierheit ſeyn dürfen. Der Gebil-

dete betrachtet dieſe als etwas ſeiner Natur Fremdes, ihr nur Anklebendes, und ſchaut darin ſein Ich nie ohne einigen Ekel an. Der Genuß eines ſchönen Kunſtwerkes, die Theilnahme an fremdem Glücke, die Freude der vollbrachten Pflicht oder der erkannten Wahrheit, die Ruhe und Harmonie, welche die Eindrücke einer ſanften und heitern Natur in uns wecken, ſind Gefühle des geſtärkten, erhöhten und veredelten Lebens; in ihnen ſpiegelt das beſſere Selbſt ſich ab.

Das Gefühl ſoll aber auch, zweytens, ein weisheitsvolles Handeln erleichtern. Gefühle des Wahren, Schönen und Vollkommenen ſind oft da noch wirkſam, wo Ueberlegung und Einſicht des Verſtandes unmöglich iſt. Sie deuten nicht ſelten das Rechte an, wo jeder andre Weg dazu verſperrt war; ſie ziehen es nicht ſelten aus den Nebeln des Irrthumes und der Täuſchung hervor, die ſonſt nicht zerſtreut werden konnten. Sie führen nicht ſelten die verirrte Speculation wieder zu der Einfalt der Natur zurück. Sie geben nicht ſelten den erſten Anſtoß zu fruchtbaren Gedanken, die freylich der Verſtand noch ſich-

ten und weiter verarbeiten muß, ehe ſie mit Sicherheit im Leben angewendet werden können. Die ſchätzbarſten und belehrendſten Aufſchlüſſe über uns ſelbſt verdanken wir gewöhnlich zunächſt den Regungen des Gefühles. Veränderungen in unſern Maximen würden weit ſeltener ſeyn, wenn uns nicht das Gefühl dazu ſtimmte. Entſchließungen ſind zwar das Werk des Willens; aber dieſer, aus ſich ſelbſt, würde ſie ſelten faſſen, wenn nicht Einſichten, durch Gefühle belebt, die Bewegungsgründe dazu hergäben. Die Reinheit der ſittlichen That geht freylich verloren, wenn ſinnliche Gefühle die Triebfedern derſelben waren. Sie ſchließt aber das moraliſche Gefühl nicht aus; und wo dieſes das herrſchende Princip der Willensbeſtimmung iſt, mag es ſich immerhin jene zugeſellen, um die Sinnlichkeit durch ſich ſelbſt zu ſchwächen. Vorzüglich aber muß das Gefühl zur Standhaftigkeit und zur Ausführung ſolcher Entſchließungen mitwirken, die entweder lange und mühſame Arbeiten, oder raſches Handeln und feurigen Muth verlangen. Im erſten Falle ſind es die beſonnenen Gefühle des Schönen, Rühmlichen, Verdienſtvollen, Erſprießlichen, der Freude und der Hoff-

nung, im andern ist es der Enthusiasmus, wovon Alles zu erwarten steht.

Der Enthusiasmus ist ein verstärktes Gefühl von sehr verschiedenen Ingredienzien, die aber alle dazu geeignet sind, uns für eine Sache im höchsten Grade, bis zur Nichtachtung alles dessen, was dabey gewagt und aufgeopfert wird, einzunehmen. Wenn er rechter Art ist: so muß ihm die Anerkennung sittlicher Vortrefflichkeit zum Grunde liegen. Hieran mögen sich dann dunkle Ideen der Ehre, der Größe, der Gottheit und der Zukunft, Erinnerungen an erhabene Muster, und auch edlere Leidenschaften anschließen; selbst die Spiele der Phantasie mit gedankenvollen Bildern sind hier nicht am unrechten Orte. Alles, was dazu beytragen kann, die Seele zu befeuern und ihr einen ungewöhnlichen Schwung zu geben, vermehrt den Enthusiasmus.

Der falsche Enthusiasmus zieht allein aus der Sinnlichkeit und den geheimen Operationen der Einbildungskraft, oft aus schwankenden Wörtern, die diese in Bewegung setzen, seine Nahrung. Aber auch der edelste ist sinnlicher Art. Das Gefühl der Größe ist freylich in ihm vorherrschend, und setzt sich den Triebfedern des

ſinnlichen Vergnügens und Schmerzes entgegen; aber immer bleibt es doch Sinnlichkeit, was ihm Leben und Stärke gibt. Seine Wirkung beruht hauptſächlich darauf, daß er den Menſchen auſſer ſich verſetzt, ſeine Aufmerkſamkeit vom Gemeinen und Widrigen abzieht, und das Gemüth in einer beſtändigen Spannung und gewaltſamen Anſtrengung hält.

Er iſt immer ein unnatürlicher Zuſtand, und bloß auf einen temporären Effect, eine zufällige Nachhülfe berechnet. Deswegen hält er auch nie lange an. Es gibt indeß enthuſiaſtiſche Menſchen, bey welchen er zur bleibenden Dispoſition geworden iſt, und ſich immer wieder von neuem belebt, wenn er eine Zeit lang nachgelaſſen hatte. Vereinigen ſie dann mit ihm einen hellen Geiſtesblick und eine ſchnelle Faſſung: ſo kann durch ſie viel ausgezeichnet Nützliches geſchehen. Oft unterhalten ihn auch die Umſtände. Ein langer Widerſtand — nur ſey er nicht zu ſtark — ein unaufhörlicher Zufluß neuer begeiſternder Ideen und eine glückliche Anfriſchung und Umgeſtaltung der alten, können ihm ebenfalls eine größere Dauer geben.

In ſolchen Zeiten, wo die Menſchheit im Preiſe ſinkt, iſt es faſt allein der Enthuſiasmus,

der dem gänzlichen Verfalle bis zur tiefsten Gemeinheit vorzubeugen vermag. In der Regel indeß darf er nicht zu heftig werden, wenn er nicht in rasende Tollkühnheit ausschlagen soll. Auch darf er es sich nicht anmaßen, Entschließungen zu bilden und Maßregeln zu wählen. Aber zur Ausführung dieser Entschließungen, zum schnellen und entschlossenen Ergreifen dieser Maßregeln, zum energischen und aufopferungsvollen Wirken ist er fast unentbehrlich. Ueberlegung muß ihm stäts vorher gehen, und darf ihm nie ganz von der Seite weichen. Auch in solchen Fällen, wo es auf Beharrlichkeit und unverdrossenes Arbeiten ankommt, ist nichts durch ihn auszurichten, wird er wohl eher verderblich.

Man kann sich selbst in Enthusiasmus setzen, durch Betrachtung des Großen, was in einer Sache liegt, und dadurch, daß man sich dem Strome seiner Einbildungskraft überläßt. Aber der Grad desselben hängt von der Beschaffenheit der letztern ab. Menschen, die gar keines Enthusiasmus fähig sind, flößen wenig Vertrauen zu ihrem Charakter ein. Es ist zu selten, daß kalte Grundsätze allein den Willen überall bestimmen, und zu gewöhnlich, daß die

Lähmung der Phantaſie und des Gefühles in einem froſtigen, das ganze Gemüth erfüllenden, Eigennutze ihren Grund hat. Nichts iſt indeß widerlicher, als ein erzwungener Enthuſiasmus.

Da wird das Gefühl recht gebraucht, wo es die bewährte Einſicht, ohne ihre Reinheit zu trüben, zur ſtandhaften Befolgung belebt, und von dieſer wieder gemäßigt und geleitet wird.

Druckfehler.

S. 78. Z. 13. v. o. l. Genießen ſt. Gewiſſen.
S. 109. Z. 10. v. u. l. und ſt. in.
S. 110. Z. 11. v. o. l. es ſt. er.
S. 152. Z. 12. v. o. l. aber ſt. eben.
S. 163. Z. 6. v. o. l. erzeigen ſt. erzeugen.
S. 166. Z. 4. v. u. l. Sitten, Aufklärung ſt. Sittens Aufklärung.
S. 258. Z. 8. v. o. l. gefährdet ſt. gefährtet.
S. 272. Z. 8. v. o. l. wann ſt. wenn.
S. 280. Z. 13. v. o. l. der ſt. die.
S. 283. Z. 1. v. o. l. machſt ſt. magſt.
S. 293. Z. 8. v. o. l. erzeigt ſt. erzeugt.
S. 349. Z. 2. v. u. l. Vegetation ſt. Vegtation.
S. 372. Z. 1. v. o. l. im ſt. ihm.
S. 407. Z. 6. v. o. l. nachſehn ſt nachſahe.
S. 461. Z. 11. v. u. l. ſie auf ſt. auf ſie.
S. 477. Z. 11. v. o. l. Wollte Jemand eine ſt. Eine.
S. 469. Z. 11. v. o. l worum ſt. warum.
S. 505. Z. 6. v. u. in der Anmerkung l. Witz ſt. Reiz.

Philos. 1133 v

Die

praktische Lebensweisheit.

Ein

Handbuch für Aufgeklärte

von

Friedrich Ehrenberg.

Zweyter Band.

Leipzig, 1806.
bey Johann Ambrosius Barth.

Ueberſicht des Ganzen.

Zweyter Band.

Erſtes Buch.

Zweyter Abſchnitt. Erſter Theil.

IV. Moraliſches Betragen in Anſehung des Vermögens, ſeine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen Seite 3.

1. Bildung dieſes Vermögens S. 7. Was zu dieſer Bildung gehöre: 1) Vorrath von Zeichen S. 11; 2) Kenntniß ihrer Bedeutung S. 14; 3) Fertigkeit im Gebrauche S. 16; 4) Beſtimmtheit und Nachdruck S. 18; 5) Anmuth der Rede S. 22.

2. Gebrauch dieſes Vermögens S. 24. 1) Im geſellſchaftlichen Umgange — Geſprächigkeit S. 25. Verſchloſſenheit S. 26. Offenherzigkeit S. 31. 2) Abſichtliche Belehrung und Bildung Andrer S. 34. Verbreite rich-

tige Einſichten S. 35. Beſtreite den Irrthum S. 44. 3) Zufällige Aeußerung unſrer Gedanken S. 53. 4) Bekenntniß unſrer Ueberzeugung S. 59. Gutes Beiſpiel S. 61. Pflicht, die nöthige Auskunft zu geben S. 68, zu rathen S. 72, zu warnen S. 76, Andern ihre Fehler zu entdecken S. 77. Verſchwiegenheit S. 80.

3. Mißbrauch dieſes Vermögens S. 87. 1) Zu viel Reden, Neuigkeitskrämerey, Klatſchſucht, Weitſchweifigkeit, Wäſcherey, Redſeligkeit, Wortführen, Kannengießerey, indiskretes Fragen, Geheimnißkrämerey S. 88. 2) Lügenhafte Reden S. 96. Pflicht, die Wahrheit zu ſagen S. 100. Gränzen derſelben S. 105. Accommodation S. 107. Arten der Lüge S. 110. Lügenhaftigkeit S. 112. Wahrhaftigkeit S. 114. Falſchheit S. 116. Aufrichtigkeit S. 117. Rechthaberey S. 118. Parteilichkeit S. 120. Heucheley und Prahlerey S. 121. Schmeicheley S. 126. Tadelſucht S. 128. 3) Reden, wo man ſeiner Sache nicht gewiß iſt S. 131. Räſonniren, Abſprechen, leichtſinniges Verbreiten von Gerüchten, und unbedachtſames Verſprechen S. 132. 4) Nachtheilige und kränkende Reden S. 137. Verkleinern S. 138. Verläumden S. 139. Herabſetzen S. 142. Verrücken unangenehmer Dinge S. 143. Anzüglichkeiten S. 144. Verſpotten S. 146. Spottſucht S. 149. In Verlegenheit ſetzen S. 150.

Beſchimpfen, übertriebene Forderungen S. 151. 5) Verderbliche Reden S. 153. 6) Unanſtändige Reden S. 160.

V. Moraliſches Betragen in Anſehung des Körpers S. 164.

1. Erhaltung des Körpers S. 167. Glieder des Körpers S. 167. Geſundheit S. 169.

2. Pflege des Körpers S. 180. 1) Quäle deinen Körper nicht S. 181. 2) Befriedige ſeine Bedürfniſſe S. 183. Ueppigkeit S. 186. 3) Sorge für die Bequemlichkeit deſſelben S. 187. Der Weichling S. 188. 4) Verſchaffe ihm angenehme Empfindungen S. 189. Der Wohlüſtling S. 190. Nahrung, Mäßigkeit S. 191. Leckerhaftigkeit S. 198. Frugalität, Luxurioſität, Schwelgerey S. 199. Kleidung S. 200. Schmuck S. 203. Altväterlichkeit S. 205. Mode und Modeſucht S. 206. Prachtliebe S. 211.

3. Bildung des Körpers S. 211. Herrſchaft der Seele über den Körper S. 212. Stärke, Abhärtung, Gewandtheit und Fertigkeit des Körpers S. 215. Anſtand und Anmuth S. 218.

4. Gebrauch des Körpers S. 220. Befriedigung des Geſchlechtstriebes S. 224. Selbſtbefleckung S. 226. Befriedigung des Geſchlechtstriebes außer der Ehe S. 228. Wohlüſtigkeit, Keuſchheit, Reinigkeit des Herzens, Schamhaftigkeit S. 235.

VI. Moraliſches Betragen in Anſehung der äußern Freiheit S. 239. Behaupte dich bei

deiner Freiheit. S. 241. Dehne ſie nicht zu weit aus S. 248.

VII. Moraliſches Betragen in Anſehung der Ehre S. 250.

1. Streben nach Ehre S. 254. a. Unbeſcholtenheit S. 255. Moraliſche Ehrliebe S. 260. Gleichgültigkeit gegen den guten Namen S. 263. b. Eigentliche Ehre S. 267. Ehre des Credits und Ehre der Achtung S. 268. 1) Wie ſoll man Ehre ſchätzen? S. 269. Ehrgeiz S. 271. Rangſucht S. 275. Herrſchſucht S. 276. 2) Worin ſoll man Ehre ſuchen? S. 280. Eitelkeit S. 283. Arten derſelben S. 286. Ruhm S. 288. 3) Wie ſoll man ſich Ehre verſchaffen? S. 289. a. Strebe nach Vorzügen S. 290. b. Werde dich derſelben bewußt: edles Selbſtgefühl, Stolz, Arten deſſelben, wahrer, falſcher, eitler, hefärtiger, verachtender, anmaßender, aufgeblaſener Stolz S. 292. c. Mache deine Vorzüge bemerklich S. 299. Ehrſucht S. 302. Ruhmſucht S. 305.

2. Behauptung der Ehre S. 307.

3. Gebrauch der Ehre S. 312.

VIII. Moraliſches Betragen in Anſehung des Vermögens S. 315.

1. Schätzung des Vermögens S. 318. Gleichgültigkeit gegen das Vermögen, leichtſinnige, unwiſſende, gelehrte, fromme, ſtolze, vornehme S. 319. Geldliebe S. 324. Eigennützige Schätzung des Geldes S. 325. Geiz

S. 327. Kindiſcher, wohllüſtiger, ängſtlicher, gelehrter, frommer, kaufmänniſcher Geiz S. 328.

2. Erwerb des Vermögens S. 333. Geſchenke, Betteln S. 334. Betrug S. 337. Das Spiel S. 338. Erwerbſucht S. 342. Gewinnſucht S. 344. Habſucht S. 347.

3. Erhaltung und Gebrauch des Vermögens S. 347. Vermeidung des Schadens S. 348. Beſchränkung der Ausgaben, Sparſamkeit S. 349. Verſchwendung, gedankenloſe, leichtſinnige, üppige, ehrgeizige und gutmüthige S. 351. Genauigkeit, Kargheit S. 356. Knickerey, Filzigkeit S. 357. Edle Liberalität S. 358. Sittlichkeit des Luxus S. 361. Mildthätigkeit S. 364. Wohlthätigkeit S. 365. Beförderung heilſamer Inſtitute S. 366. Belohnung des Verdienſtes S. 367.

IX. Moraliſches Betragen in Anſehung des Vergnügens S. 369. Vergnügenehaß S. 370. Vergnügungsſucht S. 372. Zerſtreuungsſucht S. 373. Wenn dürfen wir Vergnügen genießen? S. 375. Welche Vergnügungen ſind erlaubt? S. 378. Wie ſollen wir unſre Vergnügungen auswählen und anordnen? S. 386. Auf welche Weiſe ſollen wir dieſelben genießen? S. 392.

Zweyter Abſchnitt. Zweyter Theil.

Moraliſches Betragen in Anſehung der Verhältniſſe des Lebens S. 395.

1. Staatsbürgerliches Verhältniß S. 402.
2. Verhältniß des weitern geſelligen Verkehrs S. 428.
3. Verhältniß des engern geſelligen Verkehrs S. 441.
4. Die Freundſchaft. S. 454.
5. Häusliches Verhältniß S. 462.

Zweytes Buch.

Von der Religioſität. S. 475.
1. Religiöſe Geſinnung im Allgemeinen S. 486.
2. Religiöſe Geſinnung in ihrer Anwendung auf das Leben S. 511.
3. Erſcheinung der religiöſen Geſinnung im Verhältniſſe zu andern Menſchen S. 522.

Erſtes Buch.

Von der Moralität.

Zweyter Abſchnitt.

Moralität des Betragens.

(Fortſetzung.)

Erſtes Buch.

Von der Moralität.

Zweyter Abſchnitt.

Moralität des Betragens

Erſter Theil.

Moraliſches Betragen in Anſehung der weſentlichen Beſtimmungen, Fähigkeiten, Werkzeuge und Güter des Lebens.

IV.

Moraliſches Betragen in Anſehung des Vermögens, ſeine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen.

Wir haben bisher den Gebrauch betrachtet, den wir von unſerm Geiſtesvermögen für uns ſelbſt zu machen haben, um den Zweck der

Menſchheit in unſrer Perſon, ſo viel an uns iſt, zu realiſiren. Wir ſollen mit unſern Geiſtesfähigkeiten auch auf Andre und auf die Menſchheit im Ganzen zur Verherrlichung ihrer Würde wirken. Kein Geiſt aber wirkt unmittelbar auf den andern. Er muß ſich in einem ſinnlichen Zeichen ausſprechen, um von dieſem vernommen zu werden. Die Gemeinſchaft der Geiſter beruht auf der Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen. Meine Gedanken und Empfindungen werden aber nur dadurch offenbar, daß ich ſie außer mir in etwas darſtelle, was ſie andern vernünftigen Weſen bemerklich macht, weil auch bey ihnen dieſe Gedanken und Empfindungen damit verknüpft ſind.

Die Sprache iſt beſtimmt, das gegenſeitige Wirken der Geiſter auf einander zu vermitteln. Ohne Sprache würden wir Einer dem Andern bloß als blinde Naturkraft erſcheinen; wir würden nichts für die Bildung, Erhebung und Veredlung Andrer thun, und ſie zu nichts abſichtlich bewegen können. Jeder würde nur für ſich denken, glauben, hoffen und ſtreben, wenn anders ſolche Weſen, die ihre Vorſtellungen mit nichts bezeichnen, und an nichts feſt halten könnten, ſich bis dahin er-

höben. In jedem würde die Bildung von ihm ſelbſt anfangen, und ſich bey ihm ſelbſt endigen. Jeder lernte nur aus eigner Erfahrung. Keine Schätze der Vorzeit wären auf uns fortgeerbt, und wir ließen der Nachwelt nichts zurück. Jeder ſtände iſolirt; jeder beförderte für ſich ſeine beſchränkten Zwecke. Keiner wüßte etwas von den Wünſchen und dem Treiben der Andern. Kein Verein zum Bekämpfen gemeinſchaftlicher Uebel und zum Erſtreben gemeinſchaftlicher Güter wäre möglich.

Soll die Weisheit das geiſtige Thun des Menſchen reguliren; ſoll ſie den Gebrauch aller, und vorzüglich der geiſtigen Kräfte lehren, und ihre Richtung auf den höchſten Zweck der Menſchheit befördern: dann muß ſie ſich auch über das Vermögen, Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, erklären.

Durch dieſes Vermögen greift das menſchliche Thun überall in einander ein, verbreitet ſich über die weiteſten Räume, und reicht in die fernſten Zeiten. Die Sprache trägt den einfachen Gedanken von Geiſt zu Geiſt, daß er, heilſam oder verderblich, das Gemüth entzünde, und die Urſache erſchütternder Bewegungen und großer Revolutionen werde. Die

Sprache überliefert ihn der Zukunft, und läßt ihn, wenn er gleich jetzt ohne Erfolg zu verschwinden scheint, da noch Veränderungen hervorbringen, die das Erstaunen der Welt sind. Was der einzelne Mensch leistet, würde nicht der Rede werth seyn, wenn er nicht, durch die Sprache, in einem geistigen Verkehre mit Andern stände, wenn er nicht von ihnen Aufmunterungen, Bewegungsgründe, Aufklärungen, Rathschläge und Hülfe erhielt, und sie ihnen wieder ertheilte. Wir können nicht das Kleinste verrichten, worin nicht fremde Belehrungen und Antriebe thätig sind. Unübersehbar ist die Menge des Guten und des Bösen, was unter Menschen durch die Sprache gestiftet wird. Nicht zu berechnen sind die Folgen, die aus dem weisen oder verkehrten Gebrauche derselben entstehen.

Was für ihre Bildung geschehen müsse, wozu die Pflicht dieselbe anzuwenden gebiete, und was sie als Mißbrauch derselben untersage, das haben wir hier zu untersuchen.

I.

Bildung des Vermögens, ſeine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen.

Die Würde eines vernünftigen Weſens zu behaupten, iſt meine höchſte Aufgabe für meine Perſönlichkeit. Es iſt daher auch Pflicht, dafür zu ſorgen, daß Andre ſie anerkennen, und ſich ſo gegen mich betragen, wie es dieſe Würde fordert. Ich muß mich ihnen ſo darſtellen, daß ſie es können. Mein Wirken in der Sinnenwelt muß ihnen ſagen, daß ich als freyer Geiſt mit ihnen verbündet bin, daß in mir Menſchheit iſt. Es muß mithin Ausdruck von Gedanken und Empfindungen ſeyn. Das Vermögen, meine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, iſt die Bedingung, unter welcher allein Andre mir Menſchenwürde zugeſtehen, Pflichten gegen mich übernehmen, und ihr höchſtes Beſtreben mit dem meinigen vereinigen können.

Es iſt nicht genug, daß ich klar und richtig denke, daß ich viele Einſichten beſitze, und erhabene Ideale in mir trage. Andre achten mich nur dann, wenn ſie dies wiſſen, wie ich es weiß. Es iſt nicht genug, daß mein Herz menſchlich bewegt wird. Andre ſchließen ſich

nur dann an mich an, wenn meine Gefühle, in ſinnlichen Zeichen, auch zu ihrem Herzen ſprechen.

Schon deßwegen verdient die Sprache die ſorgfältigſte Ausbildung. Sie ſchließt das Heiligthum in meiner Bruſt auf, und führt mich in die Gemeinſchaft der Geiſterwelt. Je beſſer ich das, was in meinem Geiſte lebt, zu bezeichnen verſtehe: deſto größer ſind hier meine Anſprüche. Was Achtung erwerben ſoll, iſt an die Bedingung der verſtändlichen und gefälligen Mittheilung gebunden.

Ich ſoll meinen Geiſt bilden. Dies iſt nicht möglich ohne Bildung der Sprache. An ſeinem Zeichen muß ich den flüchtigen Gedanken feſt halten. Mittelſt ſeines Zeichens muß ich ihn in den meiſten Fällen wieder hervor rufen, wenn er ſich verloren hat. Indem ich ihn mit ſeinem Zeichen verknüpfe, werde ich veranlaßt, ihn weiter zu verfolgen, von mehrern Seiten zu betrachten, und in das Syſtem meiner übrigen Gedanken einzutragen. Die ſicherſte Probe darüber, ob er bey mir ſelbſt deutlich und beſtimmt ſey, iſt die Fähigkeit, ihn Andern begreiflich mitzutheilen. Die Mittheilung eröffnet einen unendlichen Ideenaustauſch, der mir überall Bereicherung und Be-

richtigung verſpricht. In dem Maße, worin ich meine Sprache kenne und zu gebrauchen weiß, bin ich auch im Stande, Andre zu vernehmen.

Iſt es meine Pflicht, zum Wohl der Menſchheit ſo viel und ſo weit zu wirken, als ich kann: ſo muß es mir vorzüglich angelegen ſeyn, mein Sprachvermögen zu bilden. Durch dieſes wirke ich unmittelbar auf dasjenige hin, was dem höchſten Zwecke am nächſten liegt, und Freyheit des Geiſtes am meiſten fördert: auf ihre Gedanken, Gefühle und Handlungen. Durch dieſes kann ich am meiſten zum Gefühle ihrer Selbſtſtändigkeit und zum Beſtreben, ſie zu retten und zu erhöhen, beitragen. Ich beſtreite Irrthümer; ich ziehe große Wahrheiten ans Licht; ich verbreite edle Grundſätze; ich begeiſtre für erhabene Ideen; ich erinnere an Pflichten, und wecke Bewegungsgründe.

Auch zu allem Andern, worin ich mittelbar das Heil der Menſchheit beabſichtige, bedarf ich dieſes Vermögens. Will ich für Menſchen etwas thun: ſo muß ich ihnen verſtändlich ſeyn. Will ich Hülfe leiſten und annehmen: ſo muß ich mich darüber erklären. Je geſchickter ich dieſes kann: deſto beſſer wird alles von Statten gehen; deſto leichter werden

alle Bemühungen ſich an einander anſchließen und in einander eingreifen.

Die Gewalt, die ich über meine Sprache beſitze, habe ich auch über die Gemüther der Menſchen. Es kommt oft weit weniger darauf an, was — als wie etwas geſagt wird. Die Meiſter im Sprechen überreden, wo ſie nicht überzeugen können; ſie reißen fort, wo ſie nicht im Stande ſind, den Willen zu gewinnen; ſie nehmen das Herz gefangen, wenn ſich der Verſtand gegen ſie auflehnt. Ein ſolches Verfahren iſt freylich unrecht. Aber auch die Wahrheit verlangt nicht ſelten die Empfehlung des Wortes, damit ſie eingreife. Das Gute muß ſich nicht ſelten den fremden Schmuck gefallen laſſen, wenn auch nur, damit es darin nicht hinter dem Schlechten zurückſtehe, das ſo oft durch geliehene Reize, die der beſchränkte Menſch für echte gelten läßt, anzieht.

Die Gabe, gut zu ſprechen, iſt überdem ein ſehr glückliches Mittel, ſich beliebt zu machen; und auch das dürfen wir nicht verſchmähen. Wer gut ſpricht, dem hört man gern zu; von ihm läßt man ſich wohl Dinge ſagen, die ſonſt nicht angenehm ſind; ihm folgt man wohl zu ernſthaften Erwägungen, denen man ſonſt auszuweichen ſucht. Er erlangt durch

dieſes Talent unzählbare Gelegenheiten, zu nützen, die denen abgehen, welchen es hieran fehlt.

Die Bildung des Vermögens, ſeine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, verlangt Folgendes.

1. Verſchaffe dir den nöthigen Vorrath von Zeichen, womit du deine Gedanken, nicht bloß ihrem Gehalte nach, ſondern auch in ihren feinern gegenſeitigen Beziehungen, andeuten kannſt. Dieſe Zeichen ſind größten Theils willkührlich, und müſſen erlernt werden. Der Gebrauch hat es feſtgeſetzt, welches Wort für dieſen oder jenen Gedanken gelten ſoll. Wir wachſen unter Menſchen auf, und werden mit demſelben ſchon frühe bekannt. Der tägliche Verkehr des Lebens macht unſre Kenntniß hierin immer vollſtändiger. Aber er kann bey weitem nicht alles leiſten, was erwartet wird; es ſey denn, daß wir unter ſehr gebildeten Menſchen und in ſehr verwickelten Verhältniſſen leben. Wie dieſer Verkehr gewöhnlich iſt, bleiben die höhern Beziehungen unſrer Natur und die feinern Productionen des Geiſtes von ihm ausgeſchloſſen. Tauſend Dinge kommen gar nicht

zur Sprache, in welchen der edlere Geiſt ſein eigenſtes Leben führt, und über welche er ſich am liebſten eröffnet. Tauſend Unterſchiede bleiben hier unbemerkt, bey welchen ſeine Mittheilung am liebſten verweilt. Das Sicht- und Fühlbare drängt ſich hier überall vor; was den Verſtand, die Phantaſie und das Herz beſchäftigt, muß zurücktreten. Alles treibt ſich hier um die gewöhnlichen Bedürfniſſe, und wenn ſich zuweilen etwas anders leiſe ankündigt: denkt man doch gleich darauf, es zu vernutzen. Einzig des Vernutzens wegen macht man ſich damit bekannt. Daher die öftere Verlegenheit, daß Menſchen, die mit beſſern Anlagen geboren wurden, und ſich aus ſich ſelbſt entwickelten, ſich nicht ausſprechen können. Umgang mit gebildeten Menſchen und Lectüre müſſen zu Hülfe kommen, wenn wir uns den nöthigen Zeichenvorrath für unſre Gedanken und Empfindungen erwerben wollen.

Die Beziehungen unſrer Gedanken und Empfindungen auf einander ſind zwar durch die Geſetze des menſchlichen Geiſtes beſtimmt; aber wie ſie ausgedrückt werden ſollen, und was dabey noch zufällig bleibt, darüber hat wieder der Gebrauch entſchieden. Dieſer Gebrauch iſt im gemeinen Le-

ben theils mangel- theils fehlerhaft. Viele Verhältniſſe erfordern, um beachtet zu werden, mehr Witz und Scharfſinn, als ſich hier erwarten läßt; — andre werden zwar bemerkt, aber unrichtig aufgefaßt. Hier muß das Meiſte durch das Studium der Grammatik geleiſtet werden. Gebildeter Umgang und Lectüre reichen nicht aus, weil oft auch feine Weltleute und gute Schriftſteller in dieſer Hinſicht Fehler machen, und ihr Anſehen leicht irre leiten kann.

Doch nicht alle Zeichen ſind willkührlich und conventionell. Es gibt auch ſolche, die eine Sache dadurch zu erkennen geben, daß ſie dieſelbe abbilden. Selbſt die willkührlichen Zeichen können ihren Gegenſtand nicht immer geradezu andeuten, ſie müſſen dies oft vermittelſt der Vorſtellung ſeines Bildes bewerkſtelligen. Die Mienen- und Gebehrdenſprache iſt ganz bildlich. Die Sprache des gemeinen Lebens iſt es oft, und im höchſten Grade die Sprache der Poeſie. Die Sprache der höhern Wiſſenſchaften, vorzüglich der Philoſophie, muß nicht ſelten aus Noth ihre Zuflucht zu Bildern nehmen. Nur zum Theil kann die Bilderſprache erlernt, aber nie auf dieſe Weiſe erſchöpft werden. Der Phantaſie ſteht hier ein

weites Gebiet offen, und die Beurtheilungskraft findet immer genug zu richten. Beobachtung der Natur und des Menschenlebens, verbunden mit reifer Reflexion ist das beste Mittel, sich mit Zeichen von dieser Art zu bereichern. Alles, was wir sehen und erfahren, kann, wenn eine treue Einbildungskraft es aufbewahrt, einst zu Mittheilungen unsrer innern Geheimnisse dienen.

2. Suche die wahre Bedeutung dieser Zeichen richtig kennen zu lernen. Sie sollen Andre veranlassen, dasselbe zu denken, was wir gedacht haben. Wir müssen sie daher so gebrauchen, wie sie ihnen gelten. Gewöhnlich schwebt uns, so lange es uns hierin an absichtlicher Bildung fehlt, der Sinn derselben nur dunkel vor. Wir erinnern uns der Fälle, worin sie sind gebraucht worden, ohne zu wissen, ob sie zu dem Allgemeinen oder zu dem Individuellen eines solchen Falles paßten, ob sie diesen oder jenen Begriff desselben ob sie die Sache an sich oder mit gewissen Nebenumständen andeuten sollten. Daher nicht allein viele lächerliche Fehlgriffe, sondern oft auch Unvermögen, sich Andern verständlich zu machen, und die Einbildung, man werde von ihnen gefaßt, während sie etwas ganz

andres gefaßt haben, als unſre Meynung.

Nicht bloß die Sache, auch die Beziehung, in welcher wir ſie jetzt denken, ſoll ausgedrückt werden; und daß hier Alles richtig ſey, dazu wird oft viel erfordert. Manche Worte ſcheinen einerley zu bedeuten, und doch ſind ihre Begriffe verſchieden. Manche Zeichen bedeuten gar vielerley; aber es kommt dabey auf Form und Stellung an.

Die Bedeutung der willkührlichen Zeichen wird allein durch den Gebrauch und durch ſolche Schriften, die ſie nach dem Gebrauche beſtimmt haben, erlernt. Die Bedeutung der Bilder muß für ſich ſelbſt klar ſeyn. Das Bild treffe in nicht zu entfernten Aehnlichkeiten, und vorzüglich in denjenigen Stücken, welche hier vorzüglich im Auge gehalten werden ſollen, mit der Sache zuſammen, und mache ſie der Seele anſchaulich.

Man geht am ſicherſten, wenn die Bilderſprache Werk der eignen, mit Beſonnenheit gepaarten Phantaſie iſt, und ſich aus der Erfahrung entwickelte. Die Fähigkeit, in ſelbſterzeugten Bildern zu ſprechen, iſt das Genie in ſeinen niedern Regionen. Sie läßt ſich niemand anbilden. Nur wo ſie angeboren wurde,

iſt ſie der höhern Kultur fähig. Das Gemeinſte davon hat wohl jeder: denn es wird dazu nichts erfordert, als ein heller Blick in die Welt, Aufmerkſamkeit und Einbildungskraft, in demjenigen Grade, worin ſie faſt überall angetroffen werden. Der echte Genius, der ſich im Ungewöhnlichen zeigt, bricht aus der Individualität hervor. Daher iſt es bedenklich, Bilderſprache von Andern aufzunehmen, auch dann, wenn man ſie darin zu verſtehen glaubt. Leicht nimmt man dasjenige mit auf, was der fremden Eigenthümlichkeit, der Stimmung oder der zufälligen Verbindung angehört. Welche Erbärmlichkeiten daraus entſtehen, ſehen wir täglich.

3. Erwirb dir Fertigkeit im Gebrauche der Zeichen. Dazu gehört, daß ſich das paſſende Zeichen dem Geiſte jedes Mal ſchnell darſtelle, und daß das Organ dasſelbe glücklich ausſpreche. Zu dem Erſtern wird erfordert, außer dem nöthigen Vorrathe paſſender Zeichen, eine vielſeitige Verknüpfung derſelben mit ihren Gegenſtänden in der Einbildungskraft, die Fähigkeit der letztern, geſchwind von dem einen Verknüpften zum andern überzugehen, und ein gebildetes Beurtheilungsvermögen, das von mehrern, ſich zu

gleich darſtellenden, Zeichen gleich das paſſendſte auswählt. Man findet Menſchen genug, die zwar einen hinlänglichen Vorrath von Begriffen und Worten im Kopfe haben, und ſich doch nur äußerſt mühſam und durch viele Umſchweife verſtändlich machen, die ſelten gleich das rechte Wort treffen können. Oft haben ſie ihren Kopf mit Worten und Sachen zu ſehr überladen, als daß ſie ihren Ueberfluß zu beherrſchen und ſich darin zurecht zu finden im Stande wären. Die Einbildungskraft ſchwankt dann unſicher von Einem zum Andern, und hält nichts feſt. Oft iſt es auch Mangel an Aſſociationsvermögen, dem indeß durch fleißige Uebung abzuhelfen iſt.

Es gibt faſt kein einziges Vermögen, das ſich durch Uebung ſo leicht zur Fertigkeit erhöhen läßt, als das Vermögen, ſeine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen. Uebung iſt aber auch hier das ſicherſte Mittel. Leſen und Hören fruchten nur dann, wenn ſie mit jener gepaart ſind.

Die nöthige Geſchmeidigkeit des Organs kann auch allein durch Uebung erworben werden. Es mag hier Naturfehler geben, die unverbeſſerlich ſind. Aber meiſten Theils rühren die Mängel deſſelben von Angewöhnungen

oder vom Geiſte ſelbſt her. Es drängen ſich zu viele Gedanken auf einmal vor, oder das Wort will ſich nicht finden; die Phantaſie eilt zu ſchnell, oder ſchleicht zu langſam. Man nöthige ſich nur zu einem ruhigen Gange des Denkens; man mache ſich recht deutlich, was man ſagen will, und mit welchen Worten; man nehme ſich die nöthige Zeit; man tadle und verbeſſere ſich ſtrenge. Selbſt viele Naturfehler laſſen ſich durch frühe und anhaltende Uebung überwinden.

4. **Bemühe dich um Beſtimmtheit und Nachdruck in der Mittheilung deiner Gedanken und Empfindungen.** Die Beſtimmtheit verhüthet Mißverſtändniſſe, und macht, daß unſre Vorſtellungen leicht, und ſo, wie ſie in unſrer Seele war, zu Andern übergehen. Wer beſtimmt ſpricht, wird von Andern gern gehört, und erwirbt ſich, ohne ſonderliche Mühe, um ihre Belehrung die größten Verdienſte. Mit wenigen Worten zündet er oft ein Licht in ihnen an, das ſeinen Schein über alle dunkle Partien ihres Innern verbreitet. Es koſtet ihm wenig Zeit und Aufwand, über die wichtigſten Dinge befriedigende Aufſchlüſſe zu geben. Die Wahrheit iſt immer einfach; durch unſer

Unvermögen, uns zu erklären, durch das Schwankende und Vieldeutige, durch das Aushohlen und Umgehen, durch die Verwechſelung des Weſentlichen und Zufälligen in der Bezeichnung wird ſie erſt verwickelt. Wie oft lernt man aus wenigen Zeilen, die mit dem Vorzuge der Beſtimmtheit ausgeſtattet ſind, mehr, als aus ganzen Büchern, denen er fehlt! Wie oft wird durch Mangel an Beſtimmtheit eine klare Sache dunkel gemacht!

Dieſe Beſtimmtheit beſteht aber darin, daß wir gerade das ſagen, was wir ſagen wollen, — nicht mehr und nicht weniger, und zugleich bemerklich machen, worauf es bey einem Gedanken vorzüglich ankommt. Sie kargt weder mit Worten, wo ſie nöthig ſind, noch ergießt ſie ſich in überflüſſigen Wortreichthum. Das Erſte läßt im Ungewiſſen, das Zweyte zerſtreut die Aufmerkſamkeit in Nebendingen. Es iſt gewöhnlich eine Folge davon, daß man ſich ſelbſt die Sache nicht deutlich gedacht, daß man ſie nur nach einzelnen zufälligen Theilen gefaßt hat, und daher Andre auch nur durch ſolche Andeutungen auf das, was man will, aufmerkſam machen kann. Die Beſtimmtheit wählt immer das rechte Wort, und unter mehrern brauchbaren das treffendſte. Sie bringt

auch die Worte in eine ſolche Verbindung, worin Eins das andre aufklärt, und alles leicht überſehen werden kann.

Zur Beſtimmtheit im Sprechen wird vor Allem Beſtimmtheit im Denken erfordert. Man muß die Sache, über welche man ſich erklären will, genau kennen; man muß ihre Merkmale gegenwärtig haben; man muß ſie genau von andern unterſcheiden; man muß wiſſen, was darin wichtig und unwichtig iſt, in welcher Beziehung man jetzt davon zu ſprechen hat, welches Intereſſe für dieſelbe man bei dem Zuhörer vorausſetzen kann, und wie viel erfordert wird, um ſich ihm begreiflich zu machen. Man muß das Weſentliche immer im Auge behalten, und Nebenumſtände nur ſo weit berückſichtigen, als ſie zur Aufklärung desſelben dienen. Hat man ſich dann Kenntniß der Zeichen und ihrer Bedeutung erworben; beſitzt man ein glückliches Beurtheilungsvermögen, dieſe Kenntniß auf jeden ſpeciellen Fall anzuwenden; vermeidet man dabey allen unnöthigen Aufwand an Worten, und bleibt man bey dem ſtehen, was zur Sache gehört: ſo gibt es ſich mit der Beſtimmtheit von ſelbſt.

Der Nachdruck dient zur Belebung der Beſtimmtheit, und iſt für das Herz, was dieſe

für den Verſtand iſt. Er iſt von doppelter Art. Die erſte, die man den innern Nachdruck nennen kann, wird bewirkt durch die Wahl ſolcher Zeichen, die den Begriff zweckmäßig einkleiden, die ihn, je nachdem er es bedarf, durch Bilder anſchaulich oder rührend machen, die durch Zuſammenfaſſen oder Erweitern ſeinen Effect auf das Gemüth befördern. Auch der Bau der Perioden und die Beſchaffenheit der Töne müſſen hier in Betrachtung gezogen werden; und wie fern ſie, durch Analogie mit der darzuſtellenden Sache, dieſelbe der Empfindung aneignen.

Dieſe Art des Nachdruckes kann man ſich nur durch allſeitige Bildung des Geiſtes zu eigen machen. Hauptſächlich kommt es darauf an, daß, was unſern Verſtand beſchäftigt, zugleich gehörig auf das Herz wirke, und daß dann eine reife Phantaſie dieſem hinlängliche Mittel zur Bezeichnung darbiete. Wer nachdrücklich ſeyn will, ohne ſelbſt zu fühlen, wird linkiſch und affectirt. Der Nachdruck läßt ſich durchaus nicht erkünſteln oder erzwingen. Wer nicht das Talent dazu hat, der halte ſich lieber an Einfalt und Beſtimmtheit.

Der äußere Nachdruck iſt Sache des Organs. Wenn es demſelben nicht an Ge-

ſchmeidigkeit und Uebung fehlt: dann bringt ihn die Empfindung, von einem richtigen Geſchmacke geleitet, von ſelbſt hervor. Wo er ſtark, und wo er ſanft, wo er langſam, und wo er ſchnell reden müſſe, das wird einem jeden ſein Gefühl ſchon ſagen. Iſt dieſes aber verbildet: ſo iſt natürlich auf die beſſere Kultur deſſelben Bedacht zu nehmen. Der äußere Nachdruck ſoll überhaupt bewirken, daß Andre nicht bloß dasſelbe denken, was auch wir denken, ſondern daß auch ihr Zuſtand dabey derſelbe werde. Er iſt vorzüglich da von großem Gewichte, wo wir unſern Meynungen Eingang oder Einfluß auf die Stimmung und auf den Willen verſchaffen wollen.

5. Suche mit dem Allem Anmuth der Rede zu verbinden. Dieſe iſt wieder eine doppelte: Anmuth der Zeichen ſelbſt und ihrer Verbindung, und Anmuth im Gebrauche des Organs. In beyden Hinſichten müſſen deine Mittheilungen dem gebildeten Geſchmacke genügen. Dies biſt du ſchon dir ſelbſt ſchuldig, indem dadurch deine Würde in einer ihr angemeſſenen Geſtalt erſcheint, und dasjenige entfernt wird, was die Anerkennung derſelben bey Andern hindern könnte. Auch in deinen Umgebungen

ſoll Ausdruck deiner Würde ſeyn; auch ſie ſollen dir die Achtung Anderer ſichern. Beydes erreichen ſie dann, wenn ſie dem Sinne für das Schöne und Schickliche gefallen. Die Gedanken eines vernünftigen Geiſtes müſſen in jeder Rückſicht das Gepräge der Vernünftigkeit tragen.

Auch die Achtung, die wir Andern ſchuldig ſind, macht es uns zur Pflicht, bey ihnen keinen Widerwillen zu erwecken — vorzüglich dann, wenn wir uns an ihren Geiſt wenden. Die Sorgfalt, die wir auf das Gefällige in unſrer Sprache verwenden, wird uns von den Verſtändigen unter ihnen als Beweis der Schätzung hoch angerechnet. Nur darf ſie nicht zu ängſtlich ſeyn. Nur dürfen wir nicht zu ſehr nach Schmuck haſchen, nicht zu viel an unſern Worten feilen, und in unſrer Sprache nichts Künſtliches und Affectirtes hervorſcheinen laſſen. Dies kann bloß dem falſchen Geſchmacke gefallen; und es verträgt ſich überdem nicht mit den Zwecken des geſellſchaftlichen Lebens, wo alles eine einfache und heitre Geſtalt haben ſoll.

Zeige hier die Feinheit des gebildeten Mannes; vermeide das Rauhe und Unangenehme;

aber ſuche auch nichts von deiner Natur zu erzwingen, was ſie dir hartnäckig verſagt.

2.

Gebrauch des Vermögens, ſeine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen.

Der Zweck der Menſchheit iſt unſer heiligſtes Gut und unſre höchſte Aufgabe. Wir ſollen für denſelben auf alle uns mögliche Weiſe und durch alle Mittel, die wir beſitzen, thätig ſeyn; alſo auch vorzüglich durch das Vermögen der Geiſtesmittheilung. Es iſt Pflicht, jede Gelegenheit, durch Offenbarung unſrer Gedanken und Empfindungen zur Beförderung menſchlicher Vollkommenheit beyzutragen, gewiſſenhaft zu benutzen, und auch dadurch für Menſchenwürde ſo viel zu wirken, als wir können.

Der gemeinſte Gebrauch, den wir von dem Vermögen, unſre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, zu machen haben, iſt der für den geſellſchaftlichen Umgang. Der geſellſchaftliche Umgang iſt zur belehrenden und bildenden Aufheiterung beſtimmt. Jeder, den ſein Beruf nicht davon ausſchließt, ſoll auch zur Erreichung dieſes Zweckes mitwir-

ken. Darin befördert er ſeine eigne Vollkommenheit, macht ſich um Andre verdient, und arbeitet dem geiſtloſen Weſen entgegen, was noch ſo häufig in den Zuſammenkünften der Menſchen herrſcht, und diejenigen, welche daran Theil nehmen, oft an Verſtand und Herz ruinirt. Je mehr Durchdachtes und Geprüftes, Aufklärendes und Veredelndes jemand zu ſagen hat: deſto mehr ſoll er ſich hier vernehmen laſſen; freylich ohne Zudringlichkeit und Anmaßung, ohne Eitelkeit und Stolz. Aufſehen machen, das Wort führen, ſich erheben will der wahrhaft gebildete Menſch nie. Er überläßt das gern der Armſeligkeit, die nichts weiter hat, als dies. Er iſt eben ſo weit entfernt, alles mühſam hervorzuſuchen und ängſtlich zu muſtern, als ſich gehen zu laſſen, und alles preis zu geben, was ihm einfällt.

Beſonnene Geſprächigkeit erkennt er für ſeine Pflicht, und übt ſie nicht bloß deßwegen, ſondern auch aus Humanität. Er ſteht jedem gern Rede, der ihn nur nicht über läppiſche Dinge, und auf eine Art, die unter ſeiner Würde iſt, zu hören begehrt. Er nimmt an jeder vernünftigen und fröhlichen Unterhaltung Theil, und ſucht ſie durch Witz und Belehrung zu würzen.

Der Geſprächigkeit ſteht entgegen die Verſchloſſenheit. Der Verſchloſſene hält ſich zurück; er iſt einſylbig oder er ſpricht gar nicht. Er will erſt dazu aufgefordert ſeyn, antwortet kurz, und iſt immer beſorgt, er möchte zu viel thun. Es gibt eine unwiſſende, eine ängſtliche, eine menſchenſcheue, eine vornehme und eine argliſtige Verſchloſſenheit.

Der Unwiſſende ſchweigt, weil er nichts zu ſagen hat, oder weil das, wovon jetzt die Rede iſt, außer ſeiner Sphäre liegt. Dies kann ihm niemand verargen, und er thut daran immer beſſer, als wenn er ſich durch dummdreiſtes Raiſonniren und durch leeren Wortkram proſtituiren wollte. So unwiſſend ſollte indeß keiner ſeyn, daß er da, wo doch gewöhnlich nur alltägliche Angelegenheiten des Lebens verhandelt werden, keinen Theil nehmen könnte. Dies iſt oft der Fall der Gelehrten, die, durch immerwährende Beſchäftigung mit abſtracten Dingen, die Welt aus dem Auge verloren haben. Sie könnten ſich ſehr gemeinnützig machen, wenn ſie hier mehr zu Hauſe wären, und es iſt unrecht, daß ſie ſich darin vernachläſſigen. Viele ſuchen auch hinter ein bedeutſames Schweigen ihre Unwiſſenheit zu

verbergen, und ſich den Schein zu geben, als ob ſie deſto mehr dächten. Damit täuſchen ſie indeß auf die Dauer nur den Unerfahrnen. Ueber die Unredlichkeit und die rohe Selbſtſucht in einem ſolchen Benehmen iſt es überflüſſig, noch etwas zu erinnern.

Der ängſtlich Verſchloſſene ſchweigt, bald weil er ſich nicht zu benehmen weiß; bald weil er fürchtet, er werde es nicht recht machen, und dadurch lächerlich werden; bald weil er beſorgt, man möchte ſeine Aeußerungen mißbrauchen. Die Aengſtlichkeit der erſten und zweyten Art iſt bey ſolchen Menſchen, die entweder von Natur ſehr ſchüchtern ſind, oder denen es an Bekanntſchaft mit den Formen des geſellſchaftlichen Umganges, oder an Gewandtheit im Gebrauche derſelben fehlt, mithin ſolchen, die immer iſolirt gelebt haben, ſehr natürlich und verzeihlich. Indeß findet ſie ſich auch bey gebildeten Menſchen, wenn ſie unter einen rohen Schlag kommen, der auf ſie gar keine Rückſicht nimmt, und gereicht ihnen dann zur Ehre, ob man ſie ihnen gleich gewöhnlich als Stolz anrechnet, oder wohl gar darüber lacht. Dies muß man dem rohen Schlage hingeben laſſen; der feine Mann wird ſich doch wohl nicht in den brutalen Ton hineinſtimmen;

er würde hier nur noch linkiſcher werden. Die dritte Art der ängſtlichen Verſchloſſenheit entſpringt, wenn ſie herrſchende Maxime iſt, aus einem ſtrafbaren Mißtrauen, und iſt dann ſehr zu tadeln. Nur in ſolchen Fällen darf ſie geſtattet werden, wo der Mißbrauch unſrer Aeuſſerungen wahrſcheinlich und von bedenklichen Folgen iſt. Von Allem, was man ſpricht, zu denken, es werde uns Schaden bringen, verräth große egoiſtiſche Engherzigkeit. Aber ſich ohne Rückſicht auf Menſchen und Umſtände zu eröffnen, wäre kindiſche Treuherzigkeit, die durch unangenehme Erfahrungen zurechtgewieſen zu werden verdiente.

Mit dieſer ängſtlichen Verſchloſſenheit iſt die menſchenſcheue verwandt. Man hält ſich zurück, weil man mit den Menſchen nichts zu thun haben mag, und lieber für ſich allein iſt. Man hat ſich an das einſame Grübeln und Phantaſiren gewöhnt, und findet es läſtig, ſich dem zu entreißen. Man haßt die Mühe, etwas Intereſſantes zu denken und zu ſagen, und ergötzt ſich im Stillen an eignen Einfällen, oder läßt ſich von Andern unterhalten. Man iſt übel gelaunt, und müßte ſich in eine andre Stimmung verſetzen, um an dem geſelligen Verkehre Theil zu nehmen, will ſich

aber keine Gewalt anthun. Bey vielen Menſchen iſt dieſes mürriſche Weſen herrſchend, und ſcheucht ſie entweder aus den geſelligen Zirkeln ganz weg, oder verſtattet ihnen doch nur, eine ſtumme Rolle in denſelben zu ſpielen. Wer gar die Menſchen haßt, wird ſich am wenigſten mit ihnen gemein machen. Daß dieſes menſchenſcheue Weſen unſittlich ſey, iſt ſchon im Vorhergehenden dargethan.

Der vornehm Verſchloſſene ſieht die Menſchen, mit denen er es zu thun hat, oder die Sachen, die unter ihnen verhandelt werden, zu tief unter ſich, als daß er ſich damit behelligen ſollte. Er hält dies für Herabſetzung ſeiner Würde. Nur mit gelehrten oder gebildeten Perſonen kann er ſich einlaſſen, wenn es gleich ihm ſelbſt ſowohl an Ehre als an Bildung fehlt. Nur über Sachen von Wichtigkeit wird er ſeine Meynung von ſich geben, oder ſich erſt dann in die Unterhaltung miſchen, wenn tiefer und reifer geſprochen wird; obgleich auch hier ſchon vieles über ſeinen Horizont geht. Man kann dem denkenden Manne gar nicht anſinnen, daß er jedem Narren das Wort halte, und ſich mit allen Alltäglichkeiten bemenge, die man in den Zirkeln ſeiner Nähe zu verhandeln für gut findet. Aber er wird

ſich denn doch oft etwas herabſtimmen müſſen, weil er nun einmal unter dieſen Menſchen lebt, und vielleicht auf dieſe Weiſe noch nützen kann. Wenn er indeß nöthig findet, ſich zurückzuziehen: ſo wird dies auf eine Art geſchehen, die von allem Anmaßenden und Beleidigenden frey iſt, und kaum den Verdacht des Stolzes erwecken kann. Er wird es thun — nicht weil er ſich für zu erhaben hält, ſondern weil er dieſem Weſen keinen Geſchmack abgewinnen kann. Eingebildete Menſchen ſehen wohl, in dem Wahne höher zu ſtehen, auf Andre verächtlich herab; aber nicht der, welcher wirklich höher ſteht. Sich aber gar um ſeines Vermögens und Ranges willen über Andre wegſetzen, verräth eben ſo viel moraliſchen Stumpfſinn als Verkennung der eignen und Geringſchätzung der fremden Würde.

Die argliſtige Verſchloſſenheit trägt ſich immer mit geheimen Planen der Uebervortheilung, und muß daher fürchten, etwas zu entdecken, was ſie darin zurückſetzen könnte. Selbſt von den gleichgültigſten Dingen hofft ſie noch einmal Gebrauch zu machen; darum darf niemand erfahren, was ſie davon weiß und denkt. Sie will Andre auslecken, und ſelbſt ſo verborgen als möglich bleiben.

Ihre Maxime iſt, wenig ſprechen und viel hören; aber nicht aus der löblichen Abſicht, um zu lernen, und um nicht unbeſcheiden zu werden, ſondern aus der unredlichen, Andre für eigne Zwecke recht zu benutzen. Das iſt wohl unter allen Arten der Verſchloſſenheit die ſchändlichſte. Sie iſt der Grundbeſtimmung der Tugend ganz entgegengeſetzt, und fehlt nicht bloß in der Unterlaſſung, ſondern noch mehr in der ſträflichen Geſinnung.

Die echte Geſprächigkeit muß von Offenherzigkeit belebt ſeyn, wenn ſie ihren Zweck ganz erreichen ſoll. Wir ſind offenherzig, wenn wir auch von unſern eignen Angelegenheiten und aus unſrer innern Lebensgeſchichte gerne mittheilen. Dadurch erſt wird die Unterhaltung intereſſant, daß ein jeder darin nicht bloß Worte und Gedanken, ſondern auch ſich ſelbſt gibt. Das Maß dieſer Offenherzigkeit wird durch die Umſtände und durch die Menſchen beſtimmt, womit man es zu thun hat. Dieſe ſind ſelten ſo, daß man ſich ihnen ganz hingeben darf, aber auch ſelten ſo, daß man ſich ganz verſtecken müßte. Dies erwäge die Vorſicht. Man hüthe ſich, daß man nicht das Spielwerk Andrer oder das Opfer ihres Eigennutzes werde, oder Schwächen

verrathe, die uns von ihrer Großmuth abhängig machen.

Wer geſprächig iſt, ohne offenherzig zu ſeyn, wird leicht ein Raiſonneur und oft ein hinterliſtiger Menſch. Er lernt auf jeden Fall, den Verſtand ohne das Herz gebrauchen; und ſchon das iſt ſehr gefährlich. Wer aber das Herz auf der Zunge trägt, wird zum Verräther an ſich ſelbſt, und es wird nirgends an ſolchen fehlen, die ihn mißbrauchen.

Die Offenherzigkeit, welche die Lebensweisheit empfiehlt, ſoll eine ſittliche ſeyn, d. h., durch moraliſche Bildung erzeugt, und nach moraliſchen Vorſchriften geregelt. Es gibt eine Offenherzigkeit aus Temperament, wobey es uns natürliches Bedürfniß iſt, was wir wiſſen, und vorzüglich, was das Herz intereſſirt, mitzutheilen, um uns die Sache mehr zu vergegenwärtigen, ſie lebhafter zu empfinden, und um von Andern darüber beruhigt oder durch ihre Theilnahme noch mehr erfreut zu werden. Dieſe iſt vorzüglich dem weiblichen Geſchlechte eigen, wenn nicht weibliche Liſt die Oberhand hat.

Es gibt ferner eine Offenherzigkeit aus Leichtſinn, in welcher man alles ausredet, weil man einmal im Zuge iſt, und an

die Folgen nicht denkt, oder ſich dieſelben nicht ſo ſchlimm vorſtellt — eine Offenherzigkeit im Affect, wie der Rauſch, die Liebe, die Freude, die Eitelkeit, oft auch der Schmerz offenherzig macht, wobey denn am allerwenigſten Vorſicht zu erwarten iſt; weil eben die Lebhaftigkeit des Gefühls, die den Verſtand betäubt, dieſe Offenherzigkeit hervorbringt.

Es gibt endlich auch eine **eigennützige und verfängliche Offenherzigkeit**, die ſich entdeckt, um Theilnahme und Hülfe zu gewinnen, oder um zu Erwiederungen geneigt zu machen, die unbedeutende Dinge mittheilt, um Andern Vertrauen einzuflößen, und ſie zu wichtigen Mittheilungen zu bewegen.

Nur die **ſittliche Offenherzigkeit** hat wahren Werth, und handelt immer mit Weisheit. Sie gründet ſich auf vernünftige Schätzung der menſchlichen Natur, auf die Ueberzeugung, daß Zutrauen eine würdevolle Geſinnung ſey, daß edle Liberalität alle Verhältniſſe der Menſchen zieren müſſe, und daß die Zwecke des geſellſchaftlichen Lebens nur dann erreicht werden, wenn Verſtand und Herz ſich in ihnen vereinigen. Beſonnenheit iſt ihr ſtets zur Seite. Da Pflichtgefühl und

Triebfeder iſt: ſo geht ſie auch nie über die Gränzen der Pflicht hinaus.

Unſre Geſprächigkeit im geſellſchaftlichen Umgange ſoll das Angenehme und Nützliche ſo viel als möglich zu vereinigen ſuchen. Sie ſoll bilden, indem ſie erfreut — und erfreuen, indem ſie bildet. Aufheiterung iſt der nächſte Zweck dieſes Umganges, Fröhlichkeit ſeine Seele. Der Ernſt darf hier nicht das Wort führen, und wenn er ja erſcheint, ſo ſey es in dem leichten Kleide der Freude. Hier iſt das Leben Spiel. Aber die menſchliche Freude darf nie ohne Gewinn für den Geiſt, das menſchliche Spiel darf nie ohne Bedeutung bleiben. Weg alſo mit aller Weisheitskrämerey und Gelehrſamkeitsgedankerey. Der muntere Scherz verhülle Schätze der Weisheit, und aus dem flüchtigen Gedanken ſchimmern große Wahrheiten hervor!

Das Vermögen unſere Gedanken und Empfindungen mitzutheilen iſt noch höhern Zwekken geweiht. Es ſoll auch zur abſichtlichen Belehrung und Bildung anderer Menſchen überhaupt angewendet werden. Dadurch erſt wird es der

Würde, Werkzeug eines vernünftigen Geiſtes zu ſeyn, theilhaftig. Befördere daher, ſo viel du kannſt, ſo heißt hier der Wille der Pflicht, richtige Kenntniſſe, freyes, jedoch geregeltes Denken, helle Anſichten, würdevolles Streben, edle Geſinnungen, kurz alles, worin ſich der Adel eines vernünftigen Weſens offenbart.

1. Verbreite die richtigen Einſichten, die du beſitzeſt. Die Wahrheit iſt das Heil der Menſchheit. Nur bey der Wahrheit iſt Freyheit. Nur in der Wahrheit ringt ſich der Geiſt zur Würde empor. Je wichtiger die Angelegenheit iſt, die ſie betrifft: deſto heiliger wird auch die Pflicht, ſie mitzutheilen. Wer ſich im Beſitze der Wahrheit befindet, und ſie verheimlicht, iſt ein ſchändlicher Menſch. Wer mit der Wahrheit Erwerbe treibt, wer ihre Mittheilung von ſeinem Eigennutze oder von ſeinem Ehrgeize abhängig macht, verdient die Verachtung aller Guten; denn er tritt der Menſchheit heiliges Kleinod in den Staub.

Die Wahrheit iſt Gemeingut. Sie darf nie zum Geheimniſſe werden. In Privatangelegenheiten kann ich mich zur Verſchwiegen-

heit verpflichten. Aber in Angelegenheiten des Geistes, die für Alle sind, soll ich auch das nicht verschweigen, was Andre mir mitgetheilt haben. Ein Versprechen, dieses zu thun, wäre Verrath an der Menschheit. Diejenigen, die es mir abnehmen, verletzen der Menschheit heiliges Recht. Es gibt keine Wahrheiten, deren Entdeckung nicht jedem Menschen, bey der gehörigen Bildung und Anstrengung, möglich wäre. Alle Wahrheit ist Geistesfrucht. Indem ich mich verbinde, mitgetheilte Kenntnisse geheim zu halten, verbinde ich mich zugleich, dasjenige zu verschweigen, was ich vielleicht, auf andern Wegen, damit Uebereinstimmendes selbst würde gefunden haben. Ich reiße mein Geistesstreben los von dem Streben der Menschheit, woran es, durch den Befehl der Vernunft, fest geknüpft ist. Aus der Wahrheit ein Geheimniß machen heißt, ihr eben das rauben, wodurch sie Wahrheit ist. Ihr Gepräge ist Gemeingültigkeit, die Form der Vernunft, — in allen Individuen dieselbe.

Keine geheime Gesellschaft kann indeß im Besitze solcher Wahrheiten seyn, die außer ihr verborgen sind. Was es hier zu verschweigen gilt, mag immerhin verschwiegen bleiben.

Das Heil der Menſchheit leidet dabey nichts. Dasjenige aber zu verſchweigen gebieten, was überall auf den Dächern gepredigt wird, und was von den klügern Ungeweihten längſt ſchon als Albernheit verworfen iſt, wäre doch wahrer Unſinn.

Pflichtwidrig aber bleibt es, an ſolchen Geſellſchaften Theil zu nehmen, deren Zweck es iſt, wichtige Wahrheiten, ſo viel ſie vermögen, der Kunde der übrigen Menſchen zu entziehen. Der Strom der Zeit geht zwar gewaltig fort; der freye Menſchengeiſt läßt ſich im Weiterſchreiten nicht beſchwören: aber es iſt doch ſchon Verluſt, wenn die Wahrheit von Einem weniger verbreitet wird.

Mit welchen Motiven die Verheimlichung der Wahrheit ſich immer beſchönigen mag; ſie beſteht nicht vor dem Gewiſſen. Es iſt falſch, daß die Sache der Wahrheit beſſer geführt werde, wenn wenige Auserwählte ſie in ihre Pflege nehmen, und die Unfähigen ſo lange davon ausgeſchloſſen bleiben, bis ſie einiger Maßen reif geworden iſt, oder bis dieſe zur Fähigkeit, ſie zu faſſen, hinaufgebildet ſind. Für die Wahrheit ſoll Alles arbeiten; denn in Allen ſind Kräfte dazu vorhanden. Die Wahrheit gewinnt auch durch die Mißhandlungen,

die ſie vom Wahne erfährt, und durch die Verunſtaltungen, die eine beſchränkte Anſicht ihr anhängt. Und das Hinaufbilden der Menſchen, wodurch anders, als wieder durch Wahrheit, kann es bewirkt werden! Die projectirte Bildung durch Irrthum führt immer zum Verderben. Eigennutz, Eitelkeit, Herrſchbegierde, Renommirſucht und Hang zu geheimen Machinationen ſind es immer, die ſich hinter ſolche Vorſpiegelungen verbergen.

Es verſteht ſich aber, daß die Verbreitung der Wahrheit mit Vorſicht geſchehen müſſe. Wo kann Beſonnenheit mehr Pflicht ſeyn, als in heiligen Dingen! Siehe darauf, daß die Wahrheiten, die du mittheilſt, ſolche ſeyen, deren Kenntniß wirklich nothwendig oder doch nützlich iſt, und die von denen, welchen du ſie mittheilſt, gefaßt werden können. Tiefſinnige Speculationen mögen dich in der Einſamkeit, auch wohl mit dem Freunde, der Zeit, Luſt und Kraft hat, dir zu folgen, beſchäftigen. Aber für die Menge ſind ſie nicht. Ihr iſt die Wahrheit nur bis zu einer gewiſſen Höhe zugänglich. Sie läßt ſich ihr auch einleuchtend machen, und von Zweifeln befreyen, ohne bis auf die letzten Principien zurück zu gehen. Ihr kommt es vorzüglich auf diejenige

Seite derſelben an, die ins Leben eingreift, und die überall Licht und Wärme gibt. Feine Subtilitäten, Beſtimmungen, die an das Unbegreifliche gränzen, ſind überall Zeitverderb. Man ſoll ihnen ſo wenig ſelbſt nachgehen, als Andre damit behelligen. Der denkende Menſch hat ohnehin noch ſo viel Belehrendes und Beſſerndes weiter zu bringen, daß er gewiß, wenn er dieſes recht beherzigt, ſich jenes nicht wird laſſen in den Sinn kommen.

Nimm noch beſonders, bey der Verbreitung der Wahrheit, auf die Bedürfniſſe und Fähigkeiten der Menſchen Rückſicht, mit welchen du es zu thun haſt. Sind ſie hinlänglich hierauf vorbereitet? Können ſie das faſſen? Wird es ſie nicht eher verblenden, als erleuchten? Wird es ſie nicht aus ihrer Sphäre führen, ihnen ihre Lage verleiden, ſie ihren Pflichten ungetreu machen? Werden ſie es verarbeiten können, und Nutzen davon haben? Werden ihnen nicht auf dieſem Wege Zweifel begegnen, die ſie nicht zu löſen im Stande ſind? Ließe ſich ihnen nicht etwas Nöthigeres oder Nützlicheres beybringen? Das ſind Fragen, die man ſich vorher mit ſorgfältiger Prüfung beantworten muß.

Eben so nöthig ist es, daß wir selbst von der Richtigkeit dessen, was wir Andern mittheilen wollen, überzeugt sind. Es ist strafbarer Leichtsinn, das als Wahrheit zu verbreiten, womit man selbst noch nicht auf dem Reinen ist. Viele werden es, auf unsre Autorität hin, annehmen, und Vielen werden unsre Scheingründe einleuchten. Das Gefühl, daß der Menschheit an der Einsicht einer Wahrheit viel gelegen sey, muß uns zur Mittheilung derselben bestimmen. Dieses Gefühl können wir aber nicht haben — wenigstens vernünftiger Weise nicht anerkennen, wenn nicht redliches und reifliches Nachdenken uns sagt, sie sey wirklich Wahrheit, und wir können an sie kühn unser Heil wagen.

Leicht schmeicheln sich Einfälle bey uns ein. Jeder Irrthum hat eine Seite, von welcher angesehen, er der Wahrheit nicht ganz unähnlich ist. Oft müssen wir wieder zurücknehmen, was wir lange und wiederholt überdacht haben. Hier ist daher die strengste Gewissenhaftigkeit zu empfehlen — vorzüglich dem, der vor dem großen Publikum auftritt.

Freylich dürften wir wohl nicht viel mittheilen, wenn wir von Allem erst ganz gewiß seyn sollten. Dieß wird indeß auch nicht

verlangt. Nur rede man nicht die Sprache des Gewiſſen, wo noch Zweifel übrig ſind; nur verheimliche man nicht, was der Sache noch entgegen ſteht. Grobe Immoralität aber iſt es, alle unreifen Geburten des Geiſtes gleich unter die Menſchen zu bringen, und Meynungen auszubreiten, die man vielleicht im nächſten Augenblicke widerrufen muß.

In der Verbreitung der Wahrheit darf nie die Achtung, die Andern, als vernünftigen Weſen, gebührt, aus den Augen geſetzt werden, eben ſo wenig als die Achtung, die wir der Wahrheit ſelbſt ſchuldig ſind. Wir ſollen niemand die Wahrheit aufdringen. Nur freye Einſicht kann ſie faſſen; nur freye Ueberzeugung kann ihr huldigen; nur freye Liebe kann ihr das Leben heiligen. Sie verlangt keine andre als aufrichtige Verehrer. Selbſt bey dem, worin wir zur Gewißheit gekommen ſind, ſollen wir auf die Einwendungen Andrer hören, nie die Möglichkeit vergeſſen, daß ſie Recht haben, nie darauf beſtehen, ſie zu uns hinüber zu ziehen, oder unwillig werden, wenn wir nichts bey ihnen ausrichten können, ob wir gleich überzeugt ſind, daß ſie irren. Unſre Mittheilung ſoll immer zugleich den Zweck der

Selbſtbelehrung und Selbſtberichtigung haben. Wie leicht kann es geſchehen ſeyn, daß wir, bey der größten Sorgfalt und bey der ſicherſten Gewißheit, doch die grade Bahn verließen!

Die Wahrheit will nicht mit Ungeſtüm gekehrt ſeyn. Sie haßt die Poltronerie der Leidenſchaft. Nichts iſt ihr mehr zuwider als rohes Weſen. Wer mit Haß und Bitterkeit ſtreitet, hat ſie in der That noch nie erkannt. Es iſt nicht die Wahrheit, ſondern ſeine Selbſtſucht, ſein Eigenſinn oder ſeine Herrſchbegierde, was er vertheidigt. Er ſchändet jene, wenn er ihren Namen dabey im Munde führt. Wer Wahrheit verkündigt, auf dem ruhe auch der ſanfte, heitre Geiſt der Wahrheit; und ſein ganzes Benehmen verrathe es, daß er ihr Intereſſe ſuche, nicht das ſeinige. Es iſt wohl erlaubt, für ſie warm zu werden; ſie erwärmt ja ſelbſt. Aber die Wärme, die ſie gibt, iſt nicht wilde Gluht. Sie iſt die Wärme des Schönen und Guten, und mit Humanität innigſt verbündet. Wer mit Leidenſchaft ſpricht, erweckt Leidenſchaften, und findet ſelten Eingang. Wer aber die Wahrheit mit Ruhe vorträgt, der enthüllt den ganzen Zauber ihrer Vortrefflichkeit. Was gewännen wir auch, wenn wir ängſtigten, wo es auf Ueberzeugung

ankommt? Traurig wendet ſie ihr Angeſicht weg, ſowohl von dem elenden Sklaven, als von dem wüthenden Deſpoten.

Endlich müſſen es auch reine Abſichten ſeyn, die uns in der Verbreitung unſrer Einſichten leiten. Schätzung der Wahrheit und der edle Wunſch, daß durch ſie der Menſchheit möge geholfen werden, muß uns hier erfüllen. Nur derjenige, welcher dieſe Abſichten hat, genügt darin dem Befehle der Pflicht; nur er wird in ſeinen Bemühungen eben ſo treu als glücklich ſeyn. Wer aber die Wahrheit nur für Gold und Ehre feil bietet, oder einzig ſeinen Privatvortheil bey ihrer Mittheilung ſucht, wirkt ſchlecht für ſie. Sein Gewiſſen kann ihn darum nicht loben; und er wird ſie gleich gegen den Irrthum vertauſchen, wenn bey dieſem mehr zu gewinnen iſt. Die Handlungen der Menſchen richten ſich nicht ſo ſehr nach ihren Regeln, als nach ihren Triebfedern: nur ſo weit als dieſe reichen, werden jene befolgt. Reinheit der Abſichten muß uns davor ſichern, daß wir ſtatt der fruchtbaren und geprüften Einſicht nicht unnütze Speculationen und glänzende Irrthümer geben, und daß wir nie aus Leidenſchaft die Achtung gegen Andre und ge-

gen die Wahrheit ſelbſt aus den Augen ſetzen.

---

2. **Beſtreite den Irrthum, wo du ihn findeſt.** So heilſam die Wahrheit iſt, ſo verderblich iſt der Irrthum. Er lähmt den Geiſt; er tödtet ſein freyes Leben; er verträgt ſich nicht mit Selbſtſtändigkeit und Würde, und beſteht nicht mit einem wohlgeordneten und glücklichen Streben nach den höchſten Gütern der Menſchheit.

Es iſt nicht bloß eine ungereimte, ſondern auch eine gewiſſenloſe Lehre, daß der Irrthum unter gewiſſen Umſtänden das Wohl der Menſchen beſſer befördern könne, als die Wahrheit. Flüchtige Vortheile mögen ſich dem Einzelnen und dem Ganzen durch den Irrthum genug verſchaffen laſſen. Aber ſie theilen mit ihrer Quelle das vergängliche Weſen. So wenig ſich der Irrthum behaupten kann: ſo wenig ſteht das feſt, was durch ihn Erfreuliches erreicht wird.

Betrachtet man das Wohl des Menſchen im Zuſammenhange ſeines Lebens und mit Beziehung auf ſeine Beſtimmung, wie man doch ſoll, damit es ſelbſt ein wahres ſey: ſo iſt

auch unbezweifelbar, daß es nur in einer unverrückbaren Ordnung zu erreichen iſt, daß nur Wahrheit zu ihm führen könne. Es mag ſeyn, daß ſeine fehlerhafte Verfaſſung ihn oft für Wahrheit unempfänglich mache, und daß man ihm dann den Irrthum ſo lange zu laſſen hat, bis er wieder zur Empfänglichkeit gebildet iſt; aber dadurch gewinnt der Irrthum ſelbſt nichts. An ſich bleibt ſeine durchaus verkehrte und verderbliche Natur, und alle Guten ſollen ſich im Kampfe gegen ihn vereinigen. Ein Uebel iſt darum noch nicht etwas Nützliches, weil ſeine Vertilgung, während ein andres Uebel noch fortdauert, bedenklich ſeyn würde.

Bei der Pflicht, den Irrthum zu beſtreiten, iſt Folgendes zu beherzigen.

Erſtens, prüfe vorher wohl, ob dasjenige, was du beſtreiten willſt, auch wirklich ein Irrthum ſey. Dein redlicher Wille könnte dich nicht entſchuldigen, wenn du gegen die Wahrheit gekämpft hätteſt, weil du es an der nöthigen Sorgfalt im Unterſuchen fehlen ließeſt. Oft ſcheint uns etwas auf den erſten Blick ungereimt, was doch, näher erwogen und im Zuſammenhange betrachtet, ſich als richtig bewährt. Oft lehnt ſich

unſer Eigennutz, oft das Vorurtheil, und oft ſelbſt unſer moraliſches Gefühl ſo ſtark gegen etwas auf, daß ſich uns der Gedanke, es könne ſich unmöglich ſo verhalten, unwiderſtehlich aufdringt: und doch zeigt es ſich nachher, daß wir unſrer Stimmung zu viel Gewalt über unſern Verſtand eingeräumt hatten. Viel zu häufig geſchieht es noch immer, daß dunkle Regungen des Gemüthes den Entſcheidungen der beſonnenen Ueberlegung vorgreifen; daß wir etwas verwerfen, mehr weil wir uns innerlich dazu genöthigt glauben, als weil wir einſehen, daß es falſch iſt.

Es iſt eine ſehr wichtige Sache um Wahrheit und Irrthum, und es zeugt ſchon von einem unverzeihlichen Leichtſinne, das bloß Scheinbare bey ſich ſelbſt gelten zu laſſen; noch ſtrafbarer aber iſt es, ſich öffentlich gegen etwas zu erklären, was doch wohl ſeinen Wehrt haben könnte. Wir müſſen uns dieſe Prüfung um ſo mehr zur Pflicht machen, je mehr die Meynung, worüber wir aburtheilen wollen, mit der Ruhe und Würde des Menſchen zuſammenhängt; je mehr ſie von aufgeklärten Menſchen iſt gebilligt, und je mehr Nützliches durch ſie in der Welt iſt bewirkt worden. Wovon du nicht ganz gewiß behaupten kannſt, daß

es falſch ſey, das laſſe lieber auf ſeinem Wehrte beruhen, oder erkläre dich wenigſtens nicht anders als mit der nöthigen Bedenklichkeit darüber.

Zweytens, unterſuche auch wohl, ob und in wie fern der Irrthum, den du zu vertilgen gedenkſt, ſchädlich ſey. Der Irrthum iſt freylich, wie ſo eben dargethan wurde, immer ſchädlich; aber es gibt Dinge, die ſo geringfügig ſind, und wo ſo wenig durch die Art, wie man darüber denkt, geändert wird, daß man ſie wohl kann gelten laſſen, was ſie können, ſo lange es noch etwas Wichtigeres zu thun gibt, oder ſo lange die Menſchen nur mit einem Aufwande, der durch den Gewinn nicht bezahlt wird, davon könnten zurückgebracht werden, oder ſo lange durch dieſe beſtehende Meynung noch etwas Gutes bewirkt werden kann, was ſonſt nur durch viele Umwege zu erreichen wäre.

Es gibt Irrthümer, deren Folgen zu tief in dem Gange der Weltordnung verborgen ſind, als daß wir ihre Schädlichkeit einzuſehen vermöchten, und dieſe pflegen wir dann wohl unſchädliche Irrthümer zu nennen. Auch ſie ſollen vertilgt werden. Aber ihre Beſtreitung iſt nicht ſo dringend, als die Beſtreitung derjeni-

gen, deren Verderben am Tage liegt, oder die unmittelbar auf menschliche Ruhe und Würde einfließen. Oft ist es Pflicht, sie eine Zeit lang gehen zu lassen, und dafür zur Verbreitung richtiger Einsichten thätig zu seyn, wo dann der aufgeklärte Verstand leicht sich selbst besinnt. Es ist eine klägliche Engherzigkeit, die sich um die Berichtigung unbedeutender Meynungen ängstlich zerarbeitet, und darüber das Wichtigere versäumt, den Menschen zu einem freyen und hellen Blicke zu verhelfen. Das Kleine gibt sich in den meisten Fällen von selbst, wenn auf das Große und Ganze treu und unwandelbar hingewirkt wird.

Es ist nicht nöthig, daß ihr dem Geiste seine Ketten abnehmt; ihr verdient damit selten Dank, und macht ihn wohl gar schlechter, wenn es euch damit gelingt. Setzt ihn lieber in den Stand, sie selbst zu zerbrechen. So lernt er sich fühlen, und hebt sich in Einem Augenblicke höher, als auf euerm Wege in Jahrhunderten. Daß man überall zerrt und flickt, will nicht viel sagen. Damit bewirkt man keine Umgestaltung.

Drittens, siehe zu, wie die Menschen, denen du einen Irrthum benehmen willst, darauf vorbereitet

ſind. Können ſie deine Gründe faſſen? Haben ſie den Standpunct erreicht, wo der Irrthum auch für ſie anfängt ein Irrthum zu werden? Hängt er nicht vielleicht mit ihrem ganzen Gedankenſyſtem ſo genau zuſammen, daß er ſich für jetzt nicht ohne die gefährlichſte Verwirrung davon abtrennen läßt? Stehen nicht ihre richtigen Ueberzeugungen mit ihm in einer ſolchen Verbindung, daß ihnen mit demſelben ihre Stütze genommen würde? Iſt nicht vielleicht jetzt eine Stimmung unter ihnen herrſchend, die alle ruhige Prüfung unmöglich macht — eine Leidenſchaftlichkeit, die der leiſeſte Widerſpruch empört — eine geiſtige Bedürftigkeit, die nichts kann fahren laſſen, was bisher Troſt gab — oder ein Leichtſinn, bey dem man nicht den kleinſten Zweifel anregen darf, damit er nicht alles verwerfe, der nur auf entfernte Veranlaſſung wartet, um ſich von allem Wahrheitsgefühle loszuſagen, und die Wahrheit ſelbſt zum Gelächter zu machen? Die Beantwortung dieſer Fragen ſoll nicht darüber entſcheiden, ob wir den Irrthum dulden, oder ihm entgegenarbeiten ſollen. Sie ſoll nur unſern Bemühungen ihre Richtung beſtimmen. Sie ſoll uns nur über den zweckmäßigen Zeitpunct, über die ſchicklichen Mittel und über den

vernünftigen Gang derſelben belehren. Sie ſoll uns vorzüglich ſagen, ob wir mehr direct oder indirect zu verfahren haben.

Viertens, gehe feſt, ruhig und beſonnen dabey zu Werke. In Sachen des Verſtandes läßt ſich nichts übereilen. Hier wollen Verſuche gemacht und weitläuftige Vorbereitungsanſtalten getroffen ſeyn. Hier muß nicht ſelten weit ausgeholt, und geduldig ertragen werden, daß manche Bemühungen vergebens ſind. Hier müſſen wir uns oft begnügen, einen ſchwachen Schimmer hervorgebracht zu haben, wo wir das volle Licht des Tages wünſchten leuchten zu laſſen. Hier iſt es nöthig, durch Mittheilung neuer, oder durch Einſchärfung und richtigere Beſtimmung alter Wahrheiten, das zu erſetzen, was durch den Irrthum genommen wird, und, während man auf den Verſtand wirkt, zugleich Bedürfniſſe des Herzens zu beſorgen. Man muß ſich von ſeinem Wirken und dem Erfolge deſſelben oft ſtrenge Rechenſchaft ablegen, und nach dem Reſultate derſelben ſeine Methode berichtigen.

Fünftens, halte dich an die Sachen, und vergiß die Perſonen. Alles Perſönliche ſchlägt in das Selbſtſüchtige über, und erweckt Leidenſchaften. Man verliert darüber

das Intereſſe der Wahrheit aus den Augen. Man ſtreitet für ſich; man ereifert ſich über den ſtarrköpfigen Gegner; an den Irrthum und ſein Verderbliches wird nicht weiter gedacht.

Du mußt vergeſſen, daß du es biſt, der den Andern belehren will; daß du von dem Gelingen deines Bemühens Gewinn hoffeſt; daß die Ehre deines Verſtandes dabey auf dem Spiele ſteht; daß dasjenige, was du Andern mittheilſt, die Frucht eines anhaltenden Forſchens und mühſamer Anſtrengung iſt. Nur zu leicht bemächtigt ſich das dunkle Gefühl hiervon, ohne daß wir es merken, unſrer Seele, wenn wir nicht ſorgfältig auf unſrer Hut ſind, und alles eigne Intereſſe abſöndern. Die Wahrheit wird dann dem Egoismus dienſtbar, und was redlich gemeynt und herrlich begonnen war, endet traurig. Stolz, Eitelkeit, Meynungsdeſpotismus und Erbitterung verſchlingen den Sinn für das Gute. Werkzeuge der Wahrheit zu ſeyn, das müſſen wir für unſre höchſte Ehre halten, und kein andrer Geſichtspunct darf uns für die Würdigung unſers Selbſtes übrig bleiben.

Eben ſo müſſen wir bey dem zu Belehrenden den Menſchen vergeſſen, der uns gegenüber ſteht, deſſen Abſichten mit den unſrigen

kollidiren, den vielleicht unwürdige Bewegungsgründe bestimmen, von der einmal gefaßten Meynung nicht abzugehen, und der uns durch seine Beharrlichkeit erbittern kann. Sind wir unvermögend, mit ihm etwas auszurichten: so gelte uns das als eine Fügung des Schicksales, und uns genüge das Bewußtseyn, das Unsrige gethan zu haben.

Den Irrthum sollen wir ins Auge fassen, nicht den Irrenden. Jener sey uns das Verderbliche, wogegen unsre Kräfte sich rüsten; dieser bleibe uns Mensch, der Achtung und Liebe von uns fordern kann. Er erfahre sie auch dann noch, wenn wir alle Ursache hätten, einen bösen Grund des Herzens bey ihm zu vermuthen. Darüber entscheide ein höherer Richter. Dies ist moralische Duldsamkeit, wenn anders unter solchen Wesen, die alle gleiche Rechte haben, welche durch Meynungen nicht zu verwirken sind, von Duldsamkeit die Rede seyn darf. Genau genommen ist es lächerlich, daß ein Mensch den andern dulden soll. Wer gibt ihm diese Majestät? Gegen den Irrthum aber duldsam zu seyn, wäre Verbrechen an der Menschheit.

In keiner Gestalt soll vielmehr der Irrthum von uns geschont werden, wenn wir

uns erſt über die angegebenen Puncte verſtändigt haben. Keine Ehrwürdigkeit des Alterthums, keine Zahl und kein Glanz ſeiner Freunde, kein gleißneriſches Gewand, keine Vorſpiegelung eines nützlichen Einfluſſes, keine Verſprechungen und keine Drohungen dürfen uns mit ihm verſöhnen. Ihm iſt der edle Mann feind, wie dem Laſter. Muthig blickt er ihm ins trotzige Angeſicht, und entſchloſſen, alles zu wagen, ergreift er gegen ihn die Waffen. Ihn ermüden keine Hinderniſſe und widrigen Erfahrungen. Er weiß, daß das Schlechte auf Erden nur langſam vertilgt werden kann. Er iſt zufrieden etwas geleiſtet zu haben. Er arbeitet im Dienſte des Guten; ſein Wirken, wo es aus ſeiner Gewalt tritt, fällt einer höhern Ordnung anheim, darum kann es nicht umſonſt ſeyn *).

Faſt mehr noch als die abſichtliche Mittheilung unſrer Einſichten und das Beſtreiten des Irrthumes trägt die zufällige Aeuße-

*) Man vergleiche über dieſen Gegenſtand des Verfaſſers Reden über wichtige Gegenſtände der höhern Lebenskunſt, S. 57. ff.

rung unſrer Gedanken über Menſchen, Handlungen und Ereigniſſe zur gegenſeitigen Belehrung und Bildung bey. Hierüber ſeine Meynung unverhohlen zu äußern, ſo weit es, ohne Gefahr des Mißbrauches, geſchehen kann, und ſo weit dergleichen Dinge zu öffentlichen Verhandlungen ſich eignen, iſt eines jeden Pflicht. Dahin gehört alles, was auf den ſittlichen und rechtlichen Zuſtand der Menſchen Einfluß hat, wobey äſthetiſche und moraliſche Grundſätze entwickelt, geprüft und angewendet werden können. Politiſche Maßregeln und Operationen bleiben wohl füglich hiervon ausgeſchloſſen, weil doch niemand die Geheimniſſe der Kabinette erfährt, und von Ungeweihten ſelten etwas Kluges darüber vorgebracht wird. Große Erſcheinungen der Zeit, Sitten und Moden, Veränderungen in der Denkungsart und in den Verhältniſſen der Menſchen, öffentliche Charaktere und einzelne Handlungen geben der Urtheilskraft beſſern Stoff zu zweckmäßigen Uebungen, und dem Verſtande mehr Gelegenheit zu intereſſanten Bemerkungen. Vorzüglich ſind hierhin zu rechnen Rüge und Lob über Beſtrebungen, Handlungen und vollbrachte

Werke einzelner Menſchen. Das Unterrichtende, was damit verknüpft iſt, abgerechnet, iſt es ohnehin Pflicht, das Schlechte überall zu verfolgen, aus ſeiner Verlarvung hervorzuziehen, und mit Schande zu brandmarken, damit der Frevler in ſich gehe, der Verwägene von ähnlichen Unternehmungen zurückgeſchreckt, der Unerfahrne gewarnt, — die Kenntniß und der Haß des Schlechten allgemeiner werde. Das Verdienſt hat gerechte Anſprüche darauf, daß ihm Ehre widerfahre. Ohnehin ſchmachtet es ſo oft im Dunkeln; ohnehin wird es ſo oft, bald von Vergeſſenheit, bald von Verkennung, bald von muthwilliger Verläſterung, gedrückt; ohnehin wird überall an ihm genagt und verkleinert. Nicht ſelten zieht es ſich aus Beſcheidenheit, oder um den Werth des Guten nicht durch Geräuſch zu verkleinern, zurück. Jeden Guten muß es freuen, hier als Repräſentant der Gerechtigkeit auftreten, ihm leiſten zu können, was ihm gebührt, und damit die Würde der Menſchheit zu retten, den Redlichen Ermunterung zu geben, und bey Andern Nacheiferung zu erwecken.

Urtheile dieſer Art müſſen aber von der reinſten Wahrheitsliebe einge-

geben seyn, und keine andre Absicht haben, als die, zu belehren und zu bessern. In sie darf sich nichts Gehässiges mischen. Alle Tadel- und Verkleinerungssucht, alles Bestreben, das Schlechte hervorzuziehen, und sich schadenfroh daran zu ergötzen, alles, was von Leidenschaft und Uebelwollen zeugt, trägt das Gepräge der sittlichen Unwürde. Auch hier gilt es der Sache — nicht den Personen. Um den Gewinn für den Geist ist es allein zu thun, und dieser wird bey der größten Unbefangenheit des Geistes am sichersten erreicht.

Bescheidenheit und Freymüthigkeit müssen sich hier vereinigen. Alles werde mit dem rechten Namen genannt. Nichts blende und nichts schrecke den unparteyischen Prüfer. Nichts werde bemäntelt und verschönert. Das offenbar Schlechte treffe die verdiente Verachtung, ohne Rücksicht, ob dadurch angestoßen werde. Die ungerechte Maßregel, die verderbliche Sitte und der tadelhafte Grundsatz werde gerügt, ohne daß man erst frage, ob sie nicht glänzende Gönner haben. Die Humanität wird aber dafür sorgen, daß der Vernünftige, den das mit treffen möchte, nicht beleidigt werde. Dem Guten werde sein Lob zu Theil, was man auch

dabey wage, und wer ſich auch dagegen erkläre. Die Wahrheit werde ausgeſprochen, wie ſich auch ein verderbter Zeitgeſchmack dabey gebehrde. Nichts zu fürchten als das Unrecht, iſt ja ohnehin die Maxime des Guten.

Nur gebe keiner ſeine Ausſprüche für unfehlbar aus. Nur maße ſich keiner an, über Dinge zu entſcheiden, die außer ſeinem Geſichtskreiſe liegen. Nur ſpreche keiner ſo, daß die Frechheit glaube, bey ihm Vorgang und Schutz zu finden. Nur hüthe ſich jeder, daß das Ehrwürdige nicht durch ihn gemein gemacht; daß Perſonen, die des öffentlichen Zutrauens bedürfen, dieſes nicht entzogen werde; daß ſeine Aeußerungen keine Leidenſchaften aufregen, die der beſtehenden Ordnung gefährlich ſind. Jeder habe immer die Verhältniſſe, an welche ihn ſeine Pflicht bindet, und die Würde der Sache, wovon die Rede iſt, im Auge. Edle Freymüthigkeit wählt ſich von ſelbſt die Beſcheidenheit zur Gefährtinn. Wo aber jene unterdrückt wird, da rüttelt der verwägene Troz ſo lange an ſeinen Ketten, bis er ſie zerbrochen hat.

Endlich müſſen auch unſre Urtheile über Menſchen und Handlungen ſchonend ſeyn. Wir können immer-

hin das Unwürdige tadeln, ohne darum den Unwürdigen bemerklich zu machen. Das Laſter mag immer unſre Strenge erfahren; nur gegen den Menſchen ſelbſt geziemt dem Weiſen Milde und Wohlwollen; nur dürfen diejenigen, die mit ihm in Verbindung ſtehen, nicht darunter leiden; nur darf der Stand, den er bekleidet, dadurch nicht verächtlich, nur darf ſeine anderweitige nützliche Wirkſamkeit dadurch nicht beeinträchtigt werden. Das offenbare Laſter werde immer als ſolches dargeſtellt. Aber die einzelne Handlung, die vielleicht aus Irrthum entſtand, oder die nur aus der Individualität deſſen, der ſie vollbrachte, richtig beurtheilt werden kann, werde nicht verdammt. Man ſchließe nicht zu voreilig von dem Thun auf den Charakter. Kein Guter werde durch voreiliges Abſprechen gekränkt, und das nicht dem Herzen aufgebürdet, was Schuld der Umſtände war.

Viel iſt es auch wehrt, wenn unſre Mittheilungen in einem gefälligen Gewande erſcheinen, wenn ein ſanfter und freundlicher Geiſt ſie ausſpricht, und Anmuth der Rede ſie verſchönert. Dadurch verliert manche Bemerkung das Herbe, was ſie doch vielleicht für

den Einen oder Andern hat. Die Wahrheit ſoll auch liebenswürdig ſeyn. Den meiſten Menſchen muß ſich, was bey ihnen Eingang finden ſoll, durch ſein Aeußerliches mit empfehlen. Der macht ſich dreyfach verdient, welcher, indem er belehrt, zugleich bildet und erfreut.

4. Bekenne, ohne Scheu, wo du dazu veranlaßt wirſt, deine Ueberzeugungen von deinen höhern Angelegenheiten und deine Grundſätze. Einem jeden darüber Rede zu ſtehen, wäre Thorheit. Sich damit vordrängen, würde eine unleidliche Anmaßung verrathen, und nichts nützen. Sie überall im Munde führen, müßte oft uns und ſie lächerlich machen. Aber wo du aufgefordert wirſt, von ihnen Rechenſchaft abzulegen; wo Dinge dieſer Art ernſthaft verhandelt werden, und du ſie dann vertheidigen kannſt; wo man mit Recht erwartet, daß jeder ſich darſtelle wie er iſt, und im äußerlichen Leben von dem zeuge, was dem Innern eingegraben iſt; wo Andre Belehrung und Erwärmung für das Gute wünſchen: da darfſt du nicht zurücktreten, da iſt Verheimlichung oder gar Verläugnung ſchimpfliche Ver-

rätherey; da mußt du dich gegen Spott und Haß behaupten; da würde deine Scham oder deine Furcht eine ſehr kleine Denkart verrathen.

Ehrendes Bekenntniß biſt du dem ſchuldig, worauf deine Würde ruht, und wovon du deines Lebens Troſt und Heil erwarteſt. Du wäreſt nicht wehrt, die Wahrheit zu kennen, wenn du dazu zu feige wäreſt. Indem du deine Ueberzeugungen und Grundſätze bekennſt, veranlaſſeſt du noch wohl Manchen zum ernſthaften Nachdenken und zum reifern Prüfen der ſeinigen. Bey Manchen, die aus Unkunde und Vorurtheil gegen ſie eingenommen waren, erwirbſt du ihnen Achtung und Beyfall; Manchen wird dein Rath und deine Wahrheitsliebe herrlich erleuchten; Viele werden deine Treue gegen dich ſelbſt bewundern, und dich deßwegen achten; und bey Vielen wirſt du den entſchlummerten Sinn für das Gute mächtig anregen.

Mehr als das Wort zeuge indeß hiervon dein Leben. Deine Thaten ſeyen der Spiegel deines Glaubens. Dadurch machſt du ihn Andern erſt recht achtungswehrt. Seine Kraft und dein Charakter erſcheinen dabey in gleich vortheilhaftem Lichte.

All unſer Wirken läßt ſich als Mittheilung unſrer Gedanken und Empfindungen anſehen. Und auch in ſo fern ſollen wir damit nicht allein zur Belehrung, ſondern auch zur Veredlung Andrer beytragen. Wir thun dieſes, wenn wir überall würdige Geſinnungen offenbaren, wenn unſer Wandel mit ſtrenger Rechtſchaffenheit edelmüthige Güte verbindet. Unſer Daſeyn ſoll Andern ein Muſter reiner Tugend darſtellen. Sie ſollen ſich durch unſer Beyſpiel überzeugen, daß es nicht über die Kräfte des Menſchen gehe, ſeiner Pflicht zu genügen, wovon ſich Leichtſinn und Trägheit ſo gern überreden möchten. Sie ſollen an uns die Tugend in ihrer Schönheit und Achtungswürdigkeit ſehen, und, was der Verſtand von ihrer Vortrefflichkeit, oft wenig eindringlich, erkennt, der Anſchauung zur Einſicht und zum innigen Empfinden vorgelegt finden. Der Blick auf uns ſoll ihrem Herzen das Geſtändniß ablocken, edel handeln ſey groß und ſüß, er ſoll ihnen diejenige Wärme mittheilen, worin der Wille dem freudig nachſtrebt, welchem wir unſern Beyfall nicht verſagen können. Unſer Wandel ſoll die Grundſätze der Tugend denen wieder ins Andenken bringen, die ſie vergeſſen haben, und das ſitt-

liche Gefühl wieder anregen, wo es eingeschlafen ist. An uns soll der Zweifler erfahren, daß noch Tugend auf Erden, — daß menschliche Größe nicht bloß Traum der Phantasie sey, damit er sich wieder aussöhne mit der Menschheit, an welcher er irre ward, und sich von neuem Bestrebungen widme, die er schon aufgab. Unser Wirken soll den Muthlosen stärken durch den tröstenden Gedanken, daß er nicht allein stehe, und daß auch Andre auf der Bahn standhaft wandeln, die ihm oft dornenvoll ist. Unser Ernst soll den Leichtsinnigen erinnern, daß es doch mit dem Leben etwas auf sich habe, und daß Nachdenken und Grundsätze dieses Bedürfniß für den bessern Menschen seyen. Herrliches Verdienst, das sich durch ein gutes Beispiel um die Veredlung Andrer erwerben läßt! Nichts führt so sehr zum höchsten Zwecke als moralische Bildung. Durch Eine schlichte That, in welcher der reine Geist sittlicher Güte lebt, ward oft mehr geleistet, als durch die geräuschvollsten und umfassendsten Bemühungen für die Aufklärung des Verstandes.

Edel zu denken und gut zu handeln ist der Mensch an sich schon verpflichtet; darauf beruht ja sein ganzer Werth. Durch die

Rückſicht auf Andre kann er nicht ſtärker dazu verpflichtet werden. Es wäre ungereimt, zu fordern, jemand ſolle deßwegen tugendhaft ſeyn, damit ſein Licht der Welt leuchten möge. Aber nicht ſo ungereimt iſt, es zu verlangen, es ſolle ihm nicht genügen an dem geheimen Genuſſe ſeiner erworbenen Güte, er ſolle ſie auch, durch eine gewiſſe Oeffentlichkeit, für Andre nützlich machen.

Viele gute Thaten werden zwar am beſten im Stillen gethan, und den aufrichtigen Verehrer der Tugend drinat oft ſein Herz, ſein ſchönſtes Wirken der Verborgenheit anzuvertrauen. Aber es gibt doch auch ſolche Handlungen, die vor das Auge der Welt gehören, nnd die nur Scham und Feigheit vor ihm verbergen könnten. Die Veranlaſſung, öffentlich unſrer Denkart gemäß zu handeln, iſt oft ſo dringend, daß wir ſie nur durch tadelhafte Aengſtlichkeit oder durch falſche Demuth umgehen können.

Der wahrhaft Tugendhafte trägt ſeine Geſinnung nicht zur Schau; es iſt ihm nicht darum zu thun, daß er geſehen werde; er ſucht die Menſchen nicht auf, wenn er ſeine Pflicht erfüllen will. Aber er vermeidet es auch nicht, ihnen im rechten Lichte zu erſcheinen; er will,

daß man ihn kenne, und befolgt seine Grundsätze mit Unbefangenheit, wenn viele Blicke auf ihn gerichtet sind. Was er gewohnt ist, in der Einsamkeit zu thun; das thut er vor den Leuten; wenn er hoffen darf, Nachfolger zu erwecken.

Soll unser Beyspiel wohlthätig wirken, dann muß aller Verdacht des leeren Scheines, der Prahlerey und der Sucht, mit unsrer Tugend zu glänzen, wegfallen. Niemand muß von uns denken können, unser Herz sey anders als unser Leben, oder wir handeln nur so, um gesehen zu werden. Selbst das eitle Bestreben, seine wirkliche Tugend bemerklich zu machen, hängt dieser, in den Augen der Menschen, einen unauslöschlichen Makel an, und vernichtet ihre ganze Kraft, zur Besserung derselben etwas beyzutragen. Je mehr es sich mit unserm sittlichen Thun von selbst zu geben scheint, desto mehr wird damit ausgerichtet.

Auch die Reinheit unsrer Tugend vermehrt die Wirksamkeit unsers Beyspiels. Freylich kann hierüber Keiner den Andern richten. Es ist schon schwer, bey sich selbst über die geheimen Triebfedern seines Thuns immer mit Zuverlässigkeit zu urtheilen. Aber ein reines Herz theilt sich doch dem Leben

etwas mit, was ihm kein bloßer Tugendſchimmer geben kann. Die Lauterkeit unſrer Abſichten tritt zwar nicht unmittelbar ans Licht; aber ſie läßt ſich doch im Wirken vernehmen. Sie bringt in unſer Thun eine Stille und eine Würde, eine Energie und eine Conſequenz, die ſich bey unlautern Motiven nie zeigen, und die unſer Thun auch denen, die ſich das nicht zu erklären wiſſen, viel ehrwürdiger macht. Es iſt geſchehen um alle Eindrücke, die unſer Beyſpiel bey Andern hervorbrachte; wir werden ihnen nur noch verächtlicher: wenn es an den Tag kommt, daß nicht innere Tugendſchätzung, ſondern daß Temperament, Eitelkeit oder Eigennutz unſre Handlungen erzeugt haben. Und lange kann dieſes doch nicht verborgen bleiben. Schon an den veränderten Maximen oder an der verringerten Wärme, wo die gehofften Vortheile wegfallen, wird dies bemerkbar werden.

Wollen wir durch unſer Beyſpiel viel auf Andre wirken: ſo muß es die Tugend nicht bloß in ihrer Heiligkeit und Strenge, ſondern auch in ihrer Milde und Liebenswürdigkeit darſtellen. Eine Tugend, die ſich mit allen Schwächen des Herzens verträgt, die jeden

Augenblick etwas nachläßt, wenn ſie zu beſchwerlich gefunden wird, oder ſich, zu Gunſten der Leidenſchaft, Eine Ausnahme nach der andern erlaubt, kann keine Achtung einflößen. Der Weichling wird ſie gemächlich finden, ohne von ihr ergriffen zu werden. Der Menſch von richtigem Gefühl weiß nichts daraus zu machen. Keiner fühlt ſich geneigt, ihr nachzukommen.

Nachdrücklich muß die Tugend auf dem beſtehen, was die Pflicht fordert; aber die Art, wie ſie geübt wird, muß dieſer Forderung das Herbe benehmen. Ihr gebietendes Anſehen darf ſie nie verläugnen; aber ſie ſoll damit die Freundlichkeit einer holden Führerin vereinigen. Ihr Ernſt ſoll kein finſterer ſeyn, ſondern ſich mit heitrer Humanität paaren. In ihrem Blicke ſoll man nicht immer den Schmerz der Entſagung, die Qualen der Reue und der Zerknirſchung leſen; auch Ruhe ſoll in ihm ſtrahlen, und Freude aus ihm lächeln.

Wer Andern ein Beyſpiel ſeyn will, darf ſie nicht durch rauhes Weſen zurückſchrecken; er muß ſie nicht mit ſelbſterdachten Forderungen beladen, nicht durch furchtbare Drohungen ängſtigen. Liebe und Fröhlichkeit müſſen an ihm einladen. Gerne öffnen die Menſchen

das Herz dem, was Liebe und Fröhlichkeit athmet, wenn es übrigens auch Mühe von ihnen verlangt. Aber verhaßt iſt ihnen billig, was außer dem, daß es anſtrengt, noch ein düſteres Gewand trägt.

Sollen wir Andre durch unſer Beyſpiel aufmuntern: ſo werden wir uns auf der andern Seite ſorgfältig zu hüthen haben, daß ihnen nicht unſer Betragen zum Anſtoß gereiche, d. h., daß es ihnen nicht Veranlaſſung oder Aufmunterung werde, ſchlechter zu denken und zu handeln. Das Schlechte ſollen wir ohnehin meiden — nicht um Andrer willen, ſondern weil es durch das Gewiſſen verboten iſt. Aber um Anderer willen ſollen wir auch das meiden, was ſchlecht ſcheint, ohne es zu ſeyn, oft auch das, was ſie in ihrem Wahne für ſchlecht halten müſſen, ob es das gleich nicht iſt, damit wir ihnen, da ſie uns nur aus ihrem Standpuncte beurtheilen können, nicht als gewiſſenlos erſcheinen, und dadurch ihre Gewiſſenhaftigkeit ſchwächen. Vorurtheile ſind dem, der ſie hägt, was dem beſſer Unterrichteten die Wahrheit iſt. Sieht er Andre, denen er die nöthige Autorität zugeſteht, gegen dieſe Vorurtheile handeln; ſo denkt er nicht, daß ſie damit dieſelben für irrig erklären. Er

denkt vielmehr, man könne ſich über alles wegſetzen.

Je größer unſer Anſehen iſt; je mehr die Einſichten oder die Charaktergüte, die man uns zutraut, die Erwartungen von uns erhöht, oder je mehr der Stand, den wir bekleiden, die Blicke Andrer auf uns zieht: deſto mehr können wir durch unſer Beyſpiel wirken, deſto verantwortlicher ſind wir für die Unterlaſſung dieſer Pflicht; und deſto ſorgfältiger haben wir uns zu hüthen, daß unſer Betragen keinen nachtheiligen Einfluß auf Andre erlange.

Durch das Vermögen, unſre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, können wir Andern auch in ihren Privatangelegenheiten nützlich werden, und da dieſe mit dem Zwecke der Menſchheit in ihrer Perſon zuſammenhangen, ſo iſt es Pflicht, dies nicht zu verſäumen. Der Wille der Menſchheit für alle ihre Individuen iſt, daß jeder dem Andern mittheile, was dieſem förderlich ſeyn kann.

1. Gib jedem, der dich darum anſpricht, die nöthige Auskunft,

und wenn dir etwas bekannt ward, was ihm zu seinen Zwecken dienlich ist, so theile ihm das auch unaufgefordert mit. Es hat sich etwas zugetragen, worauf er in seinem Berufe oder bey einem sonstigen Unternehmen Rücksicht nehmen muß; du hast eine Entdeckung gemacht, die ihm nützlich ist; du hast etwas in Erfahrung gebracht, wovon er Vortheile ziehen kann; du bist im Besitze eines Kunstgriffes, der ihm trefflich zu Statten käme: so ist es deine Pflicht, das nicht zu verheimlichen.

Aber wie, wenn es mein eignes Interesse wäre, dies für mich zu behalten, oder wenn unsre Absichten mit einander in Collision kämen, und jeder dem Andern den Vortheil abzugewinnen suchte? Was den ersten Fall betrifft: so habe ich vor allen Dingen den Versuch zu machen, ob mein Interesse hier nicht mit dem fremden zu vereinigen sey, wenn ich auch von jenem etwas aufopfern müßte. Ist dies aber nicht möglich: dann ist zu untersuchen, durch welches Benehmen das dringendste Bedürfniß befriedigt, das wichtigste Gut herbeygeschafft, oder am allgemeinsten genützt werde, ohne Rücksicht ob dies bey mir oder bey Andern geschehe. Der allgemeine Wille

iſt, daß das Intereſſe der Menſchheit, ohne Unterſchied der Perſonen, in dem weiteſten Umfange und auf die ſolideſte Art gefördert werde. Ich bin z. B. im Beſitze eines Arcanums, durch deſſen Verbreitung großer Nutzen geſtiftet werden könnte. Hier iſt es ſtrafbarer Eigennutz, wenn ich, um durch Mittheilung an Einzelne mehr zu gewinnen, dasſelbe geheim halte. Aber freylich darf ich für die Bekanntmachung desſelben eine billige Vergütung fordern. Eben ſo, eine Kenntniß, die mir wenig, Andern aber viel nützt, darf ich nicht verſchweigen, wenn auch mein geringerer Vortheil darüber verloren ginge.

Was aber den andern Fall, nämlich den der Colliſion der Abſichten, betrifft: ſo iſt zwar der Wille der Menſchheit an ihre Individuen, daß jedes einzelne ſeine Angelegenheiten ſelbſt beſorge, und was ihm aufgelegt iſt auch verrichte. Keiner ſoll der Trägheit des Andern Vorſchub leiſten. Dies würde ſogar unſittlich ſeyn. Doch ſoll auch hier alles ehrlich zugehen. Was der Andre zur Erreichung ſeiner Abſichten nothwendig wiſſen muß, darf ich ihm nicht verſchweigen. Was aber dazu dient, ihm über mich Vortheile zu verſchaffen, die dem größern Fleiße und dem emſigern Aufſuchen gebühren,

das bin ich nicht verbunden ihm mitzutheilen. Ich würde dadurch dem den Vorzug entreißen, dem er zukommt. Dies wird wird mir der Andre, wenn er billig iſt, auch nicht anſinnen. Es iſt Unrecht, wenn ich jemand etwas verkaufe, ihm den geſunkenen Preis zu verheimlichen, um meine Waare noch zu dem höhern Preiſe anzubringen. Aber es iſt nicht geboten, wenn eine von Beyden gewünſchte Sache zu erreichen ſteht, und es nur darauf ankommt, wer es früher erfährt, dieſe Nachricht dem Mitbewerber zu ertheilen. Es iſt unehrlich, heimliche Wege einzuſchlagen, ſich ſolcher Mittel zu bedienen, die gegen die Vorausſetzung, oder gar gegen ausdrückliche Verabredung ſind, oder, indem man im Beſitze eines beſondern Mittels iſt, ſich zu ſtellen als ſey man es nicht. Dies muß ſchon als Falſchheit verdammt werden.

Ich bin verbunden, eine Auskunft zu verweigern, wo ich vorausſehe, daß der Andre ſie mißbrauchen wird, z. B., wenn er in Leidenſchaft wäre, oder einen böſen Anſchlag hätte, zu deſſen Ausführung ihm dieſe Kenntniß behülflich ſeyn könnte. Ich ſoll ſie aufſchieben, wenn er jetzt in einer Verfaſſung iſt, worin er ſie mißverſtehen, oder verkehrt anwenden wird. Die bloße Möglichkeit des

Mißbrauches oder Mißverstehens darf mich aber nie zur Zurückhaltung bestimmen. Für das, was ich nicht voraussehen kann, bin ich auch nicht verantwortlich. Hier ist mein redlicher Wille meine beste Vertheidigung.

Wenn ich jemand Auskunft gebe: so soll sie bestimmt seyn, daß er sie recht fasse, und der Möglichkeit des Mißverstehens vorgebeugt werde. Sie soll vollständig seyn, daß er die Sache ganz erfahre, wie ich sie weiß. Es soll keine Zweydeutigkeit darin übrig bleiben, die ihn irre leiten könnte. Ich soll nichts daran entstellen, bemänteln oder in ein falsches Licht setzen, wodurch ich mich des Betruges schuldig machen würde.

2. Rathe dem, der des Rathes bedarf. Einer kann nicht Alles sehen. In jeder individuellen Ansicht ist etwas Einseitiges. Durch die Vergleichung mehrerer Ansichten kommt in den meisten Fällen erst das Wahre zum Vorschein. Ich muß wünschen, es werde allgemeines Gesetz, daß jeder jedem mit seinem Nachdenken darüber, wie etwas zu bewirken sey, zu Hülfe komme, weil so das Wohl der Menschheit am besten steht. Ich darf aber meinen Rath nicht aufdringen; dadurch würde ich die Achtung verletzen, die

ich der Freiheit Anderer ſchuldig bin. Wer ſeine eignen Wege gehen will, dem muß dieſes geſtattet bleiben. Wer meinen Rath nicht verlangt, zeigt damit an, daß er deſſelben nicht bedürfe. Ich ſoll ihn nicht mit dem Ueberflüſſigen behelligen; da im Leben ohnehin ſchon ſo vieles überflüſſig iſt.

Zu etwas Unſittlichem darf ich nie rathen; wenn auch noch ſo viel dabey zu erreichen ſtände. Kein Vortheil geht über das Gewiſſen, und kein Zweck heiligt das Mittel. Rathe ich dazu: ſo gilt dies vor dem innern Gerichte eben ſo, als wenn ich ſelbſt es beſchloſſen hätte. Hier bin ich vielmehr verbunden abzurathen, wenn ich nur einige Veranlaſſung dazu habe, auch ohne ausdrücklich aufgefordert zu ſeyn, weil es doch möglich wäre, daß der Andre nicht daran dächte, daß ſein Vorhaben ſtrafbar ſey. Will er nicht auf mich hören: ſo ſteht ihm das frey, und ich muß von ihm ablaſſen.

In unmoraliſchen Dingen darf ich keinen Rath geben. Ich billige den Zweck, wenn ich zu dem Mittel behülflich bin. Dies gilt indeß nur von ſolchen, deren Unſittlichkeit am Tage liegt. Diejenigen aber, die tiefer in die individuelle Lage eines Andern

eingehen, und von Fremden nicht wohl beurtheilt werden können, muß ich dem Gewissen des Andern anheim stellen, und, das Beste voraussetzend, in der Ertheilung meines Rathes das Wohl des Andern im Auge behalten.

Es giebt Fälle, in welchen ich meinen Rath verweigern darf; weil sie mich selbst zu nahe angehen; weil ich von Parteylichkeit nicht wohl frey bleiben könnte, oder weil ich durch Ertheilung meines Rathes mir oder Andern Vortheile entreißen würde, die wichtiger sind als diejenigen, die jenem dadurch zu Theil werden. Aber am Weigern hält sich hier auch strenge die Pflicht. Ich darf keinen falschen Rath geben, und in meinen Rath nichts einfließen lassen, was den Andern irre leiten könnte. Auch der Schein der Uebervortheilung und der Argliſt muß fern von mir seyn.

Nicht genug, daß mein Rath nicht absichtlich täusche, ich soll auch zu verhüthen suchen, daß er es nicht ohne mein Verschulden thue, und daher reiflich überdenken, was ich Andern rathe, mich in seine Lage, so viel als möglich, versetzen, und darin alles so beherzigen, als wenn es meine Angelegenheit beträfe. Wo ich meiner Sache nicht ganz gewiß bin, da soll ich meinen Rath als etwas

vortragen, was wohl zu bedenken wäre, aber noch nähere Prüfung verdient. Ueberhaupt darf mich Eitelkeit nie beſtimmen, den Andern zu bewegen, daß er nach meinem Rathe handle. Ich hätte die Folgen mit zu verantworten. Ich ſoll vielmehr alles anwenden, daß er die Sache nochmals überlege, und nicht vergeſſe, daß ich auch irren kann.

Es iſt aber nicht allein übertriebene, ſondern wirklich pflichtwidrige Aengſtlichkeit, Andern ſeinen Rath zu verſagen, damit man nichts zu verantworten habe, wenn es fehl ſchlägt. Der Andre iſt ja ein freyer Menſch. Er iſt nicht gezwungen, unſerm Rathe zu folgen. Er muß es ſich ſelbſt beymeſſen, wenn er leichtſinnig auf das fußte, was wir nur als unſre Meynung vortrugen. Ueberhaupt iſt von niemand mehr zu fordern, als daß er nach beſter Einſicht rathe und handle. Was dann ſchlimm ausfällt, das hat das Schickſal auf ſich zu nehmen; und das Schickſal macht alles gut. Eigentlich dürfte es wohl mit der Verantwortung nur ein Vorwand ſeyn, und man ſollte richtiger ſagen: man ſcheue die Vorwürfe des Andern über verunglückten Rath Aber ſolche Vorwürfe kann uns nur der Unverſtändige oder

der Verkennende machen. Die Vorwürfe des Unverſtändigen dürfen den Guten nicht ſchmerzen, dem ſein Gewiſſen ſagt, daß er es redlich gemeynt habe. Der Schmerz der Verkennung iſt ein Opfer, das man ſich, wie viele andre, um der Pflicht willen muß gefallen laſſen.

3. Warne, wo du irgend Unheil dadurch verhüthen kannſt. Warne den Leichtſinnigen, der oft an nichts denkt, den Unerfahrnen, der die Welt nicht kennt, den Argloſen, der nichts Schlimmes vermuthet, den Redlichen, den man durch ſein Zutrauen berücken will, den Leidenſchaftlichen, der ſich oft übereilt, den Enthuſiaſtiſchen, der ſein Werk ohne reifliche Ueberlegung beginnt, vorzüglich aber die Unſchuld, welcher die Argliſt Schlingen legt.

Deine Warnung ſey liebevoll und eindringend zugleich. Jenes, damit man nicht denke, du waſſeſt dir nur Anſehen geben, oder du habeſt ſonſt eine eigennützige Abſicht, und damit dasjenige, was du vorbringſt, gern erwogen werde —. Dieſes, damit ſie durchgreife und ihren Zweck erreiche. Du darfſt den nicht ſchonen, der es darauf anlegt, Andre zu verderben. Du machſt dich verdient, indem du

den Falſchen entlarvſt. Nur zeige keine Erbitterung. Folge nicht dem Antriebe des Haſſes, ſondern dem Zuge des Edelmuthes.

Um zu warnen, brauchſt du nicht erſt aufgefordert zu ſeyn. Wo Unglück zu verhüthen iſt, da findet keine Zudringlichkeit Statt. Hier hat nur Menſchenliebe zu gebieten.

Die Pflicht zu warnen iſt eine unbedingte; der Menſch ſpricht den Menſchen darum an. Der einzige Fall macht eine Ausnahme, wo die Warnung dem Zwecke der Menſchheit zuwider ſeyn würde, wie wenn der Verbrecher der Gerechtigkeit die Schuld bezahlen ſoll.

4. Entdecke Andern ihre Fehler, die ſie ſelbſt verkennen, wenn du nur einigen Beruf dazu haſt. Die Fehler der Menſchen ſind entweder Fehler gegen die Klugheit — Verſehen — oder Fehler gegen die Sittlichkeit. Wer ein Verſehen macht aus Unkunde oder aus Uebereilung, kann von dem Redlichen, der dies einſieht, erwarten, daß er es ihm ſage; es ſey denn die Angelegenheit eine ſolche, worin ſich kein Andrer zu miſchen hat, und woran kein Andrer Theil nehmen kann, ohne in Geheimniſſe eingeweiht zu werden, die man nicht immer offenbaren mag. Hier muß ſich

die Delicateſſe zurück ziehen, oder doch gleich zu erkennen geben, man erinnere nur, und verlange nicht weiter mit in die Sache verwickelt zu werden.

Die Neigung, ſich in fremde Händel zu miſchen, und ſeinen Rath überall anzubringen, entſteht bald aus Mangel an Beſchäftigung, bald aus Neugierde, bald aus Eitelkeit, bald aus einer eignen Verbildung des Geiſtes. Sie verräth immer ein kleines Gemüth, und die Sittlichkeit kann ſie nicht anders als mißbilligen. Was jemand für ſich haben will, darin ſoll man ihn auch ſich ſelbſt überlaſſen. Wer ſtarrköpfig fehlt, der verdient, daß man ihn ſeinem Schickſale Preis gebe. Man würde ohnehin mit ſeinen Erinnerungen übel bey ihm ankommen.

Uebrigens darf die Furcht, den Menſchen, durch unverhohlene Aeußerungen über ihr Betragen, mißfällig zu werden, uns nicht abhalten. Wir würden damit das eigne Intereſſe ſelbſtſüchtig dem Zwecke der Menſchheit vorziehen.

Die moraliſchen Fehler Andrer erfordern noch mehr Delicateſſe in der Behandlung. Die Pflicht, ſie ihnen bekannt zu ma-

chen, iſt nicht ſo allgemein, wie bey dem Verſehen, weil ein jeder ſie ſelbſt entdecken kann, wenn er nur ernſtlich in ſein Herz ſchauen will, und weil die Anerkennung derſelben ein Theil der moraliſchen Bildung iſt, die ein jeder für ſich ſelbſt zu beſorgen hat, und wobey derjenige, der ſich unbefugt darein miſcht, in eine fremde Sphäre tritt, und die Achtung verletzt, die er der fremden Freyheit ſchuldig iſt. Nur denjenigen ſollen wir zur Bemerkung ihrer Fehler behülflich ſeyn, die uns dazu auffordern, oder die mit uns in einer ſolchen Verbindung ſtehen, welche uns dazu berechtigt oder gar beauftragt, Freunden, Verwandten, Untergebenen, guten Bekannten, denen, die unſrer Erziehung anvertraut ſind, u. ſ. w.

Auch hier ſoll es indeß mit großer Vorſicht geſchehen. Wir ſollen niemand etwas als Fehler vorrücken, was es nicht iſt, oder was ihm gar nicht zur Laſt fällt. Wir ſollen nie unſer perſönliches Intereſſe, unſern Vortheil, oder das Gefühl beleidigt zu ſeyn, mit einfließen laſſen. Die Sprache des wohlwollenden Herzens ſoll bey uns unverkennbar ſeyn. Wir ſollen nicht im meiſternden Tone rügen. Wir ſollen uns keine Autorität anmaſſen. Wir ſollen den Fehlenden nicht demüthigen, noch

ihm seine Selbstachtung rauben. Wir sollen sein Gefühl schonen, und ihm keine Beschämung verursachen. Wir sollen in seine Herzensgeschichte nicht weiter eindringen wollen. Wir sollen ihm seinen Fehler nicht andemonstriren, wenn er ihn nicht anerkennen will. Wir sollen keine weitläufige Erörterungen verlangen. Wir sollen von seinen Fehlern keinen Gebrauch gegen ihn machen. Wir sollen endlich unsern Tadel mit freundlichen Winken und Aufmunterungen zur Verbesserung begleiten, und ihn so einrichten, daß er zugleich edles Zutrauen verrathe.

So umfassend die Pflicht der Belehrung und Mittheilung seyn mag: so behält doch die Verschwiegenheit, als Tugend, noch eine weite Sphäre, und in dieser Sphäre hohen Wehrt. Verschweigen muß ich dasjenige, was mir von Andern unter der Bedingung ist anvertraut worden, daß ich es nicht weiter bringe. Dadurch, daß ich mir von Andern etwas Geheimes mittheilen lasse, lege ich das Versprechen ab, es niemand zu entdecken. Meine Ehre hängt daran, daß ich es halte. Das Geheimniß ist

fremdes Gut. Ich darf davon keinen andern Gebrauch machen, als den, welchen mir der Eigenthümer geſtattet. Dieſe Maxime iſt die Bedingung der Unverletzbarkeit des Beſitzes und der Heiligkeit des Vertrauens.

Mit anvertrauten Geheimniſſen muß ich viel vorſichtiger umgehen, als mit eignen. Eigne kann ich bekannt machen, wenn es mir rathſam ſcheint; ich kann ſie dem Freunde entdecken, wenn ich ihn redlich genug finde. Bey fremden bindet mich mein Wort; und wenn ich mit der größten Zuverläſſigkeit wüßte, daß von dem Bekanntwerden derſelben nichts zu beſorgen ſey, ſo iſt es doch meine Pflicht, zu ſchweigen, weil ich dies gelobt habe. Ich kann jenes auch nie ſo zuverläſſig wiſſen. Bey eignen Angelegenheiten darf ich wagen, aber nicht bey fremden. Von meinem Schaden weiß ich, wie wichtig er mir iſt, und wie viel ich auf das Spiel ſetzen kann — nicht beym fremden.

Es wäre ſehr unbeſonnen, wenn ich denken wollte, bey einem bewährten Freunde wage ich nichts. Muß ich mir nicht vorſtellen, dieſer habe wieder einen bewährten Freund, bey welchem er ſich daſſelbe erlaube, und ſo weiter, bis die Sache zur Notiz des

großen Publicums kommt, oder doch zur Notiz dessen, vor dem sie eben ein Geheimniß bleiben sollte?

Es ist schon Unrecht, dadurch, daß ich zu erkennen gebe, ich wisse um eine Sache, die Neugierde anzulocken, oder durch das öftere Anführen meiner Verschwiegenheit Andre aufmerksam zu machen. Ich könnte mich dadurch leicht in ein Gedränge bringen, wo ich aus Verlegenheit alles verriethe. Auch durch Mienen, durch ein bedenkliches Schweigen, durch entfernte Andeutungen soll ich dem Errathen nicht auf die Spur helfen. Tief in der Brust bleibe die Kunde verschlossen, als ob ich sie gar nicht hätte.

Aber gefährliche Geheimnisse, Geheimnisse, die auf das Leben oder auf das Gut eines Andern zielen, oder die dem Staate Verderben drohen, soll ich die auch verschweigen? Nein, das würde Verrath an der Menschheit seyn. Dem Gewissen und dem Staate bin ich früher verpflichtet, als ich irgend ein Versprechen ablegen kann; und jedes Versprechen, das ich ablege, hat die stillschweigende Bedingung, wenn das zu Leistende nicht gegen eine heiligere Verpflichtung streitet. Habe ich einem bestimmten Geheimnisse Ver-

ſchwiegenheit gelobt, in einem Augenblicke, wo mir die Unſittlichkeit desſelben ſchon bekannt war: ſo habe ich hier das Verbrechen begangen, das ich auf alle mögliche Weiſe wieder gut zu machen ſuchen muß. Ich darf hier nicht ſchweigen. Ich beleidige nicht, wenn ich ein Vorhaben ans Licht ziehe, worin der, welcher es faßt, ſich der Würde eines vernünftigen Weſens begibt. Dies gilt aber nur von der äußerlichen Rechtlichkeit des Vorhabens; über die innere Sittlichkeit bin ich nicht zum Richter geſetzt.

Ehe man ſich ein Geheimniß anvertrauen läßt, bedenke man wohl, ob man auch im Stande ſeyn werde, es zu verſchweigen — ob es nicht von der Art, — oder ob unſre Verhältniſſe nicht ſo geeignet ſeyen, daß wir faſt genöthigt ſind, davon Gebrauch zu machen. Leichtſinn im Annehmen von Geheimniſſen iſt großer Frevel. Er folgt gewiſſer Maßen dem Willen, wortbrüchig zu werden, ſchon voraus.

Verſchweigen ſoll ich alles, deſſen Bekanntwerden Andern nachtheilig ſeyn muß; es ſey denn, daß durch dieſes Verſchweigen ein noch größerer, allgemeinerer und noch dazu unverdienter Nachtheil verurſacht würde.

Ich darf die unſchädlichen Abſichten eines Andern nicht offenbaren, die ihm nur ſo lange erreichbar ſind, als ſie verborgen bleiben; wenn ich ſie auch zufällig entdeckt, und keine beſondre Verpflichtung dabey übernommen hätte. Aber wenn dieſe Abſichten ſolchen Menſchen, gegen welche ich nähere Verpflichtung habe, und die von mir die Förderung ihres Intereſſes zu erwarten berechtigt ſind, im Wege ſtehen, dann iſt es meine Schuldigkeit, dieſen meine Erfahrung mitzutheilen.

Ich darf die Fehler, welche das Gerücht einem Andern beylegt, oder die ich ſelbſt an ihm bemerkte, nicht ins Publicum tragen. Vielleicht ſind es ſolche, die nur mir ſo auffallend vorkommen, die es aber in der That nicht ſind. Dann leidet er unverdient, indem ich ſie nach meiner Anſicht, und mit den Farben meiner Stimmung offenbare. Kein Menſch iſt zwar ohne Fehler. Aber manche Fehler pflegen, ohne eben einen höhern Grad von Immoralität zu haben, doch von der Welt ſehr ſtrenge beurtheilt zu werden; und ſchon das, daß man auf einen Fehler hindeutet, wenn er auch ein ſehr gewöhnlicher iſt, macht den Menſchen, der ihn hat verächtlich, ſelbſt

bey denen, die auch nicht davon frey ſind, denen aber ihre Eigenliebe ein günſtigeres Zeugniß gibt. An manchen Fehlern haftet der Makel der Ehrloſigkeit vorzüglich. Indem ich nun ſolche Fehler von einem Andern ausbreite, kränke ich ihn nicht allein, ſondern raube ihm auch das Zutrauen ſeiner Mitmenſchen, beeinträchtige ihn in ſeinem Wirken, und hindere vielleicht viel Gutes, das er hätte ſtiften können.

Aber Fehler, die Andern Unheil bringen, wenn ſie nicht dagegen auf ihrer Huth ſind, darf ich durchaus nicht geheim halten. Den Betrüger ſoll ich entlarven, damit er nicht Andre betrüge; den Treuloſen ſoll ich entlarven, damit er nicht den Unbefangenen berücke; auf den gefährlichen Menſchen ſoll ich aufmerkſam machen, damit man ihn bey Zeiten entwaffne.

Verſchweigen ſoll ich, was dem, welchem ich es entdecke, unangenehm ſeyn würde zu hören, ohne ihm zu nützen. Nachrichten, die ihm dienen können, die ihn in den Stand ſetzen, ſich zu rechtfertigen, andre Maßregeln zu treffen, oder etwas Verlornes wieder zu gewinnen, muß ich ihm, ohne Rückſicht darauf, ob ſie

ihm schmerzlich seyen, mittheilen, weil sein wahres Wohl davon abhängt. Aber in Dingen, wo sich nichts ändern läßt, und wo man vielmehr wünschen muß, daß sie der, den sie betreffen, nie erfahren möge, ist es lieblos gehandelt, wenn ich, etwa um mich wichtig zu machen, oder um einen Dritten anzuschwärzen, eile sie zu überbringen. Eine solche Dienstfertigkeit kommt fast immer aus einer verächtlichen Seele. Oft ist sie freylich das Werk des Leichtsinnes oder einer natürlichen Lebhaftigkeit, wobey man nichts auf dem Herzen behalten kann; aber darum bleibt sie doch immer unsittlich. Nur eine selbstsüchtige Denkungsart kann die Ruhe Andrer aufopfern, um eigne Bedürfnisse zu befriedigen. Jeder muß den indiskreten Zuträger verabscheuen.

Endlich soll ich auch das verschweigen, dessen Entdeckung mir schaden würde, ohne Andern einen solchen Vortheil zu verschaffen, der mehr Rücksicht verdiente als jener Nachtheil. Das Geringere soll überall dem Größern aufgeopfert werden.

Verschwiegenheit zur rechten Zeit sichert menschliches Wohl und die Beförderung aller Angelegenheiten des gesellschaftlichen Lebens. Jeder muß wünschen, daß es Menschen gebe,

denen man ſich anvertrauen kann. Der Verſchwiegene ſelbſt genießt den Schatz des Vertrauens vorzüglich. Er iſt brauchbar vor allen, und ihm öffnet ſich ein weiter Kreis des Wirkens.

Verſchwiegenheit iſt ein Theil derjenigen Treue, woran aller Menſchenwehrt hängt. Wer nicht ſchweigen kann, bringt ſich und Andre in tauſend Verlegenheiten. Er beladet ſich oft mit dem Vorwurfe, fremdes Glück zerſtört zu haben. Wenn er noch ſo viele vorzügliche Eigenſchaften beſäße: es wird ſich doch nicht leicht jemand an ihn wenden.

3.

Mißbrauch des Vermögens, ſeine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen.

So wie dieſes Vermögen einer ausgezeichneten Anwendung, zur Beförderung menſchlicher Würde und Wohlfahrt, fähig iſt: ſo kann es auch, mehr als jedes andre, gemißbraucht werden. Durch nichts vermögen Selbſtſucht und Leidenſchaft die Ordnung, welche unter vernünftigen Weſen beſtehen ſoll, ſo vielfach zu ſtören, dem Geſetze der Allgemeingültigkeit unſrer Maximen ſo vielfach

entgegen zu handeln, und auf ſo mancherley Art Schaden zu ſtiften.

Mißbrauch desſelben iſt jede Anwendung, die nicht mit der Idee der Menſchheit, als eines Ganzen, übereinſtimmt, die nicht jeder für alle billigen würde. Die wichtigſten hierhin gehörigen Vergehen laſſen ſich wohl füglich unter folgende zuſammenfaſſen: zu viel Reden, lügenhafte Reden, Reden, wo man ſeiner Sache nicht gewiß iſt, nachtheilige und kränkende Reden, verderbliche Reden und unanſtändige Reden.

---

1. Zu viel Reden. Sprich nicht, wo du nicht vorher gedacht haſt. Wenn du redeſt: ſo ſey es etwas Vernünftiges. Du mußt wiſſen, was du ſagen willſt, und warum du es ſagen willſt. Dein Reden ſey nicht ein bloßes Bewegen des Organs. Rede nicht unbeſonnen durch einander. Springe nicht unaufhörlich von dem Einen auf das Andre ab. In dem, was du ſagſt, ſey ein einleuchtender Zuſammenhang; und alles gehöre zu einander; alles diene dazu, der Sache Licht zu geben, die du vortragen willſt.

So ſtellſt du dich ſelbſt als vernünftiges Weſen dar, flößeſt Andern Achtung gegen dich ein, und zeigſt, daß du auch ſie achteſt. Durch jene unſinnige Geſchwätzigkeit würdigſt du dich ſelbſt zur Plappermaſchine herab, und legſt eine Geringſchätzung deſſen, der dich hören ſoll, an den Tag, die kaum größer ſeyn kann.

Bemenge dich nicht mit jedem läppiſchen Weſen. Rede nicht alles aus, was dir in den Mund kommt. Von geringfügigen Neuigkeiten, von dem Treiben andrer Menſchen, von Gaſſengeſchichten und dergleichen zu reden, mußt du unter deiner Würde halten; dazu muß es dir auch an Zeit fehlen. Du fühlſt dich ſelbſt nicht; du kennſt deine Beſtimmung nicht; du haſt noch nicht begriffen, wie viel Großes und Heilſames du zu thun haſt, und wie viel an Augenblicken hängt; du verräthſt eine leere Seele, in der nichts Ernſtes und Wichtiges haftet, nebſt einer ſchimpflichen Gemeinheit; wenn du dich dazu wegwerfen kannſt. Du beleidigſt Andre, indem du ihnen zu verſtehen gibſt, ſie möchten wohl an deinen Albernheiten Gefallen finden. Und wie peinigſt du den Vernünftigen, der dich hören ſoll! Er kann doch wenigſtens die Zeit beſſer anwenden, die du ihm durch ſolche Poſſen raubſt,

über die man weder lachen noch weinen kann. Dieſe Neuigkeitskrämerey iſt recht geſchickt, dich überall verhaßt und lächerlich zu machen, und dich in unangenehme Händel zu verwickeln. Auslocken, Weiterbringen und das ganze Geſchäft des müßigen Pflaſtertretens iſt ſehr ſchimpflich.

Vorzüglich verdient das elende Gewerbe der Klatſchſucht, die ſich oft auf eine boshafte Art mit dem, was Andre geſagt und nicht geſagt, gethan und nicht gethan — und was ſie wohl mögen gedacht haben, herum trägt, Verachtung.

Vermeide alle unnöthige Weitſchweifigkeit. Hole nicht zu weit aus; gehe nicht zu tief in die Sache ein; ſchweife nicht zu oft ab; und knüpfe nicht zu viele Nebenumſtände an. Du wirſt dadurch läſtig und dunkel; du hälteſt denjenigen unnöthiger Weiſe auf, der gern erfahren möchte, was du eigentlich willſt, und wirſt dem unverſtändlich, der dir ſo weit nicht folgen kann.

Das Leben iſt kurz, und wer ſich auf dasſelbe verſteht, für den gibt es zu viel zu thun, als daß er ſeine Zeit an unnützen Kram verſchleudern dürfte.

Es gibt eine gelehrte Weitſchweifigkeit, die immer eine Folge der Pedanterie iſt. Sie will überall gründlich ſprechen, alles erweiſen und erſchöpfen. Sie bringt ihre Weisheit gewöhnlich an der unrechten Stelle an, und geht bey demjenigen vorbey, worauf es eigentlich ankommt. Von dem Kenner der Wiſſenſchaften erwartet man vorzüglich mit Recht Humanität; und dieſe muß ſich auch im Mittheilen ſeiner Gedanken zeigen. Er muß vorzüglich darauf denken, Andern hier ſo nützlich und angenehm, als möglich, zu werden.

Die gemeine Weitſchweifigkeit heißt Wäſcherey; der Name deutet auf den Ort, wo ſie zu Hauſe iſt. Der Wäſcher iſt ein Menſch ohne Bildung. Weil ſein Kopf leer und ſein Verſtand beſchränkt iſt, hält er ſich immer bey Dingen auf, die nicht dahin gehören. Weil er nichts durchdringen und verarbeiten kann, verweilt er ſo lange bey Nebenumſtänden. Die Art, wie er etwas vorbringt, iſt abgeſchmackt, und muß ihm die Achtung aller Vernünftigen rauben.

Mache nicht zu viele Worte. Worte ſollen nur Mittel ſeyn, unſre Gedanken zu bezeichnen. Der Redſelige macht widerſinnig das Mittel zum Zwecke; entweder

um sich die Zeit zu vertreiben; oder weil er sich selbst gerne sprechen hört, und glaubt, es mache auch Andern ein besonderes Vergnügen, ihn zu vernehmen; oder weil er meynt, es gebe ihm ein besonderes Ansehen, wenn sein Sprachorgan immer in Bewegung ist. Denselben Gedanken drückt der Redselige in so vielen Wendungen aus, als ihm zu Gebote stehen, und für dieselbe Sache braucht er so viele Zeichen, als er nur auftreiben kann. Was er gestern und vorgestern gesagt hat, wird nicht vergessen anzuführen. Was sich, dem Inhalte nach, kurz zusammendrängen läßt, wird so erzählt, wie es sich zugetragen hat, mit allen Worten, die dabey sind gewechselt worden. Zur Verschönerung, zur Belebung oder zur Verdeutlichung ist es allerdings erlaubt, dem Nöthigen noch wohl etwas anzufügen; aber nie darf dieses in ein leeres Geklingel mit Tönen ausarten, worin man als ein geistloser Mensch erscheint.

Maße dir nicht an, immer das Wort zu führen. Bist du wirklich der, welcher am meisten zu sagen hat: so wird Bescheidenheit deine Ueberlegenheit trefflich schmücken. Man wird deine Vorzüge um so williger anerkennen, je weniger du Andre da-

mit drückſt. Man wird um ſo lieber von dir lernen, mit je mehr Humanität du dich zu Andern herabläſſeſt, je ſchonender du den behandelſt, der nicht ſo viel weiß, als du. Der Stolz, der alles allein ſeyn will, wird Andre entweder von dir zurückſcheuchen, oder ſie aufmerkſamer machen, Schwächen an dir zu entdecken, die dir mehr ſchaden, als alle Anmaßung dir nützen kann. Du biſt auch ohnehin der Menſchenwürde im weniger Unterrichteten ſchuldig, ihm die Mittheilung ſeiner Gedanken zu erleichtern, die zu ſeiner Bildung viel beyträgt. Um zu verhüthen, daß nicht geiſtloſes Geſchwätz überhand nehme, iſt es gar nicht nöthig, daß du immer das Wort führeſt.

Iſt es aber gar bloße Eitelkeit, die dich bereredet, du ſeyſt zum Lehrer der Andern berufen, ob du gleich eigentlich von ihnen lernen ſollteſt; willſt du nur dein theures Selbſt darin zur Schau tragen: ſo iſt es überflüſſig, etwas gegen dein Betragen zu erinnern. Selbſterkenntniß iſt es, was man dir vorzüglich wünſchen muß.

Freyheit des Gedankenverkehrs ſoll unter den Menſchen ſeyn, damit alle von allen lernen. Keiner nehme ſich hier etwas heraus,

was ihm nicht angetragen wird. Wenn ſich der Klügere nicht ſelbſt vordrängt, dann werden ſich die Andern deſto eher um ihn ſammeln.

Miſche dich nicht in alles. Bleibe zurück, wo man dich nicht hinzuzieht. Horche nicht nach dem, was Andre verhandeln; rede nicht darein, wo man dich nicht zu hören begehrt. Rede nicht über Dinge, die du nicht kennſt, oder von deren Zuſammenhang du nicht hinlänglich unterrichtet biſt. Du würdeſt dich der Gefahr ausſetzen, deinen Vorwitz auf eine für dich empfindliche Art zurückgewieſen zu ſehen, oder Ungereimtheiten zu äußern, die dich lächerlich machen, oder durch blindes in den Tag hinein Reden den Verdacht erwecken, es ſey dir einerley, was du ſprecheſt, und wie man deßwegen von dir denke.

Unkenntniß einer Sache, die man nicht kennen kann, oder die nicht jeder zu kennen braucht, ſchändet nie. Aber wohl ſchändet es, wenn dieſe Unkenntniß ſich brüſtet, und weiſe thut. Zu einem treffenden Belege kann hier die politiſche Kannengießerey dienen, welche die Sache zugleich von ihrer komiſchen und ernſthaften Seite darſtellt.

Frage nicht indiskret. Frage nicht nach ſolchen Dingen, die der Erkundigung, und

der Mühe, welche man dem macht, der antworten ſoll, nicht wehrt ſind. Frage nicht nach dem, was die Perſönlichkeit des Andern betrifft, und worüber zu fragen Mangel an Achtung verräth. Frage nicht nach dem, worüber man ſich gegen Andre nicht gern erklärt. Frage nicht, wo du vermuthen kannſt, daß gegebenes Wort oder eine wichtige Rückſicht den Andern verhindert, ſich dir zu eröffnen. Frage nie ohne einen bedeutenden und erlaubten Zweck.

Das Fragen, bloß um zu fragen, iſt ſehr unanſtändig, und gegen alles Schicklichkeitsgefühl. Das Fragen, das Andre zur Antwort gleichſam zwingt, indem hier Schweigen auch eine Antwort ſeyn würde, iſt frevelhafte Verletzung fremder Rechte. Auch dann, wenn deine Frage nöthige Belehrung bezweckt, ſey ſie beſcheiden, und ſo, daß ſie den Gefragten nicht genire.

Endlich iſt hier noch zu tadeln die Geheimnißkrämerey, die zwar nicht immer viel ſpricht, aber doch gern den Schein erregt, als ob ſie viel ſprechen könne. Der Geheimnißkrämer iſt gewöhnlich ein Betrüger. Oft verkauft er gemeine Waare, unter glänzenden Vorſpiegelungen, für einen theuren Preis.

Oft lockt er die Neugierde an, ohne sie befriedigen zu können, oder hilft sich mit Lügen durch. Oft will er sich wichtig machen, läßt viel vermuthen, wo nichts ist; und veranlaßt so nicht selten den Scharfsinn zu einem Errathen, wodurch falsche Gerüchte entstehen und verbreitet werden. Oft muß er, um Wort zu halten, zum Verräther an dem werden, was Andre ihm anvertrauten.

Wo du etwas geheim zu halten hast, da mache auch niemand darauf aufmerksam. Wo du aber etwas zu sagen dich gedrungen fühlst, da sage es frey heraus.

Es ist vorzüglich unsittlich, Andern unangenehme Nachrichten, die sie betreffen, halb beyzubringen, und ihnen dabey zu verstehen zu geben, man wisse noch viel mehr, und die Sache sey noch schlimmer. Dann ist es besser, das Schlimmere wirklich zu offenbaren, damit nicht die Phantasie Freyheit behalte, mit dem Aergsten zu ängstigen, wozu sie immer sehr geneigt ist.

---

2. Lügenhafte Reden. Derjenige lügt, der sich, bey der Mittheilung seiner Gedanken, solcher

Zeichen bedient, die das Entgegengeſetzte von dem ausdrücken, was er ſelbſt für das Rechte hält, damit Andre getäuſcht werden.

Mehr als ſeine Ueberzeugung kann kein Menſch verbürgen. Der iſt daher kein Lügner zu nennen, der ſo ſpricht, wie er glaubt, wenn gleich ſein Glaube falſch iſt. Das Aeußere ſoll nur mit dem Innern übereinſtimmen.

Es kommt auch nicht darauf an, daß die Worte immer nach ihrer wahren Bedeutung gebraucht werden, ſondern nur darauf, daß ſie bey den Menſchen nicht anders gelten, als wir dabey denken. Freylich wäre es beſſer, wenn kein Ausdruck in einem andern Sinne genommen würde, als in dem, welchen er urſprünglich hat. Aber da unſer geſelliges Weſen dies nun einmal nothwendig macht: ſo müſſen wir uns damit begnügen, daß jeder uns ſo verſtehe, wie es in unſerm Geiſte wirklich iſt. Ich darf mich eines Ausdruckes bedienen, der mehr ſagt, als an der Sache iſt, wenn jeder weiß, wie das zu nehmen ſey, und dieſe Art ſich auszudrücken entweder überhaupt, oder bey einer ſolchen Veranlaſſung, ſo allgemein ward, daß ſich die Einſchränkung von ſelbſt

verſteht. Aber dieſes von ſelbſt Verſtehen darf keinem Zweifel mehr unterworfen ſeyn.

Hierhin gehören die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln. Jeder weiß, daß ſie nicht in ihrem eigentlichen Sinne zu nehmen ſind. Aber ſie ſollen, wenn auch nicht alles, was in ihnen liegt, doch etwas bezeichnen, nämlich ein beſcheidenes Wohlwollen. Wenn ich jemand ſage, ich freue mich ſeines Wohlſeyns, dem ich doch wünſche, daß es ihm übelgehe: ſo iſt das allerdings eine Lüge. Nichts kann mich darüber entſchuldigen. Warum weiche ich einem ſolchen nicht aus? Wenn ich jemand am Schluſſe meines Briefes meiner Achtung verſichere, den ich doch verachte, oder mich jemandes Diener nenne, dem ich auch nicht die geringſte Gefälligkeit erzeigen würde: ſo iſt das allerdings eine Lüge. Der Andre wird freylich wohl wiſſen, wie er mit mir daran iſt. Aber was ſoll er ſich denn dabey denken? Ich ſage damit entweder gar nichts, oder gerade das Entgegengeſetzte von dem, was ich meyne — und was für einen vernünftigen Zweck kann ich wohl hierbey haben?

Auch iſt es nicht als eine Lüge anzuſehen, wenn ich jemand, um ſeine Zudringlichkeit abzuweiſen, eine Ungereimtheit ſage, die jedem

als eine ſolche gleich einleuchten muß. Er verſteht recht gut, was ich will, und er müßte höchſt albern ſeyn, wenn er dadurch irre geführt werden ſollte.

Die Abſicht zu täuſchen, oder eine ſolche Bezeichnung meiner Gedanken, wodurch, mir wohl bewußt, Andre getäuſcht werden müſſen, oder doch leicht getäuſcht werden könnten: das iſt es eigentlich, was meine Aeußerung zur Lüge macht.

Dies wird noch deutlicher erhellen, wenn wir uns der Grundſätze verſichern, die uns zur Wahrheit in der Mittheilung unſrer Gedanken verpflichten.

Viele haben geglaubt, die Pflicht, die Wahrheit zu ſagen, ſey für ſich ſelbſt klar, indem durch das Gegentheil das Vermögen, ſeine Gedanken mitzutheilen, ſeiner Naturbeſtimmung zuwider gebraucht werde, und der Menſch darin ſich ſelbſt ſchände. Indeß ſie vergaßen, darzuthun, wie denn die Maxime, jedes Vermögen ſeiner Naturbeſtimmung ſtäts gemäß zu gebrauchen, mit dem höchſten Grundſatze der Sittenlehre zuſammenhange. Dieſe Maxime kann nur dadurch und in ſo fern für eine moraliſch gefetzliche erkannt werden, daß

und in wie fern gezeigt wird, nur darin könne sich der Wille Aller vereinigen; wo dann vielleicht mancherley Einschränkungen hinzukommen dürften. Ferner setzten sie auch, ohne Beweis, voraus, daß die Naturbestimmung der Sprache sey, unsre Gedanken richtig zu bezeichnen, da doch nicht mehr als das Bezeichnen selbst darin liegt. Eben so wohl könnte ein Andrer sagen, diese Naturbestimmung sey, durch Gedankenmittheilung eignes und fremdes Wohl zu befördern, und es sey recht, etwas Unwahres zu äußern, wo dieser Zweck dadurch erreicht werde. Die Naturbestimmung lehrt über das Sittliche im Verhalten nichts, wenn sie nicht selbst, durch moralische Principien, näher bestimmt wird.

Diese sind keine andern, als diejenigen, welche der ganzen Weisheitslehre zum Grunde liegen, und, in ihrer Anwendung auf den vorliegenden Fall, folgendermaßen auszudrücken seyn möchten.

Jeder soll auf jeden vertrauen können. So muß derjenige entscheiden, der im Namen der Menschheit über das Interesse aller Individuen zu verfügen hätte. Wenn jeder, nach diesem Grundsatze, von Andern die Hülfe erwarten darf, die er nöthig hat: so

darf er noch eher erwarten, daß keiner ſich ihm anders darſtelle, als er wirklich iſt. Von jenem hängt nur das Wohl, von dieſem aber die Sicherheit alles menſchlichen Verkehres ab. Nur dann, wenn jeder weiß, daß er von den Andern nicht betrogen wird, kann er ſeine und fremde Angelegenheiten freudig beſorgen. Die Maxime, welche Täuſchung erlaubte, würde alles Bauen auf Andre bey ſeinem Thun unmöglich machen. Jeder müßte fürchten, von dem Andern hintergangen zu werden, wie er ſelbſt hintergeht. Die Liſt würde überall das Feld behalten, bis ſie ſelbſt wieder überliſtet würde; welches ihr vielleicht von der Dummheit einmal begegnen könnte.

Worte ſollen, als Zeichen der Gedanken, mit dieſen vollkommen übereinſtimmend gebraucht werden. Nicht ihre Naturbeſtimmung, ſondern der allgemeine Wille entſcheidet dahin. Die Zeichen der Gedanken ſind Mittel des Verkehrs zur Beförderung des Geſammtwohls der Menſchheit. Sie ſind dies aber nur in ſo fern, als ſie den Gedanken treu darſtellen. Wer ſie anders braucht, macht ſie nicht allein dazu untauglich, ſondern gibt ſie auch der Leidenſchaft und der Selbſtſucht als Waffen in die Hände, den eig-

nen Nutzen gegen den allgemeinen durchzusetzen. Sie sind nur so lange dazu dienlich, als sie Glauben finden. Sie finden aber nur so lange Glauben, als jeder in ihrer Anwendung die Wahrheit ehrt. Wenn es allgemeines Gesetz würde, dem eignen oder fremden Vortheil zu Gefallen, zu lügen: dann würden Worte überhaupt nichts mehr gelten. Der Lügner schadet also auch der Gesellschaft, indem er für seine Person alles thut, was er kann, daß Worten nicht mehr geglaubt werde.

Jedem vernünftigen Wesen bin ich Achtung schuldig, und ich soll ihm diese dadurch beweisen, daß ich es als vernünftiges Wesen behandle. Thue ich nicht gerade das Gegentheil, wenn ich ihm Unvernünftiges mittheile, und unvernünftig ist doch auch wohl das Unwahre? Setze ich nicht bey dem, den ich belüge, voraus, er werde das Wahre nicht vernünftig gebrauchen, und sich überhaupt als unvernünftig darstellen? Wen ich achte, dem muß ich mich geben, wie ich bin.

Jeder soll des Andern Bestimmung befördern, ihm zur Erlangung seines Wohls und seiner besondern, nicht unsittlichen, Zwecke

behülflich ſeyn. Seiner Beſtimmung nachleben, ſein Wohl und ſeine Zwecke glücklich beſorgen kann aber nur der, welcher wohl unterrichtet iſt. Es iſt ſchon unrecht, jemand in Unwiſſenheit zu laſſen — noch mehr aber, ihm irrige Meynungen beyzubringen. Durch das Letztere bin ich ihm wirklich hinderlich; ich veranlaſſe ihn, das Rechte zu verſäumen, ſeine Kräfte vergebens zu verſchleudern, oder wohl gar etwas zu thun, das ihm ſchädlich iſt.

Es iſt ein elender Selbſtbetrug, der eine Lüge mit ihrer Unſchädlichkeit vertheidigt. Wäre ſie das wirklich: ſo bliebe ſie doch unrecht, und müßte allgemein gemißbilligt werden. Aber ſie iſt das nie. Sobald der Fall eintritt, daß von einer ſolchen Aeußerung Gebrauch gemacht werden muß, iſt es unvermeidlich, daß ſie ſchade. Das Falſche kann nicht zum Rechten leiten, als etwa durch zufällige Begünſtigung des Glückes. Die vorgeſchützte Unſchädlichkeit bedeutet daher in der That nur das: derjenige, gegen welchen man ſich dieſelbe erlaubt, ſey nicht in einem ſolchen Falle. Aber weiß ich denn, daß er nie darein kommen wird? Tritt nicht oft das Unwahrſcheinlichſte ein?

Jeder ſoll ſich Zutrauen bey Andern zu verſchaffen und zu erhal-

ten ſuchen. Je mehr Zutrauen man beſitzt: deſto leichter kann man ſeine Zwecke erreichen, und in deſto höherm Grade für die Sache der Menſchheit wirken. Dieſes Zutrauen hängt aber größten Theils an unſrer Wahrhaftigkeit. Dem Lügner wird nicht leicht jemand Glauben beymeſſen. Er erkläre ſeine Geſinnungen, er klage ſeine Noth, er thue die heiligſten Verſicherungen: keiner wird etwas an ihn wagen, jeder wird fürchten, betrogen zu werden. Er beraubt ſich des Beyſtandes und der Aufmerkſamkeit ſeiner Mitmenſchen. Niemand läßt ſich gerne mit ihm ein; niemand hält es der Mühe wehrt, auf ihn zu hören.

Noch wichtiger als das verſcherzte Vertrauen iſt die verſcherzte Achtung. Ehrloſigkeit brandmarkt überall den Lügner, wie jedes Laſter, das ſich in feiger Heimlichkeit behaupten muß. Nichts iſt natürlicher. Wenn andre Vergehungen uns entweder den Muth des Thäters, oder die Gewalt der Leidenſchaft, auf jeden Fall etwas, das Kraft verräth, darſtellen: ſo ſteht die Lüge in nackter Erbärmlichkeit da, ſpottet der Rechtlichkeit in ihrem Elende, und hat nichts, womit ſie uns einiger Maßen ausſöhnen könnte. Der zertrüm-

merte Charakter, das weggeworfene Selbſt erregt unſern heftigſten Widerwillen.

Die Pflicht, die Wahrheit zu ſagen, iſt, dieſem zu Folge, zwar keine unbedingte, aber nichts deſto weniger eine heilige Pflicht. Iſt ſie aber eine bedingte: dann wird ſie auch ihre Gränzen haben. Sie kann nur ſo weit gelten, als die Bedingung reicht. Blieben uns außerhalb derſelben noch mögliche Fälle übrig: ſo würde das Verhalten in denſelben nach andern Rückſichten zu beſtimmen ſeyn. Würde durch eine unwahre Aeußerung, wenn die Maxime derſelben allgemein wäre, das Zutrauen nicht aufgehoben, die Gedankenmittheilung nicht außer Kredit geſetzt, die Achtung, die vernünftigen Weſen gebührt, nicht verletzt, in erlaubten Zwecken niemand gehindert, und das Vertrauen, das Andre in mich ſetzen, nicht geſchwächt: ſo wäre mir dieſelbe, wenn ich Unheil damit verhüthen, oder Gutes damit ſtiften könnte, wohl zu geſtatten.

Nur unter vernünftigen Weſen findet Vertrauen und Gedankenmittheilung Statt. Nur vernünftige Weſen können einander verpflichten. Nur, wenn ich gegen vernünftige

Weſen unredlich handle, verſcherze ich meine Ehre. Wer ſich mir aber als ein Weſen darſtellt, das des Gebrauches ſeiner Vernunft beraubt, oder derſelben für jetzt nicht mächtig, oder das für jetzt nicht im Stande iſt, eine Wahrheit ſo zu faſſen, wie ſie gefaßt werden muß, gegen den bin ich nicht verpflichtet, wahr zu ſeyn, bis er mir wieder als vernünftiges Weſen erſcheint. Ich ſoll vielmehr eine Art von Vormundſchaft über ihn üben, und meine Vernunft zu ſeinem Beſten brauchen. Ich ſoll ihm, Statt des Wahren, etwas Andres ſagen, wenn jenes ihm und Andern ſchädlich, dieſes aber den Schaden verhüthend oder ihm und Andern nützlich wäre.

Das Vertrauen wird nicht gemindert, wenn Alle in dieſem Falle ſo handeln; jeder muß vielmehr, wenn er bey geſunder Vernunft iſt, billigen, daß mit ihm in jenem Zuſtande alſo verfahren werde. Man wird mich deßwegen nicht für unzuverläſſig halten. Die Vernunft kann ich in einem Menſchen nur ſo lange achten, als ſie in ihm wirkſam iſt. Iſt ſie das nicht mehr: ſo zeige ich meine Achtung gerade damit am beſten, daß ich für ihn handle, und ihn nach und nach zur Beſinnung zurückzubringen ſuche.

Dem Wahnſinnigen, dem Betrunkenen,

dem Menſchen, den eine Leidenſchaft raſend macht, die Wahrheit zu ſagen, die ihn verderben würde, das wäre doch offenbar ungerecht. Wer an einem Vorurtheile klebt, das er ſich nicht will nehmen laſſen, wer einen Aberglauben nährt, den ich ihm nicht rauben kann, gegen den ſoll ich, in denjenigen Sachen, welche ſein Wahn betrifft, demſelben gemäß verfahren, bis ich im Stande bin, ihn davon zu befreyen. Von wem ich vorausſetze, daß er eine Wahrheit pflichtwidrig mißbrauchen will, der reſignirt in dem Augenblicke, da er dies verräth, darauf, hierin als Menſch behandelt zu werden. Ich ſoll freylich, ſo lange es möglich iſt, ihm meine Erklärung verweigern. Aber es gibt Umſtände, unter welchen eine ſolche Weigerung ſelbſt eine Erklärung wäre. Nichts verbietet mir, durch eine Unwahrheit Unheil zu verhüthen, was ich doch immer verhüthen ſoll. Allgemeines Geſetz kann es aber, ohne einige Inconvenienz, werden, daß man ſich ſo gegen den Unwürdigen benehme. Treue und Glauben werden dabey immer in Anſehen bleiben.

Hiernach iſt nun auch die Zuläſſigkeit der Anbequemung an die Irrthümer derer, die man belehren will,

zu beurtheilen. Unwiſſende oder Irrende auf einmal zu belehren, und alle ihre Ideen zugleich zu berichtigen, iſt nie möglich. Man würde ſie durch einen ſolchen Verſuch von ſich wegſcheuchen, ſich ihres Zutrauens berauben, Erbitterung erregen, oder, durch das gewaltſame Ausrotten, die zarte Wurzel der Wahrheit in ihrem Gemüthe mit verletzen, wenn nicht gar ihnen den ganzen Kopf verwirren. Um ihre wichtigſten oder gefährlichſten Irrthümer mit Erfolg zu bekämpfen, muß man mit ihnen in manchen Stücken gleicher Meynung zu ſeyn ſcheinen, worin man es vielleicht nicht iſt. Man muß mit ihnen von ihrem Standpuncte ausgehen, und ihre unbedeutendern falſchen Meynungen gegen die wichtigern gebrauchen, die man zunächſt bekämpfen will. Gelingt uns nur dies: ſo werden wir mit der Zeit auch zu jenen zurückgehen können, um ſie der nähern Prüfung zu unterwerfen. Aber es wird ſelten nöthig ſeyn. Das einmal angezündete Licht wird, nach und nach, auch die bisher dunkeln Gegenden der Seele erleuchten. Der Eine Irrthum wird den andern von ſelbſt mit zu Boden reißen. Uebung im Selbſtdenken wird endlich über jeden Wahn erheben.

Ein ſolches Verfahren, das allein der

menſchlichen Natur angemeſſen iſt, kann keiner ungerecht finden. Man hat dabey ja nicht die Abſicht, zu täuſchen, ſondern, freylich auf einem Umwege, den die Schwäche oder der Mangel an Empfänglichkeit für Wahrheit nothwendig macht, zu berichtigen. Jeder muß billigen, daß ſo gegen jeden verfahren werde.

Man braucht alſo nicht von der Noth den Beſtimmungsgrund herzunehmen, um gewiſſe Abweichungen von der Wahrheit, für welche ſich der geſunde Verſtand der Meiſten erklärt, zu rechtfertigen. Dieſer Grund möchte auch wohl nie die Prüfung der Vernunft beſtehen. Würde es allgemeines Geſetz, aus Noth zu lügen: ſo wäre es um das öffentliche Zutrauen geſchehen. Keine Aeußerung könnte unbedenklich angenommen werden, wenn man auch allen die größte Gewiſſenhaftigkeit zugeſtände: denn man könnte nicht wiſſen, ob derjenige, der eine ſolche Aeußerung that, gerade in der Noth geweſen ſey. In den Fällen, wo die Möglichkeit des Vertrauens und die Achtung gegen die Würde Andrer Wahrhaftigkeit zur Pflicht macht, kann keine Noth davon dispenſiren. Vergleicht man den durch eine Nothlüge zu erlangenden Vortheil oder zu verhüthenden Schaden mit dem, was daraus ent-

ſtehen würde, wenn die Maxime der Nothlüge allgemeines Geſetz würde: ſo werden jene immer zu leicht befunden werden, um ſich gegen dieſes zu behaupten.

Mannichfaltig ſind die Arten der Lüge. Unter allen aber iſt diejenige am ſchändlichſten, die ſolche Irrthümer, welche das ewige Heil der Menſchen betreffen, im Munde führt. Sie iſt nicht bloß aus den angegebenen Principien, ſondern auch darnach zu beurtheilen, daß ſie Menſchenwürde, die auf der Wahrheit ruht, unmittelbar angreift, und, ſo viel an ihr iſt, zu vernichten ſucht, daß ſie der höchſten Beſtimmung des Lebens entgegen wirkt, und das an ſich Heilige entweiht. Wer falſche Grundſätze verbreitet, dem Aberglauben das Wort redet, den Wahn durch Schreckmittel zu verewigen ſuche, und an der Verfinſterung ſeines Zeitalters arbeitet, iſt ein ſchändlicher Menſch, der keine Achtung weiter verdient. Er hat das Vernünftige in ſich an den Eigennutz verkauft, das Göttliche einer elenden Politik unterthan gemacht, und der Menſchheit den Krieg angekündigt. Die Wahrheit ſelbſt iſt in ſeinem Munde zur Lüge geworden: wer ſoll ihm in Dingen des gemeinen Lebens glauben? Faſt

noch verächtlicher iſt es, ſich dem Obſcuranten zum Werkzeuge hinzugeben.

Sprich darum das nie aus, was du ſelbſt für irrig erkennſt, es ſey denn, daß deine Bemühungen, Andre zur Wahrheit zu führen, es nöthig machten, hierbey eine Zeit lang zu verweilen. Am wenigſten ſuche es Andern durch täuſchende Künſte einzureden. Dem ſchlauen Verkündiger des Irrthums kann es gar nicht ſchwer werden, durch Hülfe der Phantaſie und des Herzens, viele gläubige Jünger um ſich zu ſammeln. Aber er iſt der Verderber ihrer Seelen, und tritt ſein beſſeres Selbſt mit Füßen.

Zu verurtheilen ſind auch: die Maxime, ſich mit Lügen durchzuhelfen, einen Nachtheil oder eine verdiente Strafe von ſich abzuwenden, oder der Schande zu entgehen; — das unrechte Berichten über ſolche Dinge, die wir beſſer wiſſen, es geſchehe aus welchem Grunde es wolle; — das Erdichten von Gerüchten, ſie mögen Menſchen oder Sachen betreffen, wenn gleich niemand dadurch beleidigt wird, wenn man auch die, ſonſt löbliche, Abſicht dabey hätte, den Neuigkeitsträger zu beſchämen und zu beſſern; — endlich das Ablegen ſolcher Verſprechun-

gen, die man nicht Willens iſt zu halten, oder von denen man voraus ſieht, daß man ſie nicht wird halten können; wenn man auch nichts dabey gewänne, und der Andre für das Verſprochene nichts aufgeopfert hätte.

Die herrſchende Maxime, ſich mit Lügen zu helfen, oder auch ohne weitere Abſicht zu lügen, heißt Lügenhaftigkeit. Das Letztere entſteht gewöhnlich aus dem Erſtern. Wer oft gelogen hat, deſſen Geiſt nimmt leicht die Richtung an, die Zeichen ſeiner Gedanken anders zu gebrauchen, als er ſollte. Das dunkle Bewußtſeyn der Vortheile, die er dadurch erlangte, hilft dieſe Richtung befeſtigen. Oft iſt die Lügenhaftigkeit auch eine Folge des Müßigganges, der ſich mit Lügen die Zeit vertreibt; oder der Geſchwätzigkeit, die immer etwas ſagen muß, und daher nicht ſelten unbemerkt Unwahrheiten ſagt; oder der Neugierde, die Andern ihre Mittheilungen dadurch ablockt, daß ſie ihnen Nachrichten zuträgt, und ſie im Nothfalle erdichtet; oder der Verlegenheit, die an der Unterhaltung Theil nehmen will, und nichts zu geben hat; oder der Gutmüthigkeit, die zu intereſ-

ſiren ſucht, und ſich ohne Hinzuthun und Ausſchmücken nicht zu helfen weiß; oder der Eitelkeit, die ſich gern wichtig macht, und der es doch nicht ſelten an Allem gebricht, wodurch ſie das könnte.

Wo Lügenhaftigkeit aber tiefer im Herzen wurzelt, da entſtand ſie entweder aus einem eignen Gefallen daran, daß man etwas von Andern heimlich habe, und aus dem Gefühle der Ueberlegenheit, die uns das verſchafft; oder aus Verachtung der Menſchen, die ſie keines Beſſern wehrt hält; oder aus früher Angewöhnung, vorzüglich durch Verleitung Andrer zur Verſtellung, und durch Aufprägung unſrer Geſelligkeitskultur, ehe Geiſt und Herz dazu reif waren; oder aus einer totalen Zerrüttung des innern Menſchen, die zu aller Verkehrtheit aufgelegt, und es zur größten Luſt macht, ſich mit ſich ſelbſt und mit aller Welt in Widerſpruch zu ſetzen.

Lügenhaftigkeit zerrüttet den ganzen Charakter; ſie vernichtet alles Feſte und Selbſtſtändige am Menſchen. Sie erſchüttert alles, worauf man bey ihm bauen kann; und nimmt alles, wodurch man etwas wehrt iſt. Beym Lügenhaften iſt das menſchliche Weſen in ſei-

nen innersten Tiefen aufgewühlt. Mit dem edlern Theile seiner Natur in Uebereinstimmung zu seyn, kann ihm nichts mehr gelten, da das Gemeinste an ihm überall voll Disharmonie ist.

Die Wahrhaftigkeit ist die Maxime, seine Gedanken stäts richtig und treu auszudrücken, daß keiner durch Worte hingehalten oder gar getäuscht wird. Sie versteckt sich nicht hinter Worte; sie braucht sie in keinem andern Sinne als derjenige ist, worin Andre sie nehmen. Sie erlaubt sich keine Zweydeutigkeit. Sie läßt nichts zu errathen übrig, wo wohl falsch gerathen werden könnte. Sie entstellt auch dasjenige nicht, was ganz gleichgültig zu seyn scheint. Wo es Pflicht ist, sich wahr zu äußern, da thut sie es ganz und zur völligen Befriedigung des Gewissens, ohne zu scheuen, was dabey zu leiden oder aufzuopfern seyn möchte. Zur Wahrhaftigkeit gesellen sich gern Hochsinn und Edelmuth.

Wahr, wie der Ausdruck unsrer Gedanken, soll auch der Ausdruck unsrer Gesinnungen seyn. Hierauf leiden dieselben Grundsätze Anwendung. Es soll niemand durch mich getäuscht werden. Es

ſinnungen drücken ſich durch Worte, Mienen, Gebehrden und Handlungen aus. Ich bin nicht unbedingt verbunden, Andern meine Geſinnungen zu offenbaren. Ich darf ſie ihnen verbergen, wenn ihnen nichts daran gelegen iſt, oder die Enthüllung derſelben gar ihnen oder mir nachtheilig ſeyn würde. Daher iſt es auch nicht unrecht, den unwillkührlichen Ausdruck ſeiner Geſinnungen zurückzuhalten, z. B. die Angſt zu unterdrücken, womit mich eine Nachricht erfüllt, um meinen Feind nicht beherzter zu machen, — die Züge des Grames auf meinem Geſichte zu verſcheuchen, um den Frohſinn der Geſellſchaft, worin ich mich befinde, nicht zu trüben. Bey der Mittheilung der Gedanken findet dieſe Ausnahme nicht Statt, weil dieſe immer willkührlich iſt. Ich ſpreche nicht leicht, ohne daß ich die Abſicht habe, Andern eine gewiſſe Meynung beyzubringen. Aber mein Geſicht verräth oft etwas, das ich nicht verrathen will, und auch nicht verpflichtet bin, zu verrathen.

Wenn ich indeß die Abſicht habe, durch willkührliche Mienen, Gebehrden und Handlungen Andern die Meynung von gewiſſen Geſinnungen, vorzüglich von ſolchen, die ich gegen ſie häge, beyzubringen: ſo iſt es eine un-

erlaubte Verstellung, wenn ich diese Zeichen anders gebrauche, als sie meinen Gesinnungen angemessen sind; es sey denn, daß ich dieses vorher erklärt habe, oder daß man allgemein übereingekommen sey, diese Zeichen nur das gelten zu lassen, was sie jetzt bey mir gelten; wie bey manchen Höflichkeitsbezeugungen und bey theatralischen Vorstellungen.

Verstellung, die hassende oder gar boshafte Gesinnungen verbirgt, ist Falschheit, und theilt die Schande der Lügenhaftigkeit, ist aber in noch höherm Grade strafbar. Von Worten weiß man, daß es nicht immer so genau damit gehalten wird. Wer mir aber die Hand drückt, herzliche Freude über mein Erscheinen oder über mein Wohlseyn zu erkennen gibt, mit mir mein Unglück beweint, sich mit Wärme über mich äußert, von dem glaube ich leicht, er sey mein Freund. Ich kann es nicht wohl für möglich halten, alle diese Aeusserungen zu erkünsteln, und noch dazu diese Herzlichkeit hinein zu legen, und bin deswegen nicht sehr gegen ihn auf meiner Huth. Der Falsche ist ein Betrüger, und außer dem, daß er gegen Andre unsittliche Gesinnungen hägt, macht er auch das zuverlässigste Zeichen

des Innern, das ſicherſte Mittel des Vertrauens verdächtig.

Der Falſchheit ſteht entgegen die Aufrichtigkeit. Der Aufrichtige iſt nicht immer offen; aber wenn er es iſt, dann äußert er ſich auch, wie er es meynt. Wo er ſich Andern nicht mittheilen will, oder wo Andre nicht dabey intereſſirt ſind, ſein Inneres zu wiſſen: da mag er ſich vor ihnen verbergen. Aber er kann nicht täuſchen; er kann ihnen nichts andres vorſpiegeln, in der Abſicht, daß ſie dies für das Rechte halten ſollen. Er zeigt ihnen keine Geſinnungen, die er nicht hat, er redet ihnen keine Abſichten ein, die ihm fremd ſind. Er verſichert keinen ſeiner Freundſchaft, den er haßt. Er lächelt nicht, wo es ihm unter der Bruſt kocht. Er ſcheint nicht für den intereſſirt zu ſeyn, dem er entgegen arbeitet.

Aufrichtigkeit iſt ein herrlicher Zug an Menſchen, köſtlicher Schmuck der menſchlichen Natur. Gewöhnlich erreicht ſie in edler Einfalt ihre Zwecke beſſer, als die Verſtellung mit der verſchlagenſten Argliſt. Sie iſt frey von der Mühe und Sorge, womit dieſe immer zu kämpfen hat; darum klar ihr Weſen, heiter ihr Blick, und ruhig das Schlagen des Herzens. Sie geht keine Schlangengänge;

darum verirrt ſie ſich auch nicht leicht. Sie hat ihr Werk öffentlich; darum braucht ſie auch nicht zu fürchten, daß es ihr verrathen werde.

Mit der Lügenhaftigkeit ſind noch einige andre moraliſche Fehler nahe verwandt, nämlich: die Maxime, an der Stelle der Wahrheit, ſelbſtſüchtige Neigungen zum Princip ſeiner Entſcheidungen zu machen; lügenhafte Aeuſſerungen, die uns ſelbſt, und lügenhafte Aeußerungen, die Andre betreffen.

Die Fehler der erſten Art ſind Rechthaberey und Parteylichkeit.

Der Rechthaber will nie von dem abgehen, was er einmal angenommen oder behauptet hat. Gegengründe hört er entweder gar nicht an, oder er beſtreitet ſie mit Sophiſtereyen; oder er weiſt ſie durch Machtſprüche ab. Oft iſt dies ein Eigenſinn, der ſich gar nicht beugen kann; oft eine Schwerfälligkeit des Geiſtes, der es unmöglich iſt, in fremde Meynungen einzugehen; oft eine Beſchränktheit, welcher ſelbſt der Wahn,

den ſie einmal ergriffen hat, ſo ſehr einleuchtet, daß gar kein Zweifel daran bey ihr aufkommt; oft eine Selbſtſucht, die ſich nicht widerſprechen läßt; oft ein Stolz, der es für ſchimpflich hält, Andern nachzugeben.

Zuweilen ſteht der Rechthaber in der Meynung, er habe wirklich Recht; und dann iſt es ihm nicht zu verdenken, wenn er bey ſeiner Behauptung bleibt; nur ſollte er prüfen, was Andre dagegen vorbringen. Nicht ſelten weiß er aber gar wohl, daß er Unrecht hat, und vertheidigt es doch ſtandhaft. Dann handelt er nach einer offenbar unſittlichen Maxime. Er opfert die Wahrheit einem ſehr engherzigen perſönlichen Intereſſe auf. Er erniedrigt ſeine Vernunft unter ſeinen Egoismus. Er beleidigt Andre durch ſeine Anmaßung, und verbreitet unbedenklich jeden Irrthum. Dieſe Maxime, allgemein gedacht, würde kein Zutrauen zu fremder Wahrhaftigkeit mehr übrig laſſen.

Die Rechthaberey geht am Ende ſo weit, daß man Ungereimtheiten erſinnt, um ſich das Vergnügen zu verſchaffen, auf eine ausgezeichnete Art Recht zu behalten; daß man auch in Gerüchten, die man Andern nacherzählt, auf eine gewiſſe Weiſe, gegen diejenigen, welchen

jedermann zugeſteht, daß ſie es beſſer wiſſen, Recht behalten muß.

Rechthaberey verdirbt den Charakter. Sie nährt die Selbſtſucht. Sie erſtickt Wahrheitsgefühl und Humanität, und begünſtigt alles verkehrte Weſen. Sie ſey entſtanden, woher ſie wolle: immer zeugt ſie von Schwäche des Kopfes. Der wahrhaft Aufgeklärte wird es nie für ſchimpflich halten, den unheilbaren Thoren ſeine Wege gehen zu laſſen.

Der Parteyiſche entſcheidet nicht nach Gründen, ſondern nach ſinnlicher Neigung. Wenn er auch jene etwas gelten läßt: ſo geſchieht es doch nur ſo weit, als dieſer dadurch kein Eintrag geſchieht. Es iſt entweder ein verehrter Nahme, dem er huldigt, oder die Secte, der er anhängt, oder der Stand, den er bekleidet, oder das Zeitalter, in dem er lebt, die Neuheit oder das Alterthum einer Meynung, ihr Einfluß in ſeine Leidenſchaften, oder die Ausſicht, durch ihre Behauptung zu glänzen, was ſeinen Unterſuchungen ihre Richtung gibt, und ſeine Aeußerungen beſtimmt. Er iſt gewöhnlich nicht ſo ſehr unredlich gegen Andre, als gegen ſich ſelbſt. Er verbreitet die falſche Meynung, weil er ſie ſich ſelbſt eingeredet hat. Seine Verwerflichkeit beruht dar-

auf, daß er es, auf die Gefahr hin, irre zu leiten und betrogen zu werden, nicht zu einer ruhigen und allſeitigen Prüfung kommen läßt. Die Maxime der Wahrhaftigkeit iſt nicht in ſeinem Thun. Oft äußert er gar Feindſeligkeit gegen die Wahrheit, und vertheidigt den Irrthum mit ſolchen Gründen, deren Richtigkeit ihm ſelbſt wohl bewußt iſt.

Die gewöhnlichſten Maximen lügenhafter Aeußerungen, welche uns ſelbſt betreffen, ſind: Heucheley und Prahlerey.

Der Heuchler iſt entweder ein ganz laſterhafter Menſch, der doch die Schande des Laſters zu ſehr fühlt, als daß er nicht alles aufbieten ſollte, wenigſtens ſeine gröbſten Ausſchweifungen vor den Augen der Welt zu verbergen, oder ſie mit einigem Scheine der Rechtlichkeit zu ſchmücken, und ſie durch einige Erweiſungen der Tugend, die er von ſich erzwingt, zu vergüten; — oder er iſt ein Menſch, der, bey einer gemeinen verkehrten Denkart, gerne für tugendhaft möchte gehalten werden, und deßwegen das äußere Weſen der Tugend abſichtlich um ſich verbreitet; — oder endlich ein ſolcher, dem man zwar ein gewiſſes Maß von Rechtſchaffenheit nicht abſpre-

chen kann, der aber beſſer ſcheinen will, als er wirklich iſt.

Alles, was in die Augen fällt, und, ohne viele Mühe zu koſten, von dem Menſchen hoch angeſchlagen wird, muß dem Heuchler zum verſchönernden Gewande dienen. Wohlwollende Handlungen, die den Eigennutz nicht unbelohnt laſſen, fromme Worte, öffentliche Religionsübungen, und ausposaunte Mildthätigkeit ſind ſeine gewöhnlichſten Mittel. Welche von dieſen er gebrauchen wird, das hängt von dem Rufe ab, den er zu erwecken wünſcht.

Der Heuchler muß ſchon als Betrüger verächtlich ſeyn. Nach ſeiner Maxime könnte der Redliche nicht mehr vom Schlechten unterſchieden werden. Er treibt mit der heiligſten Sache ſein ſchändliches Spiel, und wirkt dazu mit, daß Tugend auf Erden immer mehr verdächtig werde. Er verräth dabey eine ſehr niedrige Denkart. Er kennt den Wehrt und die Achtbarkeit der Tugend. Gleichwohl genügt ihm ihr Schein. Er iſt zu feige, dasjenige zu ſeyn, was er für das höchſte Gut des Lebens hält. Der Heuchler kommt bald dahin, daß er auch ſich ſelbſt betrügt. Er gewöhnt ſich an den Schein, den er für Andre hervorbringt; die täuſchenden Ideen prägen

ſich ſeiner Seele ſo tief ein, daß er ihnen zuletzt Glauben beymißt. Eine ernſtliche Beßrung iſt von dem Heuchler ſelten zu erwarten.

Wie es der Heuchler mit der Tugend hält; ſo hält es der Prahler mit andern Vorzügen. Wie jener ſich die Achtung des ſittlichen Wehrtes zu verſchaffen wünſcht: ſo iſt es dieſem um äußeres Anſehen zu thun. Er will den Menſchen wichtig ſeyn, und ſich in dem ausnehmen, was bey ihnen am meiſten gilt. Er begnügt ſich daher nicht damit, ſeine Rechte, auf eine unbeſcheidene Art, geltend zu machen, ſeine wahren Vorzüge, ohne Diskretion, überall auszuſtellen, und ſein Uebergewicht jeden fühlen zu laſſen; er ſucht noch weit höhere Gedanken zu erwecken. Lügenhaft poſaunt er aus die Wichtigkeit des Amtes, das er bekleidet, den Umfang und die Bedeutung der Geſchäfte, die auf ihn warten, die Größe der Werke, die durch ihn geſchehen ſind, den Reichthum, den er beſitzt, die Verbindungen, worin er ſteht, die Geiſteskräfte, die ihn ſchmücken, und die Ehre, die ihm ſchon zu Theil geworden iſt.

Entweder bleibt er bey dem ſtehen, was wirklich ſo iſt, ſchreibt ihm aber einen Einfluß zu, den es nicht hat. Oder er erdichtet, gibt

vor der Vertraute von Menschen zu seyn, die ihn nicht kennen, etwas geleistet zu haben, was durch Andre geschah, Aufträge zu besitzen, die nie an ihn ergingen.

Diese Gedanken sucht er nicht bloß durch Worte, sondern durch sein ganzes Betragen zu erwecken. Er ist immer eilig, weil dieser und jener auf ihn wartet, weil dieses und jenes zu verrichten ist. Er erkundigt sich sorgfältig, ob er noch nicht sey vermißt worden. Er bedauert herzlich, daß er mit seiner Gegenwart nicht früher oder nicht länger habe erfreuen können. Er redet im Tone der Vornehmen. Er stümpert die Sitten der Vornehmen erbärmlich nach. Er drängt sich zu den Vornehmen hin, wo er gesehen wird, und läßt sich gern gefallen, daß diese ihn unsanft zurückweisen, wenn es nur niemand bemerkt. Er kleidet sich, wie Vornehme oder wie Leute von Geschmack und Welt sich kleiden, oder, wenn das nicht geht, nach eignen phantastischen Ideen. Er glänzt öffentlich, wenn er auch heimlich bittre Noth leidet.

In einem höhern Grade, wo sie sich zugleich läppischer und verächtlicher zeigt, und wo größere Armuth durch mehr Schimmer verborgen werden soll, heißt die Prahlerey

Windbeuteley. Immer zeigt ſich auch der Prahler als ein beſchränkter Menſch. Die Windbeuteley aber bringt ihr Elend um ſo ſicherer und kläglicher an den Tag, je mehr ſie thut, um etwas zu gelten. Wer etwas iſt, wird ſich nicht ängſtlich um das Scheinen bemühen. Wer Verſtand hat, wird nicht mehr ſcheinen wollen, als er iſt. Wer der Dinge Wehrt zu ſchätzen weiß, wird nicht viel darin ſetzen, durch dasjenige zu glänzen, was das Glück oft unbeſonnen dem Menſchen zuwirft.

Der Prahler iſt unwahr in ſeinem ganzen Thun; er wird auch unwahr in ſeinem innerſten Weſen werden. Charakterloſigkeit iſt jedem Prahler eigen. Er iſt alles, was man will, der gröſsten Niederträchtigkeit fähig, und ſchätzt ſich glücklich, den Speichel derer zu lecken, die ihn mit einem halb verachtenden Blicke begnadigen. Er wird ſich nicht bemühen, etwas zu ſeyn, da er mit dem Scheinen ſchon fortkommt, was ihm dann freylich oft ſauer genug wird, und nicht ſelten ſeinen totalen Ruin herbey führt.

Die gewöhnlichſten Marimen lügenhafter Aeuſserungen, welche Andre betreffen, ſind: Schmeicheley und Tadelſucht.

Der Schmeichler will ſich bey Andern in Gunſt ſetzen, und ſucht dies durch ſolche Aeußerungen zu bewirken, welche ihnen angenehme Vorſtellungen von ihrem Selbſte beybringen, oder durch ein ſolches Betragen, das ihnen ihr Uebergewicht zu fühlen gibt. Er ſchweigt über ihre Fehler, wo er Veranlaſſung und Beruf hätte, ſie zu tadeln. Er entſchuldigt und beſchönigt ſie, weiß wohl gar etwas Rühmliches an ihnen zu entdecken, wo ſie zur Sprache kommen. Er rechnet ihnen das als Verdienſt an, was doch nur Geſchenk des Zufalls iſt. Das Gemeinſte, was an ihnen iſt, und was ſie umgibt, ſtreicht er als etwas Ungewöhnliches heraus. Er findet ſie ſo, wie ſie gern ſeyn möchten. Seine knechtiſche Seele kann oft nicht einmal beurtheilen, ob dasjenige, was er an Andern lobt, auch wirklich etwas Lobenswehrtes iſt. Er preiſt Eigenſchaften an ihnen, die ſie nicht beſitzen, und rühmt ihnen Thaten nach, die ſie nicht verrichtet haben. Er ſcheint von ihrer Vortrefflichkeit ganz entzückt, und bereit, alles zu dulden, was man ſich gegen ihn herausnehmen, alles auszuführen, wozu man ihn brauchen mag. Immer gebeugt, immer unterthänig, nach Gnade haſchend, und auf Befehle und Winke hor-

chend, hat er vergeſſen, daß er als Menſch Rechte und Würde habe.

Es ſind die elendeſten Zwecke, um derer willen der Schmeichler das alles übernimmt. Er will fortgeholfen ſeyn, zu Ehren kommen, von fremdem Reichthume etwas zu ſich hinüber leiten, oder an fremder Tafel ſchwelgen. Dies Letztere charakteriſirt den Schmarotzer. Niederträchtigeres kann nicht gedacht werden, als, um eines thieriſchen Bedürfniſſes willen, ſich zu einem ſo ekelhaften Benehmen wegwerfen, ſich, glänzenden Götzen der Erde gegenüber, als ein Weſen darſtellen, das ſich noch glücklich ſchätzt, wenn man es der Mühe wehrt hält, ſich an ſeinem Nichts zu ergötzen, und ſeine zertretene Menſchheit zu bewitzeln.

Aber, was es auch ſeyn mag, wofür der Schmeichler ſich feil bietet: immer entehrt er ſich, indem er ſeine Vernunft ſeinem Eigennutze dienſtbar macht, und ſeine Selbſtſtändigkeit für einen Bettellohn hingibt. Ueberdem iſt es Lüge, was er ausſpricht. Selbſt dem, der die Wahrheit nicht zu hören begehrt, ſollen wir nicht an ihrer Stelle die Unwahrheit geben. So gern ſich einer auch täuſchen läßt: wir ſollen doch ſein thörichtes Vertrauen nicht mißbrauchen. Er würde ſelbſt das Süße der

Täuſchung nicht genießen, wenn die Schmeicheley allgemeine Maxime würde. Unmöglich können wir dem ſchmeicheln, den wir achten. Wir ſehen in einem ſolchen eine Eitelkeit und eine Selbſtverkennung voraus, die bey vernünftigen Weſen nie Statt finden ſollen. Sind ihm dieſe Eitelkeit und Selbſtverkennung wirklich eigen: dann iſt es unvermeidlich, daß wir ihn vollends verderben. Wir nähren ſeinen unglücklichen Wahn; wir beſtärken ihn in ſeiner falſchen Schätzung der Dinge, und machen ſeine Beßrung, ſo viel an uns iſt, unmöglich.

Auf die entgegengeſetzte Weiſe fehlt der Tadelſüchtige. Ihm iſt alles nicht recht; er findet überall Gebrechen; wo ſie nicht ſind, erdichtet er ſie, oder ſtreitet ſie durch Sophiſtereyen an; und wo ſie ſind, da kann er nicht umhin, ſie zu vergrößern oder bedenklicher vorzuſtellen. Bald verräth es ſein Schweigen, bald verrathen es ſeine Worte, bald ſeine Gebehrden, daß er etwas auszuſetzen hat. Bald ſind es flüchtige Bemerkungen, die durch ihre Schärfe zum Nachdenken reizen ſollen, und bald ſind es heftige Declamationen, wodurch er ſich ausdrückt.

Viele Tadelſüchtige glauben das wirklich zu

ſehen, was ſie rügen; viele ſprechen aber auch gegen ihre beſſre Ueberzeugung. Gewöhnlich entſteht das Erſtere aus der öftern Wiederholung des Letztern. Wer oft tadelt, dem wird das Tadeln zur andern Natur. Welches von beyden der Fall ſey, das muß nach den Quellen beurtheilt werden, aus welchen die Tadelſucht entſpringt. Unter den Tadelſüchtigen gibt es Mürriſche, denen es niemand recht machen kann, weil ſie die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt auf alles Andre übertragen; — Menſchenfeinde, die ſich über alles aufhalten müſſen, weil es von Menſchen komme, von welchen, nach ihrer Meynung, gar nichts Gutes zu erwarten iſt; — Egoiſten, die alles ſelbſt müſſen geleiſtet haben, was ohne Vorwurf ſeyn ſoll; — Niederträchtige, die die Verwerflichkeit ihres eignen Thuns damit vor dem Gewiſſen entſchuldigen, daß ſie ſich zu überreden ſuchen, Andre machen es nicht beſſer; — Ueberſpannte, die überall einen zu hohen Maßſtab anlegen, und daher nichts genügend finden; — kalte Vernünftler, die alles über den Leiſten der Regel ſchlagen, und unnachſichtlich verdammen, was dieſem nicht genau anpaßt, nicht bedenkend die Rechte des Herzens und die ſchöne Le-

bensfülle der Individualität, die der Genius erzeugt. Diese alle mögen sich zum Tadel berechtigt glauben; dafür fällt ihnen ihre Verbildung als Schuld zurück, und sie handeln unrecht, daß sie, im blinden Vertrauen auf ihre Tüchtigkeit, die Ehre Andrer aufs Spiel sezzen, und Nachtheiliges von ihnen verbreiten, was doch wohl ungegründet seyn könnte.

Noch mehr aber springt in die Augen die Unsittlichkeit derer, die es absichtlich aufs Tadeln anlegen, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob es zutreffe oder nicht, und die auch dann darin ihrer Lust nachgehen, wenn sie wohl wissen, daß der Tadel hier ungerecht sey. Dahin gehören alle, welche Andre tadeln, um sie zu demüthigen, und sich mit ihnen über den Vorsprung auszugleichen, den sie ihnen abgewonnen haben; — oder, um zu verhüthen, daß sie ihnen nicht zuvorcilen; — oder, um sie zu kränken, weil sie vorher von ihnen beleidigt worden sind; — oder, um ihren Scharfsinn leuchten zu lassen, und die Meynung zu erwecken, sie könnten es besser machen; — oder, um die Aufmerksamkeit von ihrem eignen tadelhaften Thun abzulenken. Ein solches Benehmen ist in seiner Absicht boshaft und in seiner Ausführung hügenhaft. Wer es auf das

Tadeln anlegt, hat ſchon den Willen, auch dann zu tadeln, wenn ſich nichts wahrhaft Tadelnswehrtes finden möchte, und der Wille iſt der That gleich zu achten.

Rückſichtslos iſt beym edlen Manne Lob wie Tadel. Durch jenes will er ſich nichts erbetteln, durch dieſen nicht ſeiner Selbſtſucht fröhnen. Heilig ſind ihm hier über alles Wahrheit und Recht. Er tadelt, ohne daß die Pflicht ihn auffordere, auch dann nicht, wenn ihm etwas Tadelnswehrtes bekannt geworden iſt. Was die Menſchheit entehrt, das verbirgt er lieber in der wunden Bruſt, und trauert darüber in der Stille, als daß er es öffentlich machen ſollte.

---

3. Reden, wo man ſeiner Sache nicht gewiß iſt. Es iſt nicht genug, daß wir nicht abſichtlich Unwahrheiten äußern; wir ſollen auch zu verhüthen ſuchen, daß es nicht, uns unbewußt, und ohne unſern Willen, geſchehe. Wir dürfen daher über dasjenige, was wir als wahr äußern, gar keinen Zweifel mehr hägen, ob es auch wirklich wahr ſey. Was wir verbreiten, müſſen wir verbürgen können — wenigſtens unſre geprüfte Ueberzeugung da-

von. Wo wir noch ungewiß ſind, ſollen wir das zu erkennen geben, und die Gründe, um derer willen wir noch ſchwanken, nicht verheimlichen. Aber beſſer iſt es, wir ſchweigen von ſolchen Dingen ganz. Denn was wir, als etwas Wahrſcheinliches, oder als etwas, das das Publicum ſagt, vortragen, wird uns vielleicht als etwas Gewiſſes, oder als etwas, wovon wir ſelbſt Zeugen geweſen ſind, nacherzählt. Jene Gründe werden vielleicht ganz weggelaſſen. Ueberall ſind ja Menſchen, die ſich ein eignes Geſchäft daraus machen, Neuigkeiten umzutragen, und deren Intereſſe es mit ſich bringt, alles ſo frappant und ſo wichtig für die Neugierde darzuſtellen, als es ihnen nur immer möglich iſt.

Raiſonnire nicht über Dinge, die du nicht kennſt. Rede nicht in den Tag hinein, wenn du es auch mit noch ſo viel Conſequenz und Scharfſinn könnteſt. Conſequenz und Scharfſinn erſetzen den Mangel an Bekanntſchaft nicht. Sie werden, wo dieſe fehlt, die Irrthümer noch gröber und blendender machen. Sie locken die Menge an, und ſetzen ſie in Bewunderung. Unfähig des reifern Prüfens, ergreift ſie blindlings, was ſie ſo ſehr begeiſtert hat.

Die Raiſonnirſucht iſt wahrlich ein trauriges Uebel, und wird vorzüglich dadurch verderblich, daß ſie bey müßigen Menſchen zu Hauſe iſt. Nicht genug, daß ſie dieſe in ihrem Müßiggange beſtärkt; ſie füllt auch ihren Kopf mit Ideen an, die ihn verwirren, weil ſie dieſelben nicht verarbeiten können; ſie erhebt ſie über ihre Sphäre, ohne ihnen das Vermögen zu geben, ſich außer derſelben zu behaupten, und verbreitet zahlloſe falſche Meynungen, die ihre Verhältniſſe zerrütten, und die ſie ſich ſchwer nehmen laſſen. Der gebildete Menſch wird nie ein Raiſonneur werden. Er tritt von ſelbſt zurück, wo ſein Wiſſen zu Ende iſt, und ſchämt ſich dieſes Bekenntniſſes nicht. Aber der Sprudelkopf, der Phantaſt, der aufgeblaſene Neuling werden vorzüglich daran erkannt, daß ſie ſich am liebſten an dasjenige wagen, was ſie nicht verſtehen.

Sprich nicht voreilig ab, vorzüglich über den Charakter und die Abſichten anderer Menſchen. Die Maxime des Weiſen iſt: alles zu prüfen und wiederholt zu überdenken, ehe er ſein Urtheil ausſpricht. Wahrheit und Irrthum fordern, ihrer Natur nach, großen Ernſt; es koſtet viel, über ſie richtig zu entſcheiden, und es hängt

viel davon ab, daß über sie nicht anders als richtig entschieden wurde.

Nichts ist schwerer, als den sittlichen Werth eines Menschen wahr zu beurtheilen; freylich, wenn man auf das gewöhnliche Verfahren der Welt sieht, dann sollte man sagen, es müsse nichts leichter seyn. Worte und Handlungen sind freylich offenbar. Aber wie trüglich sind die Schlüsse von Worten und Handlungen auf das Herz! Wie viel liegt da noch in der Mitte, was uns verborgen bleibt! Wie mancherley Triebfedern können dabey in Bewegung gesetzt gewesen seyn, wie mancherley individuelle Meynungen mitgewirkt haben! Wie vieles kann der Erziehung, frühern Schicksalen und der gegenwärtigen Lage des Menschen anheim fallen, worüber wir in der Ungewißheit leben! Wie Mancher, dessen Tugenden man nicht laut genug preisen kann, mag doch vor dem Herzenskündiger nur als ein elender Selbstling erscheinen! Und wie Mancher, den alles hart verdammt, mag in dem Besondern seines Daseyns Entschuldigungsgründe finden, die viel seiner Schuld von ihm abnehmen! Wie Mancher, den seine öffentlichen Laster brandmarken, mag noch Vorzüge haben vor Andern, die mit ihrer äußern Rechtlichkeit ein großes Gepränge

treiben! Welche Abſichten und Geſinnungen jemand habe, das kann man nur in äußerſt wenigen Fällen zuverläſſig wiſſen. Und doch iſt es ſo wichtig, daß hierüber kein andres, als ein richtiges Urtheil herrſche. Was wird den Unſchuldigen mehr kränken, als wenn er für ſchädlich erklärt wird, wenn Handlungen, die er mit Gewiſſenhaftigkeit und Delicateſſe verrichtete, ſchonungslos angetaſtet werden!

Auch ein günſtiges Urtheil, das übereilt und unrichtig iſt, kann Schaden ſtiften. Die ſittlichen Begriffe der Menſchen werden verfälſcht, wenn man überall das als Tugend preiſt, was doch nichts weiter als den Schein derſelben zeigt. Der Ungebildete denkt, er ſey ſchon alles, wenn er dieſen Schein und damit den Ruhm der Welt hat. Dies iſt kein unbedeutendes Verderben unſrer Tage. Nichts kommt wohlfeiler davon, als die Tugend.

Doppelt ſtrafbar handelt derjenige, der es bey dem Richten über die Denkungsart Andrer darauf anlegt, ſie ſchlecht zu finden. Dies iſt leider das Gewöhnliche. Darum finden müßige Zirkel das Urtheilen über fremde Handlungen ſo intereſſant, weil ihnen dies Gelegenheit darbietet, die Erfahrung zu machen, daß Andre nicht beſſer ſind, als ſie, ſich wohl gar in ih-

rer Erbarmlichkeit noch über Andre zu erheben, oder einer schadenfrohen Laune Luft zu machen, oder ihre moralische Delicatesse ins Licht zu stellen, oder sich an der verhaßten oder beneideten Tugend eines Andern, durch Herabwürdigung derselben, zu rächen.

Verbreite nicht leichtsinnig unsichere Gerüchte. Gerüchte umzutragen ist an sich schon ein schlechtes Handwerk. Nicht leicht wird sich ein rechtlicher Mensch dazu verstehen; noch weniger aber, wenn er die gewöhnliche Beschaffenheit derselben beherzigt. Ganz wahre Gerüchte sind Seltenheiten. Fast die Hälfte der Sagen, die im Publicum sind, hat der Müßiggang erdacht oder verändert. Und an der andern Hälfte haben die Nachersähler so viel entstellt, weggelassen, hinzugethan, verdreht und ausgeschmückt, daß die erste Gestalt derselben ganz unkenntlich geworden ist. Sehr wenige Dinge von allen, die uns berichtet werden, sind von der Art, daß der Gewissenhafte, dem es ernstlich darum zu thun ist, daß durch ihn kein Irrthum entstehe, davon weiter sprechen kann.

Gerüchte, deren Inhalt niemand nützlich seyn kann, wird er verschweigen, und zu unterdrücken suchen, wenn sie nicht hinlänglich

verbürgt ſind. Bey ſolchen aber, die Andre intereſſiren, wird er nach dem Grade der Gewißheit, welche ſie haben, verfahren. Es kommt nicht darauf an, ob ein Gerücht zu jemandes Nachtheil ſey. Iſt es das, dann iſt die Verbreitung desſelben deſto ſchlimmer. Aber es ſoll überhaupt keine Unwahrheit in der Welt ſeyn. Schadet ſie keinem Andern: ſo ſchadet ſie doch dem, der ſie glaubt, und ſich darnach richtet.

Verſprich nichts unbedachtſam. Prüfe vorher wohl, ob du das auch leiſten könneſt, was du verſprichſt. Kannſt du es nicht leiſten: ſo wirſt du zum Lügner. Der Maxime nach biſt du es jetzt ſchon: denn du haſt etwas ausgeſagt, auf die Gefahr hin, daß es nicht wahr werden möchte. Bey einer ſolchen Maxime kann kein Vertrauen beſtehen. Ueberdem iſt es auch der Würde eines vernünftigen Weſens zuwider, etwas zu äußern, von deſſen Vernünftigkeit es nicht volle Gewißheit hat.

---

4. Nachtheilige und kränkende Reden. Unſre Reden ſollen niemand wehe thun, niemand herabſetzen, in niemand die

menschliche Würde beleidigen, niemand an seinem Fortkommen und an seiner Ehre schaden. Jeder muß es mißbilligen, wenn von Andern gegen ihn oder einen Dritten so verfahren wird. Jeder muß wollen, daß jedem die Zufriedenheit, der Wehrt, das Glück und das Ansehen Aller heilig sey. Hierauf gründen sich folgende Regeln.

Verkleinere niemand. Ist jemand geachtet: so lege es nicht darauf an, ihm diese Achtung durch deine Reden zu entziehen; es sey denn, daß er diese Achtung gar nicht verdiene, und daß die falsche günstige Meynung, welche man von ihm hägt, Andern schädlich werde. Aber bedenke wohl, daß das Urtheil über den Wehrt eines Menschen sehr schwierig ist, und daß sich die Leidenschaften da oft mit einmischen.

Den Windbeutel magst du immer in seiner Nacktheit darstellen; Fehler, die sich zur Rüge eignen, damit nicht unter ihrer Autorität das Schlechte sich einschleiche, magst du immer tadeln; aber thue es mit Gründen, die jedermann prüfen kann. Im Allgemeinen entscheide nicht, denn du gehst hier selten sicher. Und vor allen Dingen sehe niemand herab aus

boshaften Absichten. Wenn du über jemand erbittert biſt: ſo urtheile gar nicht über ihn.

Noch weniger darfſt du jemand das Lob entziehen, welches ihm wirklich zukommt; weder dadurch, daß du das Lobenswehrte an ihm in ein falſches Licht ſtellſt, daß du dich bemühſt, zu zeigen, es habe damit ſo viel nicht auf ſich, oder es ſey nicht ſo viel Verdienſt dabey, als die Welt glaubt; noch dadurch, daß du an andre Fehler erinnerſt, die den Glanz des Verdienſtes ſchwächen ſollen. Laß jeden ſo groß ſeyn, als er kann, und bemühe du dich, ſelbſt groß zu werden.

Die Verkleinerungsſucht iſt das Eigenthum kleiner Seelen, die Andern eine Größe mißgönnen, deren ſie ſelbſt unfähig ſind, oder die, gleichgültig gegen die Größe ſelbſt, es nicht dulden können, daß Andre die Vortheile der Größe genießen.

Vor den Fehlern großer Menſchen ſoll man warnen, denn ſie blenden leicht die Menge; aber nicht ängſtlich jede menſchliche Schwäche hervorziehen, damit man zeige, daß man auch etwas ſey und ſehe. Wo iſt das Große, das nicht der Gebrechlichkeit den Tribut bezahlte?

Verläumde niemand. Sage niemand etwas Böſes nach, was du erdichtet oder ver-

größert hast. Du schadest dadurch dem Andern an seiner Ehre, mittelbar auch an seinem Wohl, an seinem Einflusse, an der Führung seiner Geschäfte, und an der Erfüllung seiner Pflichten, die, zu einem sehr bedeutenden Theile, von der Meynung abhangen, welche Andre von seinen Talenten und von seinem Charakter haben, und machst dich überdem der Lüge schuldig. Ist die Lüge schon an sich schändlich: so wird sie es noch mehr, wenn sich mit ihr eine boshafte Absicht verbindet.

Der Verläumder ist gewöhnlich ein Erbitterter, der sich auf eine hinterlistige Art zu rächen sucht, oder ein Neidischer, der Andern das Glück entreißen will, das er ihnen mißgönnt, oder ein Eigennütziger, dem jedes Mittel recht ist, sich selbst empor zu arbeiten, und Andre zurückzudrängen. Die Verläumdung zeugt um so mehr von einem niederträchtigen Gemüth: je schlimmer der Fehler ist, dessen man jemand beschuldigt; je weniger dieser es verdient; und je weniger er im Stande ist, sich zu vertheidigen, sey es, daß die Beschuldigung selbst keine Vertheidigung zuläßt, oder daß Abwesenheit und Unwissenheit des Beschuldigten sie unmöglich macht.

Suche nicht die Abſichten Andrer verdächtig zu machen. Die Abſichten, die jemand bey einer Handlung hat, laſſen ſich von Andern nicht mit Zuverläſſigkeit angeben. Dies iſt eine Sache, welche er mit ſeinem eignen Gewiſſen ausmachen muß. Es kann auch nicht ſchaden, daß man von einer That, die alle Kennzeichen des Edelmuthes hat, wirklich glaube, ſie ſey aus einem edlen Herzen gefloſſen. Dies vorauszuſetzen macht der menſchlichen Natur Ehre. Wohl aber muß es den Rechtſchaffenen kränken, wenn man ſeine wohlgemeynten Bemühungen dem Eigennutze, dem Ehrgeize oder ſonſtigen Privatrückſichten zuſchreibt; wohl muß es ſeinen Wirkungskreis verengen, wenn man ſucht darzuthun, er habe nur ſich ſelbſt im Auge, wo er ſich Andrer anzunehmen ſcheint, wo er Vorurtheile beſtreitet, Gebrechen abhilft, und des Vertrauens zum Gelingen ſeines Werkes bedarf.

Wer die Abſichten Andrer verdächtig macht, der ſchadet der Tugend ſelbſt, indem er den Glauben an ſie ſchwächt, und diejenigen begünſtigt, welche den Eigennutz gerne zur einzigen Triebfeder alles menſchlichen Thuns erheben möchten. Schon die Achtung, die wir

der Tugend schuldig sind, macht es uns zur Pflicht, sie nicht muthwillig dem Zweifel Preis zu geben.

Etwas Andres ist es freylich, wenn unverkennbar schlechte Absichten sich hinter den Schein des Wohlwollens verbergen, und damit die Unerfahrenen blenden. Dann ist es Pflicht, ihnen das Zutrauen zu benehmen, durch welches sie leicht grosses Verderben anrichten könnten.

Spricht von niemand herabsetzend. Erlaube dir keinen wegwerfenden, verächtlichen Ton, keine, die schuldige Schätzung der menschlichen Natur verkennenden, Ausdrücke, keine Mienen und Gebehrden, die Hohn oder Widerwillen ausdrücken, über irgend einen Menschen. Auch der Einfältige, der Schlechte, der Arme und der Dienstbare müssen dir als Menschen respectabel seyn. Gegen das Laster darfst du dich mit sichtbarem Abscheu erklären; du sollst es, damit es beschämt und eingeschränkt werde. Andre Gebrechen rühren meist von der Härte des Schicksales her, und verdienen eher unser Mitleiden, als daß sie uns zu einem drückenden Betragen berechtigen könnten. Selbst dann, wenn sie verschuldet sind, müssen uns die, neben ihnen bestehen-

den, Anlagen der Vernünftigkeit, und das Gefühl deſſen, der dadurch leidet, zur Schonung verpflichten. Das Elend iſt leichter zu tragen als der Hohn, der ihm wiederfähre, auch nach der Empfindung desjenigen, den der Jammer ſchon für das Feinere ſtumpf gemacht hat.

So groß der Abſtand im bürgerlichen Leben auch ſeyn mag, der einen Andern von uns trennt, nie berechtigt er uns, zu vergeſſen, was er als Menſch iſt. Es iſt frevelnder Uebermuth, ſich um zufälliger Vorzüge willen, über das wegzuſetzen, was jedem heilig ſeyn muß.

Rücke niemand Dinge vor, die ihm unangenehm ſind. Erinnere niemand an Umſtände und Vorfälle, die ihm einſt Kummer machten, oder an die er noch nicht ohne Furcht und Traurigkeit denken kann. Bringe niemand etwas ins Andenken, was er jetzt bereut, Uebereilungen, Thorheiten, Laſter, die er ſich einſt zu Schulden kommen ließ, und deren Andenken ihm um ſo ſchmerzlicher ſeyn muß, da er ſich gebeſſert hat. Führe niemand, am wenigſten öffentlich, das vor, deſſen er ſich ſchämt, ſeinen niedrigen Stand, ſeine verächtliche Beſchäftigung, ſeine

Armuth, seine geringe oder unwürdige Verwandtschaft. Wenn der Vernünftige strebt, sich darüber wegzusetzen: so ist es doch dem gewöhnlichen Menschen sehr empfindlich, und pflegt ihm auch bey gewöhnlichen Menschen nachtheilig zu seyn. Berufe dich gegen niemand auf die Wohlthaten, welche du ihm erwiesen hast. Es ist schon hart, Wohlthaten annehmen zu müssen; aber noch härter, dabey die Verachtung dessen, der sie gibt, zu fühlen. Besser, du lässest den Elenden ohne Hülfe, als daß du ihn mit deinem harten Betragen drückst. Wer jemand seine Wohlthaten vorrückt, der hat sie nicht aus gutem Herzen gewährt. Er ist eine eigennützige Seele, und verdient, daß ihm mit Undank gelohnt werde.

Vermeide alle Anzüglichkeiten in deinen Reden. Sage nie etwas Tadelndes oder Schneidendes, was auf jemand gedeutet werden könnte, der gegenwärtig ist. Sage nie eine allgemeine Rüge mit solchen speciellen Umständen, die den Verdacht erwecken müssen, du habest dabey diesen oder jenen im Auge. Anzüglichkeiten schmerzen tiefer als ausdrückliche Vorwürfe. Eben der Umstand, daß dabey vieles unbestimmt gelassen wird, gibt Veranlassung, sich allenfalls

noch etwas Schlimmeres zu denken, als eigentlich gemeynt war, und ſcheint eine ſolche Schändlichkeit der Sache anzudeuten, vermöge welcher ſie ſich nicht wohl nennen laſſe, oder eine ſolche Ehrenrührigkeit, die es wenigſtens bedenklich mache, ſie zu nennen. Derjenige, den die Anzüglichkeit treffen ſoll, wird dadurch in Verlegenheit geſetzt. Er kann und darf ſich nicht wohl vertheidigen, und das vermehrt ſeine Demüthigung.

Wer abſichtlich Anzüglichkeiten ſagt, iſt entweder ein boshafter Menſch, dem es Freude macht, wehe zu thun, oder ein Eitler, der ſeinen Witz überall ſpielen läßt, oder ein Uebermüthiger, der ſich über alles glaubt wegſetzen zu dürfen, oder ein Rachgieriger, der das Böſe gränzenlos mit Böſem vergilt. Der edle Menſch wird ſich ſorgfältig bewachen, und ſeine Reden genau prüfen, daß ja nichts darin ſey, was ſich jemand anziehen, oder was auf jemand gedeutet werden könnte. Er wird es ſich nicht vergeben, aus Mangel an Vorſicht jemand gekränkt zu haben.

Bey der Allgemeinheit menſchlicher Thorheiten, kann es uns indeß wohl begegnen, daß wir, ohngeachtet aller angewendeten Vorſicht,

den Thoren treffen; das ist unsre Schuld nicht. Er mag dann in sich gehen, und sich bessern.

Gegen wichtige Fehler soll überall geredet werden, ohne Rücksicht darauf, wer sie an sich haben möge. Nur bey unbedeutenden Fehlern, oder bey solchen, die tief in der Individualität haften, und die leicht kenntlich machen, soll man schonend verfahren. Ueberall aber müssen Achtung und Wohlwollen uns leiten.

Verspotte niemand. Der Spott stellt den, welchen er trifft, so dar, daß er Andern entweder lächerlich oder gar verächtlich wird. Bald äußert er sich durch ein verhöhnendes oder belachendes Hindeuten auf einen gewissen Fehler, bald durch Anspielungen, Vergleichungen und Nachahmungen, die denselben auffallender machen, oder ihm die Gestalt geben, worin er die gewünschte Wirkung hat. Es läßt sich nichts denken, das nicht Witz und Muthwille zum Gegenstande des Spottes machen könnten, indem sie es mit andern Dingen, oder mit dem gewöhnlichen Maße und der gewöhnlichen Ordnung des menschlichen Lebens in Contrast stellen. Die Vernunft selbst ist hiervon nicht ausgenommen. Und mit dem

Spotte treiben Witzlinge nicht ſelten wieder ihr Geſpötte.

Unwürdig und verderblich zugleich iſt der Spott, wenn er ſich an ſolchen Eigenſchaften ausläßt, die uns ehrwürdig ſeyn müſſen. Er zeugt dann von einer rohen Seele; er mißhandelt den, der es nicht verdient, und hindert die Achtung des Guten.

Hart und kränkend iſt der Spott, wenn er Gebrechen belacht, die derjenige, den ſie entſtellen, nicht verſchuldet hat, z. B. die Einfalt, die Unbehülfenheit, die Armuth, körperliche Fehler, Schwächen des Alters u. ſ. w. Es mag ſeyn, daß mit dieſen Gebrechen oft etwas verbunden iſt, was zum Lachen reizt. Aber in der Seele des Rechtſchaffenen ſind die Gefühle des Mitleids und die Achtung der menſchlichen Würde viel zu lebendig, als daß nicht jener Reiz davor verſchwinden ſollte. Am allerwenigſten wird er es ſich erlauben, durch Hindeutungen und witzige Bemerkungen, auf dasjenige aufmerkſam zu machen, was Andre darin wohl belachen könnten.

Aber wenn die Einfalt, die Armuth, oder die Verkrüppelung ſelbſtverſchuldet ſind? Auch dann iſt der Unglückliche darin zu bedauern; und wer bedauert, ſpottet nicht.

Das Laſter mag wohl zuweilen die Geißel des Spottes fühlen, wenn ernſte Vorſtellungen ihm ſelbſt zum Gelächter geworden ſind. Nur werde dabey der Menſch geſchont: denn in ihm iſt Menſchheit, und die muß auch in dem Individuum, welches ſie oft verläugnet, ehrwürdig bleiben. Nur ſey der Spott über das Laſter kein muthwilliger; er verrathe vielmehr denjenigen Ernſt der Seele, der ihr gegen alles Verderbliche gezieme. Nicht Wehe thun, auch nicht Beluſtigung — Beſſrung ſey hier Zweck.

Unwillkührlich fühlt ſich auch der gute Menſch zum Spotten getrieben, unwillkührlich fließt der Spott über ſeine Lippen: wenn die Unwiſſenheit ſich brüſtet, wenn die Thorheit weiſe thut, wenn das gemeine Weſen ſtolz daher ſchreitet, wenn das Nichts ſich geltend machen will, und die Erbärmlichkeit eine vornehme Miene annimmt. Wo der Fehler oder die Menſchen zu unbedeutend ſind, um ſich darüber zu entrüſten, und wo Belehrung uns der Beſchränktheit lächerlich machen würde: da iſt der Spott angebracht, wenn er ſich des Perſönlichen, ſo viel als möglich, enthält, und die Achtung nicht vergißt, welche dem Menſchen gebührt.

Der leichtſinnige, der muthwillige, der eitle, der übermüthige, der erbitterte und der boshafte Spott ſind immer unſittlich, wogegen ſie auch gerichtet ſeyn mögen. Die gute Abſicht allein rechtfertigt indeß den Spott noch nicht; ob ſie gleich zur Sittlichkeit deſſelben ſchlechterdings erfordert wird. Es iſt dabey noch zu unterſuchen, ob der Gegenſtand auch Spott vertrage, und ob er nicht vielmehr Achtung oder Ernſt gebiethe.

Die Spottſucht iſt ein fataler Zug im Charakter. Sie macht überall verhaßt, und muß, wenn ſie nicht nachdrücklich bekämpft wird, die ganze Moralität des Menſchen zu Grunde richten.

Auch das iſt unerlaubter Spott: wenn man jemand veranlaßt, ſich ſelbſt lächerlich zu machen; wenn man den Dummen zu Aeußerungen auffordert, bey welchen ſeine Dummheit an den Tag kommen muß; wenn man den Narren durch Lobſprüche reizt, ſich in ſeiner Narrheit zu zeigen; wenn man den Unbeholfenen in ſolche Lagen führt, in welchen er überall anſtößt. Dies läßt ſich in keinem Falle entſchuldigen, auch in denjenigen nicht, wo der unmittelbare Spott noch wohl zu geſtatten

ist. Ein solches Verfahren kann nicht bessern; es bestärkt vielmehr in dem verkehrten Wesen, und raubt dem Verlachten noch dazu die Achtung der Welt.

Setze niemand in Verlegenheit. Rede zu niemand so, daß er nicht weiß, wie er mit dir daran ist, und wie er sich nun äussern soll. Führe niemand durch dein Gespräch in eine Sphäre, die ihm fremd ist, und worin er sich doch schnell benehmen muß — und recht benehmen muß, wenn er sich behaupten will. Setze nie die Gewandtheit eines Andern auf die Probe, um ihn durch sein Versehen zu beschämen, oder auch, um dir die Freude des Zusehens zu verschaffen. Halte niemand durch unbestimmte, schwankende Aeusserungen hin, auf welche er doch etwas erwidern muß. Lege niemand verfängliche Fragen vor, damit er sich verrathe, oder du dich an seinem Durchwinden ergötzest, wo es dir auch leicht begegnen könnte, daß du etwas unsanft abgefertigt würdest

Die Neigung, Andre in Verlegenheit zu setzen, ist immer sehr inhuman, sie mag Leichtsinn, Stolz, persönliches Uebelwollen oder Schadenfreude zur Ursache haben. Sie verräth ein Gemüth, das für fremde Aus

gelegenheiten hart iſt, und von der achtungsvollen Schonung nichts weiß, die jedem Menſchen gebührt. Selten iſt jemand in allen Formen ſo gewandt, daß keine Verlegenheit ihn drückte, und daß er ſich aus jeder glücklich herauszuziehen wüßte. Verlegenheiten ſind an ſich unangenehm, und verleiten gewöhnlich zu Mißgriffen, die Schaden und Spott bringen.

Beſchimpfe niemand. Wirf niemand etwas Schändliches vor: taſte niemand an ſeiner Ehre an; gib niemand abwürdigende Namen. Dies iſt nicht allein unſittlich, ſondern auch ungeſittet. Es zeugt nicht allein von einer unmoraliſchen, ſondern auch von einer rohen Denkart. Gebildete Menſchen haben ſchon ſo viele Achtung vor geſelligen Verhältniſſen, daß ſie ſich das nicht erlauben. Was ſoll daraus entſtehen, wenn menſchliche Ehre ſo pöbelhaft Preis gegeben wird? Muß ſie nicht da bald ein leerer Name werden?

Thue, endlich, auch an niemand übertriebene Forderungen. Verlange von niemand mehr als er leiſten kann. Verlange nie das, welches zu leiſten ihm theuer und beſchwerlich würde. Verlange lieber nichts: denn die Menſchen geben nicht gerne,

und ſiehe es als ein Geſchenk des Zufalls an, wenn ſie ſich um dich bemühen, oder dir Züge des Ideals in der Wirklichkeit vorlegen. Haſt du ein Recht zu fordern: ſo übe es nicht ohne Noth, und nie ohne Milde und Schonung aus. Glaubſt du, man werde deine Forderung nicht übel aufnehmen: ſo trage ſie mit Delikateſſe und Beſcheidenheit vor.

Zwar kann jeder ablehnen, was ihm nicht gelegen kommt. Aber das Ablehnen iſt eine unangenehme Sache. Man muß jemand etwas Unangenehmes ſagen; man muß fürchten, hart beurtheilt zu werden. Eher läßt man ſich oft einen läſtigen Dienſt gefallen. Alle Forderungen laſſen ſich auch nicht ablehnen. Manche werden in Gedanken an uns gerichtet; manche nur zum Maßſtabe unſers Werthes gebraucht; manche hört man nur in den Klagen über uns. Auch dieſe ſind drückend; und ein jeder muß darin den andern ſo behandeln, wie er von ihm wünſcht behandelt zu werden. Keiner vergeſſe, daß dem Menſchen vieles unmöglich, und vieles ſehr ſchwer iſt, und daß ſich unſre Natur nur in ſeltenen Individuen über das Mittelmäßige erhebt. Das Vortreffliche kann nie als ein Recht gefordert, es muß immer als eine freye Gabe der Götter geehrt wer-

den. Gewöhnlich fordern diejenigen am meiſten, die ſelbſt am wenigſten leiſten, und leiſten wollen. Fremdes Gut ſoll ihr Deficit decken. Was kann verkehrter ſeyn, als dieſe Maxime?

---

5. Verderbliche Reden. Zu dieſen gehören diejenigen, die Andern an ihrem höchſten Wohl ſchaden, die ihrem Verſtande oder ihrem Herzen Gefahr bringen, die ihre Ruhe oder ihre Sittlichkeit morden.

Erwecke in Keinem Zweifel an ſolchen Wahrheiten, die mit der menſchlichen Würde genau zuſammenhangen, die die Stärke des Schwachen und der Troſt des Unglücklichen ſind. Sind Zweifel von der Art, daß du ſelbſt im Stande biſt, ſie zu heben, und daß ſie Andern früh oder ſpät, vielleicht unzeitig, vielleicht unter Umſtänden, die ihre Gefahr für das Herz vergrößern, vielleicht durch den Mund des Leichtſinnes und der Spottluſt, vielleicht in der Abſicht, ſie zu verderben, bekannt werden müßten: dann magſt du ſie ihnen früher anvertrauen; nur geſchehe es mit Wohlwollen, Würde und Vorſicht; nur

biete auch alles auf, was gegen sie waffnen kann. Nie aber verbreite solche Zweifel im Leichtsinn. Nie bürde sie denen auf, die nicht stark genug sind, sie zu tragen. Nie errege sie in denen, welchen du keine verwahrenden Mittel dagegen geben kannst. Nie vertraue sie der Frechheit und dem Laster, die sich damit in ihrem Verderben zu bestärken gedenken.

Ein jeder ist zwar Herr seines Glaubens; aber es gibt viele Schwache, die dem Scheinbaren nicht widerstehen, und aus denen man machen kann, was man will. Was ihnen jetzt einleuchtet, wird ihnen nicht immer so erscheinen. Die Wahrheiten, welche das höhere Seyn des Menschen ausdrücken, sind ewig, und bestrafen ihre Verhöhnung hart. Es kommen Augenblicke, wo wir ihren Trost schmerzlich entbehren — und einst gewiß eine Zeit, wo wir um das Kleinod weinen, das wir in ihrer Verkennung verscherzten. Mache das Keinem wankend, woran sein Alles hängt, wenn er es auch jetzt nicht zu schätzen weiß. Du handelst um so strafbarer, je künstlicher du deine Zweifel einkleidest, und je blendender du sie ausschmückst. Sey es Leichtsinn, sey es der Wunsch dich auszuzeichnen, sey es Aufwallung des jugendlichen Enthusiasmus, sey

es Haß der Wahrheit oder der Menſchen, was dich dazu verleitet: dies wird keinen großen Unterſchied machen; daß du das Heil Anderer gering hältſt, das iſt es, was dich verurtheilt.

Rede niemand Grundſätze ein, die ihn verderben, wenn er ſie annimmt. Was den Glauben an das Heilige und an die Würde der menſchlichen Natur zerſtört, was den Eigennutz für die rechtmäßige Triebfeder alles menſchlichen Thuns erklärt, was der Tugend ihr Anſehen raubt, das Laſter frey gibt, und dem Gewiſſen Hohn ſpricht, das kann unmöglich wahr ſeyn. Das Wahre darf nicht mit dem Unvertilgbaren im menſchlichen Weſen, und mit den Bedingungen des öffentlichen Wohles in Widerſpruch ſeyn. Wer dergleichen verbreitet und ſcheinbar zu machen ſucht, der zeigt, daß er ſich ſelbſt und die Menſchheit verachte, und daß es ihm recht ſey, wenn alles zu Grunde geht, was ihr Stolz und ihre Hoffnung iſt.

Von den Grundſätzen des Unglaubens kann niemand überzeugt ſeyn. Das Höchſte, wozu es jemand hierin bringt, iſt, daß er ſie allenfalls wahrſcheinlich findet, und die Gegenſtände des Glaubens bezweifelt. Darum

iſt es Frevel, das Heil der Welt daran zu wagen. Ein verkehrtes Herz bietet die Künſte der Sophiſterey auf, um diejenigen, die nicht ſelbſt denken, von jenen Grundſätzen zu überreden, und, weil es hier überall gleiche Verkehrtheiten antrifft, die ihm zu Hülfe kommen: ſo kann es ihm auch nicht ſchwer fallen, ſie ihnen einzureden. Dahin gehören die Lehren: „es ſey kein Gott und kein künftiges Le„ben; das Ueberſinnliche exiſtire nur in der „Einbildungskraft des Schwärmers; Tugend „ſey ein gutmüthiger Wahn; Pflicht ſey nichts „als Klugheit; ſchändlich werde etwas nur „durch die veränderliche Meynung der Zeit; „jeder dürfe ſich zueignen, weſſen er habhaft „werden könne, und antaſten alles, dem er „gewachſen zu ſeyn glaube.“ Dahin gehören auch alle Lehren, die die Heiligkeit einzelner Pflichten beſtreiten, die in ihren Folgen der ſittlichen Beſtimmung und den höhern Beziehungen des Menſchen entgegen ſind, die ihn gegen Recht und Unrecht gleichgültiger machen, und die die Gefahr des Böſen für ihn vergrößern. Wer dergleichen verbreitet, der hat alles Unheil zu verantworten, was daraus entſteht: denn dieſes einzuſehen, iſt keine ſchwierige Sache.

Verführe niemand durch Reden zum Böſen, dadurch, daß du den Reiz des Laſters für ihn vergrößerſt, demſelben den Eingang in ſein Herz erleichterſt, und demjenigen ſeine Kraft raubſt, was dem Laſter entgegen wirkt. Du verſündigſt dich damit an der Tugend, an der Menſchheit und an dem Verführten. An der Tugend, indem du ihre Schätzung und ihren Einfluß verminderſt. An der Menſchheit, indem du, durch Beförderung des Böſen, an ihrem Ruine arbeiteſt. An dem Verführten, indem du ihn dem ganzen Verderben des Laſters Preis gibſt; ſeinen Geiſt irre leiteſt und verfinſterſt, ſein Herz verunreinigſt, und ſeine Ruhe mordeſt; indem du ihm einen Schaden zufügſt, der weniger als jeder andre wieder erſetzt werden kann. Bey dem allem dienſt du ſelbſt einem ſchändlichen Eigennutze oder gar einem thieriſchen Triebe.

Du darfſt zu deiner Entſchuldigung nicht ſagen, eine Tugend, welche die Verſuchung nicht beſtehen könne, ſey keine. Denn welche Verſuchungen die Tugend in dieſem oder jenem Menſchen, nach ſeinen beſondern Anlagen und Bedürfniſſen, zu ihrer Bewährung zu beſiegen habe, darüber kann kein Sterblicher entſcheiden. Hierin Verfügungen zu treffen, iſt die

Sache der höhern Ordnung, welche alle erzieht. Die Maxime des Menschen muß immer die bleiben, jedem Andern die Tugend so leicht als möglich zu machen; wenn auch nicht um des persönlichen Wehrtes — doch um der allgemeinen Herrschaft der Tugend willen, die der Wunsch aller Redlichen bleibt. Die Absicht des Verführers verurtheilt ihn, wenn auch durch ihn kein Schade gestiftet würde.

Ueberdem sind die Künste der Verführung oft mehr Zwang als Ueberredung, und können in diesem Falle nicht einmal Versuchungen genannt werden. So ist es bey denen, welche der Unerfahrenheit Schlingen legen, in denen sie sich fängt, weil sie dieselben nicht ahnet; die das, noch ungebildete sittliche Gefühl Andrer, abstumpfen oder verfälschen; die die schon wankenden Grundsätze Andrer vollends untergraben; die die schon feurige Leidenschaft noch mehr entflammen; die die Verlegenheiten oder die Noth Andrer benutzen, und ihnen Hülfe als Preis für ihre Tugend bieten.

Obgleich ein solches Verfahren doppelt strafbar ist: so bleibt Verführung doch auch dann noch höchst unsittlich, wenn sie in bloßen Bemühungen, Andre für das Schlechte einzunehmen, oder zu einer schlechten Handlung zu

bewegen, beſteht. Selbſt das Betragen, das, ohne dies eben zu beabſichtigen, bey Andern verführeriſche Gedanken und Empfindungen erweckt, muß hier verurtheilt werden. Du machſt dich dieſes Verbrechens nicht allein dann ſchuldig, wenn du Andre zum Böſen auffoderſt; wenn du ſie durch glänzende Verſprechungen lockſt, durch harte Drohungen ängſtigſt; wenn du ihnen die Reize irgend eines Laſters mit blendenden Farben mahlſt; wenn du ihre Phantaſie berauſcheſt, ihr Gewiſſen einſchläferſt, ihnen die Warnungen Andrer ausredeſt, ihnen ein Vergehen als unbedeutend oder verzeihlich darſtellſt; ſie in Lagen bringſt, worin das Herz leicht nachgibt, oder ſolche Lagen benutzeſt; wenn du ihnen Schriften in die Hände gibſt, die das Laſter empfehlen oder die Tugend herabwürdigen; — ſondern auch dann, wenn du dir in ihrer Gegenwart ſolche Aeuſſerungen erlaubſt, in welchen du ſelbſt als ein Laſterhafter erſcheinſt, der durch ſein, vielleicht mit Anſehen und Vertrauen unterſtütztes Beyſpiel verderblich wirkt — oder die ihnen einzelne Pflichten zweifelhaft machen, vielleicht gar das ganze Gebäude ihres Glaubens und ihrer Sittlichkeit untergraben. Der Leichtſinn ſtiftet hier oft größeres Unheil, als die

böse Absicht. Vor allen aber verdient der Verführer der Unschuld und der Jugend eine Pest der Menschheit genannt zu werden.

---

6. Unanständige Reden sind solche, welche die Rücksichten vernachlässigen, ohne welche unter vernünftigen Wesen von gewissen Dingen nie die Rede seyn sollte. Dahin gehören alle Reden, die die Würde der menschlichen Natur in uns oder in Andern herabsetzen, die das Heilige entweihen, und die nur als Ausdruck eines rohen Gemüthes betrachtet werden können.

Sprich nie von dir und von Andern verächtlich. Drücke dich über Menschen nie wie über etwas aus, das jeder gemein hält. Bediene dich keiner Benennungen, die das Gepräge der Ehrlosigkeit an sich tragen. Sprich aber auch nie so, daß man sich für berechtigt halte, dich deßwegen gering zu schätzen. Setze dich nicht zum Possenreißer herab. Wer durch seine Reden Menschenwürde schändet, der verdient nicht, Mensch zu seyn.

Sprich über Religion und Tugend nie mit Leichtsinn. Religion und Tugend, und alles, was mit ihnen zusammen-

hängt, fordern die ganze Achtung eines vernünftigen Weſens. Nur in der Stimmung des Ernſtes, nur mit dem Ausdrucke der gebührenden Ehrfurcht ſoll von ihnen geredet werden. Wenn du ſie nennſt, dann zeuge dein ganzes Betragen davon, daß du die Größe der Namen fühlſt, die in deinem Munde ſind. Nenne ſie nicht bey kleinen, gleichgültigen und gemeinen Dingen. Nenne ſie nicht bey alltäglichen Veranlaſſungen, wobey man nur Alltägliches zu denken gewohnt iſt. Nenne ſie nicht mit Laune und Scherz. Am wenigſten entehre ſie durch Spott. Wenn du ſelbſt auch nichts aus ihnen zu machen weißt: ſo darfſt du ſie doch nicht entweihen. Sie ſind der menſchlichen Natur immer ehrwürdig geweſen; ſie enthalten die ehrenvollſten Bezeichnungen dieſer Natur; und alles liegt daran, daß ihre Heiligkeit von der Welt anerkannt werde.

Den Religionsſpott entſchuldigt der Leichtſinn nicht: denn eben das iſt unverantwortlich, da leichtſinnig zu ſeyn, wo auch vom Unglauben Ernſt verlangt werden kann. Dadurch charakteriſirt ſich der Unglaube als ein bösartiger, der aus einem entmenſchlichten Herzen kommt, daß er aus Spott ſeine Nahrung zieht, und ſich mit Spott vertheidigt.

Sprich nie ſo, daß deine Reden ein rohes Gemüth verrathen. Sprich nie mit tobendem Ungeſtüme; — wer erkennt darin noch den vernünftigen Menſchen? Zügle deinen Zorn, deine Rachgier und deine Erbitterung, daß ſie nicht in grobe Verwünſchungen und pöbelhafte Schmähungen ausbrechen. Erlaube dir keine Reden, die von ungezügelten Leidenſchaften, von einer thieriſchen Sinnlichkeit und von ſchamloſen Begierden zeugen. Außer dem, daß du Andre dadurch reizeſt und beleidigſt, ſtellſt du dich ſelbſt als ein Geſchöpf dar, das tief unter der Würde eines Menſchen ſteht, und, weit entfernt, den Adel des Sittlichen anzuerkennen, nicht einmal den Vorzug des Geiſtigen zu behaupten weiß. Sprich nie unverſchämt von ſolchen Dingen, die man nicht gern nennt, wo man ſie umgehen kann. Sprich nie unverhüllt von dem, was die Delicateſſe nur verſchleiert zeigt. Verſtatte dir keine Anſpielungen auf das, womit ein reines Gemüth ſchon ſeine Phantaſie nicht einmal befleckt. Zweideutige und ſchmutzige Reden ſind in gleichem Maße ſchändlich und ſchädlich. Der Zotenreißer iſt ein verachtungswürdiger Menſch, der zugleich Herzen vergiftet und ſeine Brutalität zur Schau trägt. Schamhaftigkeit beur-

kundet herrlich das ſchöne Erbe der Menſchlichkeit — und den Beruf, das Thieriſche in unſrer Natur durch das Geiſtige zu veredeln.

Die gute Sitte ſey dir bey allen deinen Aeußerungen gegenwärtig, daß du nach ihr deine Achtung behaupteſt, und ſie ſelbſt aufrecht erhalteſt. Was anſteht, und was gefällt, was den beſonnenen und wohlwollenden Menſchen ankündigt, was jeder hören mag, und auch der Ernſt nicht mißbilligen kann, das werde ſtäts in deinem Munde erfunden. Was dagegen ſtreitet, wirſt du von ſelbſt nicht ſagen, wenn du dir um die Bildung deines Geiſtes einige Mühe gegeben haſt. Aber auch der conventionelle Anſtand darf nicht von dir vernachläſſigt werden. Er ſteht einmal als Form deiner Zeit und als Maßſtab, wornach man dich beurtheilt, da; und du kannſt dich allein dadurch bey Andern behaupten, daß du ihn beobachteſt. Nur dann biſt du verpflichtet, hier eine Ausnahme zu machen, wenn dein Zeitalter das Gute ſelbſt für unanſtändig erklärt hätte; dann ſollſt du für dieſes, gegen jenes, freymüthig zeugen.

V.

Moraliſches Betragen in Anſehung des Körpers.

Im Körper erſcheint das Leben des Geiſtes. Durch körperliche Organe theilen ſich ſeine Gedanken und Empfindungen mit. Im Körper drücken ſich ſeine Geſinnungen aus. Der Körper repräſentirt ſeine Würde in der Sinnenwelt. Für dieſe Repräſentation iſt ſeine ganze Geſtalt gebaut. Der Körper vermittelt ſeine Gemeinſchaft mit äußerlichen Dingen. Der Körper gibt ihm Empfindungen und Anſchauungen, die er zu Begriffen und Idealen ſteigert, deren Verhältniſſe er mit Wohlgefallen oder Mißfallen wahrnimmt, die ihn ſein Inneres verſtehen lehren, die ihm das Reich der Wahrheit eröffnen, und ihn der Ahnung des Unſichtbaren fähig machen. Die ganze Ausbildung des Geiſtes geht vom Körper aus, und im Widerſtande gegen das, was durch den Körper auf ihn einwirkt, erhebt er ſich zu der Selbſtſtändigkeit, die ihm aufgegeben iſt. Wenn er allein durch den Körper zu einem beſtimmten Wollen gelangt: ſo muß der Körper auch wieder dazwiſchen treten, damit dieſes

Wollen an die äuſsere Welt reiche, in die Erſcheinungen eingreife, und ein Wirken werde. Wenn der Körper ihn in den Stand ſetzt, ſich Zwecke auszuwählen: ſo ſind dieſe Zwecke wieder durch den Körper zu realiſiren. Ins Unendliche würde ſich das Thun des Menſchen verlieren, und nie ein Beſonderes produciren, wenn der Körper es nicht auf ein ſolches fixirte.

Mit dem Körper ſteht auch der Geiſt in einer ununterbrochenen Gemeinſchaft. Mit ihm theilt er oft ſeinen Zuſtand. Der Körper macht ihn träge, weichlich und mürriſch, — oder aufgelegt, entſchloſſen, muthig und heiter. Vom Körper hängt es oft ab, wie viel Widerſtand er in der Selbſtbildung und in der Vollführung ſeiner Werke finden werde, und ob dieſer nicht gar dem Maſse der Kraft, die er allein aufbieten mag, überlegen ſey.

Als Organ, als Hülle und unzertrennlicher Gefährte des Geiſtes verdient alſo allerdings der Körper unſre Achtung und Sorge. Auf ihn fällt der Schimmer des Adels, der den Geiſt ſchmückt. Aber von dieſem muſs er auch alles haben, was ihn in der moraliſchen Behandlung empfehlen ſoll. Das vernünftige Weſen kann in ihm nur die ſittlichen Zwecke, nur die Tauglichkeit

für die höchste Bestimmung ehren. Dem Geiste, und vorzüglich der sittlichen Würde, bleibt er unterthan. Wenn die Sorge für seine Erhaltung und seine zweckmäßige Verfassung oft der Sorge für den Geist vorgeht: so geschieht das nicht um seiner innern Wichtigkeit willen, sondern eben darum, weil er nur Bedingung des geistigen Lebens ist. Ohne ihn würde der Geist, in seinem gegenwärtigen Zustande, nichts seyn. Bey der gehörigen Verfassung des Körpers läßt sich das, um ihretwillen, am Geiste Versäumte wieder nachholen.

Aber das bleibt unverrückbar: nur mit der nöthigen Rücksicht auf den Geist, nur so weit es mit der Würde des Geistes bestehen kann, nur mit der Einschränkung, daß meine Maxime allgemein gebilligt werden kann, nur unter der Voraussetzung einer heiligenden guten Gesinnung ist die Sorge für den Körper und das Darstellen des Körpers selbst den Forderungen der Lebensweisheit angemessen.

Dies ist nur im Einzelnen zu erörtern, in Ansehung der Erhaltung, der Pflege, der Bildung und des Gebrauches des Körpers.

1.

Erhaltung des Körpers.

Der Körper ſoll, ſo lange als möglich, erhalten werden, damit ſich in ihm, ſo lange als möglich, die Würde des Geiſtes darſtelle, und damit durch ihn, ſo lange als möglich, für die Zwecke des Geiſtes und für das Wohl der Menſchheit gewirkt werde.

Die Erhaltung des Körpers, als eines Ganzen, fällt mit der Erhaltung des Lebens zuſammen, und es iſt darüber ſchon das Nöthige erinnert worden. Aber die Pflicht verlangt mehr; ſie will auch, daß er erhalten werde in der Integrität ſeiner Theile und in der gehörigen Verfaſſung.

Erhalte die einzelnen Glieder deines Körpers. Verſtümmle dich nicht; es ſey denn, daß die Erhaltung eines weſentlichen Gliedes, der Geſundheit, des Lebens, oder die Beförderung eines wichtigen dir aufgegebenen moraliſchen Zweckes es fordere, einen Theil deines Leibes hinzugeben, wobey die Fortdauer des Ganzen beſtehen kann. Ein ſolches Glied, deſſen Verluſt dich zu jeder Thätigkeit überhaupt oder zur Erfüllung eines

Zweckes, den die Natur allen Individuen aufgetragen hat, oder zu einem Wirken, das wesentlich zur Menschheit gehört, untüchtig machte, darfst du dir nur dann nehmen, wenn es um deines Lebens willen nothwendig ist, oder wenn, ohne das, deine Gesundheit in einem so beträchtlichen Grade litte, daß du dabey noch untüchtiger würdest. Für andre wichtige Zwecke darfst du es wohl wagen. Aber keiner kann so wichtig seyn, daß er dich nöthigte, es unmittelbar Preis zu geben. Durch eine solche Aufopferung würdest du dich schänden, und deine Wirksamkeit so weit vernichten, als sie durch dieses Glied bedingt ist. Eine brutale Niederträchtigkeit, ein Beweis, daß du gar kein Gefühl für menschliche Würde und Bestimmung habest, wäre es, wenn du ein Glied der Art für Geld oder körperliche Lust verkaufen wolltest. Du vergreifst dich dadurch an den Majestätsrechten der Menschheit, die, was ihr geheiligt ist, nicht aus schmutzigem Eigennutze darf verderben lassen.

Ein Glied, das nur zu gewissen, nicht durchaus nothwendigen und wesentlichen Geschäften unentbehrlich ist, darf, außer den eben genannten Fällen, auch zur Vermeidung eines geringern Grades des Uebelbefindens,

auch zur Verhüthung eines Schadens, der ſchon weniger bedeutend, und zur Beförderung ſolcher Zwecke, an denen viel gelegen iſt, hingegeben werden, nur unter der Bedingung, daß dieſes Uebelbefinden dir ſelbſt, und dieſe Zwecke der Menſchheit wichtiger ſind, als dir und der Menſchheit der Beſitz eines Gliedes ſeyn kann. Den entbehrlichen Theil des Körpers fahren zu laſſen, iſt natürlich in einem noch weitern Umfange geſtattet. Hier hat ein jeder den beſondern Fall näher zu erwägen, und die Entbehrlichkeit eines Theiles mit dem Werthe des dadurch zu erreichenden moraliſchen Nutzens in Vergleichung zu bringen. Doch iſt es unſittlich, auch den allerentbehrlichſten Theil ſeines Körpers demſelben um ſinnlicher Luſt oder um des ſinnlichen Vortheiles willen zu entreißen. Der Körper gehört der Würde an; er ſteht mit ihr in der genaueſten Verbindung, und ſoll ihr geheiligt bleiben. Mit ihm darf keiner ein Gewerbe treiben. Die moraliſche Delicateſſe verbietet ſogar, einen weggeworfenen Theil des Körpers zu verhandeln. Für das, was am Menſchen iſt, gibt es keinen Preis. Wer ihm einen ſolchen ſetzt, der wäre allenfalls auch ſelbſt dafür feil.

Nicht genug, daß du dich ſelbſt nicht muthwillig verſtümmelſt, ſuche auch jeder Verletzung deines Körpers durch äußerliche Urſachen auszuweichen. Vermeide, wo du kannſt, und wo nicht eine wichtigere Pflicht dich zum Wagen dringt, jede Gefahr, von welcher du in dieſer Hinſicht leiden könnteſt. Schon der Leichtſinn, mit welchem du dich einer ſolchen bloß ſtellteſt, zeugt von einer unſittlichen Geringſchätzung deines Körpers, und er iſt um ſo ſtrafbarer, je wichtiger das Glied iſt, deſſen Gebrauch du dadurch einbüßen könnteſt. Laß dich hierin von keinem Andern mißhandeln, und ſuche dem Verluſte eines beſchädigten Gliedes durch ſchleunige Hülfe zuvorzukommen. Es iſt deine Pflicht, in der vollkommenſten Geſtalt und mit der größten Fähigkeit zum Wirken, die dir erreichbar ſind, überall zu erſcheinen, damit die Menſchheit durch dich überall herrlich werde.

Erhalte die gehörige Verfaſſung deines Körpers, deine Geſundheit. Geſundheit des Körpers iſt zum Wohlſeyn der Seele unentbehrlich. Nur der Geſunde iſt aufgelegt und fähig zum freyen

Denken und zum nützlichen Wirken. Es wird ſehr viele Stärke des Geiſtes erfordert, wenn Krankheit des Körpers nicht auch dieſen verſtimmen und unthätig machen ſoll. Bald hindert ſie uns am Denken; bald hemmt, bald befördert ſie unnatürlich den Flug der Phantaſie; bald ängſtigt ſie uns mit dunkeln Bildern; bald zeigt ſie uns alles von der verkehrten Seite oder im trüben Lichte, und faſt immer gibt ſie dem Gange unſrer Gedanken eine verkehrte Richtung. Seiner äußern Kräfte iſt der Kranke, oft auch ſchon der Kränkelnde, noch weniger mächtig. Bald kann er ſie gar nicht brauchen; bald iſt er zu verdroſſen dazu. Dem Geſunden dagegen geräth alles wohl. Er thut alles mit Luſt, mit Leichtigkeit, auf die rechte Art und mit glücklichem Fortgange. Ihm iſt das Wirken, wenn man ihn nicht verbildet oder er ſich ſelbſt nicht verwöhnt hat, Bedürfniß und Freude.

Auf jede Art der Disharmonie hat die Natur ihren Fluch gelegt: denn Harmonie iſt ihr höchſtes Streben in vernünftigen Weſen. Darum kündigt ſich das zerrüttete Verhältniß der körperlichen Kräfte in der Krankheit durch Schmerz an; den Schmerz aber zu fliehen, wo das Erdulden deſſelben nicht, um höherer Zwecke

willen, nothwendig ist, ihn zu verhüthen, wo man kann, lehrt der natürliche Trieb schon, und die Pflicht gebietet es.

Mit der Gesundheit des Körpers ist Heiterkeit der Seele gepaart; und selbst große Leiden werden vom Gesunden leicht ertragen, während den Kranken das Kleinste schon erschüttert. Heiterkeit der Seele ist aber wieder eine Verfassung, die, in mehr als Einer Hinsicht, für eine pflichtmäßige erkannt werden muß. Krankheit verleidet jeden Genuß. Gesundheit ist die Würze aller Freuden. Krankheit ist ein bedauernswehrter Zustand, und ein jeder soll, aus Achtung gegen sich selbst, so viel er kann, verhüthen, daß er nicht Andern ein Gegenstand des Bedauerns werde. Unbesonnenes Losstürmen auf seine Gesundheit und leichtsinnige Vernachlässigung derselben sind nur dann möglich, wenn wir den Wehrt und die Bestimmung des Lebens entweder verkennen oder geringschätzen. Sie zeigen sich immer als Folgen ungeregelter Begierden. Man will das Angenehme thun und genießen; man will sich in der Befriedigung seiner Bedürfnisse kein Maß setzen; oder man will sich nicht die Mühe geben, das Schädliche zu bemerken und zu vermeiden.

Dies Letztere, nämlich die Vermeidung des Schädlichen, iſt bey der Erhaltung der Geſundheit die Hauptſache. Im Allgemeinen gehört hierher: übertriebene Anſtrengung, heftige Gemüthsbewegungen, unvorſichtige Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe, Unreinlichkeit und Mangel an Sorge für die proportionirte Erwärmung.

Von der übertriebenen Anſtrengung iſt ſchon in anderer Hinſicht oft die Rede geweſen. Hier muß nur noch aus dem Geſichtspuncte ihres nachtheiligen Einfluſſes auf die Geſundheit vor ihr gewarnt werden. Die Sorge für die Geſundheit verlangt, daß man ſeine Kräfte nicht zu ſehr anſpanne, daß man nicht zu anhaltend arbeite, ohne ſich durch Ruhe und Erholung zu ſtärken, und daß man nicht zu lange dasſelbe treibe. Vorzüglich haben ſich das diejenigen zu merken, deren Geſchäft ohnehin ſchon für die Geſundheit bedenklich iſt, und leicht einen nachtheiligen Einfluß auf dieſelbe erhält, wenn man nicht auf Mäßigung und Abwechſelung bedacht iſt. Wer ſitzend arbeitet, darf es nicht an abſichtlicher Bewegung fehlen laſſen, um ſo weniger, wenn ſeine Arbeiten überdem angreifend ſind. Dies iſt bey

sonders bey den Arbeiten der Gelehrten der Fall. Anstrengungen des Geistes sind dem Körper auf mehr als Eine Art gefährlich, und erzeugen jene unheilbaren Uebel, die nicht allein das ganze Leben verbittern, sondern auch wieder nachtheilig auf den Geist und auf alle Verrichtungen zurück wirken. Wer kennt nicht die Folgen der Hypochondrie und Nervenschwäche?

Heftige Affecten wirken nicht weniger vom Geiste aus verderblich auf den Körper. Dies ist nicht bloß bey den Finstern, die verzehrend am Innern nagen, oder in plötzlichem Unmuthe aufwallen, und dadurch die verhältnißmäßigen Verrichtungen der körperlichen Maschine hindern; es ist auch bei den Fröhlichen so. Nicht allein der Schmerz, der Gram, der Trübsinn, die Furcht, der Neid und die Erbitterung, auch die unerwartete Freude schadet der Gesundheit, und es fehlt nicht an Beyspielen, daß sie sogar tödtlich werden könne.

Mäßigung der Gemüthsbewegungen ist schon an sich eine unerläßliche Eigenschaft des Weisen, der überall mit sich selbst eins seyn soll; sie ist die Bedingung alles besonnenen pflichtmäßigen Wirkens und Mittel der

Selbſtveredlung. Damit aber der Menſch, bey welchem die Stimme der Weisheit ſo ſelten etwas vermag, auch von außen her und auf eine anſchauliche Weiſe von ihrer Nothwendigkeit überzeugt würde, rächt ſich die innere Empörung fürchterlich in der Zerrüttung des Körpers.

Die natürlichen Triebe ſind in dem Maße, welches die Natur ihnen angewieſen hat, auf die Erhaltung und das Wohlbefinden des Körpers gerichtet. Aber ſie erfüllen ihre Beſtimmung nur ſo lange, als ſie dieſes Maß halten. Die unvorſichtige und ausſchweifende Befriedigung derſelben muß auch die Dauer der robuſteſten Körper ſchwächen und aufreiben.

Welche Verheerungen die unnatürliche und zu häufige Befriedigung des Geſchlechtstriebes anrichtet, wie ſie die Kräfte lähmt, Verdroſſenheit und Unfähigkeit hervorbringt, welche ſcheuslichen Krankheiten ſie erzeugt, und wie ſie das Leben frühe und ſchmerzlich verzehrt, iſt allgemein bekannt.

Nicht viel anders iſt es mit dem unvorſichtigen und ausſchweifenden Gebrauche der Nahrungsmittel. Wer ſich aus Lüſternheit deſſen nicht enthalten mag, was die Säfte verdirbt, oder ſonſt mit ſeiner phyſiſchen Conſtitution ſtreitet, wer aus thieriſcher Sinnlichkeit ſeine

Eß- und Trinklust nicht mäßigen kann: der lasse sich dann auch gefallen, was er davon zu leiden hat. Sittliche Gründe werden schwerlich auf ihn wirken; er versteht sie nicht einmal in seiner Gemeinheit. Ihn kann allein die Erfahrung belehren; aber freylich kommt der schmerzliche Unterricht gewöhnlich zu spät.

Zur Erhaltung der Gesundheit ist Reinlichkeit ein zwar wenig erkanntes, aber gewiß sehr dringendes Erforderniß. Reinlichkeit zeige sich an unserm Körper, in unsrer Kleidung und in allem, was uns umgibt. Rein seyen die Nahrungsmittel, deren wir uns bedienen, und die Luft, welche wir einathmen. Reinlichkeit macht schon dem halb gebildeten Menschen ein natürliches Gefühl zum Bedürfniß. Wer die Würde seines Körpers zu schätzen weiß, der wird auch alles Widrige und Ekelhafte davon entfernt halten. Wer das sittlich Unreine verabscheut, der wird auch den physischen Schmutz ungern an sich dulden. Wer sich an diesen gewöhnt, dem wird mit der Zeit auch jenes erträglich werden. Es sind Empfindungen derselben Art, die sich gegen das Eine wie gegen das Andre empören. Zur Reinlichkeit verpflichtet uns überdem die Achtung, die wir Andern schuldig sind. Wer

ſich dieſen in einem ſchmuzigen Aufzuge zeigt, dem kann an ihrer Meynung nicht viel gelegen, dem kann es unmöglich darum zu thun ſeyn, ihr Gefühl zu ſchonen. Die Delicateſſe ſucht Andern jedes unangenehme Gefühl zu erſparen. Nichts thut uns ſo wohl, als überall Reinlichkeit anzutreffen, und nichts gehört weſentlicher zu einem frohen Genuſſe des Lebens.

Der Körper verlangt endlich auch ſein gehöriges Maß von Wärme, und ihm dieſes zu verſchaffen, ihn weder zu ſehr zu erhitzen, noch zu ſehr oder zu plötzlich der Kälte auszuſetzen, iſt eine weſentliche Angelegenheit bey der Erhaltung unſrer Geſundheit.

Die weitere Entwickelung und die nähere Anwendung des bisher Geſagten iſt in ſolchen diätetiſchen Schriften, die für das größere Publicum beſtimmt ſind, nachzuſehen. Wer den Wehrt eines geſunden Körpers zu ſchätzen weiß, wird es für ſeine Pflicht halten, ſich, durch das Studium derſelben, mit den wichtigſten Geſundheitsregeln bekannt zu machen.

Hiermit iſt indeß zu verbinden eine ſorgfältige Beobachtung unſers Körpers. Dieſe wird nicht allein zur Beſtätigung der allgemeinen Regeln dienen, und uns manche ſchätzbare Erfahrung geben, die in Büchern ſelten gefun-

den wird: sondern sie wird uns auch von dem Eigenthümlichen unsers körperlichen Zustandes unterrichten. Nicht jeder Körper hat gleichviele Bedürfnisse, und kann gleich viel ertragen. Welches Maß der Anstrengung für uns gehöre, welche Nahrungsmittel uns zuträglich seyen, wie weit wir in der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse gehen dürfen, und wie wir, nach unsrer individuellen Constitution, für die nöthige Wärme zu sorgen haben, darüber muß uns Aufmerksamkeit auf uns selbst, verbunden mit dem Rathe des verständigen Arztes, belehren.

Die Sorge für unsre Gesundheit kann auch zu weit gehen. Dies ist dann der Fall, wenn uns unser Körper und seine Veränderungen zu ängstlich beschäftigen; wenn wir auf das Studium der Gesundheitsregeln und auf die Beobachtung unsrer Zustände zu viel Zeit verwenden; wenn wir die Vorschriften der Diätetik mit einer Pünktlichkeit und Mikrologie befolgen, die nur einer kleinen Seele möglich sind; wenn wir die Erhaltung unsrer Gesundheit auf eine Art betreiben, wobey jeder denken muß, sie sey das Höchste, wozu sich unser Geist erheben könne; wenn wir, über der Sorge für die Erhaltung eines gesun-

den Körpers, den Genuß und Gebrauch deſſelben vergeſſen; wenn wir die geringſte Verletzung derſelben, als ein ſehr bedeutendes Uebel, ſcheuen, und lieber wichtige Pflichten verſäumen, als uns der Gefahr derſelben bloß ſtellen.

Es gibt Menſchen genug, die, aus übertriebener Sorge für ihre Geſundheit, immer krank ſind, und ihren Körper, durch die vielen Anſtalten, die ſie zu ſeiner Erhaltung treffen, ganz zerrütten. Bey den meiſten läßt ſich ſehr bezweifeln, ob ihre Geſundheit auch wohl die Mühe und Koſten verlohne, die ſie darauf wenden. Von allen aber iſt es gewiß, daß ſie nicht aus Pflichtgefühl, und um des ſittlichen Werthes der Geſundheit willen, dieſe Sorge aufbieten. Es iſt entweder ein blinder Inſtinct, oder natürliche Aengſtlichkeit, oder Weichlichkeit, oder Mangel an Zeitvertreib, alſo immer etwas Pflichtwidriges, was ſie dazu antreibt.

Daß wir übrigens auch auf die Wiederherſtellung unſrer verlohrnen Geſundheit Bedacht nehmen, bey Zeiten die Hülfe eines Arztes, der Vertrauen verdient, ſuchen, uns weder an gelehrte, noch an ungelehrte Quackſalber wenden, die vorgeſchrie-

denen Regeln beobachten, und die verordneten Mittel gewissenhaft gebrauchen müssen, versteht sich von selbst. Schon die Klugheit fordert das, und die Moral bestätigt die Lehren der Klugheit mit ihrem Ansehen.

2.

Pflege des Körpers.

Die pflichtmäßige Pflege des Körpers zeigt sich darin: daß wir die Bedürfnisse desselben, auf eine anständige Art, zu befriedigen, und ihm dabey so viele angenehme Empfindungen zu verschaffen suchen, als mit seiner Bildung für höhere Zwecke, mit der Würde des Geistes, der ihn beseelt, und mit andern Pflichten bestehen kann: denn diese vermehren nicht allein seine Brauchbarkeit; sie tragen auch zu einer heitern Stimmung der Seele mit bey, und dienen zu Verschönerung des Lebens, die wir auf alle mögliche Weise befördern sollen. Aber nicht der sinnliche Trieb, sondern die moralische Absicht muß uns dazu bestimmen.

Die Pflege des Körpers wird eine unwürdige, sobald sie bloß Sache der körperlichen

Luſt iſt, wenn ſie auch in ihrem äußerlichen Thun auf das vollkommenſte mit den Forderungen des Geſetzes übereinſtimmte. Die körperliche Luſt um ihrer ſelbſt willen zu begehren, um nur den ſüßen Kitzel, den angenehmen Rauſch zu haben, iſt brutal. Ein vernünftiges Weſen ſoll überall nach den Befehlen der Vernunft handeln; auch dann, wenn es den Trieben der Sinne folgt, ſoll es nicht allein nach der Billigung, ſondern auch nach dem Geheiße der Vernunft, geſchehen — es ſoll überall nichts geſchehen, als was die Vernunft geboten hat. Wenn es ſich dem körperlichen Genuſſe hingibt: ſo ſoll es nicht um dieſes Genuſſes willen, ſondern darum ſeyn, weil die Vernunft dem Körper dieſe Aufmerkſamkeit zuerkennt, weil ſie gebietet, ihm dasjenige zu gewähren, was ihn erquickt, ſtärkt und zu neuer Thätigkeit geſchickt macht.

Die Pflege des Körpers verlangt demnach:

1. Daß wir ihn nicht unnöthiger Weiſe quälen. Die Pflicht fordert oft, dem Körper etwas zu verſagen, oder etwas zu leiſten, was ihm ſchmerzlich iſt, und dieſes Opfer ſind wir allerdings ſchuldig ihr zu bringen. Wer um der körperlichen Unluſt willen nicht thut, was er ſoll, iſt ein niederer

trächtiger Mensch. Die Sorge für unsre sittliche Vervollkommnung macht es oft nothwendig, etwas Angenehmes zu entbehren, etwas Unangenehmes zu dulden, und uns in manchem zu üben, was dem Körper wehe thut. Wer nach dem Ruhme echter Weisheit trachtet, der muß sich gewöhnen, alles zu entbehren, und alles zu leiden. Lobenswehrt bleibt in dieser Hinsicht das Bemühen, den Körper mit unangenehmen Empfindungen vertraut zu machen, und ihm deßwegen zuweilen etwas aufzulegen, womit er, ohne das, wohl könnte verschont bleiben. Aber diese Strenge kann auch zu weit gehen. Sie kann in Grausamkeit gegen sich selbst ausarten, und diese ist wider die Pflicht. Sie entspringt dann nicht mehr aus dem reinsittlichen Wunsche, sich zu veredeln; sondern ist entweder ein Werk der Eitelkeit, die sich auszeichnen will, oder des Stolzes, der sich über das Menschliche erhebt, oder eines finstern Sinnes, der die Menschlichkeit ausgezogen hat, oder der Lohnsucht, die sich mit Verachtung und Mißhandlung des Irdischen das Ewige zu erkaufen sucht.

Der Körper soll zwar abgehärtet, aber er soll nicht gefühllos werden. Er soll den

Schmerz tragen können, aber nicht gleichgültig dagegen ſeyn. Wer ſeinen Körper peinigt, der entehrt das Meiſterſtück der ſichtbaren Schöpfung, und ſpricht der Natur Hohn. Er gewährt einen ekelhaften Anblick, und zeigt, daß es ihm an aller moraliſchen Delikateſſe fehlt. Noch verwerflicher aber iſt es, aus eigennützigen Abſichten, ſeinen Körper quälend zu ſchänden.

Zur Pflege des Körpers gehört

2. Die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe. Seine Erhaltung ſchon macht dieſelbe nothwendig; aber auch das Wohlbefinden, welches dadurch bewirkt wird, darf uns nicht gleichgültig ſeyn. Zwar darf die Befriedigung derſelben weder überhaupt zu koſtſpielig werden, noch auch über unſre beſondern Vermögensumſtände hinausgehen. Was der Körper fordert, iſt nur ein Theil der Ausgaben, die wir zu beſtreiten haben. Auch für das Uebrige, für die Unſrigen, für mögliche Krankheiten und Unglücksfälle, für das Alter und für die Beförderung fremder Zwecke ſoll uns etwas übrig bleiben. Vermögen läßt ſich zu vielem verwenden, was groß und nützlich iſt. Wer für körperliche Bedürfniſſe zu viel ausgibt, zeigt damit, daß ihm thieriſche Luſt über alles

geht, und daß ihm, was ſeinem Leben Hoheit und Würde verleiht, und was ſonſt auf Erden herrlich hervorragt, gleichgültig ſey, wenn es ihm nur wohlſchmeckt, und er gut verdaut. Zu ſolchen thieriſchen Menſchen kann von Sittlichkeit nicht wohl geſprochen werden. Aber eben ſo unrecht iſt es, ſich etwas abzukargen, und für ſeine körperlichen Bedürfniſſe weniger zu thun als man kann, ohne wichtigen Pflichten zu nahe zu treten.

Wer aus Geiz Hunger leidet, aus übertriebener Aengſtlichkeit in Anſehung der Zukunft eine Lebensart führt, die nicht allein ihm ſelbſt drückend iſt, ſondern ihn auch bey Andern herabſetzt, der verräth wieder ein kleines verächtliches Gemüth. Schimpfliche Leidenſchaft läßt ihn vergeſſen, was er ſeiner Würde ſchuldig iſt. Dagegen iſt doch derjenige zu loben, der ſich in der Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe möglichſt einſchränkt, und ſie ſo ſehr zu vereinfachen ſucht als er kann, damit er mehr habe, womit er Andern zu dienen und ſeine geiſtige Ausbildung zu beſorgen vermöge. Er weiß der Dinge Werth richtig zu ſchätzen. Auch verdient das gebilligt zu werden, daß man ſich an eine kärgliche und ſchlechtere Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe ge-

wöhne, damit man, im Falle der Noth, damit zufrieden ſeyn könne, und durch das Mißbehagen des kümmerlichen Lebens nicht in der Erfüllung ſeiner Pflichten gehindert werde.

Fehlerhaft iſt es deßwegen, ſeine körperlichen Bedürfniſſe zu viel gelten zu laſſen, ſich entbehrliche Dinge zum Bedürfniſſe zu machen, oder ſich wohl gar neue Bedürfniſſe zu erkünſteln. Es kann nicht fehlen, daß jeder zuweilen in Umſtände kommt, wo ihm die Befriedigung des dringendſten Bedürfniſſes ſchwer wird, und wo an die erkünſtelten gar nicht einmal zu denken iſt. Wehe dann dem, der ſich durch jenes unglücklich fühlt, und der dieſer viele zählt. An körperlichen Dingen feſt zu hangen, das iſt ohnehin entehrend. Körperliche Bedürfniſſe zu haben, das kann ohnehin nicht zu den Vollkommenheiten des menſchlichen Lebens gezählt werden. Gar an ſeinem Körper zu künſteln, damit er recht lüſtern werde, damit man ihn recht abfüttern, und ihm gütlich thun könne, iſt ekelhaft. Je weniger Bedürfniſſe jemand hat: deſto weniger braucht er zu leiden; deſto beſſer kommt er fort; und deſto mehr Zeit behält er übrig zu wichtigen Geſchäften. Mag es immerhin geſtattet

ſeyn, mit der Stillung des Bedürfniſſes das Angenehme zu verbinden: ſo iſt es doch nicht geſtattet, ſich darin eine Laſt aufzubürden, und ſeine Körperlichkeit zu vergrößern.

Fehlerhaft iſt es auch, ſich der Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe mit zu vielem Wohlbehagen zu überlaſſen. Man mag das Angenehme darin fühlen; aber der Geiſt ſoll ſich an dieſes Gefühl nicht verlieren. Ich weiß nicht was widerlicher iſt, als einen Menſchen zu ſehen, deſſen ganze Seele ein Sinnenkitzel iſt, der nichts merkt und an nichts denkt, weil er jetzt mit der Stillung ſeines körperlichen Bedürfniſſes vollauf zu thun hat, oder einen Menſchen zu hören, der davon unaufhörlich ſpricht, wie ihm da und dort ſo wohl geweſen, wie er ſo herrlich gelebt habe, und welches Vergnügen der Art er ſich noch verſpreche, oder der die feinſten Unterſchiede der körperlichen Genüſſe mit unvergleichlichem Scharfſinne aus einander ſetzt, und der tauſenderley Arten köſtlicher Zubereitungen derſelben anzugeben weiß.

Die beyden zuletzt genannten Fehler ſind es, die man mit dem Namen der Ueppigkeit bezeichnet. Der Ueppige iſt darauf bedacht, ſo viele Bedürfniſſe als möglich zu ha-

ben, und ſie ſo koſtſpielig, ſo genußvoll, und mit ſo vielem Sinnenkitzel als möglich, befriedigen zu können. Unter den Ueppigen findet man nicht ſelten Menſchen von vielem Geiſte, aber nie einen von Kraft und Charakter, nie Einen, der im Stande wäre, etwas Beträchtliches zu leiſten, oder etwas Hartes zu dulden, nie Einen, der auf wahre Achtung Anſpruch machen könnte.

Zur Pflege des Körpers gehört

3. Sorge für die Bequemlichkeit desſelben. Es bequem zu haben, wünſcht ein jeder. Trägheit und Sinnlichkeit vereinigen ſich in dieſem Wunſche. Nur ein feuriges Temperament oder heftige Leidenſchaft kann uns der Bequemlichkeit entreißen. Doch ſähe es auch bey dieſen jeder gerne, wenn er in ſeiner Anſtrengung, und ohne ſeinen Zweck zu verfehlen, das Unbequeme vermeiden könnte. In ſo fern ſcheint es unnöthig zu ſeyn, hierüber die Entſcheidung der Vernunft zu vernehmen. Aber die Vernunft muß doch billigen, was die Natur fordert; ſonſt wird es ſich der moraliſche Menſch nicht erlauben. Und wo es des Gebotes nicht bedarf, da wird oft die einſchränkende Beſtimmung am meiſten nöthig.

So iſt denn auch hier zu verhüthen, daß die Liebe zur Bequemlichkeit nicht in Indolenz ausarte, die den behaglichen Zuſtand für den höchſten Preis des Lebens hält, die nur das verlangt, daß ſie ſich nicht zu bemühen brauche, und daß ihr nichts abgehe. Nie darf es der Menſch vergeſſen, daß er zu großen Dingen geboren iſt, und daß er nicht verdient, Menſch zu ſeyn, wenn er, um ruhig fort zu vegetiren, ſeine Beſtimmung aufgibt. Wer ſeine Bequemlichkeit zum Maßſtabe ſeines Thuns macht, der entſage lieber aller Pflicht: denn dasjenige Thun, was wahrhaft nützt und ehrt, wird doch nie an ihn kommen. Wer in Ruhe gelaſſen ſeyn will, der laſſe auch Andre in Ruhe, und mache ihnen mit ſeiner Pflege keine Sorge. Er kann es vielleicht bezahlen. Aber Geld erwirbt vor dem Richterſtuhle der Vernunft noch keine Anſprüche auf Dienſte. Menſchliches Wirken iſt nur mit Gegenwirken zu erkaufen und zu belohnen.

Auch das iſt ſchimpflich, wenn man zwar in manchen Dingen die Anſtrengung nicht ſcheut, aber doch in andern, und vorzüglich in dem, was den Körper angeht, alles zu bequem haben will, wenn uns nichts incommo-

diren ſoll, und das Geringſte, was uns läſtig fällt, gleich weggeſchafft werden muß.

Dies iſt die Sinnesart des Weichlings. Er kann nichts Unangenehmes tragen. Was ihm nicht recht iſt, drückt ihn ſo, daß er ſich nicht mehr zu faſſen und zu helfen weiß. Er übernimmt nichts, was ihm körperliche Beſchwerden verurſacht, und man glaubt, das größte Unglück habe ihn getroffen, wenn er ſich nicht ganz in der Lage befindet, an die er ſich gewöhnt hat, oder die er wünſcht.

Der Weichling vergöttert ſeinen Körper, und braucht ſeinen Geiſt nur zum Dienſte deſſelben. Nicht zufrieden damit, daß er ſelbſt nicht leiſtet, was er leiſten ſoll, nöthigt er auch Andre, an ihn einen groſſen Aufwand von Aufmerkſamkeit, Zeit und Fleiß zu verſchwenden, die viel wichtigern Dingen entzogen werden müſſen. Er iſt ſelten zufrieden zu ſtellen, und verbittert denen, die um ihn ſind, durch ſeine unaufhörlichen Klagen das Leben. Wer kann es wohl oft ganz bequem haben? Und wird nicht auf die Dauer ſelbſt die Bequemlichkeit unbequem?

Endlich

4. ſoll die Pflege des Körpers auch mit darauf gerichtet ſeyn, demſelben

angenehme Empfindungen zu verſchaffen; in wie fern dieſe mit zum vollkommnen Zuſtande des Lebens, das ſich, in ſeiner gegenwärtigen Periode, vom Körper nicht trennen läßt, gehören, und in wie fern das körperliche Wohlgefühl zur Erheiterung des Geiſtes und damit zur Beförderung pflichtmäßiger Thätigkeit wirkt. Aber auch hier darf nicht zu viel geſchehen. Man ſoll auf angenehme Körpergefühle nicht zu viel Werth ſezzen, und ſich das Entbehren derſelben, das doch oft nöthig iſt, nicht zu ſchwer machen. Man ſoll die Kultur ſeines Geiſtes und den Genuß ſeiner Freuden nicht über körperlichen Genüſſen verſäumen. Man ſoll körperliche Genüſſe nicht zu angelegentlich ſuchen, nicht zu viel an ſie legen, und ihnen nicht zu viel Zeit widmen. Man ſoll ſich körperliche Genüſſe nie auf Unkoſten Andrer und der eignen Würde verſchaffen.

Dies alles charakteriſirt den Wohllüſtling. Der Wohllüſtling iſt ein Sclav ſeiner Sinne. Das Schlechteſte im Leben wird von ihm zum Höchſten und Beſten gemacht. Daß er Vernunft hat, zeigt er nur darin, daß er ſeine Genüſſe anordnet und die Mittel für ſie auswählt, mithin nur in ſo fern, als er ſie

der Sinnlichkeit unterwirft. Bey den glänzendſten Gaben kann er ſich nie Anſprüche auf die Achtung der Beſſern erwerben. Er muß ſelbſt erkennen, daß die Maxime, nach welcher er handelt, allgemein gedacht, abſolute Ungereimtheit ſeyn würde.

Nach dieſen vorausgeſchickten allgemeinen Bemerkungen, darf über die zwey beſondern Stücke der Körperpflege, die ſich als die wichtigſten auszeichnen, nämlich Nahrung und Kleidung, nur noch weniges erinnert werden.

Nahrung iſt ein weſentliches Bedürfniß des Körpers. Die Weisheitslehre verlangt, daß ſie nicht anders, als ihrer Beſtimmung, der Beſchaffenheit des Körpers und der Würde der menſchlichen Natur angemeſſen gebraucht werde.

Ueberlade dich nicht mit Nahrungsmitteln. Sey mäßig in Speiſe und Trank. Genieße nie mehr als das Bedürfniß fordert, und als zu deiner Stärkung nothwendig iſt. Vor allen Dingen aber genieſſe nie ſo viel, daß du dich dadurch gedrückt und beſchwert fühlſt, daß es deiner

Gesundheit schadet, daß du dadurch zum Denken und Arbeiten untüchtig wirst.

Die Unmäßigkeit im Genusse der Nahrungsmittel heißt in ihren höhern Graden **Gefräßigkeit** und **Versoffenheit**, und ist dann viehisch.

Dem Gefräßigen ist es nur um das Verschlingen zu thun, welches ihm zu einem eignen Geschäfte und zu einer eignen Art des Genusses geworden ist. Weit entfernt, den eigentlichen Zweck des Essens vor Augen zu haben, sieht er nicht einmal auf den Kitzel des Geschmackssinnes. Weiter läßt es sich schwerlich in der Verläugnung des vernünftigen Charakters bringen. Gefräßigkeit ist gewöhnlich ein Werk der Angewöhnung, oft auch, bey ganz rohen Menschen, der Langeweile und des Mangels an Sinn für andre Genüsse.

Der Versoffene macht sich in einem noch höhern Grade zu allem unfähig. Seine Leidenschaft stellt ihn gewöhnlich noch mehr als Scandal dar, indem er, während der Berauschung, seiner Vernunft nicht mächtig, und oft von dem Wahnsinnigen nicht zu unterscheiden ist. In seinem Benehmen liegt die Maxime, es darauf ankommen zu lassen, und es

gar nicht bedenklich zu finden, alles zu thun, was ein vernunftloſes Geſchöpf allenfalls thun kann. Seine Maxime iſt abſolute Vernunftſchändung. Auch der Verſoffene ſieht nicht auf den Zweck der Nahrungsmittel und auf den feinern Wohlgeſchmack. Aber ſein Genuß iſt doch kein bloßes Verſchlingen. Das Reizende und Berauſchende iſt es, was ihn dazu treibt. Und in ſo fern iſt allerdings Uebermaß im Trinken weniger unmenſchlich als Uebermaß im Eſſen. Der Trunk gewährt ein erhöhtes Gefühl des körperlichen Lebens, und erweckt, wenigſtens im Anfange, Heiterkeit des Geiſtes, Aufgelegtheit, Mittheilſamkeit und Offenherzigkeit; und das verführt leicht, immer weiter zu gehen. Selten hat der Trinker die Abſicht, es bis zum höchſten Grade der Berauſchung kommen zu laſſen. Er wird gewöhnlich unvermerkt dahin geführt. Wo aber Verſoffenheit zur Leidenſchaft geworden iſt, iſt ſie ein eben ſo ſcheuſliches Laſter als die Gefräßigkeit. Gewohnheit hat dann den unnatürlichen Genuß hitziger Getränke zum Bedürfniß gemacht, und ihr folgt man blindlings, ohne die Annehmlichkeiten dieſes Genuſſes weiter zu beobachten; oder man geht gar darauf aus, ſich zu betäuben.

Auch in geringern Graden iſt die Unmäßigkeit, im Gebrauche körperlicher Nahrungsmittel, als eine Maxime, welche gegen die Würde des Menſchen ſtreitet, welche das Mittel zum Zwecke macht, welche überall Schaden ſtiftet, und endlich in Gefräßigkeit und Verſoffenheit ausſchlägt, höchſt unſittlich.

Vorzüglich iſt darin das Trinken gefährlich. Es gibt der Veranlaſſungen ſo viele, die uns zur Wiederholung reizen. Die Neigung wird ſo leicht zum Bedürfniſſe, und das Bedürfniß zur wilden Leidenſchaft. Was Anfangs ausreichte, die Luſt zu befriedigen, reicht nachher nicht mehr aus, und muß immer ſtärker und in größerm Maße genommen werden.

Hüthe dich daher vor ſehr hitzigen und berauſchenden Getränken; es iſt ſchwer, hierin Maß zu halten. Erlaube dir nur ſelten ſelbſt das mäßigſte Trinken zu deiner Aufheiterung, und laß es nie ſo weit kommen, daß du dir das Aufhören nicht mehr gebieten könneſt. Gewöhne dich an keine künſtlichen Reize. Suche nie durch ſie eine höhere Spannung deiner Kräfte zu bewirken. Trinke nicht, um beſſer arbeiten zu können. Die Natur läßt dieſe doppelte Ueberſchreitung ihres Maßes nicht ungeſtraft. Suche nie durch das Trinken Ver-

geſſenheit deines Zuſtandes zu bewirken; das iſt das unglücklichſte Mittel, ſich ſeines Verdruſſes oder ſeiner Leiden zu entſchlagen. Die vermehrte Reizbarkeit der Nerven läßt ſie uns nachher deſto ſtärker fühlen. Stelle dir nie das Vergnügen der Berauſchung zu lebhaft vor. Erinnere dich dagegen oft an das Unwürdige dieſes Zuſtandes und an die traurigen Nachwehen.

Tauſend Beyſpiele ſagen es uns täglich, welch eine mächtige Leidenſchaft der Trunk ſey, welche ſchrecklichen Verwüſtungen ſie in der menſchlichen Natur und in allen Verhältniſſen des Lebens anrichte, und wie ſchwer es dem wird, ſich wieder loszureißen, der ſich einmal von ihr gefeſſelt fühlt.

Genieße nie, bloß um das Vergnügen des Genuſſes zu haben. Nahrungsmittel ſind zur Befriedigung des Bedürfniſſes beſtimmt. Wo das Bedürfniß ſchweigt, da ſoll man es nicht künſtlich aufregen, damit man nicht den Körper verwöhne, der Luſt wider ſeine Würde huldige, und ſich zum Sclaven derſelben mache. Genuß ohne Bedürfniß iſt Genuß über das Bedürfniß hinaus, und daher gewiß auch ſchädlich. Wer bloß zum Vergnügen ißt und trinkt, dem wird

es ſchwer, in den Schranken der Mäßigkeit zu bleiben. Die Luſt des Genießens wird ihn immer weiter treiben. Deßwegen iſt es ſchon gefährlich, auf das Angenehme im Genuſſe der Nahrungsmittel zu ſehr zu achten; leicht entſteht dann unmittelbare Luſt am Gebrauche derſelben.

Bloß zum Vergnügen zu eſſen und zu trinken iſt überdem an ſich etwas Unwürdiges. Wer höhere Vergnügungen kennt, wird dieſe niedrigen verſchmähen. Sie gehören nur für Menſchen, deren Ich im Körper erſtarrt iſt. Wer mit Speiſen bloß ſeinen Gaumen kitzeln will, verräth einen thieriſchen Sinn; ſo auch derjenige, welcher bloß trinkt, um den Wohlgeſchmack des Getränkes zu haben.

Wohl iſt dagegen der Genuß des Getränkes, um des damit verknüpften geiſtigen Vergnügens, um der Aufheiterung oder der Beförderung der Geſelligkeit willen, wenn er in den Schranken der Mäßigkeit bleibt, und wenn dieſes Vergnügen ſelbſt ein pflichtmäßiges iſt, zu geſtatten. Immer mag der Wein die anſtändige Freude befördern, den Geiſt beflügeln und die Herzen öffnen; wenn nur die Sitte nicht vor ihm erröthen darf.

Verwöhne deinen Gaumen nicht.

Gewöhne dich nicht zu ſehr an das Ausgeſuchte in Speiſe und Trank. Du mußt alles genießen können, was die Natur zur Nahrung beſtimmt hat, außer, was ſich mit deiner Conſtitution nicht verträgt, und was durch ſeine beſondre Beſchaffenheit Ekel erweckt. Das Unreine kann nur der Rohe genießen, das richtige natürliche Gefühl wendet ſich mit Widerwillen davon weg. Der Ekel iſt in den meiſten Fällen nur eine Wirkung der Einbildungskraft, die im dunkeln Hintergrunde der Seele mit gewiſſen Gegenſtänden gewiſſe zurückſtoßende Bilder verknüpft, welche ihre Empfindung auf jene übertragen. In ſolchen Fällen iſt es Pflicht, ſeinen Ekel zu bekämpfen; theils dadurch, daß man ſich fragt, was uns denn eigentlich dieſen Widerwillen verurſache, und ſich über die wahre Beſchaffenheit ſolcher Dinge beſſer unterrichtet; theils dadurch, daß man ſich einige Male zwingt, und ſich durch Erfahrung von der Grundloſigkeit ſeines Vorurtheils zu überzeugen ſucht. Allzugroßer Ekel iſt ein Beweis von Verzärtelung, die einem vernünftigen Weſen nie anſteht, und ſetzt uns oft in die Nothwendigkeit eines unangenehmen Entbehrens.

Du darfſt keinen zu großen Unterſchied

zwiſchen dem Angenehmen und weniger Angenehmen in den Nahrungsmitteln machen, dich an jenem nicht zu ſehr ergötzen, und es nicht zu leidenſchaftlich ſuchen. Du mußt auch das ohne Mißbehagen genießen können, was dir eben nicht angenehm iſt. Du ſollſt nicht in dem Rufe ſtehen, als wenn du immer das Beſte haben müſſeſt, und dir keine Näſcherey verſagen könneſt. Du darfſt nicht zu viel thun, um gut zu eſſen und zu trinken. Keine Koſtbarkeit muß dir unentbehrlich ſeyn.

Leckerhaftigkeit macht dich zum Sclaven deines Gaumens, und bey Andern verächtlich. Sie ſtreitet mit einer vernünftigen Lebensordnung. Sie verleitet zur Verſchwendung und Unmäßigkeit. Sie erſchwert dir die Herrſchaft über deine Begierden, und gibt deiner Sinnlichkeit immer mehr Nahrung. Sie verleitet auch, unter gewiſſen Umſtänden, zur Schmarotzerey, die mit jeder Art der Erniedrigung gepaart geht.

Es iſt auch unrecht, dich an zu mannichfaltige und zu theure Nahrungsmittel zu gewöhnen. Dies macht einen Koſtenaufwand nöthig, den ſich auch der Reiche nicht erlauben ſoll, weil ihm ſeine Pflicht einen wichtigern und nützlichern Gebrauch ſeines

Vermögens vorſchreibt, und es für ſchändlich erklärt, einen großen Theil desſelben an einen ſo flüchtigen Sinnenkitzel zu wenden. Noch weniger darf es der Unbemittelte, der dasjenige, was er hierzu braucht, dringendern Bedürfniſſen entziehen oder gar auf unerlaubten Wegen herbey ſchaffen muß. Es iſt überdem ein empörender Gedanke, daß, um die ſinnliche Luſt eines einzelnen Menſchen zu befriedigen, ſo viele Hände, die wohl etwas Beſſeres thun könnten, in Bewegung geſetzt, und ſo viele Producte herbey geſchafft werden müſſen, während Tauſende im Elende ſchmachten, mit Hunger und Verzweiflung ringen, die mit einem kleinen Theile deſſen, was hier verpraßt wird oder verdirbt, zu retten wären.

Frugalität im Eſſen und Trinken muß derjenige für ſeine Pflicht erkennen, der ſich auf ſich ſelbſt, auf den Wehrt und die Beſtimmung des Lebens verſteht. Zu ihr geſellt ſich gern die heitre Freude, die an den reich beſetzten Tafeln nur zu ſchnell dem Ueberdruſſe weicht. Bey ihr bleiben Körper und Seele geſund, — und die Reue fern. Luxurioſität verführt zum Uebermaße, zur Leckerhaftigkeit und Weichlichkeit, und geht dann in Schwelgerey über.

Dem Schwelger iſt der ſinnliche Genuß die Hauptſache; um dieſen dreht ſich ſein ganzes Leben. Er muß immer das Ausgeſuchteſte und Koſtbarſte haben. Alles muß auf das ſchmackhafteſte zubereitet ſeyn. Die einzelnen Genüſſe müſſen, nach dem feinſten Studium, mit einander in Verhältniß ſtehen, und in dem allem will er nicht genießen, ſondern ſich berauſchen. Sein ganzes Daſeyn iſt ein ewiger Wechſel von Eſſen, Trinken und Verdauen, von Rückerinnerungen, Vorgefühlen und von Unterhaltungen über das, was ihm köſtlich geſchmeckt hat. Wer kann dies mit der Würde eines Weſens reimen, das ſo viel Großes zu denken, ſo viel Herrliches zu thun, und ſo viel Schönes zu genießen im Stande iſt?

Kleidung ſoll den Körper theils verhüllen, theils ihn gegen nachtheilige Erkältung ſchützen. Schon hieraus ergeben ſich zwey Forderungen, welche die Moral an ſie zu thun hat.

Sie muß verbergen, was der Anſtand zu verbergen gebietet. Sie ſoll die Schamhaftigkeit erhalten; darum darf ſie derſelben nicht Hohn ſprechen, und das zur Schau tragen, woraus das feine Gefühl ein Geheimniß

macht. Sie ſoll die lüſterne Begierde zurückhalten, indem ſie verſchleiert, was dieſe wecken könnte. Es iſt ſittenloſe Frechheit, wenn ſie es abſichtlich hervor zieht, oder durch eine Verhüllung, die mehr zeigt als ſie verbirgt, und noch mehr errathen läßt, als ſie zeigt, die Begierde anlockt, und, mit Hülfe der Phantaſie, heftiger entflammt. Unanſtändige Entblößungen, wenn ſie in dem Maße Sitte werden, daß ſie auch die Unſchuld ſich arglos erlaubt, zeugen von einem großen Verderben des Zeitalters. Reinigkeit der Seele gebe das erſte Geſetz bey der Bekleidung des Körpers.

Dann darf auch die Sorge für die Geſundheit nicht aus den Augen geſetzt werden. Darum kleiden wir uns ja vornehmlich, daß diejenigen Theile beſchützt werden, die den Einfluß der Kälte nicht ertragen können. Oft ſpottet hier der Leichtſinn der Folgen; aber ſie rächen ſich auch nicht ſelten ſchrecklich an ihrer Verſpottung. Wie manche blühende Schönheit welkte ſchon aus dieſem Grunde früh dahin! Wie manche Beute verſchließt das Grab, die fürchterlich gegen dieſen Leichtſinn Klage führt!

Sey es Eitelkeit, die die Vorzüge des

Körpers bemerklich machen, oder Koketterie, die die Sinne gefangen nehmen, oder Wohlluſt, die verführen will, oder auch nur Nachläſſigkeit, was ſich in dieſem Verfahren zeigt: die Sittlichkeit muß es überall nachdrücklich mißbilligen.

Dieſe beyden Forderungen gelten unbedingt, und nur ſo weit, als es mit ihnen beſtehen kann, laſſen ſich auch noch andre geltend machen. Unſre Kleidung ſoll der Würde, die der Geiſt dem Körper, den ſie umgibt, mittheilt, angemeſſen ſeyn, und uns bey Andern zur Empfehlung gereichen.

Kleide dich nicht ſo, daß du dadurch mißfällſt, Andern widerlich wirſt, und dir ſelbſt widerlich werden müßteſt, wenn dein Gefühl nicht abgeſtumpft wäre. Dulde an dir keinen Schmutz. Erſcheine in keinem bettelhaften Aufzuge. Du würdeſt dadurch die tiefſte Selbſtverachtung zu erkennen geben, und Andre würden ſich mit einem Widerwillen von dir wegwenden, der in dir das menſchliche Weſen verkennt. Auch die Armuth braucht nicht in Lumpen zu gehen. Sie erweckt den Verdacht der Schamloſigkeit und der Liederlichkeit,

wo ſie das thut, und verliert alle Anſprüche auf unſer Mitleiden. Reinlichkeit iſt überall möglich; was Ekel erweckt, läßt ſich überall vermeiden. In deiner Art dich zu kleiden darf nichts Läppiſches und übel zuſammen Paſſendes ſeyn. Leicht würde man ſonſt deinen Verſtand bezweifeln. Auf jeden Fall würdeſt du lächerlich werden, und wo man belacht, da iſt keine Achtung mehr.

Suche vielmehr, durch die Art, dich zu kleiden, überall, wenigſtens bey den Gebildeten, angenehme Eindrücke zu machen. Schmücke deinen Körper; kleide ihn mit Geſchmack. Es iſt darum nicht nöthig, daß du Gepränge treibeſt. Große Pracht iſt oft von der Schönheit am weiteſten entfernt. Dieſe geſellt ſich am liebſten zur Einfachheit, und ſie zu erreichen bedarf es keines bedeutenden Aufwandes. Ein richtiges Gefühl iſt dabey die Hauptſache. Hüthe dich am meiſten vor aller Ueberladung, vor allem Steifen, Eckigen und Gezwungenen. Derjenige Anzug iſt gewiß der ſchönſte, der die edle menſchliche Geſtalt am meiſten hervor ſchimmern läßt. Siehe aber auch darauf, was ſich zu dem Baue deines Körpers, zu der Farbe und dem Ausdrucke deines Geſichtes am mei-

ſten ſchickt; wozu allerdings eine feine Bildung des Geſchmackes erfordert wird.

Wende indeß nicht zu viel Zeit auf die Ausſchmückung deines Körpers. Wähle an deinem Anzuge nicht zu lange, zu ſorgfältig und zu ängſtlich. Wie viele wichtigere Dinge haſt du nicht zu thun? und wie unverantwortlich wäre es, wenn du dieſe hierüber verſäumen wollteſt? Lege überhaupt keinen zu großen Wehrt auf dieſe Ausſchmückung. Es gibt beſſere Vorzüge, wodurch man ſich Andern auch empfehlen kann. Wehe dir, wenn du von deinem Rocke mehr erwarteſt, als von deinem Verſtande, von deinem Charakter und von deiner Aufführung! Wie leer müßten dann bey dir Verſtand und Herz — oder wie erbärmlich die Menſchen ſeyn, um deren Gunſt du buhlſt! Erwecke nicht einmal den Gedanken, als ob du hiervon viel erwarteſt. Das wäre bey dem Vernünftigen ſchon ein ſehr ungünſtiges Vorurtheil. Nicht durch dein Kleid — durch dich ſelbſt ſollſt du etwas gelten. Dein Kleid ſoll deiner nur würdig ſeyn, und den innern Wehrt zweckmäßig darſtellen.

Kleide dich mit Rückſicht auf die Menſchen, mit welchen, auf die Zeit und auf das Alter, in welchen

du lebſt. Vermeide alles Auffallende und von dem Gebräuchlichen zu ſehr Abweichende. Du erwirbſt dir dadurch nichts, als den ſehr zweydeutigen Ruf eines ſonderbaren, ekzentriſchen und grillenhaften Menſchen; und der iſt eben nicht dazu geeignet, die Achtung, Zutrauen und Liebe zu verſchaffen.

Hüthe dich vor Altväterlichkeit. Klebe nicht zu ſteifſinnig an dem, was vor zwanzig oder dreyßig Jahren Sitte war, wenn es auch in manchen Stücken Vorzüge vor dem Gegenwärtigen haben ſollte; am wenigſten aber dann, wenn es, um ſeiner Steifheit und Unnatürlichkeit willen, mit Recht veraltet iſt. Dies verräth entweder einen großen Eigendünkel, der alles nach ſich lenken, und ſich zu nichts bequemen will, oder einen geheimen Stolz, der ſich dadurch wichtig zu machen und die Meynung zu erwecken ſucht, man habe andre Vorzüge, und könne über das weg ſeyn, oder einen Querſinn, dem es gerade gefällt, das Entgegengeſetzte von dem zu treiben, was andre Menſchen thun, oder ein kindiſches Weſen, das ſich von dem einmal Angewöhnten nicht losreißen kann. Immer iſt dies unfreundlich gehandelt, und eine ſolche Gleichgültigkeit gegen die Eindrücke, die man bey

Andern macht, verdient mit Geringschätzung beſtraft zu werden.

Sey aber auch eben ſo fern von Modeſucht. Wäre das Urtheil des Geſchmackes immer rein; würde es nicht ſo oft durch Neuheit, Gewohnheit, ſinnlichen Reiz und Vorurtheile irre geleitet: dann würde es gar keinen Wechſel der Mode mehr geben. Man würde ſich in dem vereinigen, was dieſer Geſchmack einmal gebilligt hat, und dabey bleiben. Da aber die genannten Dinge immerfort in die Beurtheilung des Schönen einfließen: ſo muß dieſe Beurtheilung auch vorzüglich da wandelbar ſeyn, wo ſich jener Einfluß ſtark zeigt, ſo daß von dem Einen dies, von dem Andern jenes gebilligt wird, und was heute noch dem Tadel ausgeſetzt iſt, morgen, wenn man ſich daran gewöhnt hat, Beyfall findet, und ſich übermorgen ſchon wieder verwerflich zeigt, weil ein Andres, durch ſeine Neuheit, mehr glänzt. Hierdurch iſt das Gebiet der Mode beſtimmt, und ſie iſt demnach anzuſehen als ein unaufhörlicher Verſuch, ſich in dem, worüber ſich die Regeln der Schönheit nicht wohl ausmitteln laſſen, dem guten Geſchmacke immer mehr zu nähern, oder dem, was ihm entſpricht, allgemeinen Beyfall zu

verſchaffen. Es kann nicht fehlen, daß hier oft die ſchönere Form veraltet, und die ſchlechtere den Sieg davon trägt. Aber im Ganzen läßt die fortſchreitende Verfeinerung des Geſchmackes doch Veredlung der Moden hoffen. Die ſchönere Form wird, unter günſtigern Umſtänden, wieder zum Vorſchein kommen, und, wenn auch dann noch nicht herrſchend werden, doch eine gewiſſe Mittellinie abgeben, wovon man ſich immer weniger entfernt.

Es iſt Pflicht, hierin mit der Zeit fortzuſchreiten, und oft ſelbſt das Angenehmere gegen das weniger Gefällige aufzugeben; weil das Urtheil hierüber noch ſchwankt, und wir das unſrige doch nicht als das einzig richtige anſehen können, und weil man auf dieſe Weiſe, durch die Menge der Verſuche, doch einer allgemein gültigen Entſcheidung immer näher rückt; indem nicht allein mannichfaltigere Formen zum Vorſchein kommen, ſondern auch die Urtheilskraft ſich übt, und die Menſchen ſich verſtändigen.

Aber fehlerhaft iſt es, jede Mode ohne Unterſchied mitzumachen. Außer dem, daß manche Moden der Geſundheit und der Sittlichkeit entgegen ſind, und ſchon darin das Gepräge ihrer Verwerflichkeit tragen, ſind auch

manche von der Art, daß ein jeder, dem es nicht ganz an Geſchmack fehlt, ſie für ungereimt oder für häßlich erklären muß. Dieſe mitzumachen wäre entweder kindiſche Eitelkeit oder thörigte Gefälligkeit, auf jeden Fall grobe Beleidigung der geſunden Vernunft. Nur ſolchen Menſchen kann man ſich dadurch empfehlen, an deren Beyfall wenig gelegen iſt.

Auch wird der Vernünftige nie unter den Erſten ſeyn, die eine neue Mode verbreiten. Er überläßt das lieber denen, die aus ihrem Leichtſinne und ihrer Wandelbarkeit kein Geheimniß machen, und die den dazu erforderlichen Koſtenaufwand weder zu ſcheuen brauchen, noch auch beſſer anzubringen wiſſen. Nie wird er eigentliche Modeſucht in ſich aufkommen laſſen. Nie wird er unbedingt billigen, was die Mode vorſchreibt. Nie wird er ſich zu den enthuſiaſtiſchen Lobrednern jeder neuen Mode geſellen. Nie wird er es ſich zum Verdienſte anrechnen, oder ſeinen Beyfall bey Andern darauf gründen, daß er jede Mode mitmacht. Nie wird er darnach ſtreben, bey den Veränderungen der Mode den Ton anzugeben; aber auch nicht unterlaſſen, eine veränderte Form, die ihm zweckmäßig ſcheint, anzunehmen.

Die Modeſucht verfällt auf tauſend Ungereimtheiten; ſie verſchlingt groſſe Summen; ſie beſteht mit keiner weiſen Lebensführung; ſie verhindert an vielen wichtigen Geſchäften, und verräth, neben einem auffallenden Mangel an Geſchmack, eine kleine Seele.

Kleide dich nach deinem Alter. Was der Flüchtigkeit der Jugend wohl ſteht, das ſchickt ſich nicht für den ernſtern Charakter des Mannes, und noch weniger für die Bedächtlichkeit, Ruhe und Erfahrungsreife, die vom Greiſen gefordert werden. Was kann widerlicher ſeyn, als die Matrone mit dem Anzuge des Mädchens? die Farben der Blüthe am Kleide und die Runzeln der Zeit am Geſichte? Selbſtachtung macht es zur Pflicht, hier auf das Schickliche bedacht zu ſeyn.

Kleide dich, endlich, deinem Stande gemäß. Nicht unter deinem Stande. Wer dich kennt, weiß freylich wohl, wer du biſt, ohne deinen Rock erſt zu befragen; aber auch der, welcher dich nicht kennt, ſoll es wiſſen. Du biſt deinem Stande ſchuldig, ihm, durch äußere Zeichen, die Achtung zu erwerben, deren er bedarf, und die er fordern kann. Dein Stand nöthigt dich, mit einer gewiſſen Klaſſe von Menſchen Ver-

kehr zu haben; du mußt dich so produziren, wie es unter dieser Klasse üblich ist.

Kleide dich auch nicht über deinen Stand hinaus. Das ist lügenhafte Prahlerey. Du erschöpfst dadurch deine Kräfte; du maßest dir an, was dir nicht gebührt, und setzest dich der Gefahr aus, darüber beschämt zu werden. Thue es nicht einmal den Ersten deines Standes gleich. Es ist nicht nöthig, daß du glänzest; du kennst einen bessern Gebrauch, der sich von deinem Gelde machen läßt.

Vermeide überhaupt allen unnöthigen Kleiderluxus. Er beschränkt leicht Kopf und Herz. Er zieht die Aufmerksamkeit von wichtigern Gegenständen ab. Er entsteht aus thörigter Eitelkeit. Er veranlaßt zu überflüssigen oder gar verderblichen Ausgaben, und verleitet vielleicht Andre zur Nacheiferung, die sie noch weniger bestreiten können.

Wie sehr bist du zu bedauern, wenn äußerer Glanz das heimliche Elend verbirgt! Und was ist es überhaupt für ein Glanz, den bloß dein Kleid oder dein Gold von sich strahlt? Vielleicht verführt er gar den Vernünftigen, ihn für das Einzige zu halten, was du besitzest, und deine bessern Vorzüge zu übersehen.

Prachtliebe und guter Geſchmack ſind ſehr verſchiedene Dinge. Die erſtere verfälſcht nicht ſelten den letztern. Häufig wird der Mann über ſeinem Schimmer vergeſſen. O, es liegt viel daran, daß wahrer Werth überall erkannt werde, und ſich die Lüge nie ſeiner Rechte bemächtige.

3.

Bildung des Körpers.

Wichtiger als die Pflege des Körpers iſt die Bildung deſſelben; daher auch jene dieſer überall untergeordnet werden ſoll. Die Pflege bezieht ſich nur auf das Wohlbefinden, die Bildung aber auf die Vollkommenheit des Körpers. Schon in wie fern er ein Beſtandtheil unſers Weſens iſt, gebietet die Pflicht, ihn ſo vollkommen als möglich zu machen, damit Freyheit und Selbſtſtändigkeit in allem Menſchlichen gegründet und befördert werde. Er iſt aber auch Organ des Geiſtes und der Tugend; durch ihn wird alles ausgeführt, was dieſe befiehlt und jener beſchließt. Wer ſich ſelbſt ſchätzt, dem muß daran gelegen ſeyn, daß es auf das beſte ausgeführt werde, und daß der Körper dazu die nöthige Tauglichkeit habe.

Er repräsentirt die Persönlichkeit in der Sinnenwelt. Dies soll auf eine der Würde desselben angemessene Art geschehen, und auch dazu ist Bildung erforderlich.

Auf drey Stücke hat die Bildung des Körpers vorzüglich zu sehen, daß er nämlich der Seele gehorche, daß er geschickt sey, die Beschlüsse der Seele auszuführen, und daß er die Würde der Seele darstelle.

1. Der Körper soll der Seele gehorchen. Sorge, daß du ihn immer mehr der blinden Gewalt des Instinctes entreißest, und daß seine Verrichtungen, so weit die Willkühr sie erreichen kann, nach Begriffen geschehen. Ueberlasse dich nicht den bewußtlosen Antrieben desselben, wo es möglich ist, diese Antriebe zu beherrschen, und wo dies nicht möglich ist, da paare sie wenigstens mit Besonnenheit. Dem körperlichen Instincte ohne Ueberlegung zu folgen, ist schon an sich sehr unsittlich; es ist Vernichtung aller Sittlichkeit. Aber es verstärkt auch die Macht des Körpers gegen den Geist, bis es endlich das vernünftige Verhältniß ganz umkehrt.

Halte an dir, wenn der Trieb des Körpers eilt, etwas zu thun, was den Absichten der

Seele entgegen iſt. Deine Aeußerungen müſſen nie etwas verrathen, was die Seele verbergen will. Nie müſſen deine Mienen den Kummer offenbaren, welchen geheim zu halten das Intereſſe des Geiſtes mit ſich bringt. Nie müſſe die Geläufigkeit der Zunge das bekannt machen, was nach deinem vernünftigen Willen nicht bekannt werden ſoll. Unwillkührlich drückt der Körper die Empfindungen aus, welche die Seele beherrſchen. Er ſoll aber ſo weit von der Seele abhangen, daß dieſe durch ihre Gedanken im Stande iſt, ihn daran zu verhindern. Er ſoll überhaupt nichts ausdrükken, als was die Seele auszudrücken befiehlt.

Er weigere ſich nicht, dasjenige zu vollziehen, was die Seele beſchloſſen hat. In dieſer Hinſicht iſt vorzüglich die Trägheit deſſelben zu überwinden, indem man ihn oft zu Anſtrengungen zwingt, und ihm dieſelben durch Uebung nicht allein leicht, ſondern auch zum Bedürfniß macht. Es iſt eine nicht ſeltene Erſcheinung, daß ſich ausgezeichnete Thätigkeit des Geiſtes mit einer körperlichen Indolenz vereinigt, die auch die leichteſten Verrichtungen ſcheuet. Menſchen, die für die Wiſſenſchaft freudig alle Kräfte aufbieten, können oft ihren Körper nicht zu den unbedeu-

tendſten Leiſtungen nöthigen. Es iſt aber einleuchtend, daß dies nicht allein dem Begriffe eines vollkommenen Menſchen widerſpricht, ſondern auch die pflichtmäßige Wirkſamkeit überall hindert. Dem ſtärkſten Willen wird es ſchwer, den widerſpänſtigen Körper zu leiten. Auch in ihm muß das Princip der Thätigkeit angeregt und belebt werden, damit überall geſchehe, was geſchehen ſoll.

Der Körper darf ſich nicht gegen die Seele auflehnen; dieſe muß vielmehr im Stande ſeyn, ihre Entſcheidungen, gegen die Neigungen und Verabſcheuungen desſelben, durchzuſetzen. Im vollkommnen Manne ſind dieſe Neigungen und Verabſcheuungen immer mit der Vernunft einſtimmig, und daher von ſelbſt auf das Beſte gerichtet. Da aber dieſe Vollkommenheit ſelten erreicht wird: ſo hat man wenigſtens dahin zu ſehen, daß ſich jene der Seele leicht fügen, daß weder körperliche Bedürfniſſe, noch Weichlichkeit, noch zu mächtiger Hang nach angenehmen Empfindungen im Wege ſtehen, wo etwas Mühſames gethan werden ſoll. Die ſinnlichen Bewegungen des Körpers ſollen der Seele unterthan ſeyn, damit der Körper in das willige, was die Seele durch ihn auszuführen hat.

2. Der Körper ſoll aber auch geſchickt ſeyn, dies auszuführen. Stärke deinen Körper durch fleißige und zweckmäßige Uebung ſeiner Kräfte. Körperliche Stärke iſt zwar in den meiſten Fällen ein Geſchenk der Natur. Aber ſie kann doch durch eigne Bemühungen oft ſehr vermehrt werden. Sie iſt ein nicht unbedeutender Vorzug. Die ſtarke Natur widerſteht leichter feindlichen Angriffen. Sie behauptet ſich eher in der Gefahr. Sie richtet mehr und alles beſſer aus, als die ſchwache. Was für dieſe ſchon ein unüberwindliches Hinderniß iſt, das achtet ſie oft nicht einmal.

Härte deinen Körper ab. Gewöhne ihn, alles ertragen zu können, ohne daß es ihm nachtheilig werde, oder an ſich zu ſehr dadurch gedrückt fühle. Stärke der Seele kann ſich ſelten recht erweiſen, wenn ihr nicht ein abgehärteter Körper zu Gebote ſteht. Abhärtung des Körpers ſchützt gegen zahlloſe unangenehme Empfindungen und Verletzungen der Geſundheit, die wir ohne ſie nicht vermeiden können. Ein abgehärteter Körper ſcheut keine Beſchwerden, die mit einer Verrichtung verbunden ſind. Er kann alles leiden und alles entbehren; darum läßt ſich mit ihm viel

unternehmen. Es iſt ſehr niederbeugend, ſo viele herrliche Entwürfe großer Seelen an der Schwäche und Weichlichkeit des Körpers ſcheitern zu ſehen. Ein Körper, der Hunger und Durſt, Froſt und Hitze, Anſtrengung und Schlafloſigkeit ertragen kann, den nichts erſchüttert und verwundet — welch ein treffliches Bild von einer Selbſtſtändigkeit der Seele, die, feſt auf ſich ſelbſt ruhend, alles verachten, allem widerſtehen und alles erdulden kann, weil ſie ſich über die Macht und den Reiz der Sinnlichkeit empor geſchwungen hat!

Sorge für die Gewandtheit deines Körpers, daß er ſich ſelbſt und ſeine Glieder leicht bewege, daß er, ohne Mühe, jede Form annehme, ſich in jede Veränderung füge, in jede Haltung und Stellung zu werfen wiſſe. Gewandtheit des Körpers erhöht die Schönheit ſeiner Geſtalt, vermehrt ſeine Brauchbarkeit zu allen Geſchäften, erleichtert es ihm, ſich zu retten und zu helfen, und unterwirft ihn den Befehlen der Vernunft.

Verſchaffe dir körperliche Fertigkeiten. Uebe dich in denjenigen Verrichtungen, die zu deinem Schutze dienen, die den Verkehr des Lebens befördern, die dem Geiſte zu ſeinen Operationen behülflich ſind,

die zu den Kennzeichen des gebildeten Menſchen gerechnet werden, und die das geſellſchaftliche Vergnügen erhöhen, beſonders aber in denjenigen, die zu einer beſſern Ausführung des Berufes gehören. Keine Art von körperlichen Fertigkeiten ſollte von uns verachtet werden. Alle erhöhen die perſönliche Vollkommenheit, und alle können uns unter gewiſſen Umſtänden nützlich werden. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß nicht von jedem gefordert wird, darin den höchſten Grad zu erreichen, und daß es ſehr unrecht iſt, ſich ausſchließlich auf ſie zu legen, oder auch nur ſie zur Hauptſache zu machen, und dasjenige darüber zu verſäumen, was unmittelbar die Würde angeht. Der geſchickteſte Tänzer oder Fechter iſt, wenn er nicht mehr iſt, als das, immer noch ein erbärmlicher Menſch. Wer ſein größtes Verdienſt darin ſetzt, daß er eine ſchöne Handſchrift ſchreibt, der ſchweige lieber ganz von ſeinen Verdienſten, damit man ihn nicht bemitleide. Wer noch ſo feine und geübte Sinne beſitzt, aber dabey ohne Geiſt iſt, wird ſich ſchwerlich die mindeſte Achtung erwerben.

3. Der Körper ſoll die Würde der Seele darſtellen. Dazu ſind vorzüglich die willkührlichen Bewegungen deſſelben ge-

eignet. Würde kann aber nur durch eine vernünftige Form im Aeußern repräsentirt werden. Ihr Bild zeigt sich im Zweckmäßigen und Schönen. Das Zweckmäßige und Schöne sind die Einheit des Sichtbaren, wie die Würde die Einheit des Unsichtbaren ist. Das Zweckmäßige und Schöne werden mit Wohlgefallen bemerkt, wie die Würde Achtung erweckt. Beyde dienen dazu, uns bey Andern zu behaupten, und ihren Beyfall zu erwerben. Daher die Forderung: bilde deinen Körper, daß er in seinen willkührlichen Bewegungen gefalle, und überall davon zeuge, daß in ihm ein verständiger Geist wohnt.

Es sind zwey Stücke, wodurch unser körperliches Benehmen gefällt, nämlich Anstand und Anmuth.

Wer sich mit Anstand zu benehmen weiß, der richtet alle Bewegungen so ein, wie es ihrer Natur und Bestimmung angemessen ist. Er braucht seine Gliedmaßen so, wie es ihre Beschaffenheit und der Zweck, den er jetzt erreichen will, mit sich bringen. Er handelt mit Sicherheit, richtig und bestimmt. Was er thut, ist dem Begriffe dessen, was geschehen soll, angemessen. Mit Anstand trägt er seinen Körper. Anstand ist in seinem Spre-

chen und in den Gebehrden, die es begleiten. Anſtand iſt in ſeinen Verrichtungen und in ſeiner Stellung. Ueberall kündigt ſich uns ein Weſen an, welches ſo wohl das an ſich Schickliche und Rechte, als auch das von der Sitte Ausgeprägte zu unterſcheiden weiß. Ueberall wird das Rohe, Steife, Unbeholfene, Gezierte und Verzerrte vermieden. Auch hier muß die Einfalt der Natur das höchſte Beſtreben der Kunſt ſeyn.

Die Anmuth iſt die Verſchönerung des Anſtandes. Sie vereinigt mit dem Zweckmäßigen das in ſich Uebereinſtimmende. Sie verwandelt das Angemeſſene in ein freyes Spiel des Geiſtes. Sie haucht über das äußere Thun den ſtillen Zauber eines ſanften, wohlgeordneten Gemüthes hin.

Der Anſtand läßt ſich noch wohl, vorzüglich was den conventionellen Theil desſelben betrifft, durch Beobachtung erlernen, obgleich auch hier ſchon ein gebildeter Geiſt zu Hülfe kommen muß, wenn alles gelingen ſoll. Aber Anmuth kann durchaus nicht gelehrt werden. Sie fließt aus dem Herzen, und ergießt ſich, von einem richtigen Geſchmacke geleitet, in reizender Fülle über das Aeußere. Erkünſtelte Anmuth iſt das widerlichſte Gezerre, ein Ge-

rippe ohne Fleiſch und Geiſt, das ſeine Ungeſtalt mit nichts verbergen kann.

Wo wahre Anmuth iſt, da liegt auch Würde zum Grunde. Nur dem Trefflichen ſind die Grazien hold. Anmuth ohne Anſtand bleibt höchſt unvollkommen. Anſtand iſt zwar ohne Anmuth möglich; aber er thut dann ſehr geringe Wirkung, weil ihm die Seele fehlt. Wo Anſtand und Anmuth ſich vereinigen, da ſchimmert das heilige Leben des Geiſtes überall durch ſeine Hülle hindurch; der Körper ſcheint ſelbſt in jenes Leben aufgelöſt zu ſeyn, und darin allein noch ſeine irdiſchen Beſtandtheile zuſammen zu halten. Darum werden ſie auch überall geehrt, und ſelbſt der rohe Sinn tritt vor ihnen bewundernd zurück.

4.

Gebrauch des Körpers.

Wie und zu welchen Zwecken der Körper gebraucht werden ſoll, das ergibt ſich zum Theil aus dem, was über den Gebrauch der Kräfte im Allgemeinen iſt geſagt worden; zum Theil aber enthält die ganze Weisheitslehre hierzu die Anweiſung. Er ſoll die moraliſchen Entſchließungen der Seele ausführen. Deß-

wegen ſind hier nur einſchränkende Regeln zu merken, die den Mißbrauch derſelben verhüthen; und es ſteht dafür der Grundſatz feſt: gebrauche deinen Körper nie der Würde der Menſchheit und dir und Andern zuwider; gebrauche ihn nie anders, als es im Namen Aller gebilligt werden kann.

1. Stelle deinen Körper nicht zur Schau dar. Weder deine Geſtalt noch Gebehrden dürfen Andern zur Befriedigung ihrer Neugierde und zu ihrer Beluſtigung dienen. Dem fehlt alles Selbſtgefühl, der es nicht erniedrigend findet, daß ſich Andre an ſeinen Gebrechen oder Poſſen ergötzen. Körperliche Künſte müſſen entweder den Verſtand oder den Geſchmack intereſſiren, wenn es erlaubt ſeyn ſoll, ſie öffentlich zu zeigen. Sie finden dann ein gebildetes Publicum, das ſie mit Delicateſſe auffaßt. Gewöhnliche Kunſtſtücke hingegen werden größten Theils dem Pöbel zum Beſten gegeben, auf eine Art, die die menſchliche Natur entehrt, und befriedigen gemeine Begierden, denen dasjenige nicht dienen ſoll, was eine moraliſche Beziehung hat. Die pöbelhafte Natur verräth ſich auch in dem Benehmen der Zuſchauer ſo deutlich, daß ſich

keiner, der noch etwas auf ſich hält, dem ausſetzen kann.

2. Treibe mit deinem Körper kein Gewerbe. Die Wirkungen körperlicher Kräfte haben allerdings ihren Preis, und es iſt nicht unrecht, ſie dafür hinzugeben. Der Körper ſelbſt aber hat keinen Preis: denn er nimmt an der Würde des Geiſtes Theil. Wer ihm einen Preis ſetzt, für deſſen Schändlichkeit gibt es gar keinen Namen. Er dürfte ſich auch nicht ſonderlich beſchweren, wenn Andre ihn als eine Sache behandelten. Aller Sinn für Menſchenwürde muß in den Verächtlichen erſtorben ſeyn, die ihren unproportionirten, verkrüppelten oder verſtümmelten Körper für Geld beſehen, oder die ſich, Andern zur Unterhaltung, Spott über ihre Mißgeſtalt oder körperliche Mißhandlungen gefallen laſſen, um davon Gewinn zu ziehen.

Hieraus erhellt auch die Niederträchtigkeit der feilen Geſchöpfe, die Andern ihren Körper zur Befriedigung der Luſt anbieten, um ſich dadurch zu ernähren oder zu bereichern. Schon das iſt abſcheulich, ſeinen Körper zur eignen oder fremden thieriſchen Luſt hinzugeben. Noch abſcheulicher aber iſt es, dies als Erwerbmittel zu gebrauchen. Es läßt ſich kaum denken,

daß ein Menſch ſo tief unter ſich ſelbſt ſinke, und ſich in dem Maße ſeiner Menſchheit entäußere. Wer ſeinen Körper ſo zur Brutalität wegwerfen, und alles feinere Gefühl in dem Grade verläugnen kann, auf die Gefahr hin, ſich die ekelhafteſte Krankheit zuzuziehen, der iſt gewiß jeder Schändlichkeit fähig, und es gibt kein Laſter, das nicht in einer ſo niedrigen Seele hauſen könnte.

3. Mache deinen Körper nicht ſcheuslich oder lächerlich. Vermeide alles, was ihn entſtellt. Laß ihn nicht im Schmutze verkommen. Laß nicht durch Nachläſſigkeit widerliche Krankheiten um ſich greifen, die ihn verunſtalten. Hüthe dich vor einem Uebermaße im Eſſen und Trinken, das dich in einen Zuſtand verſetzt, worin du jedem mit Recht ein Gegenſtand des Abſcheues wirſt. Die Pflicht gegen Andre fordert, daß wir ihnen keine unangenehmen Gefühle verurſachen. Eine noch weit wichtigere Pflicht gegen uns ſelbſt aber wird übertreten, wenn dies durch etwas Ekelhaftes an uns, das wir vermeiden konnten, aber das wir gar muthwillig veranlaßt haben, geſchieht.

Laß Andre mit deinem Körper nicht ihren Spott treiben, ſich nicht an deinen mürriſchen

Gebehrden, an deinem poſſirhaften Betragen, an deinen verzerrten Mienen und Bewegungen ergötzen. Die Wohnung des unſterblichen, zur Freyheit und Selbſtſtändigkeit berufenen, Geiſtes muß nie ein Spielwerk des Muthwillens werden. Wer dich einmal, um einer Albernheit willen, verlacht hat, der wird dich ſo leicht nicht mehr achten. Er ſieht in dir nur den komiſchen Menſchen; ſelbſt die glänzendſten Verdienſte können jenen Eindruck nicht auslöſchen. Wer ſucht Verdienſte beym Spaßmacher?

Am auffallendſten und häufigſten zeigt ſich der Mißbrauch des Körpers in der Befriedigung des Geſchlechtstriebes. Ihn hat uns die Natur eingepflanzt, und ſeine Befriedigung mit Vergnügen verknüpft, um die Fortpflanzung der Gattung zu ſichern, wie ſie durch die mit der Stillung des Hungers und Durſtes verknüpfte Luſt die Selbſterhaltung beſorgen wollte. Wie es aber mit der Würde eines vernünftigen Weſens nicht zu vereinigen iſt, bloß um des Kitzels der Sinne willen zu eſſen und zu trinken: ſo kann es auch nicht geſtattet ſeyn, allein um der thieriſchen Luſt willen den Geſchlechtstrieb zu befriedigen; um ſo

weniger, da hierbey der Körper nicht bloß, wie beym Eſſen und Trinken, gereizt, ſondern auch gebraucht, und alſo im eigentlichen Sinne genoſſen wird.

An und für ſich würde die Befriedigung des Geſchlechtstriebes unter der Würde des vernünftigen Weſens ſeyn, und weder der Mann noch das Weib würde ſeinen Körper dazu hingeben dürfen, wenn ihn nicht die Natur, durch den vernünftigen Zweck der Fortpflanzung, geheiligt, und mit geiſtiger Liebe in Verbindung geſetzt hätte. Dadurch wird er ehrwürdig, daß er als Mittel, die Menſchheit in ihren Individuen zu vervielfältigen, als Erweiſung der innigſten Zärtlichkeit und als Zeichen des genaueſten Herzensvereins erſcheint. Der Geſchlechtstrieb iſt nicht Liebe; aber die Liebe nimmt ihn in ſich auf, und veredelt ihn, indem ſie ihn der Thierheit entreißt, und zur Menſchlichkeit ausprägt. Er iſt das Myſterium der Liebe. In der geheimniß- und wonnevollen Verbindung ſprüht der Funke des Lebens. Im wunderbar ſüßen Umfangen entſteht das neue Weſen. Menſchenadel ruht auf ſeiner Stirne, es darf nicht in dem Augenblicke ſchändlicher Entweihung der Menſchheit begonnen haben.

So gedacht — aber auch nur so gedacht, iſt in der Befriedigung des Geſchlechtstriebes nichts Unſittliches. Nur wo dieſes herrliche Zeichen der Menſchlichkeit ſtrahlt, können ihn ſich reine Seelen, ohne Scham vor ſich ſelbſt, geſtehen.

Unſittlich aber iſt, außer der brutalen Sodomiterey, der Päderaſtie und dem ähnlichen Laſter bey dem weiblichen Geſchlechte, auch die Selbſtbefleckung. Die beyden erſten ſind entweder zu beſtialiſch oder zu unnatürlich, als daß es nöthig wäre, über ſie viel zu erinnern. Es leuchtet von ſelbſt ein, daß dabey die eben genannten Bedingungen, unter welchen die Befriedigung des Geſchlechtstriebes allein moraliſch möglich iſt, wegfallen. Es iſt hier bloß auf thieriſche Luſt abgeſehen, und es kann weder von Fortpflanzung noch von Liebe die Rede ſeyn.

Daſſelbe gilt auch von der Selbſtbefleckung. Sie iſt thieriſcher Genuß des eignen Körpers, wobey Beſtandtheile deſſelben verſchwendet und abſichtlich von ihm erpreßt werden; wem ſollte davor nicht ekeln? wer ſollte nicht einſehen, daß ſie zugleich Selbſtſchändung ſey? Wenn noch einiger Schein der Menſchlichkeit übrig bleibt, indem die Phantaſie, durch mancherley

ley Vorſpiegelungen, liebende Empfindungen zu machen kann: ſo iſt dies doch nur bloßer Schein. Liebe war nicht die Triebfeder. Erweiſungen der Liebe ſind ohne Mitgenuß nicht möglich, da die Liebe dahin ſtrebt, den Geliebten zu beglücken. Wer einſam genießt, ſucht nur die eigne Luſt, was er auch übrigens dabey träumen mag.

Ueberdem hat die Selbſtbefleckung den verderblichſten Einfluß auf den ganzen Menſchen, welches auch von einer ſo frevelhaften Verhöhnung der Natur nicht anders zu erwarten iſt. Sie reizt zur öftern Wiederholung, und dieſe wird um ſo leichter, da es dazu keiner großen Anſtalten und keiner Gehülfen bedarf. So verſchwendet ſie nicht allein die zur Fortpflanzung beſtimmten Kräfte, und macht für die Zwecke der Natur untüchtig; ſondern zerrüttet auch Körper und Geiſt, ſchwächt das Nervenſyſtem, lähmt alle beſſern Fähigkeiten, ſtumpft die edlern Gefühle ab, benimmt dem Willen ſeine Stärke, raubt Entſchloſſenheit, Thätigkeit, Zufriedenheit und Lebensluſt. Hagere Geſtalten, mit bleichem, ausgemergeltem Geſichte, mit den Zeichen der Sünde an der Stirne, verdroſſen, unfähig zum Thun und zum Genießen, mißvergnügt über ſich ſelbſt

und über die Welt, wenn nicht ein unverwüſtbarer Körper ſie dagegen ſchützt, ſchleichen die elenden Sclaven dieſes Laſters dahin, bis ein früher Tod ſie vom langen und ſchrecklichen Elende befreyt.

Nur mit einer Perſon des andern Geſchlechtes läßt ſich eine moraliſche Befriedigung des Geſchlechtstriebes denken; weil nur hier der Wunſch, in Kindern die Menſchheit neu aufblühen zu ſehen, und wahre Liebe ihn veredeln kann. Aber auch hier kann ſie allein in der ehelichen Verbindung geſtattet ſeyn. Die Befriedigung des Geſchlechtstriebes außer der Ehe, bezeichnet mit dem Namen der Hurerey, iſt in jeder Hinſicht für unſittlich zu erklären. So wohl die Natur der Sache als die Verhältniſſe des Lebens entſcheiden dahin.

Wer ohne Liebe mit einer andern Perſon in Geſchlechtsgemeinſchaft lebt, der ſchändet damit die Menſchheit in ſich und in dieſer Perſon. Er ſchändet ſie in ſich; weil er einem thieriſchen Triebe folgt, ohne die Bedingung ſeiner Vermenſchlichung; weil er ſeinen Körper zu einem Gegenſtande des Genuſſes abwürdigt; weil er ſich ſelbſt genießt, bloß um zu genießen.

Auch der andre Zweck, der die Befriedigung des Geſchlechtstriebes zu einer vernünftigen macht, nämlich die Fortpflanzung des Geſchlechtes, fällt hier weg; da ſie unter dieſen Umſtänden nicht gewünſcht werden kann.

Er ſchändet die andre Perſon; weil er ihren Körper ohne ihr Herz verlangt; weil er ſich ihrer zu einem Genuſſe bedient, ohne ihr die Bedingung zu erfüllen, unter welcher allein ſie ihn, ihrer Würde unbeſchadet, theilen kann. Liebe iſt der Preis, wofür die Gunſt hingegeben wird. Kann er aber wohl ſagen, daß er liebe? Liebe fordert Vereinigung des Herzens und Lebens, Gemeinſchaft aller Rechte, Güter, Freuden und Leiden. Die Liebe gibt ſich ganz. Sie kann nichts zurück behalten; ſonſt wäre ſie nicht Liebe. Liebe muß zur Ehe werden; und bevor ſie das geworden iſt, iſt ihr der körperliche Genuß nicht geſtattet. Erſt in der Ehe iſt er, ohne Beſorgniß nachtheiliger Folgen, möglich. Wer ſich mit der Perſon, welche er vorgibt zu lieben, nicht ehelich verbinden mag; ſey es, daß er die Feſſeln des ehelichen Lebens ſcheue, oder daß er ſeinem Stande dadurch etwas zu vergeben glaube: der liebt ſie in der That nicht, er achtet ſie nicht einmal. Die Geſchlechtsge-

meinſchaft mit ihr würde ſie als vernunftloſe Sache behandeln; mithin die tiefſte Verachtung ausdrücken.

Die Befriedigung des Geſchlechtstriebes außer der Ehe iſt auch grobe Mißhandlung des Weibes, und darum Verbrechen von Seiten des Mannes, der das Weib dazu beredet, oder doch benuzt — Verbrechen auch von Seiten des Weibes, das ſich dazu verſteht. Das Weib wird dadurch der Verachtung, der Schande und oft dem drückendſten Elende Preis gegeben. Verachtung und Schande begleiten das unglückliche Geſchöpf, das den köſtlichen Schmuck der Unſchuld abgelegt, ſeine weibliche Würde verläugnet hat, und die Zeichen ſeiner Schande der Welt, die ſelten billig genug iſt, zu unterſcheiden, ob hier die Schwäche Mitleid oder die Verworfenheit Abſcheu verdiene, nicht verbergen kann. Nie wird der rechtliche Mann der Gefallenen die Hand anbieten; theils weil er die Schande meidet; theils weil ihm nichts dafür bürgt, daß ſie nicht von der Tugend ganz abgefallen ſey. Die reinen Freuden der Liebe, das Glück der Häuslichkeit und die Rechte der Gattinn werden ihr nie zu Theil werden. Aller andern Quellen beraubt, ſieht ſie ſich gewöhnlich genöthigt, mit

der Fortſetzung ihrer Vergehungen ein Gewerbe zu treiben, und kann dabey doch ſelten Mangel und Armuth von ſich und dem Weſen, das der unreinen Umarmung ſein Daſeyn verdankt, entfernt halten. Mitleiden und eigner Schmerz wüthen mit vereinigter Gewalt im Gefühl ihres Jammers. Iſt es da zu verwundern, wenn die Schwäche oft der Noth erliegt, und durch eins der empörendſten Verbrechen dem Elende ein Ende zu machen ſucht! und wer theilt die Schuld davon?

War es eine Unſchuldige, die durch die Liſt und Lüge des Verführers betrogen wurde: ſo gibt es kein Wort, das Schreckliche des Frevels auszudrücken. Aber auch das kann die außerrechtliche Befriedigung des Geſchlechtstriebes nicht entſchuldigen, daß man ſich dazu einer Perſon bedient, die ſchon alle Anſprüche auf Achtung aufgegeben hat, bey welcher nicht zu fürchten iſt, daß die Folgen des Vergehens und das damit verbundene Elend ſichtbar werden. Wird ihre Schande nicht durch deine Mitwirkung vergrößert? Iſt es nicht ſchimpflich, den Trieb auf eine Art zu befriedigen, wobey der Naturzweck desſelben verhindert wird, der ihn doch heiligen ſollte? Iſt nicht die Verhinderung ſelbſt, ſie geſchehe wie ſie

wolle, grobe Unsittlichkeit, und darfst du daran Theil nehmen? Ueberdem mit so verworfenen Geschöpfen, die ihre Ehre zertreten, und alles menschliche Gefühl gemordet haben, wolltest du Gemeinschaft pflezen? Zur Bestialität wolltest du deinen Körper abwürdigen, und dich vielleicht noch dazu der Gefahr der scheuslichsten Krankheit aussetzen?

Auch der Charakter des Weibes wird durch die außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes zu Grunde gerichtet. Bey dem Weibe liegt alles daran, daß der Geschlechtstrieb von der edlen Liebe und der Sittlichkeit beherrscht werde. Nur so lange dies der Fall ist, bleibt seine Tugend unentweiht. Mit den Verirrungen des Geschlechtstriebes bemächtigen sich seiner allmählig Rohheit und Schamlosigkeit. Das schöne Gleichgewicht, wozu die Natur das weibliche Leben stimmte, ist aufgehoben. Sanftheit und Anmuth sind vernichtet. Die heiligsten Gefühle sind verletzt. Alle Begierden empören sich heftiger. Die Achtung vor sich selbst und die Befreundung mit der Tuzend, die noch retten könnten, sind dahin; und allen Lastern ist der Eingang in das Herz geöffnet. Wer hatte nicht schon Gelegenheit, das traurige Verfin-

ken des Weibes, das ſich einmal der Ausſchweifung ergab, das allmählige Abſterben ſeines beſſern Selbſtes und den wachſenden Ungeſtümm unordentlicher Leidenſchaften zu bemerken? Des Weibes Stärke iſt ſeine Unſchuld — mit ihr iſt das innere Leben wie vernichtet.

Um das Weib zur unſittlichen That zu verführen, muß das ganze Herz beſtürmt, müſſen alle Grundſätze niedergeriſſen, muß alles, was es an die Pflicht knüpft, zerſtört werden. Sein guter Genius hat ſich ſchon weggewendet, ehe das ſchändliche Werk gelang.

Daß ein Weib ſchon verdorben iſt, entſchuldigt die unrechtmäßige Gemeinſchaft mit demſelben nicht. Es wird dadurch in ſeinem Verderben beſtärkt; die Menſchheit wird in demſelben tiefer entehrt; und wie tief in ſich ſelbſt, daß man ſich an eine ſo verächtliche Kreatur wegwirft!

Die außereheliche Befriedigung des Geſchlechtstriebes iſt auch dem Intereſſe der Menſchheit überhaupt zuwider. Die Menſchheit will, daß die Zeugungskräfte zur Fortpflanzung und Vermehrung ihrer Individuen verwendet werden. Wo aber der Geſchlechts-

trieb auſſer der Ehe befriedigt wird, da ſucht man nicht allein die Wirkſamkeit jener Kräfte zu verhindern, ſondern man verſchwendet auch dieſelben, und macht ſich zu einer beſſern Anwendung ungeſchickt.

Die Menſchheit will nicht allein Fortpflanzung und Vermehrung ihrer Individuen, ſondern auch eine ſolche Art derſelben, die der Brauchbarkeit, der Veredlung und dem Glücke dieſer Individuen nicht hinderlich ſey, ſondern ſie möglichſt befördern. Nur Kinder, die in der Ehe geboren werden, treten in ein freundliches Daſeyn. Nur ſie begrüßen fröhlich den Morgen des Lebens. Nur ihnen öffnen ſich die Arme der Zärtlichkeit. Nur ſie finden liebevolle Pflege, weiſe Leitung und Bildung. Nur in ihnen entwickelt ſich herrliche Menſchheit. Nur ſie kann die Welt willkommen heiſſen. Nur von ihnen kann die Geſellſchaft nützliche Mitglieder erwarten. Kinder, die in ſtrafbarer Luſt entſtanden ſind, tragen gewöhnlich das ganze Leben hindurch den Fluch ihres Urſprungs, der in Verwünſchungen über diejenigen ausbricht, die ihnen das Daſeyn gaben. Wenn ſie nicht früh im Elende vergehen, ſo wachſen ſie in aller Untüchtigkeit und Verkehrtheit auf, um bald die Laſter ihrer

Eltern fortzuſetzen, und das Verderben der Menſchheit zu werden.

Nicht weniger als die **außereheliche** iſt die **zu häufige Befriedigung des Geſchlechtstriebes** Mißbrauch des Körpers. Sie iſt nicht Werk der Liebe, ſondern der Wohllust. Sie zeugt von einer unordentlichen Beſchaffenheit, und von einer Gewalt desſelben über die Seele, deren ſich ein vernünftiges Geſchöpf zu ſchämen hat. Sie iſt überdem dem Körper und dem Geiſte nachtheilig; ſie ſchwächt alle Kräfte; benimmt den Lebensmuth, und trocknet alle Quellen der Freude aus. Was kann thieriſcher ſeyn, als ſich ſelbſt dem Kitzel gemeiner Luſt aufopfern? was freevelhafter, als das herrliche Werkzeug der Sittlichkeit im Rauſche einer groben Sinnlichkeit zerſtören?

Ueberhaupt iſt es eine wichtige Angelegenheit des vernünftigen Menſchen, die Regungen des Geſchlechtstriebes einzuſchränken, und in Ordnung zu halten. Die zu groſſe Stärke des Geſchlechtstriebes iſt **Wohllüſtigkeit**, und macht das Gemüth **unkeuſch**, wenn ſie die Herrſchaft über dasſelbe hat. Die Seele

des Unkeuſchen iſt immer auf die Regungen des Geſchlechtstriebes gerichtet. Seine Phantaſie iſt immer mit Bildern, die ſich auf ihn beziehen, angefüllt. Sie zieht aus allem Nahrung für ihre niedrigen Begierden, und weiß alles damit in Verbindung zu ſetzen.

Unkeuſchheit iſt die Maxime der unbedingten Befriedigung des Geſchlechtstriebes, um ſich das Gefühl der damit verknüpften Luſt zu verſchaffen. Sie macht zu allen Verirrungen desſelben aufgelegt; und es kommt nur auf Gelegenheit und Begünſtigung an, um ſich dieſelben zu erlauben. Unkeuſchheit iſt eine Geſinnung, die ſich mit keiner Sittlichkeit verträgt — eine fortdauernde Beleidigung der Menſchheit. In der unkeuſchen Seele entſteht nicht leicht ein großer Gedanken, erhebt ſich ſelten ein kühner Entſchluß. Ihre Gemeinheit iſt an Allem ſichtbar, was ſie beſchäftigt, und was von ihr gewirkt wird.

Die moraliſche Beherrſchung des Geſchlechtstriebes, die Einſchränkung desſelben auf die Bedingungen ſeiner Humanität iſt Keuſchheit. Der Keuſche hat den Geſchlechtstrieb in ſeiner Gewalt. Er weiſt die unregelmäßigen Anwandlungen desſelben entſchloſſen zurück. Er wird durch denſelben nie

zu Ausſchweifungen verleitet. Er nährt keine wohllüſtigen Träume. Er verweilt bey keinen üppigen Gedanken und Bildern. Er erlaubt ſich keine zweydeutigen Anſpielungen. Lebendiger Abſcheu gegen das bloß Thieriſche und gegen alles, was die Würde der menſchlichen Natur entweiht, erfüllt ſeine Seele. Er kennt den Geſchlechtstrieb nur in der edlern Geſtalt der Liebe.

Reinigkeit des Herzens iſt die Grundlage der wahren Keuſchheit, und die damit gepaarte Schamhaftigkeit ihre ſchützende Gefährtinn. Ohne Reinigkeit des Herzens iſt keine Reinigkeit des Lebens möglich. Wir haben es bloß als einen glücklichen Zufall anzuſehen, wenn wir ohne jene vor den Sünden der Unkeuſchheit bewahrt blieben, — einen Zufall, auf welchen man nie rechnen kann. Reinigkeit des Herzens iſt die Stimmung, worin man nie anders denkt, empfindet, begehrt und handelt, als wie es der Würde der menſchlichen Natur gemäß iſt. Sie iſt der köſtlichſte Schmuck und die höchſte Ehre des Menſchen. Sie zu bewahren, ſeine wichtigſte Angelegenheit.

Aber groß ſind auch die Verſuchungen, mit welchen ſie es aufzunehmen hat. Um dich ge-

gen ſie zu ſchützen, erhalte in dir edles Selbſtgefühl, verbunden mit einer klaren und warmen religiöſen Stimmung; ſey unverdroſſen arbeitſam, und fliehe die müßige Einſamkeit, damit keine unreinen Gedanken in dir erwachen; ſey mäßig im Genuſſe der Nahrungsmittel, damit die, ohnehin mächtigen, Begierden des Körpers nicht unnatürlich verſtärkt werden; vermeide jeden Umgang und jede Lectüre, welche wohllüſtige Triebe in dir aufregen könnten; belebe in dir die Empfindungen einer edlern Liebe, aber laß auch dieſe nicht unbewacht, die Sinnlichkeit iſt ſelten weit von ihr; lerne das weibliche Geſchlecht von ſeiner achtungswürdigen Seite und in ſeinen vortrefflichen Eigenſchaften kennen; und erinnere dich oft an das hohe Glück, einſt im Bewußtſeyn eines rein bewährten Lebens, an der Hand eines edeln Weibes, die Freuden der Häuslichkeit zu genießen, und in tugendhaften Kindern fortzuleben.

VI.

Moraliſches Betragen in Anſehung der äußern Freyheit.

Aeußere Freyheit iſt das Vermögen, unabhängig von Menſchen und Umſtänden, nach eigener Wahl, zu handeln, und, ohne durch anderweitige Rückſichten beſchränkt zu ſeyn, ſeiner Einſicht oder auch ſeiner Willkühr zu folgen. Je mehr wir im Stande ſind, zu thun und zu laſſen, was uns gut dünkt, unſre Zeit und unſre Kräfte zu gebrauchen, wie es uns gefällt, uns die Zwecke zu ſehen, und die Mittel aufzubieten, die uns die zuträglichſten ſcheinen: deſto größer iſt unſere Freyheit.

In jeder Hinſicht frey kann und ſoll niemand ſeyn. Jeden bindet das Geſetz und die Klugheit. Aber, daß, wo dieſe billigen, uns kein Andrer Einrede thue, daß innerhalb der Gränzen der Vernunft Freyheit beſtehe, das iſt der Wunſch jedes Menſchen. Nach Freyheit ringen alle Kräfte; und ihre Thätigkeit iſt nur dann eine freudige, wenn ſie frey iſt. Ge-

bunden zu ſeyn, ſich beſchränkt zu fühlen, iſt ſehr demüthigend. Nicht bloß ein erlaubter Stolz, ſondern auch ein natürliches Selbſtgefühl empören ſich dagegen. Freyheit iſt die Bedingung der Glückſeligkeit: denn glücklich kann einer nur auf die Art ſeyn, welche mit ſeiner Natur und mit ſeinen Begriffen übereinſtimmt. Wer nicht ſuchen und meiden, genießen und verwerfen darf, was er will: wie kann der es dahin bringen, daß ſein Zuſtand ſeinen Wünſchen genüge? Verſprecht dem Menſchen, der an Kopf und Herz geſund iſt, Glanz und Reichthum, Bequemlichkeit und Freude, und zeigt ihm die Ketten, die er dabey tragen ſoll; er wird alles verſchmähen, und entſchloſſen ausrufen: laßt mich arm und geplagt, aber dabey frey ſeyn.

Freyheit iſt indeß nicht allein durch den natürlichen Wunſch, ſondern auch durch den Befehl der Vernunft als ein Gut bezeichnet, das uns um keinen Preis feil ſeyn darf. Die Vernunft gebietet, die menſchliche Würde in uns zu ehren. Dieſe aber iſt herrlich in der Freyheit, geſchändet in der Knechtſchaft. Sie verdammt den, der das frey geborne Weſen gefangen hält unter ſeiner Willkühr, — nicht weniger den, der ſich ſelbſt der fremden Will-

kühr gefangen gibt. Die Vernunft gebietet, für den Zweck der Menſchheit, ſo ſehr als möglich, wirkſam zu ſeyn; dazu aber gehört, daß man ſich nach nichts richten dürfe, als nach der Ueberzeugung von dem Guten und Zweckmäßigen. Wer von Andern erſt Erlaubniß zu dem einholen muß, was er beſchloſſen hat, wem Andre etwas unterſagen, wen Andre zur Erfüllung ihrer Einfälle, oder zur Beförderung ihres Intereſſes zwingen können: was vermag der für das Gute zu thun? Das Grundgeſetz der Vernunft iſt: jeder handle nach ſeiner Ueberzeugung; wer anders handelt, als redliche Prüfung es billigt, der iſt ein Unſittlicher. Wie kann ich aber meiner Ueberzeugung folgen, wenn ich Andern nachtreten oder auf Andre hören muß? Steht da nicht zu befürchten, daß ſie mich oft zu dem nöthigen werden, was gegen mein Gewiſſen iſt?

Behaupte dich bey deiner Freyheit, das iſt die erſte Forderung der Pflicht in Anſehung derſelben. Dahin gehört Folgendes.

Sey niemand unterthan, laß dich von niemand unterjochen, werde nicht der Menſchen Knecht. Du magſt deine Kräfte Andern wohl leihen,

aber nicht deine Perſon. Du magſt für Andre wohl Dienſte übernehmen, wenn du ſo am beſten deinen Unterhalt findeſt, und deine Stelle im Ganzen ausfüllſt; aber du ſollſt dabey dein eigner Herr bleiben. In Sachen deines Glaubens und deines Gewiſſens muß ſich kein Andrer miſchen. Du darfſt dich nicht verpflichten, alles unbedingt anzunehmen, was man dir aufdringen, zu thun, was man dir gebieten möchte, oder zu laſſen, was deine Pflicht von dir fordern könnte. Du biſt ein ſelbſtſtändiges Weſen, und ſollſt an deiner Selbſtſtändigkeit halten. Niemand kann an deiner Stelle vernünftig ſeyn. Die Aufträge, die man dir gibt, dürfen nur ſolche ſeyn, die deine Vernunft billigt. Wer ſich ſelbſt zum Knechte macht, der verkauft ſich zu jeder andern Mißhandlung. Was für Forderungen kann ein Weſen noch machen, das keinen Willen mehr hat, und ſeinem Verſtande entſagt?

Laß dich von niemand einſchränken. Keiner müſſe dir etwas unterſagen, der nicht durch beſondere Verhältniſſe dazu autoriſirt iſt. Wenn du ihm auch ſonſt wohl folgen möchteſt: ſo vergibſt du dir etwas, was nicht deiner Willkühr, ſondern der Menſchheit in dir angehört. Nimm von niemand Vorſchrif-

ten an, der nicht über dich geſetzt iſt. Wenn dieſe Vorſchriften auch, als Rath betrachtet, viel Kluges enthielten: ſo ſollſt du ſie doch nicht in der Form der Vorſchrift erfüllen; du räumſt dem Andern etwas ein, was deiner Freyheit gefährlich wird. Nicht allein, daß ſie jetzt beeinträchtigt wird: du veranlaſſeſt auch jenen, ſich immer mehr gegen dich heraus zu nehmen. Sey es Gefälligkeit oder Furcht, was dich dazu geneigt machen möchte: beydes iſt gegen deine Menſchenwürde. Bey beyden iſt zu beſorgen, daß dir künftig etwas Unſittliches angeſonnen werde, das du dann nicht von dir ablehnen könnteſt.

Dulde es nicht, daß jemand deine weſentlichen Rechte beſchränke. Deine Rechte ſind die Sphäre deiner Freyheit. So weit deine Rechte gehen, kannſt du wirken. So viele Rechte als du beſitzeſt, ſo viele Mittel haſt du auch zu deiner Diſpoſition. Wo deine Rechte aufhören, da kann kein Geſetz dich weiter verpflichten, da iſt ſelbſt deine Befugniß, für das Gute thätig zu ſeyn, zu Ende. Rechte, an denen nichts gelegen iſt, magſt du wohl hingeben, damit der Friede erhalten werde. Aber ſolche Rechte, die auf dein Handeln in wichtiger Beziehung ſtehen, ſollſt du dir aus keinem

Grunde nehmen lassen. Du sollst sie, zwar mit Humanität, aber doch entschlossen und standhaft, zurück fordern.

Beschwere dich nicht mit überflüssigen Rücksichten. Behange dich nicht mit Menschen, die dir deine Zeit rauben, die dir mit unbilligen Zumuthungen lästig fallen, die von dir fordern, du sollest ihnen Rede stehen, und mit in ihre Grillen eingehen, wo du etwas Andres und Beßres zu thun hast. Halte solche Menschen fern von dir, und wenn du das nicht vermeiden kannst, so setze dich auf einen solchen Fuß mit ihnen, daß sie es nicht wagen, dir zu nahe zu kommen, oder daß es sie nicht befremde, wenn du dich ihnen entziehst. Erkläre ihnen bey Zeiten, daß du dir das Recht an dich vorbehalten wollest; und lerne es tragen, wenn das ihren Unwillen reizen sollte.

Uebernimm keine unnöthigen Verbindlichkeiten. Es gibt der Verbindlichkeiten genug, welche uns die Natur, die Umstände und die Sorge für unser sittliches Wohl auflegen. Nichts kann thörigter seyn, als sich mit solchen zu belasten, deren man entbehrt, ohne dadurch seiner Pflicht zu nahe zu treten oder seinem Glücke zu schaden.

Laß keine Verbindlichkeit auf dich legen, um damit zu glänzen, deine Neugierde zu befriedigen, die Gunſt der Menſchen zu gewinnen, oder kleine Vortheile zu erlangen, die deſſen nicht wehrt ſind, was du dafür hingibſt. Verbindlichkeiten wollen erfüllt ſeyn; ſie nöthigen uns, etwas zu thun, was wir ſonſt nicht würden gethan haben, und dafür manches Andre zu unterlaſſen, was vielleicht gar die Pflicht von uns fordert. Nicht ſelten nehmen uns Verbindlichkeiten noch viel weiter in Anſpruch, als wir vorher dachten.

Vor allem aber hüthe dich vor ſolchen Verbindlichkeiten, deren Gegenſtände du nicht kennſt, oder die du nicht nach ihrem ganzen Umfange erforſcht haſt. Dies wäre der ſchändlichſte Verrath an deiner Freyheit. Du begibſt dich, in Anſehung ihrer, des eigenen Handelns, und ſetzeſt einen fremden Herrn über dich, deſſen Schlauheit dich vielleicht auf die empörendſte Art mißbraucht. Weit entfernt, dich ſo benehmen zu können, wie es dir am beſten ſcheint, mußt du vielleicht manches thun, was gegen dein Gewiſſen iſt. Du weißt nicht einmal, wie weit du dich an den Andern verkaufſt.

Hüthe dich, in eine ſolche Lage

zu kommen, worin du Andre vor Augen halten, und dich nach ihnen richten mußt. Gib dein Glück nicht in fremde Gewalt; da es bey dir steht, es selbst zu gründen. Sey lieber mit dem Geringern zufrieden, als daß du dir das Größere erschmeicheln, und darüber zum Sclaven deines Gönners werden solltest. Leiste lieber auf Rang und Vermögen Verzicht, als daß du, über dem Streben darnach, zum Speichellecker werdest, und dich nach fremder Laune fügen müssest. Was sind Rang und Größe gegen Freyheit! Welch ein Preis, sie mit Knechtschaft zu bezahlen! Goldne Ketten sind oft die drükkendsten.

Habe, so weit es möglich ist, bey niemand etwas zu suchen. Die Menschen lassen sich gewöhnlich für das, was sie gewähren, theuer bezahlen. Der Kluge wird eher deinen Willen als dein Geld fordern. Den rechtlichen Mann magst du wohl um Unterstützung anflehen. Er wird sie dir aus Pflicht gewähren. Was aber nur vom Eigennutze zu erlangen steht, das lerne entbehren.

Sorge, daß du niemand fürchten dürfest; handle immer so, daß es jeder sehen mag, und daß du es vor jedem verantworten kannst.

Niemand müſſe dich verrathen können, damit du nicht nöthig habeſt, jemand zu fröhnen.

Vertraue Keinem Geheimniſſe an, als dem bewährten Freunde. Einem Andern müßteſt du immer zu Gefallen leben, damit er ſie nicht mißbrauche. Wer etwas von dir weiß, das nicht öffentlich werden darf, der hat dich in ſeiner Gewalt, er beherrſcht deine Freyheit unumſchränkt. Wehe dir, wenn er ein ſchlechter Menſch iſt! Was wirſt du nicht thun müſſen, damit er dir nicht ſchade!

Sey niemand etwas ſchuldig, das du nicht bezahlen kannſt. In deiner Unvermögenheit beſitzt er das Mittel, dich zu Allem anzuhalten, was ihm einfällt. Laß dir von Keinem Wohlthaten erzeigen, wenn du derſelben einiger Maßen entbehren kannſt. Wohlthaten verpflichten zum Danke; und man wird laute Beſchwerden über dich führen, wenn du dich nicht zu Allem verſtehſt, was als Vergeltung von dir gefordert wird. Und wie unverſchämt die Menſchen oft in ihren Forderungen ſind, welchen Wehrt ſie auf die unbedeutendſten Dienſte legen, die ſie Andern leiſten, und wie geringfügig ſie alles darzuſtellen wiſſen, was Andre zu ihrem Beſten thun, das zu bemerken, kann es dir nie an Gelegenheit fehlen.

Das ſicherſte Mittel, ſeine Freyheit zu behaupten, iſt: wenige Bedürfniſſe zu haben, und, außer dem, was die Natur zur Nothwendigkeit gemacht hat, alles entbehren zu können. Wer es dahin brachte, für den reicht dasjenige hin, was er ſich ſelbſt verſchafft, und was ihm diejenigen gewähren, die keine Belohnung fordern, oder die ſich mit Gelde abfinden laſſen. Bey Unbilligen hat er nichts zu ſuchen; von ihnen hat er nichts zu fürchten; und ihnen braucht er nichts zu vergelten. Er genießt das königliche Glück, ſein eigner Herr zu ſeyn.

Dehne aber auch deine Freyheit nicht zu weit aus. Andre ſollen auch frey ſeyn; ihnen gebührt, was du verlangen kannſt. Verdränge ſie daher nicht aus ihrer Sphäre. Maße dir ihre Rechte nicht an. Vergrößere deine Freyheit nicht dadurch, daß du ſie unterdrückſt. Hindre ſie nicht an dem, was ſie thun dürfen. Mache ihnen keine Vorſchriften, wo du nicht befugt dazu biſt, und wo du es biſt, da handle mit Billigkeit. Lege ihnen keine Verpflichtungen auf, die deine Macht, auf Koſten der ihrigen, vergrößern, wenn ſie

ſich auch zur Uebernahme derſelben gutmüthig verſtehen ſollten. Wecke in ihnen keine Bedürfniſſe, die ſie von dir abhängig machen. Mißbrauche ihre unglückliche Lage nicht, ſie an dich zu binden. Verlange nichts von ihnen für die Wohlthaten, welche du ihnen erzeigteſt. Stelle ſie ſicher über das, was ſie von dir fürchten könnten.

Freyheit iſt das Majeſtätsrecht der Menſchheit. So lieb dir die deinige iſt, ſo heilig ſoll dir die fremde ſeyn. Abſcheu und Fluch trifft den Frevel des Unterdrückers, und einſt wird gewiß das Recht von ſeinen Räubern zurück gefordert werden.

Deine Freyheit arte auch nicht in Zügelloſigkeit aus. Sie iſt nur ſo lange ein ſchätzbares Gut, als ſie die Herrſchaft der Vernunft anerkennt. Sie wird eine Geißel der Menſchheit, und verdirbt den, der ſie beſitzt, wenn Willkühr, Starrſinn und Leidenſchaft ihr Spiel mit ihr treiben. Der nur iſt recht frey, der nicht bloß thut, was er will, ſondern der auch nichts will, als was recht iſt. Der freye Mann muß ſich ſelbſt bezwingen können. Deine Freyheit huldige der Wahrheit; ſie höre auf das Geſetz; ſie ehre die Verfaſſung; ſie achte auf den Befehl der Pflicht;

sie vernehme die Vorschriften der guten Sitten; und sie beherzige den Rath der Klugheit. Sie habe keine Gemeinschaft mit der Schwärmerey und dem Unglauben, mit der Leidenschaft und dem Laster. Dann wird sie gewiß nie mißbraucht werden, und immer auf das Beste gerichtet seyn. Ja das ist, was die Freyheit verherrlicht, daß in ihr die Würde der Selbstständigkeit strahlt, daß ein heiliger Wille sie beseelt, und unter ihrem Wirken überall Treffliches und Gesegnetes entsteht. In diesem Sinne bleibe Freyheit das Loosungswort aller Vernünftigen.

VII.

Moralisches Betragen in Ansehung der Ehre.

Die Ehre besteht in der vortheilhaften Meynung, welche Andre von uns haben, und in ihren, dieser Meynung angemessenen, Gesinnungen gegen uns: Geehrt ist derjenige, welchem man bedeutende Vorzüge zugesteht, welchem man deßwegen gewisse Rechte einräumt,

den man mehr gelten läßt und mehr auszeichnet.

Ehre iſt der Gegenſtand einer natürlichen Begierde. Der müßte ſehr roh, oder ſehr phlegmatiſch, oder andern Leidenſchaften in einem hohen Grade ergeben ſeyn, der nicht wünſchte geehrt zu werden, und dem nicht die Rückſicht auf die Ehre, die er damit einlegen wird, bey ſeinen Handlungen vorſchwebte. Nach den Kronen der Ehre wird überall gerungen. Wer zählt die verſchiedenen Arten der Arbeiten, die für ſie unternommen, und der Leiden, die um ſie erduldet werden — die tauſendfachen Beſtrebungen, die auf ſie gerichtet ſind, und alle die Wege, auf welchen von je her Ehre geſucht wurde!

Nirgends war wohl das Spiel menſchlicher Kräfte ſo mannichfaltig, ſo abwechſelnd und mitunter ſo energiſch als hier; und nirgends hat ſich wohl das menſchliche Gemüth ſo vielfach ausgeſtaltet.

In der Bildung und in allen Fortſchritten unſers Geſchlechtes ſpielt der Ehrgeiz die wichtigſte Rolle. Könnte man ihn, mit ſeinem weit verbreiteten Wirken, aus der Kulturgeſchichte wegſchaffen: ſo würden zwar viele Hinderniſſe der Aufklärung und der Verſittlichung

und viele blutige Greuel, die jene Geſchichte verunſtalten, verſchwinden; aber unbeträchtlich und nur auf wenige beſchränkt würde auch das Gute ſeyn, welches, durch andre Kräfte hervorgebracht, dann noch vorhanden wäre.

Die vortheilhafte Meynung, welche Andre von uns haben, verſtärkt das Gefühl unſrer Vorzüge. Wir überzeugen uns beſſer, daß wir nicht irrten in unſrer Selbſtſchätzung, wenn Andre darin mit uns übereinſtimmen, und uns dies auf eine auszeichnende Art zu erkennen geben. Das Bewußtſeyn unſers Wehrtes wird lebhafter, wenn wir es in Andern wiederholt ſehen. Dies kann uns nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn; vorzüglich da, wo unſer Urtheil über uns noch nicht ganz befeſtigt war, oder wir noch Mißtrauen gegen unſre Unparteylichkeit hägten.

Noch mehr: die Ehre, welche uns erwieſen wird, iſt eine Auszeichnung. Sie hebt uns über Andre empor. Sie legt ein beſondres Gewicht auf unſre Perſon, und ſtellt dieſe als etwas Vorzügliches dar. Dies muß der Selbſtliebe wohlthun. Darum werden oft auch ſolche Ehrenbezeugungen ſehr geſchätzt, die gar kein Beweis von einem beſondern Wehrte ſind.

Endlich gibt die Ehre auch Anſehen. Sie vermehrt unſre Macht und unſern Einfluß. Diejenigen, welche uns ehren, geſtatten uns auch Vortheile. Wir gelten bey ihnen; ſie bewerben ſich um unſre Gunſt; ſie machen ſich uns gefällig; ſie erfüllen unſre Wünſche; ſie befördern unſer Wirken. Dies gewährt uns nicht allein das angenehme Gefühl der ungehemmten Kraft, und eröffnet unſrer Thätigkeit einen weiten Spielraum; ſondern es verſichert uns zugleich davon, daß wir unſre Zwecke ſo leicht nicht verfehlen werden.

Auch die Vernunft erklärt die Ehre für ein wichtiges Gut. Aber ſie will, daß ſie nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern aus moraliſchen Gründen begehrt werde. Sie findet überdem manche Beſchränkungen und Zurechtweiſungen des natürlichen Triebes nöthig. Sie ertheilt mancherley Vorſchriften darüber, wie die Ehre in einem weiſen Leben geſchätzt, geſucht, behauptet und gebraucht werden müſſe. Wir wollen ſie über das alles näher vernehmen.

1.

Streben nach Ehre.

Hier ist gleich Anfangs zu unterscheiden diejenige Ehre, welche in der Anerkennung unsrer Unbescholtenheit besteht, von derjenigen, welche uns Vorzüge zuschreibt, wodurch wir bedeutend werden, und gewisse Ansprüche gründen. Die Vermengung dieser Begriffe hat in diese Lehre große Verwirrung gebracht. Die Ehre der ersten Art heißt auch: der gute Name; die der andern: Ehre im eigentlichen Sinne.

Wirklich ist der Unterschied zwischen beyden groß. Der gute Name hat einen Wehrt, welcher der eigentlichen Ehre nicht zukommt. Für ihn soll Manches gethan werden, was für diese nicht geschehen darf. Auf der andern Seite macht uns der gute Name bloß zu rechtlichen Menschen, die niemand antasten soll, und die das Zutrauen verdienen, welches der Mensch vom Menschen fordern kann. Die Ehre aber erhebt uns über Andre. Sie erwirbt uns eine besondre Aufmerksamkeit, die Auszeichnung und das Zutrauen, welche nur Menschen gebührt, die solche Vollkommenheiten besitzen.

Jemand hat einen guten Namen, wenn man ihn keiner auffallenden Uebertretungen des Pflichtgeſetzes, vorzüglich derjenigen Vorſchriften desſelben, welche ſich auf Unterlaſſungen beziehen — wenn man ihn keiner Handlungen beſchuldigt, die von einem Gemüthe zeugen, welches von aller Sittlichkeit entblößt iſt.

Unbeſcholtenheit iſt noch nicht moraliſche Untadelhaftigkeit. Wäre ſie das: dann könnte keiner auf einen guten Namen Anſpruch machen; weil keiner ganz rein iſt; auch der Beſte fehlt mannichfaltig.

Bey der Beſtimmung des guten Namens wird nicht auf das Ideal der Tugend, ſondern auf die unter Menſchen gewöhnliche Sittlichkeit, welche in ihrem Aeußern iſt, und den Namen der Rechtlichkeit trägt, Rückſicht genommen. Das Innere kann ohnehin niemand beurtheilen, da es nicht ſichtbar wird. Daß jemand einen guten Namen habe, will daher in moraliſcher Hinſicht, und vor dem eignen Gerichte des Gewiſſens nur wenig ſagen. Mancher erlangt ihn, ganz unverdient, durch die Vorurtheile der Menge, oder durch liſtige Erheuchelung. Aber ſelbſt dann, wenn wir ihn mit dem größten Rechte tragen, kann uns

noch immer das Wesentliche der Tugend abgehen.

Der gute Name gebührt schon jedem, der sich dessen enthält, was ihn als einen Menschen, der keine moralische Grundsätze — oder auf den das Pflichtgesetz seinen Einfluß verloren hat, darstellen würde. Er bezieht sich auf die angeborne, nur nicht, durch eigne Schuld, geschändete Würde unsrer Natur; wovon diejenige noch verschieden ist, welche in freyer Selbstbildung errungen werden soll.

Nichts desto weniger hat der gute Name für ein vernünftiges und geselliges Wesen einen sehr hohen Wehrt. Von ihm hängt die Achtung ab, welche Andre gegen uns hägen. Diese Andern aber sind moralische Geschöpfe. Ihre Schätzung muß uns in gewisser Rücksicht eben so viel gelten, als die eigne. Ist es uns unerträglich, uns selbst für Menschen ohne Würde zu erkennen: so muß es uns unerträglich seyn, von Andern dafür gehalten zu werden. Die schlechte Meynung Andrer von seiner Sittlichkeit ist dem Manne von einem feinen sittlichen Gefühle, theils als Widerspruch gegen seine beßre Meynung, theils als moralischer Tadel, unangenehm: wie umgekehrt ihre günstige Meynung nicht allein als

Beſchränkung des eignen Urtheils über ſeinen Wehrt, ſondern auch als moraliſche Billigung angenehm iſt. Für rechtſchaffen erfunden zu werden, muß überhaupt jeder wünſchen; ſo wohl vor ſeinem Gewiſſen als vor Andern.

Die Meynung, welche Andre von unſrer Sittlichkeit haben, beſtimmt auch ihr Betragen gegen uns. Gegen einen Menſchen, dem man Rechtlichkeit abſpricht, wird man ſich vieles erlauben, was nur der dulden kann, der ſich ſelbſt nicht mehr achtet. Iſt unſer guter Name verloren: ſo müſſen wir uns oft die empörendſte Behandlung gefallen laſſen. Und wie wird es um das Zutrauen zu uns, um unſern Einfluß und um unſern Wirkungskreis ſtehen? Werden unſre Worte Eingang finden; wird man auf unſre Verſprechungen bauen; wird man ſich mit uns in Verkehr einlaſſen; und unſre Abſichten begünſtigen: wenn wir für lügenhafte, betrügliche oder charakterloſe Menſchen bekannt ſind?

Es iſt daher allerdings Pflicht, für ſeinen guten Namen Sorge zu tragen; welches dadurch geſchieht, daß wir uns eines rechtlichen Lebens befleißigen, die Grundſätze, nach welchen wir handeln, nicht verheimlichen, und alles vermeiden, was uns

einen böſen Schein geben könnte. Immerhin mag man hier auch auf die Vorurtheile der Menſchen Rückſicht nehmen, und ſich vor dem hüthen, was ſie, nach ihren falſchen Begriffen, für unerlaubt oder gar für das Zeichen eines ruchloſen Gemüthes halten. So lange wir ſie nicht eines Beſſern belehren können — und das hält ſchwer — würden ſie uns deßwegen wenigſtens in den Verdacht einer ſchlechten Denkungsart ziehen.

Indeß ſoll man hierin doch nicht zu weit gehen, damit man ſie nicht in ihrem Wahne beſtärke; und gerade da, wo man ſich im Handeln nach ihnen richtet, iſt die ſchicklichſte Gelegenheit, ihnen zu erkennen zu geben, daß man ſie nur ſchone, und ihre Weiſe an ſich nicht billige. Dies kann um ſo leichter geſchehen, da dieſe Vorurtheile ſelten Dinge von großem Gewichte betreffen, und wir übrigens Gelegenheit genug haben, ſie zu überzeugen, daß wir Grundſätze haben und befolgen.

Noch weniger ſoll man auf die neugierige und tadelſüchtige Menge Rückſicht nehmen, die überall ſpürt und lauert, daß ſie etwas zu bekritteln finde. Selbſt aus dem Unſchuldigſten preßt ſie Gift heraus, und wenn ſie das nicht kann, befleckt ſie es mit eignem Geifer. Nie-

mand iſt im Stande, zu verhüthen, daß er nicht unter ihre Zunge falle, und ſchon die allgemeine Vorſchrift, ſo viel man kann, auf ſeiner Huth zu ſeyn, würde ins Unendliche führen. Eigentlich ſind ſie dieſer Aufmerkſamkeit auch nicht wehrt: denn gewöhnlich ſind ſie alles moraliſchen Gefühles ſo entblößt, oder ihr moraliſches Gefühl iſt ſo verdorben, daß ſie in Sachen des guten Namens gar keine Stimme haben. Sie ſind alſo zu behandeln, als ob ſie gar nicht da wären, und überhaupt als moraliſche Nullen zu betrachten. An ihrem Zutrauen iſt nichts Sonderliches gelegen. Viele unter ihnen werden es uns im Herzen doch ſchenken: ſo laut ihr Mund auch ſchmähen mag.

Nur in ſo fern möchte einige Rückſicht auf ſie zu nehmen ſeyn, als ſie bey Andern noch nicht hinlänglich bekannt ſind, und daher leicht Glauben finden könnten. Sollte uns dies indeß treffen: ſo iſt es als ein Schickſal anzuſehen, das wir nicht verſchuldet haben, und übrigens wie jede andre Verläumdung.

Hier ſind wir der eignen Würde ſchuldig, uns als ſelbſtſtändige Weſen darzuſtellen, die wohl wiſſen, was recht iſt, deren Charakter, in ſich gegründet, ſich nicht von jedem Winde hin und her treiben läßt.

Am wenigsten aber sollen wir, um unsern guten Namen zu behaupten, das Unsittliche thun, was etwa die öffentliche Meynung für etwas Sittliches möchte erklärt haben. Dies wäre die strafbarste Selbsterniedrigung; dies hieße, die Tugend verläugnen, um den Schein der Tugend zu gewinnen, den Wehrt aufgeben, um die Meynung zu unterhalten, man habe Wehrt. Der gute Name, der durch eine schlechte Handlung erkauft wurde, wäre eben die höchste Schande, und wir würden selbst denen, die uns dieselbe als eine sittliche anpriesen, verächtlich werden, so bald sie erführen, daß wir eines Andern überzeugt waren.

So viel uns auch das Urtheil Andrer gelten muß: so muß doch das eigne mehr gelten. Vor dem Gewissen zu bestehen, muß uns wichtiger seyn, als in der Meynung der ganzen Welt untadelhaft erfunden zu werden. Das Gewissen richtet strenge, unparteyisch, und dringt ins Innerste. Die Welt richtet nach Gunst und Vorurtheil, und sieht nie mehr als die Oberfläche.

Die vernünftige Maxime, den guten Namen zu behaupten, heißt: moralische Ehrliebe. Dem Ehrliebenden thut es wehe, ver-

kannt zu werden. Aber er grämt ſich auch nicht zu ſehr darüber, wohl wiſſend, daß dies der Beſte nicht vermeidet, und daß es wahre Ehre iſt, von gewiſſen Menſchen verkannt zu ſeyn. Er unterſcheidet alſo in ſeiner Schätzung das Urtheil des Wohldenkenden und Aufgeklärten von den Urtheilen der Unwiſſenheit, des Neides, der Schmähſucht und der Bosheit, und trägt dieſe wie etwas, das nicht zu ändern iſt. Er bemüht ſich, ſeinen guten Namen zu bewahren; aber nicht zu ängſtlich, und nie auf eine andre Weiſe, als die er zu verantworten im Stande iſt. Ihn freut es, wenn ſein guter Name unverletzt bleibt; aber noch mehr, wenn er ſich ſelbſt das Zeugniß der Rechtſchaffenheit geben kann. Seine Ehrliebe iſt durchaus die Wirkung eines lebhaften und feinen ſittlichen Gefühles.

Die Ehrliebe kann übertrieben werden. Dies iſt dann der Fall: wenn man gar zu ſorgfältig darauf denkt, alles Anſtößige zu vermeiden, und in dieſem Beſtreben das Pflichtwidrige thut; wenn man die Meynung der Menſchen mehr bey ſich gelten läßt, als den Ausſpruch der Vernunft; wenn die peinliche Rückſicht auf Andre das eigne freye Leben tödtet; wenn man über dem Bemühen, etwas zu

ſcheinen, keine Zeit übrig behält, etwas zu werden.

Die übertriebene Ehrliebe kommt ſchon nicht aus der rechten Quelle. Ihr liegen immer eigennützige Abſichten zum Grunde. Die echte Ehrliebe ſchätzt das Urtheil Andrer nur um des eignen Gewiſſens willen. Sie kann daher dieſes nie jenem nachſetzen. Daher vernichtet die übertriebene Ehrliebe auch alle Kraft und Selbſtſtändigkeit des Charakters. Sie macht uns ganz von den Launen und wandelbaren Begriffen der Welt abhängig, ſo daß wir zuletzt, ſtatt uns ſelbſt zu leben, nur in dieſen leben. Sie führt überall vom Rechten und Guten ab; ſie füllt den Kopf mit falſchen Meynungen an, und leitet die Bildung des Herzens irre. Heucheley iſt gewöhnlich die Frucht übertriebener Ehrliebe. Bey der Welt kommt man mit dem Scheine weg, wenn man ihn nur künſtlich genug auszuſchmücken weiß. Warum ſoll man ſich denn um die Sache bemühen, die ſo ſchwer zu erlangen iſt? Wer es immer darauf anlegt, zu ſcheinen, vergißt zuletzt, daß er etwas ſeyn ſoll, und betrachtet entweder die Tugend überhaupt als eine Sache, die man nur für Andre hat, oder er bildet ſich ein, er ſey das, wofür er gehalten wird. Auf jeden

Fall wird er ſich leicht mit denjenigen Tugenden begnügen, die bey der Welt im Rufe ſtehen.

Die Gleichgültigkeit gegen den guten Namen zeugt immer von einem hohen Grade der Unſittlichkeit, welche indeß, wie die Quellen derſelben, verſchieden iſt, und immer nach dieſen beurtheilt werden muß.

Oft entſteht ſie aus Leichtſinn. Wer über alles wegdenkt, wird ſich auch aus der Meynung nicht viel machen, welche Andre von ihm hägen. Wer es ſelbſt mit ſeiner Sittlichkeit nicht genau nimmt, wer das Laſter nur als Thorheit betrachtet, ſey es, weil er keine ſtrengen Grundſätze kennt, oder weil er leicht Entſchuldigungen dafür auftreibt, und ſich alſo ſeine Vergehungen nicht hoch anrechnet: dem wird es ungefähr einerley ſeyn, was Andre in dieſer Hinſicht von ihm halten; ſelbſt die nachtheiligen Folgen, welche ihre ungünſtige Meynung für ihn haben könnte, werden ihn nicht ſehr beunruhigen.

Oft entſteht jene Gleichgültigkeit aus Verachtung der Menſchen oder aus Geringſchätzung ihres Urtheils. Man hält es nicht der Mühe wehrt, darauf zu reflectiren; entweder weil man glaubt, es ſey nicht viel daran gelegen, was man bey Ge-

ſchöpfen gelte, die überall die größte Enghers zigkeit zeigen, und ſich als Sclaven der elens deſten Leidenſchaften darſtellen; oder weil man ſich durch Erfahrung überzeugt hat, daß ihre Urtheile in dieſer Hinſicht gewöhnlich die unverſtändigſten ſind, und von den erbärmlichſten Gründen beſtimmt werden, daß ſie oft das Vortrefflichſte mißhandeln und das Schlechteſte preiſen. Daß aber eine ſolche Art von den Menſchen zu denken nicht allein falſch, ſondern auch unmoraliſch ſey, iſt ſchon im Vorhergehenden dargethan. Selbſt von dem Schlechten für ſchlecht gehalten zu werden, wenn er Grund dazu hat, muß dem ſittlichen Gefühle wehe thun; und wer in noch ſo vielen Fällen irrt, trifft doch auch zuweilen das Wahre.

Oft iſt jene Gleichgültigkeit die Folge einer ſtolzen Originalitätsſucht, einer anmaßungsvollen Freygeiſterey; und eines falſchen Ehrgefühles. Man erſcheint ſich in ſeinen Laſtern groß, weil Wenige den Muth dazu haben. Das Wegſetzen über Ordnung und Rechtlichkeit ſcheint von Stärke des Geiſtes zu zeugen. Die Kühnheit des Frevels verſchafft ihm zuweilen ein imponirendes Anſehen. Was man vor dem ſittlichen Gefühle der Menſchen verliert, hofft man

an der Bewunderung unſrer Seltenheit wieder zu gewinnen. Dies iſt der Fall derer, die es mit dem Mangel des Ehrgefühles bis zu der Unverſchämtheit treiben, ihren Laſtern eine gewiſſe Oeffentlichkeit zu geben, und ſich ihrer Schande zu rühmen.

Bey Vielen iſt der Mangel an Ehrliebe eine Folge *ihres moraliſchen Stumpfſinnes*. Ihr ſittliches Gefühl iſt zu wenig entwickelt, als daß ſie die Verächtlichkeit des Schlechten empfinden könnten. Es bekümmert ſie alſo auch nicht, daß ſie Andern verächtlich ſind, ſo lange ihnen dieſe Verachtung nicht ausdrücklich, und auf eine Art, die ihr Intereſſe beeinträchtigt, zu erkennen gegeben wird. Wer keine Empfänglichkeit für Selbſttadel hat, den trifft auch der fremde nicht.

Endlich ſind auch Manche *im Dienſte einzelner Leidenſchaften* bis zur Gefühlloſigkeit herabgeſunken. Wenn dieſe nur befriedigt wird, dann mag die Welt denken, was ſie will. Eine ſchmutzige Seele fragt nicht darnach, ob ſie Andern Ekel erweckt, da ſie ſich ſelbſt ganz erträglich findet. So iſt es dem Geizigen einerley, mit welchem Abſcheu man die Aeußerung ſeiner Leidenſchaft betrachtet. Er gibt ſich nicht einmal die Mühe, ſeine

Niederträchtigkeit zu verbergen, und glaubt wohl gar, sein Knickern, Erpressen und Betrügen sey ganz in der Ordnung. Nicht anders verhält es sich mit dem brutalisirten Wohllüstling. Hier ist die Menschheit auf der tiefsten Stufe ihrer Abwürdigung zu sehen.

Bey Vielen fehlt die moralische Ehrliebe ganz, so daß es ihnen gleichgültig ist, ob man ihnen Moralität des Charakters zu- oder abspricht. Bey Vielen erstreckt sich diese Gleichgültigkeit nur auf eine gewisse Art von Lastern, die sie sich gern Schuld geben lassen, entweder weil ihnen dieselben nicht so verächtlich scheinen, oder weil sie durch dieselben noch zu glänzen hoffen; wo dann nicht selten der Fehler im Verstande oder in der Erziehung zu suchen ist.

Moralische Ehrliebe gehört nicht allein, als eine einzelne Tugend, zum Ganzen des moralischen Charakters, sondern hängt auch sonst noch so genau mit demselben zusammen, daß er ohne jene nicht wohl bestehen kann. Wer sich über das Urtheil der Menschen — selbst der Bessern — leicht wegsetzt, von dem ist zu vermuthen, daß er sich auch leicht über das Gewissen wegsetzen werde.

Die eigentliche Ehre bezieht ſich auf Vorzüge, die uns eigenthümlich ſind, und durch welche wir über Andre hervorragen. Hierhin gehört alles, was, als perſönliche Eigenſchaft oder äußerlicher Beſitz, uns ein gewiſſes Gewicht gibt, und uns einen größern Einfluß verſtattet. Daher wird uns im Allgemeinen Ehre erwieſen, wenn man dieſe Vorzüge an uns erkennt, und ſich, in Beziehung auf dieſelben, mit Auszeichnung gegen uns beträgt.

Wir haben indeß zu unterſcheiden zwiſchen ſolchen Vorzügen, die uns zwar wichtig machen, aber ohne daß wir ſelbſt etwas dazu beytragen — und zwiſchen ſolchen, die uns zugleich innern Werth verſchaffen, weil wir ſie ſelbſt erworben haben. Zu den Vorzügen der erſtern Art, die man unverdienſtliche nennen könnte, gehören z. B. eine einnehmende Geſtalt, angebornes Talent, wozu es immer ſeyn möge, glänzende Glücksumſtände und einflußreiche Verhältniſſe, die der Zufall für uns ſtiftete. Dieſe Vorzüge geben allerdings dem, der ſie beſitzt, eine gewiſſe Ehre; man traut ihm dasjenige zu, was durch dieſelbe kann geleiſtet werden. Aber dieſe Ehre trifft nicht die Perſon, ſondern nur

die Sache, die an ihm vorzüglich ist. Jeder soll dafür sorgen, daß er dieses Zutrauen, so viel es ihm gebührt, finde; aber er kann sich darauf weder etwas einbilden, noch deßwegen begründete Ansprüche auf Andre machen. Sie geben bloß Ehre im weitern Sinne, natürliche Ehre, Ehre des Credits.

Zu den Vorzügen der andern Art gehören ausgebildete Talente, ein aufgeklärter Verstand, Kenntnisse, die man sich selbst verschaffte, Handlungen, wodurch man Gutes stiftet, und vor allen glänzt unter ihnen die Tugend. Ihnen wird Ehre zu Theil, nicht bloß in wie fern man mit ihnen etwas ausrichten kann, sondern auch in wie fern sie verdienstlich sind; sie ehren den Menschen. Ihrer darf und soll man sich als wahrer und wesentlicher Vorzüge bewußt werden. Dies ist Ehre im engern Sinne, worin sie auch gewöhnlich von denen genommen wird, welche nach Ehre streben — verdiente Ehre, Ehre der Achtung. Wer solche Vorzüge besitzt, kann nicht allein verlangen, daß man sie anerkenne, sondern auch, daß man ihn selbst dabey achte.

Nach der Ehre des Credits zu streben, ist bloß deßwegen Pflicht, weil sie unser moralisches Wirken erleichtert. Um die Ehre

der Achtung' ſollen wir uns aber auch deßwegen bemühen, damit darin das Gefühl unſeres Wehrtes ſicherer und lebendiger werde.

Wie wir uns in Anſehung beyder Arten zu verhalten haben, das wird ſich am beſten und vollſtändigſten aus der Beantwortung folgender drey Fragen ergeben: 1. wie ſoll man Ehre ſchätzen? 2. worin ſoll man Ehre ſuchen? 3. wie ſoll man ſich wirklich Ehre verſchaffen?

---

a. Wie ſoll man Ehre ſchätzen?

Die Ehre des Credits ſo wohl als die Ehre der Achtung ſollen geſchätzt werden; beyde ſind Güter, und zum Wirken, für das Wohl der Menſchheit, wie für das Beſte der Einzelnen unentbehrlich. Hält man dich für aufgeklärt: ſo wird man auf deine Belehrungen aufmerkſamer ſeyn, und das Anſehen, worin du deßwegen ſtehſt, wird dieſen Belehrungen mehr Eingang verſchaffen. Hält man dich für tugendhaft: ſo wird man williger auf dich hören, deinen Rath lieber annehmen, deinem Beyſpiele freudiger folgen, und ſich gern in jede Art des Verkehrs, wozu du ſonſt Fähigkeit haſt, mit dir einlaſſen.

Doch kann auch in der Schätzung der Ehre

auf mehr als Eine Weiſe gefehlt werden. Dies ſollen folgende Regeln verhüthen.

1. **Verwechſele in deiner Schätzung nicht die Ehre des Credits mit der Ehre der Achtung oder des Verdienſtes.** Wenn man dich um deines Reichthumes, um deines Standes oder um deiner Talente willen ehrt: ſo mag dir das immer etwas wehrt ſeyn; aber nicht ſo viel, als wenn es um deines gebildeten Geiſtes oder um deines guten Herzens willen geſchieht. Die natürliche Ehre gelte dir nur darum, weil ſie dir nützlich iſt; aber nicht als etwas, worin du ſelbſt groß wäreſt. Meynſt du es, durch dein Streben im Aeußerlichen zu glänzen, eben ſo weit zu bringen, als durch thätige Verdienſte um die Welt: ſo verſtehſt du dich noch wenig auf wahren Wehrt. Glaubſt du gar, dich im Beſitze des Aeußerlichen, in Anſehung deiner Anſprüche, mit dem aufgeklärten, kenntnißreichen und edelmüthigen Manne meſſen zu können: ſo verräthſt du einen lächerlichen Eigendünkel und eine bemitleidenswehrte Selbſtverkennung.

2. **Schätze aber auch überhaupt die Ehre nicht zu hoch.** Sie iſt allerdings ein Gut; aber nur ein bedingtes. Es

gibt andre Güter, die mit ihr von gleichem Range ſind, und noch andre, die ſie übertreffen. Du ſchätzeſt die Ehre zu ſehr: wenn es dir mehr gilt, für etwas gehalten zu werden, als in der That etwas zu ſeyn; wenn der Reiz der Ehre mehr bey dir vermag, als der Befehl der Pflicht; wenn dein ganzes Trachten auf Ehre gerichtet iſt; wenn Ehre der Beſtimmungsgrund und die Triebfeder deiner Handlungen wird, ſo daß du nicht allein alles um der Ehre willen thuſt, ſondern auch alles ſo thuſt, wie deine Ehre am meiſten dabey gewinnt, obgleich dein Gewiſſen dir eine andre Art vorſchreibt; endlich, wenn du ſo an der Ehre hängſt, daß du jedes Andre darüber verſäumſt, und daß die Begierde der Ehre deiner Ruhe gefährlich wird.

Die übertriebene Schätzung der Ehre heißt Ehrgeiz. Es gibt ſo viele Arten des Ehrgeizes als es Dinge gibt, wodurch man glänzen kann; ſey es mit oder ohne perſönliches Verdienſt. Das Streben des Ehrgeizigen iſt immer auf Ehre gerichtet. Ehre iſt ſein herrſchender Gedanke, und der Götze, den er anbetet. Für die Ehre wagt, übernimmt und duldet er faſt alles. An der Befriedigung ſeiner Ehrbegierde hängt ſein Glück. Mit Ent-

zücken erfüllt ihn die Aussicht auf Ehre und jede kleine Ehrenbezeugung. Mehr als das Gefühl seiner eignen Vollkommenheit gilt ihm das schmeichelhafte Compliment, das er über dieselbe, vielleicht von einem Menschen, der das gar nicht zu schätzen weiß, und an dessen Urtheil gar nichts gelegen ist, erhält. Bey dem, was er vornimmt, ist die damit einzulegende Ehre die Hauptrücksicht. Zu dem, was keine Ehre bringt, wird man ihn schwerlich bewegen; so lange noch etwas Andres da ist, wodurch Ehre erlangt werden kann. Plane der Ehre sind seine angenehmste Beschäftigung. Aber nichts kränkt ihn auch mehr, als wenn ihm Geringschätzung zu erkennen gegeben, oder das Ansehen geschwächt wird, worin er bey Andern stand.

Der Ehrgeizige ist im Ganzen mehr elend als glücklich; weil er seine Ruhe an etwas befestigt hat, worin man nie gesättigt — und was weit häufiger verfehlt als erlangt wird. Aber so deutlich er auch einsehen mag, daß stilles Glück besser sey als Glanz: es bleibt ihm doch schwer, sich von seiner Leidenschaft loszureißen.

Der Ehrgeiz ist eine Folge der natürlichen Ehrbegierde, welche in Menschen von vor-

züglichen Anlagen, von einer ausgezeichneten Kraft und einer lebhaften Phantaſie leicht zu dieſer Stärke hinanwächſt.' Ihre Anlagen ſchmeicheln ihnen mit dem Gefühle des Vorzuges, und dieſen wünſchen ſie anerkannt zu ſehen. Ihre Kraft ſtrebt nach Thätigkeit, und dazu muß ihnen Anſehen die Wege bahnen. Ihre Phantaſie vergegenwärtigt ihnen in dunkeln Bildern die Fülle deſſen, was ſie auf der Höhe der Ehre würden ausrichten, ſich verſchaffen und genießen können. Daher iſt das Maß des Ehrgeizes in verſchiedenen Menſchen ſo verſchieden.

Wo die Ehre aus moraliſchen Gründen geſchätzt wird, da kann nie Ehrgeiz entſtehen: denn eben die Gründe, welche die Schätzung hervorbringen, weiſen ihr auch ihre Gränzen an.

Die Beſchränkung des Ehrgeizes iſt eine ſchwere Aufgabe. Er hängt mit dunkeln Thätigkeiten des Geiſtes zuſammen, die ſich nur mit vieler Mühe ſo aufklären laſſen, daß die berichtigte Erkenntniß im Leben wirkſam wird. Ein heller Kopf und Bildung des Gefühls für Selbſtwehrt ſind die beſten Mittel, die ſich gegen ihn anwenden laſſen. Viel wäre indeß ſchon geſchehen, wenn er nur nicht abſichtlich

genährt würde. Selten entwickelt er ſich von ſelbſt zu einer ausgezeichneten Stärke. Und auch hier könnte die Erziehung vieles verhüthen.

3. Schätze die Ehre nicht als etwas, das du ausſchließend und allein beſitzen, wodurch du dich über Andre erheben möchteſt. So ſchätzt der Egoiſt die Ehre. Er will überglänzen, hervor ragen, ſich unterwürfig machen. Ihm gelten ſeine Vorzüge und die Anerkennung derſelben nur in ſo fern, als er darin mit Andern verglichen und vorzüglicher befunden wird. Die Ehre würde für ihn wenig Reiz haben, wenn jene nicht hinter ihn zurück geſetzt, und ihm dadurch dienſtbar würden.

Daß dieſe Art, von der Ehre zu denken, ſehr verwerflich ſey, bedarf kaum eines Beweiſes. Offenbar wird dabey die moraliſche Gleichheit der Menſchen — offenbar werden dadurch die moraliſchen Rechte Andrer verkannt, und diejenigen, über welche wir uns erheben, nicht als ſelbſtſtändige Weſen, ſondern bloß als Mittel zur Beförderung unſrer Zwecke behandelt.

Hierhin gehören die Fehler der Rangſucht und der Herrſchſucht.

Dem Rangſüchtigen iſt es nicht bloß darum zu thun, daß ſeine Vorzüge anerkannt werden; man ſoll ſie auch in dem Maße anerkennen, wie er es glaubt fordern zu können; man ſoll ihm die Stelle anweiſen, die ihm, ſeiner Meynung nach, über Andere gebührt. Sein Beſtreben iſt vorzüglich dahin gerichtet, ſich ſolche Vorzüge zu erwerben, wodurch er auf einen höhern Rang Anſpruch bekommt. Er wird ſich alſo auch in dieſen vorzüglich ausbilden, und alle Andern, mögen ſie übrigens weit mehr wahren Wehrt haben, darüber vernachläſſigen.

Die Rangſucht offenbart, außer dem, daß ſie eine egoiſtiſche Zurückſetzung Andrer iſt, ihre ſchlechte Natur auch dadurch, daß ſie den Verkehr der Menſchen erſchwert, alle geſellſchaftlichen Vergnügungen ſtört, daß ſie Neid und Erbitterung gegen den Vorgezogenen erweckt, und zu mancherley ſchändlichen Verſuchen, ihn zu verkleinern, veranlaßt.

Die bürgerliche Rangſucht, unter allen die gewöhnlichſte, bezieht ſich auf Stand und Vermögen. Sie trifft, neben dem allgemeinen Tadel, noch der Vorwurf der Thorheit; indem ſie nicht bloß Prätenſionen macht, ſondern ſich auch etwas einbildet auf Dinge,

die zwar Einfluß verschaffen, aber keinen Wehrt geben, — und so die natürliche Ehre mit der verdienten verwechselt.

Die gelehrte Rangsucht verlangt den Vorzug des Mehrwissens, der größern Geisteskraft oder der glänzendern Verdienste um die Wissenschaft. Sie ist es, die in denjenigen Zeitaltern, wo die Wissenschaften zu einer bedeutenden Höhe geführt sind, und auf ihrem Gebiete der Lorbeer äußerst schwer zu erringen ist, Poltronerie, tolle Paradoxieen und Schwärmereyen herbey führt, und den Verfall des guten Geschmackes vorbereitet.

Die moralische Rangsucht, in welcher man sich einander den Vorzug der Tugend streitig macht, wird nur selten gefunden.

Die Herrschsucht ist der höchste Grad der egoistischen Ehrbegierde. Sie will unterjochen, und, wo möglich, über die Kräfte des Körpers und des Geistes gebieten. Sie will nicht bloß Einzelne verdunkeln, sondern auch überall allein glänzen. In ihr lebt der wildeste Egoismus und die schnödeste Verachtung der Menschheit. Sie zertritt das Schönste und Heiligste, so bald es ihren Absichten im Wege steht. Ihr ist jedes Andre nur zur Verherrlichung Eines Individuums da, dem es

nicht ſelten an allem gebricht, was es der Verherrlichung wehrt machen könnte.

Wer die Ehre moraliſch ſchätzt, dem iſt es nur darum zu thun, daß man ſeinen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren laſſe, und daß man ihm, mit Rückſicht auf dieſelben, Einfluß geſtatte. Er verlangt nicht zu überwältigen, zu verdunkeln und zu verdrängen. Er duldet es gern, daß auch Andre geehrt ſeyen, ſelbſt daß ſie ihn darin übertreffen. Seine Ehre würde nichts darunter verlieren, wenn Alle ſich ehrenwehrt machten. Nur die Ehre des Rang- und Herrſchſüchtigen iſt unduldſam. Nur in ihrem Munde iſt es wahr, daß Ehre, wenn ſie nicht ihren Wehrt verlieren ſoll, bloß Wenigen könne zu Theil werden.

4. Schätze die Ehre nicht als Erhebung deines Selbſtes, ſondern um ihres moraliſchen Wehrtes willen. Auch das iſt unſittlicher Egoismus, wenn du geehrt zu ſeyn wünſcheſt, damit du dich groß fühleſt. Die Ehre darf dem Vernünftigen nicht Zweck ſeyn; wo ſie das wird, da legt ſie es gewiß auch auf die Unterdrückung Andrer an, und es iſt damit eben ſo, als wenn einem Andern der Gelderwerb oder die Wohlluſt Zweck iſt. Sie iſt Mittel, theils eines

edeln und wohlthätigen Selbſtgefühles, theils des pflichtmäßigen Triebes für das Wohl der Menſchheit.

So ſchätzt ſie der Tugendhafte, und nach den hieraus herfließenden Grundſätzen ſchränkt er ſeine Schätzung ein. Seine Abſicht iſt nicht auf ſie und auf den Gewinn der Selbſtliebe, ſondern auf den Zweck der Menſchheit gerichtet. Weil ihre Ehre dadurch gefördert wird, darum iſt ihm die eigne theuer.

Wer die Ehre um ſeiner ſelbſt willen ſucht, dem wird jeder Weg dazu recht ſeyn. Er wird es nicht verſchmähen, ſich durch Thorheiten bedeutend zu machen, wenn der Geiſt der Zeit ſie gebilligt hat. Nicht der Vorzug, ſondern der Glanz, den er gibt, gilt bey ihm. Das Glanzgeben iſt ihm hinreichend, alles zum Vorzuge zu ſtempeln.

Man hört z. auch oft die Lehre geben: ziehe den Beyfall des auserwählten, vernünftigen Theiles dem Beyfalle der Menge vor. Der Beyfall des Vernünftigen muß allerdings dem, der ſelbſt vernünftig iſt, mehr Genuß gewähren. Aber mit dem Genuſſe hat die moraliſche Schätzung der Ehre nichts zu thun. In die-

ſer Hinſicht kann jene Regel nur als eine Regel der Klugheit gelten.

Betrachtet man die Ehre als eine Beſtätigung des Gefühles, das wir von unſern Vorzügen haben: dann muß uns wieder die Ehre, welche uns der Vernünftige widerfahren läßt, wichtiger ſeyn, als die beym großen Haufen; weil ſein Urtheil über Wehrt und Verdienſt gültiger iſt. Aber dann würde ſich der Sinn jener Regel beſſer ſo ausdrücken laſſen: ſiehe mehr auf den Gehalt, als auf die Größe des Beyfalles; oder ſo: ziehe die wahre Ehre der falſchen vor; oder: es ſey dir nicht nur darum zu thun, in Anſehen zu ſtehen, ſondern auch dieſes Anſehen durch wirkliche Vorzüge zu verdienen. Bloß da, wo wir über unſre Vorzüge noch zweifelhaft ſind, kann das Urtheil des Vernünftigen, vor dem Urtheile der Menge, ein entſcheidendes Gewicht haben.

Betrachtet man aber die Ehre nach ihrem kosmiſchen Wehrte, das heißt, nach ihrer Nützlichkeit für unſer Handeln: ſo muß uns der Beyfall des großen Haufens eben ſo wohl wichtig ſeyn, als der des Vernünftigen, weil wir auf jenen faſt noch mehr wirken ſollen, als

auf dieſen. Nur in ſo fern iſt an dem Beyfalle des Vernünftigen hier mehr gelegen, als ſich nach demſelben der Beyfall vieler Andern richtet, und er ſelbſt wieder größere Ehre erwirbt. In Anſehung der Ehre des Credits aber, die ſich auf Stand, Vermögen u. ſ. w. bezieht, iſt gar kein Unterſchied zu machen. Die Menge kann hier eben ſo gut richten, als der Vernünftige.

---

b. Worin ſoll man Ehre ſuchen?

Hören wir auf die Stimme der natürlichen Ehrbegierde, welcher es mehr um die Huldigung, als um das Verdienſt und den moraliſchen Einfluß zu thun iſt: dann müſſen wir die Ehre überall ſuchen, wo ſie zu finden iſt, d. h. in allem, was bey den Menſchen für etwas Vorzügliches gehalten wird, wenn es auch an ſich noch ſo wenig wehrt ſeyn ſollte; denn um wichtig zu werden, kommt es nicht auf die Natur der Sache an, ſondern auf die Meynung, welche die Menſchen davon haben. Dann wäre es ſogar möglich, mit Laſtern Ehre einzulegen, wenn das Zeitalter dieſe gerade für etwas Großes hielte. Ueberhaupt würden dann die Grundſätze der Ehre ſo wandelbar

ſeyn als die Begriffe, die Sitten und der Geſchmack der Menſchen.

Hören wir aber auf das Urtheil der Vernunft: ſo darf Ehre nur in ſolchen Dingen geſucht werden, die wahren Wehrt haben, es mag übrigens ein moraliſcher oder ein kosmiſcher ſeyn. Denn nur die Anerkennung eines wahren Wehrtes kann uns das Bewußtſeyn der eignen Vollkommenheit und ein einflußreiches Wirken verſchaffen.

Ehre darf alſo nicht geſucht werden in unſittlichen Dingen; wenn ſie auch noch ſo allgemein als ſolche geprieſen würden, denen Auszeichnung gebühre. Wie ſoll dasjenige, was gegen die Würde unſrer Natur iſt, von uns als etwas Schätzbares empfunden werden? und wie ſoll das Unſittliche uns Zutrauen erwerben? Mag alſo immerhin die Stärke gewiſſer Laſter, die Zügelloſigkeit gewiſſer Ausſchweifungen, eine Liſt, die ſich in Betrug und Ränken zeigt, eine Kühnheit, die alles antaſtet und zerſtört, ein Reichthum, der durch ungerechte Mittel erworben wurde, noch ſo viele Bewunderung bey der Welt erlangen: der Tugendhafte wird nie glauben, daß ihn ſo etwas ehre. Moraliſche Achtung iſt die Grundlage der Ehre, und moraliſche Unbe-

ſcholtenheit das erſte Erforderniß derſelben. Wo dieſe fehlt, da haftet ſchon unvertilgbare Schande.

Auch iſt die Ehre nicht zu ſuchen in Thorheiten. Der Thorheit muß jeder ſich vor ſich ſelbſt ſchämen, und das Lob, welches ihr der Unverſtand ertheilt, kann ſie nie zur Weisheit erheben. Die Welt hat zwar die Thorheit in allen Geſtalten nicht allein geehrt, ſondern angebetet; aber dafür iſt auch ihr Loos, thörigt zu ſeyn. Der Tugendhafte wird ſich eine ſolche Ehre nie gefallen laſſen; wenn er ſich gleich dadurch den glänzendſten Wirkungskreis eröffnen könnte. Ihm geht es über alles, daß er ſich ſelbſt achten kann. Und wie ſollte aus einer Thätigkeit Gutes kommen, die unter dem Schutze der Thorheit begonnen wurde? Wie ſollte der Weisheit fördern, der mit den Thoren ein Thor iſt?

Zu den Schwächen der Menſchen läßt ſich allerdings der Tugendhafte herab, weil es ohne das nicht möglich iſt, ihnen beyzukommen. Aber nie legt er es darauf an, hierin vorzüglich zu ſeyn; und wenn ſie es an ihm bewundern, ſo hält er das, weit entfernt, ſich geehrt zu finden, ihrer Beſchränktheit zu Gute. Am wenigſten aber verſteht er ſich zu dem, was

er in jeder Hinſicht als vernunftwidrig mißbilligen muß. In läppiſchen Moden, in tollen Anſchlägen, in kindiſchen Gebräuchen ſucht er nie Ehre.

Eben ſo wenig iſt Ehre in ſolchen Dingen zu ſuchen, die auf den Beſitzer bloß eine flüchtige Aufmerkſamkeit lenken, die ihm ein, wenig geltendes, Lob zuziehen, ohne ſeinen perſönlichen Wehrt zu erhöhen, noch ihm einen Einfluß von Bedeutung zu verſchaffen. Das iſt der Charakter der Eitelkeit. Der Eitle ſucht Ehre in unbedeutenden Dingen, wie z. B. körperliche Schönheit, reiche oder geſchmackvolle Kleidung, eine angenehme Sprache, ein gefälliges Weſen, der Beſitz koſtbarer Sachen ſind. Daß man durch dergleichen kein großes und weit verbreitetes Aufſehen erregt, weiß der Eitle wohl. Aber er glaubt doch in ſeinem nächſten Kreiſe dadurch Gewicht zu erhalten. Die Meynung, welche er deßwegen von ſich ſelbſt hägt, und die Anſprüche, welche er darauf gründet, ſind wahrlich nicht klein. So weit er wirken und ſich zeigen kann, wird er, nach ſeiner Meynung, von jedem beachtet und ausgezeichnet.

Dieſelbe Beſchränktheit des Geiſtes, die ſich in den Begriffen des Eiteln von dem findet, was dem Menſchen Wehrt gibt, trifft man auch in den Forderungen an, welche er an Andre macht. Ein nichts ſagendes Compliment, die Aufmerkſamkeit der unbedeutendſten Menſchen gelten ihm ſo viel, als ob er darin die Stimme des ganzen urtheilsfähigen Publicums vernähme. Leicht fühlt er ſich gekränkt, durch eine Begegnung, welche den Schein der Vernachläſſigung trägt; wenn ſie gleich mit wahrer Achtung beſtehen kann, und ſeinen Wehrt, in den Augen der Welt, nicht im mindeſten herabſetzt.

In dieſer Hinſicht muß auch die, ſchon oben, aus einem andern Grunde, gerügte, Rangſucht als Eitelkeit betrachtet werden. Den Rangſüchtigen kränkt es, wenn man ihm nicht die Stelle anweiſt, welche ihm gebührt, ob man ihn gleich übrigens nach ſeinem wahren Verdienſte und Range ſchätzt.

Selbſt ſolche Menſchen, welche wahre und wichtige Vorzüge beſitzen, trifft der Vorwurf der Eitelkeit: wenn ſie dieſelben auf eine kleinliche Art zur Schau tragen; wenn ſie auch unter denen Aufmerkſamkeit zu erwecken ſuchen, welche dafür keinen Sinn haben; wenn ihnen

ein unbedeutendes Lob mehr gilt, als das eigne Bewußtſeyn.

Nicht ſelten findet man bey Menſchen, welche durch ſolide Vorzüge glänzen könnten, und durch ſie wirklich in Anſehen ſtehen, ein beynahe lächerliches Beſtreben, ſich, mehr noch als durch jene, durch Kleinigkeiten auszuzeichnen, die ſie gar nicht in ihrer Gewalt haben, worin ſie ewig Stümper bleiben, und von den trivialſten Menſchen übertroffen werden. Vieles mag zuſammenkommen, dieſe Erſcheinung begreiflich und mit ihrem Ehrgeize vereinbar zu machen — die neue Richtung, welche der Geiſt dadurch bekommt, das Ungewöhnliche der Sache, und das Beſtreben, es überall zur Vollkommenheit zu bringen —: nichts deſto weniger bleibt der Tadel gegründet, daß ſie dasjenige über ſeinen Wehrt ſchätzen, deſſen Nichtigkeit ihnen am meiſten fühlbar ſeyn müßte.

Eitelkeit zeugt immer von einer kleinen Seele, und erweckt immer gegen den, welcher ſie beſitzt, den Verdacht, entweder, daß er noch keiner vernünftigen Schätzung der Dinge fähig ſey, oder daß es ihm an allem wahren Wehrte fehle, oder daß er ſich in ſeinem Wehrte noch nicht ſo ſicher wiſſe, um der

bestätigenden Zeugnisse Andrer entbehren zu können. Der Vernünftige will nie durch unbedeutende Dinge glänzen — auch nicht durch wichtige auf eine kleinliche Art.

Man kann übrigens unterscheiden: eine weibische Eitelkeit, die sich durch Schönheit, Putz, affectirte Sprache und Sitten —; eine ästhetische, die sich durch Empfindsamkeit, Witz und süßliches Wesen auszeichnet; eine gelehrte, die ihre Kenntnisse auf eine unschickliche Art zur Schau trägt; und eine fromme, die für ihre andächtigen Empfindungen und ihre Werke der Liebe Auszeichnung fordert. Aber daß ein aufgeklärter Verstand, ein edler und groser Charakter jemand eitel gemacht habe, hat man nie gefunden. Die gelehrte Eitelkeit hat stäts etwas Charlatanerie im Geleite. Wer wahres gründliches Wissen besitzt, bescheidet sich wohl, daß er nur von wenigen Auserwählten könne geschätzt werden. Die Uebrigen gehen ihn nichts an.

Die Eitelkeit ist für Kopf und Herz verderblich. Der Eitle gefällt sich nur in dem, und bildet sich nur zu dem aus, was ihm den gewünschten Beyfall erwirbt. Er gewöhnt sich immer mehr, den Wehrt der Dinge nach den Eindrücken zu schätzen, welche sie hervorbrin-

gen, und auch das Wehrtloſe groß zu finden, ſo bald es eine günſtige Aufnahme findet. Der Sinn für das Wahre und Gute wird bey ihm immer mehr verdüſtert. Vorurtheile nehmen den Verſtand gefangen. Alle Kraft und Energie des Lebens ſchwindet dahin. Alle Beſtrebungen werden irre geleitet. Selbſt ein groſſer Beruf, dem man ſich weihte, ſinkt, wenn Eitelkeit ſich ſeiner bemächtigt, zur gemeinſten Alltäglichkeit herab.

Endlich kann man auch noch darin fehlen, daß man Dinge, welche uns ohne unſer Verdienſt gekommen ſind, ſo behandelt, als ob ſie eine verdiente Ehre gäben. In dem Talente, das man beſitzt, in den glänzenden Verbindungen, worin man lebt, mag man allerdings eine gewiſſe Ehre ſuchen; aber nicht die, welche den Beſitzer adelt, nicht die, welche mit moraliſcher Achtung verknüpft iſt. Wahre und volle Ehre, die Ehre des Verdienſtes, werde nur in dem geſucht, was man ſich ſelbſt erwarb, wobey man Kraft zeigte, und worin man groß iſt — und in allem dem nur ſo weit, als man es der eignen Bemühung verdankt. Gaben des Kopfes, die man mit treuem Fleiſſe ausbildete, Eigenſchaften des Herzens, die

man ſich, im Kampfe mit der ſinnlichen Begierde und mit einer verſuchungsvollen Lage, erſtritt, verdienen vor allem Andern unſre Ehre zu ſeyn.

Die Bewunderung, welche das Außerordentliche erregt, heißt Ruhm. Der Ruhm hat theils eine weitere, theils eine engere Sphäre als die Ehre. Berühmt können auch lebloſe Weſen, Producte der Natur und Werke der Kunſt ſeyn. Ehre aber können nur Weſen haben, welche Vernunft beſitzen.

Wer auf der andern Seite geehrt iſt, iſt darum noch nicht berühmt. Um geehrt zu werden, darf man ſich oft nur über das Mittelmäßige erheben; um Ruhm zu erwerben, muß man alles Gewöhnliche weit überfliegen. Ehre können Viele erlangen; aber Ruhm nur äußerſt Wenige. Das Außerordentliche hört auf, es zu ſeyn, wenn es gemein wird. Was man täglich ſieht, das bewundert man nicht mehr.

Wenn man jemand Ehre erweiſt: ſo wird dabey immer etwas von Verdienſt vorausgeſetzt; wenn es auch noch ſo wenig wäre, und auf leerer Täuſchung beruhte. Zum Ruhme

braucht man ſelbſt nichts beygetragen zu haben; obgleich der verdiente Ruhm herrlicher iſt. Berühmt wird man ſelten durch eignen Fleiß, meiſt durch angebornes Talent; aber es macht einen großen Unterſchied, ob man dasſelbe ſich ſelbſt überläßt, oder ob man es fleißig ausbildet. Bey dem Ruhme wird gewöhnlich weniger als bey der Ehre auf das Sittliche geſehen, weil es hier nur auf das Außerordentliche ankommt, welches ſich übrigens an ſolchen Eigenſchaften zeigen kann, die eben nicht ehrenvoll ſind. Deſto mehr wird der Tugendhafte darauf denken, ſein Streben nach Ruhm durch ſittliche Geſetze ſelbſt einzuſchränken. Dahin gehört, daß er den Ruhm nur als Zeichen des Vollkommnen und als Mittel des moraliſchen Wirkens begehre, und ihn weder in unſittlichen, noch in thörigten, noch in kleinlichen Dingen ſuche. Pflicht kann das Streben nach Ruhm nur für diejenigen ſeyn, die Talente zum Außerordentlichen beſitzen. Bey ihnen fällt es mit dem Streben nach dem Höchſten zuſammen.

---

c. Wie ſoll man ſich Ehre wirklich verſchaffen?

Es kommt hierbey auf zwey Stücke an,

nämlich: daß man sich Vorzüge erwerbe, und daß man sie geltend mache.

1. Strebe nach wahren Vorzügen. Diese Vorschrift steht schon an sich selbst fest; sie gilt ohne Rücksicht auf Ehre, und wird deßwegen auch durch die ganze Weisheitslehre hindurch geführt. Hier betrachten wir sie nur in ihrem Verhältnisse zur Ehre. Da ist es denn vor allem unsittlich, Ehre zu verlangen, ohne ehrenwehrte Vorzüge — unsittlich schon, Ehre anzunehmen, wenn man darauf keine Ansprüche machen kann.

Wer ohne Vorzüge Ehre sucht oder annimmt, der verräth Mangel an innerer Wahrhaftigkeit, und behandelt die Ehre aus einem ganz andern Gesichtspuncte als dem moralischen. Seine Ehrbegierde ist Selbstsucht. Es ist ihm nur darum zu thun, bedeutend zu werden.

Manche gelangen zwar ohne und wider alles Verdienst zu hohen Ehren; aber das verschmäht der Tugendhafte. Er mag um keinen Preis scheinen, was er nicht ist. Eine Ehre, wozu uns die erforderlichen Vorzüge fehlen, kann uns weder ein schmeichelhaftes Selbstgefühl, noch dauernden Einfluß verschaffen.

Der Tugendhafte läßt sich auch in seinem

Streben nach Vorzügen nicht von der Ehre allein beſtimmen. Er trachtet am meiſten — nicht nach denen, die den größten Glanz geben, ſondern nach denen, welche er für die wahrſten, ſolideſten, ihm in ſeiner Lage heilſamſten und ſeinen Fähigkeiten angemeſſenſten hält. Daß ein Vorzug Anſehen verſchafft, iſt noch lange kein hinreichender Bewegungsgrund für ihn, nach demſelben zu ſtreben, wenn er ſonſt keinen Wehrt hat, während es noch andre gibt, die an ſich beſſer ſind.

Am wenigſten opfert er diejenigen, deren Vortrefflichkeit er ſelbſt erkennt, denen auf, welche bey der Menge, die ſo oft nach Vorurtheilen entſcheidet, im Rufe ſtehen. Er trachtet nicht nach ſchimmernden Verdienſten, wenn ſein Beruf ihn mehr auf ſtilles Wirken beſchränkt. Er wagt ſich in keine großen Sphären, wenn die kleinere ſeinen Kräften mehr entſpricht. Er bemüht ſich nicht um tiefe Einſichten, wenn ihm praktiſche Kenntniſſe in ſeinen Verhältniſſen beßre Dienſte thun könnten. Wornach er am meiſten ſtreben ſoll, das läßt er ſich von ſeiner Pflicht ſagen. Nur in ſo weit, als es ohne Verletzung derſelben geſchehen kann, ſucht er ſich im Uebrigen ſo ehrenwehrt als möglich zu machen; und da iſt

ſein Augenmerk immer auf das gerichtet, was die wahrſte und dauerhafteſte Ehre bringt.

2. Haben wir uns Vorzüge erworben: dann müſſen wir ſie, um von ihnen Ehre zu erlangen, auch geltend machen; dies ſo wohl bey uns ſelbſt, als bey Andern. Daher

a. Erkenne deine Vorzüge, werde dich derſelben bewußt, wiſſe und fühle, was du biſt. Die Maxime, dieſes zu thun, iſt edles Selbſtgefühl oder richtige Selbſtſchätzung.

Dieſes Selbſtgefühl zu haben, iſt in mehr als einer Hinſicht Pflicht. Es gehört zu der Gerechtigkeit, welche wir uns ſelbſt ſchuldig ſind. Es verſchafft uns den billigen Genuß unſrer Vollkommenheit. Es läßt uns nie unter uns ſelbſt ſinken, und iſt ein beſtändiger Sporn, noch immer vollkommner zu werden. Der Mangel desſelben zeugt entweder von vernachläſſigter Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, oder von Schwäche des Sinnes für das Vollkommne. Wer kein Selbſtgefühl hat, wird es ſchwerlich weit bringen. Die ſüßeſte Belohnung des Strebens iſt ihm unbekannt.

Aber leicht wird dieſes Selbſtgefühl übertrieben; dann heißt es Stolz. Der Stolz

iſt faſt immer mit Verachtung Andrer verknüpft. Er kann ein wahrer und ein falſcher ſeyn.

Der wahre Stolz übertreibt zwar ſeine Vorzüge nicht; aber das Gefühl derſelben iſt doch bey ihm ſtärker, als es ſeyn ſollte. Er glaubt ſich berechtigt, auf Andre herabzuſehen, und dies iſt ſchon tadelhaft. Auch des wirklichen Vorzuges dürfen wir uns nicht überheben. Diejenigen, welche darin weit hinter uns zurückſtehen, ſind doch mit dem Adel der Menſchheit geſchmückt, welcher nie verachtet werden darf, und haben vielleicht dazu noch andre Vorzüge, welche die unſrigen aufs, wenn nicht gar überwiegen.

Dieſer Stolz entſteht gewöhnlich daher, daß wir von dem Wehrte derjenigen Vorzüge, welche wir gerade beſitzen, überſpannte Begriffe haben; oder daher, daß unſre Eigenliebe zu viel Gewicht auf ſie legt; oder daher, daß wir die Vorzüge Andrer zu wenig kennen, oder ſie zu gering anſchlagen. Sehr viel kann auch dazu Temperament und Erziehung beytragen. Hierhin gehören, z. B., der gelehrte Stolz und der moraliſche Stolz.

Der falſche Stolz iſt von verſchiede-

ner Art. Bald mißt er sich Vorzüge bey, die er gar nicht besitzt; oder er legt sich dieselben in einem höhern Maße bey, als er sie wirklich besitzt; oder er glaubt sich auf diese Vorzüge mehr zu Gute thun zu dürfen als Recht ist — Stolz der Einbildung.

Bald dünkt sich der falsche Stolz etwas auf Dinge, die zwar einen kosmischen Wehrt haben, aber keinen persönlichen Wehrt geben — falscher Stolz im engern Sinne. Dahin gehören der Rangstolz, der Ahnenstolz, der Geldstolz, der Kaufmannsstolz u. s. w. Diese Art des Stolzes beruht gewöhnlich auf Selbsttäuschung. Weil man jenen Dingen überall eine gewisse Ehre erweisen sieht: so wähnt man sich auch berechtigt, sich selbst deßwegen ehren zu dürfen. Oft pflanzt ihn die Erziehung ein. Ueberall aber mischt sich die Selbstsucht hinzu, um ihn zur Reife zu bringen. Er verdient als eine Thorheit bemitleidet zu werden.

Bald zieht auch der falsche Stolz seine Nahrung von solchen Dingen, die keinen — oder einen äußerst geringen Wehrt haben, und die von keinem Verdienste in dem Besitzer zeugen — eitler Stolz, z. B., der Stolz

auf Schönheit, auf Pracht, Bedienstenſtolz u. ſ. w.

Eine beſondere Art des Stolzes iſt der Stolz auf das Vornehmſeyn. Er äußert ſich dadurch, daß man die Sitten und die äußere Lebensart der Vornehmen ängſtlich nachmacht, und auf die, die es nicht können, mitleidig herabſieht. Zu ihm gehört auch das Gnädigthun gegen Geringere, oder gegen ſolche, die man für geringer hält — der hofärtige Stolz. Er findet ſich gewöhnlich bey Menſchen, die ſich zu den Vornehmen zählen, ohne ſo recht dazu zu gehören, und iſt ein Beweis von einem ſehr beſchränkten Kopfe.

Der Stolz zeigt ſich in Beziehung auf Andre entweder in dem natürlichen Ausdrucke der Geſinnung, die ihn beſeelt — verachtender Stolz; oder er will die hohe Meynung von ſeinem Selbſte auch in ſeinem Betragen geltend machen, dadurch, daß er viel fordert und ſich viel heraus nimmt — anmaßender Stolz.

Der Stolze ſtrebt ſelten nach Ehre. Der verachtende Stolz glaubt leicht, ſeine Meynung von ſich ſey hinreichend, und es bedürfe keiner weitern Beſtätigung derſelben; oder er hält es nicht der Mühe wehrt, auf die Mey-

nung von Menſchen, die er ſo tief unter ſich ſieht, zu achten; oder er wähnt, er werde von ſelbſt überall geehrt, und dürfe ſich nicht erſt darum bemühen. Ihm genügt es, zu wiſſen, was er iſt, und es Andern gehörig zu verſtehen zu geben. Er berauſcht ſich im Bewußtſeyn ſeines Werthes, und wirft nur dann und wann bemitleidende oder demüthigende Seitenblicke auf Andre. Er heißt auch Hochmuth; ſein vorzüglichſtes Streben iſt darauf gerichtet, ſich nicht gemein zu machen.

Der anmaßende Stolz glaubt, wenn nicht im Beſitze der Ehre zu ſeyn, doch dieſelbe mit Recht fordern zu können, und, um ſich davon zu verſichern, nimmt er ſich alles Mögliche heraus. Er iſt zudringlich und vertraulich gegen Höhere, grob und trotzig gegen Gleiche, befehlshaberiſch gegen Geringere. Er ſieht alle Dienſte, die man ihm erweiſt, als Schuldigkeit an, und glaubt jeden damit zu ehren, daß er ihm Aufträge gibt.

Wenn ſich der anmaßende Stolz mit Unwiſſenheit, Leerheit und Schwäche verbindet: ſo entſteht daraus der aufgeblaſene Stolz. Der Aufgeblaſene bildet ſich auf Dinge etwas ein, die zwar in ſeiner Meynung viel bedeuten, die aber niemand ſonderlich reſpectirt,

und um deren willen ihn niemand das gelten läßt, was er gelten will. Er ſucht daher durch Ruhmredigkeit, Vornehmthun, durch ein hochtrabendes und anmaßendes Weſen zu imponiren. Er benimmt ſich ſo, als wenn er wirklich für das gehalten würde, wofür er gern gehalten werden möchte, theils um ſich ſeine Nichtigkeit zu verbergen, theils um ſich Andern wichtig zu machen. Unter allen Arten des Stolzes iſt der aufgeblaſene der erbärmlichſte — durch eigne Leerheit am tiefſten herabgewürdigt, und durch ſein unverſtändiges Betragen überall dem Gelächter Preis gegeben — bald kriechend und bald befehlend, bald ſich erhebend und bald ſich wegwerfend.

Aller Stolz, als übermäßige Selbſtſchätzung, iſt vernunftwidrig und verderblich. Er leitet von der Wahrheit ab, indem er uns anders über uns denken läßt, als dieſer gemäß iſt. Er unterhält die Einbildung, daß wir ſchon ſeyen, was wir erſt werden ſollen, und unterdrückt dadurch das weitere Beſtreben. Er führt zu einer einſeitigen Schätzung der Dinge, indem er das als das Vorzüglichſte anpreiſt, wovon er ſelbſt ſeine Nahrung zieht, und uns alles Andre verachten lehrt. Er erſtickt jeden Keim der Menſchenliebe. Er erſchwert viel-

fältig die Erfüllung unſrer Pflichten, läßt uns ein Betragen gegen Andre annehmen, das unſern Verhältniſſen zu ihnen ganz widerſpricht.

Wer Vorzüge beſitzt, hat Anſprüche auf Ehre; aber er iſt darum noch nicht wirklich geehrt. So lange die Welt nichts von dieſen Vorzügen weiß, kann er nicht verlangen, daß ſie dieſelben an ihm ſchätze. Wer ſich abſichtlich zurückzieht, und mit ſeinem Wehrte geheim thut, der beklagt ſich mit Unrecht über Verkennung. Er trete hervor; er zeige, was er iſt, und was er leiſten kann: und es wird nie an ſolchen fehlen, die ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Mag es Einzelne geben, deren Intereſſe es mit ſich bringt, ſeine Vorzüge zu ignoriren oder verdächtig zu machen: ſie können das im Allgemeinen durchſetzen. Wahrer Wehrt behauptet ſich mit der Zeit auch bey der verblendeten und neidiſchen Menge. Selbſt das Beſtreben, ihn zu verdunkeln, iſt ein entſcheidender Beweis, daß man ihn innerlich anerkennt. Und das iſt dem Weiſen mehr, als das äußerliche Zeichen, welches oft denen zu Theil wird, die man gar nicht achtet.

Der Vernünftige macht ſeine Anſprüche an den Geiſt der Menſchen, weil nur dieſer ſeinen

Wehrt beſtätigen kann, und er nur durch dieſen Einfluß gewinnt. Er entbehrt gern der Ehrenbezeugung, wenn er weiß, daß er geehrt iſt. Ihm iſt ſelbſt der Neid ein ehrenvolles Zeugniß ſeines Geltens.

Suche daher b. deine Vorzüge bemerklich zu machen. Zeige ſie; aber ohne Zudringlichkeit und Affectation. Aeußere ſie, wie die Gelegenheit es mit ſich bringt; aber nicht abſichtlich, nicht auf eine ſtudirte Art, nicht mit beleidigenden Prätenſionen. Trage ſie nicht kleinlich zur Schau. Suche die Anerkennung derſelben nicht zu erzwingen. Rede nicht ſelbſt von dem, was du haſt und was du biſt. Vermeide, das Gefühl derſelben aus der Haltung deines Körpers und aus deinen Bewegungen hervor ſprechen zu laſſen. Das wäre eben der Weg, einer ehrenvollen Meynung Andrer von dir entgegen zu arbeiten, und den Gedanken zu veranlaſſen, es müſſe wohl mit deinem Wehrte ſo ganz richtig nicht ſeyn, da du dir ſo viel Mühe gebeſt, ihn bemerklich zu machen — oder den andern: es ſey dir mehr um das Gelten, als um das Seyn zu thun.

Von wahren Vorzügen, die man beſitzt — ſoll man durchdrungen — ſie ſollen in unſer

Leben übergegangen ſeyn. Dann handeln wir unwillkührlich im Geiſte einer veredelten Natur, und die Anerkennung wird uns nicht fehlen.

Bloß eine Schüchternheit, die wieder in einer falſchen Ehrbegierde, und in der Furcht, ſich nicht ganz ſo auszunehmen, wie man möchte, ihren Grund hat, oder eine unzeitige Scham, durch unſre Vorzüge den Credit der Menge, die ſie vielleicht verachtet, zu verlieren, könnte uns zurückhalten, uns zu zeigen, wie wir ſind. Das wäre aber unſittlich. So handelt nicht der, der Wehrt kennt, und eignen Wehrt fühlt.

Zu tadeln iſt hier auch die mißverſtandene, oder vielleicht richtiger, die ſtolze Beſcheidenheit, ſich für geringer auszugeben, als man ſich erkennt. Sie iſt als Lüge verwerflich, und als eitle Ziererey lächerlich.

Man mag wohl ſeine Vorzüge in ein günſtiges Licht ſtellen. Nur muß auch das ohne Künſteley geſchehen, fern von aller Anmaßung ſeyn, und darin der Wahrheit nichts vergeben werden. Man muß nicht die Meynung erwecken wollen, ſie ſeyen größer, als ſie wirklich ſind. Man muß keinen leeren Schein erregen, kein gehaltloſes Gepränge treiben. Wer

mehr ſcheinen will, als er iſt, wird lächerlich, und ſcheint am Ende weniger. Wenn dies in moraliſchen Dingen geſchieht: ſo heißt es Heucheley.

Auch darf man das Licht ſeiner Vorzüge nicht dadurch erhöhen, daß man die Vorzüge Andrer in Schatten ſtellt. Das iſt egoiſtiſch und ungerecht. Durch uns ſelbſt — nicht durch Andre — ſollen wir bedeutend werden. Wenn Andre noch weniger ſind: ſo iſt unſre Vollkommenheit darum nicht größer, und wir verdienen darum nicht mehr Zutrauen und Einfluß. Auf die Vergleichung mit Andern wird es der Weiſe in ſeinem Streben nach Ehre nie anlegen.

Schändlich aber im höchſten Grade iſt es, durch Verdunkelung des wahren Verdienſtes und durch Befleckung fremder Ehre ſich empor zu ſchwingen — und eben ſo ſchändlich, ſich dadurch wichtig zu machen, daß man den Vorurtheilen der Menge fröhnt, und ſich, mit Verläugnung ſeiner wahren Vorzüge, den Forderungen des Zeitgeiſtes anbequemt, die man nicht billigen kann; ob es gleich nachgeſehen werden mag, daß man ſeine Vorzüge in einem, dem Zeitgeſchmacke und der herrſchenden Stimmung angemeſſenen Gewande erſcheinen

läßt, wenn dadurch von ihrem wahren Wehrte nichts aufgeopfert wird. Indeß wird der Weiſe doch lieber dem Guten vertrauen, daß es durch ſich ſelbſt geltend werde, und das Vorurtheil mit der Zeit zu Boden ſchlagen.

Endlich wird er ſich auch keine Mühe geben, ſeine Vorzüge denen einleuchtend zu machen, welchen es an Sinn dafür und an aller Fähigkeit, ſie zu ſchätzen, fehlt. Dies kann ihm ohnehin nicht gelingen. Von dem Wehrte, den ihm ſeine Vorzüge geben, und von der Achtung, welche ihm deßwegen gebührt, werden jene ſchon, durch das Urtheil und das Betragen competenter Richter, Kunde erhalten.

Das gar zu ängſtliche und übertriebene Streben nach Ehre heißt Ehrſucht. Der Ehrſüchtige will die Ehre um jeden Preis haben, und ſie allenfalls auch erzwingen. Er opfert ihr ſein beßres Selbſt, dem Glauben der Welt ſeinen moraliſchen Wehrt auf. Ruhmredigkeit, Schmeicheley und Verläumdung ſind ihm nicht zu ſchlecht, ſich durch ſie in Bedeutung zu ſetzen.

Die Ehrſucht iſt entweder eine eitle, wenn ſie ſich in kleinlichen Beſtrebungen zeigt, Andern, es ſey auf welche Art es wolle, zu

imponiren, wenn ſie um die Gunſt der Unverſtändigen buhlt, und es ihr mehr um die Zeichen der vortheilhaften Meynung, als um dieſe ſelbſt zu thun iſt; — oder eine anmaßende, wenn ſie durch zuverſichtliches Hervortreten auf Andre zu wirken ſucht. Ihr gilt die Meynung mehr als das Zeichen.

Das übertriebene Beſtreben, durch das Außerordentliche zu glänzen, iſt Ruhmſucht. Das Außerordentliche zeugt ſchon an ſich von Höhe des Geiſtes, und wird meiſten Theils von Wenigen geſchätzt. Nur auf dieſe Wenigen, die als Auserwählte zu betrachten ſind, kann der Ruhmſüchtige rechnen. Deßwegen iſt die Ruhmſucht edler; aber als Sucht doch immer tadelhaft.

2.

Behauptung der Ehre.

Ehre, die wir uns einmal erworben, ſoll auch behauptet werden, das heißt, wir ſollen ſuchen, ſie zu bewahren, die Verletzung derſelben vermeiden, und, wo ſie verletzt wurde, auf ihre Wiederherſtellung bedacht ſeyn. Darauf beziehen ſich folgende Regeln.

1. Thue überhaupt, was der vortheilhaften Meynung, die man fer-

ner von dir hägen ſoll, angemeſſen iſt. Hüthe dich vor allem, was ſie beeinträchtigen könnte. In Anſehung des guten Namens zeige dich überall als rechtlichen und gewiſſenhaften Mann. Erlaube dir keine That, die ſich mit ſittlichen Grundſätzen nicht verträgt. Vermeide alles, wodurch man leicht veranlaßt wird, auf einen ſchlechten Charakter zu ſchließen, Nachläſſigkeiten im Aeußern, Schmutz in deiner Lebensart, und ſchlechten Umgang. Wer mit laſterhaften Menſchen umgeht, erweckt den Verdacht entweder des Wohlgefallens an ihrem Sinnen und Treiben, oder der Gleichgültigkeit gegen das Laſter, oder gar der Theilnahme an ihren unſittlichen Anſchlägen. Sey aufmerkſam auf Kleinigkeiten in deinem Betragen, aus welchen oft wichtige Folgerungen hergeleitet werden, und beſonders auf dasjenige, wornach die Menſchen oder das Zeitalter die Moralität des Einzelnen am meiſten beurtheilen, und bilde dich immer mehr zur wahren Tugend.

In Anſehung der eigentlichen Ehre thue nichts, was der Würde des Standes, oder dem Rufe des Reichthumes, des Talentes, der Aufklärung, womit du glänzen willſt, entgegen iſt. Deine Aufführung ſey deinem Stande

und deinem Vermögen angemeſſen. Mache nicht durch Thorheiten deine Talente und deine Aufklärung verdächtig; behaupte nichts Ungereimtes; rede dem Wahne nicht das Wort; handle nicht zweckwidrig. Ehre ſelbſt deinen Stand. Mache einen vernünftigen Gebrauch von deinem Reichthume. Laß das Licht deiner Einſicht leuchten. Vermehre aber auch die einmal erworbenen Vorzüge. Die Welt gewöhnt ſich ſchnell an das Alte, und behandelt den hervorragenden Mann bald als ihres Gleichen, wenn er ihr nicht immer etwas Neues zu bewundern gibt.

So ſchwer Ehre zu erwerben iſt, ſo leicht kann ſie verſcherzt werden. Kleine Gebrechen, die man auf eine unvorſichtige Art äußert, verdunkeln oft die größten Verdienſte. Ein einziges Verſehen ſetzt oft den geehrten Mann ſo tief herab, daß die anhaltendſten Bemühungen nicht im Stande ſind, ihn wieder zu heben. So ſollte es freylich nicht ſeyn. Aber die Welt iſt einmal nicht anders; ſie wird dem, der ſich auszeichnet, nie vergeben, daß er beſſer ſeyn will wie ſie, und noch weniger, daß er es wirklich iſt. Sie wird ſich freuen, wenn ſie etwas an ihm zu tadeln findet, und jede Veranlaſſung ergreifen, ihn ganz herab zu würdigen.

2. Glaube deine Ehre nicht zu leicht gekränkt; ſey in Anſehung derſelben nicht zu empfindlich. Wer wahre Vorzüge beſitzt, iſt der günſtigen Meynung Andrer einiger Maßen ſicher, und er kann manches überſehen, was dieſer Meynung entgegen zu ſeyn ſcheint. Er wird nicht leicht vermuthen, daß etwas, was wohl ſo ausgelegt werden könnte, ſeine Ehre habe kränken ſollen; und wenn auch dem Betragen Andrer die Abſicht, Geringſchätzung auszudrücken, auch hervorleuchtet: ſo weiß er, daß man ein ſolches Betragen gewöhnlich gerade gegen den annimmt, den man innerlich zu achten ſich gedrungen fühlt. Er wird nicht denken, daß es ihn vor Andern herabſetze, wenn jemand ihn pöbelhaft behandelt. Im Gefühle ſeines Wehrtes läßt er ſich wohl von Witzlingen beſpötteln, und ſich von Rohen Schimpfnamen geben. Er kann es ertragen, daß man dieſen Wehrt bezweifle, oder ſich manches gegen ihn erlaube, was denſelben verkennt. Am wenigſten wird er darüber entrüſtet, wenn der Neid ihn zu erniedrigen ſucht, oder wenn ſolche Menſchen ihn herabwürdigen, die zu keinem Urtheile über Ehre und Schande berechtigt ſind.

Diejenigen, welche ihre Ehre zu leicht ge-

kränkt glauben, ſind entweder Ehrgeizige, welche die vortheilhafte Meynung Andrer, als ein ſinnliches Gut, mehr als ſich gebührt, ſchätzen, und daran nie genug haben können, — oder Eitle, denen an den Zeichen jener Meynung mehr liegt, als an der Meynung ſelbſt, — oder ſolche, die ihres Wehrtes noch wenig gewiß ſind, und jede Vernachläſſigung als einen Beweis anſehen, daß man ihnen denſelben nicht zugeſtehe, — oder Stolze, die von ihrem Wehrte übertriebene Begriffe haben, die darauf große Anmaßungen gründen, und jedes Vergehen gegen dieſe als eine Verletzung ihrer Rechte betrachten.

Wer ein richtiges Ehrgefühl beſitzt, wird nur das für eine Kränkung ſeiner Ehre halten, was ihn wirklich der günſtigen Meynung, die man von ihm hatte, und die er zu bewahren wünſchte, beraubt, oder was die Vorzüge, wodurch er glänzen möchte, in einem hohen Grade verdächtig macht. Dieſes richtige Ehrgefühl aber wird erworben durch Bildung des moraliſchen Sinnes, durch aufgeklärte Begriffe über Ehre und Schande, durch vernünftige Schätzung der Vorzüge, wofür man Ehre verlange — und des Maßes, in welchem ihnen dieſelbe

gebührt, und durch die Herrſchaft eines geſunden Verſtandes.

3. Auch da, wo unſre Ehre wirklich angegriffen iſt, iſt es oft beſſer zu ſchweigen, als ſie zu vertheidigen. Rathſam iſt es, zu ſchweigen: wenn der Angriff auf unſre Ehre mehr in Anzüglichkeiten, Vermuthungen und dunkeln Hindeutungen, als in offenbaren und ausdrücklichen Erklärungen beſteht; jene mögen zwar oft empfindlicher ſeyn als dieſe, aber ſie laſſen doch nicht gut nähere Erörterungen zu, welche ohnehin mit manchen Unannehmlichkeiten pflegen verbunden zu ſeyn; oder, wenn jener Angriff zu deutlich das Gepräge der Leidenſchaft, des Haſſes oder der Feindſeligkeit trägt, als daß nicht jeder gleich wiſſen ſollte, wie er zu beurtheilen ſey; — oder, wenn er von Menſchen herrührt, die entweder zu ſtumpfſinnig, zu beſchränkt, oder ſelbſt zu verrufen ſind, als daß ihre Meynung ein ſonderliches Gewicht haben könnte; — oder, wenn die Beſchuldigung zu ungereimt iſt, und mit unſerm bekannten Charakter zu ſehr im Widerſpruche ſteht, als daß es der Mühe verlohnte, auf ſie Rückſicht zu nehmen; — oder wenn ſie am beſten durch Handlungen widerlegt werden kann.

Ueberhaupt iſt es am ſicherſten, in allen den Fällen zu ſchweigen, wo eine Verletzung unſrer Ehre unſerm pflichtmäßigen Wirken keinen Eintrag thut, und wo Schweigen die nachdrücklichſte Widerlegung iſt. Das Schweigen zeugt hier von einer großen und feſten, über die Angriffe der Kleinen erhabenen Seele. Aengſtliche Vertheidigung vermehrt den Verdacht; und oft hat der Angriff keine andre Abſicht, als die, den Angegriffenen zu reizen, daß er durch unbeſonnene Vertheidigung Blößen geben möge.

Was vollends die eigentliche Ehre, welche ſich auf Vorzüge bezieht, im Gegenſatze der Unbeſcholtenheit, betrifft: ſo iſt in Anſehung derſelben nicht wohl eine Vertheidigung möglich. Was ſoll ich dem entgegenſetzen, welcher Andre zu überreden ſucht, mein Rang, mein Vermögen oder meine Kenntniſſe ſeyen nicht ſo groß, als man glaube? Auch bedarf es hier der Vertheidigung weniger, als bey dem guten Namen; weil ſie ſich mehr von ſelbſt gibt, und die Sache nicht von der Wichtigkeit iſt.

4. Es gibt indeß doch Fälle, wo es allerdings Pflicht iſt, ſich zu vertheidigen; wenn nämlich eine Beſchuldi-

gung ſo wahrſcheinlich gemacht wird, daß man ihr leicht allgemein Glauben beymeſſen könnte; wenn ſie an Orten angebracht oder vernommen wird, wo man uns nicht kennt, wenn, z. B., jemand unter Fremden oder in einem öffentlichen Blatte verläumdet würde; wenn ſie, auch nur halb geglaubt, uns in unſerm Wirkungskreiſe Schaden zufügt, und zugleich wohl durch die That widerlegt werden kann; wenn ſie unſern moraliſchen Charakter ſo empfindlich angreift, daß es uns an allem ſittlichen Gefühle fehlen müßte, um dazu ſchweigen zu können.

Dann geſchehe aber die Vertheidigung mit der Ruhe und Würde, die der Unſchuld eigen ſind, und welche das Bewußtſeyn der gerechten Sache einflößt. Dann laſſe man die Augenblicke der gereizten Empfindlichkeit erſt vorüber gehen, und ſetze ſich durch Nachdenken in eine kaltblütige und beſonnene Verfaſſung des Gemüthes. Man vermeide jede Spur von Erbitterung. Man achte und ſchone auch im boshaften Beleidiger den Menſchen. Man ſtelle ſeine Sache in ihr natürliches Licht, ohne Beſchönigung und Ausfälle. Man bleibe überall der Wahrheit getreu, und ſinke nie zu gehäſſigen Inſinuationen und pöbelhaften

Schmähungen herab. Man zeige, daß man aus Pflichtliebe und nicht aus Selbſtſucht ſeine Ehre vertheidigt.

Oft mag der Spott unſre Sache führen, wenn die Beſchuldigung von der Art iſt, daß ſie am ſchicklichſten und nachdrücklichſten durch Spott abgewieſen werden kann. Beſſerte der Spott die Thoren nicht: dann würden ſie meiſt ungebeſſert bleiben. Nur ſey der Spott human und ohne Bitterkeit.

5. Kaum darf wohl noch erinnert werden, daß man, bey der Rettung ſeiner Ehre, alle Mittel zu vermeiden habe, welche dieſelbe nicht wirklich retten, ſondern höchſtens einen andern, vielleicht nicht einmal ehrenwehrten Vorzug, an die Stelle des beſtrittenen ſetzen. So wäre es, von dem Unſittlichen darin abgeſehen, baarer Unverſtand, wenn jemand ſeine gekränkte Ehre dadurch wieder herzuſtellen gedächte, daß er ſeinen Gegner mißhandelt oder ihn auf Leben und Tod heraus fordert; er könnte damit wohl beweiſen, daß er körperliche Stärke oder Muth beſitze, nicht aber jenen Makel tilgen; — oder wenn jemand, der in dem Rufe ſteht, eine ſchändliche That begangen zu haben, ſich durch Gefälli-

keit, Herablaſſung und Mildthätigkeit, durch Oſtentation ſeines großen Reichthums, oder durch Geltendmachen ſeiner ſchimmernden Talente, wieder bey denen, die ihn um jener That willen verachten, in Achtung ſetzen wollte. Damit möchte er ſich wohl auf eine andre Weiſe bedeutend machen; aber jene erſte Schande hörte nicht auf.

3.
Gebrauch der Ehre.

Die Ehre gibt uns Gewalt über die Menſchen. Sie iſt für den, welcher ſie beſitzt, nicht bloß ein Gut, ſondern auch Werkzeug und Hülfsmittel der Thätigkeit. Sie kann ſehr gemißbraucht, aber auch weiſe und wohlthätig gebraucht werden. Jenes zu verhüthen, und dieſes zu befördern, darauf iſt das Gebot der Pflicht gerichtet. Hier ſind vorzüglich drey Forderungen derſelben zu merken.

1. Ueberhebe dich deiner Ehre nicht. Du magſt es wohl fühlen, und dich deſſen freuen, wenn du geehrt biſt. Aber dieſes Gefühl ſoll kein übermäßiges und kein berauſchendes ſeyn. Es ſoll ſich mehr auf die Vollkommenheit, wodurch du Ehre verdienſt,

und auf den Einfluß, den ſie dir verſchafft, als auf den Beſitz der Ehre ſelbſt gründen. Du ſollſt es nicht vergeſſen, daß dir noch Vieles fehlt. Du ſollſt nicht aufhören, dich der Ehre noch immer mehr wehrt zu machen. Du darfſt nicht überſehen, daß in aller Ehre, die einem Menſchen widerfährt, immer Vieles iſt, was er nicht ſich ſelbſt, ſondern entweder den Gaben des Glückes, oder dem Scheine, oder den Vorurtheilen und der günſtigen Stimmung des Publicums verdankt, und daß ſelbſt der, welcher durch moraliſche Größe herrlich hervorragt, vielfach iſt unterſtützt worden von ſeinen Talenten, von ſeiner Erziehung und von ſeinem Schickſale. Stelle dir die Ehre, welche man dir erzeigt, nicht größer vor, als ſie iſt, und rechne dir nicht mehr davon an, als dir gebührt. Laß dich von der Ehre, welche dir zu Theil wird, nicht zum Uebermuthe verleiten. Erlaube dir, im Vertrauen auf die günſtige Meynung der Menſchen, nichts, was dir ſonſt nicht zuſteht. Mache in dieſem Vertrauen keine Anſprüche, wozu du nicht berechtigt biſt.

Wer ſich ſeiner Ehre überhebt, der iſt auf dem Wege ſie zu verlieren, theils durch Selbſtvernachläſſigung, theils durch unüberlegte Schritte.

2. Drücke niemand mit deinem Anſehen. Gib es niemand auf eine für ihn empfindliche Art zu verſtehen, du ſeyſt mehr als er. Schone vorzüglich den, der mit dir gleiche oder wohl gar höhere Anſprüche glaubte machen zu dürfen, aber vom Glücke weniger begünſtigt ward. Triumphire nicht über deinen beſiegten Nebenbuhler, und wenn man ihn verachtet, dann zeige du, daß er es nicht verdient, und ſtelle ſeine Vorzüge ins Licht. Laß Keinen die Abhängigkeit von dir fühlen; wenn er auch ſehr unbedeutend wäre, er iſt doch Menſch, und in ſo fern der Achtung wehrt. Demüthige Keinen. Sinne Keinem, in Kraft deines Anſehens, etwas Ungebührliches an. Trage deine Ehre nicht zur Schau, um diejenigen nicht zu betrüben, die auch gern geehrt ſind. Mache deine Ehre nicht überall geltend, wo Andre, welche weniger Gelegenheit dazu haben, die ihrige auch einmal geltend machen möchten. Der ehrenwehrte Mann verläugnet nie die Geſetze der Humanität.

3. Benutze, wo du kannſt, deine Ehre zum Beſten der Menſchheit und der Einzelnen. Vertheidige die Unſchuld, die man zertreten will, wenn deine Worte Nachdruck und Gewicht haben. Be-

ſchütze mit deinem Anſehen den Verlaſſenen. Setze dieſes Anſehen denen entgegen, die das Recht beugen wollen. Bekämpfe mit dieſem Anſehen Irrthümer und Mißbräuche. Verwende dieſes Anſehen für den, der der Hülfe bedarf. Sprich und handle mit dieſem Anſehen, wo eine nützliche Anſtalt zu gründen oder eine gute Sache durchzuſetzen iſt. Durch Zeugniſſe, Empfehlungen, Vermittelungen jeder Art, und vorzüglich durch ſein Beyſpiel kann der Geehrte nützen. Ehre verſchafft überall Einfluß. Durch dieſen Licht und Kraft, Wohlthätigkeit und Sittlichkeit, Freyheit und Würde zu verbreiten, das iſt das rühmliche Beſtreben des Tugendhaften — ein Beſtreben, wodurch er der Ehre erſt ganz wehrt wird, welche er beſitzt, und gerechtfertigt vor ſeinem Gewiſſen.

VII.

Moraliſches Betragen in Anſehung des Vermögens.

Unter dem Vermögen eines Menſchen verſtehen wir den Inbegriff deſſen, was er von den Dingen, die zum Unterhalte, zur Be-

quemlichkeit und zum frohen Genusse des Lebens gehören, besitzt. Wer viel Vermögen hat, kann nicht allein viel genießen; sondern er ist auch sicher, daß er noch lange werde genießen können; er gewinnt dadurch, weil Vermögen zu den Vorzügen gerechnet wird, Ansehen; und, da Alle nach Vermehrung des Vermögens trachten: so bekommt er diejenigen in seine Gewalt, die etwas von ihm hoffen.

Vermögen, welches jemand besitzt, ist ihm von der Gesellschaft, entweder nach einer unter ihr geltenden Regel, oder als Lohn seines Fleißes, zuerkannt. Da nun nach jener Regel nicht Alle gleich begünstigt sind, indem sie Verhältnisse annimmt, vermöge welcher dem Einen mehr, dem Andern weniger zufällt; da ferner nicht Alle gleichen Fleiß anwenden und nicht in derselben Sphäre wirken; da endlich der Fleiß sich nicht für Alle in gleichem Maße belohnt, und die natürliche Wirkung desselben durch mancherley Zufälle geschwächt oder aufgehoben wird: so können auch nicht Alle ein gleich großes Vermögen besitzen.

Die Verschiedenheit der Vermögensumstände ist eine unerlaßliche Bedingung des gesellschaftlichen Bestehens und ein vorzügliches

Beförderungsmittel einer vielſeitigen und in einander greifenden geſellſchaftlichen Thätigkeit. Wer nicht einmal dasjenige beſitzt, was zum nothwendigen Unterhalte des Lebens erfordert wird, heißt arm. Wer dieſen Unterhalt kaum beſtreiten kann, und noch auf die Befriedigung mancher natürlichen Bedürfniſſe reſigniren muß, iſt dürftig. Wer ohne Sorge und Einſchränkung anſtändig und bequem leben kann, den nennt man wohlhabend — reich aber denjenigen, der im Ueberfluſſe lebt, und alſo mehr beſitzt, als er, wenn er nicht verſchwenden will, zu verzehren vermag.

In einem wohlorganiſirten Staate ſoll jeder, der arbeiten will (und wer nicht will, ſoll nicht geduldet werden), auch ſo viel zu erwerben im Stande ſeyn, daß er nicht allein nicht zu darben brauche, ſondern auch durch Unglücksfälle nicht dahin gebracht werde, zu darben; wenigſtens ſoll in dieſem letzten Falle dafür geſorgt ſeyn, daß er nicht nöthig habe, von der Mildthätigkeit Andrer Gebrauch zu machen. Hier ſoll alſo kein Armer gefunden werden. Das Daſeyn der Armuth iſt ein unwiderſprechliches Zeugniß von der Immoralität einer Verfaſſung. Bis es indeß anders wird,

muß die Moral ihre Vorſchriften mit Rückſicht auf das Vorhandene ertheilen.

Der Verkehr des Lebens macht eine einfache Repräſentation des Vermögens nothwendig. Dieſe wird durch das **Geld** bewirkt. So viel Geld als jemand hat, auf ſo viel von dem, was zum Unterhalte und zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, kann er, nach Verhältniß des Geldwehrthes, Anſpruch machen. Das Geld hat an ſich keinen Wehrt; es hat ihn nur als Zeichen des Vermögens, und in wie fern es deſſen Stelle vertritt. Es iſt mit dem Vermögen einerley, weil man ſich durch daſſelbe jedes beliebige Vermögen verſchaffen kann.

Die Weisheitslehre hat in Anſehung des Vermögens in Betrachtung zu ziehen: **die Schätzung, den Erwerb, die Erhaltung und den Gebrauch deſſelben.**

1.

Schätzung des Vermögens.

Die Pflicht gebietet, das Leben zu erhalten, und zwar ſo anſtändig als möglich; dazu aber iſt Vermögen unentbehrlich. Sie gebietet auch, dahin zu trachten, daß dieſe Erhal-

tung durch unerwartete Zufälle nicht geſtört werde. Der Beſitz eines gröſsern Vermögens, als der tägliche Unterhalt fordert, ſtellt uns darin ſicher.

In beſondern Verhältniſſen trägt uns die Pflicht die Sorge für Andre auf. So lange es Dürftige gibt, verlangt ſie, daſs wir zur Unterſtützung derſelben beytragen. Sie befiehlt, daſs wir alle unſre Fähigkeiten ausbilden, uns Kenntniſſe verſchaffen, uns Einfluſs erwerben, und für das Wohl des Ganzen thätig ſeyen. Alles das kann um ſo beſſer beſorgt werden: je gröſser der Beſitz des Vermögens iſt, in welchem wir uns befinden.

Daher iſt eine angemeſſene Schätzung des Vermögens vernunftmäſsig, und gehört mit zur moraliſchen Weiſe des Lebens. Der Mangel derſelben oder die Gleichgültigkeit gegen das Vermögen zeugt immer von einer fehlerhaften Verfaſſung, entweder des Verſtandes oder des Herzens.

Die Gleichgültigkeit gegen das Vermögen iſt entweder eine leichtſinnige, oder eine unwiſſende, oder eine gelehrte, oder eine fromme, oder eine ſtolze, oder eine vornehme.

Der Leichtſinnige ſchätzt das Geld ge-

ring: weil er ſich auf die verhältnißmäßige Wichtigkeit menſchlicher Dinge nicht verſteht: weil er nichts hoch nimmt; weil er nur für den Augenblick lebt, und die Zukunft, ſo wie jede Angelegenheit, welche ihn nicht gerade jetzt beſchäfftigt, auf ſich beruhen und für ſich ſelbſt ſorgen läßt. Er ſchätzt das Geld nur in ſo fern, als er es gerade jetzt braucht, und mit dem gegenwärtigen Bedürfniſſe iſt ihm der ganze Wehrt desſelben erſchöpft.

Um das Geld recht zu ſchätzen, muß man genau wiſſen, wozu es brauchbar iſt, und in welchem Maße es zu dieſem oder jenem erfordert wird. Dieſe Kenntniß fehlt aber vielen Menſchen, die nicht in der Jugend dazu gewöhnt wurden, und deren Beſchäfftigung keinen ſonderlichen Verkehr mit dem Gelde herbeyführt. Sie wollen allerdings ihre Bedürfniſſe befriedigen, und es auch wohl bequem haben; aber ſie ſind unfähig zu bedenken, daß und in wie fern das Geld hierzu ein Mittel iſt. So entſteht die unwiſſende Gleichgültigkeit.

Die Umſtände, welche bey Andern das Geld leicht zur fixen Idee machen, fallen beym Gelehrten weg. Der Gelehrte hat ge-

wöhnlich ſeine Beſoldung, oder er bringt es doch ſelten im Erwerben über ein feſtgeſetztes Quantum. An das Reichwerden iſt bey ihm ſelten zu denken. Sein Geiſt hat alſo nicht viel Gelegenheit, Vorſtellungen, welche ſich auf das Geld beziehen, zu empfangen und zu unterhalten. Dagegen ſind in ihm andre Vorſtellungen viel lebhafter, — und noch dazu von der Art, daß ſie die Vorſtellung des Geldes leicht verdunkeln können. Dadurch ſinkt ihre Wirkung oft bis zum Unmerklichen herab; und es entwickelt ſich die gelehrte Gleichgültigkeit gegen das Geld, an welcher Selbſtvernachläſſigung und Unregelmäßigkeit in der Schätzung der Dinge zu tadeln iſt.

Die fromme Gleichgültigkeit gegen das Vermögen ſchätzt daſſelbe gering; entweder weil ſie es, als ein Zeitliches und Irdiſches, für etwas hält, wovon derjenige, welcher nach höhern Dingen trachtet, ſein Herz ganz abziehen müſſe; oder weil ſie in der unbedingten Weltverläugnung ſich einen Beweis von der Stärke des himmliſchen Sinnes geben will; oder weil die Stimmung und die Gefühle, in welchen der Fromme lebt, und eine unausſprechliche Seligkeit genießt, mit den Schätzen der Erde in gar keiner Berührung

ſtehen, und dieſes als etwas Entbehrliches und Gemeines erſcheinen laſſen.

Die ſtolze Gleichgültigkeit gegen das Vermögen findet ſich bey denen, welche, im wahren oder eingebildeten Beſitze andrer Vorzüge, dasſelbe glauben verachten zu dürfen. Gewöhnlich wollen ſie ſich durch dieſe Verachtung an den Launen des Glückes, das ihre Anſprüche ſo wenig bedacht hat, rächen, und das Gefühl dieſer Anſprüche bey ſich ſelbſt beleben. Indeß werden auch ſolche, die wirklich Vermögen beſitzen, die aber in andern Vorzügen mehr zu glänzen hoffen, leicht zu einer ſtolzen Gleichgültigkeit gegen das Vermögen geleitet. Menſchen, die einen hohen Rang haben oder ſich durch Verdienſte auszeichnen, zeigen oft dieſe Gleichgültigkeit. Nicht ſelten iſt es auch dieſer Stolz, was die gelehrte und die fromme Gleichgültigkeit hervorbringt.

Die vornehme Gleichgültigkeit gegen das Vermögen iſt denen eigen, welche für ſich genug haben, und dabey gewohnt ſind, den Wehrt des Geldes nur auf eigne Bedürfniſſe zu beziehen. Wer in Anſehung deſſen, wozu er Geld brauchen kann, mehr als geſichert iſt, der braucht eben auf Kleinigkeiten nicht zu ſehen, ſich das Zuſammenhalten und den weitern

Erwerb nicht ſehr angelegen ſeyn zu laſſen. Der Gedanke des Geldes wird für ihn leicht ſeine Wichtigkeit verlieren.

Wenn dieſe Stimmung in ſo fern etwas Edles an ſich hat, als ſie von einem liberalen und unbeengten Gemüthe zeugt: ſo iſt ſie doch in ſo fern fehlerhaft, als ſie den Wehrt des Geldes für moraliſche Zwecke verkennt. Wer daſſelbe in Anſehung ſeiner mit Gleichgültigkeit betrachten kann, der ſoll darum doch nicht gleichgültig ſeyn, weil er im Stande iſt, einen pflichtmäßigen Gebrauch davon zu machen, und das moraliſche Wirken, wie die menſchlichen Bedürfniſſe, worauf ſich das Vermögen bezieht, ins Unendliche geht.

Etwas ganz Andres iſt die weiſe Genügſamkeit, die ſich auf ein gewiſſes Maß des Beſitzes beſchränkt, und ſich um Vermehrung des Erworbenen wenig bekümmert, um deſto mehr auf die gute Verwendung zu denken.

Die Schätzung des Vermögens ſoll aber eine moraliſche ſeyn. Aus dieſer Forderung entſtehen drey einſchränkende Regeln:

1. Schätze das Geld als Mittel — nicht als Zweck. Geld hat an ſich keinen Wehrt; aller Wehrt kommt ihm daher,

daß man ſich für daſſelbe etwas Andres verſchaffen kann. Wenn man ſich indeß viel mit dem Gedanken des Geldes beſchäfftigt: ſo knüpft ſich die Vorſtellung ſeines Nutzens und der angenehmen Genüſſe, welche man ſich durch daſſelbe verſchaffen könnte, ſo feſt an dieſen Gedanken, daß ſie nicht allein von demſelben unzertrennlich wird, ſondern ſich zuletzt auch mit demſelben vermiſcht. Der Gedanke des Geldes wird ein angenehmer Gedanke, weil die Gefühle, welche jene Vorſtellung erweckt, auf ihn übertragen werden. So iſt es möglich, daß jemand das Geld um ſeiner ſelbſt willen ſchätze.

Dieſe Stimmung heißt: Geldliebe. Wer das Geld liebt, hat eine unmittelbare Zuneigung zu demſelben. Er ſieht das Geld gern. Er zählt es gern. Er denkt und fühlt ſich gern reich, entweder weil er an dem Gelde ein kindiſches Wohlgefallen erlangt hat, oder weil er ſich dabey allerley vorſpiegelt, was er wohl thun und genießen könnte, wenn er wollte.

2. Schätze das Geld aber nicht bloß als Mittel des ſinnlichen Genuſſes. Dies wäre noch gar nichts Sittliches, und würde dich verleiten, das Sittliche ganz aus den Augen zu laſſen. Wer den Ge-

nuß liebt, müßte ſehr unverſtändig ſeyn, wenn er gegen das Mittel deſſelben gleichgültig ſeyn wollte. Aber wer nichts will als Genuß, der verkennt das Höhere in ſeiner Natur, und ſchändet ſeine Würde. Wer das Geld nur als Mittel des Genuſſes kennt, wird von demſelben ſchwerlich einen ſittlichen Gebrauch machen.

Zwar ſoll das Geld auch mit Rückſicht auf den Genuß begehrt werden, aber nicht weil dieſer Genuß der Sinnlichkeit ſchmeichelt, ſondern weil die Vernunft ihn ihren Zwecken zuträglich findet. Die Schätzung des Geldes ſey keine eigennützige.

3. Schätze das Geld auch nicht zu ſehr. Vernünftige Weſen ſollen das moraliſche Geſetz zum Beſtimmungsgrunde ihrer Handlungen machen, ihr Begehren und ihr Thun ſoll demſelben nie widerſtreiten.

Es iſt übertriebene Schätzung des Geldes, wenn uns daſſelbe mehr gilt, als das Gewiſſen, wenn es Begierden erzeugt und zu Schritten verleitet, die mit der Rechtſchaffenheit des Herzens und des Lebens nicht beſtehen können.

Vernünftige Weſen ſollen in einer gewiſſen Unabhängigkeit von äußerlichen Dingen ihre Würde bewahren. Sie dürfen von denſelben nicht in einem ſo hohen Grade angezogen, noch

durch sie so sehr beunruhigt werden, daß sie darüber ihre Freyheit und Selbstständigkeit einbüßen, daß ihr Gesichtskreis dadurch verengt, ihre Stimmung dadurch getrübt, und ihr Wollen und Streben dadurch beschränkt wird. Sie sollen ihren Wehrt und ihr Glück nicht daran befestigen. Es ist übertriebene Geldliebe, wenn das geschieht.

Vernünftigen Wesen geziemt es, Allem seinen verhältnißmäßigen Wehrt zu ertheilen. Nun ist aber Geld nicht das einzige sinnliche Gut; der Genuß ist in gewisser Hinsicht über ihm, und in andrer steht er mit ihm in gleichem Range. Er ist über ihm, wenn man das Geld bloß als ein sinnliches Gut betrachtet. Dann ist jener um so viel besser denn dieses, als der Zweck besser ist denn das Mittel. Betrachtet man aber beyde als Mittel der moralischen Thätigkeit: so muß ihnen gleicher Rang zuerkannt werden. Die Schätzung des Geldes ist also übertrieben, wenn sie den Genuß entweder ganz verhindert, oder ihm doch engere Gränzen setzt als sich gebührt. Die Ehre steht als Mittel der Thätigkeit mit dem Gelde in gleichem, wo nicht in höherm Range. Ihrer Natur nach ist sie edler als das Geld, denn die Ehre der Achtung bezieht sich auf Vorzüge,

die an der Perſon haften; und auch die Ehre des Credits geht den Geiſt näher an, und ſetzt, um empfunden zu werden, mehr Bildung voraus als das Vermögen. Uebertrieben iſt daher die Schätzung des Geldes: wenn ſie uns gegen den Wehrt der Ehre verblendet; wenn ſie unſer Ehrgefühl abſtumpft; wenn ſie uns zu Schritten verleitet, welche gegen die Ehre ſind.

Ueberhaupt iſt die Schätzung des Geldes übertrieben, wenn ſie ſich den ausſchließenden Beſitz unſers Herzens anmaßt; wenn ſie richtigen Begriffen über den Wehrt der Dinge widerſtreitet, und das natürliche Gleichgewicht der Neigungen aufhebt.

Die übertriebene Schätzung des Geldes iſt Geiz. Der Geiz ſchätzt das Geld bloß ſinnlich — entweder als Zweck an ſich, oder als Mittel des Genuſſes. Mit dem Geize iſt daher immer entweder Geldliebe oder eigennützige Geldſchätzung gepaart, oder auch beyde zugleich. Wenn nämlich der Geiz aus eigennütziger Geldſchätzung entſteht: ſo nimmt er bald die Geldliebe in ſich auf. Bey dem, der das Geld als Mittel über alles ſchätzt, und ſich deßwegen viel mit ihm beſchäfftigt, wird es bald zur fixen Idee,

ſo daß er nun unmittelbares Wohlgefallen daran findet. Dadurch zeichnet ſich der Geiz faſt immer aus, daß er das Geld an ſich ſelbſt liebt, ob er ſich gleich oft dabey an der Vorſtellung des möglichen Genuſſes weiden mag. Nicht ſelten entſteht auch der Geiz aus der Beſorgniß, man werde nicht auskommen. Dies iſt vorzüglich da der Fall, wo er ſich als Kargheit und Knickerey äußert, wovon weiter unten die Rede ſeyn wird.

Man kann den Geiz, welcher das Geld an ſich liebt, den kindiſchen — denjenigen, welcher es als Mittel des ſinnlichen Genuſſes liebt, den wohllüſtigen — und denjenigen, welcher es aus Beſorgniß für die Zukunft übermäßig ſchätzt, den ängſtlichen nennen.

Die moraliſche Schätzung des Geldes kann nie in Geiz ausarten. Sie trägt ihr rechtes Maß in ſich ſelbſt. Das Princip, auf welches ſie ſich gründet, beſtimmt ihr auch ihre Gränzen.

Der Geiz iſt immer ein Beweis von einem beſchränkten Gemüthe; zeige ſich dies nun darin, daß er das Mittel mit dem Zwecke verwechſelt, oder darin, daß er ſinnlichen Genuß zu heftig begehrt, oder darin, daß er ſich zu leicht der Sorge dahin gibt.

Kräftige Menſchen, ſolche, die einen hellen vorurtheilsfreyen Verſtand beſitzen, und ſolche, die für groſse Zwecke leben, ſind nie geizig. Aber mürriſche Geſelligkeitshaſſer, finſtre Grübler, einſeitige Köpfe und kindiſch gewordene Alte incliniren ſehr zum Geize, ſo auch diejenigen, welchen es, bey der Flachheit ihres Charakters, oder bey der unthätigen Lage, worin ſie ſich befinden, an allem Andern fehlt, wofür ſie ſich lebhaft intereſſiren könnten.

Am häufigſten iſt der Geiz eine Folge der Erziehung und der Angewöhnung. Menſchen, die in ihrer Jugend nie Geld zu ſehen und zu verwalten bekamen, lernen ſchwerlich nachher den wahren Wehrt des Geldes recht kennen. Sie werden, ſo bald dasſelbe in ihre Gewalt kommt, entweder Verſchwender oder Geizhälſe; je nachdem ihr Gemüth mehr Neigung zum Genuſſe oder zum Beſitze des Mittels hat. Menſchen, die von Jugend auf das Geld unbedingt ſchätzen ſehen, denen übertriebene Begriffe von dem Wehrte desſelben früh eingeprägt wurden, werden ſich ſchwerlich von einer ſclaviſchen Anhänglichkeit frey erhalten oder los machen. Die, denen es gelingt, ſind entweder ſehr phlegmatiſche, oder ſehr gutmüthige, oder ſehr talent- und kraftvolle Men-

ſchen. Leicht entſteht der Geiz auch durch ſolche Berufsarbeiten, welche unmittelbar auf den Gelderwerb gerichtet ſind.

Hieraus laſſen ſich die drey vorzüglichſten Arten des Geizes, nämlich der gelehrte, der fromme und der kaufmänniſche Geiz erklären. Es ſcheint zwar ein Widerſpruch zu ſeyn, wenn vorhin von einer gelehrten und frommen Gleichgültigkeit gegen das Geld die Rede war, und jetzt ein gelehrter und ein frommer Geiz aufgeführt wird. Wenn indeß Gelehrſamkeit und Frömmigkeit, im Ganzen und in der Regel, jene Gleichgültigkeit erzeugen: ſo können ſie doch, unter beſondern Umſtänden, bey einer beſondern Beſchaffenheit des Temperamentes, und in beſondern Arten der Gelehrſamkeit und Frömmigkeit gerade das Gegentheil bewirken.

Der Gelehrte wird leicht geizig: wenn er mit einer beſchränkten Lage zu kämpfen hat; wenn er in einem trockenen Fache arbeitet, wobey Unbefangenheit des Geiſtes und vielſeitige Ausbildung nicht wohl möglich iſt, und wenn ſich damit eine hypochondriſche Stimmung verbindet. Pedantiſche Gelehrte ſind ſehr oft geizig. Der gelehrte Geiz iſt ängſtlich,

mehr kargend als habſüchtig — immer aber ſchmutzig.

Der Geiz der Bigoterie zeigt ſich am häufigſten bey alten Jungfern. Dieſelbe Urſache, die ſie bigot macht, macht ſie auch geizig. Sie ſtehen allein in der Welt. Die Welt hat keine Freuden mehr für ſie. Was ſie ihnen geben konnte, haben ſie genoſſen. Es bleibt ihnen nichts übrig, als ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen, um da mit dem Einen Auge nach den Schätzen des Himmels zu ſchauen, und mit dem andern die Schätze der Erde zu hüthen. Oder die bigote Frömmigkeit füllt ihr Herz nicht ganz aus, und gibt ihnen nicht hinlängliche Beſchäftigung, die ſie doch auch in der großen Welt nicht ſuchen dürfen; und da läßt ſich denn die Geldliebe noch am beſten aus dieſer mit in die Einſamkeit nehmen. Manche Fromme der bigoten Art werden dadurch geizig, daß ſie ſich Schätze ſammeln, um recht viele Liebeswerke zu verrichten, und dann über dem Sammeln nie zum Verrichten kommen können. Endlich iſt die ſolitäre Beſchäfftigung der Andächtler mit der Beſchäfftigung des Geizes ſo wohl an ſich, als in Anſehung der beſchränkten Gemüthsart, die ſich in beyden zu erkennen gibt, nahe ver-

wandt; und da bringt denn leicht das Eine das Andere hervor. Bigoterie führt zur Medisance, Medisance nährt den Neid, und der Neid will gern etwas vor Andern voraus haben. Der fromme Geiz ist von der mürrischen und keifenden Art, mehr geld- als genußliebend und ängstlich.

Der kaufmännische Geiz ist gewöhnlich ein Product der Erziehung und des Lebens, mehr gewinnsüchtig und genau, als kargend. Er weiß auch zur rechten Zeit groß zu thun und zu verschwenden. Da er sich auf die Gewohnheit gründet, das Geld als den wichtigsten Vorzug zu betrachten: so ist er fast immer mit Stolz verknüpft, woher ihm die Neigung zu glänzen und sich zu zeigen kommt. Nur in ganz jüdischen Seelen sinkt er zur schamlosen Knickerey herab; und dann ist er der schmutzigste, der sich denken läßt.

Sehr Vieles vereinigt sich, die moralische Schändlichkeit des Geizes darzuthun. Er lähmt alle edlern Kräfte. Er stumpft alle feinen Gefühle ab. Er macht mürrisch, verschlossen und hartherzig. Er verleitet zu vielen Ungerechtigkeiten. Er bringt Verschrobenheit des Kopfes hervor; er begünstigt Aberglauben und Vorurtheile, und legt der sittlichen Bil-

dung groſſe Hinderniſſe in den Weg. Das Leben wird durch ihn gänzlich verbittert, und aller frohe Muth geht verloren.

Die vorzüglichſten Heilmittel des Geizes ſind: geſunde Aufklärung des Verſtandes, richtige Begriffe und oft wiederholtes Nachdenken über den Wehrt des Geldes und die Beſtimmung des Lebens, freywillige Selbſtnöthigung zu Ausgaben, ſo wohl für den eignen Genuß, als zur Unterſtützung der Dürftigkeit, damit man das Süße von beyden ſchmecke, Umgang mit Menſchen, frohe Thätigkeit, und ein echt religiöſer Sinn, der, ohne Bigoterie, das Irdiſche in ſeinem Verhältniſſe zum Ewigen faßt.

2.

Erwerb des Vermögens.

Verdient das Vermögen unſre Schätzung: ſo folgt von ſelbſt, daß wir uns den Erwerb und die Vermehrung deſſelben ſollen angelegen ſeyn laſſen. Hierbey hat die Weisheitslehre zwey Fragen zu beantworten, nämlich: auf welchem Wege und auf welche Weiſe ſoll das Vermögen erworben werden? oder: welches ſind die ſittlichen Mittel, und welches iſt die ſittliche Beſchaffenheit des Erwerbes?

Auszuſchließen und zu verwerfen ſind alle Mittel des Erwerbes, wodurch die eigne Würde verletzt oder der nöthigen Rückſicht auf Andre zu nahe getreten wird.

Die eigne Würde wird verletzt durch ein Gewerbe, welches an ſich unſittlich oder ehrlos iſt; wie wenn jemand durch Verführung der Unſchuld, durch Beförderung des Laſters, durch Menſchenverrath und Spioniren ſeinen Unterhalt ſuchen wollte. Menſchen, in welchen noch einiges ſittliches Gefühl iſt, werden ſich, von der anderweitigen Strafbarkeit eines ſolchen Verfahrens abgeſehen, nie dazu erniedrigen können; da es auch durch öffentliche Verachtung gebrandmarkt iſt. Selbſt die größte Noth und die Ausſicht auf den reichſten Gewinn würden ſie nie dahin vermögen. Nur ſolche, die bis zum höchſten Grade der moraliſchen Stupidität herab geſunken ſind, ſind deſſen fähig, was in gleichem Grade die eigne Würde ſchändet und die größte Geringſchätzung der fremden verräth.

Die eigne Würde wird ferner verletzt durch das Annehmen von Geſchenken. Jedes Geſchenk hat etwas

Erniedrigendes für den Empfänger. Er geräth dadurch in eine gewiſſe Abhängigkeit von dem Geber, welcher ihn als ein Weſen betrachtet, das unter ihm ſteht, und ſeiner Gnade bedarf. Kein Menſch aber ſoll gegen den Andern gnädig ſeyn, und noch weniger ſich von Andern Gnade erweiſen laſſen. Wenn jeder Vernünftige gern den Unterſchied anerkennt, der aus der Verſchiedenheit der Stände und der Talente entſteht: ſo ſoll ihn dieſer doch nie demüthigen. Wer Geſchenke annimmt, gibt zu erkennen, daß ihm nach einem Beſitze gelüſte, den er durch eignes Verdienſt zu erwerben nicht im Stande iſt, und hebt die Güte des Andern über ſein Verdienſt empor. Das iſt aber gemeiner, knechtiſcher Sinn. Wer ſich ſelbſt achtet, verlangt nur das, was ihm gebührt.

Noch ſchimpflicher iſt es, um Geſchenke zu flehen, oder ſie gar zu erſchleichen. So lange freylich, nach einer vernunftwidrigen Ordnung der Dinge, noch immer die Armuth neben dem ſchwelgenden Reichthume hungert, wird es ſchwer ſeyn, das Erſte mit der Pflicht der Selbſterhaltung zu vereinigen; aber auf einen vernunftwidrigen Zuſtand der Dinge läßt ſich auch keine vollkommne Sitt-

lichkeit gründen. Immer wird indeß der Rechtliche lieber verhungern, als ſich, durch ſchimpfliche Erniedrigung, durch Kriecherey und ſolche Bitten, die die menſchliche Natur vor dem vornehmen Stolze wegwerfen, etwas erwerben. Das aber übertrifft an Schändlichkeit alles Andre, wenn jemand, durch Liſt, durch ſclaviſche Höflichkeit, durch heuchleriſche Gefälligkeit, durch ſchmeichelndes Lob deſſen, was nicht lobenswehrt iſt, und wohl eher Tadel verdiente, Geſchenke und Erbſchaften zu erſchleichen ſucht, wo tr deren nicht einmal bedarf. Hier muß die Geldliebe alles beßre Gefühl gänzlich vertilgt haben.

Was jemand, nach der eingeführten Ordnung, ohne ſein Verdienſt, zufließt, was er, z. B., ererbt, das hat er als eine Gabe des Glückes anzuſehen. Wenn er ſich desſelben nicht, als eines Zeichens eigner Wehrtloſigkeit, ſchämen will: ſo wird er es in ein Mittel der Thätigkeit verwandeln, und, durch erhöhte Anſtrengung, zu ſeinen rechtlichen Anſprüchen die ſittlichen hinzufügen müſſen.

Der nöthigen Rückſicht auf Andre wird zu nahe getreten in jeder Art des Erwerbes, wodurch wir uns

des fremden Gutes auf eine widerrechtliche Art bemächtigen. Dies kann geſchehen mit Gewalt, wenn wir diejenigen, welche von uns abhängen, vermöge dieſes Verhältniſſes, nöthigen, Forderungen zu erfüllen und Bedingungen einzugehen, welche ſie ſonſt nicht erfüllt haben und eingegangen ſeyn würden. Zur grauſamen Erpreſſung wird dieſes Verfahren, wenn es an Dürftigen verübt wird. Es kann auch geſchehen durch heimliche Entwendung, Unterſchlagung anvertrauter Gelder, Abläugnung gemachter Schuld, und Weigerung, ſie zu bezahlen, Zurückbehaltung deſſen, was man von Andern in Händen hat. Es kann endlich dadurch geſchehen, daß man die Einfalt oder die Unkenntniß eines Andern benutzt, um mehr von ihm zu erhalten, als man erhalten würde, wenn er mit der Natur der Sache hinlänglich bekannt wäre, welches Betragen mit dem Namen des Betruges bezeichnet iſt, wohin auch Verfälſchungen von Documenten und unrichtige Rechnungen gehören. Auf dieſe Weiſe bemächtigt man ſich nicht allein deſſen, was des Andern rechtmäßiges Eigenthum iſt, gegen ſeinen Willen: ſondern man übt auch eine höchſt ſchändliche Falſchheit, eine Maxime, die, wenn ſie allgemein

würde, allen Verkehr der Menſchen aufheben müßte.

Der nöthigen Rückſicht auf Andre wird ferner zu nahe getreten in demjenigen Erwerbe, welcher, ohne fremdes Recht zu verletzen, den Erwerb Andrer zu ſehr beſchränkt. Dies iſt der Charakter der Eigennützigkeit, Vermögen nur für ſich zu begehren, von Andern ſo viel an ſich zu bringen, als man kann, den eignen Vortheil überall dem fremden vorzuziehen, oder ihn gar auf fremden Schaden zu bauen. So handelt der, welcher ſeine Mitbewerber auf alle mögliche Weiſe zu verdunkeln ſucht, ſeine Waare marktſchreyeriſch ausbietet, und die fremde herabſetzt, und mehr Gewinn nimmt, als es dem verhältnißmäßigen Wehrte einer Sache oder einer Bemühung gegen andre Dinge angemeſſen iſt. Sein Beſtreben geht offenbar dahin, ſich auf fremde Koſten zu bereichern.

Zu den unrechtmäßigen Arten des Erwerbes iſt noch zu rechnen: der Erwerb durch das Spiel. Das Spiel ſoll nie als ein Erwerbmittel angeſehen werden, und kann es auch nicht, ohne daß man ſich ſelbſt oder Andre

Preis gibt. Der Gewinn des redlichen Spieles hängt vom Zufalle ab; vom Zufalle ſoll aber niemand ſein Wohl abhängig machen, welches er in ſeiner Hand hat. Das hieße, ſich ſeiner Freyheit und mithin ſeiner Würde begeben. Rechnen kann ich auf das, was mir meine Thätigkeit erwirbt; aber unſicher bleibt, was an den Ausgang eines Ereigniſſes geknüpft iſt. Es iſt nicht allein ungewiß, ob ich gewinne: ich kann auch verlieren, was ich beſitze. Soll ich beym Spiele meines Vortheils ſicher ſeyn: ſo muß ich mich auf den Betrug verlaſſen, welcher nicht allein die Rechte der Andern verletzt, ſondern ſie oft, durch die, im Verlieren, ſteigende Leidenſchaft, ganz zu Grunde richtet.

Bey ſolchen Spielen, wo es nicht ſo ſehr auf das Glück, als auf die Geſchicklichkeit des Spielers ankommt, könnte mich dieſe vielleicht decken; wenn ich mich derſelben in einem hohen Grade bewußt wäre. Aber auch hier iſt das Spiel, als Erwerbmittel betrachtet, unſittlich, weil, wenn es in die allgemeine Maxime aufgenommen würde, alle nützliche und verbeſſernde Thätigkeit aufhören müßte. Das Spiel iſt keine Arbeit. Arbeiten aber ſoll jeder, damit der Zweck der Menſchheit immer vollſtändiger erreicht werde. Das Spiel kann

denſelben gar nicht, oder doch nur ſehr unbedeutend, näher führen.

An Lotterieen wird der rechtliche Mann noch beſonders keinen Antheil nehmen; damit er nicht durch ſein Beyſpiel ein Unternehmen begünſtige, das für die niedern Volksklaſſen ſo anlockend und ſo verderblich iſt; damit er ſich, im Falle des Gewinnes, nicht vorzuwerfen habe, daß er vielleicht von dem Ruine Andrer erbeutet ſey; und damit er nicht die Maxime befördre, ohne Arbeit zu Vermögen und Wohlſtand zu gelangen.

Sonach wäre dann das einzige ſittliche Mittel, ſich Vermögen zu erwerben, rechtliche, kluge und unverdroſſene Thätigkeit in einem nützlichen Berufe — eine Thätigkeit, die niemand zu nahe tritt, die die Zeitumſtände vorſichtig benutzt, und aus dem Zuſammentreffen derſelben ſo viel Gewinn zu ziehen ſucht, als, ohne unbillige Behandlung Andrer, geſchehen kann — eine Thätigkeit, die ſich ſelbſt mehr verdanken will als dem Glücke, die es an Anſtrengung und Fleiß nicht fehlen läßt, und überall auf Dinge gerichtet iſt, welche der Menſchheit Heil bringen.

Es entſteht nun die zweyte Frage: wie

ſoll das Streben nach Vermögen beſchaffen ſeyn?

1. Es ſoll uns nicht zu ſehr beſchäfftigen. Es beſchäfftigt uns aber zu ſehr, wenn es ſich ausſchließend unſrer Zeit und unſrer Kräfte bemächtigt, oder wenn wir darüber andre Zwecke, die nicht weniger Wehrt haben, oder die uns gar wichtiger ſeyn ſollen, verſäumen. So beſchäfftigt das Streben nach Vermögen nicht nur diejenigen auf eine pflichtwidrige Art, die darüber die Kultur des Geiſtes und Herzens vergeſſen, die ſich nur zu denjenigen Arbeiten verſtehen, welche etwas einbringen, und den Grad ihrer Theilnahme und ihres Fleißes genau nach dieſem Einbringen beſtimmen; — ſondern auch diejenigen, die dem Erwerben alles Andre nachſetzen, ohne es eben ganz herabzuſetzen, die darüber zurückbleiben in Kenntniſſen, Verſtandesbildung und Sitten, die durch übermäßige Anſtrengungen Geſundheit und Kräfte zerſtören, die die vortheilhafte Meynung Andrer, das Glück der Freundſchaft und der Liebe Preis geben oder geringfügig behandeln, um deſto mehr und deſto beſſer erwerben zu können.

Der Weiſe würdigt jedes nach ſeinem wahren Wehrte, und widmet jedem ſo viel von

ſeiner Thätigkeit, als ihm, nach ſeinem wahren Wehrte, gebührt; weil er in allem vollkommen ſeyn will, vorzüglich aber in perſönlichen Eigenſchaften. Ein Thor nur kann das Einzelne Gut, mit Zurückſetzung aller andern, begehren, und das Geringere dem Größern, das Zufällige dem Weſentlichen, das Aeußere dem Perſönlichen vorziehen.

Nichts iſt daher ungereimter, als die unterlaſſene Sorge für den Geiſt damit zu entſchuldigen, daß man dazu keine Zeit habe, weil man reich werden will. Geſundheit und Leben ſind nicht allein die Bedingung des Genuſſes und Beſitzes aller andern Güter, ſondern auch des ſittlichen Wirkens; ſie dürfen nicht einmal dieſem, und noch weniger Einem von jenen aufgeopfert werden.

2. Das Streben nach Vermögen ſoll nicht leidenſchaftlich ſeyn. Es iſt aber leidenſchaftlich: wenn es das Gemüth heftig bewegt; wenn ſich alle Gedanken und Gefühle auf dasſelbe beziehen, und diejenigen, welche ſich nicht darauf beziehen, von denſelben verdrängt werden; wenn es uns in einer beſtändigen innern Spannung und Anſtrengung gefangen hält; wenn ungünſtige Umſtände uns ſchwere Sorgen verurſachen; wenn Verfehlun-

gen und Verluſte uns tief betrüben; wenn Ausſichten oder wirklicher Gewinn uns einer ausſchweifenden Freude hingeben; wenn ſich Neid und Eiferſucht gegen Mitbewerber oder ſolche, die uns dabey im Wege ſtehen, des Herzens bemächtigen. Das alles iſt unter der Würde des Menſchen. Er ſoll kein Sclave äußerer Dinge werden. Seine Ruhe ſoll nicht vom Zufälligen und Vergänglichen abhängen. Am wenigſten darf das Zufällige und Vergängliche ſeinen Geiſt verwirren, und das Gleichgewicht ſeines Innern ſtören. Auch das Maß, in welchem etwas begehrt wird, ſoll überall ruhige Vernunft beſtimmen, damit das ganze Leben hohe Weisheit beherrſche.

In dem übertriebenen und leidenſchaftlichen Streben nach Vermögen beſteht die Erwerbſucht — ein Fehler, der nicht allein allen Kräften eine, der Würde und Beſtimmung des Menſchen widerſprechende Richtung gibt, ſondern auch das Gemüth verdirbt, alle Grundſätze vernichtet, und die größte moraliſche Gleichgültigkeit erzeugt.

3. Dein Streben nach Vermögen ſey nicht zu ängſtlich und zu kleinlich. Sey nicht zu aufmerkſam auf die Vortheile, die du hier oder da an dich bringen

möchteſt. Wäge dieſe Vortheile nicht zu ſorgfältig gegen einander ab. Erhaſche nicht begierig jede Gelegenheit, etwas zu gewinnen. Fordre nicht von Allem Gewinn, wovon du ihn wohl erhalten könnteſt, damit man nicht von dir denke, dein ganzes inneres Leben ſey in die Vorſtellung des Geldes zuſammen geſchrumpft.

Es gibt Dienſte, die jeder umſonſt thut, der nicht in den Ruf eines ſchimpflichen Eigennutzes kommen will, weil es allgemein üblich iſt, daß ſie umſonſt geſchehen, und weil ſie uns von Andern unentgeltlich erwieſen werden. Es gibt Dienſte, welche zu leiſten das Verhältniß mit ſich bringt, in welchem wir zu Andern ſtehen, und welche ſich nur derjenige kann bezahlen laſſen, der auf alle Humanität Verzicht leiſtet. Es gibt Dienſte, welche viel zu klein ſind, als daß man etwas dafür fordern könnte, und die, wenn man dieſes wollte, doch viel zu wenig eintragen, als daß es der Mühe wehrt wäre, darauf aufmerkſam zu ſeyn.

Wer genau rechnet, hat nie ein weiſes Herz: wer auf das Kleinſte ſieht, dem fehlt gewöhnlich der Sinn für das Große. Das iſt der Charakter der Gewinnſucht. Sie bildet überall ſtumpfe, kalte, beſchränkte und ver-

ächtliche Seelen, und arbeitet kräftigſt darauf hin, den Geiſt aus aller Gemeinſchaft mit dem Edeln zu halten.

4. Auch diejenige Thätigkeit, welche den Erwerb des Vermögens bezweckt, ſey dieſem nicht ausſchlieſſend gewidmet. Der Erwerb iſt nicht der weſentliche und ewige Zweck der Thätigkeit. Thätigkeit ſoll im Weltall ſeyn, wenn auch Keiner darin des Gewinnes mehr bedarf. Thätigkeit ſoll ſich überall vereinigen zum Wohl des Ganzen, zur Verherrlichung menſchlicher Selbſtſtändigkeit und Würde. Und dieſe ſoll jeder im Auge haben bey ſeinem Wirken. Gemeingeiſt ſoll ihn beſeelen. Sein Verhältniß zum Ganzen ſoll die Triebfeder ſeines Thuns ſeyn, damit dieſes ein ſittliches werde.

Der Egoiſt denkt nur an ſich. Der Weiſe will zwar erwerben, weil er des Erwerbes nicht entbehren kann; aber er will auch nützen; und wo beyde Zwecke mit einander in Widerſpruch kommen, entſcheidet nicht Selbſtſucht, ſondern die Rückſicht auf das Wichtigere. Er gibt allen ſeinen Bemühungen die Richtung, daß, außer dem eignen Gewinn, noch ſonſt ſo viel Gutes als möglich bewirkt werde. Unſre Geſchäffte ſollen zugleich Bildung befördern; Ein-

ſichten vermehren, Kräfte üben, Fertigkeiten hervorbringen. Auch darauf ſoll bey der erwerbenden Thätigkeit Rückſicht genommen werden. Wer dieſes verſaumt, ſtrebt auf eine vernunftwidrige Art nach Vermögen. Mit hellem Blicke, mit freyer Umſicht, mit ungetheilter Kraft und mit regem Streben nach dem Vollkommenſten wirkt der Menſch, der dem Charakter der Menſchheit getreu bleibt. Das Laſtthier läßt ſich in das Joch der Geſchäffte ſpannen, und beugt ſich unter trägem Mechanismus.

5. Das Streben nach Vermögen ſoll ein genügſames ſeyn, d. h., wir ſollen uns gewöhnen zur Zufriedenheit mit dem, was uns für unſre Bemühungen zufällt, wir ſollen dieſen Bemühungen ihr gehöriges Ziel ſetzen, und nicht nach übermäßigen Reichthümern trachten. Uebermäßige Reichthümer des Einzelnen können mit einer vernünftigen Verfaſſung, worin Keiner Noth leidet, nur in wenigen Fällen beſtehen. So lange dieſe Verfaſſung noch nicht vorhanden iſt, behält der Reichthum ſeinen Wehrt; weil ſich mit demſelben der moraliſche Wirkungskreis des Menſchen vergrößert. Schätze anzuhäufen kann aber nur denen geſtattet werden, bey welchen

die Summe ihres Beſitzes auch die Summe ihrer künftigen Thätigkeit beſtimmt, die ſie zu großen Unternehmungen verwenden, welche der Welt bedeutenden Nutzen bringen und vielen Einzelnen Unterhalt geben.

Diejenigen hingegen, bey welchen dieſes nicht der Fall iſt, können, wenn ſie ſich das erworben haben, was ſie zu einem angenehmen und gemeinnützigen Leben bedürfen, etwas thun, das beſſer iſt, als auf die fernere Vermehrung ihrer Reichthümer bedacht zu ſeyn. Sie ſollen mehr auf die zweckmäßige Verwendung, auf die Bildung und Veredlung ihres Lebens, und auf diejenige Art der Thätigkeit denken, wodurch ſie ſich am meiſten um die Menſchheit verdient machen, welche gewöhnlich eine ganz andre iſt, als die, wozu der Vortheil anleitet. Eine höchſt unwürdige Habſucht aber verrathen die, welche auch jetzt noch, unbekümmert um das Edle und Rühmliche, bloß ihren unerſättlichen Begierden nachgehen.

3.

Erhaltung und Gebrauch des Vermögens.

Das Vermögen erhält ſeinen ſittlichen Wehrt erſt durch den Gebrauch, welchen

man von demſelben macht. Daſſelbe in zweckmäßiger Wirkſamkeit zu verwenden, iſt Befehl der Pflicht. Dazu iſt aber erforderlich, daß man es zu erhalten ſuche, und jede vermeidliche Beeinträchtigung, ſo wie alle unnütze Verſchleuderung verhüthe. Die Pflicht der Erhaltung und die des weiſen Gebrauches hängen genau zuſammen, und greifen überall in einander ein, weßwegen ſie auch in der Behandlung nicht wohl von einander getrennt werden können.

Die pflichtmäßige Erhaltung des Vermögens erfordert:

1. Kluge Vermeidung alles deſſen, wodurch uns Schaden zugefügt werden kann. Sey daher aufmerkſam auf die Umſtände, in welchen du dich befindeſt, die mit einem Unternehmen verbunden ſind, oder die doch leicht mit demſelben zuſammen treffen könnten; richte dein Betragen nach denſelben ein, und bedenke wohl, worauf du dich hier einlaſſen darfſt, was du abändern und umgehen mußt. Werde nicht ſorglos und unordentlich in deinen Geſchäfften; wobey mancherley Beeinträchtigungen unvermeidlich wären. Suche dein Vermögen in ſolche Beſitzthümer zu verwandeln, welche nicht leicht zer-

ſtört oder dir entriſſen werden. Sey behutſam im Unterbringen deines Geldes.

Unſichere Speculationen werden oft für den Reichen Pflicht, wenn dadurch ein Bedeutendes zu gewinnen, oder ein großer Nuzzen für die Welt zu bewirken iſt. Aber ſie dürfen nicht von der Art ſeyn, daß der unglückliche Ausgang dem Unternehmer wehe thut. Es iſt ein unverantwortlicher Leichtſinn, ſo viel zu wagen, daß man, mit dem Mißlingen, zugleich der Zertrümmerung ſeiner Glücksumſtände entgegen ſieht. Noch unverantwortlicher aber iſt derjenige Leichtſinn, welcher mehr, als zu wichtigern Ausgaben entbehrt werden kann, dem Spiele anvertraut, wo die Entſcheidung oft ganz dem Zufalle Preis gegeben iſt, und wo die Leidenſchaft, vom Unglücke erhizt, leicht zum Aeußerſten geführt wird.

Die pflichtmäßige Erhaltung des Vermögens erfordert 2. weiſe Beſchränkung in eignen Ausgaben. Die Maxime derſelben heißt Sparſamkeit.

Die Sparſamkeit verhüthet, im Allgemeinen, alle unnöthigen Ausgaben, d. h., alle ſolche Ausgaben, welche weder der Geſellſchaftszwang in den Verhältniſſen, in welchen wir leben, uns auflegt, noch ſonſt die Pflicht

erheiſcht, zum eignen Genuſſe oder zur Beförderung des Weltbeſtens, damit man immer im Stande bleibe, für das Letztere in einem ausgebreiteten Grade thätig zu ſeyn. Sie richtet aber auch, insbeſondre, alle Ausgaben, nach unſern Umſtänden, ſo ein, daß es uns nie an dem Erforderlichen fehlt.

In der letztern Hinſicht iſt die Sparſamkeit eine relative Tugend, und richtet ſich nach dem Maße des Vermögens, welches wir beſitzen. Für jeden hat ſie ein eignes Feld und eigne Gränzen. Was bey dem Einen zu viel iſt, kann bey dem Andern zu wenig ſeyn. Wenn nicht gegenwärtige Noth eine Ausnahme macht, ſoll jeder dahin ſehen, daß ſeine Ausgaben ihn nicht zurückbringen, daß er für außerordentliche Fälle etwas erübrige, daß er nicht künftighin in die Nothwendigkeit geſetzt werde, ſich mehr einzuſchränken, und daß die Eine Ausgabe, die vielleicht wichtiger und rühmlicher iſt, nicht neben der andern vergeſſen, ſondern überall das richtige Verhältniß beobachtet werde.

Die Sparſamkeit ſoll alſo, auf der Einen Seite, die Ausgaben mit dem Vermögenszuſtande, der Einnahme und den Pflichten, die eine gewiſſe Verwendung des Vermögens vor-

ſchreiben, in Uebereinſtimmung bringen; in ſo fern heißt ſie Wirthſchaftlichkeit. Sie ſoll auf der andern Seite dafür ſorgen, daß nichts unnöthiger Weiſe, und überall auf das vortheilhafteſte ausgegeben werde. Dahin gehört vorzüglich Benutzung der Gelegenheit und geſchickte Unterſcheidung des mehr oder minder Nöthigen. In ſo fern heißt ſie Haushältigkeit. Dieſe iſt aber mehr Pflicht für diejenigen, welche ein beſchränktes Vermögen oder Einkommen haben, als für die, welche des Zuſammenhaltens nicht ſo ſehr bedürfen. Dem Reichen geziemt eine edle Liberalität. Genaue Haushältigkeit erweckt gegen ihn leicht den Verdacht einer kleinlichen und ſchmutzigen Seele.

Uebrigens iſt die Haushälteigkeit eine Tugend, welche, auſſer dem guten Willen, noch eine eigne Geſchicklichkeit und Richtung des Geiſtes verlangt, die nur durch Uebung zu erwerben ſind.

Der Sparſamkeit ſteht entgegen die Verſchwendung. Ein Verſchwender iſt nicht allein wer ſein Vermögen auf eine ſinnloſe Art verſchleudert, ſondern auch wer mehr, als ſich mit ſeinen Umſtänden verträgt — oder für ein-

seine Zwecke und Bedürfnisse zu viel aufgibt, und daher andre zu sehr beschränken muß. Es lassen sich daher fünf Arten der Verschwendung unterscheiden, nämlich: die gedankenlose und absichtlose, die leichtsinnige, die üppige, die ehrgeizige und die gutmüthige.

Der gedankenlose Verschwender gibt sein Geld ohne Ueberlegung aus. Er kennt den Werth des Geldes — wenigstens nicht praktisch. Er überlegt in vorkommenden Fällen nicht, ob es auch rathsam sey, hier auszugeben. Er betrachtet das Ausgeben als eine Nebensache, und sucht sich, um nicht in anderweitigen Beschäftigungen gestört zu werden, auf die erste beste Art, welche oft die unklügste ist, davon los zu machen. Ohne daß ein besonderer Zweck ihn bestimmte, wirft er das Geld hin, als ob er es allein jetzt brauchte.

Mit ihm verwandt ist der leichtsinnige Verschwender. Auch er überlegt nicht, wie er von seinem Gelde den zweckmäßigsten Gebrauch machen könne, nicht — weil er den Werth des Geldes nicht kennt, sondern weil er gewohnt ist, dem Augenblicke zu leben. Er wirft sein Geld aber nicht weg. Er will

ſich Vergnügen dafür erkaufen. Aber er hat dabey nur das Gegenwärtige im Auge. Er folgt den jedesmaligen Eindrücken. Er kann ſich keine Luſt verſagen, und achtet es nicht, daß er bald drückenden Mangel leiden werde, wenn er nur jetzt ſeinen Trieb befriedigt. An Pflichten und vernünftige Abſichten beym Ausgeben denkt er nicht. Es iſt nicht immer ausſchließende Selbſtſucht, was ihn beſtimmt. Regungen des Mitgefühles, der Wunſch, ſich gefällig zu machen, Eitelkeit und Hang zur geſellſchaftlichen Fröhlichkeit leiten ihn eben ſo wohl als der eigne Genuß.

Die üppige Verſchwendung hat mehr dieſen im Auge. Für das Wohlleben ſcheint ſie alles zu beſitzen. An Sinnenkitzel und an Bequemlichkeit wird alles vergeudet. Nichts iſt ihr zu koſtbar, was dazu erfordert wird. Den Körper zu nähren und zu pflegen, und ihm angenehme Empfindungen zu verſchaffen, iſt ihr nicht bloß wichtigſte Angelegenheit, ſondern auch raffinirtes Studium. Sie iſt im höchſten Grade ſelbſtſüchtig, und daher oft bis zur Filzigkeit karg bey ſolchen Ausgaben, die die Ehre oder das Wohlwollen verlangt. Sie ſpricht ihre Unſittlichkeit weit ſtärker aus, als die gedankenloſe und leichtſin-

nige Verſchwendung; indem hier nur Schwäche zum Grunde liegt, welche ſich verbeſſern läßt, dort aber ein verkehrtes Princip, welches die Quelle aller Immoralität iſt. Der üppige Verſchwender iſt Egoiſt im höchſten Grade, und überdem ein verächtlicher Weichling, den ſeine Weiſe zu leben mit der Zeit aller Kraft und aller Fähigkeit zu nützen und etwas zu werden berauben muß. — Die ehrgeizige Verſchwendung kennt keine Gränzen in ſolchen Ausgaben, die Zeichen des Reichthumes, des Geſchmackes und der Standeshöhe ſind. Der ehrgeizige Verſchwender will glänzen und ſich bewundern laſſen. Alles, was er beſitzt und was ihn umgibt, ſoll koſtbar ſeyn, — nicht, daß es ihm mehr Genuß gebe, ſondern, damit man ihn darin anſtaune. Er iſt oft karg gegen ſich ſelbſt, knickerig in ſolchen Ausgaben, worin das Vornehmſeyn nicht geſucht wird, aber ſplendid, liberal, bis zum Scheine der gänzlichen Nichtachtung, wo er ſich bedeutend machen, Verbindlichkeiten gründen, und Schimmer um ſich her verbreiten kann. Für Genuß und Ehre etwas auszugeben, unterſagt die Pflicht nicht; nur dürfen dieſe Ausgaben andern, die ſie für wichtiger und nöthiger erkennt, nicht in den Weg treten.

Die gutmüthige Verſchwendung läßt ſich von geſelligen Neigungen, vom Triebe des Mitleidens, und auch wohl von der Eitelkeit zu übertriebenen Ausgaben zum Beſten Andrer verleiten. Der gutmüthige Verſchwender gibt: entweder weil ihn der Anblick des gegenwärtigen Elendes rührt; oder damit er des Jammerns und Klagens los werde; oder weil er der beſcheidenen und demüthigen Bitte nicht widerſtehen kann; oder weil die Schmeicheley ihn gewinnt und n[illegible] macht; oder weil die Larve des Betrügers ihn täuſcht. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß er ſein Geld auf eine unzweckmäßige Weiſe anwendet, daß er gibt, wo er nicht geben ſollte, und immer in größerm Maße, als er ſollte. Zum Beſten Andrer ſein Vermögen zu benutzen, iſt freylich Pflicht; aber es ſoll nicht aus Weichheit und Schwäche — es ſoll um der Pflicht willen, es ſoll mit vernünftiger Ueberlegung und im richtigen Verhältniſſe zu dem, was man ſonſt noch zu beſtreiten hat, geſchehen.

Jede Art der Verſchwendung iſt gegen die Würde des vernünftigen Weſens. Sie unterwirft den höhern Zweck dem niedern. Sie kann nicht allgemein werden, ohne bald das größte Elend überall zu verbreiten, die Quel-

len der Thätigkeit und des Frohsinnes zu verstopfen, und der Wohlfahrt des Ganzen Eintrag zu thun.

Der Verschwendung steht ein andrer Fehler entgegen, nämlich die übertriebene Sparsamkeit, die entweder Genauigkeit oder Kargheit ist.

Die Genauigkeit künstelt an allen einzelnen Ausgaben, und sucht sie, so viel als möglich, zu beschneiden. Der Genaue fürchtet überall, er gebe zu viel. Er schiebt auf so lange er kann, in der Hoffnung, er werde es noch wohlfeiler haben, und dringt herab auf das Aeußerste. In der Genauigkeit vermischt sich Geldliebe mit Aengstlichkeit und derjenigen Beschränktheit des Geistes, welche überall auf das Kleinste sieht. Sie verträgt sich nie mit Weite des Herzens und einer hohen Stimmung der Seele.

Die Kargheit sucht die Ausgaben selbst zu vermeiden. Sie ist entweder eine partielle oder eine totale. Mancher ist karg bey Ausgaben von gewisser Art, die er entweder für entbehrlich hält, oder auf die er keinen großen Werth legt, oder die mit seiner Haupt-

leidenſchaft nicht in Verbindung ſtehen; dagegen für dieſe äußerſt verſchwenderiſch. Mancher iſt aber auch karg in jeder Hinſicht. Alles Ausgeben iſt ihm verdrießlich; wenn es auch für Dinge geſchieht, die nothwendig oder ihm intereſſant ſind. Jedes Vergnügen, das er genoß, und alles, was er zur Unterſtützung Andrer beytrug, ärgert ihn hinterher, wenn er bedenkt, welch eine ſchöne Summe darauf gegangen ſey.

Die Kargheit iſt Folge entweder der übertriebenen Beſorgniß, man werde nicht auskommen, oder eines, durch Gewohnheit und Selbſttäuſchung erzeugten, unmittelbaren Wohlgefallens am Gelde. Die erſte iſt die ökonomiſche, die zweyte die kindiſche Kargheit. Der kindiſch Karge behält das, wovon er wohl weiß, daß er es bezahlen muß, ſo lange zurück als möglich, damit er in dem ſüßen Wahne bleibe, er beſitze es noch. Wenn die Kargheit ſich auf das Unentbehrliche erſtreckt, und ſich ängſtlich martert, dem zu entkommen: ſo heißt ſie Knickerey. Sinkt ſie bis zur Gefühlloſigkeit gegen alle Forderungen der Pflicht, der Ehre und der Humanität herab: ſo wird ſie Filzigkeit. Der Filz iſt ein ſchamloſer Menſch, und hat die menſch-

liche Würde bis auf die letzte Spur an ſich vertilgt.

Die Maxime, zur rechten Zeit, und im rechten Maße, zu geben, heißt: edle Liberalität. Sie wird tadelhaft, wenn Nichtachtung des Geldes oder Eitelkeit ihre Quelle iſt, wenn ſie von der Laune regiert wird, und ihre Gaben zur unrechten Zeit und am unrechten Orte verſchwendet. Die Freygebigkeit, die in großen Geſchenken glänzt, iſt ſelten rechter Art; weil der, welcher ſeiner Pflicht genügen will, ſelten große Geſchenke geben kann; weil ſie gewöhnlich an ſolche verwendet werden, die derſelben nicht bedürfen, oder weniger als Andre, oder an ſolche, die derſelben nicht werth ſind.

Die wahre Liberalität iſt durch richtige Begriffe von dem Werthe des Geldes beſtimmt, und beſteht in der Diſpoſition, dasſelbe, frey von aller ſclaviſchen Anhänglichkeit, dieſen Begriffen gemäß zu verwenden. Sie wird in ihren Aeußerungen jedes Mal von der Pflicht geleitet, und in ſo fern iſt ſie die Maxime, von ſeinem Gelde überall einen vernünftigen Gebrauch zu machen.

Welches iſt denn nun dieſer ver-

nünftige Gebrauch? Die Antwort auf dieſe Frage ergibt ſich aus der Erinnerung an die Bedürfniſſe, deren Befriedigung, und an die Zwecke, deren Realiſirung durch das Vermögen, allgemein gewollt werden muß, wenn Menſchenwürde anerkannt werden ſoll.

Ein ſolches Bedürfniß iſt, zuvörderſt, der eigne-Unterhalt. Dieſen zu beſorgen, iſt die Naturbeſtimmung des Vermögens: und der Gebrauch, der von demſelben dazu gemacht wird, geht jedem andern vor. Es iſt ſchändliche Niederträchtigkeit, ſich ſelbſt aus Sparſucht dasjenige abzukargen, was das Leben fordert. Es iſt mißverſtandene Frömmigkeit, welche ſich das Nothwendigſte verſagt, um Andern deſto mehr wohlzuthun. Gewöhnlich verſteckt ſich hinter dieſe ſchwache Weichherzigkeit oder Eitelkeit.

Wir ſollen uns unſern Unterhalt, vorzüglich ſo weit er unſer äußerliches und öffentliches Leben betrifft, auf eine anſtändige Art, d. h., ſo, wie es ſich für den Stand und für die Verhältniſſe, in welchen wir leben, ſchickt, beſorgen, weil das einmal zur Bedingung geworden iſt, unter welcher man bey den Menſchen etwas gilt, und ſich behauptet.

Auch das Bequeme und Angenehme dürfen

wir uns gewähren, wenn unſer Vermögen dazu hinreicht, und wenn wir es uns verſchaffen können, ohne andern Pflichten darüber zu nahe zu treten. Aber hier gibt es viele, die eher erfüllt ſeyn wollen. Wer es ſich jetzt bequem macht, und darüber einſt im Alter dürftig leben muß, der handelt wenigſtens thörigt. Daß der Eine es bequemer habe, als der Andre, das iſt allerdings in der Ordnung: denn die Bedürfniſſe, die Fähigkeiten, die Beſchäftigungen und die Umſtände der Menſchen ſind verſchieden. Wer ſeine Lebensweiſe gegen Beſchwerden abhärtete, der iſt, bey weniger Bequemlichkeit, eben ſo glücklich, als ein Andrer bey mehr Erleichterung. Aber nicht recht iſt es, daß jemand es bequem habe, während Andre wirklich darben. Wer arbeitet, ſoll auch leben können. Wenn er das nicht kann: ſo ruht auf jedem, der Ueberfluß beſitzt, die Pflicht, die Härte und Ungerechtigkeit des Schickſales zu vergüten; und es iſt pflichtwidrig, eher an Bequemlichkeit zu denken, als man wenigſtens ſeinen verhältnißmäßigen Theil zur Unterſtützung der Dürftigkeit beygetragen hat.

Hiernach iſt die Sittlichkeit des Luxus zu beurtheilen. Der Luxus iſt

derjenige Aufwand, welcher der Bequemlichkeit, dem Genuſſe und der Pracht gewidmet iſt. Er iſt an ſich der Pflicht nicht zuwider. Bürgerliche Verhältniſſe erheiſchen ihn. Für einen hohen Stand iſt eine gewiſſe Pracht ſchickliche Umgebung. Er befördert Künſte und Wiſſenſchaften. Er macht die geſellſchaftliche Thätigkeit mannichfaltiger und vielſeitiger. Er nährt den Erfindungsgeiſt. Er veredelt die Stoffe der Natur, und begründet die Oberherrſchaft des Freyen und Lebendigen über das Mechaniſche und Todte. Er verfeinert und verſchönert das Leben, und öffnet der Sittlichkeit eine weitere Sphäre.

Eine reiche und ſchimmernde Lebensweiſe dürfen ſich aber nur diejenigen erlauben, welche dazu im Stande ſind, ohne andern Pflichten, wie der Sorge für ſich, für die Seinigen und für die Zukunft, der Wohlthätigkeit und des allgemeinen Beſtens etwas abzubrechen. Der Luxus darf das nie verſchlingen, was der Pflicht gebührt. Eine wahre Peſt der Menſchheit iſt er, wenn er allgemein wird. Jeder ſoll daher verhüthen, daß ſein Beiſpiel dazu wirke. In Zeitaltern, wo der Luxus mit Gewalt um ſich greift, und in alle Stände dringt, ſollten diejenigen Vornehmen, welche, auch ohne

Aufwand, ihr Ansehen zu behaupten im Stande sind, dem verderblichen Geiste, durch Frugalität und Simplicität, entgegen arbeiten. Sehr würden sie dann dazu beytragen, die gröſten und traurigſten Uebel der Geſellſchaft entfernt zu halten.

Leicht gewinnt der Luxus auch einen unglücklichen Einfluß auf das Herz. In dieſer Hinſicht iſt Wachſamkeit über uns ſelbſt nöthig, daß er die Sinnlichkeit nicht zu ſehr erhitze, das ſittliche Gefühl nicht abſtumpfe, uns hart gegen Andre und unempfindlich gegen menſchliches Elend mache.

Der Weiſe wird endlich darauf ſehen, daß ſein Aufwand nicht geſchmacklos ſey, und Geſchmackloſigkeit begünſtige, vielmehr überall den guten Geſchmack und veredelte Sitten befördere.

Das Vermögen ſoll, zweytens, angewendet werden zur Unterſtützung der Armuth. Daß dies ſich zunächſt an den eignen Unterhalt anſchließe, und allem Andern vorgehe, iſt ſchon vorhin bemerkt.

Armuth iſt ein trauriges Uebel. Der Arme muß oft des Nothwendigſten entbehren, und die Seinigen mit leiden ſehen. Der Arme kämpft mit ſchweren Sorgen; oft bietet

ſein Herz; oft fehlt ihm aller Muth zu derjenigen Thätigkeit, die jedes Menſchen Beſtimmung iſt. Sein Schickſal iſt in fremde Gewalt gethan; er fühlt ſich oft niedergedrückt und zertreten. Schon das iſt ſehr beugend, ſich von Andern Wohlthaten erzeigen zu laſſen. Der Zuſtand des Armen ſteht in dem ſchreiendſten Widerſpruche mit der menſchlichen Würde, und iſt bedenklich für ſeine Sittlichkeit. Ein niedriges und faſt ſclaviſches Leben führt zu niedrigen und ſclaviſchen Geſinnungen; Verachtung, die man von Andern erfährt, leicht zur Selbſtverachtung. Dem Armen wird gewöhnlich eine ſchlechte Erziehung zu Theil. Die Menſchheit kann ſich in ihm nicht entwickeln. überall umgibt ihn Rohheit, und dringt ſich ihm auf. Seine Lage iſt verſuchungsvoll, und es wird eine ſeltene Stärke erfordert, um dem Reize vieler böſen Neigungen hier zu widerſtehen.

Gleichwohl iſt Menſchheit auch im Armen. Was kann ausgemachter ſeyn, als der Wille der Vernunft, daß ihm geholfen werde? Ihn ohne Hülfe zu laſſen, oder ihn mit einer kärglichen Gabe abzuſpeiſen, iſt die ſchnödeſte Verachtung der Menſchheit. Jeder ſoll zur Unterſtützung der Armuth wenigſtens ſo viel beyſ

tragen, daß, wenn Alle nach Verhältniß ihrer Umſtände dasſelbe thäten, alle Noth geſtillt wäre; und da möchte, bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge, leicht eine eben ſo große Summe erforderlich ſeyn, als auf das Vergnügen verwendet wird. Moraliſch unrechtmäßig iſt jeder Beſitz, von welchem dieſer Abzug nicht freywillig unternommen wird.

Die Maxime, der Noth der Armuth pflichtmäßig abzuhelfen, heißt: Mildthätigkeit. Sie iſt zuſammengeſetzt aus dem natürlichen Triebe des Mitleidens und der moraliſchen Achtung gegen die Würde des vernünftigen Weſens. Der Mildthätige nimmt den Zuſtand des Unglücklichen zu Herzen; er gibt in jedem Falle ſo viel, als gerade in dieſem Falle von ihm verlangt werden kann. Er gibt gern und bereitwillig, mit zarter Schonung des Bedürftigen in der Art ſeines Gebens. Er wartet nicht, bis man ihn auffordert. Wo er Elend weiß, da eilt er zu helfen, und am liebſten iſt es ihm, wenn es im Stillen geſchehen kann, daß ſelbſt der Arme ſeinen Wohlthäter nicht erfährt.

Die Vernunft gebietet Weisheit im Geben: daß man ſich nicht, durch Uebertreibung, der Mittel, ferner zu helfen und auch Andre zu

unterſtützen, beraube; daß man am wenigſten verſchwenderiſch ſey gegen ſolche, die der Hülfe gar nicht oder nur in geringerm Grade bedürfen, oder die ſich derſelben durch ihr Betragen unfähig und unwürdig machen; daß man nicht Leichtſinn, Arbeitsſcheue und Liederlichkeit unterſtütze. Darum iſt aber derjenige, der durch eigne Schuld unglücklich wurde, nicht abzuweiſen; wenn Hoffnung da iſt, daß er ſich beſſere. Auch berechtigt uns der ſchlechte Charakter eines Menſchen nicht, ihn ſeinem Elende zu überlaſſen. Dem Sterblichen gebührt es nicht, den Andern zu richten; und oft hat die bedrängte Lage eines Menſchen zu ſeiner ſittlichen Verſchlimmerung ſehr viel beygetragen.

Die Vernunft verlangt, man ſolle ſeine Gaben ſo einrichten, daß nicht allein dem gegenwärtigen Uebel abgeholfen, ſondern auch die ganze Wohlfahrt des Dürftigen, ſo viel als möglich, befördert werde. Wo das geſchieht: da geht die Mildthätigkeit in Wohlthätigkeit über. Der Wohlthätige ſetzt den Dürftigen lieber in den Stand, ſich ſelbſt das Nothwendige zu verſchaffen, als er ihm dieſes unmittelbar darreicht, wenn auch das Erſtere ihm mehr koſtete; weil er dadurch zugleich für die Zukunft ſorgt, im Erniedrig-

ten Selbſtgefühl weckt, und, mit ſeinem ganzen Zuſtande, ſeinen Charakter verbeſſert.

Der Wohlthätige ſorgt nicht bloß für die Verpflegung, ſondern auch für die Bildung der Dürftigkeit. Er iſt deßwegen vorzüglich thätig, ſolche Anſtalten zu gründen und zu befördern, wodurch die Armuth im Ganzen, und alſo jeder Einzelne im richtigen Verhältniſſe, unterſtützt, zugleich unter Aufſicht genommen, zur Arbeit angehalten und beſchäfftigt wird. Wo ſolche Anſtalten ſind, da zieht er dieſelben jeder Art der unmittelbaren Unterſtützung vor, wenn er gleich dabey das Süße des Wohlthuns und das Erfreuliche der Dankbarkeit weniger empfinden ſollte; weil der vernünftige Zweck des Gebens dabey ſicherer erreicht wird, welcher kein andrer iſt, als daß die geſunkene oder verachtete Menſchheit im Menſchen wieder geehrt werde.

Auf die Unterſtützung der Armuth folgt die Beförderung heilſamer Inſtitute; und das iſt das Dritte, wozu das Vermögen verwendet werden ſoll. Heilſame Inſtitute ſind Vorkehrungen jeder Art, welche dem öffentlichen und Privatwohl gewidmet ſind, welche Sicherheit des Eigenthums und der Ehre, Ruhe und Ordnung, nützliche Thätigkeit und

gute Sitten, Bequemlichkeit und bürgerlichen Wohlſtand, Aufklärung und Tugend bewirken ſollen. Vorzüglich gehören hierhin die kirchlichen Anſtalten, wovon religiöſe Sittlichkeit mit ihren geſegneten und weit verbreiteten Folgen — und die Bildungsſtätten der Jugend, wovon das phyſiſche und geiſtige Heil der anwachſenden Generation ausgeht. Für den Zweck der Menſchheit ſoll jeder thätig ſeyn, mit ſeinen Kräften, wie mit ſeinem Vermögen. Wie kann aber beſſer und mehr im Ganzen auf denſelben hingewirkt werden, als durch ſolche Inſtitute? Wer ſich vom Mitwirken an denſelben ausſchließt, der zeigt eine höchſt unſittliche Gleichgültigkeit gegen die Würde der Vernünftigen.

Das Vierte, wozu das Vermögen verwendet werden ſoll, iſt die Belohnung des Verdienſtes. Das Verdienſt kann mit Recht auf Belohnung Anſpruch machen; aber ſie wird ihm ſelten zu Theil. Wer durch Kräfte des Geiſtes, durch Talent, Kunſt, Wiſſen, durch Größe des Herzens, oder herrliche Thaten über Andre hervorragt, dem gebührt auch äußerliche Auszeichnung; und es iſt Widerſinn und Laune des Glückes, wenn ihm dieſe nicht zu Theil ward. Vielleicht wird der groſe

Mann den Glanz verſchmähen, den ihm die Schätze der Erde geben könnten, und im Staube der Dürftigkeit ſeine Größe glücklicher fühlen. Aber berechtigt das den Reichern, der Ungerechtigkeit des Schickſales unthätig zuzuſehen? Würde jener ſich nicht noch herrlicher bilden, und noch mehr leiſten, wenn er zu beydem mehr Vermögen beſäße? Drückt nicht unvertilgbare Schande das Zeitalter, das ſeine ehrenwehrten Menſchen verhungern läßt? und ſoll nicht jeder thun, was er kann, dieſe Schande von ſeinem Zeitalter abzuwenden? Gibt es nicht immer Viele, die, während der wahrhaft große Menſch Kraft und Muth aus ſich ſelbſt ſchöpft, des äußern Reizes bedürfen, um ſich hervorzuthun? Wird man ſich nicht um die Welt verdient machen, wenn dieſe von der ſichern Ausſicht auf Anerkennung und Belohnung befeuert werden? und trifft nicht jeden, der hier wirken konnte, der Vorwurf mit, wenn im Gegentheile die Ausſicht auf ein kümmerliches, freudenloſes Leben ſie zurück ſchreckt?

Endlich ſoll auch das Vermögen angewendet werden zum eignen Genuſſe; freylich nur ſo weit, als es mit den übrigen Rückſichten beſtehen kann. Was hierüber noch

weiter zu ſagen wäre, gehört unter die folgende Rubrik.

IX.

Moraliſches Betragen in Anſehung des Vergnügens.

Zum Vergnügen gehören alle diejenigen Thätigkeiten, welche angenehme Empfindungen hervorbringen ſollen. Das Vergnügen ſteht der eigentlichen Arbeit entgegen. Arbeit erfordert Anſtrengung; das Vergnügen ſoll Genuß geben. Arbeit ſoll das Leben in ſeiner Würde, Vergnügen ſoll es in ſeiner Fröhlichkeit darſtellen. Der Charakter der Arbeit iſt Ernſt; das Vergnügen iſt Spiel. Aber darum widerſtreitet das Vergnügen der Würde und dem Ernſte nicht. Das Vergnügen iſt eine eben ſo weſentliche Tendenz der menſchlichen Natur als die Thätigkeit. Wer es unterſagen wollte, müßte dieſer Natur Gewalt anthun, und ihre Einheit zerſtören. Auch im Vergnügen läßt ſich ſchöne Menſchlichkeit zeigen, wenn es mit Wohlwollen gepaart — und geordnet wird zu einem harmoniſchen Ganzen.

Vergnügen iſt Bedürfniß, als Mittel, die abgeſpannten Kräfte zu ſtärken, und zu neuer Thätigkeit geſchickt zu machen. Das Vergnügen ſoll verhindern, daß die Arbeit der Geſundheit nicht nachtheilig werde. Es ſoll Heiterkeit des Geiſtes bewirken, die, unter immerwährenden Anſtrengungen, Sorgen und Verdrießlichkeiten, ſo leicht verloren geht, und doch zu einer glücklichen Fortſetzung aller Geſchäffte ſo unentbehrlich iſt. Es ſoll Luſt am Leben erhalten, wenn uns im gewöhnlichen Kreiſe ſeine trüben Schatten überall begegnen. Ueberdem kann das weiſe genoſſene Vergnügen ſehr viel zur Bildung und Veredlung des Geiſtes beytragen, die Mittheilung der Gedanken erleichtern, den Geſchmack verfeinern, geſellige Meynungen, Offenherzigkeit, Aufrichtigkeit, Beſcheidenheit und gute Sitten befördern.

Die Weisheit, weit entfernt, das Vergnügen zu verbieten, muntert vielmehr ſelbſt dazu auf, lehrt daſſelbe richtig ſchätzen, und will nur dasjenige verhüthen, was der Würde und dem Rechte zuwider iſt.

Der Vergnügenshaß macht den Menſchen einſeitig, verdroſſen, finſter, ungeſellig, gibt dem Charakter eine gewiſſe Steifigkeit, Unbeugſamkeit und Härte, welche

aller ſittlichen Bildung widerſtrebt, befördert viele ſchädlichen Leidenſchaften, und verleitet zu mancherley Ungerechtigkeiten gegen die Menſchen.

Er iſt oft die Folge einer überwiegenden natürlichen oder von Erziehung und Gewohnheit mitgetheilten Neigung zum Ernſthaften, und dann am erſten zu verzeihen; obgleich zu tadeln bleibt, daß die Natur nicht vollſtändig ausgebildet wird. Menſchen von einem ausgezeichneten Verſtande oder von großem Thätigkeitstriebe haben ſelten viel Sinn für das Vergnügen. Oft entſteht der Vergnügenshaß aus einem mürriſchen Weſen, welches im Temperamente und in Nervenſchwäche ſeinen Grund haben kann, und auch das iſt Unvollkommenheit. Bey Vielen entſpringt er aus dem Uebermaße im Genuſſe; wodurch theils ihre Empfänglichkeit für das Vergnügen geſchwächt worden, theils das Vergnügen ſelbſt ſeinen Reiz verloren hat; und nicht ſelten bis zum Ekel verleidet iſt. Bey Andern bringt ungemeſſene Selbſtſucht, Abneigung gegen die Menſchen, Eitelkeit, die ſich überall gekränkt ſieht, Stolz; der überall die Beſchämung ſeiner Anmaßungen

fürchten muß, dieſen Vergnügenshaß hervor, und dann kann über ſeine Unſittlichkeit gar keine Frage ſeyn. Am ſchändlichſten iſt er da, wo er in geheimen Ausſchweifungen ſeinen Grund hat, die man den Augen der Welt entziehen muß, und bey welchen man den Genuß der Welt entbehrlich findet. Mitleiden verdient er, wenn ein, durch Temperament, große Anſtrengungen und erduldete ſchwere Schickſale erzeugter Trübſinn ſeine Quelle iſt.

Der übertriebene Hang zum Vergnügen heißt: Vergnügungsſucht. Dem Vergnügungsſüchtigen iſt das Vergnügen nicht mehr Mittel der Erheiterung zum fernern Wirken, ſondern wichtigſte Angelegenheit, wo nicht gar einziger Zweck des Lebens. Er will ſtäts genießen; er will jeden Augenblick mit Genuß ausfüllen; er will immer neue Vergnügungen haben. Ohne Vergnügen ſchleicht ihm die Zeit langſam und traurig dahin, wird er ſich ſelbſt zur drückenden Laſt.

Vergnügungsſucht iſt die Folge eines ſehr traurigen Mißverhältniſſes im Gemüthe, einer ſchimpflichen Oberherrſchaft der Sinnlichkeit. Sie würdigt den Menſchen immer tiefer herab, macht ihn weichlicher, verdroſſener

und unfähiger, ſo wohl etwas Nützliches zu wirken, als aus ſich ſelbſt etwas zu bilden. Der Vergnügungsſüchtige iſt für ſeine Beſtimmung und für die Pflicht verloren. Er wird auch immer unfähiger zu genießen, und verliert alle Empfänglichkeit für Heiterkeit der Seele und ſtillen Frohſinn. Seine Leidenſchaft gibt ihn allen Gefahren Preis, welche mit dem Vergnügen für Geſundheit, Vermögen, Sittlichkeit und Ruhe des Herzens verbunden ſind.

Sie zu mäßigen, durch freywillige Selbſtentſagung, durch freywilliges Selbſtanhalten zur Stille, zur Arbeit und zum Nachdenken, durch Sammlung und Belebung richtiger Begriffe über den Wehrt der Dinge, ihre Flüchtigkeit und die Beſtimmung des Lebens, bleibt wichtige Pflicht für jeden, der dieſen Hang in ſich findet.

Nimmt die Vergnügungsſucht die Richtung, daß ſie, durch Mannichfaltigkeit und Abwechſelung in den Vergnügungen, die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, das ernſte Nachdenken, die Erinnerung an Pflicht und Beſtimmung verhindern will: ſo heißt ſie Zerſtreuungsſucht; und dann iſt ſie vorzüglich gefährlich. Der Zerſtreuungsſüchtige ſucht

ſich zu betäuben, und gewöhnlich gelingt es ihm bis zur gänzlichen Zerſtörung des Edlern in der menſchlichen Natur.

Die möglichen Vergnügungen ſind von mancherley Art. Sieht man auf ihre Quelle: ſo ſind zu unterſcheiden geiſtige, ſinnliche und gemiſchte. Zu den geiſtigen gehören alle, welche aus der Beſchäfftigung des Verſtandes, der Phantaſie und der innern Empfindungen entſtehen, wie das Vergnügen des Nachdenkens, der Naturbetrachtung, der Kunſtbeſchauung, der freundſchaftlichen Mittheilung, des Umganges mit guten Menſchen, der Andacht und der treu erfüllten Pflichten. Sinnliche Vergnügungen ſind diejenigen, welche aus Eindrücken auf das ſinnliche Lebensgefühl und aus der Befriedigung ſinnlicher Begierden hervorgehen, wie die Vergnügungen des Gaumens, der Bewegung, der befriedigten Eitelkeit u. ſ. w. Die meiſten Vergnügungen ſind gemiſcht, ſo daß in ihnen das Gefühl körperlicher und geiſtiger Luſt zuſammenfließt, wie das Vergnügen des Tanzes, der als Bewegung und auch als Darſtellung ſchöner Formen ergötzt — das Spiel, welches zugleich den Geiſt beſchäfftigt, und den Eigennutz ſpannt — das Schauſpiel, welches den äſthetiſchen Sinn unterhält,

mancherley Rührungen des Herzens aufregt, und mit mancherley Reiz für die Sinne verbunden iſt — das Vergnügen eines frohen Mahles, bey welchem ſinnlicher Genuß, geiſtige Unterhaltung und ein fröhliches Ideenſpiel in einander greifen.

Außerdem laſſen ſich die Vergnügungen in Beziehung auf Andre, die daran Theil nehmen oder nicht, eintheilen in einſame, welche wir allein oder an der Hand der Freundſchaft genießen, in häusliche, welche wir im Kreiſe der Unſrigen und weniger Vertrauten empfinden, wobey vorzüglich die ſympathetiſchen Neigungen des Herzens thätig ſind, und zu mancherley ſchönen Ergüſſen Veranlaſſung geben — und in öffentliche, die wir in den größern Kreiſen der Welt antreffen.

Endlich laſſen ſich die Vergnügungen auch noch eintheilen in ſtille, welche Frohſinn und Heiterkeit, und in rauſchende, welche Luſtigkeit, ſtarke oder erhebende Gefühle bezwecken.

In Anſehung des Vergnügens hat die Weisheitslehre vier Fragen zu beantworten: wann dürfen wir Vergnügen genießen? welche Vergnügungen ſind er-

laubt? wie ſollen wir unſre Vergnügungen auswählen und anordnen? und auf welche Weiſe ſollen wir dieſelben genießen?

1. Wann dürfen wir Vergnügungen genießen?

Das Vergnügen ſoll Erholung ſeyn. Wer der Erholung nicht bedarf, kann auch keine gerechten Anſprüche auf daſſelbe machen. Erholung bezieht ſich auf angeſtrengte Thätigkeit, welche vorherging. Thätigkeit muß uns nicht allein des Vergnügens wehrt, ſondern auch zum Genuſſe desſelben geſchickt machen. Unthätigkeit iſt an ſich ein unſittlicher Zuſtand, bey welchem daher von Sittlichkeit des Vergnügens gar nicht einmal die Rede ſeyn kann. So ernſtlich iſt der Wille der Natur, daß der Menſch arbeiten ſoll, gemeynt, daß ohne Arbeit das Vergnügen ſeinen Geſchmack verliert, daß es denen, die ihm immer nachgehen, ſo gar am Ende ekelhaft wird. Wie das Vergnügen Erquickung nach der Arbeit iſt: ſo iſt Arbeit wieder die Würze des Vergnügens. Das Vergnügen ſoll deßwegen nicht eher genoſſen werden, als bis es uns Bedürfniß ward. Thätigkeit ſoll uns in ſeine Arme führen, damit es das erſte

Leben mit den ſanften Blumen der Fröhlichkeit ſchmücke.

Es iſt daher auch Unrecht, ſich dem Vergnügen hinzugeben, wo das Tagewerk noch nicht vollbracht iſt, oder wo noch Geſchäffte warten, die keinen Aufſchub leiden; es ſey denn, daß gänzliche Erſchöpfung die weitere Anſtrengung unmöglich, oder für die Geſundheit gefährlich mache. Zum Genuſſe des Vergnügens gehört Ruhe im Innern. Wer etwas mitbringt, was ihn mit Beſorgniſſen und ängſtlichen Gedanken erfüllt, der kann nicht recht froh ſeyn, ihn wird das ausgeſuchteſte Vergnügen nicht ſtärken. Werden wir dieſe Ruhe haben, wenn uns unaufhörlich etwas einfällt, was hätte geſchehen ſollen, und nicht geſchah, und nun zu einer andern Zeit geſchehen muß, wo es ſchon um Vieles erſchwert iſt? Was wird uns, auf der andern Seite, mehr den vollen Genuß des Vergnügens gewähren, und dieſen Genuß mehr verſchönern, als der frohe Rückblick auf das vollbrachte Werk, als das ſüße Gefühl, daß man das Vergnügen zur Belohnung empfange?

Es verſteht ſich hiernach ſchon von ſelbſt, daß man dem Vergnügen nicht die

beſten Stunden des Tages, d. h., diejenigen, in welchen man zur Thätigkeit am meiſten aufgelegt iſt, widmen müſſe. Dem Vergnügen gibt man ſich leicht hin; aber die Thätigkeit iſt oft mühſam, und läßt ſich in manchen Augenblicken mit der größten Anſtrengung nicht erzwingen. Da iſt es denn allerdings vernünftig, ſich zu zerſtreuen. Gewöhnlich entſteht eine ſolche Verſtimmung aus Disharmonie der Kräfte, die eine Folge einſeitiger Richtung iſt. Nichts kann in dieſem Falle heilſamer ſeyn, als das Vergnügen, welches den Geiſt aus ſeiner Feſſel erlöſt, ihn durch eine Menge leichter und verſchiedenartiger Ideen wieder in das Gleichgewicht bringt, und durch die heitre Verfaſſung, welche es in der Seele erzeugt, mehrſeitige Richtungen der Kräfte erleichtert.

2. Welche Vergnügungen ſind erlaubt?

Nicht alle Arten des Vergnügens, die jemand wohl wählen möchte, können erlaubt ſeyn. Luſt entſteht oft aus ſolchen Thätigkeiten, welche die Pflicht unterſagt, und aus der Theilnahme an ſolchen Dingen, an welchen der Weiſe keinen Theil nehmen ſoll. Ein Vergnügen, das man für erlaubt erklären kann,

darf weder mit unſrer ſittlichen Würde, noch mit unſrer Ehre, noch mit unſerm Stande, noch mit unſern Vermögensumſtänden in Widerſpruch ſtehen, es darf unſrer Geſundheit und unſrer Tugend nicht gefährlich – und es muß wahres Vergnügen, wahre Erholung ſeyn.

Mit unſrer ſittlichen Würde ſtehen in Widerſpruch alle Vergnügungen, welche aus unſittlichen Handlungen entſpringen, und welche nicht eine unſittliche Richtung nehmen. Nur auf Koſten der ſittlichen Würde kann man ſich alſo die Vergnügungen erlauben, welche die Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken, laſterhafte Wohlluſt, bittrer Spott über Andre oder über ehrwürdige Dinge gewähren. Nicht weniger verwerflich ſind in dieſer Hinſicht diejenigen Vergnügungen, wobey unſittliche Handlungen begangen werden, wenn man auch ſelbſt keinen thätigen Antheil daran nimmt, wie das Vergnügen an gefährlichen oder verächtlichen Künſten. Man gibt ſchon durch die paſſive Theilnahme eine gewiſſe Billigung zu erkennen, und hilft dieſelben erhalten und befördern. Dem Tugendhaften ſoll das Schlechte nie Freude machen, und am wenigſten ſoll er

dazu mitwirken, daß es ferner beſtehe. Meiden wird er daher auch diejenigen Vergnügungen, welche leicht zu unſittlichen und ſchädlichen Unordnungen führen können, wenn ſie gleich an ſich ſelbſt noch nicht unſittlich und ſchädlich ſind, damit er nicht dazu mit Veranlaſſung gebe. Dahin gehören alle wilden und ausſchweifenden Vergnügungen. Wer ſittliche Würde achtet, der wird dieſelbe auch überall gern anerkannt ſehen, und die Schuld der Herabſetzung derſelben nie, auch nur zum Theil, auf ſich kommen laſſen.

Die Ehre iſt wichtiger als das Vergnügen. Quellen des Vergnügens fließen überall. Wir können mancherley Genüſſe verſchmähen, und doch noch mehr übrig behalten, als zum frohen Leben gehört. Aber ein Flecken, der an der Ehre haftet, verdunkelt dieſe ganz und gar. Gegen unſre Ehre aber ſind alle Vergnügungen, die einen ſchlechten Geſchmack, einen gemeinen pöbelhaften Sinn verrathen, und bey welchen verächtliche Sitten gezeigt werden. Der Mann, dem ſeine Ehre lieb iſt, darf kein Wohlgefallen zeigen an läppiſchen Gebräuchen, an poſſenhaften Aufzügen, an kindiſchen Veranſtaltungen, an den Gaukeleyen des Marktſchreyers, ſo wie an Allem, was nur den

Abergläubigen, den Unwiſſenden, den beſchränkten Kopf, den eitel Neugierigen und den übel Gezogenen ergötzen kann.

Sehr genau hängt der Geſchmack des Menſchen mit ſeiner Ehre zuſammen. Vom Geſchmacke ſchließt man leicht auf den Rang, den Verſtand und die Sittlichkeit; und in ſehr vielen Fällen nicht mit Unrecht. Wem daran gelegen iſt, für einen aufgeklärten, hochgeſinnten Mann zu gelten, und in eine höhere Klaſſe geſetzt zu werden, der wird ſehr vorſichtig ſeyn müſſen in der Wahl ſeiner Vergnügungen.

Die Würde ſeines Standes ſoll jeder behaupten; weil davon, zu einem bedeutenden Theile, ſein Einfluß abhängt. Sie wird aber, mehr als durch die äußern Zeichen desſelben, durch Vornehmthun, ſtolzes Herabſehen und eine glänzende Lebensart, behauptet durch ein, dieſem Stande überall angemeſſenes Betragen, durch Vermeidung alles deſſen, was auf dieſen Stand den Schein des Gemeinen und Verächtlichen fallen läßt. Wer ſich vom Pöbel unterſcheiden will, darf ſeine Sitten nicht annehmen. Wer ſich in einer gewiſſen Höhe halten muß über der Menge, darf ſich nicht in die Zuſammenkünfte derſelben miſchen. Wer das Vorurtheil vorzüglicher

Bildung zu unterhalten hat, darf die Vergnügungen; welche man den Ungebildeten hingehen läßt, nicht genießen.

Je mehr jemand seinen Stand auszuzeichnen, und für denselben Achtung zu erwerben wünscht: desto kleiner wird die Anzahl der Vergnügungen, die er sich erlauben darf. Je mehr die Wirksamkeit seines Standes von der Achtung abhängt, worin er steht: desto sorgfältiger hat er sich zu hüthen, daß er diese Achtung durch nichts schwäche, was ihn gemein macht.

Auch die Vermögensumstände müssen in Anschlag gebracht werden, wenn untersucht werden soll, ob man sich ein Vergnügen erlauben dürfe oder nicht. Kein Vergnügen darf uns so viel kosten, daß es uns in Verlegenheit setzt, daß es uns mit Sorgen beschwert, daß es uns und den Unsrigen Mangel zuzieht, daß wir um seinetwillen die Ausgaben, welche der eigne Unterhalt, die Unterstützung der Dürftigkeit, die Beförderung wohlthätiger Anstalten erheischen, einschränken müssen. Der Reiche darf manches genießen, was der bloß Wohlhabende entbehren muß, wenn er nicht ein unsittliches Mißver-

hältniß in die Verwendung ſeines Geldes bringen will.

Ein jeder hat hier für ſich auszumitteln, wie viel ihm, nach genauer Erwägung ſeiner übrigen Pflichten, für das Vergnügen übrig bleibe. Selbſt für den Reichſten kann manches Vergnügen zu koſtſpielig ſeyn, wenn er überall ſeiner Pflicht genügen will.

Nichts aber iſt gefährlicher für das eigne Wohl und zerrüttender für die öffentliche Ordnung, als das eitle Hinaufdrängen zu der Lebensweiſe der Großen, und das unbeſonnene Beſtreben, durch eine koſtbare Aufführung, mehr zu ſcheinen als man iſt. Sorgfältig hat man ſich daher auch vor ſolchen Vergnügungen zu hüthen, bey welchen man weiterhin verleitet wird, mehr zu thun als man ſich Anfangs vorgenommen hatte, und als mit einer klugen Oekonomie beſtehen kann.

Vorzüglich verdient noch beherzigt zu werden, ob ein Vergnügen nicht gefährlich ſey für Geſundheit und Unſchuld. Viele unſrer geſelligen Vergnügungen ſind offenbar dazu geeignet, die Geſundheit zu zerrütten, die Blüthe des Körpers zu zerſtören, und den Keim großer und unheilbarer Uebel zu erzeugen. Dahin gehören nicht allein die-

jenigen, welche durch zu heftige Anſtrengung, durch Erhitzung und Erkältung ſchaden, ſondern auch diejenigen, welche den Körper lange in einer unnatürlichen Lage halten, und diejenigen, welche Leidenſchaften erzeugen, die verderblich auf den Körper wirken. Ein Vergnügen, das unſre Geſundheit vergiftet, macht uns nicht bloß zu nützlicher und pflichtmäßiger Geſchäfftigkeit, ſondern auch zum fernern freyen Genuſſe unfähig.

Eben ſo viel Aufmerkſamkeit verdient die Unſchuld des Herzens. Das gefährliche Vergnügen iſt in dieſer Rückſicht eben ſo tadelhaft als das unſittliche: denn Unſittliches geht aus ihm leicht hervor, und niemand ſteht ſo feſt, daß er für ſich bürgen könne in den Augenblicken der berauſchten Freude, des beglückten Leichtſinnes, des wallenden Blutes und der gereizten Begierde.

Zu meiden iſt daher jedes Vergnügen, das den Verſtand benebelt, das Gewiſſen beſchwichtigt, die Sinne entflammt, die Phantaſie mit unreinen Bildern anfüllt, um die Thorheit ein ſchönes Gewand wirft, und dem Laſter täuſchende Entſchuldigungen anbietet. Ein jeder hat hier ſeine ſchwachen Seiten zu erforſchen, was — und wie ihm etwas gefährlich werden

könne, auszumitteln, und darnach zu entſcheiden, weſſen er ſich zu enthalten habe. Was dem Einen ſehr gefährlich iſt, iſt es nicht dem Andern, der ſtärker — oder gegen dieſen Reiz beſſer gerüſtet iſt. Und was ſich umgekehrt der Eine unbedenklich erlauben darf, hat ein Andrer zu vermeiden, weil es ihn gerade in gefährliche Lagen verſetzt.

Beſſer iſt es, ſich hier zu viel als zu wenig zu verſagen. Selten kann man der Meynung, welche man von ſich ſelbſt hägt, recht trauen. Faſt immer miſcht ſich einige Parteylichkeit hinein; und wenn man auch noch ſo ſicher zu ſeyn glaubt, ſo kann man doch fallen.

Der Tugendhafte wird ſich ſogar, damit er nicht durch ſein Beyſpiel ſchade, denjenigen Vergnügungen entziehen, die für die Sittlichkeit der Meiſten gefährlich ſind, wenn er auch für ſich nichts davon zu fürchten hat.

Endlich muß das Vergnügen, dem wir uns hingeben, wirklich Erholung, Abſpannung und Erfriſchung des Gemüthes ſeyn. Was den Körper oder den Geiſt ſehr anſtrengt, was ermüdet, ſtatt zu ſtärken, mag in einer andern Hinſicht angeprieſen werden: dem Zwecke des Vergnügens entſpricht es nicht. Was Andern — aber nicht uns Ver-

gnügen gewähret, iſt auch nicht als ſolches zu ſuchen. Nur ein Thor kann ſolchen Vergnügungsarten nachgehen, die ihm lange Weile verurſachen, die ihn mit einem ſteifen Ceremoniell und mit leeren Trivialitäten martern. Sich ſelbſt — nicht die Menſchen klagt er an, wenn er von ihnen verſtimmter und mühſeliger zurückkehrt, als er zu ihnen hinkam. Die Menſchen ergötzen ſich nach ihrem Geſchmacke und nach ihrer Weiſe. Wer die Narren nicht beſſern kann, der ſuche auch bey ihnen ſein Heil nicht.

3. Wie ſoll man ſeine Vergnügungen wählen und anordnen?

Auch dann, wenn man die unerlaubten Vergnügungen abgeſondert hat, bleibt noch eine große Menge übrig, welche der Weiſe genießen kann. Es fragt ſich, ob nicht unter dieſen wieder eine Wahl zu treffen, und das Eine dem Andern vorzuziehen ſey. Allerdings verdient Ein Vergnügen vor dem andern den Vorzug; je nachdem es, ſeiner Natur nach, edler, oder der Bildung des Lebens zuträglicher, oder dem Zwecke des Vergnügens überhaupt angemeſſener iſt.

Ein Vergnügen iſt um ſo edler: je ge-

nauer es mit der höchſten Würde und Beſtimmung des Lebens zuſammenhängt; je unvermiſchter es aus den edelſten Fähigkeiten, Trieben und Eigenſchaften der menſchlichen Natur herfließt; je näher es mit dem Wahren, Schönen und Guten verwandt iſt; und je edler die Kräfte ſind, aus welchen es entſpringt. In dieſer Hinſicht ſind die Vergnügungen des Geiſtes den Vergnügungen der Sinne, und unter dieſen diejenigen, welche die feinern Organe afficiren, denen vorzuziehen, welche bloß auf den gröbern körperlichen Lebenstrieb wirken. Am höchſten ſind alſo zu ſchätzen die Freuden der Religion und der Tugend. Ihnen folgen die Vergnügungen des Denkens und des Geſchmackes; dieſen die Vergnügungen der Sympathie, des Wohlwollens und der Zärtlichkeit u. ſ. w.

Ein Vergnügen iſt der Bildung des Lebens zuträglicher als andre; wenn es zu körperlichen oder geiſtigen Fertigkeiten mehr gewöhnt; wenn es den Kreis unſrer Kenntniſſe mehr erweitert, den Geſchmack oder das ſittliche Gefühl mehr verfeinert; wenn es die guten Neigungen des Herzens mehr befördert, und die Ausübung gewiſſer Tugenden erleichtert; wenn es ſich beſſer mit der Ausübung al-

ler Pflichten verträgt, und zur Erfüllung derselben Lust, Kraft und Muth gibt; und wenn der Genuß desselben den geselligen Verkehr der Menschen überhaupt mehr verschönert und veredelt.

Gewiß verdient dieser Vorzug, bey der richtigen Schätzung der Vergnügungen, in Anschlag gebracht zu werden. Bildung des Lebens ist eine große und ernsthafte Aufgabe. Nichts darf uns gleichgültig seyn, was dieselbe befördert. Und was sonst unsrer Schätzung wehrt ist, ist ihrer um so mehr wehrt, wenn es hierzu mitwirkt.

Der Zweck des Vergnügens in einzelnen Fällen ist Erholung und Stärkung, im Ganzen aber, ein, so viel als möglich, froher Genuß des Lebens, eine Heiterkeit, die, als Stimmung, das Herz erfüllt, und von da aus sich über das ganze Leben verbreitet. Diesem Zwecke ist ein Vergnügen um so angemessener: je wohlfeiler, je besonnener, je erquickender und je dauerhafter es ist.

Das wohlfeile Vergnügen kann man sich leichter und öfter verschaffen als das kostbare. Man wird im Genusse desselben nicht durch den Gedanken an das, was man

dafür hingeben mußte, gestört. Dagegen ist es für den Guten ein süßer Gedanke, daß viele Andre hier mit ihm genießen können.

Das **besonnene Vergnügen** verträgt sich besser mit jeder Stimmung; es gewährt mehr Vor- und Nachgenuß, und wird inniger und tiefer empfunden.

Das **erquickende Vergnügen**, das die Seele still hebt und stärkt, trägt mehr zu einer glücklichen Verfassung derselben bey, als das rauschende, das nur für einzelne Augenblicke eine hohe Spannung bewirkt, und nachher eine desto größere Erschlaffung zurück läßt.

Damit das Leben im Ganzen heiter und fröhlich werde, ist auch darauf zu sehen, daß das Vergnügen dauerhaft, an keinen Wechsel der Umstände gebunden sey, daß es uns so oft und in so verschiedenen Stimmungen ergötze, als wir uns ihm hingeben.

Nach denselben Grundsätzen, wornach der Weise seine Vergnügungen wählt, wird er dieselben auch **anordnen**. Wenn er den edlern, bildendern, wohlfeilern, besonnenern, erquickendern und dauerhaftern Vergnügungen den Vorzug gibt: so wird er darum die andern nicht ganz verschmähen. Er wird überall auf Zeit, Ort und Gelegenheit Rücksicht nehmen,

und alles so in Verbindung setzen, daß das Leben dadurch im Ganzen möglichst veredelt, gebildet und beglückt, daß Sittlichkeit, Vollkommenheit und dauerhafte Zufriedenheit dadurch gefördert werden.

4. Wie sollen wir das Vergnügen genießen?

Auch das schuldloseste und edelste Vergnügen kann, durch Unvorsichtigkeit im Genusse, schädlich und unsittlich werden. Es ist daher noch zu untersuchen, wie dieser Genuß einzurichten sey, daß er mit unsrer Würde bestehe, daß er unsrer Glückseligkeit nicht schade, und daß er den moralischen Zweck des Vergnügens am sichersten und meisten befördere.

Hier ist nun, vor allen Dingen, Mäßigung zu empfehlen. Wir dürfen kein Vergnügen zu oft, zu anhaltend und mit zu großer Hingebung genießen. Kein Vergnügen darf uns zur Leidenschaft werden, uns zu viel Zeit wegnehmen, und uns zu heftig angreifen. Jedes Vergnügen muß seine Zeit, seine abgemessenen Stunden und seinen bestimmten Grad haben, über welchen hinaus wir den Genuß desselben nie kommen lassen. Das alles ist sorgfältig abzumessen, nach unsern Pflichten, nach unserm Vermögen, nach unsrer physischen

Conſtitution und nach unſern ſittlichen Bedürfniſſen.

Unmäßigkeit im Genuſſe des Vergnügens verträgt ſich nicht mit der Selbſtſtändigkeit eines vernünftigen Weſens; ſie macht weichlich, üppig und unfähig zu ernſthaften Beſchäfftigungen; ſie verleidet das Vergnügen ſelbſt; ſie vermindert ſeinen Reiz, und ſchwächt unſre Empfänglichkeit für dasſelbe. Sie erzeugt körperliche und geiſtige Schwäche, Leerheit und Ueberdruß, oft traurige Zerrüttungen des Körpers und des Geiſtes. Sie ſtumpft das ſittliche Gefühl ab. Sie hebt das natürliche Gleichgewicht der Neigungen auf. Sie regt heftige Leidenſchaften an, und verſchlingt, da ſie immer weiter führt, den irdiſchen Wohlſtand. Sie macht es unmöglich, des Lebens wahrhaft froh zu werden.

Zweytens, ſollen wir, im Genuſſe des Vergnügens, Beſonnenheit und Herrſchaft über uns ſelbſt bewahren. Beſonnenheit iſt der Charakter der Vernünftigkeit; und dieſer darf nicht verläugnet werden. Wir behaupten aber Beſonnenheit, wenn wir das Vergnügen nie zur Betäubung und Selbſtvergeſſenheit ſteigen laſſen.

Ein Zuſtand, in welchem man ſich ſeiner

ſelbſt, ſeiner Zwecke und Grundſätze nicht mehr bewußt, und des vollen Gebrauches ſeines Verſtandes beraubt iſt, verträgt ſich nicht mit der Würde des Menſchen; er ſetzt die Menſchheit der Thierheit gleich, und begünſtigt Ausſchweifungen aller Art. Erſt dann, wenn er uns berauſcht, wird der Genuß des Vergnügens unſrer Tugend und unſrer Gemüthsruhe recht gefährlich. Die Leidenſchaften wachen, und ſteigen — bis zum Wahnſinn, das Gewiſſen ſchläft, alle Vorſätze und Bewegungsgründe haben ihre Kraft verloren. Es bedarf da nur eines geringen Reizes, um uns zum Aeußerſten zu führen.

Der Beſonnene vergißt ſich nie. Er bewacht ſein Herz. Er beobachtet alle Veränderungen ſeines innern Zuſtandes. Er bemerkt alle Eindrücke, welche ſein Gemüth aufnimmt, und unterſcheidet leicht das Unbedenkliche vom Schädlichen. Ihm ſind ſeine Pflichten, ſeine Beſtimmung und ſeine höhern Bedürfniſſe immer gegenwärtig, und er läßt es nie zu etwas kommen, was dieſem entgegen wäre. Er hat ſich Grundſätze gebildet, und hält ſie immer vor Augen. Selbſtbeherrſchung gibt ihm dann die nöthige Stärke, ſie zu befolgen. Selbſtbeherrſchung ſetzt ihn in den Stand, nie

das gehörige Maß zu überſchreiten, zur rechten Zeit abzubrechen, und dem Genuſſe jeden Augenblick zu entſagen, wenn nothwendige Geſchäffte die Unterbrechung desſelben verlangen.

Um dieſe Beſonnenheit und Selbſtbeherrſchung zu behaupten, iſt es nöthig, oft, ſowohl vor als nach dem Genuſſe des Vergnügens, die Einſamkeit zu ſuchen, und da mit ſich ſelbſt Rechnung zu halten, zu überlegen, was man ſich erlauben dürfe, und zu prüfen, ob man nicht ſchon zu weit gegangen, und ſich ſelbſt untreu geworden ſey.

Endlich ſoll das Vergnügen auch genoſſen werden mit dem Beſtreben, dasſelbe für ſich und Andre möglichſt wohlthätig zu machen. Suche daher das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, dich zu belehren und zu bilden, wo du froh biſt. Oeffne dein Herz den wohlwollenden Empfindungen, welche das Vergnügen befördert. Sey geſellig und mittheilſam. Mache auch Andern Freude; unterhalte die fröhliche Stimmung, und verbreite dieſelbe weiter. Benutze das Vergnügen zur Bekämpfung deines unordentlichen Ehrgeizes, deines übertriebenen Stolzes, deiner übermäßigen Geldliebe, und dei-

nes finstern, störrigen Charakters. Laß dich von ihm zur Milde und Humanität führen, deine Lust und deinen Muth zur Thätigkeit erfrischen, und kehre dann erquickt und gestärkt zu deinen Geschäfften zurück.

Erſtes Buch.

Von der Moralität.

Zweyter Abſchnitt.

Moralität des Betragens.

Zweyter Theil.

Moraliſches Betragen in Anſehung der Verhältniſſe des Lebens.

Unſer Wirken iſt zunächſt und im Allgemeinen auf gewiſſe Beſtimmungen, Werkzeuge und Güter des Lebens gerichtet. Dieſe beziehen ſich auf den höchſten Zweck des Daſeyns. Es war unſre erſte Angelegenheit, zu unterſuchen, wie ſie, dieſem Zwecke gemäß, auf eine allgemein gültige Weiſe und übereinſtimmend mit der Achtung, welche der menſchlichen Würde gebührt, zu be-

handeln ſeyen. Daſſelbe haben wir nun in Anſehung der wichtigſten Verhältniſſe des Lebens zu erforſchen. Sie ſind für unſer Handeln nicht weniger als jene bedeutend; auch ſie beziehen ſich auf den höchſten Zweck des Daſeyns; und auch in Anſehung ihrer ſteht das Gebot der Vernunft feſt: ſich ſo zu verhalten, wie es allgemein gebilligt werden kann, und wie es die Würde der menſchlichen Natur in jedem Einzelnen verlangt.

Dieſe Verhältniſſe ſind zum Theil nothwendige, worin wir ohne unſer Zuthun ſtehen, zum Theil freye, in welche wir durch eigne Wahl treten.

Indeß auch die nothwendigen ſind in gewiſſer Hinſicht frey; nämlich oft Folgen von vorhergehenden freyen Handlungen, immer aber von der Art, daß wir uns zwar nicht von ihnen losreißen, aber doch dem Zwecke derſelben entgegen arbeiten, und ſie ſo in der Geſinnung vernichten können. Keiner vermag zwar das Verhältniß, worin er zur ſinnlichen Welt ſteht, zu zerſtören; aber er kann, was die ſinnliche Welt ihm darbietet, ſo behandeln, daß die Beſtimmung derſelben aufgehoben würde, wenn Alle nach ſeiner Maxime handeln

wollten. Desgleichen iſt das Verhältniß des Staatsbürgers für jeden, der im Staate geboren wurde, ein nothwendiges; aber der Staat ſelbſt iſt doch urſprünglich das Product eines freyen Thuns, und jeder Einzelne kann der rechtlichen Verfaſſung entgegen wirken, und zur Realiſirung derſelben behülflich ſeyn.

Auf der andern Seite ſind die freyen Verhältniſſe, auch in gewiſſer Hinſicht, nämlich in ſittlicher, nothwendig. Alle ohne Unterſchied, die freyen ſowohl als die nothwendigen, ſollen da ſeyn: denn nur durch ſie kann der letzte Zweck des vernünftigen Daſeyns erreicht werden, und nur durch ſie kann ſich das ſittliche Thun ſo vollſtändig erweiſen, als es die Pflicht fordert.

Wir betrachten hier bloß die weſentlichen Verhältniſſe des Menſchen, d. h., diejenigen, die zur höchſten Beſtimmung des Lebens gehören, die deßwegen Allen ohne Unterſchied aufgegeben ſind, und wobey die Verſchiedenheiten, welche der Zufall unter den Menſchen bewirkt, gar nicht in Betrachtung kommen.

Im Vorhergehenden wurden die weſentlichen Verhältniſſe in Verhältniſſe zu andern Menſchen, zur ſinnlichen und zur überſinnlichen Welt eingetheilt. Wir

können indeß die beyden letztern hier aus der Acht lassen. Das Verhältniß zur sinnlichen Welt verpflichtet, zum Anbaue, zur Verschönerung, und zur Begründung der Herrschaft des Freyen über das Nothwendige thätig zu seyn. Dies folgt aber theils aus der, oben abgehandelten, Pflicht der Thätigkeit, theils noch näher aus der Pflicht, im Staate einen Beruf zu übernehmen und zu führen, wovon noch die Rede seyn wird.

Aus dem Verhältnisse zur übersinnlichen Welt ergeben sich nur pflichtmäßige Gesinnungen und solche Handlungen, welche dieselben ausdrücken. Beyde fallen mit der Religiosität zusammen, und gehören daher für das zweyte Buch.

Unsre Verhältnisse zu Menschen bestimmen auf eine doppelte Weise das pflichtmäßige Betragen. Einmal, wie die Güter und Werkzeuge des Lebens, nämlich als Bedingungen des Wirkens und des höchsten Zweckes. Sie haben sittlichen Wehrt; sie sollen da seyn, und ihrer Bestimmung gemäß gebraucht werden. Daher ist alles zu vermeiden, was sie zerstören oder ihre Wirksamkeit hindern könnte, und alles zu thun, was sie vervollkommnet, und ihren wohlthätigen Einfluß befördert; damit

durch ſie überall Menſchenwürde verherrlicht werde.

In dieſer Hinſicht iſt allgemeine Regel: Handle in Beziehung auf deine weſentlichen Verhältniſſe ſo, wie es den Geſinnungen der Achtung und des Wohlwollens gegen die Menſchheit gemäß iſt, damit ſie ſo viel als möglich zum Wohl des ganzen Reiches der Vernünftigen beytragen.

Dieſe Verhältniſſe haben aber auch, zweytens, das Eigenthümliche, daß man in denſelben Veranlaſſung bekommt, ſeine Tugend energiſcher und vollkommner zu erweiſen, als es im Allgemeinen möglich iſt. Sie ziehen nämlich immer engere Sphären um den Menſchen, indem ſie immer wenigere Individuen ausſondern, denen er ſeine Achtung und Liebe in höherm Grade erweiſen, und für die er ſeine Bemühungen mehr verwenden kann und ſoll als für die übrigen.

In dieſer Hinſicht iſt allgemeine Regel: Laß jedem deine Achtung und dein Wohlwollen widerfahren übereinſtimmend mit den nähern oder entferntern Verhältniſſen, in welchen er zu dir ſteht.

Bey der Gebrechlichkeit, die an aller menschlichen Tugend haftet, wird es Keinem gelingen, dieselbe gegen das Ganze der Menschheit und gegen jeden Einzelnen in höchster Vollkommenheit zu zeigen. Und doch soll jedem daran gelegen seyn, daß er die Tugend irgendwo vollständig übe, und ihre ganze Kraft und Majestät darstelle. Darum ist es Pflicht, in solche Verhältnisse zu treten, wo die genauere Verbindung mit Einzelnen dieses erleichtert. Solche Verhältnisse erlangen dann auch dadurch großen sittlichen Wehrt, daß sie die tugendhafte Gesinnung ausbilden, und ihre Anwendung in immer weitern Sphären vorbereiten.

Nach den weitern oder engern Kreisen, welche unsre Verhältnisse um uns ziehen, lassen sich dieselben am füglichsten anordnen.

Die Bedingung alles Wirkens ist der ungestörte Besitz gewisser Rechte. Um dieses Besitzes sicher zu seyn, muß sich der Einzelne mit Allen, welche hier mit ihm in Berührung kommen können, unter eine Verfassung verbinden, deren Zweck Schutz der Rechte ist. Er tritt dadurch in das Verhältniß des Staatsbürgers — das weiteste unter allen Verhältnissen.

Unter den Bürgern Eines Staates soll ge-

genſeitiges Einwirken Statt finden, damit, ſo viel als möglich, für das Wohl des Ganzen geſchehe. Jeder wird dadurch mit mehrern Individuen noch näher verbunden, woraus das Verhältniß des weitern geſelligen Verkehrs entſteht.

Unter dieſen werden ſich wieder Einzelne zum vertrautern Umgange, zum innigern gegenſeitigen Einwirken, welches zunächſt Belehrung und Vergnügen bezweckt, ausſondern — Verhältniß des engern geſelligen Verkehrs.

Wenige werden gefunden, denen man ſich ganz hingeben kann, um ihnen unbegränzte Achtung und Liebe zu weihen, und ſich dadurch zu einer uneigennützigen Geſinnung zu bilden, welches in der Freundſchaft geſchieht.

Die gänzliche Vernichtung aller Selbſtſucht, die innigſte und lebendigſte Verſchmelzung der Achtung und Liebe hat die Natur dadurch möglich gemacht, daß ſie zwey Geſchlechter körperlich und geiſtig, zur ewigen wechſelſeitigen Anziehung, für einander organiſirte, welches das engſte Verhältniß des Lebens, nämlich das häusliche, zur Folge hat.

Von jedem dieſer Verhältniſſe können hier nur die Grundzüge gegeben werden.

1.

Staatsbürgerliches Verhältniß.

Der Mensch ist ein selbstständiges Wesen. Was er ist, das ist er für sich. Was an seiner Person haftet, oder durch seine Kräfte hervor gebracht wird, ist ihm eigen. Wer das antastet, der tastet ihn selbst an, und vergreift sich an seiner Würde. Er hat Rechte, die ihm niemand beeinträchtigen oder entreißen darf.

Rechte sind die Bedingung seines höchsten Zweckes. Um seinen höchsten Zweck zu erreichen, soll er thätig seyn. Um thätig zu seyn, muß er eine Sphäre haben, worin er es zu seyn vermag, und worin ihn niemand hindert. Er muß frey handeln können, und dasjenige besitzen, ohne welches kein freyes Handeln möglich ist. Daseyn, eigne Kraft, guter Name und Eigenthum sind die ursprünglichen Rechte des Menschen.

Es sind aber außer ihm Wesen da, welche ebenfalls Selbstständigkeit besitzen, und dieselben Ansprüche auf Daseyn, eigne Kraft, guten Namen und Eigenthum haben. Jedem muß daran gelegen seyn, daß er selbst, so wie jeder Andre, sein Recht ungekränkt erhalte,

weil er nur in ſo fern ſich ſelbſt behaupten, und das ſeyn kann, was er ſeyn ſoll.

Ein ſolcher Zuſtand, worin Jedem ſein Recht widerfährt, iſt ein rechtlicher. Dazu wird aber zweyerley erfordert: erſtens, daß einem jeden ſeine Rechtsſphäre genau beſtimmt ſey, daß er wiſſe, wie weit er gehen darf, um mit dem, was er ſich herausnimmt oder zueignet, nicht in die Sphäre eines Andern zu treten; denn, wenn gleich im Allgemeinen das Geſetz der Vernunft feſt ſteht, daß die Freyheit und das Recht eines jeden mit der Freyheit und dem Rechte jedes Andern auf eine allgemein gültige Weiſe beſtehen ſoll: ſo iſt damit noch nicht das Beſondre in der Weiſe dieſes Beſtehens beſtimmt, und kann nur durch Uebereinkunft aller Berechtigten beſtimmt werden. Zweytens ſoll auch Jeder im Beſitze ſeiner Rechte ſicher ſeyn: denn nur in ſo fern kann er ſeine eigne Freyheit beſchränken, als alle Andre ſich eine gleiche Beſchränkung gefallen laſſen, und niemand die ihm zuerkannten Rechte kränkt.

Der rechtliche Zuſtand iſt zu realiſiren allein durch freye Vereinigung zur Beſtimmung und Beſchützung der Rechte jedes Einzelnen. Eine ſolche Vereinigung iſt der Staat. Der Staat

soll jedem Einzelnen sein Recht anweisen und sichern, d. h., jeden fremden Angriff auf dasselbe mit Gewalt zurück halten. In ihm muß daher die vereinte Macht Aller gegen jeden Einzelnen wirken, daß er sich keine Störung fremder Rechte erlaube.

Jeder soll im Staate leben, d. h., Bürger des Staates seyn; weil er nur hier ein rechtliches Bestehen, einen freyen Spielraum seiner Kräfte, findet; weil ihm nur hier in den physischen Gütern des Lebens die Bedingungen seiner moralischen Existenz gesichert sind. Daher soll auch jeder den Zweck des Staates zu dem seinigen machen, und dazu beytragen, so viel er vermag, daß derselbe erreicht werde.

Die Art und Weise, wie der Staat besteht, die Form, in welcher der Verein der Staatsbürger Ruhe und Sicherheit der Rechte zu befördern sucht, heißt: die Staatsverfassung; welche entweder eine monarchische, oder eine aristokratische, oder eine demokratische, oder eine gemischte ist. Jede hat ihre eigenthümlichen Vorzüge; und welche die beste sey, ist mehr nach den Bedürfnissen des besondern Vereins als im Allgemeinen zu entscheiden. In jeder kann der Zweck des staatsbürgerlichen Vereins erreicht werden,

und jede beruht auf einem ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Vertrage; der nicht anders, als durch die Einwilligung Aller, die dabey intereſſirt ſind, aufgehoben werden darf.

Wer im Staate geboren iſt, und die Wohlthaten ſeiner Verfaſſung genoß, hat dieſen Vertrag eingegangen. Deßwegen iſt es Pflicht des Staatsbürgers, die Verfaſſung zu ehren. Wer etwas gegen ſie unternimmt, der vergreift ſich an den Rechten aller Einzelnen, und arbeitet an der Vernichtung des rechtlichen Zuſtandes. Für diejenigen, welche in dieſem Staate leben, gibt es kein andres Mittel, ihre Rechte zu ſichern und zu realiſiren, als die Heilighaltung der beſtehenden Verfaſſung. Mag ſie weſentliche Mängel haben: ſo iſt doch kein Einzelner befugt, mit Gewalt dieſelbe umzuſchaffen; ſelbſt eine überwiegende Mehrheit darf das nicht. Revolutionen können nur in dem Einen Falle erlaubt ſeyn, wo ein ganzes Volk, in allen ſeinen Individuen, zugleich aufſtände. So lange aber noch ein Einziger dagegen iſt, ſind ſie Eingriffe in deſſen wohlbegründeten Rechte.

Als ſolche freventliche Rechtsverletzungen ſind nicht bloß Empörungen gegen die Verfaſſung, ſondern auch alle Verſuche, die Ge-

müther aufzuwiegeln oder Mißvergnügen über die bestehende Verfassung bey ihnen zu erregen, alle Zusammenrottungen, um nach und nach eine der Verfassung gefährliche Gewalt an sich zu reißen, alles heimliche Untergraben ihrer Stützen, alle Bemühungen, die Treue der Bürger gegen den Staat wankend zu machen, und aller Verkehr mit den Feinden der Verfassung anzusehen.

Der Geist der Zeit schreitet mächtig fort; keine gewaffneten Heere, kein Schimmer der Kronen, keine Schrecken der Despotie mögen ihn aufhalten. Alle Verhältnisse der Sterblichen werden von ihm umgestaltet; und nach und nach bildet sich die Verfassung die bessern Einsichten, die er herbei führt, selbst an. Wo die Aufklärung sich über alle Stände verbreitet, der Sinn für das Rechte allgemeiner, und die Stimme der Wahrheit lauter wird, da verschwinden die vorhandenen Gebrechen allmählig von selbst. Dazu kann und soll jeder, durch bescheidene Mittheilung seiner Gedanken, noch mehr aber durch Beförderung wichtiger Ansichten im Allgemeinen mitwirken.

Das Recht, seine Meynung frey zu äußern, so lange er dabey keine feindseligen Absichten verräth, darf der Staat Keinem nehs

men. Es iſt nicht allein ein unveräußerliches Recht, ſondern auch die unerlaßliche Bedingung des Beſitzes jedes andern. Zum Gebrauche desſelben iſt der Staatsbürger nicht bloß befugt, ſondern auch verpflichtet. Niemand wird es einfallen, nach Meynungen, welche ruhig der allgemeinen Beurtheilung vorgelegt wurden, die beſtehende Ordnung der Dinge einſeitig umzuformen. Wohl aber können diejenigen, welche das Ruder des Staates führen, dadurch zu weſentlichen Verbeſſerungen genöthigt werden, wozu ſie auch das Recht haben.

Etwas ganz Andres iſt es, mit leidenſchaftlichem Ungeſtüme die Verfaſſung angreifen, und dieſen leidenſchaftlichen Ungeſtüm auch in fremden Gemüthern hervor bringen. Dies iſt das Geſchäfft des Aufruhrsſtifters. Verbeſſerungen, welche von der erleuchteten Einſicht gebildet, und von der Vernunft geleitet, langſam entſtehen, ſind gründlicher, eingreifender und dauerhafter als die, welche mit ſtürmender Hand verſucht werden. Wären die letztern auch nicht gegen das Recht: ſo müßte ſchon ihre Verderblichkeit, das blutige Elend, das ſie verbreiten, die Zügelloſigkeit, die ſie bewirken, die Gräuel, welche ſie anrichten, die

Leidenschaften der Wortführer, denen sie anheim fallen, die Ungerechtigkeiten, welche dabey begangen werden, die Gefahr, worin das Heiligste durch sie geräth, die Verwirrung, welche sie in allen Angelegenheiten anrichten, und die Schwierigkeiten, die sich überall finden, die gestörte Ruhe wieder herzustellen, davon zurück halten.

Wie unsicher, und die Erfahrung sagt, wie bejammernswehrt, ist der Preis, um den gewöhnlich die fürchterlichen Uebel der Anarchie geduldet werden! Auf den Blutplätzen, auf welchen die Edelsten mit den Schlechten starben, jubelt das Volk, um bald unter ein Joch zu gehen, das es zu Boden drücken wird.

Die Realisirung der Verfassung ist dem Regenten übergeben. Sie erfordert die höchste Gewalt. In dem Regenten vereinigt sich die Macht des ganzen Vereines. Der Regent repräsentirt die ganze Nation. Ihm gebührt das höchste Ansehen, d. i., Majestät. Darum soll jeder Staatsbürger ihn ehren. Was gegen die Regierung unternommen wird, wird gegen den Staat unternommen.

Dem Regenten hat jeder Einzelne sich unterworfen. Ein Volk, das sich gegen ihn

empört, bricht heilige Verträge; es empört ſich in einzelnen Gliedern gegen den Willen des Ganzen, dem die Herrſchaft über Alle zuerkannt iſt. Der Einzelne — auch der gröſste Theil der Nation, darf ſich dem Regenten nie widerſetzen; die ganze Nation in Maſſe nur kann es, wenn er die Verträge, die ihn binden, ſo gebrochen hat, daß ſein Frevel keinem Zweifel mehr unterworfen ſeyn kann, und es keines Richters darüber bedarf, weil er ſich ſelbſt vor den Augen der ganzen Welt richtet; aber auch dann allein im einſtimmigen Urtheile aller Individuen.

Gegen den Regenten ſoll ſich jeder ehrerbietig betragen. Gegen ihn ſoll ſich Keiner herabſetzende, vermeſſen tadelnde oder verſpottende Reden erlauben. Dem Regenten gebührt der höchſte Rang. In ihm wird der Staat ſelbſt beleidigt. Verbrechen, an ihm verübt, ſind Majeſtätsverbrechen, und werden billig auf das ſtrengſte beſtraft, weil ſie auf den Umſturz der ganzen Verfaſſung gerichtet ſind.

Die Beſchlüſſe des Regenten ſind anzuſehen als Reſultate des allgemeinen Willens, den der Regent vorſtellt. Ihm iſt das Recht, ſolche Beſchlüſſe zu faſſen, von der Nation

übertragen. Darum soll sich ihnen Jeder unterwerfen, selbst dann, wenn er glaubt, mit Grunde etwas dagegen einwenden zu können. Wie kann der Einzelne seine subjective Meynung, die vielleicht noch dazu eine irrige ist, dem Ganzen aufdringen, oder sie gar gegen das Ganze durchsetzen?

Dem Regenten soll Jeder treu seyn. Wer seine Sache verräth, der verräth den Staat. Die Feinde der Regenten sind Feinde des Volkes. Mit ihnen zum Nachtheil des letztern Verkehr zu haben, ist schändliches Verbrechen.

Dasselbige gilt von der Obrigkeit, welche, in den einzelnen Zweigen der besondern Staatsverwaltung, den Regenten vorstellt. Für sie fordert der Staat im Namen der Pflicht Achtung und Unterwerfung.

Jeder Bürger ist verpflichtet, nicht allein die Verfassung zu ehren, sondern auch dazu beizutragen, daß sie behauptet und ausgeführt werde. Die Basis des Staates ist das Gesetz. Daran, daß das Gesetz vollzogen wird, hängt das ganze Wohl des Staates.

Jeder Staatsbürger ist daher gehalten, das Gesetz zu ehren. Es soll für ihn

das Anſehen einer unwiderſtehlichen Naturgewalt haben. Er ſoll ihm in allen Stücken Folge leiſten. Er ſoll ihm ſeinen Gehorſam nicht verſagen, wenn er es auch ungeahndet könnte. Er ſoll von keinen Ausnahmen, die man zu ſeiner Begünſtigung geſtatten möchte, Gebrauch machen. Er ſoll es nicht durch ſophiſtiſche Deutungen und künſtliche Ausflüchte umgehen. Das Alles müßte, wenn es allgemeine Maxime würde, dadurch, daß es die Kraft des Geſetzes vernichtet, den Verein auflöſen, und das Recht gränzenloſer Willkühr Preis geben.

Das Geſetz wird realiſirt durch Strafen. Strafen ſind phyſiſche Uebel, welche die Uebertretung des Geſetzes unmöglich machen ſollen. Sie können dieſes nur dann, wenn ſie dieſer Uebertretung unausbleiblich folgen. Dem Staate liegt alles daran, daß kein Verbrechen ungeſtraft bleibe. Deßwegen darf Keiner ſich oder Andre der verdienten Strafe entziehen, ſelbſt unter dem gegründeten Vorwande nicht, daß eine nahmhafte Strafe für ein nahmhaftes Verbrechen zu groß ſey. Hat er doch, indem er in den Verein trat, den Vertrag mit geſchloſſen,

daß dieſes Zwangsmittel gegen dieſes Verbrechen angewendet werden ſollte.

Verbunden iſt vielmehr Jeder, ſich ſelbſt anzugeben, wo er eine Strafe verwirkt hat, damit das Anſehen des Geſetzes überall geſchützt bleibe, und Keiner, durch das Beyſpiel unbeſtrafter Verbrechen, ſich zu ähnlichen verleiten laſſe. Nicht weniger iſt Jeder verbunden, von allen Rechtsverletzungen, die ihm bekannt werden, gehörigen Ortes Anzeige zu thun, damit überall geſchehe, was recht iſt. Wer den Frevel gegen das Geſetz, welcher zu ſeiner Kunde kam, verſchweigt, der begünſtigt denſelben, und nimmt gewiſſer Maßen Theil an demſelben.

Jeder Staatsbürger ſoll den Zweck Aller zu dem ſeinigen machen, und darum ſein ganzes Vermögen aufbieten, daß Ruhe und Ordnung beſtehe. Die Gefahr der nachtheiligſten Folgen für ihn ſelbſt darf ihn nicht davon zurück halten. Nur dann, wenn der Staat dergleichen Anzeigen nicht berückſichtigen, ſie gleichgültig behandeln, oder den Verbrecher gar in Schutz nehmen wollte, hört die Verpflichtung zu demſelben auf, ſobald man ſich dadurch den feindſeligen Angriffen des Verbrechers ausſetzen würde.

Soll der Staat Jedem, in jedem beſondern Falle, ſein Recht verſchaffen, und Verbrechen gehörig beſtrafen: dann muß er über Alles die nöthige Auskunft erhalten. Jeder Staatsbürger iſt verpflichtet, dieſelbe, ſo weit er dazu im Stande iſt, der ſtrengſten Wahrheit gemäß zu geben. Er ſoll der Obrigkeit Rede ſtehn, wenn ſie ihn fragt, und ihr nichts verheimlichen; er ſoll auch Alles ſo berichten, wie es iſt.

Schon als Menſch iſt er zur Mittheilung der Andern nöthigen Nachrichten und zur Wahrhaftigkeit in ſeinen Ausſagen verpflichtet. In noch höherm Grade aber gegen den Staat, von welchem er unter der Bedingung Schutz erhält, daß er das Seinige zur Realiſirung der rechtlichen Verfaſſung redlich beyträgt. Keinem Andern hat er Wahrheit unbedingt verſprochen, wie dem Staate, obgleich der Menſch ſie vom Menſchen zu erwarten berechtigt iſt. Nirgends anders iſt auch die Wahrheit eine ſo unumgängliche Bedingung des geſellſchaftlichen Beſtehens, als in den Angelegenheiten, wo der Staat ſie von ſeinen Bürgern verlangt. Würde es allgemeine Maxime, die Obrigkeit mit falſchen Ausſagen zu

hintergehen: dann wäre die gesellschaftliche Verfassung so gut wie aufgelöst; Keiner wäre seines Rechtes sicher, und keine Unthat würde bestraft.

Wenn an der Lüge schon moralische Ehrlosigkeit haftet: so haftet an der lügenhaften Angabe vor Gerichte bürgerliche Infamie.

Eine Aussage, wozu der Staat seine Bürger feierlichst auffordert, ist ein Eid. Er unterscheidet sich von einer gewöhnlichen Aussage dadurch, daß der Schwörende an seine moralische und politische Verbindlichkeit, die Wahrheit zu sagen, ausdrücklich erinnert wird. Um das Gefühl derselben zu verstärken, nimmt der Staat die Religion zu Hülfe. Der Schwörende beruft sich auf den Herzenskündiger, und bezeugt seine Aussage bey dem heiligsten Wesen. Und allerdings ist das kein unwichtiges Moment im Eidschwur. Das Heiligste zur Immoralität mißbrauchen, und mit dem Namen der Gottheit eine Lüge bedecken, das ist doch offenbar ein Zeichen der größten Ruchlosigkeit und Versunkenheit des Gemüths.

Aber auch ohne diese religiöse Tendenz des Eides, als bloßes Zeugniß, vor der bürgerlichen Gesellschaft abgelegt, muß sich derselbe

an Wichtigkeit gar ſehr von einer gewöhnlichen Ausſage unterſcheiden.

Die Zwecke des geſellſchaftlichen Vereines können nicht ohne großen Aufwand beſtritten werden. Der Staat muß ſeine Diener beſolden. Die dazu erforderlichen Koſten müſſen die Staatsbürger tragen. Sie genießen dafür Schutz und Sicherheit. Jeder iſt daher verbunden, die auf ihn fallenden Abgaben, wie ſie durch die Verfaſſung, d. h., durch den allgemeinen Willen, regulirt ſind, zu entrichten. Keiner darf ſich deſſen, unter dem Vorwande, er ſey zu ſehr belaſtet, weigern, ob es ihm gleich erlaubt bleibt, vernünftige Vorſtellungen zu thun, am wenigſten aber durch Unterſchleife und Betrug dieſelben ſchmälern. Wer den Staat betrügt, begeht darin ein größeres Verbrechen, als wer gegen den Einzelnen unredlich handelt. Offenbar leiden auch Einzelne mit darunter, und gewöhnlich die am meiſten, welche ohnehin ſchon am meiſten gedrückt ſind.

Der Staat muß ſich gegen fremde Staaten, die ſeine Sicherheit bedrohen, oder ſeine Rechte ſchmälern, vertheidigen. Die Staaten haben keinen Gerichtshof über ſich. Darum bleibt ihnen nichts übrig, als

Gewalt der Gewalt entgegen zu ſetzen. Wen der Staat zur Vertheidigung aufruft, der ſoll ihm folgen: denn ihn ruft der allgemeine Wille, dem er ſich unterworfen, und mit dem er ſich dahin vereinigt hat, daß einzelnen Staatsbürgern, nach einer ſanctionirten Regel, dieſe Vertheidigung anheim fallen ſoll.

Daß Einer ſein Leben für den Staat hingebe, kann Niemand verlangen: denn für Jeden iſt das Leben ein unbedingtes Gut, und die Bedingung aller andern. Aber wohl kann man verlangen, daß der, deſſen Beruf die Vertheidigung des Vaterlandes iſt, ſein Leben zwage. Denn ohne das würde das Beſtehen des Staates ſelbſt ein Spiel der mächtigen Willkühr werden.

Dem Staatsbürger liegt es nicht ob, zu unterſuchen, ob der Krieg, in welchem er kämpfen ſoll, ein rechtmäßiger iſt. Das hat der Staat, der ihn rechtlich zu ſeinem Dienſte verbindet, zu verantworten. Ueber die Moralität einer ſo complicirten und größten Theils ſo verborgenen Sache, wie die Veranlaſſung eines Krieges iſt, können die Menſchen nie einerley Meynung haben; und es würde auch nie zur Vertheidigung kommen,

wenn es jedem Einzelnen überlaſſen wäre, hier für ſich zu entſcheiden und nach ſeiner beſondern Einſicht zu handeln.

Außerdem iſt noch jeder Bürger des Staates verpflichtet, zum rechtlichen Beſtehen desſelben ſo viel beyzutragen als er kann, durch außerordentliche Dienſte, durch Geldvorſchüſſe und freiwillige Abgaben bei ungewöhnlichen Bedürfniſſen, durch heilſame Vorſchläge zur Abſtellung von Mißbräuchen und zur Verbeſſerung mancher Einrichtungen.

Zunächſt und durch ausdrückliche Verträge, die, wenn ſie auch nicht mit Eiden verſiegelt ſind, doch Eides Kraft haben, iſt der Staatsbeamte dazu verpflichtet. Er iſt ein Meineidiger, wenn er ſeiner Verpflichtung nicht nachkommt. Aber er ſoll mehr thun, als wozu er gezwungen werden kann, und, wie jeder Private, durch Rath und That an der Realiſirung und Verbeſſerung der Verfaſſung arbeiten.

Endlich hat auch jeder Staatsbürger die Pflicht, das geiſtige, ſittliche und phyſiſche Wohl des Staates zu befördern. Der Menſch ſoll für das Wohl der Menſchheit überhaupt unermüdet thätig ſeyn;

in den Mitbürgern ſeines Staates ſteht aber die Menſchheit enger um ihn; ſie ſind ſeine nächſten Berührungspuncte mit ihr, und der nächſte Kreis ſeines Wirkens. Hier ſoll er alſo wohlthätige Anſtalten, die Armenpflege, das Religions- und Erziehungsweſen, Induſtrie und Kunſtfleiß unterſtützen, dem Handel und den Wiſſenſchaften aufhelfen, Vorurtheile bekämpfen, und der allgemeinen Thätigkeit behülflich ſeyn.

Die echt moraliſche Geſinnung, die den Menſchen zur Erfüllung aller Pflichten gegen den Staat, in welchem er lebt, von ſelbſt leitet, die Maxime — weil man von der Pflicht an den Staat zunächſt gewieſen iſt — alles zu thun, was zu deſſen Beſtehen gehört und deſſen Wohl bewirkt, iſt *ſittliche Vaterlandsliebe* — eine große, herrliche Geſinnung, worin der Egoismus tief gebeugt, und die Humanität im Princip der Uneigennützigkeit vorzüglich hervor gebildet iſt.

Wer die Verfaſſung und die Regierung ehrt, dem Geſetze gehorcht, ſich der Strafe unterwirft, Verbrechen anzeigt, in ſeinen Ausſagen wahrhaftig iſt, ſeine Abgaben treu

entrichtet, und den Staat nachdrücklich vertheidigt, liebt darum ſein Vaterland noch nicht. Zu dem allem kann er gezwungen werden Vaterlandsliebe aber iſt eine Blüthe der Freiheit. Er iſt erſt dann Patriot, wenn er es mit hohem Sinne, mit edelm Enthuſiasmus und reinem Pflichtgefühl thut; wenn er in dem allem weit mehr leiſtet, als wozu man ihn zwingen kann. Will er aber dieſen Namen ganz verdienen: dann muß er für ſein Vaterland eingenommen ſeyn, ſich des Guten, was ſein Vaterland hat, freuen, an allen Angelegenheiten und Schickſalen desſelben Theil nehmen, ſeine Ehre und ſeinen Flor ſuchen, demſelben nützen, wo er kann, und ſich, wenn es erforderlich iſt, für dasſelbe aufopfern.

Die echte Vaterlandsliebe klebt nicht am Boden; denn dieſer iſt kein Band, welches Geiſter vereinigt. Die Anhänglichkeit an denſelben iſt ein inſtinctartiges Product der Phantaſie, und kann als ſolches keinen moraliſchen Werth haben. Die ſittliche Vaterlandsliebe iſt auf den Menſchenverein gerichtet, der größer oder kleiner werden, ein größeres oder kleineres Gebiet umgränzen kann, und noch immer das Vaterland begränzt.

Wenn der Staat Provinzen ausſtößt:

dann mag es freylich ſchwer ſeyn, zu ſagen, wo dieſe ihr Vaterland zu ſuchen haben, und was eigentlich die Vaterlandsliebe bei ihnen mehr als Anhänglichkeit an den Boden ſeyn ſoll.

Indeß mag doch immer dieſe Anhänglichkeit an den Boden, ſey ſie durch Jugendeindrücke, durch Ideenaſſociation oder durch wirkliche Vorzüge desſelben erzeugt, mit in die moraliſche Geſinnung eingehen, dieſelbe erleichtern und verſtärken, wie das Mitgefühl in die moraliſche Menſchenliebe erleichternd und verſtärkend eingeht.

Die echte Vaterlandsliebe bezieht ſich auch nicht auf Gleichheit der Abſtammung. Daß ich mit Andern zu Einem Volke gehöre, iſt noch kein ſittlicher Grund, dieſe in einem höhern Grade zu lieben. Ich habe dazu nichts gethan. Der Zufall ließ mich hier geboren werden. Sittlich verpflichten kann mich aber nur dasjenige, was aus freien Handlungen entſpringt, wie der Eintritt in einen beſtimmten bürgerlichen Verein. Der Inſtinct kann mich allerdings ſtärker an meine Nation feſſeln. Aber der Inſtinct bringt keine moraliſche Stimmung hervor — wie die Vaterlandsliebe doch ſeyn ſoll. Vielleicht zeichnet

ſich meine Nation durch den Adel ihrer Individuen oder durch die Größe ihrer Thaten aus. Dann verdient ſie meine Achtung und Bewunderung. Aber dieſe ſind noch kein Patriotismus. Sie gebühren jedem andern Volke, das ſich durch Verdienſt und Ruhm auszeichnet, ohne Rückſicht darauf, ob es das meinige oder ein fremdes iſt. Ich ſoll darin Jedem Gerechtigkeit widerfahren laſſen; das iſt der weltbürgerliche Sinn, der von keinem Vaterlande weiß. Nationen werden zerſplittert, auseinander geriſſen, und Bruchſtücke der einen mit Bruchſtücken der andern zuſammen gefügt. Der Staat und die Nation ſind zuletzt ganz verſchiedene Dinge. Der Nation gehöre ich nur durch zufällige Abſtammung, dem Staate aber durch einen freien Vertrag an. Wo der Staat und die Nation zuſammen fallen, da mag ein gewiſſes Nationalgefühl den Patriotismus verſtärken. Aber moraliſchen Werth hat dieſes Gefühl nicht.

Gleichheit der Sprache verdient ſchon eher als ein ſittliches Band der Vereinigung angeſehen zu werden; denn die Sprache iſt ein Product des Geiſtes. Wer mit mir dieſelbe Sprache redet, iſt mein Geiſtesver-

wandter. Gleichheit der Sprache hat Aehnlichkeit der intellectuellen, ästhetischen und moralischen Entwickelung zur Folge. Aber das Gebiet der Sprache und das Gebiet der Verfassung haben selten gemeinschaftliche Gränzen. So besitzt der Deutsche, zu seinem Glücke, ein doppeltes Vaterland, und Klopstock und Hermann bleiben die seinigen, wenn er gleich von seinem Reichsfürsten ausgetauscht wird.

Die moralische Vaterlandsliebe gründet sich auch nicht auf das Eigenthümliche und Vorzügliche der Verfassung, zu welcher man gehört — wie auf die Freiheit der Bürger, den Flor des Handels, der Künste und Wissenschaften, die allgemeine Aufklärung und die wohlthätigen Anstalten, die eine Folge dieser Verfassung sind. Der Patriot freut sich allerdings der Ehre seines Vaterlandes; er erkennt und behauptet die Vorzüge desselben; er duldet es nicht, daß man es ungebührlich herabsetze. Aber das ist nicht der Grund seines Patriotismus. Die Menschheit ist durch das Band derselben Verfassung auf moralische Weise enger mit ihm verbunden; darum ist sie ihm hier theurer. Es könnte dem Staate, worin er lebt, an allen Vorzü-

gen dieſer Art fehlen: und er würde doch ſein Vaterland lieben. Er könnte von andern Staaten weit übertroffen werden: und er würde doch an jenem hangen, und nur deſto kräftiger zur Vervollkommnung desſelben wirken.

Ueberhaupt ſoll ſich der echte Patriotismus in Geſinnungen und in Thaten zeigen. Auf unſre Urtheile darf er keinen Einfluß haben. Dieſe ſollen überall allein durch geläuterte Begriffe über den Werth der Dinge beſtimmt werden. Er wird einſeitig, wenn man nur in ſeinem Lande Vorzüge findet; wenn man nur dasjenige ſchätzt, wodurch unſre Verfaſſung ſich auszeichnet, und dieſes unbedingt, auch mit ſeinen Mängeln, billigt; wenn man Alles, was andern Staaten Achtungswerthes eigen iſt, ungebührlich herabſetzt, oder ganz ignorirt, und ſich deswegen zur Verachtung berechtigt glaubt.

Das iſt das Weſen des Nationalſtolzes, der immer fehlerhaft iſt, und den Weltbürgerſinn egoiſtiſch und engherzig unterdrückt.

Patriotismus und Weltbürgerſinn ſollen neben einander beſtehen; und das können ſie recht wohl, wenn beide in ihren

Gränzen bleiben. Der echte Patriot gehört zunächst seinem Vaterlande an, und fühlt sich verpflichtet, am meisten zum Wohle desselben zu wirken. Aber er gehört demselben nur durch die Menschheit an; diese darf daher, auch außer den Gränzen seines Vaterlandes, nicht von den Erweisungen seiner Achtung und Liebe ausgeschlossen werden; ihr ist er überall Gerechtigkeit schuldig; und was das fernste Volk Schätzenswehrtes hat, darf er nicht, zu Gunsten des seinigen, verkennen.

Der echte Kosmopolit ehrt überall die Menschheit; aber er weiß auch, daß er ihr das zunächst in dem Kreise des Vaterlandes beweisen muß, und daß allgemeine Menschenliebe ohne Vaterlandsliebe ein leeres Phantom ist.

Ohne Vaterlandsliebe ist es nicht möglich, im vollen Sinne Mensch zu seyn; und ohne Erweiterung des Geistes und Herzens zur Idee der Menschheit bleibt es unmöglich, die Bestimmung des Staates richtig aufzufassen, und sittliche Gesinnungen gegen denselben zu hägen.

Im Staate ſoll Jeder eine beſtimmte Sphäre haben, innerhalb welcher er ſeine Thätigkeit vorzüglich übt, dieſe heißt ſein Beruf.

Die Arbeiten, welche zum Wohl des Ganzen erforderlich ſind, werden am beſten verrichtet, wenn jeder Einzelne einen beſondern Theil derſelben übernimmt, und Andern die Beſorgung andrer Theile überläßt. Alles kann auf dieſe Weiſe leichter, vollkommner, und zur größern Bequemlichkeit der Individuen bewirkt werden. Es entſteht vielſeitiger Gedankenwechſel, ein fröhlicher Tauſch des Gebens und Nehmens; die Bildung ſchreitet raſcher fort, und die Menſchen werden zur Beförderung des Wohlwollens genauer mit einander verbunden.

Jeder ſoll daher einen beſtimmten Beruf haben. Er iſt dies der Geſellſchaft und ſich ſelbſt ſchuldig. Nur dann kann er recht viel nützen und ſeinen Beitrag zum allgemeinen Beſtehen ſo liefern, wie es Bedürfniß iſt.

Eigentlich ſollte der Staat die Beſchäftigungen ſo vertheilen, daß es nirgends an Händen und Köpfen fehle — und Keinen dulden, der nicht angeben kann, was er zur

öffentlichen Wohlfahrt hergibt. Wenn es indeß der Staat duldet, daß Jeder treibe, was ihm gut dünkt, und daß sogar Einige, ohne sich an einen besondern Beruf zu binden, ganz nach ihrer Lust leben, und jetzt dies dann das verrichten: so sollte es sich doch Jeder selbst zur Pflicht machen, sich einer bestimmten wohlthätigen Lebensart ganz zu widmen, damit in seine Thätigkeit Ordnung komme und Zusammenhang mit dem Ganzen, damit überall das Erforderliche geschehe, und er in dem, was er leistet, mehr gebildet werde, und mehr Kraft aufwenden könne.

Wer einen ordentlichen Beruf treibt, lebt als Staatsbürger. Wer bloß privatisirt, will sich als Weltbürger im Staate fixiren; die Folge davon ist, daß er sich isolirt. Sein Wirken schwankt unsicher umher, und es wird wenig geleistet, gewöhnlich nur das, was Niemand verlangt.

Zum Privatisiren ist nur der berechtigt, dem der Staat bisher keinen für ihn tauglichen Wirkungskreis anweisen konnte. Uebrigens ist das Treiben eines Geschäftes, das unter unsern Fähigkeiten ist, dem Privatisiren weit vorzuziehen. Selten hält sich der, der bloß nach Gefallen lebt, zu einer

Arbeit an. Gewöhnlich iſt ſein Wirken eine Art von geiſtigem Wohlleben.

Wenn Alles ſo wäre, wie es ſeyn ſoll: dann müßte der Staat Jedem ſeine Sphäre anweiſen, damit er verſichert ſey, daß nicht allein alles Erforderliche vollbracht, ſondern auch durch diejenigen vollbracht werde, welche dazu die geſchickteſten ſind. Aber er überläßt die Wahl des Berufes, mit geringen Einſchränkungen, den Individuen. Jeder hat darauf zu ſehen, daß er die beſte treffe.

Wähle dir einen Beruf, wodurch du dem Staate reelle Dienſte leiſteſt. Erforſche deine Fähigkeiten und Neigungen genau; nie wirſt du es in einem Geſchäfte weit bringen, das mit den einen oder andern in Widerſpruch ſteht. Nimm auch Rückſicht auf das Vermögen und die Hülfsmittel, dich zu einem gewiſſen Geſchäfte zu bilden, auf deine bürgerliche Lage und ihr Verhältniß zu demſelben. Und wenn du mit dem Allem auf dem Reinen biſt: dann frage dich, wo man deiner nun am meiſten bedürfe, und wo am meiſten durch dich geſchehen könne.

Mache dich zu dieſem Berufe ſo tüchtig, als es dir möglich iſt. Wirke in demſelben eifrig, unermüdet, mit echt patriotiſ

ſchem Sinne, und beziehe dein Wirken überall auf deine ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe, auf das Wohl des Vaterlandes und der Menſchheit.

2.

Verhältniß des weitern geſelligen Verkehrs.

Dadurch, daß ein Jeder im Staate beſtimmte Verrichtungen für Andre übernimmt, während dieſe zu ſeinem Beſten thätig ſind, entſteht ein weitläufiger Verkehr der Gedankenmittheilung und des gegenſeitigen Einwirkens.

Dieſer Verkehr gehört zu den ſittlichen Zwecken der Menſchheit; wir mögen auf das ſehen, was durch ihn zunächſt Erfreuliches und Nützliches bewirkt wird, zur Verherrlichung menſchlicher Würde, oder auf ſeinen wohlthätigen Einfluß in die geiſtige Bildung und ſittliche Veredlung Aller, die daran Theil nehmen. Jeder ſoll dahin wirken, daß er beſtehe und möglichſt erleichtert werde. Jeder ſoll ſeine Achtung und ſein Wohlwollen nach dem engern Verhältniß, worin er durch dieſen Verkehr tritt, beſtimmen.

Die erſte Bedingung dieſes Verkehrs iſt

das gute Vernehmen. Sorge daher, daß du mit Jedem in gutem Vernehmen bleibſt; liebe die Eintracht.

Eintracht iſt das Richten aller Kräfte auf Ein Ziel, wobey zwar Verſchiedenheit, aber kein Entgegenwirken Statt findet, wobey nur Hinderniſſe des allgemeinen Wohls bekämpft werden, aber nie die Zwecke des Einen mit den Zwecken des Andern in Streit gerathen, und ſich feindſelig begegnen.

Die Hauptſache dabey iſt, daß das gemeine Beſte von Allen ernſtlich gewollt, und ihm alle Privat-Rückſichten nachgeſetzt werden. Iſt man über die Abſicht einverſtanden: ſo wird es auch nicht ſchwer halten, ſich über die Mittel zu vereinigen. Wer aber überall ein eigennütziges Intereſſe verfolgt, der wird ſchwerlich mit irgend jemand in gutem Vernehmen bleiben. Er wird Andre oft beleidigen, ſich ſelbſt für beleidigt halten, und dann ſeinen Affect nicht mäßigen können.

Wer mit Andern in gutem Vernehmen bleiben will, der darf niemand beleidigen. Beleidigungen ſind ſchon an ſich unſittlich, indem ſie gegen die Achtung und das Wohlwollen ſtreiten, welche wir Andern ſchul-

dig sind — sie sind es noch mehr, indem sie als Störungen des guten Vernehmens den geselligen Verkehr aufheben. Die Menschen werden aber nicht allein beleidigt, wenn man ihrer Ehre und ihren Rechten zu nahe tritt. Sie werden auch beleidigt: wenn wir um unsre Zwecke zu eifrig besorgt und beschäfftigt sind, und ihnen daher, wo sie die ihrigen erreichen möchten, vorsätzlich oder unwillkührlich in den Weg treten; wenn wir unsre Rechte überall behaupten, und unsre Meynung überall durchsetzen wollen; wenn unser Stolz sich zu viel anmaßt; wenn unser Uebermuth die Gesetze der Höflichkeit übertritt; wenn wir uns mit unsern Vorzügen zu sehr brüsten — überhaupt, wenn unsre Leidenschaften sich mit einer Heftigkeit äußern, die Andre erbittern muß.

Rechthaberey, Eigensüchtigkeit, Störrigkeit und Mangel an Schonung sind es immer, was auf der Einen Seite das gute Vernehmen stört. Um dies zu vermeiden, ist es nöthig, daß man sich gegen Jeden billig, gelassen, gefällig und nachsichtig betrage.

Es ist aber nicht genug, daß man sich vor wirklichen Beleidigungen hüthe — auch vor dem Scheine derselben soll man sich möglichst

hüthen, und deßwegen ſeine Handlungen und Werke ſorgfältig prüfen, ob ſie auch etwas enthalten, was übel gedeutet werden, oder den Verdacht einer böſen Abſicht erwecken könnte; auch davor ſoll man ſich möglichſt hüthen, daß Andre nicht zufällig durch uns gekränkt oder beſchädigt werden.

Auf der andern Seite iſt es eben ſo nöthig, zu verhindern, daß Andre uns nicht erbittern. Es gibt Menſchen, deren Egoismus, deren Eigenſinn, deren Streitſucht oder derrn Ungeſchliffenheit Jeden beleidigt, der ſich ihnen nähert; dieſen weiche man aus, wo man kann, und wo man nicht kann, nehme man von ihrem Betragen keine Notiz. Man halte ſich nicht zu leicht für beleidigt. Man unterſcheide Leichtſinn, Unwiſſenheit, Unbeholfenheit und Vorſatz, — die Beſorgung des eignen Intereſſes von der Abſicht uns zu ſchaden. Man berichtige ſeine Begriffe von Ehre, damit man ſich nicht über dasjenige entrüſte, was unſrer Ehre nicht im mindeſten ſchaden kann, woraus ſehr häufig Mißhelligkeiten entſpringen.

Der Inbegriff dieſer Maximen heißt Verträglichkeit.

Biſt du wirklich beleidigt: ſo laß dich

dadurch nicht aufbringen. Gib deinen Unwillen darüber nicht mit Ungestüm, in heftigen Ausdrücken und gewaltsamen Handlungen zu erkennen. Aeußere dich überhaupt nicht eher, bis du dich gesammelt hast, und dein Blut durch Nachdenken abgekühlt ist.

Gib in Dingen von geringer Wichtigkeit lieber nach, als daß dadurch das gute Vernehmen gebrochen werde. Wo du aber dein Recht behaupten oder zurückfordern mußt: da geschehe es mit Ruhe, und auf eine, so viel möglich, schonende Weise. Erlaß deinem Gegner, wo möglich, die Genugthuung, welche er dir zu leisten hätte, und sey bereit zu vergeben und zu vergessen, wenn er dich darum bittet, oder reuevolle Gesinnungen an den Tag legt.

Hast du den Andern beleidigt, es mag nun vorsätzlich oder unwillkührlich geschehen seyn: so ist es deine Pflicht, dich zu erklären, das Mißverständniß aufzulösen, den Schaden, welchen du jenem verursacht hast, wieder gut zu machen, und ihn durch Gefälligkeiten jeder Art zu gewinnen.

Diese Maximen bilden den Charakter des Versöhnlichen.

Fortdauerndes gegenseitiges Uebelwollen

iſt Feindſchaft. Feinde haſſen ſich, und ſuchen ſich zu ſchaden. Daher iſt das Verhältniß der Feindſchaft ein unſittliches, und mit der Anerkennung der menſchlichen Würde ganz unverträgliches, dabey ein ſehr bitteres und peinigendes Verhältniß.

Ich ſoll niemandes Feind ſeyn: denn nichts berechtigt mich, einen Menſchen zu haſſen. Ueber den Schlechten kann ich wohl unwillig werden; aber ich bin nicht ſein Richter, und nicht befugt, ihm Böſes zuzufügen. Als Menſch verdient er meine Achtung: und gewiß hat er noch manches, was ihn mir ſchätzenswehrt machen könnte. Noch weniger darf ich meinen Beleidiger haſſen. Daß er mir gerade nachtheilig war, macht ihn im mindeſten nicht ſchlechter, als wenn er einem Andern nachtheilig geweſen wäre.

Aber durch das gewiſſenhafteſte und verträglichſte Benehmen werde ich nicht immer verhüthen können, daß nicht Andre meine Feinde werden. Vielleicht fordert ſelbſt meine Pflicht etwas von mir, wodurch ich den Einen oder den Andern gegen mich aufbringe. Vielleicht iſt es mir unmöglich, ein Mißverſtändniß aufzuklären. Vielleicht macht mein Glück mir Feinde. Wenn

dies ist, so muß ich mich von aller Schuld frey wissen.

Es ist unrecht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ich soll meinem Feinde, wie jedem Andern, Gerechtigkeit widerfahren lassen, sowohl in meinen Urtheilen über ihn, als in meinem Betragen gegen ihn. Ich soll gegen ihn billig seyn, und selbst sein Wohlthäter zu werden suchen; nur nicht auf eine Art, die ihn noch mehr erbittern könnte: denn er steht, moralisch betrachtet, zu mir in keinem andern Verhältnisse, als in dem des Menschen zum Menschen, außer daß ich mit ihm in keiner vertrauten Verbindung leben kann, so lange seine Erbitterung fortdauert, und ich deßwegen seinen Umgang zu meiden habe.

Uebrigens ist es meine Pflicht, ihm die Ausführung auf alle Weise zu erleichtern, damit die unmoralische Gesinnung in ihm aufgehoben, und der friedliche Verkehr wieder hergestellt werde.

Die Maxime, selbst wiederholte Beleidigungen zu erdulden, dem wüthenden Feinde zu vergeben und ihm wohlzuthun, ist Großmuth, die höchste Ehre des Menschen und die kräftigste Erweisung eines edlen Sinnes. Bis in ihre geheimsten Tiefen muß die Selbst-

ſucht verfolgt und angegriffen werden; damit uns das möglich ſey.

Soll ein vielſeitiger Verkehr unter den Menſchen Statt finden: dann müſſen Verträge, d. h., Verabredungen über etwas, das man ſich gegenſeitig, unter gewiſſen Bedingungen, leiſten will, heilig ſeyn. Jeder muß das erfüllen, was er in einem Vertrage über ſich nahm; es ſey denn, daß die Bedingungen, unter welchen der Vertrag geſchloſſen wurde, nicht eintreten; daß der andre Theil nicht hält, was er zuſagte; daß die Umſtände, die man bey der Abſchließung deſſelben vorausſetzte, ſich ganz geändert haben; oder daß der Andre uns unſrer Pflicht entbindet; oder daß man mit Gewißheit annehmen kann, er würde uns, wenn er unſre Lage kennte, davon entbinden; in welchem letztern Falle man ihm jedoch Erſatz ſchuldig iſt, wenn es ſich nachher anders findet.

Auch iſt derjenige Vertrag nicht zu erfüllen, worin man etwas Unmögliches oder Unſittliches übernahm. War dies dem Andern bekannt: ſo konnte er nichts Anders erwarten, und es war von ihm Thorheit, einen ſolchen Vertrag einzugehen. War es ihm nicht bekannt: ſo ſind

wir zur Schadloshaltung verbunden. Immer aber bleibt das zu tadeln, daß wir ein Versprechen ablegten, ohne uns vorher um die Unsittlichkeit desselben zu bekümmern, oder vielleicht gar gegen unsre Ueberzeugung von seiner Sittlichkeit.

Daß wir gezwungen wurden, einen Vertrag einzugehen, kann uns von der Verbindlichkeit, ihn zu erfüllen, nicht lossagen. Wir hätten uns nicht sollen zwingen lassen. Zu einem Versprechen wird keiner gezwungen, der nicht will. Der uns dazu nöthigte, dürfte sich freylich nicht beklagen, wenn wir ihm nicht Wort hielten. Er hat sich eine grobe Verletzung des Menschenrechtes lassen zu Schulden kommen. Aber zur Aufrechthaltung des Kredits ist es schlechterdings nothwendig, daß auch solche Versprechungen gehalten werden. Wollte man es zur allgemeinen Maxime machen, sie nicht zu halten: so wären den Ausflüchten der Chikane keine Gränzen mehr zu setzen.

Verträge soll man genau in dem Sinne erfüllen, wie sie, als sie abgefaßt wurden, und verstanden worden, damit niemand hintergangen werde, und jeder das erhalte, wofür er ein Andres hingab. Darum soll man sich be-

ſtimmt gegen einander erklären, und ſich nicht hinter Zweydeutigkeiten verſtecken.

Man ſoll niemand zu Verträgen bereden, die für ihn nachtheilig ſind, oder die er nicht ſelbſt vortheilhaft findet.

Man ſoll nie die Unwiſſenheit oder Uebereilung eines Andern benutzen, um mehr Vortheile von ihm zu ziehen, als er, bey beſſerer Einſicht und Prüfung, zu gewähren geneigt iſt. Man ſoll nicht mehr von ihm annehmen, als der Billigkeit und dem Wehrte der Gegenleiſtung entſpricht; es ſey denn, daß er ſelbſt den Ueberſchuß als Wohlthat gewährte. Man ſoll ihn auf alle Umſtände aufmerkſam machen, wenn man Urſache hat, zu glauben, daß er ſie nicht hinlänglich beherzige. Man ſoll freywillig von ſeinem Rechte nachlaſſen, wenn es zu drückend für den Andern wird.

Wie Verträge, ſo ſoll man auch alle Verſprechungen erfüllen, die man Andern that, ohne dafür die Hoffnung eines Gegendienſtes zu erhalten. Die Pflicht der Wahrhaftigkeit erfordert das; und mit der entgegengeſetzten Maxime kann kein freyer Verkehr der Menſchen beſtehen.

Wer von mir ein Verſprechen annimmt, glaubt, daß ich mein Wort halten werde, und

richtet ſich darnach. Er thut deßwegen manches, was er ſonſt nicht gethan — und unterläßt manches, was er ſonſt nicht unterlaſſen hätte — und beydes gereicht zu ſeinem Nachtheile, wenn ich mein Verſprechen nicht realiſire. Ueberdem verurſache ich ihm den Schmerz getäuſchter Hoffnung.

Dasſelbe gilt von Erwartungen, die ich durch Mienen und Gebehrden, durch Worte, welche eine Zuſage zu enthalten ſcheinen, durch ein bedeutungsvolles Schweigen, durch ein zuvorkommendes, aufmunterndes Betragen, und durch Gefälligkeiten, die ich mir erzeigen laſſe, errege. Ich kann zwar nicht verhüthen, daß nicht Mancher auf Dinge, die ihn gar nicht dazu berechtigen, und wobey ich nichts weniger als das dachte, gewiſſe Erwartungen baue, die ich nicht zu erfüllen vermag. Das iſt meine Schuld nicht. Als edler Mann werde ich mich indeß, ſobald ich das merke, offenherzig gegen ihn erklären, und ihm ſeinen Irrthum zu benehmen ſuchen. Aber unverzeihlich wäre es, wenn ich ihn in dieſen Erwartungen beſtärkte; wenn ich mich ſo gegen ihn betrüge, als wenn ich ſie erfüllen wollte, um Vortheile von ihm zu ziehen, und ihn damit hinterginge.

Der öffentliche Verkehr der Menſchen geht um ſo beſſer von Statten, je geneigter Jeder iſt, jedem Andern zu dienen. Dies iſt aber Jeder um ſo mehr: je ſicherer er auf die Gegendienſte deſſen rechnen kann, deſſen Wohlthäter er geworden iſt. Will man eine ſolche thätige Erwiederung empfangener Wohlthaten Dankbarkeit nennen: dann iſt Dankbarkeit allerdings Pflicht: weil ſie das Wohlthun und damit die geſellſchaftliche Thätigkeit überhaupt allgemein macht — aber doch nur eine temporäre und bedingte, eine Pflicht, die ſich nur ſo lange behauptet, als die Menſchen noch der Beſtechung ihres Eigennutzes durch die Hoffnung der Wiedervergeltung bedürfen, um zu thun, was ſie ſollen. Sind ſie erſt dahin gekommen, aus reiner Uneigennützigkeit, ohne die Beymiſchung fremder Motive, das Gute zu thun: ſo wird es keinen Grund mehr geben, warum ſie dem Wohlthäter mehr verpflichtet ſeyen, als jedem Andern.

Daß jemand mir Gutes that, das iſt meinem Egoismus wohl ſehr wichtig; aber vor dem Gerichte der Vernunft heißt das nicht mehr, als: er hat überhaupt Gutes gethan; und er verdient meine Wehrtſchätzung in kei-

nem höhern Grade als der, welcher Andern Gutes that. Im Gegentheil hat er es mit unlautern Gesinnungen gethan, so kann ich ihn nicht einmal dafür achten.

Ueberall ist hier auf die Gebrechlichkeit der Menschen gerechnet. Wer Dienstfertigkeit als Pflicht liebt und ausübt, der wird sie Jedem beweisen, der seiner Dienste bedarf, ohne daß er darauf Rücksicht zu nehmen brauchte, daß dieser oder jener ihm vorher gedient habe. Dies kann ihn nicht einmal bestimmen, ihn, im Collisionsfalle, einem Andern vorzuziehen. Er hat seine Pflicht gethan. Daß ich der Gegenstand seiner Pflicht war, das hat er nicht so verfügt, es war ohne sein Zuthun bestimmt. Ist ein Andrer bedürftiger oder besser, so gebührt diesem der Vorzug.

Versteht man unter der Dankbarkeit eine besondre Vorliebe für den Wohlthäter: so ist sie als Instinct allerdings in der menschlichen Natur vorhanden, und gehört, wie alle sympathetischen Neigungen, zu den schönern Eigenthümlichkeiten derselben, welche die sittliche Veredlung trefflich benutzen kann. Aber sie selbst ist nichts weniger als sittlich, und ihre Quelle in der Selbstliebe leicht zu entdecken.

Versteht man unter derselben die Wil-

ligkeit, dem Wohlthäter in allen Stücken zu Gefallen zu ſeyn, und die empfangenen Wohlthaten nach ſeinem Wunſche zu gebrauchen: ſo iſt ſie eine ſehr gefährliche Maxime; wie leicht kann dieſer mir etwas Unſittliches anſinnen! und das Sittliche ſoll ich ja ohnehin. Keiner ſoll von dem Gutdünken eines Andern, ſondern Jeder allein vom moraliſchen Geſetze abhangen.

Meynt man aber gar mit der Dankbarkeit ſogenannte Erkenntlichkeit, die den Wohlthäter als ein höheres Weſen verehrt, die ihn immer vor Augen hat, und ſich vor ihm beugt: ſo kann über die Unſittlichkeit derſelben keine Frage mehr ſeyn. Kein Menſch ſoll ſich vor dem Andern demüthigen, Keiner ſich von dem Andern Gnade erweiſen laſſen. Das iſt ſchmähliche Erniedrigung der menſchlichen Würde.

3.

Verhältniß des engern geſelligen Verkehrs.

Im engern geſelligen Verkehre vereinigen ſich Menſchen, die durch Gleichheit des Standes, der Ausbildung und der Bedürfniſſe einander verwandt ſind, zum häufigern Umgange, zum freyen Gedankenwechſel

und zum gemeinschaftlichen Genusse des Vergnügens.

Auch dieser Verkehr verdient zu den sittlichen Zwecken der Menschheit gerechnet zu werden. Er befördert das Wohlwollen gegen die Menschheit überhaupt, und weiset ihm eine engere Sphäre an, wo es sich in höherm Grade zeigen kann. Er schwächt den Egoismus, den Stolz und die Heftigkeit aller Leidenschaften. Er nöthigt zu einer gewissen Mäßigung und Ordnung in den Bewegungen des Gemüthes, im Wünschen, Begehren und Handeln. Er duldet keine bizarren Eigenheiten des Charakters, keine Störrigkeit und keinen Querſinn. Er arbeitet der Einseitigkeit und allen Vorurtheilen entgegen. Er befördert die Aufklärung des Verstandes, vorzüglich in denjenigen Dingen, welche das practische Leben zunächst berühren. Er verfeinert die Sitten, und bringt in alle übrigen Verhältnisse mehr Feinheit, Anmuth und Delicatesse. Wer an ihm Theil nehmen will, darf kein roher, ungezogener Mensch bleiben; es sey denn, daß er unter rohen und ungezogenen Menschen lebe, wo freylich der gesellige Verkehr eher ein Uebel als ein Gut genannt werden muß. Er führt die reizenden Vergnügun-

gen herbey, und verſchönert diejenigen, welche man wohl allein haben könnte, durch die allgemeine Mittheilung der frohen Stimmung, durch das Beſtreben jedes Einzelnen, ſie zu vermehren, und durch den größern Reichthum von Unterhaltungsmitteln, welche ſich hier vorfinden.

Daher iſt es Pflicht eines Jeden, der dazu Gelegenheit hat, an dieſem geſelligen Verkehre Theil zu nehmen. Er iſt es ſich ſelbſt und Andern ſchuldig. Der würde weniger wirken, ſich in mancher Verkehrtheit beſtärken, und an Humanität ſehr verlieren, der ſich davon ausſchließen wollte.

Nur das könnte eine Ausnahme machen: wenn jemand ganz von allen gebildeten Menſchen abgeſchnitten lebt; wenn ſich mit den Menſchen, die ihn umgeben, nichts anfangen läßt, und der Umgang mit denſelben für ihn mehr Quälerey als Unterhaltung iſt; wenn die Geſellſchaften, die er Gelegenheit hat zu beſuchen, ſich durch Einſeitigkeit, Rohheit oder Geiſtloſigkeit auszeichnen, ſo daß er darin nicht allein eine traurige Rolle ſpielen, ſondern noch dazu ſeine Ehre auf das Spiel ſetzen müßte; oder wenn irgend ein beſchränkter Geiſt, ſey er ein Zunftgeiſt, ein Kaufmannsgeiſt, ein

Geiſt der Kleinigkeitskrämerey, oder was für einer, in denſelben ſo herrſcht, daß er ihnen gar keine intereſſante Seite abgewinnen kann.

Wo ſich indeß noch etwas aus dem geſelligen Weſen machen läßt, da iſt es vorzüglich Pflicht des Gebildeten, ſich desſelben anzunehmen. Er kann ſich dadurch hohe Verdienſte um die Geſammtkultur ſeines Ortes erwerben, und einen beſſern Geiſt nicht bloß in die Geſellſchaften, ſondern in das ganze Leben einführen. Er ſey bemüht, feinere Bedürfniſſe zu wecken, Kenntniſſe zu verbreiten, auf beßre Vergnügungen aufmerkſam zu machen, und die geſellige Verbindung dem Ideal derſelben immer näher zu bringen.

Zum Ideal derſelben gehört aber vorzüglich ein gebildeter Geiſt bey allen Theilnehmern, eine freye Mittheilung allgemein intereſſanter Gedanken, Mannichfaltigkeit und Feinheit der Unterhaltung und Vergnügungen, ſo daß ein Jeder ſeine Rechnung dabey findet, möglichſt genaue Vereinigung des Nützlichen, Wahren, Schönen und Guten mit dem Angenehmen, leichter fröhlicher Wechſel der Vorſtellungen und der Gefühle, allgemeines Wohlwollen, und ein anſtändiger, edler Ton unter den Intereſſenten. Je reiner und umfaſſen-

der hier ſchöne Menſchlichkeit, heitres Geiſtesleben und Vielſeitigkeit und Würde der Genüſſe ſich findet: deſto näher kommt die Geſellſchaft ihrem Ideale.

Die Hinderniſſe eines ſolchen geſelligen Verkehrs ſind: Eigendünkel, der ſich nicht gemein machen will; Stolz, der ſich über alles erhebt; Tadelſucht, die, im Gefühle eigener Weisheit, zu allem den Kopf ſchüttelt; Trübſinn, deſſen größte Luſt es iſt, im Stillen Grillen zu fangen; Eigenſinn, der ſich zurück zieht, weil er ſich nicht in die Menſchen fügen kann; Ueberſpannung, die das gewöhnliche Treiben der Welt zu trivial findet; und die Unfähigkeit, ſich in der Geſellſchaft zu benehmen und zur Unterhaltung derſelben etwas beyzutragen.

Die pflichtmäßige Geſinnung, welche ſich auf das engere geſellige Leben bezieht, heißt Geſelligkeit.

Die echte Geſelligkeit iſt nicht natürliche Neigung zum Umgange mit Menſchen, nicht Bedürfniß der gemeinen Sympathie, nicht ein aus Geiſtesarmuth entſtehender Hang zu denjenigen Zerſtreuungen, die man allein in der Geſellſchaft findet. Sie iſt auf ſittliche

Principien gegründet, und durch ſittliche Principien eingeſchränkt.

Der geſellige Menſch achtet die Menſchen und die Verbindung, worin er mit ihnen ſteht; darum erkennt er dieſe Verbindung gern an, und hält ſich gern zu ihnen. Er ſchätzt jedes Mittel der eignen Bildung und des wohlthätigen Wirkens auf Andre. Er iſt gern froh, um ſich zur Arbeit zu ſtärken, und verbreitet gern überall Freude; darum miſcht er ſich gern in die Zirkel, wo man bildet und gebildet wird, wo man gibt und empfängt; aber nur dann und in ſo fern, als er dadurch nicht an andern und höhern Pflichten gehindert wird.

Der Hauptzug in der moraliſchen Geſelligkeit iſt Leutſeligkeit. Der Leutſelige geht gern mit Menſchen um, weil er alle, den einen freylich mehr, den andern weniger, achtet. Er iſt bereit, Jedem Gehör zu geben und zu antworten, der etwas Vernünftiges vorzubringen hat. Daß er dem Narren Rede ſtehe, kann niemand von ihm verlangen. Er fügt ſich in die Schwächen Andrer, und läßt ſich zu ihrem Standpuncte herab. Er läßt Keinem ſein Uebergewicht fühlen, und ſucht Jeden zu erfreuen und Jedem zu nützen. Er vergißt in der Geſellſchaft ſeinen höhern Rang

im bürgerlichen Leben, und will hier nicht mehr ſeyn, als gebildeter Menſch. Er beweiſt Jedem das Vertrauen, das ihm gebührt. Er nähert ſich Jedem, ſo weit er kann. Er ſchließt ſich von nichts aus, woran Alle Theil nehmen, wenn es nicht unanſtändig oder läppiſch iſt. Er macht Jedem den Zugang zu ſich leicht. Er kommt dem Schüchternen entgegen, und iſt gegen Jeden freundlich.

Daher iſt auch Heiterkeit ein weſentlicher Beſtandtheil der Geſelligkeit. Nur ſie lehrt uns an den Menſchen Gefallen finden, und ihnen herzliches Wohlwollen zeigen. Nur der, welcher ſelbſt heiter iſt, kann zur allgemeinen Heiterkeit etwas beytragen. Freylich iſt es unmöglich, immer eine gleichmäßige Fröhlichkeit bey ſich zu unterhalten. Wer möchte den Einfluß aller verſtimmenden Umſtände abwehren? Um ſich zu erheitern, ſucht man ja die Geſellſchaft. Aber nie darf ſich doch das Gemüth ganz verdüſtern, und wenn nichts Beſonderes uns drückt, iſt es Pflicht, das Andern zu gewähren, was wir von ihnen zu empfangen wünſchen.

Der geſellſchaftliche Verkehr ſoll ſo geführt werden, daß er möglichſt gut beziehe, ſeinen

Zweck immer mehr erreiche, und daß er der Achtung und Liebe entspreche, die wir uns selbst und Andern, vorzüglich in engern Verhältnissen, schuldig sind. Diese Principien bestimmen die Umgangstugenden, wohin Bescheidenheit, Wohlanständigkeit, Artigkeit und Anstand, die Höflichkeit, der gute Ton und die feine Lebensart gehören.

Die Bescheidenheit soll dasjenige Hervordrängen unsrer Selbstheit verhüthen, welches diese, zum Nachtheile Andrer, die auch etwas gelten wollen, überall an die Spitze stellen möchte, und dadurch den freyen Wechsel des Verkehrs hindert.

Der Bescheidene macht keine Ansprüche; er nimmt sich, wenn er auch Vorzüge hat, deßwegen nichts vor Andern heraus; er redet, so lange er es vermeiden kann, nie von sich selbst, und läßt die vortheilhafte Meynung, welche er von sich hat, nie laut werden. Er spricht nicht entscheidend. Er begehrt nicht das Wort zu führen oder den Ton anzugeben.

Selbst des echten Verdienstes schönster Schmuck ist Bescheidenheit. In dieser Hülle wird es am sichersten erkannt und geehrt; da hingegen der Unbescheidene, wenn er gleich

wirklich Verdienſte beſitzt, den Verdacht gegen ſich hat. Die Unbeſcheidenheit iſt immer entweder mit Dünkel oder mit Eitelkeit gepaart. Froh lebt es ſich unter Beſcheidenen, wo jeder nicht mehr gelten will, und jeden Andern ſo viel gelten läßt, als er kann. Eine Verbindung, die aus lauter Anmaßenden beſteht, muß ſich ſchnell auflöſen.

Die **Wohlanſtändigkeit** vermeidet alles, was gegen die gute Sitte iſt, was von Niedrigkeit der Herkunft oder der Denkart zeugt, worin rohe Begierden ſchamlos hervorbrechen, was ſich für unſre Verhältniſſe oder in Beziehung auf die Verhältniſſe derer, mit welchen wir umgehen, nicht ſchickt, — was mithin die Achtung, die wir uns ſelbſt und die wir Andern ſchuldig ſind, verletzen müßte. Sie vermeidet Schmutz in der Kleidung, in der Sprache und in der Aufführung, Nachläſſigkeit und Dreuſtigkeit im Betragen, rohes, ungeſtümes Weſen, ausgelaſſene Luſtigkeit und zweydeutigen Witz. Sie benimmt ſich immer ſo, daß ſie bey gebildeten Menſchen keine widrigen Eindrücke macht.

Feine Wohlanſtändigkeit iſt **Delicateſſe**, die ſich auch dasjenige nicht erlaubt, was nur

von ferne den Geſchmack, das Schicklichkeits- und das ſittliche Gefühl beleidigen könnte.

Unter Menſchen, die den Wohlſtand beobachten, fühlt man ſich immer wohl, und daß man ſich darin wohl fühle, gehört ja mit zu den Zwecken des geſelligen Lebens. Mit Delicateſſe behandelt zu werden, und Andre mit Delicateſſe zu behandeln, das erhebt das Gemüth über das Alltägliche des Weltverkehrs, worin Einer dem Andern ſo bald läſtig wird.

Die Artigkeit geht noch einen Schritt weiter; ſie vermeidet nicht allein das Unanſtändige, ſondern vereinigt auch Anmuth mit dem Betragen. Sanftheit und Güte des Herzens ſcheint aus ihr hervor, und Allem gibt ſie eine ſchöne Form.

Ihr gegenüber ſteht der Anſtand. Wenn die Artigkeit mehr eine weibliche, ſo iſt der Anſtand mehr eine männliche Tugend. Wenn die Artigkeit Sanftheit und Güte verräth, ſo ſpricht aus dem Anſtande Kraft und Würde. Wenn Artigkeit das Herz gewinnt, ſo flößt der Anſtand Achtung ein.

Der Anſtand drückt ſich immer durch etwas Entſchiedenes, Sicheres und Feſtes in unſerm Benehmen aus. Er iſt das Product eines

edlen Selbſtgefühles, und gedeiht nie ohne Selbſtſtändigkeit. Er iſt ein Beweis, daß man ſich und das Weſen achte, gegen welches man ſich mit Anſtand benimmt. Er entſpricht immer dem Zwecke unſrer Handlung, und gibt doch auch der gemeinſten Handlung etwas Edles.

Artigkeit und Anſtand müſſen ſich vereinigen, um dem geſelligen Umgange ſeine Würde und ſeinen Reiz zu bewahren.

Höflichkeit iſt der verfeinerte Ausdruck der Achtung und des Wohlwollens, die wir gegen den Einzelnen insbeſondre hägen, und wodurch wir ſeine Selbſtheit intereſſiren. Der Höfliche zeigt Antheil an den Angelegenheiten Andrer; er iſt aufmerkſam auf die Wünſche und Bedürfniſſe derer, mit welchen er umgeht, zuvorkommend im Dienen, langſam und ſchüchtern im Annehmen von Gegendienſten, ſchonend in ſeinen Aeußerungen, beſcheiden in der Annäherung, ehrerbietig gegen Höhere, er ſetzt Gleiche über ſich hinauf, und beachtet ſorgfältig das ganze Betragen, daß es in nichts beleidigen möge.

Die Geſetze der Höflichkeit ſind theils durch die Natur, theils durch Uebereinkunft beſtimmt. Die letztern machen die Etikette aus.

In der Höflichkeit iſt immer viel künſtlicher Schein und Uebertreibung. Gegen Wenige fühlt man die Achtung und das Wohlwollen, die man im Betragen und in Worten zu erkennen gibt. Aber Niemand wird dadurch getäuſcht, da Jeder weiß, was dergleichen Aeußerungen bedeuten.

Ein gegenſeitiges höfliches Betragen iſt nothwendig, um die Menſchen in derjenigen Entfernung zu halten, und um der Selbſtſucht diejenigen Schranken zu ſetzen, ohne welche der geſellige Verkehr, durch Zudringlichkeit und Anmaßung, bald in wilde Befehdungen gerathen und gänzlich verwirrt werden müßte. Menſchen, die ſich haſſen, werden dadurch gezwungen, wenigſtens äußerlich friedfertig mit einander zu leben. Der Uebermuth wird genöthigt, ſich zu mäßigen, und die ganze gegenſeitige Behandlung wird edler.

Nur dann muß die Höflichkeit als Unredlichkeit getadelt werden, wenn ſie in die Aeußerungen der Achtung und des Wohlwollens eine gewiſſe Herzlichkeit legt, die doch nicht ſo gemeynt iſt; wenn man dem Andern dadurch eine gewiſſe Auszeichnung zu erkennen gibt, während man ihn in der That ſehr gemein hält.

Die rechte Form für die Höflichkeitsbezeugungen zu treffen, iſt Sache des guten Tones, der ſich eben ſo weit von Zudringlichkeit, Treuherzigkeit und Nachläſſigkeit, als von ſteifem Ceremonien-Weſen, wortreichen Complimenten, weitläufigen Umſtänden in der Begegnung und läſtigem Aufnöthigen ſeiner Dienſte entfernt hält.

Jenes könnte man den Studententon, und dieſes den Ton der Kleinſtädter nennen. Jener iſt widerlich, dieſer läſtig.

Der gute Ton ſteht zwiſchen beiden in der Mitte, und verbindet edle Freiheit mit achtungsvoller Rückſicht auf Andre. Gebildete Menſchen treffen ihn von ſelbſt: und gebildete Menſchen müſſen ihn angeben, wenn er in die Etikette eines Ortes oder eines Standes aufgenommen werden ſoll.

Die feine Lebensart gibt allen Umgangstugenden ihre Vollendung. Sie beobachtet nicht allein die Regeln der Beſcheidenheit, der Wohlanſtändigkeit, der Artigkeit, des Anſtandes, und der Höflichkeit, ſondern ſie weiß auch ſonſt überall das Schickliche zu treffen und anzuwenden. Sie bewegt ſich

nicht allein in den Formen der Etikette mit Freiheit und Gewandtheit; sie wird auch da nicht verlegen, wo die Etikette nichts vorgeschrieben hat. Ein gebildetes Gefühl läßt sie überall das Richtige treffen; auch in den verwickeltesten Situationen. Je mehr feine Lebensart in die Gesellschaften kommt, desto schöner und genußreicher wird der Verkehr.

4.
Die Freundschaft.

Unter den Menschen, mit welchen wir gesellig zusammen leben, finden sich immer wieder Einzelne, an die wir uns näher anschließen; entweder weil sie uns durch ihr Aeußeres und durch ihr Betragen interessiren; oder weil sie uns durch Geist und Herz näher verwandt sind, weil wir uns besser mit ihnen unterhalten können, weil wir von ihnen weniger Störung und Eingriffe in unsre Rechte zu befürchten haben; oder weil uns die Gewohnheit stärker an sie fesselt. Diese pflegen wir unsre Freunde zu nennen. Wir gehen mehr mit ihnen um; wir vertrauen ihnen mehr an; wir suchen eher bei ihnen Hülfe, und sind mehr geneigt, ihnen beizustehen. Das Verhältniß, worin wir uns zu

ihnen befinden, mag immer ein freundſchaftliches heißen.

Aber im engern und edlern Sinne dürfen ſie noch nicht unſre Freunde heißen. Die Vernunft hat ein andres Ideal, deſſen Realiſirung ſie uns aufgibt. Innige, volle, feſte Vereinigung der Geiſter und Herzen, um ſich höher zu achten und wärmer zu lieben, als man Andre achten und lieben kann, treues Umfaſſen, um ſich ganz anzugehören, um Freuden und Leiden, Rath und Troſt, Zwecke und Arbeiten mit einander zu theilen, ſich, wenn es nöthig iſt, für einander aufzuopfern, und ſich nie zu trennen: das iſt Freundſchaft im moraliſchen Sinne des Wortes.

Sie hat keinen andern Zweck, als die pflichtmäßigen Geſinnungen und das pflichtmäßige Betragen gegen irgend ein Weſen in einem vorzüglichen Grade beweiſen zu können, in der Verbindung mit welchem alle Selbſtſucht ſich in Achtung und Liebe auflöſt, und das Weſen der Sittlichkeit ſich rein darſtellt. Jeder will dem Andern dienen, ohne an Dienſte zu denken, die er von ihm empfangen wird. Jeder will, daß der Andre ſich ihm immer mehr ergebe, nicht damit er mehr an ihm habe,

und mehr von ihm erwarten könne, ſondern damit er ſelbſt im Stande ſey, ſich wieder feſter an ihn anzuſchließen, und ihm mehr zu leiſten.

Uneigennützigkeit iſt die Seele aller wahren Freundſchaft. Verbindungen, welche man ſchließt, um von einander möglichſt viele Vortheile zu ziehen, verdienen jenen Namen nicht. In ihnen iſt keine Feſtigkeit und keine Kraft. Man ſtößt den Freund von ſich, wenn man ihn nicht mehr brauchen kann, und wird kalt gegen ihn, wenn er auf Beiſtand und Dienſte Anſprüche macht. Verhältniſſe der Art ſind, bei allem äußern Scheine des Wohlwollens, voll geheimer Befehdungen, und löſen ſich frühe auf. In der echten Freundſchaft will Jeder nur geben, und fühlt ſich um ſo glücklicher, je mehr er aufopfern kann.

Außer der moraliſchen Freundſchaft kann man noch unterſcheiden eine äſthetiſche und eine heroiſche.

Die äſthetiſche gründet ſich allein auf natürliche Sympathie. Menſchen, deren Grundſätze, deren Denkart und Empfindungsweiſe mit den unſrigen auffallend zuſammen ſtimmen, die ſich mit uns für dasſelbe intereſſiren, die in unſern Gedankengang leicht

eingehen, und unſre Gefühle leicht aufnehmen, in denen wir das Bild unſers Innern wieder finden, ziehen uns ſtärker an. Wir theilen dieſs ihnen gerne mit, und nehmen gerne an ihrem Zuſtande Antheil. Ihr Wohl und ihr Wehe geht uns nahe, und ihnen zu helfen macht uns Freude.

Allerdings iſt dieſe Freundſchaft etwas Schätzenswehrtes und nicht ohne Mitwirkung des Sittlichen: ſoll ſie aber Würde erhalten, dann muß jene moraliſche Freundſchaft ſich mit ihr vereinigen, und ſie mit ihrem Geiſte beſeelen. Moraliſche Freundſchaft iſt nicht möglich ohne Sympathie; wir ſollen Menſchen zu unſern Freunden wählen, mit welchen wir ſympathiſiren können. Sympathie iſt ein weſentliches Erforderniß der Freundſchaft, aber nicht das Pflichtmäßige, was uns zur Freundſchaft beſtimmen ſoll.

Höher ſteht die heroiſche Freundſchaft, welche aus dem gemeinſchaftlichen Streben nach großen Zwecken entſpringt. Große Zwecke aber ſind ſolche, die ſich über jedes eigennützige Intereſſe erheben, welche zu faſſen, Gemeinſinn oder Patriotismus, welche auszuführen, Enthuſiasmus, Standhaftigkeit und Anſtrengung erfordert wird.

Nur erhabene Seelen ſind einer ſolchen Freundſchaft fähig. In dem Gedanken des Zieles, wovon Beide entflammt ſind, ſchlagen ihre Herzen freudig zuſammen. Was ſonſt zwiſchen ihnen ſteht und ſie trennen könnte, wird vergeſſen über dem, dem ſie ihr Leben geweiht haben. Sie ſind Eins in dem, was ihnen das Heiligſte iſt; ſie glühen von Einer Liebe, und Einer befeuert noch immer mehr den Andern: darum können keine bedeutenden Colliſionen zwiſchen ihnen eintreten. Sie beſtehen zuſammen jede Arbeit; ſie gehen zuſammen in die Gefahr, und tragen gemeinſchaftlich alles Leiden. Jedes Ueberſtandene und Ausgeführte wird ein neues Band ihrer Vereinigung.

Aber auch dieſe Freundſchaft empfängt ihre letzte Weihe von der moraliſchen, und entſpricht nur durch die Verbindung mit dieſer ganz dem Ideale der Vernunft. Auf der andern Seite ſchließt ſie ſich wieder gerne an dieſe an, und trägt ſehr viel zur Erhöhung derſelben bei.

Im vollſten Sinne des Wortes iſt Der mein Freund, der mit mir vollkommen ſympathiſirt, der mit mir für gleiche Zwecke erwärmt iſt und arbeitet, und den ich dabei aus

dem ſittlichen Bedürfniß, ein Weſen ganz achten und lieben zu können, Alles bei mir gelten laſſe.

Eine ſolche Freundſchaft iſt eine wichtige Aufgabe der Vernunft, und ein koſtbares Gut des Lebens. Sie gibt Weite und Höhe des Sinnes, Freiheit und Lauterkeit der Seele. Sie erhebt über Weltſinn und Weltfreude. Sie lehrt alles Gemeine verachten, und befreundet mit allem Edeln und Großen. Sie ſtärkt den Trieb des gemeinnützigen Wirkens. Sie intereſſirt höher für Menſchenwohl. Sie befördert Aufklärung und Selbſterkenntniß, und unterſtützt alle Bemühungen in der Selbſtveredlung. Im Sonnenſcheine der Freundſchaft gedeiht alles herrlich, wodurch man etwas wehrt iſt. Sie gibt dem Leben immer neue Reize, und läßt es auch im Mangel alles deſſen, wornach die Menſchen ſonſt ringen, nicht verarmen. Nichts tröſtet kräftiger im Unglück, als die Theilnahme und der Troſt des Freundes.

Echte Freundſchaft bedarf keiner Vorſchriften der Pflicht; ſie iſt ſich ſelbſt Geſetz. Iſt wechſelſeitige Achtung und Liebe die Seele derſelben: dann wird ſich Keiner etwas erlau-

ben, was die Rechte des Freundes verletzt, und das Bündniß der Seelen zerstört.

Der wahre Freund hüthet sich, daß er nicht aus Mangel an Delicatesse und durch unvorsichtige Aeußerung seiner Fehler in der Achtung des Freundes sinke. Er hat gegen seinen Freund unbegränztes Vertrauen; er schließt ihm sein Inneres auf, und kränkt ihn durch keinen Verdacht. Was ihm gehört, oder ihn interessirt, daran gesteht er dem Freunde sein Recht zu. Mißtrauen besteht nicht allein nicht mit voller Achtung, sondern hebt auch das freundschaftliche Verhältniß selbst auf. Darum läßt er sich auch nicht leicht durch den Schein blenden, der gegen den Freund zeugen möchte, und nur entschiedene Thatsachen, die ein schlechtes Herz verrathen, können ihn zum Bruche bewegen.

Auf der andern Seite sind dem wahren Freunde die Geheimnisse des Freundes heiliger als eigne. Eher gibt er sich selbst Preis, als den Freund. Was dieser ihm anvertraute, kommt nie über seine Lippen. Ueber Mißverständnisse erklärt er sich gegen ihn offenherzig, und sie werden leicht beigelegt. Er vermeidet sorgfältig Alles, was den Freund kränken

könnte. Er ſchont vorzüglich ſeine empfindlichen Seiten, und hat Nachſicht mit ſeinen Schwächen Er ſagt dem Freunde ſeine Fehler, und fühlt ſich nicht gedemüthigt, wenn dieſer auf gleiche Weiſe gegen ihn handelt. Er ſteht dem Freunde überall bei; er wird ſein Retter in der Gefahr, ſeine Stütze und ſein Troſt im Unglück. Er erzeigt ihm ſo viel Gutes als er kann; aber mit dem Zartgefühle, womit der feine Mann immer handelt, welches den Schein des Wohlthuns und des Verdienstmachens möglichſt vermeidet. Er erkennt ſeine Vorzüge mit dem ihnen gebührenden Lobe an, auch dann, wenn er ſelbſt dadurch verdunkelt würde. Freundesehre gilt ihm wie eigne. Er vertheidigt ſie, wo ſie angegriffen wird. Er bleibt dem Freunde treu bis in den Tod, wenn dieſer ſich der nähern Verbindung mit ihm nicht unwürdig macht. Selbſt wenn er ſich von ſeinem Herzen trennte, bleibt ihm das vorige Verhältniß noch ehrwürdig, und nie wird er davon Mißbrauch machen *).

*) Die weitere Ausführung dieſer Ideen findet ſich in des Verf. Reden über wichtige Gegenſtände der höhern Lebenskunſt. S. 297. fg.

5.

Häusliches Verhältniß.

Die allerinnigste Vereinigung des Daseyns hat die Natur selbst dadurch veranstaltet, daß sie zwei Geschlechter geistig und körperlich so für einander organisirte, daß nur in der Verbindung und Wechselwirkung derselben vollkommne Menschheit dargestellt wird. Dem Manne gab die Natur Kraft, Ernst, Festigkeit und Streben, sich nach außen zu verbreiten — dem Weibe Zartheit, Fülle, Fröhlichkeit und Innigkeit, die sich in sich selbst zu verlieren strebt. Im Manne sollte mit der Ehre die Würde, im Weibe mit der Güte die Anmuth herrschen. Des Mannes Blick schaut — und sein Wirken greift um sich her. Des Weibes Blick ist in sein Inneres gekehrt, und in den Kreis, der es zunächst umgibt, führt es die Gestaltungen ein, die es dort vorgebildet findet. Zur Festigkeit muß sich die Zartheit, zur Kraft die Fülle, zum Ernste die Fröhlichkeit, zur Ehre die Güte, zur Würde die Anmuth gesellen; wenn volles befriedigtes Daseyn entstehen soll. Dadurch ist die Liebe der Geschlechter als Sehnsucht nach gegenseitigem Besitze und als Wonne des wirklichen Besitzes begründet.

Die Liebe entſteht, wie die Freundſchaft, aus Sympathie. Sympathie ſetzt Verwandtſchaft der Charaktere, aber auch eine gewiſſe Verſchiedenheit derſelben voraus. Bei vollkommner Gleichheit verlöre die Sympathie alles Intereſſe. Jeder erblickte im Andern nur das Bild ſeiner Selbſtheit; die Luſt, das eigne Leben im fremden zu erweitern und zu erhöhen, worauf es die Natur angelegt hat, ginge verloren.

In der Freundſchaft iſt die Gleichheit überwiegend — darum iſt ſie nur unter Perſonen desſelben Geſchlechts möglich — in der Liebe die Verſchiedenheit — darum findet ſie unter Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte Statt. Der Mann ſucht das Weib, weil er in ihm ein zwar verwandtes, aber doch auch ein Weſen findet, das gerade dasjenige beſitzt, was ihm zur vollen Menſchheit fehlt. Umgekehrt ſo auch das Weib den Mann.

An die Liebe iſt der Geſchlechtstrieb geknüpft, ſo daß es unſittlich iſt, denſelben ohne Liebe zu befriedigen *). Die Liebe ſelbſt iſt gewiſſer Maßen der in das geiſtige Daſeyn

*) Siehe S. 225. u. f.

hincin fortgeführte Geſchlechtstrieb. Von dem Geſchlechtstriebe hängt die Fortpflanzung der Gattung ab. Das neue Weſen iſt eine Frucht des veredelten Triebes.

Die Liebe führt von ſelbſt zur Ehe. Lieben kann und ſoll ich nur Ein Weſen, dieſes aber ganz und ewig. Es beſitzt mein Herz, und iſt Eins mit meinem innern Daſeyn. Auch mein äußeres Daſeyn ſoll mit ihm Eins werden Habe ich dieſes Weſen gefunden, dann ſoll ich mich ihm auch ungetheilt und auf immer hingeben. Ein Vertrag, der mich nur auf eine gewiſſe Zeit, und mit gewiſſem Vorbehalt an dasſelbe knüpfte, iſt der Natur der Liebe entgegen. Es ſoll Alles mit mir theilen, Namen, bürgerliche Exiſtenz, Rechte, Vermögen und Schickſale — wie ich Alles mit ihm. Wie könnte ich auch das Schlechtere zurück behalten, da ich das Beſſere, mein Inneres, hingab? wäre dieſes nicht freventliche Selbſtentwürdigung?

Die Ehe iſt Wille der Natur und der Vernunft, daher eine ſittliche Aufgabe. Die Liebe, welche die Natur weckt, wird von der Vernunft als ein heiliges Gut erkannt; weil

ſie die innigſte Vereinigung ſtiftet, und den Egoismus ſchon auf dem Gebiete der Sinnlichkeit vertilgt. In der Liebe iſt Uneigennützigkeit, und zur Uneigennützigkeit will die Weisheit den Menſchen bilden. Wer Ein Weſen liebt, realiſirt doch an dieſem Einen Weſen das ganze Gebot und den ganzen Zweck der Tugend. Im Sonnenſchein der Liebe gedeihen die meiſten andern Tugenden, Sanftmuth und Demuth, Wohlwollen und Herzlichkeit, Mäßigung und frohes Wirken; in ihm blühen freudig des Lebens ſchönſte Genüſſe. Sanfte Menſchlichkeit iſt die Frucht der Liebe und Religioſität ihre Freundin.

Da nun der Bund der Liebe allein in der Ehe ganz realiſirt wird: ſo iſt auch dieſe für einen Zweck der Vernunft zu halten. Nur in der Ehe kann der Geſchlechtstrieb auf eine vernünftige Art befriedigt werden, und ohne Entehrung. Nur unter der Pflege engverbundener Aeltern im häuslichen Kreiſe entwikkelt ſich glücklich die Menſchheit im jungen Menſchen, dem die Liebe das Daſeyn gab. Nur hier iſt eine zweckmäßige und wohlthätige Erziehung, die nichts verkennen und verwildern läßt, aber Geiſt und Herz mit gleicher Sorgfalt umfaßt, möglich.

Aber darum iſt Fortpflanzung des Geſchlechtes doch nicht Zweck der Ehe; ſonſt würde folgen, daß man ſich, um das Geſchlecht fortzupflanzen, auch ohne Liebe verehelichen dürfe. Ehe ohne Liebe iſt Verſündigung an der Natur und Vernunft, grobe Entweihung der menſchlichen Natur, und faſt der Hurerey gleich.

Die Erweiſung der Liebe iſt der Zweck der Ehe, wenn anders bei einer Sache, die ſich, wo Liebe iſt, von ſelbſt macht, noch von einem Zwecke die Rede ſeyn kann. Die Fortpflanzung ſoll nur als Folge der Liebe gewollt werden.

Eine Ehe aus wahrer Liebe (nicht aus ſinnlicher Luſt) unter Umſtänden, welche die Fortpflanzung unmöglich machen, iſt allerdings ſittlich rechtmäßig.

Wenn gleich die Ehe von der Vernunft als Zweck der Menſchheit erkannt wird: ſo kann man ſie doch nicht als unbedingte Pflicht anſehen. Keine Ehe ſoll ohne Liebe ſeyn. Liebe aber läßt ſich nicht erzwingen. Die Pflicht gebeut hier nur: daß man die Empfänglichkeit für Liebe in ſich bewahre, und gegen den anwachſenden Egoismus vertheidige; daß man ſich bemühe, ein Weſen zu fin-

den, dem wir uns ganz hinzugeben vermögen, und das die Bedürfniſſe unſers Herzens zu befriedigen weiß, daß wir uns, wenn wir dieſes Weſen gefunden haben, nicht durch übertriebene Bedenklichkeiten oder durch Liebe zu einem unabhängigen Leben abhalten laſſen, mit demſelben in das innigſte Verhältniß zu treten.

Freylich machen die Unmöglichkeit, zum Beſitze des Geliebten zu gelangen, Pflichten, die man ſeiner Familie zu erfüllen, weſentliche Dienſte, die man der Menſchheit zu leiſten hat, und die ſich mit dem Leben in der Ehe nicht vertragen, wie der Mangel an einem hinlänglichen Einkommen, auch hier wieder Ausnahmen. Selbſt für den, der wirklich liebt, iſt die Ehe bloß in ſo fern Pflicht, als ihm ſeine übrigen Verhältniſſe dieſelbe geſtatten. Aber der iſt ein Unwürdiger, welcher, bey wirklicher Liebe, aus Nachgiebigkeit gegen ſelbſtſüchtige Begierden nicht in die Ehe treten will.

In der Ehe ſoll keiner herrſchen. Nur die Liebe ſoll das Regiment führen — und unter denen, die ſich lieben, ſoll vollkommne Gleichheit ſeyn. Der beſte Rath werde immer ausgeführt, ohne Rückſicht darauf, wer

ihn gegeben hat. So fügt es auch die Liebe von selbst.

Wenn der Mann dasjenige besorgt, was Stärke, Festigkeit, tiefschauenden Blick und denkenden Ernst fordert: so fällt dem Weibe das zu, wozu Klugheit, Innigkeit und Sinn für Ordnung und Schönheit gehören. Wenn der Mann das Geschäft führet: so schlichtet das Weib das Hauswesen. Wenn der Mann für den Erwerb sorgt: so sorgt das Weib für die Verwendung. Wenn der Mann dem Weibe Unterhalt verschafft: so erfreut das Weib sein Daseyn. Wer kann sagen, daß hier Einer über den Andern herrsche? Ist hier nicht vielmehr überall harmonisches Zusammenwirken?

Die Ehe soll nicht gebrochen werden. Die Gatten haben sich einander ganz ergeben. Keiner will für einen Andern als für den Gatten leben, wie dieser für keinen Andern als für ihn lebt. So ist es durch die Natur der Liebe bestimmt. Wer dagegen handelt, verletzt nicht allein die Rechte des Gatten, wovon eigentlich in der Ehe nicht die Rede seyn sollte; er versündigt sich an der Würde der menschlichen Natur, und bringt

die traurigſte Zerrüttung in das häusliche Leben.

Hat man den Gatten einſt wirklich geliebt (und nicht eher ſoll man in das Bündniß eingehen, als bis man feſt überzeugt iſt, daß man ihn liebe): dann kann nur unordentliche Sinnlichkeit und ſtrafbarer Wankelmuth dieſe Liebe einem Andern zuwenden. Auf jeden Fall hätte Achtſamkeit auf ſich ſelbſt und frühe Beherrſchung der Einbildungskraft das verhüthen ſollen.

Das Weib, das, während es den Gatten liebt, einem Andern ſeinen Körper zur gemeinen Luſt überläßt, fehlt gegen den Gatten, den es einzig mit allen Erweiſungen ſeiner Liebe beglücken ſollte, und würdigt ſich ſelbſt auf das ſchnödeſte herab; indem es den Geſchlechtstrieb ohne Menſchlichkeit befriedigt.

Die Ehe ſoll auch nicht getrennt werden. Die Liebe kann ſich nur auf immer vereinigen; ohne Liebe aber ſoll keine Ehe ſeyn. Ehe ohne Liebe iſt ſelbſt ein unmoraliſcher Zuſtand. Ehen, die die Liebe knüpfte, werden ſich nie aufzulöſen begehren, außer in dem Falle, wo die Liebe wieder verſchwand. Dies iſt aber immer die Schuld der Gatten und Folge eines pflichtwidrigen Verhaltens.

Echte ſittliche Liebe läßt den Menſchen nie ſchlecht und dadurch der Liebe unwürdig werden. Das Weib, das den Mann liebt, wird, aus Liebe zu ihm, gut bleiben, und durch Liebe ſeine Güte bewahren. Gatten, die einander lieben, werden immer darauf denken, ſich gegenſeitig zu beſſern, und im reichſten Maße zu beglücken; ſie werden ſich durch eine kluge ökonomiſche Einrichtung gegen Sorgen ſichern; ſie werden ſich vor Allem hüten, wodurch ſie einander mißfällig werden könnten; ſie werden keine andere, der Liebe gefährliche, Leidenſchaft in ſich aufkommen laſſen, jeder Art von Mißhelligkeit vorbeugen, und ihr Glück, ſo weit als möglich, von der Welt entfernt halten.

Von Pflichten weiß die Ehe nichts: denn die Liebe bedarf keiner Nöthigung. Was hier zu fordern iſt, leiſtet ſie von ſelbſt. Nur die Klugheit mag ihr rathen.

Geiſtiger Inſtinct feſſelt die Eltern an ihr Kind. Die Liebe, welche ſie gegen einander haben, fließt natürlich auf das Weſen über, das dieſer Liebe ſein Daſeyn verdankt, und das ſie als Frucht und Pfand dieſer Liebe betrachten. Liebe lehrt ſie, durch Pflege und Erziehung des Kindes Wohl zu beſorgen. Die

Vernunft erhebt dieſe Liebe zu einer ſittlichen Maxime, indem ſie dasjenige Verfahren als Pflicht vorſchreibt, was die Liebe der Aeltern ihnen empfiehlt und erleichtert.

Der Menſch ſoll Unterhalt finden, den er ſich ſelbſt noch nicht verſchaffen kann; Körper und Geiſt ſollen ſich entwickeln, wozu es des zweckmäßigen und abſichtlichen Einwirkens von außen bedarf; er ſoll zu einem ſittlichen Weſen hinan reifen, das ſich einſt ſelbſt beſtimme und freye Würde behaupte. Was verdient mehr allgemein gebilligt zu werden, als daß ihm diejenigen dazu behülflich ſind, die ihm das Daſeyn gaben, und die ſchon von Natur die ſtärkſte Zuneigung zu ihm fühlen?

Die Vernunft gebeut aber auch, der Liebe zu dem Kinde eine vernünftige Richtung zu geben, daß durch ſie ſich in ihm herrliche Menſchheit entwickele.

Sollte es Aeltern an aller natürlichen Liebe zu ihrem Kinde fehlen; oder ſollte die Liebe zu dem Einen Kinde ſie gegen die andern parteyiſch machen: ſo würde hier die nöthigende Pflicht eintreten, und ſie in dem Einen Falle zur Pflege und Erziehung überhaupt, in dem andern zur gleichmäßigen Vertheilung ihrer Liebe unter alle anhalten.

Auf der andern Seite ist die Anhänglichkeit der Kinder an die, welche sie pflegten, sie erzogen und sich für sie aufopferten, eben so natürlich, und wird nicht weniger von der Vernunft als eine pflichtmäßige Maxime dargestellt. Wo soll man Liebe suchen, wenn nicht da, wo sie auf alle mögliche Weise erleichtert wird, wo man immer von Liebe umgeben war, und die rührendsten Beweise von Liebe empfangen hat?

In dem Verhältnisse des Kindes zu seinen Aeltern findet die Dankbarkeit ihre rechte Sphäre. Wenn der gewöhnliche Wohlthäter mir nicht mehr ist, wie jeder, der Andern Gutes thut: so sollen Aeltern mir mehr seyn, weil sie mir nicht bloß wohlthaten, sondern mich auch innigst liebten, und mich gewissermaßen in ihr Leben aufnahmen. Ihnen soll ich Liebe mit Liebe vergelten; sie soll ich pflegen und versorgen, wenn sie es selbst nicht mehr können: und ihnen soll ich so viel Freude machen, als in meinem Vermögen steht.

Kindlicher Gehorsam und kindliche Unterwerfung sind Bedingungen, ohne welche keine Erziehung möglich ist. So gewiß die letztere zu den wesentlichen Zwecken

der Menſchheit gehört: ſo gewiß fordert die Pflicht die erſtere.

Auch Geſchwiſter verknüpft natürliche Liebe, welche die Pflicht heiligt.

*) Ich könnte über das häusliche Verhältnis mich hier um ſo füglicher auf das Allgemeine beſchränken, da ich dieſen Gegenſtand ausführlich behandelt habe in der Schrift: Euphranor. Ueber die Liebe, im zweyten Bande (Eiberfeld und Leipzig bey Büſchler 1806), aus welchem vorzüglich das vierte Buch hierhin gehört.

Zweytes Buch.

Von der Religioſität.

Zweytes Buch.

Von der Religiosität.

Die Moralität ist der Inbegriff derjenigen Gesinnungen und Maximen, welche der Achtung gegen das Gesetz der Vernunft, in Beziehung auf die Menschheit, angemessen sind. Dieses Gesetz in seinem Verhältnisse zur menschlichen Natur führt zur Idee des höchsten Willens, in welchem es als Vorschrift für alle vernünftigen Geister enthalten und realisirt ist, und der, nach demselben, den Zweck der Menschheit, in Uebereinstimmung mit den freien Bemühungen der Vernünftigen, in der Welt realisirt — zur Idee der Gottheit, die wir als heiliges Wesen und als Princip der moralischen Gesetzgebung und der moralischen Ordnung zu denken haben.

Nach dieser Idee gebietet die Vernunft unsre Gesinnungen und Maximen zu bestimmen. Dem heiligen Willen gebührt die Achtung, welche dem sittlichen zukommt, im höchsten Grade: und wenn dieser Wille allmächtig im Weltall herrscht, dann ist es auch vernünftig, ihn durch unbedingtes Vertrauen zu ehren. Der Inbegriff der Gesinnungen und Maximen, welche durch die Idee der Gottheit bestimmt sind, heißt Religiosität oder Frömmigkeit.

Religiosität gehört wesentlich zur Moralität — nicht allein dadurch, daß sie in den moralischen Anlagen der menschlichen Natur ihre Quelle hat, sondern auch dadurch, daß sie das sittliche Verhalten beseelen muß, wenn dieses ein freudiges, standhaftes, mit sich selbst und mit dem ganzen Interesse der Menschheit übereinstimmendes werden soll.

Die Ausübung der Tugend gewinnt mehr Kraft und Leben, wenn sich in ihr das Herz, anbetend und voll heiliger Scheu, zum vollkommensten Wesen erhebt, und der Gedanke an dieses Wesen uns dabei immer gegenwärtig bleibt.

Mit wahrem unbesiegbarem Muthe für den Zweck der Menschheit, und an eigner Bildung

zu arbeiten, iſt nur dann möglich, wenn uns der Glaube erfüllt, daß dem Sittlichen in uns durch eine höhere Macht das Phyſiſche außer uns unterworfen werde. Die Weisheit des Lebens iſt da erſt vollſtändig, wo Religioſität das Gemüth der Tugend weiht, und wo im frohen Glauben an Gott alles Gute geübt wird.

Religioſität ſoll ſich im ganzen Leben durch treue und hoffnungsvolle Pflichterfüllung zeigen. Sie hat aber außerdem noch gewiſſe eigne Erweiſungen, in welchen ſie ihr Weſen ausdrückt. Ein Gemüth, das von der Idee des Höchſten ganz durchdrungen iſt, wird dieſes auch in beſondern Aeußerungen zu erkennen geben. Unwillkührlich geht das Innerliche in das Aeußerliche über, und ſtellt ſich in entſprechenden Zeichen dar. Was uns ſelbſt erwärmt und beſeligt, das ſuchen wir auch Andern mitzutheilen, daß es ſie erwärme und beſelige. Dadurch iſt der Unterſchied zwiſchen innerer und äußerer Religioſität beſtimmt.

Aeußere Religioſität ohne innere hat gar keinen Wehrt. Nur der Aberglaube kann ſich einbilden, daß Worte und Zerimonien noch in einer andern Hinſicht, als in wie fern in

ihnen das Herz ſpricht, wichtig ſeyen. Nur der Wahn, als ob man ſich bei dem höchſten Weſen durch Ehrenbezeugungen beliebt mache, kann uns in der ängſtlichen Aufmerkſamkeit auf einen willkührlich vorgeſchriebenen Kultus etwas ſuchen lehren.

Echte innere Religioſität geht aber auch unvermeidlich in äußere über. Und wo ſie das nicht thut, da fehlt es ihr auch gewiß noch an der Kraft, die alle entgegen ſtehenden ſinnlichen Antriebe beſiegen könnte.

Die wahre Religioſität iſt, ihrem Weſen nach, ein Product der moraliſchen Natur, obgleich das Gebiet derſelben weiter geht, als das Gebiet der letztern. Und darin beſteht ihre Reinheit, daß die Geſinnungen, welche ſie gegen das höchſte Weſen hägt, durchaus moraliſch ſind, d. h., ſo wie ſie dem Begriffe der höchſten Sittlichkeit und der Forderung der Vernunft, daß der Zweck der Menſchheit realiſirt werde, entſprechen.

Die Religioſität bezieht ſich eben ſo auf einen religiöſen Sinn, wie die Moralität auf das moraliſche Gefühl. Und wie die Moralität nur dann eine reine iſt, wenn ſie durch das ſittliche Gefühl, und nicht durch ſinnliche Antriebe bewirkt wird: ſo iſt auch

die Religioſität nur dann rechter Art, wenn der religiöſe Sinn, und nicht ſinnliche Bewegungen des Gemüthes, in ihr herrſchend iſt, und wenn dieſer Sinn nicht bloß müßige Empfindung bleibt, ſondern in der Geſinnung thätig wird.

Von der echten Religioſität iſt daher zu unterſcheiden, die ſinnliche, welche entweder eine eigennützige oder eine äſthetiſche iſt.

Die eigennützige Religioſität betrachtet die Gottheit, als allmächtiges Weſen, bloß in ihrem Einfluſſe auf phyſiſches Wohl und Wehe. Ihre Stimmung iſt Furcht oder Hoffnung. Sie dient Gott, wie man Menſchen dient. Sie buhlt um ſeine Gunſt; ſie will ſeine Strafen abwenden, und ſich ſeiner Gnade verſichern. Je nachdem ſie dabei mehr oder weniger aufgeklärt iſt, hofft ſie ihren Zweck entweder durch Befolgung des moraliſchen Geſetzes, oder durch die Beobachtung willkührlicher Statute zu erreichen. Nur beim gröbſten Aberglauben ſinkt ſie zur Theurgie, d. i., zu Verſuchen, auf Gott einen phyſiſchen Einfluß zu gewinnen, herab.

Die äſthetiſche Religioſität iſt auch ein Product der Sinnlichkeit, aber in ihren

feinern Trieben und durch Phantasie vergeistigt, und zeigt sich entweder als Zuneigung, Dankbarkeit und Freude, bewirkt durch die Betrachtung des Angenehmen und Nützlichen in der Welt, und durch süßliche Vorstellungen von der Güte Gottes, die man sich ohngefähr so denkt, als wenn ein Mensch ein weiches Herz hat; oder sie zeigt sich als ein sinnliches Wohlgefallen an Gott, welches daraus entsteht, daß man denselben nach seinen Neigungen gestaltet, und ihn entweder unter Bildern vorstellt, die diesen Neigungen schmeicheln, oder ihn sich selbst gleichförmig macht. Auch darin kann man sich verirren, bis zu dem Wahne, mit der Gottheit in physischer Gemeinschaft zu stehen, und von ihr unmittelbare Eindrücke im Innern zu haben, welches im Theoretischen der Charakter der Schwärmerey, und im Praktischen der Charakter des Mysticismus ist.

In diesem Allem wird der moralische Gehalt der Religiosität entweder gänzlich erstickt, oder so in das Sinnliche hinab gezogen, daß darüber der eigentliche Geist derselben verloren geht.

Nur sinnliche Religiosität kann in Fröm-

meley und Bigoterie ausarten. In der Frömmeley ſinkt alles Ernſte und Große der Religioſität zum Kleinen und Bedeutungsloſen herab. Sie ſpielt mit Gefühlen, mit Worten und mit Gebräuchen. Ueberall ſind es Aeußerlichkeiten und Nebenſachen, worin ſie ſich verliert, während ihr das Weſentliche aus den Augen verſchwindet.

Der Frömmler kennt nicht die Empfindungen der wahren Verehrung und Demuth; deſto mehr Gewandtheit beſitzt er in andächtigen und demüthigen Mienen, Stellungen und Redensarten. Er kennt nicht die erhabenen Gefühle, die den wahren Anbeter Gottes, bei der Betrachtung der Welt, durchſchauern; deſto beſſer verſteht er die Kunſt, mit allerlei Bildern der Phantaſie Tändeley zu treiben. Es kommt ihm nie bei, ſeine Religioſität in Gewiſſenhaftigkeit und Pflichttreue zu zeigen, deſto mehr Genauigkeit aber zeigt er in gleichgültigen Dingen, die das Herkommen oder ein ſtatutariſches Glaubensſyſtem mit der Religioſität in Verbindung gebracht hat.

Uebrigens iſt dieſe Frömmeley entweder eine engherzige — die, bei einer gewiſſen

religiösen Aengstlichkeit, welche aus dem Temperamente kommt, sich nicht zu der wahren Idee der Religion erheben kann — oder eine empfindelnde — die in der Religion nichts als Nahrung für das weiche Herz und die verbildete Phantasie sucht — oder eine heuchlerische, die mit dem Scheine der Religiosität den Schein der Rechtschaffenheit erkünstelt.

Die Frömmeley wird Bigoterie, wenn sich zu ihr grober Aberglaube gesellt, und das ganze Wesen der Religion in das Aeußerliche gezogen, und in statutarischen Dienst Gottes gesetzt wird. Der Bigote ist für sein ewiges Seelenheil, worunter er aber nichts anders, als einen Himmel voll sinnlicher Freuden versteht, mit brennendem Eifer erfüllt, und auf der andern Seite hält ihm seine Phantasie immer die fürchterlichsten Bilder von den Qualen der Gottlosen vor. Die einzige Bedingung, jenes Heil zu erreichen und diesen Qualen zu entgehen, ist ihm blinder Glaube an gewisse Lehrsätze und gedankenlose Beobachtung gewisser Gebräuche; und hierin läßt er es denn auch an nichts fehlen.

In finstern, selbstsüchtigen und beschränkten Gemüthern, wo die Bigoterie am häufig-

ſten entſteht, wird ſie gewöhnlich fanatiſch. Haß gegen anders Denkende, wilde Rachgier, gränzenloſe Verfolgungswuth, und ſchadenfrohes Verdammen ſind dann ihre natürlichſten Aeußerungen.

Mit der Frömmeley können ſich noch ſittliche und echt religiöſe Bewegungen des Herzens vermiſchen. Aber die Bigoterie, auch dann, wenn ſie gutmüthiger Art iſt, ermangelt alles moraliſchen Wehrtes, und muß, weit entfernt, das Gemüth zu veredeln, dasſelbe in jeder Hinſicht ſchlechter machen.

Die echte Religioſität beſteht auch nicht bloß in Gefühlen, wenn dieſe gleich rein ſittlich wären. Gefühle liegen ihr zwar zum Grunde, aber ſie ſelbſt iſt Sache des Willens. Dieſer hat die Gefühle in ſich aufgenommen und gebildet; er hat ſie zu herrſchenden Principien der Geſinnung und des Handelns erhoben. Wo ſie iſt: da beſeelt ſie den ganzen Menſchen; da wird ſie in frommer Thätigkeit wirkſam, und zeigt ſich überall als volles und kräftiges Leben.

Eine erſchöpfende Zergliederung des Weſens der Religioſität muß dieſe in dreifacher Hinſicht betrachten. Es gibt nämlich, zuvörderſt, gewiſſe Geſinnungen, welche

durch die Idee der Gottheit an ſich gefordert werden. Es gibt, zweytens, Geſinnungen und Maximen, welche daraus entſtehen, daß die Idee der Gottheit auf das Leben in der Welt angewandt wird, und unſre Anſicht, Beurtheilung und Behandlung desſelben beſtimmt. Endlich ſoll ſich auch die religiöſe Geſinnung in Rückſicht auf andere Menſchen äußerlich zu erkennen geben. Wir haben demnach zu handeln: 1) von der religiöſen Geſinnung im Allgemeinen; 2) von der religiöſen Geſinnung in ihrer Anwendung auf das Leben; 3) von der religiöſen Geſinnung im Verhältniß zu andern Menſchen.

I.

Religiöſe Geſinnung im Allgemeinen.

Das Erſte, was zur religiöſen Geſinnung erfordert, oder eigentlich bey derſelben vorausgeſetzt wird, iſt der Glaube an Gott, oder die Ueberzeugung, daß ein moraliſches Princip allmächtig im Weltall walte, und darin ſittliche Ordnung bewirke.

Diese Ueberzeugung ist nicht die Sache des speculativen Wissens, und kann daher auch nicht durch theoretische Beweise gegeben werden. Die speculativen Begriffe, die der Grund aller Beweise sind, gehen nicht über die Sinnenwelt hinaus, durch sie wird nur erkannt, was in dem Contexte der Erscheinungen nothwendig ist, nicht aber dasjenige, was, über alle Erscheinungen und alles Sinnliche erhaben, an sich und ewig ist. Die im Bewußtseyn als Identität sich offenbarende allgemeine Form dieser Begriffe aber ist alles Inhaltes entblößt, und führt uns dabey nie aus uns selbst hinaus, daß wir uns einer absoluten Realität derselben versichern können.

So vielfach auch auf dem Boden der Speculation für und gegen das Daseyn eines höchsten Wesens, oder einer letzten Ursache der Welt gestritten wird: für die lebendige Ueberzeugung ist dabei eben so wenig zu gewinnen als zu verlieren. Mag hier der Theist mit siegreichen Waffen fechten: der Scepticismus steht immer wieder gerüstet vor ihm; und nie wird er etwas erkämpfen, was dem Herzen genüge, das religiöse Bedürfniß befriedige und wahrhaft religiöse Gesinnungen

erwecken könnte. Mag auf der andern Seite der Atheist seine Nothwendigkeit oder sein Ohngefähr mit den scheinbarsten Gründen vertheidigen, und noch so viel über das speculative System des Theisten erlangen: die lebendige Ueberzeugung, welche der Religiosität zum Grunde liegt, ist dadurch noch gar nicht angefochten. Die Religion ist etwas ganz anders, als ein speculatives System über das Wesen und den Ursprung der Natur.

Die Ueberzeugung von Gott ist das Product einer unmittelbaren Anerkennung desselben in der Natur und im Gewissen. Das Erhabene verschafft uns die erste Ahnung des übersinnlichen Daseyns in den Ideen, zu welchen es das Gemüth erweitert. Im Schönen finden wir Vereinigung eines überirdischen Wesens mit dem irdischen Stoffe zur herrlichen Gestaltung. Die Verknüpfung der Welt-Erscheinungen und Begebenheiten zeigt die Wirksamkeit eines geistigen Princips in der Natur, dessen Gesetze wir hier freilich nicht erforschen können. Das Sittliche, endlich, führt, durch den Zweck, für dessen Realisirung es uns in Anspruch nimmt, zur Idee eines heiligen Willens, und

einer durch denſelben zu bewirkenden ſittlichen Ordnung.

Aus dieſem Allem aber die Idee der Gottheit vollſtändig zu bilden, das iſt die Sache der Vernunft. Wie dieſe indeß gebildet werde: ſo bald nur jene Anerkennung ihr zum Grunde liegt, iſt auch Religioſität begründet.

Um Gott anzuerkennen, wird daher nichts weiter erfordert, als Gefühl für das Erhabene und Schöne, Sinn für das Wahre und Geiſtige, und ein klares Bewußtſeyn des ſittlichen Weſens und der daraus entſpringenden Bedürfniſſe — mit Einem Worte Entwickelung deſſen, was zu einem echt menſchlichen Daſeyn gehört.

Meynungen, welche auf einem ſpeculativen Räſonnement beruhen, laſſen ſich nicht zur Pflicht machen. Ueber ſie muß der Verſtand richten, und er kann nicht anders entſcheiden, und ſich für nichts andres beſtimmen, als wie und wozu geprüfte Einſicht ihn anleitet. Aber was aus der Natur eines rein menſchlichen Daſeyns unmittelbar hervor geht, das iſt wenigſtens in ſo fern Pflicht, als dieſes Daſeyn ſelbſt Pflicht iſt. Das Weſentliche der religiöſen Ueberzeugung, Verehrung des Heiligen und vertrauensvolles Streben nach

demſelben iſt deswegen in allen äſthetiſch und moraliſch gebildeten Gemüthern, wenn die Ueberzeugung ſelbſt auch, zu ſehr in der Speculation befangen und vom theoretiſchen Syſtem beherrſcht, gehindert würde, ſich als ſolche auszuſprechen. Die Anerkennung eines heiligen Willens in der Natur iſt eben ſo ſehr Sache des Herzens als des Kopfes, und jenes iſt oft dafür entſchieden, wenn dieſer noch von einem Wiſſen feſtgehalten wird, das jener Anerkennung entgegen zu ſtreben ſcheint.

Der theoretiſche Atheismus iſt eine ſpeculative Anſicht der Natur, und bildet die Oppoſition, nicht gegen das Religiöſe, ſondern gegen eine andre ſpeculative Anſicht der Natur. Er iſt ein angebliches Wiſſen, das ſich nicht dem Glauben, ſondern einem andern angeblichen Wiſſen entgegen ſetzt. Der theoretiſche Atheiſt kann durch ſein Herz wohl ein praktiſcher Gläubiger ſeyn, ob gleich nicht mit Worten. Er iſt es gewiß, wenn er die Tugend achtet, und ſein Gemüth in frommer Sehnſucht nach dem Beſſern ſtrebt.

Die eigentliche Oppoſition gegen die religiöſe Ueberzeugung iſt der Unglaube. Der Unglaube läugnet Gott nicht, aber er kann ihn nicht anerkennen, und hat ſeinen Grund: ent-

weder in der mangel- oder fehlerhaften Ausbildung der äſthetiſchen, intellectuellen und moraliſchen Anlagen; oder in der Macht der Sinnlichkeit, die die Empfänglichkeit für das, was nicht ſinnlich iſt, für die Anerkennung eines überſinnlichen Princips zu ſehr ſchwächt; oder in einer unſittlichen Beſchaffenheit des Herzens, wobei man ſich gegen dieſe Anerkennung ſträubt, weil ſie läſtig iſt.

Dieſer Unglaube iſt immer mehr oder weniger verſchuldet, und die Pflicht fordert, auch ſchon in andrer, als in religiöſer Rückſicht, dem, was ihn erzeugt, entgegen zu arbeiten.

Ein vollſtändiger Atheismus, der nicht nur im metaphyſiſchen Sinne einen Urheber und Regierer der Welt läugnet, ſondern das Daſeyn eines geiſtigen und moraliſchen Princips in der Welt für unmöglich erklärt, dem nicht bloß der praktiſche Glaube fehlt, ſondern der den Gegenſtand desſelben ſowohl für den Verſtand als für das Herz weg demonſtrirt, läßt ſich gar nicht denken.

Der religiöſe Zweifel, der oft mit der Gotteslängnung verwechſelt wird, greift entweder die Gründe des theoretiſchen Theiſten an, und dann iſt in ihm wenig Gefahr für den religiöſen Glauben; oder er iſt gegen

die Anerkennung Gottes gerichtet, die er entweder für schwärmerisch oder für unzulänglich zu einer gegründeten Ueberzeugung hält, wo ihn ein gründlicheres Verstehen auf sich selbst und erhöhtes sittliches Interesse zurecht leiten muß; oder er bezieht sich auf gewisse Thatsachen, die mit dem Glauben an ein geistiges und moralisches Princip unvereinbar scheinen, in welchem Falle er sich bescheiden muß, daß die Wege des Ewigen sehr verschieden sind von den Wegen der Menschen.

Der Zweifel der letzten Art hängt sehr von der Stimmung ab, worin man sich befindet, und von den Gedanken, welche gerade in der Seele herrschend sind. Leicht nimmt auch noch auf andre Weise das Herz an demselben Antheil; eine gesunde Verfassung des Gemüthes wird ihn nur in einzelnen Augenblicken aufkommen lassen.

Gott soll anerkannt werden als ein moralisches Wesen; weil es vernunftwidrig ist, einem andern, als einem moralischen Wesen die höchste Majestät zuzuschreiben, und sich einem andern, als einem moralischen Wesen zu unterwerfen. Ueberdem ist es ja auch die sittliche Natur und das sittliche Bedürfniß des

Menſchen, woraus die Idee der Gottheit vollſtändig hervor geht.

Einen unmoraliſchen Gott kann nur ein unmoraliſcher Menſch verehren. In die Idee der Gottheit etwas Unmoraliſches zu miſchen, iſt eine frevelhafte Entweihung derſelben.

Moraliſch iſt deswegen auch das Verhältniß der Gottheit zu dem Menſchen zu beſtimmen. Der Menſch ſoll gegen Gott keine andre als moraliſche Geſinnungen haben, in Anſehung desſelben keine andre als moraliſche Wünſche hägen, und bei ſeinen Gefühlen für Gott alle Einmiſchung roher ſinnlicher Neigungen verhüthen. Ein ſinnliches Schwelgen im Gedanken an Gott iſt daher unſittlich.

Auf der andern Seite ſoll auch der Menſch von Gott kein andres als ein moraliſches Einwirken, d. h. nie ein ſolches erwarten, wobei die Geſetze der Natur aufgehoben, oder die Freiheit des Individuums vernichtet würde.

Der Wahn, daß Gott gegen die Geſetze der Natur wirke, oder andern Kräften dieſes geſtatte, charakteriſirt den religiöſen Aberglauben — ſo wie die Einbildung, daß man unmittelbare Eindrücke von Gott empfangen könne, zum Weſen der religiöſen Schwärmerey gehört, welche überhaupt

in dem Hange beſteht, das Ueberſinnliche, was der Verſtand nicht beſtimmen und begreifen kann, durch Phantaſie zu beſtimmen, und in den Nebel dunkler ſinnlicher Gefühle hinab zu ziehen.

Aberglaube und Schwärmerey ſind übrigens an ſich nicht unſittlich, aber unſittlich ſind gewöhnlich die Quellen, aus welchen ſie entſpringen.

Allerdings iſt es Bedürfniß des Menſchen, ſich die Idee der Gottheit, durch Anwendung menſchlicher Vorſtellungsarten auf dieſelbe, näher zu bringen, und ſie mehr mit ſich zu befreunden. Nur werde dabei die Majeſtät des höchſten Weſens nicht durch etwas ihrer Unwürdiges verletzt; nur wähne man nicht dieſes Weſen ſelbſt ſeiner Natur nach zu begreifen; nur laſſe man Jedem das Recht, diejenigen Vorſtellungsarten zu wählen, die für ſein religiöſes Bedürfniß die genügendſten ſind.

Die Geſinnungen, welche aus der Anerkennung Gottes, wo dieſelbe lebendig wird und auf das Gemüth wirkt, fließen, ſind im Allgemeinen Verehrung Gottes und Vertrauen auf Gott. Jene hat in Gott

das Ideal der Sittlichkeit, das heilige Weſen, dieſe das Princip der moraliſchen Weltordnung vor Augen.

Die Verehrung Gottes befaßt diejenigen Geſinnungen, welche aus dem Gefühle der unendlichen ſittlichen Majeſtät des höchſten Weſens entſtehen. Sie iſt gränzenloſe Achtung. Wir achten alles Sittliche, die Würde der menſchlichen Natur, die Tugend, den Menſchen, der moraliſche Anlage beſitzt, vorzüglich den, der dieſe Anlagen in ſich ausgebildet hat. Die menſchliche Sittlichkeit bleibt indeß immer unvollkommen, darum iſt auch unſre Achtung immer beſchränkt und mit demüthigenden Gefühlen vermiſcht. Dem Weſen aber, deſſen Sittlichkeit unbeſchränkt und vollendet, d. h., Heiligkeit iſt, gebührt gränzenloſe Achtung.

Die Verehrung Gottes zeigt ſich als Ehrfurcht, als Anbetung und als unbedingte Hochſchätzung.

Die Ehrfurcht vor Gott iſt eine negative Tugend — ſie iſt diejenige Geſinnung, welche es uns unmöglich macht, mit dem Gedanken an Gott etwas zu paaren, was der unendlichen Majeſtät Gottes zuwider iſt. Mit der Ehrfurcht vor Gott ſtreitet es, ſich

von ſeinem Weſen und von ſeinen Eigenſchaften unwürdige Vorſtellungen zu machen, ihm Beſtimmungen und Handlungsweiſen beizulegen, welche man ſelbſt für unſittlich oder erniedrigend erkennt.

Unter welchen Bildern und Formen wir uns Gott vorſtellen werden, das hängt freilich größten Theils von unſrer intellectuellen Bildung, von den Bedürfniſſen des Kopfes und von der Stimmung der Phantaſie ab; aber Unſittliches, das man ſelbſt dafür erkennt, kann man ihm nicht zuſchreiben, ohne ſich einer Verſündigung an ſeiner ſittlichen Majeſtät ſchuldig zu machen.

Wer wahre Ehrfurcht vor Gott hat, der muß ihn überall als das heiligſte Weſen denken, und nie etwas in dieſen Gedanken aufnehmen, was ſich mit dieſer Heiligkeit nicht verträgt. Das nicht hinlänglich entwickelte oder verbildete moraliſche Gefühl kann hier zu mancherlei unverſchuldeten Irrthümern verleiten, die mit der Ehrfurcht vor Gott beſtehen können, weil dadurch das Gefühl der moraliſchen Erhabenheit Gottes nicht geſchwächt wird. Man denkt dann nicht eigentlich verächtlich von Gott, ſondern nur fehlerhaft; und es iſt in dieſer Hinſicht Pflicht, ſeine moraliſchen

Begriffe fortdauernd zu berichtigen und zu vervollkommnen. Aber sich Gott mit solchen Bestimmungen zu denken, von deren Unsittlichkeit oder Kleinheit man überzeugt ist, das ist ein offenbarer Beweis von Geringschätzung desselben, und von Geringschätzung der Sittlichkeit, die man dann wissentlich verunstaltet.

Wenn solche unwürdige Vorstellungen von Gott gegen Andre geäußert werden: so ist das Lästerung Gottes, die nur in rohen Gemüthern ihre Quelle haben kann.

Die Ehrfurcht vor Gott untersagt ferner jede unwürdige Stimmung bei dem Gedanken an ihn. Sammlung des Geistes, Ernst, und Entfernung alles Unmoralischen geziemen sich für den, der sich mit dem höchsten und vollkommensten Wesen beschäftigt. Mangel an Ehrfurcht vor Gott verrathen wir: wenn wir, indem wir an Gott denken, unser Gemüth durch sinnliche Gegenstände und Phantasiebilder zerstreuen lassen, oder von diesem Gedanken zu den unbedeutendsten Angelegenheiten übergehen; wenn, indem wir an Gott denken, Leichtsinn in unsrer Seele herrschend ist, daher sich auch der Spott, ob gleich mit ihm nicht die Absicht, das Heilige zu entwürdigen, verbunden ist, durch seine Unanständigkeit,

nicht mit der Ehrfurcht vor Gott verträgt; wenn wir, indem wir an Gott denken, zugleich unsittlichen Vorstellungen und Wünschen nachhängen, oder gar diese Wünsche mit Beziehung auf Gott äußern. Die Ehrfurcht vor Gott soll vorzüglich alle strafbaren Regungen aus unserm Herzen verbannen.

Der Ehrfurcht vor Gott widerstreitet es, den Namen desselben auf eine unwürdige Weise im Munde zu führen, d. h., ihn zu mißbrauchen. Dies geschieht: wenn man ihn bei unwichtigen Veranlassungen nennt, etwa um seine Aussage zu bekräftigen — unbesonnenes Schwören — oder aus einer gedankenlosen, aber von moralischem Stumpfsinn zeugenden, Angewöhnung, oder aus falschem Ehrgeize, um in der Verachtung des Heiligen eine gewisse Stärke der Seele, Erhabenheit über Vorurtheile und Ungemeinheit glänzen zu lassen, während doch diese Verachtung sittliche Schwäche und Mangel an Aufklärung verräth, und in der That sehr gemein ist; wenn man ihn mit Dingen in Verbindung bringt, welche ihn bei Andern herab setzen oder lächerlich machen; endlich, wenn man sich desselben bedient, um unsittliche oder doch bloß sinnliche Zwecke zu erreichen, wie

zur Bekräftigung einer Unwahrheit, zur Erheuchelung eines frommen Scheines, wohin auch die Verbreitung und Begünſtigung entehrender oder unrichtiger Vorſtellungen von der Religion gehört, um Andre deſto beſſer für ſeine Abſichten zu gewinnen.

Die Anbetung Gottes iſt das Poſitive der Verehrung. Sie beſteht darin, daß man die Gefühle, welche die unendliche Majeſtät Gottes hervor bringt, ganz in ſich herrſchen, und ſeinen innern Zuſtand, wie die Aeußerungen desſelben, dadurch beſtimmen läßt.

Der Anbeter Gottes iſt von der Idee des heiligen Weſens und von der Kraft dieſer Idee ganz durchdrungen, und ſein ganzes Betragen zeuget davon, daß dieſe Idee Gewalt über ihn hat. Seine Stimmung iſt nicht vorübergehende Aufwallung, ſondern bleibender Zuſtand, obgleich in Momenten, wo die Idee der Gottheit und ihrer ſittlichen Vortrefflichkeit ſtärker angeregt wird, ſich dies auch durch höhere Wärme und tiefere Bewegung des Gemüthes zu erkennen gibt, welche religiöſe Begeiſterung heißt. So wie der Tugendhafte von einer beſtändigen Achtung gegen das

moralische Gesetz erfüllt ist: so verläßt auch den Religiösen das Bewußtseyn von der unendlichen Vortrefflichkeit Gottes nie ganz.

Die Anbetung Gottes ist daher nicht Anwandlung des Erstaunens, das auch irreligiöse und ruchlose Menschen zuweilen überfällt, wenn die Idee der Gottheit zuweilen eine besondre Klarheit oder ein besondres Leben empfängt, und welches der Natur gleichsam abgezwungen, nicht als freie Gesinnung hervorgebracht ist.

Eben so ist nicht mit ihr zu verwechseln das knechtische Niederwerfen vor Gott, wozu die Furcht vor seiner gränzenlosen Macht schwache Gemüther reizt, und bei welchem das Sittliche in der Idee der Gottheit ganz zu verschwinden pflegt. So stark auch die Gefühle dabei seyn mögen: sie sind ihrer Natur nach unedel, dem Verhältnisse, worin sittliche Wesen zum höchsten Ideale der Sittlichkeit stehen, gar nicht angemessen, und ihnen fehlt, neben dem moralischen, der religiöse Geist. Es wird darin gar keine Rücksicht auf das genommen, was uns Gott verehrungswürdig macht, und es ist darin keine Spur von der Erhebung des Gemüthes, welche in allen religiösen Gesinnungen seyn soll.

Was man in dieser Stimmung, in Beziehung auf Gott, thut, das hat den eigennützigen Zweck, ihn gleichsam zu unserm Vortheile zu bestechen. Die wahre Anbetung Gottes aber ist frei und uneigennützig, die höchste Erweiterung des Herzens.

Noch ist von dieser Anbetung zu unterscheiden die Bewunderung Gottes, welche durch die physische Größe desselben, durch seine gränzenlose Macht und Weisheit in uns hervorgebracht wird, und nicht zu den moralischen Gefühlen gezählt werden kann; ob sie sich gleich leicht mit der religiösen Anbetung vereinigt und dieselbe verstärkt; vorzüglich dann, wenn sie auf das Moralischgroße in der Welt gerichtet ist.

Mit der wahren Anbetung Gottes ist immer religiöse Demuth gepaart, welche in dem, vor Gott geäußerten, Bewußtseyn unsrer sittlichen Unvollkommenheit besteht. Es ist nicht möglich, die moralische Erhabenheit Gottes ganz zu fühlen, ohne dabei in sich selbst zu schauen, und den eignen Abstand von dem Ideale der höchsten Vortrefflichkeit mit Mißfallen zu bemerken.

Diese Demuth ist das Resultat einer richtigen Selbsterforschung. Man weiß dabei

genau, was man Vorzügliches und Fehlerhaftes an sich hat, und verhehlt sich eben so wenig die schon errungene Stärke, als die noch vorhandene Gebrechlichkeit. Der Mensch mit entwickeltem sittlichen Gefühle müßte vergehen im Gedanken der unendlichen Majestät Gottes, wenn er sich dabei nur der Schuld anklagen könnte.

Es wird selbst hohe sittliche Kraft erfordert, um sich vor Gott zu demüthigen; und darum eben erscheint die, mit Demuth verbundene, Anbetung Gottes so erhaben, weil sie, außer der unendlichen Größe Gottes und der eignen Schwäche, doch auch eigne Würde darstellt, worin sich der gebeugte Geist wieder aufrichtet, und sich Gott nahe fühlt.

In der wahren Demuth ist nichts Knechtisches und Furchtsames; sie zeigt sich vielmehr am natürlichsten im freien und muthigen Emporstreben.

Uebrigens ist es nicht allein eine unsittliche, sondern auch eine irreligiöse Maxime, sich selbst recht klein zu machen, damit Gott desto größer werde. Die heuchlerische und eigennützige Demuth, die sich über das anklagt, was man nicht beging, die durch Sündenbekenntnisse Gott zu ehren wähnt, während sie

ihn in der That läſtert, und ſich auf dieſe Weiſe ſeine Gunſt zu erkaufen ſucht, kommt immer aus einem für echte Frömmigkeit verdorbenen Gemüthe. (Ueber die Gränzen der Demuth und ihr Verhältniß zur Selbſtachtung vergleiche man B. I. S. 143 folg.)

Die Anbetung Gottes erhebt ſich, wie das Gemüth, durch öftere Beſchäftigung und durch ſteigende ſittliche Vollkommenheit, ſich immer mehr mit Gott befreundet, zur *unbedingten Hochſchätzung Gottes*, welche die *moraliſch religiöſe Liebe zur Gottheit* iſt, und ſich *als Freude der Anbetung zeigt*.

Wo dieſe Liebe ſich entwickelt hat, da feiert die Seele in der Betrachtung der göttlichen Majeſtät ihre herrlichſten Momente. Wenn das Sittliche gewöhnlich in ſeinem Ernſte das Gemüth niederſchlägt: ſo gewinnt es im Herzen des Frommen, der es in ſein Leben aufnahm, und in ihm das höchſte Gut kennen lernte, eine heitre Geſtalt, und er kann nicht anders, als des Weſens froh werden, das alles Sittliche in ſich vereinigt. Weil er ſelbſt moraliſch denkt, und die moraliſche Geſinnung als das Beſte verehrt, darum wird ihm Gott liebenswürdig und geliebt.

Die Liebe Gottes ist mehr als Lust an der Erfüllung des Gesetzes; sie ist Lust an der Gottheit selbst, als dem realisirten Gesetze, verstärkt durch alles dasjenige, worin die Gottheit sich für die edelsten Bedürfnisse der Menschheit wirksam zeigt.

Sie ist edler als jene sinnliche Zuneigung, welche sich an den Anstalten, die zur menschlichen Glückseligkeit getroffen sind, ergötzt, und oft nicht den mindesten moralischen Gehalt hat. Sie ist auch edler als die mystische Liebe, welche aus einem Gemische dunkler Triebe, durch Phantasie verfeinert, und auf das höchste Wesen gerichtet, entspringt, zuweilen einige moralische Empfindungen in sich aufnimmt, aber doch immer nur den Genuß einer körperlich-geistigen Lust sucht, und daher weder moralischen noch religiösen Wehrt hat.

Die echte religiöse Liebe zum höchsten Wesen ist freilich zum Theil Affect; aber ein Affect, der durch freie moralisch-religiöse Thätigkeit hervorgebracht wird. Was in ihr Affect ist, die Innigkeit und Freude, womit man an Gott hängt, mag sich immer nach der Beschaffenheit des Temperaments richten, und

die Lebhaftigkeit deſſelben in den Frommen ſehr verſchieden ſeyn. Es iſt nicht das Weſentliche. Das Weſentliche iſt die moraliſch-religiöſe Thätigkeit, welche ſich in dem Gedanken an Gott zeigt, und dem Affecte zum Grunde liegt. Dieſe kann Allen in gleichem Maße angeſonnen werden.

Auf den Glauben an Gott, als das Princip der moraliſchen Weltordnung, gründet ſich die Geſinnung des Vertrauens. Dieſer Glaube enthält die Ueberzeugung, daß, wenn wir ſelbſt thun, was unſre Pflicht iſt, auch außer uns, in dem, woran wir ſelbſt nichts vermögen, durch Gott, alles geſchehen werde, was zur Realiſirung unſrer höchſten Beſtimmung gehört. Wird dieſer Glaube in die Maxime aufgenommen: ſo entſteht daraus die ungetheilte und freudige Richtung der Seele auf die Zwecke, welchen man ſeine Thätigkeit gewidmet hat, worin man ſich durch nichts zerſtreut und gehindert findet, weil man weiß, daß alles, was außer der Sphäre dieſer Thätigkeit liegt, auf das Beſte wird beſorgt werden; und das eben iſt das religiöſe Vertrauen.

In dieſem Vertrauen fühlt der Geiſt ganz die Freiheit ſeines moraliſchen Daſeyns und die Kraft desſelben unumſchränkt. Indem er ſich ganz auf ſeine moraliſchen Zwecke concentrirt, kann ihn nichts mehr feſſeln, und nichts ihm in den Weg treten. Alles iſt ſeinem moraliſchen Willen unterworfen; weil dieſer Wille mit dem eins iſt, der die Welt regiert.

Das echte Vertrauen auf Gott ſetzt voraus, daß man ſelbſt thue, was man kann. Es iſt ein falſches und unſittliches Vertrauen, worin der Träge wähnt, die Verſäumniſſe ſeiner Pflicht werden durch die moraliſche Ordnung der Welt gut gemacht werden, was er nicht thun mochte, werde anderwärts, durch höhere Vermittelung, geſchehen; oder worin er ſich geringere Kräfte zuſchreibt, als er wirklich beſitzt, und auf höhern Beiſtand wartet, der in ſeiner Schwachheit mächtig werden ſoll.

Die Regierung der Welt kann die Freiheit der vernünftigen Weſen nicht aufheben, noch von dem entbinden, was in ihre Sphäre gehört. Sie kann nicht in die Selbſtbeſtimmung eingreifen, ſondern nur die äußern Schranken erweitern, und die äußern Bedingungen herbeiſchaffen. Wenn die Religioſität

ſich auf Sittlichkeit gründen muß: ſo iſt ein Vertrauen, welches dieſe beeinträchtigt, offenbar irreligiös.

Das echte Vertrauen auf Gott ſetzt auch voraus unbedingte Schätzung des Guten und Unterordnung aller ſinnlichen Wünſche unter den Wunſch des ewigen ſittlichen Wohles. Es iſt wieder ein falſches Vertrauen, welches von Gott Errettung aus phyſiſcher Noth, oder Gewährung deſſen, worauf die Neigung gerichtet iſt, erwartet. Oft muß ein ſolches Vertrauen getäuſcht werden; weil in einer moraliſchen Ordnung das phyſiſche Ergehen nach den ſittlichen Bedürfniſſen beſtimmt wird, und das Leiden eben ſo wenig als ein unbedingtes Uebel, wie das Glück als ein unbedingtes Gut angeſehen werden kann. Der Fromme hofft bloß, daß das Leiden nie ſeine ſittlichen Kräfte überſteigen, und daß ihm nur dasjenige Glück werde zu Theil werden, was ihm wahrhaft heilſam iſt. Er läßt ſich den Schmerz, wie die Entbehrung der Freude, gefallen, wenn beide von der ewigen Weisheit zur Erreichung des höchſten Zweckes nothwendig gefunden würden. Darum kann nur der moraliſche Menſch, der gegen den höchſten Zweck alles ge-

ring achtet, und bereit ist, für denselben alles aufzugeben, und sich das Härteste gefallen zu lassen, Vertrauen auf Gott haben.

Das Vertrauen auf Gott umfaßt: Ruhe bei der Ungewißheit aller menschlichen Dinge, bei allen Erschütterungen, Umwälzungen und Verwirrungen, die der Lauf der Zeit herbei führt, weil das sein Höchstes nicht antasten, und sich nichts ereignen kann, was dem Interesse dieses Höchsten entgegen wäre — Ruhe, die unbewegt hinschaut auf das Spiel der Umstände, und darin nichts erblickt, als den großen Gang der sittlichen Ordnung; Sorgenfreiheit, in Ansehung dessen, was man bedarf, und was sich künftig etwa ereignen möchte, wenn man das Seinige dazu redlich gethan hat; Muth, der sich der pflichtmäßigen Arbeit freudig weiht, weil ihm nichts begegnen kann, was seinem höchsten Interesse entgegen ist, weil alles ihn dabei unterstützen muß, nichts ihn hindern wird, und selbst das Schrecklichste, was ihn treffen könnte, der Untergang seines physischen Daseyns, ihn nur als sein Bestes trifft;*)

*) Sorgenfreiheit und Muth wurden eben als pflichtmäßige Stimmungen ohne

endlich unbedingte Hingebung an Gott, die sich alles gefallen läßt, was der Rath der ewigen Weisheit beschlossen haben mag, und es sich am wenigsten herausnimmt, ihm Vorschriften zu machen, weil sie sich nicht allein bescheidet, nicht zu wissen, was in der Ordnung des Ganzen das Zuträglichste sey, sondern auch gerne auf das resignirt, was mit dieser Ordnung nicht bestehen kann.

Dem Vertrauen auf Gott stehen entgegen: das thörigte Selbstvertrauen, der Kleinmuth und das Mißtrauen gegen Gott.

Im thörigten Selbstvertrauen glaubt man auch dasjenige leisten zu können, was wirklich über unsre Kräfte geht, und allein durch eine höhere Macht zu bewirken ist. Es entsteht entweder aus Mangel an Bekannt-

Rücksicht auf Religiosität dargestellt. B. 1. S. 435 folg. Religiosität gibt ihnen erst ihre volle Kraft. Vorzüglich setzt der vernünftige Muth (S. 440.) religiöses Vertrauen voraus. Daraus leuchtet wieder ein, wie genau die Moralität mit der Religiosität zusammenhange, und der letztern, zwar wohl zur Bestimmung der einzelnen Pflichten, aber nicht zur Möglichkeit ihrer Erfüllung entbehren könne.

schaft mit sich selbst und mit der Welt, oder aus egoistischem Dünkel, oder aus einem vorübergehenden Enthusiasmus. Die Stimmung, die ihm zum Grunde liegt, ist deswegen zu tadeln, weil es ihr entweder an Religiosität fehlt, oder sie doch, indem sie von der Religiosität abführt, die Selbstsucht vermehrt.

Der Kleinmuth in religiöser Hinsicht ist von dem Kleinmuthe in moralischer Hinsicht (B. I. S. 94.) verschieden. Wie dieser sich selbst wenig zutraut: so wagt es jener nicht, auf das zu rechnen, was doch in seinem Glauben wesentlich enthalten ist. Wenn er auf der einen Seite aus Engherzigkeit, geistiger Schwäche, und daraus, daß man ein zu großes Gewicht auf Erfahrungen legt, die sich mit dem Vertrauen auf Gott nicht scheinen vereinigen zu lassen, entsteht; so ist er, auf der andern Seite, ein Beweis davon, daß es dem sittlichen Gefühle und der religiösen Ueberzeugung noch an Stärke fehlt.

Das Mißtrauen gegen Gott ist der praktische Zweifel, ob Gott auch wirklich das moralische Weltbeste ernstlich wolle, oder ob die Mittel, deren er sich bedient, auch schicklich und angemessen seyen. Es ist die Folge eines unvollständigen religiösen Glaubens.

Das rechte Vertrauen auf Gott erhebt sich in sittlichen Gemüthern zur Freudigkeit, und vereinigt sich dann mit der Anbetung in der moralisch-religiösen Liebe.

2.

Religiöse Gesinnung in ihrer Anwendung auf das Leben.

Wo echte Religiosität in der Seele lebendig ist, da wird sie auch auf das Leben angewendet werden. Dies geschieht dann, wenn wir das Leben und alle Verhältnisse desselben aus dem Gesichtspunkte, den sie uns anweist, betrachten und behandeln. Der religiöse Mensch verehrt nicht bloß Gott als das vollkommenste Wesen und das Princip der sittlichen Ordnung; er bezieht auch alles auf Gott, er beurtheilt alles nach dieser Beziehung, er erträgt und verrichtet alles so, wie es derselben angemessen ist, und erhebt sich oft in andächtiger Betrachtung über die Welt zu Gott.

Die religiöse Gesinnung bezieht, zuvörderst, die Welt und alle ihre Erscheinungen und Ereignisse auf Gott. Der Religiöse glaubt, daß alles Physische von Gott abhänge, und durch ihn bestimmt, und daß selbst die moralischen Handlungen, in ih-

rer Erscheinung, durch ihn beschränkt, und in ihren Folgen durch ihn geleitet werden. Er erkennt darum in allem die Hand Gottes. Er betrachtet die Einrichtung der Welt, und was in ihr geschieht, als Veranstaltung Gottes. Er findet Gott vorzüglich in dem, was durch seine Größe und Trefflichkeit herrlich hervorragt, und wird dadurch begeistert zum freudigen Lobe Gottes.

Er erblickt in dem Menschen das Bild und den Verwandten der Gottheit, und verbindet mit der moralischen Achtung religiöse Wehrtschätzung.

Er billigt alles, was in der Welt geschieht, als Fügung der Gottheit, und vertrauet fest, daß es einen herrlichen Ausgang nehmen werde; wenn er gleich jetzt diesen Ausgang nicht sehen, und überall nur Räthsel oder Verwirrung antreffen sollte. Er schreibt dieses der Beschränktheit seines Verstandes, seinem Mangel an Selbst- und Weltkenntniß und seinem Unvermögen, das Ganze zu übersehen, zu, und hofft, daß sich ihm einst alles auflösen werde.

Am wenigsten erlaubt er sich unbesonnenen Tadel der göttlichen Wege, welcher nie aus einem religiösen Gemüthe

kommen kann, und unterwirft die eigne Einſicht gern einer höhern. Er forſcht den göttlichen Abſichten und Fügungen ſorgfältig nach, damit er Gelegenheit habe, dieſe überall zu zu bewundern. Aber er beſcheidet ſich gerne, es hierin nie zur Vollſtändigkeit zu bringen.

Er behandelt alles mit religiöſem Geiſte, und ſucht die Zwecke Gottes überall zu befördern. Wie aber alles behandelt werden müſſe, und welche dieſe göttlichen Zwecke ſeyen, das ſagt ihm ſein moraliſches Urtheil. Er will damit nichts weiter thun, als was auch ſonſt ſeine Pflicht iſt; aber er thut es mit Rückſicht auf Gott und in der freudigen Anbetung Gottes.

Die religiöſe Geſinnung *bezieht*, zweytens, *auf Gott das eigne moraliſche Daſeyn*, indem ſie das Geſetz der Pflicht als ein göttliches Geſetz verehrt, in die Maxime aufnimmt und befolgt.

Die Tugend des religiöſen Menſchen iſt von ſeinem Glauben beſeelt und durch denſelben beſtimmt, zwar nicht ſo, daß ſie ſich von demſelben neue Vorſchriften geben, oder die Vorſchriften der Vernunft für das Leben dadurch umgeſtalten ließe; aber doch ſo, daß ſie dieſe Vorſchriften mit der Erinnerung an Gott

und seine unendliche Vollkommenheit, mit dem Gedanken, daß man von Gott bemerkt, und durch das Gute ihm wohlgefällig werde, — mit religiöser Weihe des Gemüths erfüllt.

Die Anbetung Gottes geht in der Seele des Frommen in pflichtmäßige Gesinnung und Handlungsweise über, und die pflichtmäßige Gesinnung und Handlungsweise ist hier zugleich Anbetung Gottes.

Die religiöse Scheu, etwas Unsittliches zu denken oder zu thun, ist **Furcht Gottes** — verschieden von dem Affecte, den durch die Vorstellung von Uebeln, die uns von einem Wesen zugefügt werden könnten, angeregt wird. Dieser Affect ist durchaus sinnlich. Er hat, ob er sich gleich auf Gott bezieht, mit einer religiösen Stimmung nichts gemein; die Tugend verunreinigt sich, und die Anbetung Gottes verliert ihre Würde in dem Maße, als er darauf einfließt. Die Verfassung, worin sich der wahre Anbeter Gottes befindet, wenn sich sein Geist zum höchsten Wesen emporschwingt, ist zu erhaben, als daß sich die Vorstellung von physischen Uebeln in dieselbe mischen könnte.

Die **wahre Furcht Gottes** ist allein und ganz von der Idee des heiligen Wesens

durchdrungen, und hält das Gemüth von allem zurück, was diesem heiligen Willen entgegen seyn könnte.

Das Positive der religiösen Tugend ist der Gehorsam gegen Gott oder die religiöse Pflichtliebe. Sie besteht in der Disposition des Willens, was man für Pflicht erkennt, freudig zu thun; weil es durch den heiligen Willen bestimmt ist, und weil man das Vertrauen hat, daß es gelingen werde.

In dem echten Gehorsam gegen Gott ist keine sinnliche Zuneigung und keine Freude über empfangene Wohlthaten; denn der religiöse Mensch betrachtet die Lust, wie den Schmerz, als Fügung einer Weisheit, die er deßwegen verehrt, weil sie alles nach sittlichen Gründen anordnet. Selbst das Gefühl des Zwanges, in welchem sich ihm das Gesetz der Vernunft ankündigt, verschwindet hier in der Hochschätzung des vortrefflichsten Wesens und im Bewußtseyn der Uebereinstimmung mit demselben durch Rechtthun.

Die religiöse Gesinnung bezieht, drittens, auf Gott das physische Daseyn; und so entsteht ihr das fromme Gefühl der Abhängigkeit von Gott. Gefühle lassen sich zwar nicht als Pflicht fordern, aber

wohl die Richtung des Geistes und die Reflexion, welche gewisse Gefühle nach sich ziehen. So wird denn auch der religiöse Mensch sich immer dessen bewußt bleiben, daß dasjenige, was nicht durch seine Freyheit zu bewirken steht, von der höchsten Weisheit bestimmt ist. Er wird sich der Schranken seines Vermögens immer erinnern, und was außerhalb dieser Schranken liegt, als Fügung der Gottheit anerkennen. Er wird nie vergessen, wodurch in seinem Leben alles so geworden ist, wie es ist, und woher ihm künftig alles kommen muß. Nie kann in seiner Seele der Frevel entstehen, der sich über alles erhebt, alles selbst bewirken und sich selbst verdanken will.

Die religiöse Gesinnung bezieht, viertens, auf Gott die eignen Schicksale. Sie betrachtet das ganze Ergehen als Fügung Gottes zur Beförderung des sittlichen Besten, und unterwirft sich dieser Fügung, indem sie jeden Wunsch den Bedürfnissen des sittlichen Besten unterordnet, und alles billigt, was sie, als Bedingung des höchsten Zweckes, treffen mag.

Sie ist, in dieser Hinsicht, Zufriedenheit mit den Einrichtungen und Wegen Gottes. Der Religiöse erlaubt

sich nicht, an den Verhältnissen und Umständen, worin er sich befindet, das Mindeste auszusetzen. Er erkennt, daß alles so von der höchsten Weisheit geordnet sey, und darum nicht anders als wohlthätig seyn könne. Er unterdrückt die Neigungen des Herzens und die Vorspiegelungen der Phantasie, die auf etwas andres gerichtet sind, als auf das, was Gott gewählt hat, und was er durch eigne pflichtmäßige Bemühungen erreichen wird. Er beschränkt auch seine Lust auf das Maß des Wohlstandes, des Ansehens und der Thätigkeit, das ihm beschieden ist, und das er durch rechtmäßige Mittel nicht vergrößern kann. Er bemüht sich, die Schädlichkeit von dem allem immer mehr einzusehen, darin zu thun, was er schuldig ist, und dann daran genug zu haben. Durch moralische Betrachtung und Erhöhung des moralischen Interesse befreundet er sich immer mehr mit seiner Lage. Unzufrieden ist er nur mit dem, was von ihm selbst kommt, und was sich durch eignen Fleiß hätte besser machen lassen.

Im Unglück ist der religiöse Mensch daher geduldig. Er verliert nie die Fassung und Ruhe der Seele, wenn auch der

Schmerz des Leidens noch so heftig würde; weil er auch darin die Schickung des höchsten Wesens und die sittliche Nothwendigkeit erkennt. Und wenn auch zuweilen die sinnliche Natur zu starken Aeußerungen der Unlust gereizt werden sollte: so kommt es doch nie bey ihm zu Ausbrüchen des Unwillens über die Fügung selbst, durch welche ihn das Ungemach getroffen hat — und der Sturm im Innern legt sich, sobald der Gedanke an Gott darin lebendig wird.

Der Sieg über den Schmerz gehört mit zu den herrlichsten Erweisungen der Religiösität.

Nie kann es dem Religiösen einfallen, demselben durch unsittliche Mittel ein Ende zu machen, oder sich, bey der Ohnmacht des äußerlichen Vermögens, innerlich gegen das zu sträuben, was über ihn beschlossen ist.

Dieselbe Ruhe und Fassung behauptet der Religiöse im Glücke; weil er auch darin mehr das sittlich Nothwendige, als das frohe Ereigniß sieht. Er mäßigt die aufwallenden Bewegungen des Gemüthes, die der Würde entgegen sind, womit der Fromme der Entwickelung aller Begebenheiten der äußern Welt zusieht, und darin auf die Offenbarung des Weltgeistes harrt.

Wollte er ſich einer ausgelaſſenen Freude hierbey überlaſſen: ſo würde er zu erkennen geben, daß ihm am phyſiſchen Genuſſe mehr liege, als an der Verherrlichung Gottes und an dem höchſten Zwecke ſeines Daſeyns; er müßte annehmen, daß dieſer phyſiſche Genuß nicht ein mittelbarer, ſondern letzter Zweck der Gottheit ſey, und dadurch alle diejenigen zu gegründeten Klagen aufreizen, welche hierin ſchlecht bedacht ſind; oder er müßte ſein Gemüth von dem Sittlichen in den Lebensſchickſalen ablenken, und dasſelbe verwüſten laſſen, indem er es dem Sinnlichen hingibt.

Darum kann auch Dankbarkeit, als eine, auf Gott gerichtete, beſondre Freude über ſinnliches Wohlergehen nie Pflicht ſeyn, weil das Uebelergehen dem, welchen es trifft, nicht weniger heilſam iſt, und nicht weniger für das zeugt, was uns an der Gottheit verehrungswürdig ſeyn muß.

Zwar mag es uns im Glücke leichter werden, den Gedanken an Gott mit Intereſſe feſt zu halten, als im Unglück; aber daraus folgt noch nicht ein höherer Grad der Verbindlichkeit. Dies müßte zu dem Wahne verleiten, als ob die Gottheit Einzelne vor Andern begünſtige, welche ihm dafür mehr Ergebenheit

ſchuldig wären. So denkt aber der wahrhaft Religiöſe nicht. Ihm ſind alle Wege des Herrn, die dunkeln wie die hellen, anbetungswürdig; das Glück iſt ihm ſo wenig eine Wohlthat, als ihm das Unglück eine Uebelthat iſt. Wenn es ihm nach Wunſche geht: ſo hält er das nicht für eine beſondre Auszeichnung, ſondern für eine Folge ſeiner beſondern Bedürfniſſe, wie die Bedürfniſſe Andrer es mit ſich bringen, daß ſie auf rauhern Wegen geführt werden.

Die **wahre Dankbarkeit** kann nichts anders ſeyn, als Freude darüber, daß moraliſche Ordnung in der Welt herrſcht und daß Gott alles wohl macht.

Oft erhebt ſich das Gemüth des Frommen in gefühlvoller Betrachtung zu Gott; und darin folgt es einem tiefgefühlten Bedürfniſſe. Es beſchäftigt ſich da mit der unendlichen Vollkommenheit des höchſten Weſens, und verliert ſich gerne in frohes Erſtaunen über dieſelbe und ihre wundervollen Offenbarungen in der Welt und im Menſchen. Es enthüllt vor Gott ſeine geheimſten Gedanken und Empfindungen. Es trägt ihm ſeine Wünſche vor, ohne dies als eine Bedingung ihrer Erfüllung, oder die letz-

tere als eine nothwendige Folge davon anzuſehen. Im lebhafteren Gedanken an Gott ſucht es Beruhigung unter ſchmerzlichen Leiden, Kraft zur Erfüllung ſchwerer Pflichten, und Muth zur weiſen und frohen Lebensführung. Vor Gott bringt es das Geſtändniß ſeiner Fehlerhaftigkeit, und vor Gott wird es ſich am liebſten ſeiner beſſern Eigenſchaften bewußt. Vor Gott äußert es gerne die ſittlichen Geſinnungen, womit es gegen die Menſchheit erfüllt iſt, und die religiöſen, die ſich auf ihn ſelbſt beziehen.

Das echt religiöſe Gebet iſt der natürliche Ausdruck einer frommen Stimmung, und dient zur Belebung dieſer Stimmung, die dann Andacht heißt, und eben ſo weit von eitelm Grübeln über das Weſen und die Eigenſchaften Gottes, als von myſtiſchen Spielen der Phantaſie, in welchen ſich die ſinnliche Neigung bewegt, entfernt iſt.

In der wahren Andacht ſammelt ſich die Seele, um ſich ihrer höchſten Beziehungen und ihres höchſten Lebens ganz bewußt zu werden. Dem Andächtigen ſchwindet die Welt in das ſinnliche Ich mit ſeinen Zwecken und Beſtrebungen dahin im moraliſchen Anſchauen Gottes.

Die Andächteley iſt kindiſches Haſchen

nach religiösen Gefühlen, die dem Herzen fremd, und des höchsten Wesens unwürdig sind.

3.

Erscheinung der religiösen Gesinnung im Verhältnisse zu andern Menschen.

Wo eine religiöse Gesinnung im Gemüthe lebt, da wird sie sich auch äußern im Verhältnisse zu andern Wesen, die entweder diese Gesinnung mit uns theilen, oder doch für dieselbe Empfänglichkeit haben. Mit ihnen in einer religiösen Gemeinschaft zu leben, ihnen unsre Religiosität zu erkennen zu geben, und Religiosität, so viel als möglich, unter ihnen zu fördern, das ist es, was die Natur der Sache selbst verlangt.

Wem eine gewisse Stimmung mächtig das Gemüth beherrscht, der fühlt auch das Bedürfniß, dieselbe auszudrücken, sie Andern mitzutheilen, und, wenn er Gleichgestimmte antrifft, von diesen zu empfangen, damit seine Stimmung genährt und gestärkt werde.

Die religiöse Stimmung strebt vor allen andern nach lebendiger Darstellung in Worten und Handlungen; und wenn dieses Streben in einigen Gemüthern weniger angetroffen werden sollte, so werden diese es doch für Pflicht erkennen, sich jener Darstellung zur Belebung frommer Gesinnung und zur Erleichterung ei-

ner andachtsvollen Erhebung des Herzens zu bedienen, und mittelst derselben zur Verbreitung solcher Gesinnungen thätig zu seyn.

So bildet sich ein religiöser Verein, dessen Zweck gemeinschaftliche Aeußerung der Ehrfurcht, der Anbetung, der Hochschätzung und des Vertrauens gegen das höchste Wesen ist, welche man gewöhnlich den öffentlichen Gottesdienst nennt.

Die Zeichen, welche die religiöse Gesinnung im öffentlichen Gottesdienste darlegen und stärken sollen, machen den Kultus aus. Der Kultus hat keinen Wehrt an sich, wie ihn die Erfüllung einer Pflicht hat. Er empfängt denselben allein von der Gesinnung, die ihn beseelt, und von der Absicht, seine Religiosität zu vermehren. Seine Zeichen sind theils natürliche, theils willkührliche und durch die Autorität des Vereines sanctionirte. Er muß nicht allein mit dem Geiste der Zeit fortschreiten, und sich den jedesmaligen Bedürfnissen derselben anbequemen, sondern auch das Willkührliche mit dem Wesen der Religion immer mehr in Uebereinstimmung bringen, worin seine Veredlung besteht.

Dem Kultus liegt zum Grunde der Lehrbegriff, der den Verein, als äußerli-

ches Band, zusammenhält. Da Religion selbst nicht gelehrt werden kann: so ist der Lehrbegriff, vernünftiger Weise, für nichts anders anzusehen, als für das System derjenigen menschlichen Vorstellungsarten vom höchsten Wesen und seinen Verhältnissen zur physischen und moralischen Welt, die ein bestimmter Verein, um des gesellschaftlichen Bedürfnisses willen, zu den seinigen gemacht hat, ohne ihnen deswegen objective Wahrheit und allgemeine Gültigkeit zuzugestehen.

Bei dem Lehrbegriffe kann daher nur von der Zweckmäßigkeit desselben die Rede seyn; und er ist, wie der Kultus, beständigen Veränderungen unterworfen, worüber aber nur der gesammte Verein verfügen kann.

An dem religiösen Vereine und dem damit verbundenen Gottesdienste Theil zu nehmen, läßt sich eigentlich nicht zur Pflicht machen. Der Irreligiöse soll es nicht, weil er sich dann als Heuchler darstellte. Den Religiösen aber wird das eigne Bedürfniß dahin führen. Aber es würde als offenbare Immoralität zu tadeln seyn, wenn er sich durch Bequemlichkeit, Menschenfurcht oder weltliche Vortheile davon abhalten ließe. Eben das wäre auch ein Beweis, daß die religiöse Gesinnung bei ihm noch sehr mangelhaft sey.

Daß Jemand an dem Kultus oder an dem Lehrbegriffe mancherlei auszusetzen hat, ist noch kein hinlänglicher Grund, sich von den religiösen Uebungen auszuschließen, da hier weder die Ueberzeugung noch das Gewissen in Anspruch genommen werden. Findet er beide unbrauchbar oder gar im Widerspruche mit ihrer Bestimmung: so trete er einem andern Vereine bei, wo er sie in größerer Vollkommenheit antrifft.

Dies Letztere ist überhaupt Pflicht, wenn durch den Wechsel des äußern Bekenntnisses besser für die religiösen Bedürfnisse des Herzens gesorgt oder eine gemeinnützige Thätigkeit erleichtert wird. Aber viel zu heilig ist dem Religiösen das Aeußere, um seiner Verbindung mit dem Innern willen, als daß er sich einen solchen Wechsel bloß aus eigennützigen Absichten erlauben sollte.

Der wahrhaft Religiöse *legt seinen Glauben und seine religiösen Gesinnungen* auch sonst, im Verkehre mit Menschen, wo er es natürlich und zweckmäßig findet, *an den Tag*. Weder Verlust noch Gewinn können ihn bestimmen, Jemand etwas anderes vorzuspiegeln als er glaubt, und den Schein andrer Maximen anzunehmen, als welche seinem Glauben und seinen Gesinnungen entsprechen.

Er urtheilt und handelt immer so, wie diese ihn urtheilen und handeln lehren.

Er verläugnet seine Religion nirgends, und um keinen Preis. Den Kultus und den Lehrbegriff, wozu er sich bekennt, gibt er nie für etwas mehr aus, als für eine zufällige Form; er kann nie in den Fall kommen, über dieselben anders, als aus dem Gesichtspuncte ihrer Zweckmäßigkeit zu urtheilen; und darin der Wahrheit die Ehre zu geben, kann nie bedenklich seyn; wie es auch nicht gegen das Gewissen ist, an dem Kultus eines fremden Vereines, wenn ihn nur ein religiöser Geist erfüllt, Theil zu nehmen. Frevel aber wäre es allerdings, den Verein zu schwächen, dem man zugethan ist, um sich Andern gefällig zu machen.

Der Religiöse verheimlicht auch seinen Glauben und seine Gesinnungen nicht. Er äußert sie freylich nicht da, wo diese Aeußerung Entweihung wäre, oder zu ihrer Entweihung Veranlassung geben könnte. Wo er es aber für schicklich oder nützlich hält, seine wahre Ueberzeugung und seine Ansicht vom Aeußerlichen mitzutheilen, da thut er es mit bescheidener Freymüthigkeit, und mit dem Anstande, der sich für heilige Dinge gebührt.

Der wahrhaft Religiöse ist, endlich, be-

müht, Andern Religion mitzutheilen. Weil er sie selbst schätzt, wünscht er auch, daß sie überall Freunde finde, und ist dazu thätig, wo er kann. Aber nie bedient er sich dazu anderer Mittel, als solcher, welche der Würde der Sache angemessen, und wirklich dazu geeignet sind, derselben Eingang zu verschaffen. Er redet für sie mit Wärme, nie mit Leidenschaft. Er vertheidigt sie als Angelegenheit der Menschheit, nie als seine Privatangelegenheit. Er sucht sie niemand anzustreiten und aufzudringen, sich wohl bewußt, daß sie sich im eignen Gemüthe bilden müsse, wo sie lebendig werden soll.

Er haßt auch den Religionslosen nicht.

Er unterscheidet wohl das Aeußere vom Innern. Er bescheidet sich, daß das Erstere immer verschieden bleiben werde, wie die Naturen und die Grade der Kultur verschieden sind, und daß es dies unbeschadet des Letztern bleiben könne.

Wo er gleiche Verehrung des Heiligen, in welchen Formeln sie sich auch ausspreche, antrifft; da schätzt er auch gleiche Religiosität. Er glaubt nicht, jemand damit Religion geben zu können, daß er ihm gewisse Gebräuche oder einen gewissen Lehrbegriff einredet. Er wähnt die Religion nicht in Gefahr, wo in diesen et-

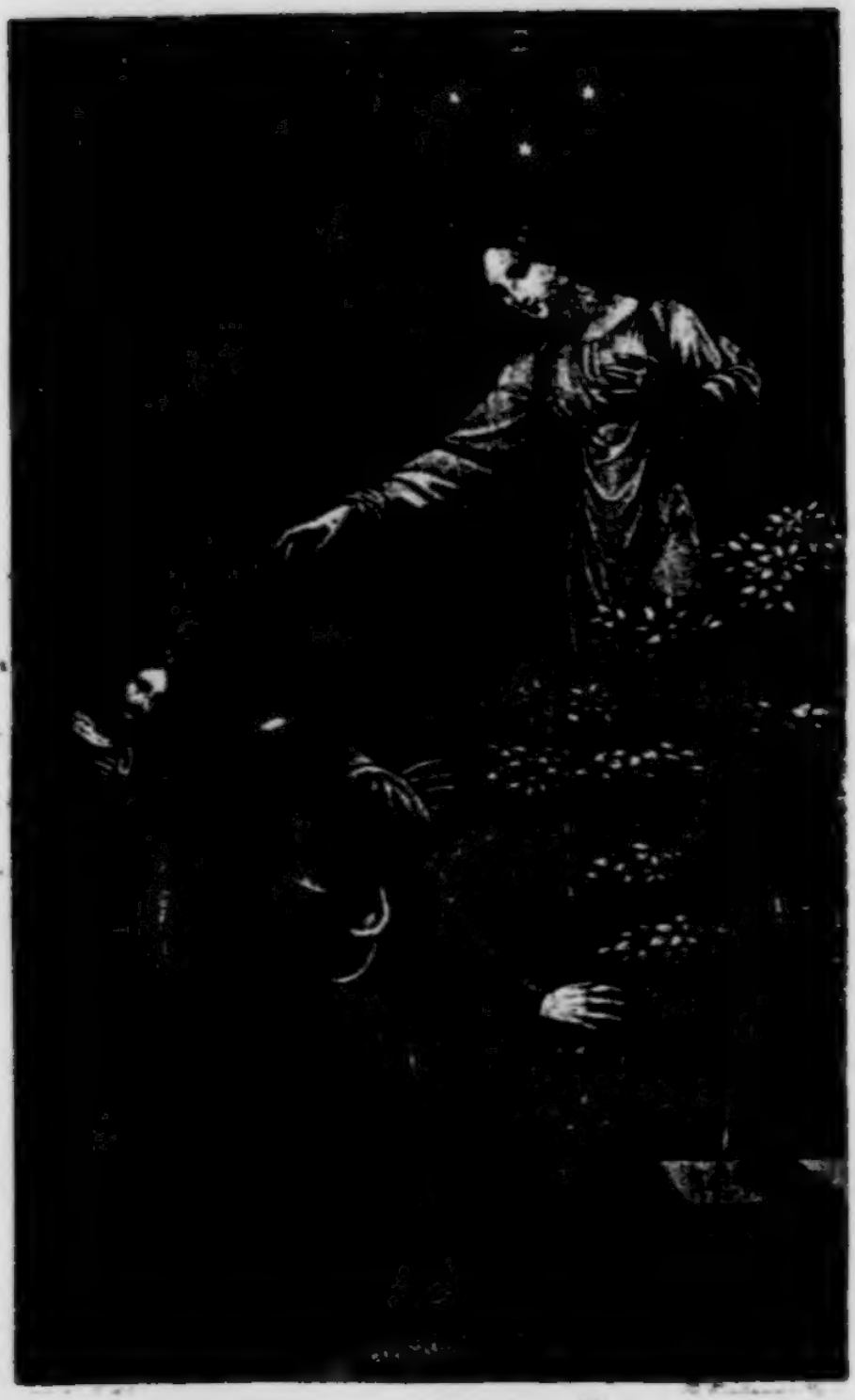
was geändert wird, und besteht nicht darauf, daß alles beym Alten bleibe.

Freylich ist er gegen das Aeußere nicht gleichgültig; freylich bemüht er sich, das Aeußere überall geltend zu machen. Aber es erbittert ihn auch nicht, wenn seine Bemühungen an den Vorurtheilen der Menschen oder an der Macht einer trägen Gewohnheit scheitern — und das Gute ist ihm heilig in jeder, auch in der unvollkommenen Gestalt.

Das ist der wahre Religionseifer — eben so weit entfernt von kaltem Indifferentismus, als von erhitztem Fanatismus, dem die Religion nur zur Verhüllung seiner Selbstvergötterung und seiner menschenfeindlichen Leidenschaften dient.

Druckfehler.

S. 18. Z. 18. v. o. statt: war l. waren. S. 21. Z. 11. v. o. st. und l. in. S. 34. Z. 16. v. o. st. Gelehrsamkeitsgedanketey l. Gelehrsamkeitspedanterey. S. 35. Z. 19. v. o. st. Erwerbe l. Gewerbe. S. 64. Z. 1. v. u. del. sich. S. 83. Z. 20. v. o. st. Er folgt dem Willen l. Ihm geht der Wille. S. 113. Z. 9. v. o. st. von l. vor. S. 161. Z. 17. v. o. st. Bezeichnungen l. Beziehungen. S. 166. S. 4. v. o. st. nur l nun. S. 175. Z. 13. v. o. st. auch l. auf. S. 215. Z. 17. v. o. st. an l. er. S. 223. Z. 1. v. u. st. mäerischen l. närrischen. S. 231. Z. 1. st. außerrechtliche l. außereheliche. S. 268. Z. 5. v. o. st. auf l. an. S. 298. Z. 17. v. o st. das im l. das wie im. S. 360. Z 12. v. o. st. Wer l. Wen. S. 370. Z. 17. v. o. st. Meynungen l. Neigungen. S. 373. Z. 11. v. o. st. nicht l. leicht.



Für

Frohe und Trauernde.

Von

Friedrich Ehrenberg.

Ch. 195. Ungült
LANDESHERRSCHA
KÖNIGSBRÜCK

Erster Theil.

Mit einem Kupfer.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1818.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

56/22

2384

Vorwort.

Was dieſe Blätter enthalten iſt aus einer Stimmung hervorgegangen, in welche der Verfaſſer durch den eben ſo plötzlichen als frühzeitigen Tod ſeiner Gattin, die er bis an ſein Ende betrauern wird, verſetzt worden; es ſind Ergießungen eines Herzens, dem kein hierauf Bezug habender Schmerz, aber auch kein Troſt dieſer Art fremd geblieben. Sie herauszugeben bewog ihn der Wunſch, mit dem, was ihm geholfen, andern, die ſich in derſelben oder in einer ähnlichen Lage befinden, nützlich zu werden, da einige Erfahrungen ihm hierzu Hoffnung machten, und derjenige, welcher für ſich ſelbſt Troſt geſucht, dem Leidenden wohl manches Wohlthuende mitzutheilen vermag, wozu er ohne das eigne Bedürfniß nie gelangt ſeyn würde.

Diejenigen Aufsätze, in welchen allein der eigne Gemüthszustand sich ausdrückt, würde er, sich bescheidend, daß dieser andre nicht interessiren könne, und sich erinnernd, daß man von gewissen Dingen nur zu sich selbst und den Vertrauten reden sollte, wie es mit vielen geschehen ist, alle zurückbehalten haben, wenn nicht die Erwägung, daß es nicht an solchen fehlen werde, die in dem fremden Zustande den eignen gern wieder finden, und daß, was am tiefsten aus dem Leben kommt auch am tiefsten zu wirken pflege, ihn bestimmt hätte, einige derselben mit erscheinen zu lassen. Da in einer Sache, wo jeder den andern nur nach seinem subjectiven Gefühle richten kann, die Meinungen immer verschieden bleiben werden: so muß er auf ungünstige Urtheile hierüber und über manches andre gefaßt seyn, und hat dabey nur den Billigkeitssinn in Anspruch zu nehmen.

Kenner des menschlichen Herzens werden ihm nicht vorwerfen, daß vieles in

der Schrift enthalten ſey, was mehr aufrege, als beſänftige und tröſte. Dieſe wiſſen, wie in den meiſten Fällen das Gemüth dem Troſte nicht eher zugänglich iſt, als es den Schmerz auf ſeinen geheimſten Wegen aufgeſucht, und erkannt hat, wie die wirkſamſten Tröſtungen im Schmerze ſelbſt liegen, oder doch mit ihm in einer Verbindung ſtehen, vermöge welcher ſie ſich nur da in ihrer ganzen Kraft offenbaren können, wo ſie ihm ſelbſt gleichſam entnommen — aus ihm herausgefühlt worden, und wie der Erguß ſeiner Empfindungen oft der einzige Troſt iſt, für welchen das Herz Empfänglichkeit hat.

Ein bedeutender Theil des Buches iſt, was man ihm auch leicht anſehen wird, aus öffentlichen Vorträgen entſtanden, die von dem Verfaſſer in der letzten, traurigen Periode ſeines Lebens gehalten worden. Viele haben in denſelben etwas für ihr Bedürfniß zu finden geglaubt, Bekannte und Unbekannte in nicht geringer

Zahl forderten sie von ihm. Sie einzeln und ganz drucken zu lassen, konnte er sich nicht entschließen. So schien es ihm angemessen, Auszüge aus denselben in veränderter Gestalt in die gegenwärtige Schrift, mit welcher sie den Ursprung und das Wesen gemein haben, aufzunehmen.

Die beyden Predigten am Osterfeste, welche er sechs Wochen nach dem Tode seiner Gattin, als er zum ersten Mahle wieder öffentlich zu reden vermochte, gehalten und die auch schon einzeln erschienen sind, fand er sich veranlaßt, ganz und unverändert aufzunehmen.

Möge dem Büchlein beschieden seyn, trauernden Herzen Trost und Frieden zu bringen, freudigen die Freudigkeit bewahren zu helfen!

Berlin, den 13ten December 1817.

Inhalt.

1) Die Einsame und die Welt . Seite 3
2) Die Klage . . . . . — 18
3) Der Trost . . . . . — 25
4) Am stillen Freytage . . . . — 36
5) Das Leben im Tode — nach dem Tode
(Am ersten Tage des Osterfestes.) — 49
6) Die künftige Wiedervereinigung
(Am zweyten Tage des Osterfestes.) — 69
7) Die höchste Liebe . . . . — 100
8) Wo finde ich Ruhe? . . . . — 110
9) Der Sonntag . . . . . — 128
10) Jubilate . . . . . — 145
11) Das Grab der Geliebten . . — 150
12) Hinauf! (Am Himmelfahrtsfeste.) — 164
13) Das Haus des Herrn . . — 183

14) An Ihrem Geburtstage . . Seite 197
15) Das schöne Erwachen . . . — 203
16) Der Adlerflug . . . . . — 225
17) Befreundung mit dem Tode . — 244
18) Traurigkeit in der Freude und Freude in der Traurigkeit . . . — 269
19) Die Ewigkeit. Ihre Schrecken und ihr Entzücken . . . — 290
20) Der Trost der Vergänglichkeit . . — 310
21) Am Todtenfeste . . . . — 327

Für

Frohe und Trauernde.

1.

Der Einſame und die Welt.

Einem jeglichen ward ſein Sinn und ſeine Weiſe gegeben; bey dieſem Sinn und dieſer Weiſe ſoll er bleiben, weil ſie ihm *gegeben* ſind, nur daß er darin Maß halte — wie in allem — dasjenige Maß, welches durch das Einigſeyn des Menſchen mit ſich ſelbſt und ſeinen nothwendigen Lebensverhältniſſen beſtimmt, in der Harmonie göttlicher und menſchlicher Dinge gefunden wird.

Gleich ſollen wir alle ſeyn im Glauben, der ſein Gebiet über der Welt hat, in der Lauterkeit des Sinnes, in der Verehrung und Liebe, wie in den, aus dem Weſen derſelben hervorgehenden und von ihm unzertrennlichen, Formen ihrer Erſcheinung: denn hierin ſind wir gleich geſchaffen, und können uns nicht von einander

entfernen, ohne aus den Gränzen der reinen Menschennatur zu treten. Auch sind die Weisen und Guten aller Zeiten darin Eins gewesen — Eins im Geiste, bey aller Verschiedenheit des Wortes, der Ansicht, des Begriffes, der Empfindung, der herrschenden Stimmung und des äußern Lebens. Und dies hielt sie, im hohen seligen Bewußtseyn, empor über der vergänglichen Welt, über den Millionen Träumender, Wähnender, Irrender, Bethörter, in der Gemeinschaft des Unvergänglichen, in des Herrn ewigem Reich — Freundschaft, Verbrüderung der Geister!

Aber das Ewige, welches für alle ewig dasselbe ist, will sich in der Verschiedenheit menschlicher Gemüthsarten, nach der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit seiner Beziehungen, offenbaren, wie in der Natur Gottes ewige Herrlichkeit sich in unübersehbarer Verschiedenheit der Gestalten und Erscheinungen offenbart, damit wir von dem Unendlichen seiner Fülle und seines Vermögens eine Ahnung empfangen, und in ihm erkennen das Allzusagende, Allbefriedigende, Allverherrlichende — der Dinge Ursprung, Leben und Sehnsucht — das Eins in Allem — das Alles in Einem.

Der eigenthümliche Sinn und die unterscheidende Weiſe werden dem Menſchen verliehen durch die Anlagen und Diſpoſitionen, welche er mit in das Leben bringt, die Eindrücke, welche er in der Jugend empfängt, den Gang und die Art ſeiner Erziehung, die Menſchen, welche am meiſten auf ihn einwirken, durch das, was ihm nachher in dem Wechſel der Geſchicke Erfreuliches und Schmerzliches zu Theil wird — durch alles, was er ſich ſelbſt nicht gegeben hat. Darnach ſtellt er ſich unwillkührlich zur Welt und ſich ſelbſt; es bildet ſich ſeine Art aufzufaſſen und zu verarbeiten; es erwächſt die Stimmung, die in ihm herrſchend bleiben ſoll; er wählt ſeinen Beruf, ordnet ſeine Verhältniſſe, und findet ſich in die Geſtalt des Lebens, in welcher allein ihm wohl ſeyn kann, da er in ihr allein ſeine Beſtimmung zu erreichen vermag.

So neigt er ſich hin zum ſtillern oder unruhigern, zum ernſtern oder heiterern, zum feſtern oder leichtern, flüchtigern Weſen, zur Geſellſchaft oder zur Einſamkeit, zum Leben in der Welt oder in ſich ſelbſt, zur Freude oder zur Trauer, zum ſinnfrohen Schauen oder zur ſchwermüthigen Betrachtung.

Eitelkeit, Leidenſchaften und zufällige Eindrücke können den Menſchen eine Zeitlang aus ſich ſelbſt heraus drängen, daß er ein andrer wird. Die Unruhe und die Schmerzen, die ihn alsdann verfolgen, ſind nichts anders, als ein Sehnen nach ſich ſelbſt, ein Suchen ſeiner ſelbſt. Aber dem, der gewohnt iſt, auf ſein Leben zu merken, und in demſelben zu forſchen, kann es nicht ſchwer fallen, die gemeinſchaftliche Beziehung der oben genannten Dinge und in derſelben das wahre Bild ſeiner innern Natur zu entdecken, wo es dann freylich, wenn nicht hartes Mißgeſchick ihn von dem fremden ablöſt, nicht geringe Anſtrengung koſtet, daß er wieder in ſich ſelbſt hinein komme.

Mich zog von früheſter Jugend der eigne Sinn zur Stille. Der Ernſt und die ſtrenge Ordnung des väterlichen Hauſes drückten zuweilen, doch thaten ſie nicht wehe. Ich fügte mich gern allem, was ein freundliches Zuſammenbeſtehen fördern konnte; und mir wurde bald gar zu vertraulich wohl im einſamen Kämmerlein, beym

Buche oder in kindiſchem Träumen und Grübeln. Der Knaben Spiele hatten ohnehin wenig Reiz für mich, und ermüdeten bald. Aber was für köſtliche Stunden habe ich auf Feldern und in Wäldern, auf der Höhe und im Thal, an den klaren Bächen, auf blumenreichen Wieſen und unter ſchattigen Bäumen zugebracht — im Anſchaun aller dieſer Herrlichkeit, im ſüßen Sinnen und Denken! Wie hatte ich da mich ſelbſt — und Den über mir, den dem Herzen ſo Nahen, ſo Vertrauten, an dem das ganze Herz hing! wie floſſen ihm die Thränen, wie ſelig war das Herz im Gebete! Klar lag das Leben vor mir — einſam, enge begränzt und doch weiter Ausſicht, ſtill blühend in ſüßer Luft, und mein ganzes Weſen ſchauerte auf — ſanft und froh zum blauen Himmel.

Eine meiſt vom Lichte abgewendete religiöſe Stimmung — oft düſter ſchreckend in Wort und Werk — weit ab von dem hellen Geiſt des Glaubens und der Liebe, wie von der ſchönen Einfalt des Evangeliums, und auch in den nicht wenigen Trefflichen, die in dieſem Geiſte und dieſer Einfalt lebten, etwas Enges, Peinliches, den jugendlichen Sinn Abſtoßendes, einen Klageton,

häufiges Hadern mit der bösen Welt erzeugend, die in meiner fernern Umgebung die herrschende war, auch mit mir häufig in Berührung kam, konnte mir zwar auf keine Weise zusagen, aber sie scheuchte mich auf die entgegen gesetzte Art in mich selbst hinein, indem sie mich von Menschen wegscheuchte. Die Nahrung für meinen religiösen Sinn mußte ich in mir selbst und in der Natur suchen. Von allem der Art, was ich um mich her antraf, konnte ich mir nichts aneignen.

Dem Jüngling blieb die Stille vertraut und hold, wie sie es dem Knaben gewesen war; hier mit all seinem Wesen zusammen zu seyn, und damit zuweilen in die fernen Gegenden, und auf die weit zerstreuten stillen Dörfer zu schauen, und das ferne, zerstreute Einsame mit all dem Wesen in ihm zu verbinden in Ein Bild, das war sein Liebstes; obgleich er sich auch oft mit in den frohen Rausch, und allen Freyheits- und Freude-Jubel und alle Weltliebe und Weltverachtung des akademischen Lebens warf, und die Begeisterung der Jugend ihn mit ihrem überströmenden Kraftgefühl erfüllt hat, wie nur irgend Einen.

Auf gleiche Weise vergingen die ersten Jahre des Berufslebens, bis Verhältnisse — wie ich es nie

vermuthen konnte, wie es ganz außer dem Kreiſe lag, und weit ab von ihm, in welchen ich meine Tage einzuſchließen gedachte — mich in die Welt brachten, in die ich nicht ohne ſchmerzliche Trauer über das Liebe, das ich verlaſſen ſollte, aber doch mit Muth, Hoffnung und Luſt eintrat. Ich gewöhnte mich zu ihr; und indem ich in ihr wirkte, ſtrebte, oft eine angeſtrengte Aufmerkſamkeit auf ſie richten mußte, Günſtiges und Ungünſtiges in ihr erfuhr, mich von ihr aufmuntern ließ, und die Eindrücke meiner Thätigkeit häufig zu beobachten veranlaßt wurde, indem ich nun auch fröhlich war mit den Fröhlichen, fand ſie mehr als Eine Stelle, an die ſie ſich knüpfen konnte. Aber es fing nun auch manches an mich feſter mit ihr zu verbinden, was uns nie mit ihr verbinden ſoll, daß ich Erwartungen von ihr nährte, mich mit lebhaften Wünſchen an ſie wendete, unruhig, jetzt in Hoffnung, jetzt in Sorge, dem zuſah, was in ihren größern Kreiſen ſich ereignete, mit Bekümmerniß fragte, wo dieſes, jenes hinaus wolle, mich von ihrem Widerwärtigen verwundet, darnieder geworfen fühlte, zuweilen mit lebhaftem Wohlgefallen bey ihren Gaukelſpielen verweilte, mit ihr des Scherzes und der Erluſti-

gung pflegte. Ich war nahe daran, mich ſelbſt zu verlieren.

Da traf mich Gottes dunkles Verhängniß — in einer ſchreckensvollen Nacht. Die ich am Abend, ohne die leiſeſte Ahnung eines nahen Mißgeſchickes, in meinen Armen hielt, war am Morgen eine Leiche — erblaßt das blühende Angeſicht, ſtarr dieſe immer in holder Freundlichkeit lächelnden Züge, gebrochen das Auge, aus dem ſo oft der Himmel mir geleuchtet, auf ewig ſtumm die Lippen, von denen mir ſo oft Worte der Erquickung, des Troſtes und des Friedens gekommen, kalt die Hand, deren herzvoller Druck mir ſo oft die treuſte Liebe geoffenbaret — kein Schlag mehr in dem Herzen, durch welches ſo viel fremdes Leid und fremde Freude, ſo viel meines Leides und meiner Freude gegangen. Der Tod, der entſetzliche Tod — da, wo mir das Leben ſein Höchſtes und Süßeſtes gewährt! Dahin, alles dahin, was ich mein nannte! dahin auf immer! — leer, fürchterlich leer jede Stelle, die ich betrat! verloren das unausſprechlich Geliebte, in welchem allein jedes andre Erdengut von mir geliebt war, das ich in jedem wiederfand! In das Grab haben ſie getragen

all meine Liebe, all mein Glück — in das Grab! Und mir iſt beſchieden, zu trauern um all meine Liebe, all mein Glück, bis ich von hinnen ſcheide!

Ein ernſte Stimme ruft mich aus der Welt in die Einſamkeit zurück, mich mir ſelbſt wiederzugeben — und mir den Frieden. Die Hand hat mich wieder gefaßt, die in früher Jugend mich geleitet. O ich kenne ſie wohl, ich ergreife ſie, ich benetze ſie mit heißen Thränen, ich halte ſie, um ſie nimmer zu laſſen. Der Schmerz hat die Bande gelöſet, die mich nie an die Welt hätten feſſeln ſollen. Die Trauer hat ſich an die Stelle gelagert, wo ſonſt der Wunſch, die Begierde, die Hoffnung, die Sorge und der Verdruß wohnten. Wie viel lieber will ich doch, daß die Trauer ſie einnehme, die nicht quält, und ſo oft das Herz erquickt! Auch für die Dinge beſſerer Art, durch welche die Welt zu erfreuen vermag, iſt mir der Sinn geſtorben, da das holde Weſen mir fehlt, durch welches ich gewohnt war, mich mit denſelben in Beziehung zu finden, in deſſen Augen ich leſen, in deſſen Herzen ich fühlen

mußte, was dieſe Dinge wahrhaft Erqöhliches geben können.

Die Welt iſt nicht mehr für mich; ich bin nicht mehr für die Welt. Nur ſtören, verwirren, betäuben, feindſelig aufregen, verwunden kann ſie mich — nimmer mir Wohlthuendes gewähren.

Ich kenne meine Pflicht, und werde nie vergeſſen, was die Welt von mir fordern darf. Ich werde wirken, ſo lange mein Tag ſcheint — was und wie viel die Kräfte vermögen. Dies, aber auch dies allein wird mich mit der Welt in leiſer Berührung erhalten. Auf dem Werke wird der Blick ruhen, wenn daran zu arbeiten iſt; von dem vollendeten wird er ſich wegwenden, und nie auf dem Erfolg und der Belohnung verweilen. Aus der Einſamkeit gehe ich an das Geſchäft, und in ihren ſtillen Schooß kehre ich zurück, ſo bald es mich frey läßt. Das beſte Wirken aber wird den einſamen Stunden, den ſtillen Schatten der Nacht angehören.

Wenn ich Euch, meine Brüder, noch durch irgend etwas zu nützen vermag: ſo iſt es durch die Frucht des einſamen Lebens, und ich werde Euch um ſo näher ſeyn, je weiter ich von der Welt entfernet bin.

Zu allem aber, was ich noch in der Welt werde zu verrichten haben, muß ich den Trieb und die Kraft durch das empfangen, was nicht von der Welt iſt. Nur im unverwandten Hinaufſchauen, im unausſprechlichen Verlangen, unter den Thränen heißer Sehnſucht, kann es mir gelingen.

Glaubet nicht, daß ich die Welt haſſe. Wie könnte ich die haſſen, in der ich das Köſtliche gefunden, und ſo manches, deſſen man ſich nie ſchämen, das man nie bereuen darf. Ja, es iſt nicht wenig in ihr, das ich haſſe, aber auch nicht wenig, deſſen ich mich nicht anders als dankbar erinnern kann. Sie ſelbſt haſſe ich nicht; ich ſtelle mich nur in das rechte Verhältniß zu ihr, in welches die Natur mich gewieſen. Ich nehme von ihr Abſchied, da das aufgehört hat, was zwiſchen ihr und meinem Herzen geweſen; ein jedes geht nun hin an ſeinen Ort. Vielleicht wird mir in Zukunft vergönnt ſeyn, zuweilen einen heitern Blick auf ihre lachenden Plätze zu werfen — doch immer nur aus der Ferne.

Nein ich tadle Euch nicht, die Ihr noch an der Welt Wohlgefallen findet, und Euch gern an ihren ſchimmernden Farben, an ihren fröhlichen

Spielen, an ihren wechſelreichen Auftritten erluſtigen möget — am wenigſten dich, lebensfrohe Jugend, vor der ſie im bezaubernden Scheine deiner Luſt und Liebe ſich ausbreitet! Nimm hin, was ſie dir Schönes geben kann; ſammle dir für die Zeit, wo ſie dich zurückweiſet, wenn du dich fordernd ihr nahest. Aber warnen muß ich dich, daß du nicht unbeſonnen vertrauend dich ihr hingiebſt.

Behüte dein Herz mit allem Fleiß; denn ſie ſtellet ihm nach mit aller Argliſt. In dem unſchuldigen Frohgefühle erzeugt ſie, ohne daß du es merkeſt, die Begierde, die Leidenſchaft, durch die ſie dich nie beſitzen darf; und es iſt geſchehen um deinen Frieden, du biſt verloren. Du willſt von ihr los — und willſt es nicht, und ſie läßt dich nicht, durch eben das Beſtreben, in welchem du dich ihr zu entwinden ſucheſt, zieht ſie ſich feſter an.

Glaube nicht Beſtand anzutreffen bey der Unbeſtändigen. Vergiß nicht, daß ſie verſpricht, um nicht zu geben, daß ſie giebt, um in dem nächſten Augenblicke wieder zu nehmen. Wenn du ihre fröhlichen Spiele theilſt, ſo bedenke, daß es Spiele ſind. Wenn du in ihr Geräuſche und

ihre Geſänge dich miſchet, ſo bedenke, daß es an der Stelle des lauten Lebens in wenigen Augenblicken gänzlich verſtummen wird. In dem Zimmer, wo heute in feſtlichem Glanze die Hochzeitsgäſte jauchzen, ſchweigt morgen der Tod; und an der Stelle, wo man heute die Braut ſchmückt, ſteht morgen ein Sarg.

Hänge dich nicht an die trügliche Welt. Suche nicht bey ihr, was dir das Liebſte ſeyn könnte. Mäßige dich im Genuſſe. Fliehe die Einſamkeit nicht, es wird eine Zeit kommen, wo ſie deine Vertraute ſeyn muß; und wohl dir, wenn du ihr ſchon früher das Herz gewonnen! Die Weisheit iſt nicht in der Welt, in der Stille hat ſie ihren Wohnſitz aufgeſchlagen. Verachte die Weisheit nicht. Freue dich der Welt, wie du kannſt, aber verachte die Weisheit nicht!

Möget Ihr denn auch mich nicht tadeln, wenn ich das mir beſchiedene Theil erwähle; ich begehre ja niemand meinen Sinn und meine Weiſe aufzudringen, ich weiß ja wohl, daß jeder leben muß in ſeinem Sinne und nach ſeiner Weiſe. Ich habe das Meinige gefunden, ſuchet nun Ihr auch das Eurige.

Und Ihr, die Ihr es treu mit mir meinet, möchtet Ihr Euch nie Mühe geben, mich in die Welt zurückzuführen! Könnte Euch das gelingen, es würde mich verderben. Wahrlich da, wo ich bin, ist keine Gefahr für mich, hier eben bin ich vor aller Gefahr gesichert; aber da, wohin Ihr mich wollet, ist für mich große Gefahr. Was mir von Kraft noch geblieben, das besitze ich nur, wenn ich, entfernt von der Welt, in mich selbst zurückgezogen, es zusammenhalte. Glaubet mir, ich bin zu meinem Frieden gekommen. Könnte die Welt mir das wieder werden, was sie mir nur irgend gewesen ist — und noch viel mehr: ich möchte es nicht um den Preis, womit ich es erkaufen müßte.

So lasset mich denn mir selbst — und Dem, wohin alle meine Gedanken eilen, womit all meine Liebe und Sehnsucht unablässig beschäftigt ist. Locket mich nicht in die Kreise, wo Alles mein Herz verwundet, und mir ganz andre Schmerzen bereitet, als die ich in der Einsamkeit nähre.

Was mir in den einſamen Stunden den Geiſt tiefer bewegt, das werde dem Blatte anvertraut, theils für mich ſelbſt, damit ich es feſthalte, theils auch für Euch, die Ihr ſonſt wohl in meinen Schriften Euch Zuſagendes findet, ob es Euch zum Rathe, zum Troſte gereichen möge. Zunächſt iſt auf Euch, Ihr Trauernden, mein Blick gerichtet; aber auch Euch, Ihr Frohen, werde ich oft mitzutheilen haben, was Ihr nicht ungern erwäget.

2.

Die Klage.

Ich bin aus meiner Betäubung erwacht. Es ist kein Traum, wie der Wahn des Schmerzes mich zuweilen überreden wollte; es ist Wahrheit — entsetzliche Wahrheit! Du bist mir entrissen — für dieses Leben auf immer entrissen; ich sehe dich auf Erden nicht wieder; das fürchterliche Urtheil ist gesprochen — unwiderruflich gesprochen: Trennung! Tod!

Ich lerne es fassen, verstehen, fühlen, in mein tiefstes Leben, in all mein Wissen, Empfinden und Thun tragen, daß ich verloren — unwiederbringlich verloren habe, daß mir diese holde Gestalt nicht mehr begegnen wird, daß sie eine Leiche — eine blasse, stumme Leiche geworden ist, und, der Verwesung dahingegeben, im Grabe liegt — ja, im Grabe!

Alles umher sagt es mir, jede Stelle, die ich betrete, ruft es mir zu. Ich suche und suche — unaufhörlich, und finde Dich nicht. Jetzt wähne ich, glaube ich zuversichtlich, Du werdest kommen — und Du kommst nicht.

All die Plätze, wo Du weiltest und wandeltest, sie mit schönem Leben zu erfüllen, sind leer geworden, keine Spur zeigt sich mir von dir — von dem schönen Leben; der ernste, kalte Tod hat sie eingenommen.

All die Dinge, die Du geliebt und besessen, sind noch da; Du allein bist hinweg, und mir ist, als ob sie verwaist mit mir um dich trauerten.

Ich rufe deinen Nahmen — und Du hörst mich nicht, kein Laut antwortet mir.

Der Frühling erblüht; aber Du wirst nicht mehr mit mir unter seinen Blumen wandeln, und dich seiner Herrlichkeit freuen! Ach, wenn doch alles im Schlafe bliebe! Einsam weint dein Freund unter den schimmernden Schöpfungen wie auf einem Todtengefilde; umsonst lächelt die blühende Welt ihn an, für ihn blühet nichts, für ihn ist keine Freude mehr.

Der Sommer wird nun bald hereinziehen; aber Du wirst nicht mit mir unter den schattigen Bäumen wohnen, und die lieblichen Spiele des Kindes im Grünen schauen, wovon Du so süße Träume hattest, und wir uns so oft das Herz voll geredet — und dein Freund wird wohnen an deinem Grabe!

Wie bin ich geliebt worden! wie hat Dich meine Seele geliebt! Unaussprechlich glücklich bin ich gewesen — und auch Du, das weiß ich, hast Dich glücklich gefühlt bey deinem Gatten, bey deinem Kinde! O, des süßen vertraulichen Lebens! o, des innigen Seelenvereines! Wir waren uns so nahe, so Ein Herz und Eine Seele, hatten alles so ganz gemein, gehörten einander so ganz an. Das ist nun aus und zu Ende! Ein Traum war es von drey flüchtigen Jahren.

Im Grabe finde ich, was mir auf Erden das Theuerste war — ach, mein ganzes Glück! Nichts von dem, was ich sonst noch werth gehalten, spricht mehr zu meinem Herzen; alles öde rings umher — nirgends eine Stimme des Lebens und der Befreundung. Nacht, Nacht, in der kein Stern schimmert, ruht auf meinem Leben.

Du allein fehlst mir, ewig Theure; darum fehlt mir alles.

Ich werde nicht mehr sehen all dieses milde, liebliche Wesen, diese Züge voll Huld und Freundlichkeit, diese Augen, in denen die verklärte Freude schimmerte, dieses Lächeln, in dem alle Huld und Liebe deiner schönen Seele sich abspiegelte, und von dem jeder bis in sein Innerstes erquickt und auf-

geheiſert wurde, dieſen Ausdruck heiliger Unſchuld auf deinem Angeſicht! Ich werde nicht mehr hören die ſüßen Laute deines Mundes, deinen Friedensgruß, deinen Abſchied, deine Frage, deine Antwort, dein ſchönes Denken und Fühlen, gekleidet in das Wort der Einfalt!

Du wirſt nicht mehr zu mir reden von dem, was Dich erfreut, und wovon Du nur ſelten redeteſt, von deinen Schmerzen und deiner Betrübniß. Ich kann Dir nicht mehr ſagen, was mich drückt, bekümmert, und in Traurigkeit verſenkt; wie wohl wurde mir, wenn ich es Dir ſagte — das Herz ſich ergoß in dein treues Herz! wie wußteſt Du zu mildern, zu tröſten! Dein Rath wird mich nicht leiten, nicht dein Zuſpruch mich ermuntern. Wäre mir noch eine Freude beſchieden im Leben — wo ſollte ich hin mit ihr? Du verſtandeſt mich in der kleinſten, worein kein Menſch mich würde verſtanden haben, zu Dir konnte ich davon reden, und Du fühlteſt ſie mit. Sie wurde mir erſt dann zur rechten Freude, wenn ich zu Dir von ihr redete, wenn ich ſie in deinem Auge glänzen ſah.

Deine treue Hand wird nicht mehr in der meinigen ruhen.

Das Kind, an dem Du mit aller Zärtlichkeit der mütterlichen Liebe hingst, das deines Herzens Luft und Wonne war, wirst Du nicht mehr anblicken, und ehren und segnen; auch von ihm riß das dunkle Verhängniß Dich weg — es hat die Mutter — die theure, liebe Mutter nicht mehr! was wird ihm der Vater, dem das Herz gebrochen, und die Kraft zerstört worden, seyn können, ohne die Mutter? Ich kann es nicht ansehen, ohne den tiefsten Schmerz. Du, armes Kind, hast die Mutter nicht mehr, zu der du gehörtest, wie sie zu dir! — Dir ist nicht vergönnt, im Sonnenscheine ihrer Milde und Freundlichkeit aufzuwachsen, von ihr genährt mit Liebe und jeglicher Trefflichkeit! Und das andre, dessen Du so seelenfroh harrtest, das gab dir Gott mit hinüber!

Nichts von dem, dessen Du dich wohl erfreuen mochtest, kann Dein Auge, dein Herz erreichen. Wie diese Dinge, mir sonst so lieb, wenn Du dein stilles Vergnügen an ihnen hattest, mir jetzt zuwider sind! wie alles mir zuwider ist!

So viel Gutes hast Du mir erwiesen — unaussprechlich viel; und ich vermag Dir nicht Eins zu vergelten; nicht danken für deine Liebe und Treue — nichts kann ich; auch der Eter-

denken konnte ich nicht danken. O, daß doch nur Ein Gedanke durch das Grab dränge — oder hinauf zu Dir in das Licht, daß Du nur Eine dieser Thränen ſäheſt! daß ich doch nur durch irgend etwas vermöchte meinen Sinn zu offenbaren!

Warum muß das Licht dieſes irdiſchen Tages ſo helle ſcheinen, ſo helle auf das Elend und die Gräber? Wenn die Stunde der Mitternacht ſchlägt, dann beginnet mein Tag, dann regt ſich in mir das Leben.

Wie war es denn möglich, daß Du mich verließeſt, daß Du gingſt, und ich blieb — in der weiten, öden Welt? wie iſt es möglich, daß ich lebe, empfinde — an deinem Grabe? Mit einander mußten wir hinweg, Eins im Tode, wie im Leben. Was iſt das Eine ohne das Andere? Wie können die Glieder ſich bewegen, wenn der Schlag des Herzens aufgehört hat?

Vor Deiner Leiche habe ich gekniet — vor deiner Leiche! Deine kalte Hand habe ich gefaßt, dein bleiches Angeſicht habe ich geſehen, deine entfärbten Lippen hat mein Mund berührt! das ertrug ich! Zum Grabe habe ich Dich begleitet — den Weg, den ich ſo oft an deiner

Seite gewandelt; an deinem Grabe habe ich gestanden, als man die theure Hülle hinab senkte — langsam hinab ins finstre Reich, und die Erde darüber warf, daß es dumpf herauf-scholl, um auf ewig zu verbergen — auf ewig von mir zu trennen das Leben meines Herzens! das ertrug ich!

Nun habe ich nichts mehr als dein Grab! Gott — wie lange noch?

3.

Der Troſt.

Fließet, fließet ihr Thränen, die das Herz erleichtern, fließet ſanft und leiſe, wie der zur Wehmuth herabgeſtimmte Schmerz euch vergießt, daß es ſtiller werde im Gemüthe, und der Geiſt Gedanken des Troſtes ſammle; denn ich ſoll noch leben und wirken und tragen.

Du aber himmliſches Licht, das die Nächte des Kummers und des Grabes zerſtreut, laß einen Strahl von dir in die verſinſterte Seele fallen und ſie erleuchten!

Ja, irdiſch biſt du, theures Weſen, von mir gewichen, dem Auge, allen Sinnen biſt du entrückt, keiner kann etwas von dir vernehmen; aber geiſtig biſt du mir nahe, und wirſt mir ewig nahe ſeyn; dem Gedanken, der höhern Empfindung biſt du überall gegenwärtig.

Ich betrete die Plätze, wo du verweilteſt, und ſehe dich in deiner Holdſeligkeit — in deinem Zimmer, an deinem Tiſche, das Buch in

der Hand — neben deinem Kinde, das, wie sonst, das blaue Auge tief und seelenvoll zu dir aufschlägt; du wandelst vor mir in der gewohnten Geschäftigkeit.

Ich berühre die Dinge, die du besessen, an denen du dich erfreuet, und sie geben mir Zeugnis von dir. Du umschwebst sie und mich, fassest mit Geisterhänden sie an, redest mit mir davon, wie du einst an ihnen Gefallen gehabt, und lächelst auf sie hin. O, ich verstehe dieses Lächeln wohl, und werde, wie etwas Heiliges bewahren, was in deinen Händen gewesen, was dich erfreuen konnte.

Oft, wenn das Herz mir zu schwer wird, setzest Du dich zu mir nieder, und tröstest mich.

Zu Dir eile ich: mit allem, was mein Inneres bewegt, wie da du noch auf Erden bey mir lebtest. Ach, da konnte ich von Freuden zu dir reden — jetzt nur von Schmerzen. Aber ich kann doch zu Dir reden, und das Wort des Schmerzes wird sanfter, der Schmerz selbst milder, indem ich mich damit an Dich wende, die Du immer so sanft und milde warst, durch alles, was du sprachst und thast, besänftigtest, mildertest.

Ich frage Dich um Rath, und finde etwas, wobey ich weis, daß es von Dir iſt — Deinen Geiſt und Sinn vernehme ich darin. Meine Gedanken, Vorſätze, Entwürfe theile ich dir mit, und erfahre dein billigendes oder tadelndes Urtheil.

Wie mir geworden iſt, wie ich geworden bin durch Deinen Hingang zeige ich Dir, den Zuſtand meines Gemüthes lege ich Dir dar, und empfange Zurechtweiſung, Warnung, Aufmunterung, Stärkung. Freude ſchimmert Dir im Auge, daß manches nun zurückgedrängt, manches ausgetilgt iſt, was lange der angeſtrengten Bemühung nicht weichen wollte, manches belebt, was ich ſonſt vergebens hinaufzubringen ſuchte; und o, wie treibt das vorwärts!

Nicht die blaſſe, ſtumme Leiche ſehe ich, ich ſehe Dich, Deine Lebensgeſtalt in der Verklärung — Dich, wie du warſt, wenn himmliſche Heiterkeit Dir im Auge glänzte, und oft noch viel herrlicher.

Ich lebe noch bey Dir, mit Dir, in der alten Vertraulichkeit, aber ohne irgend eine Sorge um Dich, wie ſie ſonſt zuweilen beym Gedanken an den Wechſel der Dinge und die Härte menſch-

licher Geſchicke das Gemüth verfinſterte, bis Du ſie hinweg lächelteſt. Ich habe, ich beſitze Dich noch! wie ich Dich jetzt habe und beſitze, kannſt Du mir nie mehr genommen werden, und kein Schmerz der Erde darf Dich antaſten. In Deinem Beſten habe ich dich noch ganz und gar, und frey von allen Mängeln.

Wenn Dein Freund nun mühſam und trauernd unter den Blumen des Frühlings wandelt, wirſt Du Dich ihm zugeſellen, und zu ihm reden von den Blumen des Paradieſes, unter denen Du wohneſt, und von dem ewigen Frühling, in den Du eingezogen biſt. Du wirſt tröſtend ihm zuflüſtern: auch an Gräbern ſchimmert die Herrlichkeit des Herrn, traure nicht zu ſehr, ich bin ja noch mit dir, glaube nur, der Herr iſt ſehr freundlich und ſeine Güte währet ewig.

Dein Kind auf Erden wirſt Du beſuchen im Grünen unter den Bäumen, und Dich an ſeiner Unſchuld ergötzen, und es die himmliſchen Spiele lehren.

Du biſt mir nicht bloß nahe, ich bin mit Dir vereint, feſt, ewig, unvergänglich. Biſt

Du nicht mehr mein Weib, ſo biſt Du meine himmliſche Verlobte — ewig doch die meine. Ich gab Dir von neuem den Ring der Vermählung an die kalte Hand, zum heiligen Zeichen, und der ging mit dir ins Grab.

Als ich einſt an Deinem Grabe troſtlos weinte und betete, und mich Gott und Dir von neuem auf ewig angelobte, und es lange mir war, als würden meine Gedanken gewaltſam zur Erde niedergedrückt, als wäre keine Gehörung: da öffnete ſich mir auf einmal der Himmel, ich ſah das Unbeſchreibliche, Dich ſah ich im Lichtglanz, Deine Arme waren mir ausgebreitet, und ich vernahm es tief in meinem Innerſten: jetzt biſt Du ganz mein, und ich ganz dein, blicke nur immer aufwärts — bald, bald! Indem ich mich erhub, flog ein Schmetterling neben mir auf, Einer der erſten des Jahres, der mich lange umflatterte. O, wie war meine Seele getröſtet! Wie wurde es mir ſo bedeutungsvoll, daß in dem Augenblicke, da man Deine Leiche in das Grab ſenkte, der Himmel ſich plötzlich entwölkt hatte, und Sonnenſtrahlen auf den Sarg, in das Grab gefallen waren.

Jetzt, o jetzt weiß ich, daß ich Dir vereint, fest, innig, unvergänglich vereint bin, und meine Gedanken werden nicht mehr niedergedrückt, wenn ich die Gelübde wiederhole, sie steigen frey empor, und ich habe ein seliges Gefühl der Erhörung.

Das freylich weiß ich nicht, ob Du mich und alle die Deinigen hienieden siehst, ob Dir die Dinge bekannt sind, die uns begegnen und beschäftigen, unsre Thränen um Dich, unser Verlangen, unser Wandel, unsre Kämpfe. Aber das weiß ich gewiß, daß ich Dich nicht bloß in Gedanken und Gefühlen besitze, daß etwas Unzerstörbares uns umschlingt und zusammenhält, und uns in Ewigkeit nicht lassen wird. Und das glaube ich, daß Du noch einen Einfluß auf mich, auf alle deine Geliebten äußern kannst; ich meine ihn erfahren zu haben, und noch oft zu erfahren. Warum muß mein Kind, Dein Kind, mich, wenn ich am tiefsten traure, und nach Stärkung lechze, am freundlichsten anblicken — so recht als ob Du es wärest? Warum sind gerade die Dinge mir jetzt so fremd, die mich sonst vielfältig beunruhigten, und über die Du allein mich zu trösten vermoch-

test? Warum fühlt sich mein Geist jetzt oft so wunderbar belebt, so erfüllt, so getrieben in großer, reicher Thätigkeit ohne Anspannung, ohne Beschwerde, ohne den Körper zu drücken? Warum bin ich zu den Geschäften am meisten aufgelegt, an denen Du den meisten Antheil nahmest, da sie Deinem Gemüthe am meisten zusagten? Warum strömen mir jetzt in so großer Fülle solche Gedanken zu, wie Du sie am liebsten hattest, die Gedanken in Deinem Geiste — für Dein Herz? Warum wird mir so wohl, wenn ich an Dein Grab trete, daß ich nirgends mehr getröstet werde, als hier? warum flieht mich hier die Vorstellung des Verwesens, und erfüllt das Bild des ewigen Lebens, das Bild Deiner Verklärung mein Inneres mit Himmelslicht? Vielleicht ist es Deiner Sehnsucht zuweilen gestattet nach den Geliebten auf Erden zu schauen, die Du im Leben so viel erfreuet, und zu erfahren, wie ihnen ist, und ihnen zu helfen, wie sie dessen bedürfen, oder von dem Mächtigern die Hülfe zu erbitten, die uns Noth thut.

Auch den Schmerz um Dich habe ich noch; und der ist mir köstlich — in vielen Stücken statt Deiner, ein lieber Gefährte, ein süßer Trost — den sanftern Schmerz, der nicht hindert an weiser Lebensthätigkeit, aber das Herz stillt, der Leidenschaft wehrt, den Frieden behütet und gen Himmel blickt.

Dieser Schmerz — möchte er doch nie von mir weichen, nie noch milder werden! Möchte sich doch keiner die undankbare Mühe geben, ihn mir nehmen zu wollen! Möchte ich ihn doch vor allen denen, die ihn nicht verstehen, in Sicherheit bringen können, daß keiner den mit Arzney quäle, der nicht krank, der gesünder ist, als viele der Rathgeber — mit einer Arzney, die ihm Gift werden muß.

Bey dem Gedanken, daß ich diesen Schmerz verlieren könnte, ist mir, als ob ich Dich noch einmal und auf immer verlieren sollte. Ja, er ist das Band, das mich bis zum Tode an Dich knüpft — dann die selige Freude! O, ihr Menschen lasset mir den schönen, lieben Schmerz doch!

Neben dem Schmerze habe ich — Dein Grab.

War auch das Dein Werk, daß ich deine Leiche, vom erſten Augenblicke an, nie als Dich ſelbſt betrachtet — nicht einmal in jenen dunklen Träumen, die das beſſere Wiſſen ſo oft überwältigen, daß mir daher auch Dein Grab nie ſchrecklich geweſen iſt? Ich ſuche es, nicht um da im Schmerze zu wühlen, von der Erde etwas zurück zu verlangen, ich ſuche es, weil ich an demſelben deine Nähe lebhafter empfinde, weil da ſich der Himmel mir öffnet.

Bald werden auf deinem Grabe — und um daſſelbe Sträucher grünen und Blumen blühen. Wie troſtreich wirſt Du dann dort mir erſcheinen! wie werde ich dann ſo freundlich dort wohnen, vergeſſend der Welt mit ihrer Noth, ihrer Sorge, ihrem Streit und ihrer ſchnell vorüberrauſchenden Luſt, gedenkend meines Todes und meiner Vollendung, gedenkend des unausſprechlich ſeligen Wiederſehens!

Dich aber, Du ewig theures Weſen, hat der Herr zu ſich genommen in ſein Reich, in das Reich der Meinen und Gerechten, in das Reich des Friedens; von allem Leid hat er Dich erlöſet und Dir viel Freude gegeben. Dort lebſt Du im Licht, in der Wonne, im Anſchauen des Herrlichſten: denn reines Herzens zu ſeyn, war dein Höchſtes, und Du warſt es, wie ein Menſch es ſeyn kann.

Wenn nun auch ich vollbracht habe, kommſt Du mir jauchzend entgegen — das Kind an der Hand, das Du mit hinüber nahmſt, und das dann vielleicht ein himmliſcher Jüngling geworden, es dem Gefährten deiner irdiſchen Tage, von dem Du oft zu ihm geredet, zuzuführen. Und ich übergebe Dir den, welchen Du als Kind mir zur Pflege und Sorge hinterließeſt, der an Deinem Bilde aufgewachſen iſt — in Deinem Sinn und mit Deinem Gemüthe, der, obgleich die Züge, die er geſehen, und in ſein zartes Gedächtniß gefaßt, erloſchen ſind, die Mutter gleich erkannt, weil der Vater ihm viel tauſend Mahl von ihr geredet, und ihr Treffliches ihm tief eingedrückt hat. Ich werde ihm vorangehen; und wenn er nachfolgt, zum würdigen Manne ge-

reift, der viel für die Ewigkeit ausgesäet, und in reiner Seele Glauben gehalten, dann über-gebe ich ihn der seligen Mutter, an der in der zartesten Jugend sein ganzes Herz hing, und die hier schon an ihm so viel Freude und Wonne hatte.

Dahin, dahin sey mein ganzes Streben gerichtet — unablässig!

4.

Am ſtillen Freytage.

Willkommen in deiner Wiederkehr, du Tag der ſtillen Schmerzen. Immer ſehnt ſich nach dir das welt- und lebensmüde Herz, zu weilen in deinen Schatten, und ſüße Thränen zu vergießen vor dem göttlichen Bilde. Aber o, wie ſegne ich dich dies Mahl in des Herzens tiefſter Traurigkeit!

Die Erde hüllt ſich mir in ein Trauergewand — ich ſehe ſie ſo gern im Trauergewande — ſie zeigt mir ein Grab, und noch ein Grab, das ich liebe, und neben dieſem das, welches ich ſuche — und alle ihre Gräber.

Heute ſtört mich nicht das Gedränge der Geſchäftigen, die ſich abmühen um das, was ſo bald nicht mehr ſeyn wird, und das Geräuſch der Fröhlichen, die nichts kennen, als den flüchtigen Augenblick, nichts wollen als ihn erhaſchen, ihn feſthalten, die Bethörten! Ich kann bey mir ſelbſt ſeyn, bey meinem Weh, ich kann es mir ganz zu eigen machen, mich daran hängen, daß mir wehl wird; — dann fließen die Thränen, und ſie fließen ſanft.

O, Ihr die Ihr mich tröſten wollet, ich ſchätze Eure treue Liebe; aber wie wenig verſtehet Ihr mein Gemüth! Tröſtet die Unglücklichen, die da wünſchen müſſen, von dem zerreißenden Gefühle ihrer Leiden befreyt zu werden. Zu dieſen gehöre ich nicht. Gehörte ich zu ihnen, zu den Verfolgten, Gemißhandelten, Tiefgekränkten, läge ich darnieder an heftigen Körperſchmerzen: ich würde auf den Erdulder am Kreuze blicken, und mich getröſtet fühlen, und geſtärkt zur Ergebung in den Willen des Herrn.

Des Troſtes bedarf ich nicht; ich habe mich in den Willen des Herrn ergeben, und weiß zu tragen, was ihm wohlgefiel. Aber des Schmerzes bedarf ich — zu mehr als Einem; der Schmerz iſt mir ſtatt des Troſtes, und den finde ich vor dem Kreuze, den finde ich bey Euch, Maria und Johannes, und bey Euch allen, die Ihr den großen Todten lieb gehabt. Im Schmerze wird mein künftiges Leben ſeine Kraft und ſeine Bedeutung antreffen — nicht in einem grübelnden, unthätigen oder laut klagenden, nein, in einem ſtillen, zur That treibenden, die That beſeelenden, des Herzens Ungeſtüm mäßigenden Schmerze.

Auch deſſen bedarf ich, daß mein Schmerz geheiligt werde; denn noch iſt viel Irdiſches in ihm, was hinaus muß. Er heiligt ſich aber im Schmerze um Den auf Golgatha, um den, welchen ſie in das neue Grab gelegt; und das Irdiſche weicht von mir, er wird Schmerz um das Unvergängliche, um das Edelſte, Schmerz nach dem Himmelreich, und zu dem geſellt ſich der Schmerz über die Welt, der Schmerz über meine Unvollkommenheit. Die Luſt abzuſcheiden, und bey Chriſto zu ſeyn, regt ſich heute ſo mächtig, und doch auch ſo ſanft und leiſe in meinem Herzen.

Die Liebe ſtirbt nach großen Qualen und unter ihnen — am Kreuze. Der die Menſchheit in ſeinem Herzen trug, ſich vergaß über andern, ſich willig für ſie dahin gab, der für alle — und für ihre kleinſte Noth — inniges Erbarmen hatte, umherging und wohlthat bis an ſein Ende, lehrte und tröſtete bis ſein Mund im Tode verſtummte, den greifen, binden, mißhandeln, geißeln, martern, verſpotten und ver-

flehnen sie, eine Dornenkrone setzen sie ihm aufs Haupt, den um und um wunden, von Blut umflossenen Körper belasten sie mit dem schweren Holze, darauf schlagen sie ihn an das Kreuz, und ergötzen sich in wildem Gelächter an seiner Qual. Entsetzliches Menschengeschlecht — das kannst du! fürchterliche Welt — das erträgst du! Wohl euch, ihr Augen, die ihr einst solches sahet, daß ihr geschlossen seyd! Wohl dir, fühlendes Herz, welches einst solches empfand, wohl dir, daß du still stehst! Wohl dir auch, theure Entschlafene, hierum wird dein Auge nicht mehr weinen, hiervon dir das Herz nicht mehr bluten — dieses so weiche, so verwundbare Herz! O, wie wurde es von den Leiden der Menschheit, von den Leiden der Unschuld, von den Leiden des Herrn getroffen! wie tief getroffen von Unrecht, Härte und Gewaltthat, da es von den Gefühlen, die auf Menschen sich beziehen, nur die Liebe kannte!

Und alle Schmerzen sind für Dich nicht mehr; Deine Seele ist in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an. Des Lebens Bitterkeit, die auch Dir nicht fremd geblieben, wirst du ferner nicht schmecken; seine Sorge, seine Angst, sein

vielfältiger Kummer, die auch Du nicht selten erfahren, sind von dir genommen. Was hätte, bey längerm Verweilen in den Hütten des Elendes, dein so weiches, verwundbares Herz vielleicht noch erdulden müssen! Gott hat es wohl gemacht, er hat sein Kind in die Ruhe geführt: — in die Wohnungen des Friedens.

Auch deine letzten großen Schmerzen hat der Herr sanft gelöset — wie dem Heilande, da er ausrief: es ist vollbracht! und das Haupt neigte und verschied; sanft hat er dich abgeholt, mit leiser Stimme hat er dich gerufen. Darum will ich das Bild deiner letzten Schmerzen, das sich mir so oft aufdringt, in meinem Innersten zu wühlen, von mir entfernen, und es mir nur da vergegenwärtigen, wo ich dessen bedarf, um die Welt und mich selbst zu verläugnen. Es ist ja doch bloß die Täuschung, als ob das noch wäre, was vorüber ist, und sich so herrlich gewendet hat, womit es mein Inneres zerquält.

Verschieden bist Du, entschlafen in dem Herrn, den Du im Leben so hoch geehrt, so in-

nig geliebt, ſo tief betrauert haſt, deſſen Todestag Du immer in ſo heiliger Andacht feyertest. O, mir iſt, als wärest Du heute mit ihm geſtorben — in ſeiner Nähe, und als dürfte ich nun auch ſterben, und man legte uns zuſammen in Ein Grab. Siehe ich komme bald, ſpricht der Herr, ja bald, bald wird er kommen, bald, bald werde ich Dir folgen dürfen — ich und Dein Kind!

Jetzt gehe ich hin zu deinem Grabe.

Wie wird mir heute dort wohl ſeyn! Den Herrn haben ſie ja auch begraben. Der Lebensfürſt hat in Einer von unſern Grüften geſchlummert, darum darf mir nicht grauen vor dem für die meiſten ſchauervollen Orte der Verweſung.

Hier iſt heiliges Land, auf welches Gottes Auge gnädig herniederſchaut, das Auge des Vaters auf die ſchlafenden Kinder, der Schauplatz einſt einer neuen herrlichern Schöpfung. Mit Freudenthränen benetze ich die Stätte, wo ich neben dir ruhen werde — mein Staub neben dem Deinigen, ſich mit dem Deinigen zu vermiſchen. Wie viel Süßes hat dieſer Gedanke, als Bild der höhern Vereinigung!

5.

Das Leben im Tode — nach dem Tode.

Am ersten Tage des Osterfestes.

Glückselige Christenheit, du darfst ein Auferstehungsfest feyern! Ein Auferstehungsfest! welch ein Fest für die, denen der Tod überall zur Seite geht, von denen man den Einen nach dem andern hinwegträgt, die ihre geliebten Todten in das Grab legen — zur letzten Ruhe! Wenn es da nun aus wäre, alles geschlossen und geendigt — auf immer und ewig! — Nein, es ist nicht aus, der Herr ist wahrhaftig auferstanden: mit diesem Gedanken begrüßen wir uns heute — sterblich Geborne, Erben des Grabes, begrüßen wir Euch, die wir vielleicht noch vor Abfluß dieses Jahres beweinen werden. Der ist auferstanden, den wir verehren und lieben, wie keinen andern, der mächtige Helfer, der Erlöser von Sünde und Elend, der erhabene Vorgänger — und hat die Macht empfangen über Leben und Tod, und trägt die Schlüssel der Hölle und des Abgrundes. Tod, wo ist dein Sta-

Hel nun? Hölle, wo iſt dein Sieg? Gott ſey gelobet, der uns den Sieg gegeben hat, durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn! Ja, Geliebte, der Tod iſt nicht mehr, nur eine Geburt iſt aus dem Einen Leben ins andre, aus dem niedern ins höhere; der Todbeden iſt kein weites, alles verſchlingendes Grab, ſondern eine Zubereitungsſtätte zum wahrhaften, zum ewigen Leben.

Schnell eilen unſere Tage dahin, bald ſind ſie vorüber, der letzte iſt da, und wir ſtehen am Ziele; aber, wer an den Sohn Gottes glaubt, der wird leben ob er gleich ſtürbe. Die theuern, die geliebten Weſen, die des Herzens Troſt und Wonne waren, ſind aus unſern Augen hinweg genommen; aber ſie leben, und ſind bey dem Herrn allezeit.

Mit dieſen Gedanken wollen wir uns an dem frohen Feſte der Auferſtehung beſchäftigen, wir wollen uns ganz in ſie verlieren; vielleicht, daß der Herr Troſt gibt, und Kraft zum Leben, Kraft zum Weiſeſeyn, Kraft zum Sterben.

Geliebte Brüder, ſchwer ruht Gottes dunkles Verhängniß auf dem, der jetzt zu Euch re-

den ſoll. O, er bedarf ſelbſt des Troſtes und der Stärkung, die er Euch mittheilen möchte, wie vielleicht keiner von Euch, und wenn wir immer auch für uns ſelbſt predigen, ſo muß er das heute mehr denn je. Euch, Ihr Unglücklichen, kann er die Bruderhand reichen, er iſt Euer Gefährte geworden. Kommet, laſſet uns zum Herrn gehen, der auch geſtorben, und begraben — und auferſtanden iſt von den Todten.

Alſo lautet ſein Wort:

> Ich bin die Auferſtehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben ob er gleich ſtürbe, und wer da lebt, und glaubt an mich, der wird nimmermehr ſterben. Joh. 11. V. 25. 26.

Die Auferſtehung und das Leben iſt der Herr, der Auferſtehung und des Lebens Lehrer, der Auferſtehung und des Lebens Geber, der Auferſtehung und des Lebens Verſicherer, da er ſelbſt von den Todten auferſtanden. Wer an ihn glaubt, der lebt, ob er gleich ſtürbe, das heißt: er weiß, daß er nicht ſterben kann, daß er leben wird im Tode, nach dem Tode.

Mit dieſem frohen Gedanken beſchäftige ſich jetzt unſre Andacht. Laſſet mich zu Euch reden

ohne künſtliche Abtheilung, in Einfalt, wie es der Geiſt giebt, und wie es mich ſelbſt getröſtet hat.

Wohin könnte ich Euch nicht weiſen, um Euch die Beſtätigung der Wahrheit, daß wir auch nach dem Tode noch leben werden, zu zeigen! Wo Ihr Euer Auge hinwendet, findet Ihr ſie.

Blicke auf gen Himmel, wo die ſchimmernden Welten ohne Zahl ſich nach ewigen Geſetzen bewegen, und gedenke des erhabenen Ausſpruches: in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen; wird der Vater dieſe Wohnungen, nach denen Tauſende, in ihren verlaſſenen Hütten, fern vom väterlichen Hauſe, ſich ſehnen, öde laſſen? wird er das Kind, das nun voll Verlangen nach ihm heimkehrt, an der Thür ſeines Hauſes zurückweiſen? oder wird er ſie ihm öffnen, daß es hineingehe, und bey dem Vater ſey? Schaue in das Unermeßliche, du kannſt es nicht umfaſſen, aber du kannſt es denken, du kannſt den Unermeßlichen, der

es geſchaffen hat, denken, anbeten, ſeiner dich freuen, du haſt ihn gedacht, angebetet, dich ſeiner gefreut; und er ſollte dich vernichten? fühlſt du nicht ein Streben nach dem Unermeßlichen und mit ihm unzerſtörbares Weſen in dir? Das Weltall ſpiegelt ſich im Menſchen, er beherrſcht es gleichſam mit ſeinem Gedanken, er mißt die Bahn der Sterne; und er ſollte untergehn, nach flüchtigen Augenblicken, während ſie Jahrtauſende unverrückbar ihren Weg wandeln?

Dringe mit deinen Gedanken unter die Erde; dort liegen die Leichen der Menſchen, die Leichen der Geſchlechter, die vor dir waren — Staub bey Staube; dazu wären dieſe alle geboren geweſen, daß ſie Staub würden? dazu hätten die Weiſen nach Erkenntniß gerungen, und an dem himmliſchen Lichte ihr Weſen erleuchtet, die heldenmüthigen Zeugen der Wahrheit ihr Bekenntniß mit ihrem Tode verſiegelt, dazu ſo viele große Menſchen ſich für ihre Brüder aufgeopfert? dazu hätte die Tugend ihre Verläugnung geübt, und ihre ſtillen Werke vollbracht?

Siehe dich um auf der Erde, die du bewohnſt: der Baum, den du gepflanzt haſt,

überlebt dich, das Thier, das du zähmeſt und abrichteſt, damit es dir diene, überlebt dich! Freylich zeigen ſich die hier überall vergehende Schöpfungen, Zeichen des Todes, die Spuren der Verweſung; aber blüht nicht aus jeder vergehenden Schöpfung eine neue auf? bildet ſich nicht überall im Tode, aus dem Tode neues Leben? muß nicht überall das Verwesliche anziehen das Unverwesliche?

Erforſche die Geſchichten der Menſchen: du findeſt Gerechte, denen es ergeht, als hätten ſie den Sinn und die Werke der Böſen, bis an ihr Ende, und Nichtswürdige, Gottesverächter, Menſchenfeinde, denen das Glück, das ſich nur dem Edeln zugeſellen ſollte, nicht von der Seite weicht; höre den Schrey des Jammers, der über die Erde zieht — durch alle ihre Reiche; bemerke die Unzählbaren, die im Elende ſterben; blicke in dein Inneres, die großen Fähigkeiten, die hier nicht ausgebildet werden können, die große, dir ins Herz geſchriebne Beſtimmung, die du in dem kurzen Leben nicht zu erreichen vermagſt, und das dir anerſchaffene Verlangen, das auf Erden nimmer geſtillt wird, wahrzunehmen; tritt an das

Sterbebette, an die Leiche, an das Grab deiner Geliebten; ich dein Herz reden, und frage dich: ob denn der Mensch wahrhaft sterben könne.

Doch dieß alles darf ich heute nur flüchtig berühren; das Christliche, das mit diesem festlichen Tage in Verbindung steht, muß ich Euch verkündigen, dabey, daß der Herr die Auferstehung und das Leben ist, daß, wer an ihn glaubt lebt, ob er gleich stürbe, müssen wir heute verweilen.

Lasset uns hier zuförderst bemerken, wie der Herr selbst einmal einen Beweis für unser Fortleben, von dem er sonst als von einer ausgemachten Sache redet, führt. Er spricht:

> daß aber die Todten auferstehen hat auch Moses gedeutet bey dem Busch, da er den Herrn heißet Gott Abrahams, und Gott Isaaks und Gott Jacobs; Gott aber ist nicht der Todten sondern der Lebendigen Gott; denn sie leben ihm alle.

Darin liegen zwey Gedanken.

Erstens: Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, sein Reich kann nicht das düstre Gebiet des To-

des, es muß das heitre Gebiet des Lebens ſeyn, er kann nicht den Tod, ſondern nur das Leben wollen — den Tod allein als Mittel und Werkzeug eines neuen ſchönern Leben. Oder wie? mit Wohlgefallen ſollte er auf Verweſungen hinabblicken, von denen wir mit Grauen und Entſetzen uns wegwenden — mit Wohlgefallen auf Welten, die mit Todtengebeinen bedeckt ſind? Das Leben wäre unendlich beſſer als der Tod, und er ſollte es hervorrufen, damit es des Todes Beute würde? er ſollte Leben erhalten, erneuern können, und es nicht thun? er ſollte ſelbſt zerſtören, was er erſchaffen, und mit Anmuth geſchmückt hat, daß es von ihm zeuge? Er, der ſelbſt das Leben iſt, ſollte dulden, daß außer ihm überall der Tod herrſche, und den Sieg behalte? Frage doch die Natur, überall ſiehſt du das Leben herrſchen und über den Tod ſiegen, auf allen Plätzen regt es ſich im Staube, geht es verjüngt und blühend hervor. Freylich wird das Leben immer wieder vom Tode verſchlungen: aber warum? weil es Erdenleben iſt, das nicht beſtehen kann, weil wir an der ſtäts ſich wiederholenden Erneuerung genug haben zur Deutung und zum Unterpfande.

Doch nein — verſchlungen wird das Leben nicht; es wandelt ſich um, es kehret in andern Geſtalten wieder, und die Kräfte des Lebens dauern in dem, was wir Tod nennen, fort, ſie ſind unzerſtörbar. Ihm leben ſie alle.

Zweytens: er nennt ihn den Gott Abrahams, und Iſaaks und Jakobs, wie kann er aber der Gott derer genannt werden, die er dem Tode übergibt? Er iſt nicht Abrahams Gott, er hat ſich nicht als den Gott deſſelben erwieſen, wenn Abraham geſtorben iſt. Weſen, deren Gott er genannt wird, muß er auch im Tode erhalten, immer und ewig erhalten in der Vereinigung mit ſich. Er hat das Leben, und könnte es denen verweigern, die er liebt, für die er ſo viel thut, denen er ſich ſo herrlich offenbart, mit denen er ſich in eine ſo genaue Verbindung ſetzt, denen er ſo zärtliche Nahmen gibt? Weißt du, daß der Herr dein Gott, dein Vater, dein Freund iſt, fühlſt du von ſeiner Huld dich umfangen, von ſeiner Liebe dich geſtärkt, ſo weißt du auch, daß du lebſt, ob du gleich ſtürbeſt.

Doch wozu bedarf es noch anderer Beweiſe, da wir Einen haben, der über alle geht, und

uns unerſchütterliche Gewißheit gibt. Das Wort des Herrn, das untrügliche Wort vom Himmel verſichert uns von unſrer Fortdauer. Nicht ein Menſch, der Sohn Gottes, beglaubigt durch Zeichen und Wunder jeder Art und durch die immer erfüllte Vorherverkündigung künftiger Dinge, der, der Vertraute des Vaters, die Geheimniſſe der Ewigkeit weiß, und gekommen iſt, ſie uns zu offenbaren — der Ewigkeit, aus welcher er ſelbſt ſich zu uns herabgelaſſen, um ſich bald wieder zu ihr aufzuſchwingen, der Erſtorbne ins Leben rief, und ſelbſt von den Todten auferſtanden iſt, der verſichert uns davon. Wer von dieſem Brod eſſen wird, ſpricht er, der wird leben in Ewigkeit; wer von dem Waſſer trinken wird, das ich ihm geben werde, dem wird es ein Brunnen des Waſſers werden, das in das ewige Leben quillet; den Leib können ſie wohl tödten, aber nicht die Seele; im Himmel ſoll euch alles wohl belohnet werden; ich gebe den Meinigen das ewige Leben; ich lebe und ihr ſollet auch leben. In ſeinem Geiſte

ruft Paulus aus: ich habe einen guten Kampf gekämpfet, und den Lauf vollendet, und Glauben gehalten, hinfort iſt mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit. Er ſieht keinen Tod, keinen Leichnam, keine Verweſung; er ſieht nichts, als die Krone der Gerechtigkeit im ewigen Glanze hinter der kurzen Nacht.

Ich bin die Auferſtehung und das Leben, ſpricht der Herr, an mir wird euch die Auferſtehung und das im Tode fortdauernde Leben ſichtbar werden. Und ſo iſt es geworden. Er lebt, der geſtorben iſt, geht aus dem Grabe hervor, ihn vermag das Reich des Todes nicht zu halten. O, ſchon dies, daß Einer wiedergekommen iſt, den der Tod in ſein ſtilles Haus geführt, daß Ein wahrhaft Auferſtandener dieſe Erde betreten hat, wie muß es uns freuen! welche Zuverſicht muß es uns einflößen! mit welchen Lebensgefühlen muß es uns durchſtrömen! mit welcher Erhebung müſſen wir in ihm das troſtvolle Zeichen erblicken! Und dieſer Eine war beſtimmt, uns in allen Stücken, nicht bloß in ſeinem Sinn und Wandel, ſondern auch in ſeinem Schickſal, Vorbild zu ſeyn. Lehren ſollte

er uns durch das Wort, aber auch durch die That und das Ereigniß, die dem Worte zur Erläuterung und Bestätigung dienten. Den ganzen Lauf unsers Lebens, mit allen seinen Veränderungen, unsern Anfang, unsre Entwickelung, unsre Prüfungen, unsern Tod und unsre Vollendung finden wir zur Erleuchtung und Stärkung unsers Glaubens an ihm ausgedrückt. Er ist der Erstling geworden unter denen, die da schlafen. Er, das Haupt, kann die Glieder nicht von sich lassen, er, der Erlöser, nicht seine Erlöseten. Sind wir durch den Glauben ihm, der in einem so großen Sinne die Auferstehung und das Leben ist, vereint: dann können wir nicht mehr zweifeln, daß wir mit ihm leben werden.

Aber ist es denn auch gewiß, daß der Herr von den Todten auferstanden? darf ich glauben das Unerhörte, das ganz unglaublich Scheinende? Ja, es ist gewiß, so gewiß wie irgend etwas, das uns die Geschichte aufbewahrt hat; es ruhet auf Zeugnissen und Erweisen, wie keine andre Begebenheit sie darlegen kann. Du darfst nicht bloß glauben; wenn Du nicht widerstreben, und dein Wahrheitsgefühl verläugnen willst,

so mußt du glauben das Unerhörte, das unglaublich Scheinende, das hier, in dem erhabnen Zusammenhange der göttlichen Weltregierung, so ganz an seiner Stelle steht. Ohne die Auferstehung des Herrn wäre kein Christenthum. Die Verkündigung und Ausbreitung des Evangeliums gehört zu den unerklärbarsten Dingen, sie ist ein viel größeres Wunder, als das, daß ein Todter wieder aufersteht, das Wunder über alle Wunder ist sie, wenn der Herr nicht auferstanden ist. O, hätte das Grab geschwiegen, die Jünger hätten auch geschwiegen; aber da das ewig stumme Grab seinen Mund aufthut, können sie nicht mehr schweigen, sie müssen reden zu allem Volk, zu Hohen und Niedrigen, und ihr Zeugniß mit ihrem Blute versiegeln.

Woher kommt es denn nun, daß doch so viele nicht glauben, daß man so oft von unsrer Fortdauer als von einer höchst ungewissen Sache reden hört, daß man selbst aus dem Munde der Jugend, und aus deinem Munde, du zarteres Geschlecht, dem Gott so viel Glaubenskraft verliehen hat, Worte des Zweifels vernimmt? Ach, das ist das große Elend unsrer Zeit: der Glaube an den Sohn Gottes ist von den Menschen ge-

wichen, ausgeredet hat man ihnen diesen Glauben, man hat sie um denselben betrogen, ja betrogen! Dieser Unglaube wühlt in den Gemüthern der Menschen, und zerstört sie. Und woher denn dieses? Steht es etwa so schlecht um die Sache des Herrn? O, es steht wohl um sie. Sind wir so aufgeklärt, daß wir uns über sie erhaben wähnen dürfen? Das wolle Gott verhüten! Ach, Tausende, die in der Christenheit geboren und erzogen worden, haben kaum etwas von dem Erlöser der Menschen gehört, haben nicht gehört, wer er ist, und warum wir dieses von ihm glauben. Und dann fehlt es auch nicht an solchen, die sich ein Geschäft daraus machen, den Unglauben zu verkündigen — der Gatte der Gattin, der Vater dem Kinde, der Lehrer dem Schüler. Warum thun sie das? Ob das, wovon sie andre zu überreden suchen, ihre eigne feste Ueberzeugung sey, das mag Gott richten; es hat wenigstens nicht den Anschein, als ob sie ihres Unglaubens so gewiß wären. Aber gesetzt, sie wären es, warum wollen sie andern einen Glauben nehmen, der der Menschheit kostbarstes Gut ist, einen Glauben, welchen, wenn er auch ein Wahn wäre,

gehabt, und bis an sein Ende bewahrt zu haben, niemand gereuen kann — wahrlich die sind selig, die in diesem Glauben leben und sterben, selig im Leben, selig im Tode — der, auf der andern Seite, verlacht und verworfen, wenn er sich nun doch einst als Wahrheit erweist, denen entsetzlich werden muß, die ihn verlacht und verworfen haben? Wie? Menschen, die deine Brüder sind, die so oft des Lebens Bitterkeit fühlen, und keinen andern Trost haben als diesen, deinen nächsten Angehörigen willst du einen Glauben nehmen, um den du sie beneiden solltest? Zu welchen gehörst du? Zu den Leichtsinnigen, die nicht wissen, was sie thun, oder zu den Eiteln, die sich den Schein hoher Weisheit geben möchten, oder zu den Lasterhaften, die Mitschuldige ihrer Verbrechen suchen, oder, indem sie andre überreden, sich selbst in ihrem Unglauben zu befestigen streben?

So sage denn deinem Sohne, Christus sey ein Mährlein, und im Tode sey alles aus, damit er zum Verbrecher reife, im Schlamme aller Wohllüste sich wälze, in wilden Ausschweifungen Geist und Körper zerrütte, zuletzt, Hand an sich selbst legend, das elende Leben von sich

werfe, und der Schmerz dich ins Grab ſtürze. Sage es deiner Tochter, damit ſie hingehe und eine Dirne werde, und den Jammer in dein Haus bringe und die Schande über dein moderndes Gebein — und dich an deinem Grabe verfluche, damit ſie, wenn nun einſt auch über ſie die menſchlichen Geſchicke hereinbrechen, und ſie nichts mehr hat, als ihren Schmerz, auch das nicht habe, was dann allein, ja allein tröſten kann, den Blick zum Himmel. Sage es deinem Weibe, damit ſie die Treue breche, rufe es der Sterbenden ins Ohr — Sterbende hören oft ſchwer — damit ſie es recht wiſſe: hoffe nur nichts, es iſt kein Chriſtus, es iſt kein ewiges Leben, du gehſt auf ewig von mir und deinen Kindern — alles, alles muß ins Grab. Oder, wenn du in deinem Letzten liegſt, und dein Weib und deine Kinder wehklagend um dein Bette ſtehen, ſprich es noch einmal mit bebenden Lippen — die Worte der Sterbenden gelten viel —: Staub und Aſche werde ich ſeyn, ſonſt nichts, damit der Schmerz ihr Herz zerreiße, und ſie verzweifeln in ihrem Jammer. Das kann ich nicht, erwiederſt du. Das könnteſt du nicht? Du thuſt es ja. Wird dein Sohn,

wenn nun die bösen Gesellen ihn locken, und die Lust der Sünde entbrennt, sich nicht der Worte des Unglaubens erinnern, die du in ruhigen Stunden zu ihm geredet hast? Wird deine Tochter, wenn sich die Versuchung ihr naht, wenn das Elend sie ereilt, nicht sprechen, das hat mir mein Vater, mein treuer Vater, mein erster Lehrer gesagt? Wird dein Weib, in ihrer Todesstunde, in deiner Todesstunde dem glauben, womit du jetzt mitleidig sie trösten möchtest, oder dem, was du früher sie gelehrt hast? Ja, du kannst es, denn du thust es. Jetzt aber weißt du auch was du thust; bedenke es in der Stille.

Doch, du wendest ein: wie soll ich eine Fortdauer meines Geistes glauben, ich sehe ja, wie er mit dem Körper abnimmt, und endlich im Tode desselben erlischt. Was siehest du? Einen Geist? Dann kannst du mehr, als irgend ein Mensch gekonnt hat. Einen Geist sieht kein sterbliches Auge. Und den sähest du gar abnehmen, erlöschen? Rede nach der Wahrheit: du bemerkest bey der Abnahme und Schwäche des Körpers nicht mehr die kräftigen Wirkungen, durch die in gesunden Tagen der Geist sich

hir ankündigte; wie kann das anders seyn? wie können, wo das Werkzeug altert und immer unbrauchbarer wird, auch bey derselben Kraft des Wirkenden, die Wirkungen dieselben bleiben? Es gibt Thätigkeiten des Geistes, in welchen er wenig oder gar nicht an den Körper gebunden ist, diese äußern sich im erschöpften Alter, wie in der frischesten Blüthe der Jugend, unter den Zerrüttungen der Krankheit, wie in der Fülle der Gesundheit, ja nicht selten in der Todesstunde mit einer Klarheit und Stärke, die uns in Erstaunen setzen, und werfen gleichsam noch einen so hellen Schimmer auf den sterbenden Körper, daß man nicht zweifeln kann, der Geist habe sich schon zum Theil von diesem frey gemacht, und fühle schon die Anfänge des ewigen Lebens. Und gesetzt, der Geist sänke beym Sterben des Körpers in einen Schlaf; kann er denn nicht aus demselben wieder erwachen, wie wir es ja täglich an ihm erfahren? Könnte nicht dieser Schlaf die Bedingung des Ueberganges aus dem einen Zustande in den andern seyn? Wie, wenn nun ein Entschlummern des Lebens dazu erfordert würde, daß die Kräfte sich zu regen und zu entwickeln begönnen, in denen es

ſeinen höhern Schwung nimmt? Zeigt uns doch die Natur überall dem Aehnliches. Und warum ſollen wir uns nicht das Leben nach dem Tode als ein neues denken, das der Herr im Tode erwecken, durch den Tod geben wird? Iſt denn die Fortſetzung unſers irdiſchen Daſeyns etwas anders, als ein ſtäts ſich erneuerndes, ein unaufhörlich verſchwindendes und von Gott uns wieder geſchenktes Leben? Wir ſterben täglich, ja augenblicklich, und kehren täglich, augenblicklich ins Leben zurück. Du haſt nicht das Leben in dir ſelbſt, es ſtrömt fortdauernd dir zu aus der ewigen Quelle deſſelben, von dem, der es allein in ſich ſelbſt hat.

„Ich faſſe das Wunder nicht." Wozu iſt nöthig, daß du es faſſeſt, da es ſo oft vor deinen Augen geſchieht? Faſſeſt du denn das größere Wunder deiner erſten Geburt? und magſt du, weil du es nicht faſſeſt, zweifeln, ob du lebeſt? Begreifſt du, wie du in den Schlaf ſinkeſt und wieder aufwachſt? Und darfſt du, weil du es nicht begreifeſt, ſagen: ich habe nicht geſchlafen, ich bin nicht aufgewacht? Unſer Faſſen, unſer Begreifen — wie wenig unterſcheidet es ſich doch von dem Nichtfaſſen, Nichtbegreifen!

Als ein neues Leben denke dir das Leben nach dem Tode; denn das iſt es für den Frommen in einer ſehr frohen Hinſicht unbezweifelt.

Du erwachſt nicht wie du eingeſchlafen biſt, ein andres, ein neues Weſen erwachſt du. Als du einſchliefeſt, war Nacht rings um dich her, jetzt ſiehſt du in den hellen Morgen hinein. Als du einſchliefſt, warſt du müde und erſchöpft, jetzt fühlſt du dich erquickt und geſtärkt. Als du einſchliefſt, verwirrten ſich deine Gedanken, dein Bewußtſeyn verdunkelte ſich, jetzt iſt alles Licht und Ordnung in deinem Geiſte. Mit ſchwerer Sorge legteſt du dich nieder, und ſorgenfrey, frohes, kräftiges Muthes ſtehſt du von deinem Lager auf. Nicht anders findeſt du es in der Natur. Wenn die Raupe aus ihrem Tode erwacht: ſo iſt es nicht mehr die ſchwer am Boden kriechende, Blätter nagende Raupe, es iſt ein glänzender Schmetterling, der im Sonnenlichte von Blume zu Blume ſich ſchwingt. Wenn die Natur aus ihrem Wintertode erwacht: ſo trägt ſie nicht mehr die welke, falbe, ſchwermüthige Geſtalt des Herbſtes; Frühlingslüfte wehen, Frühlingsgeſänge erſchallen, und die Auen ſchmücken ſich mit farbenreichen Blumen

ohne Zahl. Die Pflanze, die aus dem Samenkorn aufsprießt — wie verschieden von der, die, nachdem sie den Samen getragen, sich krank und erschöpft zum Tode neigte! Der Herr, da er aus dem Grabesschlummer wiederkehrt — er ist er selbst und doch auch ein andrer, obgleich er noch auf Erden wandelt — alles an ihm geheimnißvoll, feyerlich, alles geistig erhöht, vom Schimmer des ewigen Lebens umflossen, obgleich noch im Erdenleben begriffen und zur Hälfte diesem angehörig.

Als die Geliebten, um die wir weinen, entschliefen, da erwachten sie — zum höhern Leben, zum Leben bey Gott, bey dem Erlöser, bey allen Seligen des Himmels, bey denen, um die sie früher geweint — zum Leben des Anschauens, der hellern Erkenntniß, der gereinigten Tugend, der verstärkten Kraft, der innigern Gemeinschaft, der unaussprechlichen Freude. Ein Traum, ein Schatten ist ihnen jetzt ihr Erdenleben, auf das sie herniederlächeln. Das Schönste und Beste ist ihnen geworden.

Lasset mich ein Gleichniß sagen. Unser Körper ist ein Samenkorn, welches den Keim der Wahrheit und Weisheit, des lautern We-

fens, der Liebe und Seligkeit einſchließt. Der Frühling kommt. Der Keim fängt an zu treiben und ſich zu entwickeln; das Leben wird mächtig und immer mächtiger in ihm — die Hülle zu enge; endlich ſprengt er die Hülle, dieſe bleibt der Erde, ſie verweſt, ſie muß verweſen, eines beſſern war ſie nicht werth, ſie hat geleiſtet, was ſie ſollte, ſie wird, was ſie war; aber die Pflanze ſteht da jugendlich ſchön im Sonnenlicht, und wächſt immer höher hinauf in das Licht. Sehet, das iſt die Geſchichte der Frommen, um die wir trauern.

Das Gleichniß geht weiter. Der Herr iſt nicht bloß das Leben, ſondern auch die Auferſtehung; mit einem Körper umgeben — demſelben, den man begraben, und doch einem andern, geiſtigern lebt er noch vierzig Tage auf Erden. Auch aus unſerm dahinſinkenden Körper ſoll neues Leben geweckt werden. Einen Körper ſollen wir empfangen — nicht irdiſcher, ſondern himmliſcher Art, nicht aus Staube gebildet, ſondern aus Licht gewebt, nicht durch Gebrechen und Schwachheit entſtellt, ſondern verherrlicht und von Kräften des ewigen Lebens durchdrungen, nicht alternd und dahinwelkend,

sondern mit Jugend, Schönheit und Unsterblichkeit geschmückt, ähnlich dem verklärten Leibe Jesu Christi — und doch denselben, den wir hier getragen, aus seinen feinsten Theilen entwickelt, ihm ähnlich an Gestalt, nur daß alle Mängel von ihr hinweg sind, und im Ausdruck der edelsten Gesinnungen, damit wir auch an ihm, die wir geliebt wieder erkennen mögen. Wir wissen aber, sagt Paulus, daß, wenn unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, wir einen Bau haben von Gott erbaut, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Diesen Körper umschließet als Keim das Samenkorn des irdischen mit dem Geiste; er ist das Band zwischen dem Geiste und dem gröbern Körper. Der letztere dient, uns mit der Erde in Verbindung zu setzen und zu erhalten. Sind wir dieser entreift, dann fällt er ab in der Erde Schooß; und das nennen wir sterben. Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich; es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit; es wird gesäet in Schwachheit, und

wird auferſtehen in Kraft; es wird geſäet ein natürlicher Leib, und wird auferſtehen ein geiſtlicher Leib.

O, des Wonnegedankens, zum neuen, zum beſſern Leben ſollen wir aus dem Schlummer des Todes erwachen, wenn wir uns deſſelben in dieſem vergänglichen würdig gemacht haben!

Dahin, darin laſſet uns ſtreben aus allen Kräften, und von uns werfen, was uns hierin hindern möchte. Viel zu klein biſt du, arme Welt, als daß wir für dich das Glück der Unſterblichen hingeben, viel zu unbedeutend biſt du, flüchtiges irdiſches Leben, als daß wir um deiner kurzen Freuden willen des ewigen vergeſſen könnten! Fahre hin der Welt Luſt, des irdiſchen Lebens Gut! Das Eine wollen wir feſthalten, an das Eine wollen wir ſetzen, was wir nur haben und vermögen. Wer da lebet, und glaubet an mich, der wird nimmermehr ſterben. Ja, hier ſchon muß das neue Leben in uns beginnen, damit wir im Tode deſſelben theilhaftig werden, leben

müssen wir im Glauben und in der Liebe, leben dem Herrn — in ihm, mit ihm, in seinem Geist und nach seinem Vorbild. Wache auf der du schläfest, stehe auf von den Todten, daß dich Christus erleuchte!

So seyd denn auch Ihr nicht gestorben, Ihr theuern Wesen, die der Herr von uns hinweggerufen! Ihr lebet und seyd selig. Daß wir das denken dürfen ist mehr, als wenn Ihr noch einige Augenblicke — denn, was sind unsre Jahre anders denn Augenblicke? — bey uns hättet verweilen — mehr als alle Glückseligkeit, die wir in der fernern Verbindung mit Euch noch hätten genießen können.

Ach, wir trauern um Euch tief im Herzen, denn wir sehen Euch auf Erden nicht wieder: und diesen Schmerz bewahren wir mit Euerm Gedächtniß bis an das Ende. Verlassen habet Ihr uns wohl, aber gestorben seyd Ihr nicht; aus dem Tode seyd Ihr in das Leben gekommen.

Nein, wir haben nicht an Euerm Sterbebette gestanden, nicht die Klage Euers Schmerzes und Eurer Angst gehört, nicht Eure blassen

Angeſicht, Eure ſtarren Züge geſehn — das war nur Wahn und Traum des Erdenlebens; Euer Siegeslied hörten wir, das Licht des neuen Lebens, den Anbruch der ewigen Morgenröthe ſahen wir auf Euerm Angeſicht. Wir ſind nicht Eurem Sarge gefolgt, wir haben nicht Eure Gebeine in das Grab gelegt — auch das war Wahn und Traum des Erdenlebens; im Glanze der Verklärung, zu der Euer ſeliger Geiſt ſich aufgeſchwungen, erblickten wir Euch.

Glückſelige, Ihr habet überwunden, da' wir noch im heißen Streite liegen! der bange Traum des Erdenlebens iſt aus, die letzten Schmerzen und die letzte Angſt, die in dieſem Traume Euch quälten, ſind vorüber. Erwacht ſeyd Ihr in das ewige Leben, unter den Blumen und in den Palmenhainen des Paradieſes wandelt Ihr, und ſchon ſind alle Thränen von Euern Augen abgewiſcht.

Des Glückes dieſer Welt werdet Ihr Euch nicht mehr freuen, aber in das beſſere hat der Herr Euch eingeführt. O, wir gönnen Euch dieſes Glück, wir preiſen Euch ſelig, und freuen uns unter Thränen. Vorangegangen ſeyd Ihr in die Heimath, und wir folgen. Wir kom-

men, ja wir kommen! Gott wird rufen; und dann eilen wir in Eure geöffneten Arme, und sind mit Euch bey dem Herrn allezeit!

Heute aber, an diesem Feste alles Trostes, wollen wir hingehen an die Grabstätte der Geliebten, und weinen und beten — mit Gedanken der Auferstehung und des Lebens, daß wir gestärkt unsre Pilgrimschaft fortsetzen, so lange es Gott gefällt.

Herr hilf uns, erhebe uns über den Staub der Erde, und laß uns in deiner Kraft tragen das Leben und den Schmerz

6.

Die künftige Wiedervereinigung.

Am zweyten Tage des Oſterfeſtes.

Daß wir leben werden im Tode, nach dem Tode, daß wir in ein neues, beſſeres Leben eintreten, wenn dieſes irdiſche von uns weicht, daß der Geiſt ſich aufſchwingt in das ewige Licht, wenn die vergängliche Hütte bricht und zuſammenfällt: dieſe unausſprechlich frohe Wahrheit hat geſtern unſre Andacht beſchäftigt. Wir fanden in derſelben eine mächtige Anregung zur Heiligung unſrer Geſinnung, zum Leben nach dem Wohlgefallen Gottes, Ermunterung bey dem Blicke auf unſre eigne gewiſſe, vielleicht nahe Auflöſung und Troſt bey dem ſchmerzenvollen Gedanken an diejenigen, die der Herr von unſrer Seite hinweggerufen, und deren entſeelte Hülle man in das Grab geſenkt hat.

Sie leben — und darum ſind ſie nicht verloren für uns. Ganz anders können wir uns nun mit ihnen beſchäftigen, als wenn wir glauben müßten, was im Grabe verweſt, das

seyn Sie, was wir an ihnen so unaussprechlich geliebt, das sey eine Beute des Todes geworden. Wer ein theures Wesen aus einer großen Gefahr gerettet weiß, der freut sich, wenn es gleich unter der Bedingung geschehen ist, daß er es nie wiedersehen, nie wieder in seine Arme schließen kann. Noch mehr: unsre frommen Entschlafenen sind vollendet; bey dem Herrn sind sie; frey von aller Noth, im Genuß aller Herrlichkeit führen sie ein seliges Leben; wie ihnen hier nicht werden konnte, so ist ihnen geworden; ihre Werke sind ihnen nachgefolgt. Sollte uns das nicht aufrichten und beruhigen bey dem Gedanken, daß sie aus der Verbindung mit uns hinweggerückt, unserm Umgange entrissen sind, daß unsere Blicke nicht mehr auf ihnen ruhen, unsre Hand nicht mehr die ihrige fassen, kein Wort ihres Mundes mehr zu unserm Ohr gelangen wird.

Doch, lasset es uns gestehen, den rechten Trost, wie wir seiner bedürfen, können wir nur in dem Glauben finden, daß wir, wenn nun auch unsre Pilgrimschaft geendigt ist, in des Vaters Reich wieder mit ihnen werden vereinigt werden. Und diesen Glauben dürfen wir

faſſen und ergreifen. Unſre Vernunft findet ihn höchſt wahrſcheinlich, ja ſie vermag uns beynahe völlige Gewißheit zu geben. Eine andre Unſterblichkeit, als eine ſolche, die mit Wiedervereinigung verbunden iſt, kann ſie ſich kaum denken; und faſt alle Gründe, die für die erſte entſcheiden, ſprechen auch für die zweyte. Die Schrift aber lehrt eine künftige Wiedervereinigung ſo klar, daß man ihr göttliches Anſehen verwerfen muß, um noch an derſelben zweifeln zu können; die Auferſtehung unſers Herrn dient ihr zur kräftigſten Beſtätigung.

So laßet uns denn unſre Gedanken ſammeln, die theure Hoffnung, die wir in den Worten, welche wir leſen:

1 Theſſal. 4. V. 13 und 14.

Wir wollen euch aber, lieben Brüder, nicht verhalten von denen, die da ſchlafen, auf daß ihr nicht traurig ſeyd, wie die andern, die keine Hoffnung haben: denn ſo wir glauben, daß Jeſus geſtorben und auferſtanden iſt, alſo wird Gott auch, die da entſchlafen ſind durch Jeſum, mit ihm führen.

ſo ſchön ausgedrückt finden, nach ihrem In-

halte, ihren Gründen und ihrer Beſchaffenheit näher zu betrachten.

Die Hoffnung, mit den Frommen, die wir geliebt und noch lieben, wieder vereinigt zu werden, ſchließt folgende vier Gedanken in ſich: wir werden ſie ſehen; wir werden ſie als diejenigen erkennen, die mit uns in Verbindung geweſen; wir werden mit ihnen zuſammenleben, wie mit allen Heiligen und Gerechten; wir werden, wenn es dort nähere Vereinigungen gibt, vorzüglich mit ihnen in näherer Vereinigung ſtehen.

Zuerſt alſo: wir werden ſie ſehen.

Sahen wir uns, fragt das bekümmerte Herz, als ſie im Tode von uns ſchieden, zum letzten Mahle, oder werden unſre Blicke einander einmahl wieder begegnen? Iſt die theure Geſtalt mir auf immer entſchwunden, ſo daß ich ſie nur in der Erinnerung noch feſthalten kann, ſie mir aber ewig verloren ſeyn wird, wenn nun auch mein Auge ſich ſchließt? Vernunft und Schrift antworten: ihr ſahet euch nicht zum letzten

Maße, eure Blicke werden einander wieder begegnen, die theure Gestalt iſt dir nicht auf immer entſchwunden: denn ein großer, feſter Zuſammenhang, aus dem nichts hinweggeriſſen werden kann, verknüpft alle Weſen, die zur Geiſterwelt gehören. Dieſer Zuſammenhang iſt uns jetzt verborgen, weil die Nebel der Erdenwelt ihn noch umgeben, und unſer Körper, wie eine Decke, vor den Augen des Geiſtes hängt. Sind einſt die Nebel entflohen, iſt die Decke abgefallen; dann wird dieſer Zuſammenhang in voller Klarheit vor uns ſtehen, die ganze vernünftige Schöpfung wird ſich unſern ſtaunenden Blicken enthüllen. Sogar die, welche in den Finſterniſſen des Abgrundes wohnen, erblicken diejenigen, welche das Reich des Lichtes aufgenommen hat. Der reiche Mann im Evangelio ſieht Abraham von ferne — freylich von ferne nur — und Lazarum in ſeinem Schooß. Dies iſt auch nöthig, damit jeder ſein Urtheil empfange. Du mußt die Geführten deines laſterhaften Lebens ſehen, damit ſie wider dich zeugen. Du mußt diejenigen, welche du verkürzt, beraubt, gedrückt, gequält, zur Sünde verführt, denen du die Seele vergiftet und das Leben verbittert haſt,

ſehen — zu deiner Strafe. Du mußt die ſehen, denen du wohlgethan, die du gerettet, unterſtützt, erquickt, getröſtet, auf den Weg der Wahrheit und der Tugend geleitet, mit großer Aufopferung — zu deiner Belohnung. Du mußt ſie ſehen, die dir Gutes erwieſen, dich aufgerichtet, dir Hülfe geſchafft, Freude bereitet, dich gelehrt, ermuntert, geſtärkt haben mit Verläugnung ihrer ſelbſt, und denen du auf Erden nicht würdig danken konnteſt, damit du dem treuen Vater, der frommen Mutter, dem edeln Gatten, dem gewiſſenhaften Führer deiner Jugend dein dankvolles Herz ergießen könneſt.

Daraus folgt von ſelbſt, daß du ſie wieder erkennen wirſt; ſie vermöchten nicht zu zeugen, und du vermöchteſt nicht zu danken, ihr Anblick könnte nicht Strafe oder Belohnung für dich ſeyn, wenn du ſie nicht wieder erkenneſt. Aber auch davon hinweggeſehen: ein Gericht, das über unſre Gedanken, Worte und Werke gehalten werden ſoll, ſetzt voraus, daß wir uns unſers ganzen Lebens erinnern können — nicht bloß deſſen, was wir gedacht, geredet und gethan, ſondern auch der Umſtände, unter — und der Verhältniſſe, in welchen es geſchehen, der

Menſchen, mit denen wir zuſammen geweſen, auf die wir gewirkt, und von denen wir Eindrücke empfangen haben, ihrer Geſtalt, ihrer Sinnes- und Gemüthsart. Ohne eine ſolche Erinnerung wäre keine Fortſetzung unſers Daſeyns, keine wahrhafte Unſterblichkeit; nicht wir lebten, ſondern andre wären an unſre Stelle getreten. Körperliche Weſen dauern fort durch den Stoff, aus dem ſie zuſammengeſetzt ſind, und durch die Geſtalt, in der ſie uns erſcheinen. So kann der Geiſt nicht fortdauern: denn er iſt nicht aus irgend einem Stoffe gebildet, er trägt keine ſichtbare Geſtalt, er lebt in ſich ſelbſt, in dem Bewußtſeyn, das er von ſich hat. Er kann daher nicht anders fortdauern, als dadurch, daß die Erinnerung ſein vergangenes Daſeyn an das gegenwärtige knüpft. Wenn du aber die Deinigen mit völliger Erinnerung wieder ſiehſt, wirſt du ſie nicht erkennen? Nicht erkennen an ihren Gedanken und Gefühlen, an ihren Neigungen und Geſinnungen, die, zwar erhöhet und geläutert, doch im Ganzen dieſelben ſind, die ſie auf Erden waren, auch an ihrem Körper, der in ſeiner Verklärung gewiß

noch Aehnlichkeit mit ſeiner Erdengeſtalt haben wird, beſonders in dem, was an dieſem Ausdruck eines edeln Geiſtes, und dir das Theuerſte war? Erkennſt du deine Freunde, die, Jahre lang von dir getrennt, unerwartet vor dich hintreten, nicht wieder? Zeit und Kummer haben ihr Aeußeres verändert, ihr Haar gebleicht, tiefe Züge in ihr Angeſicht gegraben, doch erkennſt du ſie wieder, wenn auch erſt nach einiger Beſinnung, nach Frage und Erklärung. Iſt die Umwandlung im Tode größer, ſo iſt dagegen im neuen Leben dein Blick heller und ſchärfer; und wird es nicht auch dort Mittel geben, uns einander zu eröffnen? Wird nicht das Gericht alles aufklären? Der reiche Mann erkennt den Lazarus wieder, dem er doch wahrſcheinlich nur einige Mahle im Vorübergehen einen verachtenden Blick zugeworfen. Die in der Finſterniß alſo ſollten die im Lichte erkennen, und dieſe ſich nicht unter einander? Die einander nur von ferne geſehn, ſollten einander erkennen, die aber nicht, die Jahre lang Gefährten geweſen, die ſo vieles mit einander gemein gehabt, die Freude und Leid mit einander getheilt, die einander ihre geheimſten Gedanken geoffenbaret, die ſich

überall zu Rath, Troſt und Freude geweſen, und von denen jeder ſich das Bild des andern ſo tief eingeprägt hat? Auch die Jünger unſers Herrn erkennen den Auferſtandenen wieder; zwar die ihn zuerſt ſahen, nicht ſogleich, weil ſie, ungeachtet aller Winke und Andeutungen, die ihnen gegeben waren, dieſes Unerhörte nicht erwartet hatten, weil es ihnen nicht in den Sinn kam, ſo etwas zu denken, aber nachdem er einige Augenblicke bey ihnen verweilt iſt, und ſich das wohlbekannte Weſen ihnen enthüllt hat, wiſſen, fühlen ſie, durch ihr ganzes Inneres, daß es der Herr iſt. Maria meint zuerſt, es ſey der Gärtner, aber kaum hat ſie den Ton ſeiner Stimme gehört, das: Maria aus ſeinem Munde, ſo ſinkt ſie mit dem Ausrufe: Rabbuni zu ſeinen Füßen. Den Jüngern, die, auf dem Wege nach Emmahus, an ſeiner Seite wandeln, und ſein Wort hören, da er ihnen die Schrift eröffnet, ſind die Augen gehalten, daß ſie ihn nicht erkennen, aber das Herz brennt ihnen wunderbar, und als er das Brod bricht, da ſtrahlt es ihnen ins Auge, da geht es ihnen durch's Herz: es iſt der Herr!

Doch vielleicht werden wir, nach kurzem

Wiederſehen, von neuem getrennt werden, und der Eine hierhin gehen müſſen, der andre dorthin — jeder an ſeinen Ort, wie es ſeine Würdigkeit und ſein beſondres Bildungsbedürfniß mit ſich bringen. Vielleicht wird der Eine auf dieſem, der andre auf jenem der glänzenden Körper, die wir in nächtlichen Stunden am Himmel wandeln ſehen, ſeinen Wohnplatz finden. Allerdings wird dort eine Abſonderung Statt finden. Die Guten, die Bewährten werden geſchieden werden von den Böſen, den Verworfenen — wie das Licht geſchieden iſt von der Finſterniß, und es wird eine große Kluft zwiſchen ihnen befeſtigt ſeyn. Der Zweck ihres irdiſchen Zuſammenlebens, Prüfung der Gerechten, iſt jetzt erreicht. Sie eilen an die Plätze, die ihnen beſtimmt ſind, die ſich für ſie eignen. Die Frommen, die Bewährten könnten in der fernern Verbindung mit den Böſen, den Verworfenen nicht ſelig ſeyn. Was aber den Gedanken betrifft, daß wir in irgend Einer der ſtrahlenden Welten, die dort am Himmel leuchten, unſern Wohnplatz finden möchten: ſo gehört er zu den Träumen menſchlicher Einbildungskraft. Die Schrift weiß davon nichts, die Vernunft

auch nichts, beyde widerſprechen ſogar. Sind jene ſchimmernden Körper, wie es wahrſcheinlich iſt, Aufenthaltsörter von vernünftigen Weſen, dann ſind die letztern gewiß ſolche, die ſich noch im Stande der Prüfung befinden, und ſich auf die ewige Herrlichkeit vorbereiten. Welche Glückſeligkeit auch auf manchen der uns ſichtbaren Welten genoſſen werden mag; es iſt noch nicht die himmliſche, das Anſchaun Gottes. Und mit welcher Schönheit ſie die ewige Vaterhand geſchmückt habe: ſie ſind nicht das Heiligthum, ſondern ſeine Vorhöfe, nur ein ſchwacher Schein von der Herrlichkeit des Herrn dämmert zu ihnen herüber. Die Schrift nennt, in Einſtimmung mit der Vernunft, Ein Haus des Vaters, Eine Stadt Gottes, Ein himmliſches Jeruſalem, Eine Gemeine der Erſtgebornen und der vollendeten Gerechten. Nach ihr ſoll alles durch Chriſtum in Eins zuſammengefaßt werden. Er wird, die da entſchlafen ſind durch Chriſtum, mit ihm führen, heißt es im Texte, und das ſagt der Apoſtel, nachdem er erklärt hatte, er wolle die Chriſten, an die er ſchrieb, tröſten, damit ſie nicht trauerten, wie die, welche keine Hoffnung haben. Wir können al-

ſo darüber, wie er es mit dieſem Ausſpruche gemeint, keinen Zweifel hägen; wir dürfen nur fragen, was wir denn von den Entſchlafenen und unſerer Zukunft glauben müſſen, um getröſtet zu werden. Zum Ueberfluſſe ſetzt er weiter unten hinzu: wir werden bey dem Herrn ſeyn allezeit. Dem Miſſethäter am Kreuze, der erſt in den letzten Augenblicken des Lebens ſein Herz zu Gott wendet, gibt er die Verſicherung: heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn; und die, welche ihr ganzes Leben treu an ihm gehalten, ſollten nicht bey ihm ſeyn? Ja, alle ſind ſie bey ihm, alle ſind ſie mit einander vereint, wie er denn auch nach ſeiner Auferſtehung ſich den Jüngern wieder zugeſellte, obgleich aus einer gewiſſen Ferne, und ſelten unter ihnen verweilend, da er nicht mehr ganz der Erde angehörte.

Laſſet uns noch eine Frage an uns ſelbſt richten. Vorausgeſetzt, daß wir, was eben erwieſen worden, uns dort unſers Erdenlebens erinnern, können wir denn, getrennt von denen, die wir unausſprechlich geliebt, ſelig ſeyn? O, gedenke doch deiner Schmerzen um ſie, deiner heißen Sehnſucht nach neuer Vereinigung, ge-

denke der Thränen, womit du vor ihrer Leiche ſtandeſt, der Thränen, die aus deinen Augen auf ihr Grab ſtrömen. Sage keiner, die Zeit beſänftiget, mildert den Schmerz, zuletzt ſtillt ſie ihn ganz, ſie ſchwächt das Verlangen, zuletzt vergißt man wohl gar. Iſt das ſo bey allen? Wahrlich es fehlt nicht an ſolchen, die ihren Schmerz mit in das Grab nehmen, und nie wieder fröhlich werden. Und wäre auch nur Einer, könnte dieſer Eine, geſchieden von dem ewig Geliebten, ſelig ſeyn? Gehört dieſer Eine zu den Beſſern oder zu den Schlechtern? frage dein Herz, ob du ihn loben oder tadeln müſſeſt. Willſt du die Treue, welche das ſchmerzliche Gedächtniß bis in den Tod bewahrt, für etwas Edles oder für etwas Unwürdiges, für Stärke oder für Schwachheit erklären? Geſtehe nur, es iſt zum Gelindeſten menſchliche Schwachheit, nicht mehr um die zu trauern, denen man ſo innig vereint geweſen, ſich nicht mehr nach ihnen zu ſehnen, ihrer wohl gar zu vergeſſen. Soll aber nicht dort alle Schwachheit von uns weggenommen werden? Woher kommt es, daß unſere Empfindung für die, welche aus unſern Augen gerückt ſind, ihre Stärke verlieren, daß

wir wohl gar vergessen? Von den irdischen Dingen kommt es her, die uns beschäftigen, von unsern Schmerzen und Sorgen, von unsern Arbeiten und Zerstreuungen. Wenn nun diese irdischen Dinge für uns nicht mehr da sind, wenn keine Schmerzen und Sorgen, keine Arbeiten und Zerstreuungen uns mehr fesseln, werden jene Empfindungen, wie wir es ja auch an dem eingeschlafenen Gewissensgefühle wahrnehmen, nicht wieder in ihrer frühern Stärke sich zeigen — ja, in einer noch größern, da alles Edle dort erhöht werden muß? Gewiß würdest auch du, der du hier vergessen konntest, dort vermissen, mit tiefer, ewiger Trauer vermissen, um so mehr, da das kurze Wiedersehen dir das Bild der Geliebten von neuem eingeprägt hat, und zwar im Glanze der Vollendung.

Aber, wie können denn die Vorausgegangenen jetzt selig seyn? Auch sie sehnen sich nach den Geliebten, und sind selig in ihrer Sehnsucht, denn sie wissen ja, daß sie bald mit ihnen wieder vereinigt werden. Für die Vollendeten ist gewiß der Unterschied zwischen dem, was man erwartet, und dem, was man bereits besitzt, so groß nicht, als für uns, die wir noch am Sinn-

lichen lieben; ganz anders vermögen ſie das Künftige zu denken und zu fühlen. Und vielleicht ſind die zehn, zwanzig Jahre der Trennung für ſie nur ein Augenblick, daß ſie unſers Schmerzens lächeln können, indem ſie ihn ſchnell in die unausſprechliche Freude verwandelt ſehen.

Ueberdies, ſollen wir glauben, Gott werde uns Eine Seligkeit verſagen, deren er uns fähig findet? Welche Seligkeit aber, wenn der lange Entbehrte dir im Lichtgewande der Verklärung entgegen ſtrahlt, die Arme der Liebe ſich dir wieder öffnen, das Auge, aus dem dich ſo oft der Himmel angelächelt, dir wieder in holder Freundlichkeit glänzt, und der Mund ſpricht: nun auf ewig dein, nun kann uns nichts mehr trennen. Erwäge, wenn es, nachdem du ſchon Tage lang mit dem Schmerze um deinen Todten gerungen, wie ein Licht in dir aufgegangen wäre, du habeſt ſeinen Tod nur geträumt, jetzt ſeyſt du erwacht, und er lebe noch, oder wenn man dir in deinem allertiefſten Kummer plötzlich die Nachricht gebracht hätte, nur ein Scheintodter, ſey er ins Leben zurückgekehrt — unſer Tod iſt ja nur ein Scheintod, die Sterbenden kommen zum Leben, die Lebenden ſind im Tode

— oder wenn der Ruf der Allmacht in das Grab dränge, und die Bande des Todes zerriſſe, daß der verloren Geglaubte lebend hervorginge: wer beſchriebe dein Entzücken! Was kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret hat, was in keines Menſchen Herz gekommen iſt, hat Gott bereitet denen, die ihn lieben; und dieſes Eine ſollte er ihnen nicht bereitet haben? Wie könnte er die Treue, womit Ihr, theure Weſen, uns geliebt, und für uns gelebt, gedacht, gehandelt, Euch ſelbſt aufgeopfert und vergeſſen habt, beſſer belohnen, als wenn er uns Euch wiederzuführt, als durch unſer Glück, vom dem ihr Zeugen ſeyd, durch unſern Dank, durch unſre ewige Liebe?

Wenn aber dort wie hier — was wir allerdings für wahrſcheinlich erklären müſſen — noch nähere Vereinigungen Statt finden, werde ich dann auch mit den Meinigen in eine ſolche nähere Vereinigung treten, oder werde ich mich andern näher zugeſellen müſſen? Es fragt ſich, wer ſind die Deinigen? Sind es Weſen, die mit dir an Geiſt und Gemüth übereinſtimmen, Weſen, die du mit reiner geiſtiger Liebe umfaſſeſt, oder denen du mit derjenigen zärtlichen Anhänglichkeit ergeben

biſt, welche ein langes Zuſammenleben in edeln Seelen zu erzeugen pflegt: dann darfſt du auch dieſes hoffen. Nicht ſelten verbindet Gott auf Erden Menſchen zu ihrer Prüfung; ſolche Verbindungen löſet der Tod auf, kaum kann jemand eine längere Dauer, oder eine Erneuerung derſelben wünſchen. Aber oft auch verbindet Gott ſchon auf Erden Menſchen für die Ewigkeit, und das iſt gewiß bei dem vorhin bezeichneten der Fall. Die künftige, höhere, unauflösliche Vereinigung iſt der Zweck ihres gegenwärtigen ſchnell vorübergehenden Beyſammenſeyns, ein anderer läßt ſich nicht denken. Es erwacht und verſtärkt ſich in dieſem Verhältniſſe jene zärtliche Anhänglichkeit, es läutert und erhöht ſich die geiſtige Liebe, die Uebereinſtimmung wird inniger und vielſeitiger, ſie üben ſich in der Treue und Demuth, damit ſie dort im Reiche des Lichtes ganz und immer Eins ſeyen.

Denke nicht, es werde dir vielleicht nützlicher ſeyn, mit Weſen, die auf einer höhern Stufe ſtehen, die dich lehren, ſtärken, emporheben können, in nähere Verbindung zu kommen. Was dir das Nützlichſte iſt, treue, geübte, bewährte Liebe, das findeſt du bey den

Deinigen — und was dir ſonſt noch wohlthätig iſt, kann dir Gott auf andere Weiſe gewähren — auch durch Weſen höherer Art, die dir ja ebenfalls nahe ſeyn, und einen ſtarken Einfluß auf dich äußern können. Biſt du einiger Maßen in die Geheimniſſe des göttlichen Reiches eingedrungen: dann haſt du auch erkannt das Heilige und Mächtige der Liebe, erkannt den wundervollen Zuſammenhang, in welchem die Liebe überall zugleich Mittel und Zweck iſt. Die Bürger dieſes Reiches ſind in der Liebe vereint, damit ſie durch Liebe ſich in der Tugend vervollkommnen, deren Vornehmſtes die Liebe iſt, und damit dieſe verſtärkte Liebe ſie immer feſter vereinige. Nicht anders verhält es ſich mit den engern Verhältniſſen, die unter den Bürgern des göttlichen Reiches geſtiftet werden. Der Herr endlich ſpricht zu den Seinigen: ich will euch wiederſehen und euer Herz ſoll ſich freuen, und eure Freude ſoll niemand von euch nehmen, ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten, aber ich will wiederkommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr ſeyd, wo ich bin, wo ich bin, ſoll mein Diener auch

ſeyn, welche Ausſprüche unverkennbar eine ſehr genaue Vereinigung anzeuten. Und auch hier entſcheidet das Vorbild. Nach ſeiner Auferſtehung erſcheint er niemand als den Seinigen, dieſen aber zeigt er ſich ſo oft, ihnen tritt er ſo nahe, als es das neue Verhältniß nur immer geſtattet.

Laſſet uns nun noch einige Augenblicke bey der eigenthümlichen Beſchaffenheit dieſer Wahrheit verweilen, und insbeſondere auf das Ernſte, Heiligende und Erfreuliche in derſelben unſre Aufmerkſamkeit richten.

Ja, auch eine ernſthafte Seite hat die frohe Wahrheit. Erwäge nur zuerſt, daß dieß wahrhaft fromme und edle Menſchen dort zuſammen ſeyn können, die Böſen aber von den Guten geſchieden werden müſſen. Wie entſetzlich, von denen, die man liebt, geſchieden, durch eine große Kluft geſchieden zu ſeyn, während man doch von ihnen weiß, und ſie erkennt — vielleicht auf ewig! Du liebſt dein Kind, das Gott in ſeiner Unſchuld zu ſich nahm in ſein Himmelreich, du trauerſt, du ſehneſt dich nach

ihm, nichts kann dich trösten als die Hoffnung es wiederzufinden; laß fahren die Hoffnung, die trügliche, du kommst nicht zu deinem Kinde, du Schuldbelasteter, du mit der befleckten Seele, an einen andern Ort wird man dich weisen. Du liebtest das Weib, das dir durch den Tod entrissen worden; ihre stille, aufrichtige Frömmigkeit rührte dein von Gott abgewendetes Herz, du achtetest an ihr die Tugend, die du nicht nachahmen mochtest, ihre Zärtlichkeit hat dich erquickt, und dir vielfältig wohl gethan, ihr flossen deine Thränen, du wünschest ihr folgen zu können. Eitler Wunsch, du kannst ihr nicht folgen, wenn du nicht den Bitten, die sie im Leben so oft mit nassen Augen an dich richtete, Gehör gibst, dich dem Laster, das dich umschlungen hält, zu entreißen, und den Gott ernstlich zu suchen, den dein Herz vergessen hat, den es verläugnet. Mit deinem ehrwürdigen Vater, mit deiner frommen Mutter, die deiner Jugend gepflegt, deine Schmerzen geheilt, Kummer und Sorge getragen, damit du Freude hättest, möchtest du von neuem vereinigt werden. Wie kannst du dieses erwarten, wenn du fortfährest, des ehrwürdigen Vaters

Gebot zu übertreten, und der frommen Mutter Lehre zu verachten, und dahin gehest in der thörichten und strafbaren Lust deines Herzens, Schande zu häufen und deine Seele zu verderben? Besinne dich, eile und errette deine Seele. Nur Einen Weg gibt es zur Wiedervereinigung, und das ist der Weg der Tugend, ertödte die schnöde Begierde, fliehe das Herz vergiftende Laster, zerreiße und wirf von dir die Stricke der Sünde. Und wenn dir, Jüngling, Jungfrau, in einer unglücklichen Stunde in gefälliger Gestalt die Versuchung sich naht, und sich deines schwachen Herzens bemächtigen will: dann gehe an das Grab des ehrwürdigen Vaters, der frommen Mutter, bitte Gott, daß er dich ihnen vereint halte, damit du sie dort wiederfindest — und du wirst Kraft erlangen, die Versuchung glücklich zu überwinden.

Es genüge dir nicht, selbst fromm zu seyn, arbeite auch daran, daß die Deinigen es werden, damit du sie bey Gott wiederfindest, höre nicht auf, zu bitten, zu ermahnen deine Kinder, deinen Gatten, deinen Bruder, deine Schwester — auch, wo es nöthig ist, Vater und Mutter. Du lässest es nicht an ernstlichen Bemühungen

für dein Heil fehlen, aber das Heil derer, die dir die nächsten sind, versäumst du. Wie könntest du dieses verantworten, wie darfst du dabey des redlichen Sinnes und der Liebe dich rühmen? Du erkennst deine Pflicht wohl, du möchtest sie auch erfüllen, aber du wagst nicht, du scheuest die Mühe und den Verdruß. So erwäge denn dies: verloren ist für dich das Kind, das du nicht in der Furcht des Herrn erziehest, der Gatte, der Bruder, die, von dir verlassen, ins Verderben gehen — durch deine Schuld. Eile und rette, du rettest unsterbliche Seelen, Seelen, die dir theuer sind, du vereinigst sie auf ewig mit dir.

Doch wie, wenn nun alle deine Anstrengungen ohne Erfolg blieben, oder du nichts mehr für dein Kind, deinen Gatten, deinen Bruder thun könntest, da sie das irdische Leben bereits verlassen haben? Bete für sie — mit aller Inbrunst deines Herzens, und sey dann getrost im Glauben an Gottes Barmherzigkeit. Wer mag ihre Größe ermessen? wer bestimmen, was der Herr thun könne, thun wolle um Eines Gerechten willen. Vielleicht wird dir dereinst beschie-

den, ihr Retter, ihr Helfer zu werden — dort, wo du kannſt, was du hier nicht vermochteſt.

Ernſthaft iſt der Glaube an die künftige Wiedervereinigung noch in einer andern Hinſicht. Das Wiederſehen, das Wiedererkennen kann nähmlich nur denen, die geliebt haben, etwas Erwünſchtes, etwas Erfreuliches ſeyn. Dort drängen ſich Gatten, Väter, Mürter und Kinder, Geſchwiſter, Wohlthäter und Beglückte zu einander hin, da ſtehen die Seligen, die vorausgegangen ſind, in der Mitte der Seligen, die ihnen nachfolgten: und du Selbſtſüchtiger, der du einzig auf das Deinige bedacht warſt, niemand dienteſt, niemand erfreuteſt, für niemand ein Herz hatteſt, ſtehſt da einſam! — alles wendet ſich weg von dir, flieht dich. Da erblickſt du die Elenden, die dich um Hülfe anriefen, und die du nicht erhörteſt, die du von deiner Thüre vertriebſt, die du gar härter noch bedrückteſt: welch ein Anblick! Du ſieheſt die Deinigen wieder, die du auf Erden mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen betrachteteſt, mit denen du im Unfrieden lebteſt und in immer währendem Hader, denen du dich entzogeſt, die du von deinem Herzen wieſeſt: welch ein Wiederſehen!

Du siehst die Deinigen wieder, die du gekränkt, gemißhandelt hast, denen du nicht ein Gatte, ein Vater, sondern ein gefürchteter und schrecklicher Tyrann gewesen bist, die Unschuld, die du verführt, der Schande, dem Elende, dem Verderben Preis gegeben, die Kinder, die, in Sünde und Verbrechen erzeugt, von dir verstoßen, verläugnet wurden, und nun im Jammer aufwuchsen, vaterlos, ohne Zucht und Lehre, sich dem Laster in die Arme stürzten: welch ein Wiedersehen! Sie machen dir keine Vorwürfe; aber du siehst sie in der zerrütteten, verweinten, abgehärmten Elendsgestalt, die dein Werk ist, mit den Wunden der Seele, die du ihnen geschlagen, du hörst das Entsetzliche: gehet von mir! du schlägst an deine Brust, und rufst wehklagend aus: ich war ihr Verderber! Das ist kein Wiedersehen. Noch ist es Zeit, noch hast du sie — wer weiß wie lange? — eile, ihnen zu erweisen, was du dort beym Wiedersehen wünschen wirst, ihnen erwiesen zu haben.

Ach, bey manchen ist es wohl nicht mehr Zeit — zu spät, zu spät, alles zu spät! Sie ruhen im Grabe die schwer gekränkten Eltern — im Schmerz über dich starben sie — das Weib,

das du zu Tode gequält, die Kinder, denen du alle Freuden der Jugend verbittert. So gehe hin zu ihrem Grabe, wirf dich auf ihr Grab, flehe zu Gott im Geständniß deiner schweren Schuld um Barmherzigkeit, reinige dein Herz, ergieße es in Gefühlen der Reue und des Schmerzes, rufe zum Himmel: vergib, ehrwürdiger Vater, vergib, treue Mutter, meinen Trotz, meine Widerspenstigkeit und alles Herzeleid, das ich dir zugefügt! vergieb, theures Weib, die Härte, womit ich dich behandelt, die Thränen, die ich dir ausgepreßt! wecke in deinem Herzen Liebe, weihe den Entschlafenen die Liebe, die du für die Lebenden nicht hattest, beweise denen, die dir noch übrig sind, größere Liebe: so wirst du dir alle versöhnen zum fröhlichen Wiedersehen.

Auch Heiligungskraft liegt in dem Glauben an eine künftige Wiedervereinigung — und zwar zunächst für unsre Liebe. Nur die edle, geistige Liebe macht uns fähig, dereinst mit den Unsrigen von neuem in nähere Verbindung zu treten; und je mehr unsre Liebe auf Erden geheiliget werden, desto genauer wird diese Verbindung seyn, während die bloß irdische nichts

zu hoffen hat. Was iſt aber heilige Liebe? es iſt diejenige, die aus der Uebereinſtimmung der Gemüther in frommen Gefühlen und Geſinnungen, in ſchönen Trieben und Stimmungen hervorgeht, eine ſolche Liebe, wie wir ſie jetzt noch zu denen, die Gott vollendet hat, im Herzen tragen. Mit dieſer Liebe umfaſſe, wenn du ſelige Wiedervereinigung wünſcheſt, ſchon in den Tagen ihres erſten Lebens, diejenigen, die dir theuer ſind, und ſuche ſie auch in ihrem Herzen zu wecken und zu beleben; ſondere bey dir und bey ihnen von der Liebe immer mehr ab, was irdiſch iſt, und nicht mit hinüber kann, damit das Himmliſche derſelben freyer und freudiger in die Höhe wachſe. Laß die Gemeinſchaft zwiſchen dir und ihnen Band eines heiligen Lebens, Band der allgemeinen brüderlichen Liebe, Band der Vereinigung zwiſchen dir und deinem Schöpfer und der Ewigkeit werden; lebe mit ihnen zuſammen in der öffentlichen und häuslichen Andacht, im Genuſſe des heiligen Mahls und im Gebete.

Aus der heiligen Liebe entſpringt der heilige Schmerz. O, Ihr, die Ihr in Eurer Traurigkeit von keinem Troſte wiſſen wollet, und Euch immer tiefer in die Traurigkeit verſenkt,

alles aufſuchet, was derſelben Nahrung geben kann, unaufhörlich, in die Vergangenheit zurückgehet, und grübelt, wie es anders hätte kommen können, und anders würde gekommen ſeyn, wenn dieſes oder jenes anders geweſen wäre, da es doch nun nicht anders, ſondern ſo geweſen iſt, wie es Gott gefiel, und ſie ganz gewiß das Leben verlaſſen haben, da ihre Zeit vorüber war, nach dem weiſen und gnädigen Willen, ohne welchen kein Sperling vom Dache fällt und kein Haar von unſerm Haupte, möchtet Ihr doch zuſehen, wie viel in Euerm Schmerze irdiſch iſt. Das iſt kein heiliger Schmerz, der in den Trauergedanken wühlt, und ſtatt vorwärts rückwärts ſchaut, der entweder in laute Klagen ausbricht, oder ſich in ſtillem Grame verzehrt, und immer wieder hervorrufen will aus dem Grabe, was das Grab feſthält, und nicht zurückgibt. Der heilige Schmerz blickt gen Himmel, er iſt Trauer voll Ergebung, ein Lächeln unter Thränen. So wird auch dein Schmerz ſeyn, und immer mehr werden, wenn du die Hoffnung der Wiedervereinigung in einem frommen Herzen bewahreſt, und in ihrer ganzen Kraft bey dir wirken läſſeſt.

Bey einem frommen Herzen aber voll heili-

ger Liebe und heiliges Schmerzes muß uns die Hoffnung der künftigen Wiedervereinigung zur unaussprechlichen Freude werden.

Gott, welch ein Gedanke! wir sollen mit Euch wieder vereinigt werden, die Ihr uns hier durch den Tod entrissen, ach, so frühe entrissen wurdet! Gibt es denn etwas Seligeres? Lasset uns diesen Gedanken streben auszudenken, wie wir es vermögen.

Da Ihr, theure Wesen, von uns schiedet, da war unser Herz zerrissen, und wir fanden keine Thränen unsern Jammer auszuweinen; das Leben war uns Nacht, die Welt eine Wüste geworden — unser ganzes Glück mit Euch in das Grab versenkt. Und noch immer können wir nicht aufhören, um Euch zu weinen, nie wird das Verlangen nach Euch in unsern Herzen ersterben.

Ihr kommet nicht wieder; wie oft und wie schmerzlich wir auch nach den Plätzen blicken, auf denen Ihr verweiltet — und Eure Nahmen rufen, Ihr kommet nicht wieder. Könntet Ihr wiederkehren, unsre Thränen, unsre Seufzer, unser stummer Schmerz hätten Euch zurückgebracht. Im Grabe ruht, was an Euch sterblich

wär. Aber wir kommen zu Euch — in das Grab — in die Herrlichkeit. In der Herrlichkeit ſehen wir uns wieder, die wir im Kummer uns trennten; ſelig ſehen wir Euch wieder, die Ihr unter vielen Schmerzen ſtarbet — ſelig bey dem Herrn. Jauchzend eilet Ihr uns entgegen im Lichtgewande, mit ausgebreiteten Armen, und jetzt, jetzt führet Ihr uns ein in die große Stadt Gottes, und zeiget uns die glänzenden Wohnungen der Gerechten, und die Palmen der Sieger, und nennet uns die neuen Nahmen, und durch Euch reicht uns Gott die Ueberwinderkrone!

Gott, für dieſe Seligkeit haſt du uns geſchaffen! Wir faſſen, begreifen es nicht. Was ſind alle Erdenfreuden gegen dieſe Eine Himmelsfreude! Was iſt die matte Flamme, die mit dürftigem Scheine unſer Zimmer erhellt, gegen den Glanz der Sonne, die Welten erleuchtet! Wir fallen auf unſer Angeſicht voll Erſtaunen, Demuth und Anbetung. Und für dieſe Seligkeit ſollten wir nicht willig den Schmerz erdulden, und jede Verläugnung üben, und getroſt in den Tod gehen? O, unſre Schmerzensthränen verwandeln ſich in Freudenthränen, in-

dem wir uns in dieſe Betrachtung verlieren; wir preiſen dich, Gott, für den Schmerz, ohne welchen dieſe Seligkeit nicht wäre; wir bitten, ſende des Schmerzes noch mehr, wenn er zu unſrer Heiligung dient.

Ja, im Blick auf Gott, den Erlöſer, auf Euch und alle Vollendeten wollen wir hier kämpfen, arbeiten und erdulden. Alles, alles ſoll uns ein Geringes ſeyn: Luſt und Weh, Reichthum und Armuth, Ehre und Schande, Leben und Tod. Auch den Tod wollen wir nicht mehr fürchten, in welcher Geſtalt er erſcheine, was wir immer mögen zu leiden haben, ehe wir aufgelöſt werden; er führt uns zu Euch, und bald werden wir überwunden haben. Ihr ſtehet hinter dem Vorhange — wir davor, der Vorhang öffnet ſich, und wir ſinken Euch in die Arme.

Wir geloben Euch noch einmal Treue in dem Herrn, ein heiliges Leben. Nun denn, bis über ein Kleines. Ueber ein Kleines werden auch wir aus unſerm Kerker hervorgehen und an das Licht kommen — in die Freyheit. Das längſte Leben iſt doch nur ein Augenblick. Schon ſinkt dämmernd der Abend hernieder, ſchon ſtrahl

jenſeits die neue Morgenröthe herüber. Der Herr wird uns helfen im Letzten, Er, der den Tod gefühlt, der den Tod überwunden hat.

7.

Die höchste Liebe.

In dem Glauben an eine höchste Liebe findet der Glaube an Gott seinen tiefsten Grund, sein festestes Einwurzeln, sein kräftigstes Leben, seine höchste Klarheit, seinen reinsten Genuß; er ist alles heiligen herzdurchdringenden Glaubens Anfang und Ende, wie ja auch die Verherrlichung Gottes mit Erweisungen der Liebe beginnt, um zuletzt alles mit seiner Liebe zu erfüllen, ja in sie aufzunehmen, und wie das höhere Leben des Gemüthes in der Liebe erwacht, um, wenn es nun alle seine Kämpfe bestanden hat, sich in ihrer Seligkeit zu vollenden.

Ueberall sind Kräfte — große, gewaltige Kräfte in großer gewaltiger Bewegung. Ich sahe aus dieser Bewegung werden, was mich in Erstaunen setzt. Darum glaube ich an eine Urkraft, der sie entströmen, die sie zusammenhält, und durch sie nach allen Seiten hin wirkt in das Unermeßliche.

Meinem Innern ist das Gesetz eines heiligen Lebens unauslöschlich eingeprägt, daß es mir

Sinn und Thun bewache und beherrſche. Dieſes Geſetz habe ich mir ſelbſt nicht gegeben, meine Natur widerſtrebt ihm nur zu oft; gleichwohl muß ich vor ſeiner Majeſtät mich beugen, und ich fühle einen mächtigen Trieb, mich ihm zu unterwerfen, ihm die ſüßeſte Luſt aufzuopfern. Ich erblicke Menſchen, die in ſeiner Geſtalt einhergehen — hoch und herrlich unter einem verderbten Geſchlechte, unbeſiegbar, unerreichbar der Verſuchung. Darum glaube ich an den Heiligen, der mir in dem Geſetze ſein Weſen und ſeinen Willen offenbart, durch den dem Menſchen verliehen iſt, ſich ſelbſt zu überwinden, und heilig zu leben. Eine große Gemeine der Heiligen feyert in unzähligen Welten ſeinen herrlichen Nahmen.

Der Menſch kann lieben; es wohnt eine Liebe in ihm, als eigenſte Kraft des Gemüthes, die keine Leidenſchaft völlig zu zerſtören vermag, die nicht ſelten auch im Roheſten glänzend hervorbricht. Ja, du kannſt lieben. Du erkenneſt in der Liebe das Vortreffliche, du freueſt dich ihrer, wo du ſie wahrnimmſt — nicht bloß um des Schönen und Guten willen, das aus ihr hervorgeht, ſondern um ihrer ſelbſt willen. Du

ſiehſt ihre Werke, ſtill in Gott gethan, und eine Thräne der Rührung tritt dir ins Auge. Der Menſch begegnet dir, dem aus dem klaren Auge die reine Seele leuchtet, du bemerkſt auch an dem Entarteten Züge des hohen Ebenbildes; und dein Inneres neigt ſich der reinen Seele, dem Weſen, das Gottes Ebenbild trägt, entgegen, mit Liebe willſt du umfaſſen. Das Gemüth treibt dich, andern Gutes zu erweiſen, andre hinauf- dich hinabzuſetzen, andre dir gegenwärtig zu halten, dich zu vergeſſen; in der Liebe übſt du Verläugnung.

Woher daß? In deiner Natur liegt es nicht. Weil du ein einzelnes Weſen biſt, in dem alles durch den Gedanken: Ich, zuſammengehalten wird: ſo liegt in deiner Natur, daß du alles auf dich beziehſt, dich feſt in dich einſchließeſt, ganz in dir lebeſt — und für dich, daß du von dir ſtößeſt, was ſich in dich eindrängen — daß du haſſeſt, was dich im Genuſſe deiner ſelbſt ſtören will. Wie ſollte bey dem, der ewig an ſich ſelbſt gefeſſelt iſt, Liebe ſeyn! Die Liebe, die dich aus dir hinausführt, iſt auch in dich herein gekommen. Sie iſt dir gegeben — und das Gleiche kommt nur vom Gleichen. Ein Strahl

der höchſten Liebe iſt in deine Seele gefallen, und hat dort das himmliſche Feuer entzündet, das dich mit ihr verbindet — immer feſter, je mehr du es nährest.

Menſchen ſind mit einem Herzen voll Liebe über dieſe Erde gegangen, und haben dasſelbe bewahrt, da man ſie ſchmähte, verfolgte, drückte; bis in den Tod haben ſie es bewahrt unter den bitterſten Kränkungen, da ſie kaum etwas anders als Haß erfuhren; ſie haben aus Liebe gearbeitet, ſchwere Leiden erduldet, und ſind aus Liebe geſtorben. Nie, ſelbſt in den troſtloſeſten Zeiten, durfte die heilige Flamme bey dem Geſchlechte der Menſchen erlöſchen. Die Helden der edelſten Tugend geben Zeugniß von der höchſten Liebe, die ſich in ihre Herzen ergoſſen hatte, und durch die Herzen fortſtrömt von Geſchlecht zu Geſchlecht.

Nein, Menſch, du liebſt nicht allein, es iſt Liebe über dir, wie ſie in dir iſt. Von dieſer haſt du das Leben, ſie hält, ſie umfängt, ſie trägt dich. Und die höchſte Liebe iſt ewig.

Eine höchſte Liebe biſt du genöthigt zu glauben, weil du genöthiget biſt, ſie zu ſuchen. Fühlſt du denn nicht, daß du etwas lieben mußt,

was dein Auge nirgends antrifft — etwas lieben gränzenlos, mit all deinem Liebesvermögen, während du allem, was du um dich her findest, nur eine beschränkte Liebe schenken kannst, die dein Herz nicht ausfüllt. Wo du nur irgend liebst, und wäre dir das Köstlichste geworden: deine Empfindungen, dein Hinstreben, deine Vereinigungslust genügen dir nicht; du willst noch mehr lieben, du willst dich ganz aus dir selbst verlieren. Was erweckt aber in dir die stärkste Liebe? Es ist die Liebe selbst. Gränzenlos lieben kannst du nichts, als die höchste Liebe. Sie ist es, welche alle deine Gedanken meinen, auf die alle deine Wünsche gerichtet sind.

Die Allmacht erschüttert deine Seele; vor der Heiligkeit sinkst du anbetend nieder, und bekennest in Demuth deine Schuld; aber die höchste Liebe gewinnt dir das Herz, sie zieht mit sanfter süßer Gewalt zu sich hin, du ergibst dich ihr, wirst mit ihr Eins, um nie von ihr zu lassen.

Vor der Allmacht bleibst du in der Ferne stehen, und du glaubst mit Bewunderung; vor

der Heiligkeit ſenkt ſich dein Blick zur Erde, und du glaubſt mit ſcheuer Verlegenheit. Der höchſten Liebe trittſt du kindlich nahe, und richteſt kindlich zu ihr das Auge empor. Du glaubſt an ſie mit Freuden, du nimmſt ſie in dein Herz; du fühlſt ſie alle Wege, und beſitzeſt die höchſte Gewißheit von ihrem Daſeyn.

Aber nun weißt du auch, daß die höchſte Liebe mit der Allmacht und Heiligkeit Eins iſt. Du haſt deinen Gott gefunden, und rufſt jauchzend aus: er iſt die Liebe! Die ganze Schöpfung beſtätigt es dir; allenthalben zeigen ſich dir die Spuren deſſen, der ſich dir in deinem Herzen kund gethan. Am Himmel glänzen ſeine Sonnen, auf Erden blühen ſeine Blumen — ſelbſt auf Gräbern — erquicken ſeine Freuden alles, was Odem hat; und auch das Elend zeuget von ihr. Durch alle Welten ziehet ein Feſtgeſang: der Herr iſt ſehr freundlich und ſeine Güte währet ewig.

Vernimm nun auch, was du tief im Innerſten fühleſt, was auf Gräbern und Luftgefilden dich anweht, aus dem Munde deſſen, der dieſer höchſten Liebe reinſtes Ebenbild und innigſter Vertrauter geweſen, und darum unter uns ge-

wandelt hat, daß wir an ihm ſchauen möchten, was kein Verſtand auszudenken vermag, und was dir doch von dem Weſen Gottes das begreiflichſte iſt, da du es fühlen kannſt, vernimm es aus ſeinem Munde, ſieh es an ſeinem Leben, und es wird dir durch Mark und Bein gehen.

Menſch, der du das Herz von einer ſüßen Freude voll haſt, eile mit dieſem Herzen an das Herz der höchſten Liebe. Ganz anders wird es dir zittern, himmliſch wird die Freude es erfüllen, du wirſt die überſchwengliche tragen können, du wirſt ſelig ſeyn.

Der du in die Nacht des menſchlichen Elendes hinſtarreſt, und über Gedanken brüteſt, die noch finſtrer ſind, als dieſe Nacht, tritt einmal mit deinem dunkeln Gemüthe in den Sonnenſchein der höchſten Liebe. O, ſie werden fliehen die quälenden Bilder, geneſen wird dein krankes Herz, ein ſchimmernder Tag wird dich umgeben, und rings umher blühende Gefilde dir zeigen.

Der du keinen Troſt kenneſt im eignen Herzeleid, da aller Troſt von dir gewichen, an dir ſeine Kraft verloren hat, faſſe einmal den Einen

recht in dein Gemüth, der im Glauben an die höchste Liebe, in der du lebest und bist, beschlossen liegt, und siehe, wie dir alles außer dieser Liebe zum Traumbilde wird, und du in ihr allein das Wahre, Wesenhafte erblickest: sanft werden deine Schmerzen sich lösen, und fließen werden still die Thränen, von denen du schwer würdest sagen können, ob sie mehr der Wehmuth oder der Freude angehören.

Der du dich geliebt weißt von Menschen, und dies für dein glücklichstes Wissen hältst, der du täglich empfängst, was die Liebe gibt — mit seelenvollem Blick, mit nassem Auge, mit fröhlichem Angesicht, dem ihre Hand die Furchen der Sorge leise von der Stirne glättet, ihr Mund mit holdem Gespräch den Kummer aus dem Gemüthe redet, wie wirst du diese Liebe empfinden, wenn du in ihr einen Ausfluß der höchsten Liebe erkennest, die in Ewigkeit währet, indeß die Stunde schnell herbey eilt, wo die treueste Liebe der Menschen dich nicht mehr erquicken kann.

Der du liebst, was deiner Liebe werth ist, fahre nur fort zu lieben, von der höchsten Liebe hast du empfangen, was du mit menschlicher Liebe am Busen hägst, sie wird es dir erhalten,

ſie wird es dir aufbewahren, wenn du einſt auf kurze Zeit entbehren mußt; fürchte nichts, du kannſt nicht verlieren, du kannſt ewig nur geiſtiger und in höherm Grade beſitzen. Wie frey erweitert bey dieſem Gedanken die Liebe dein Herz, wie heiligt ſie ſich in allen ihren Regungen, zu welchen hohen Ahnungen ſchwingt ſie ſich auf, welche Seligkeit ſchmeckt ſie im Gebete!

Der du an den Gräbern der Geliebten trauerſt: überall iſt die Liebe — die höchſte, auch um die Gräber ſchwebt ſie, auf die Stätten der Verweſung leuchtet ihr milder Schein herab, ſie gibt ihnen die Perle des Thaues und des Frühlings friſches Grün mit der lieblichen Blume. Schaue hinauf, die du ſucheſt und beweineſt, ſind nicht im Schoße der Erde; im Schoße der erquickenden Liebe ſind ſie, und lieben dort, wie ſie geliebt werden — himmliſch. Sie kennen und empfinden die höchſte Liebe, wie ſie es hier nicht vermochten, ihr Leben iſt ganz in ſie aufgenommen. Aber auch da, wo ihre Gebeine ruhen, weht der Odem der Liebe.

Gibt es denn etwas Köſtlicheres, als den Glauben an eine höchſte Liebe? Was fehlt dir noch, wenn du dieſen Glauben haſt? Die brei-

let den blauen Himmel über dir aus, und ebnet dir die Wege, die du gehest. Sie richtet dir das labende Mahl zu, und bettet dir eine weiche Schlummerstätte. Sie gibt dir am Tage fröhliches Wachen und in der Nacht den süßen Schlaf, und deckt weich deine Schmerzen zu. Dein Feind muß dein Freund werden, und dein Mangel sich in glänzenden Ueberfluß verwandeln. Wolltest du nicht allezeit fröhlich seyn, und mit lächelndem Angesicht zum Grabe wallen?

8.

Wo finde ich Ruhe?

So fragte oft die angefochtene, faſt zerrüttete Seele in ihrem Zweifel, in ihrer Angſt. Hierhin und dorthin ward ſie gewieſen mit großer Zuverſicht, und kehrte immer ohne Troſt zurück; hier und dort war nicht, was ſie ſuchte. Jetzt frage ich nicht mehr, ich habe die Ruhe gefunden, und finde ſie von neuem, ſo oft es in mir unruhig wird; ich ſchöpfe aus der unerſchöpflichen Quelle; aus Einem Gedanken, dem größten und ſeligſten, der je in eines Menſchen Sinn kam, fließt ſie unaufhörlich in das gekränkte, leidende Herz: **Gott iſt die Liebe.**

Was nur irgend beytragen kann, das aufgeregte Gemüth zu ſtillen, das liegt auch in dieſem Gedanken beſchloſſen, oder empfängt von ihm ſein Licht, ſeine Kraft, ſein Leben; und was nur irgend im Gemüthe laut hervortritt, verſinkt vor ihm in Schweigen. Von ihm empfange ich, was kein andrer mir zu geben vermöchte.

Behalte Weiſer, deine Weisheit, und freue

dich ihrer, ich bedarf ihrer nicht; ich habe mehr, ich habe beßres in dem Glauben, daß Gott die Liebe iſt.

Tauſende haben es gehört, und es iſt ihnen nur ein Schall im Ohre — Tauſende haben es ausgeſprochen, und es iſt ihnen nur ein Wort auf der Zunge geweſen. Das Koſtbarſte ſcheint dem erſten flüchtigen Blicke etwas ganz Gewöhnliches zu ſeyn, das Tiefſte nicht weit von der Oberfläche zu liegen.

In einer Stunde, wo dir das Herz von Liebe überfloß, wo ſie durch dein ganzes Weſen ging, wie das Blut durch die Adern, oder wo dir Liebe erwieſen ward, helle lautre Liebe, wo du ihr in das ſchimmernde Angeſicht ſahſt — und in ihrem Auge die ſüße Thräne, oder wo ſtrahlende Herrlichkeit ſich rings um dich her ausbreitete, in der alle Weſen erglänzten, oder wo die Freude mächtig und übermächtig in deinem Innern herrſchte, oder wo du treſtlos mit einem großen Schmerze rangſt, mußt du jenen Gedanken gedacht haben, um etwas von ihm zu faſſen, ſeinen Gehalt, ſeine Tiefe zu ahnen.

Dann aber auch haſt du an ihm genug für all dein künftiges Bedürfen.

In die Geheimniſſe des göttlichen Weſens verſenkt ſich meine Betrachtung, und ich entdecke überall nichts, als finſtre Abgründe. Je mehr ich mich dem Unerforſchlichen zu nähern ſuche, deſto weiter entfernt er ſich von mir; je angeſtrengter mein Auge auf ihn hinblickt, deſto dichter hüllt er ſich in ſeine Wolken. Aus der beklommenen Bruſt ſtöhnt es zum Himmel hinauf: Ewiger, wer biſt du? — keine Antwort! in das weite All — keine Antwort! An einem Nahmen möchte ich ihn feſthalten, und niemand nennt ihn mir. Durch einen ſchwachen Schein des Gedankens möchte ich ihn zu mir ziehen, aber auch der ſchwache Schein fehlt in der tiefen Dunkelheit. Ein Grauen überfällt mich, zitternd ſinke ich vor dem erhabnen Unbekannten nieder, von dem es kein Bild und kein Gleichniß gibt; ich verhülle mein Angeſicht, mein Geiſt geräth in gränzenloſe Verwirrung, ich glaube vernichtet zu werden.

Da erschallt mir tröstend eine Stimme: Er ist die Liebe. O, nun kenne ich ihn, wie ich nur immer wünschen mag, ihn zu kennen; das Herz kennt ihn, wenn gleich dem Verstande sein innerstes Wesen unbegreiflich bleibt. Ich weiß von ihm das Höchste und Seligste; was er für mich, für die ganze Schöpfung ist, weiß ich; ich kann es fühlen, und allein dadurch, daß ich es fühle, weiß ich es.

Ich kenne ihn, denn ich kenne die Liebe, in meinem Herzen habe ich sie gefunden; ich verstehe ihn, weil ich den Trieb meines Herzens verstehe; in dem, was mir im eignen Gemüthe das Klarste, Sicherste, Freudigste ist, vernehme ich ihn; ich bin seines Geschlechtes.

Frage dein Vaterherz, dein Mutterherz, wenn dein Kind daran ruht, und mit dem unschuldigen Auge dich anblickt, frage dieses Herz, wenn es bey des Kindes Elend blutet, wenn es bey der Gefahr, die dein Kind bedroht, bange klopft, wenn es dem Kinde eine große Freude bereiten kann: es nennet dir Gott. Siehe, was jetzt in deinem Herzen sich regt, das ist Gott, aber er ist es ganz, er ist es unermeßlich.

Während der Weiseste die Tiefen der Gottheit nicht ergründet, kannst du der Einfalt sagen, was Gott ist, dein Kind kannst du zu dem großen Unbekannten hinführen. Wenn seine Hand deine Wange streichelt, sein kleiner Arm sich um dich schlingt, dann zeigst du ihm den erhabnen Vater.

Ja, ich habe ihn gefunden den einzigen Nahmen: Vater heißt er! Vater jauchzt es durch die ganze Schöpfung. Die Finsterniß ist verschwunden, überall heller Tag! Er entfernt sich nicht mehr, indem ich mich ihm nahe; nein, in eben dem Maße, als ich mich ihm nähere, kommt er mir entgegen. Er hüllt sich nicht mehr in Wolken, wenn ich das Auge unverwandt auf ihn richte; die Nebel zertheilen sich in dem Maße, als ich zu ihm hinstrebe.

Ich ergreife, ich umfasse ihn, ich sinke an sein Herz!

Juble meine Seele, Gott ist die Liebe.

Die dunkeln Wege des Weltlaufes und der menschlichen Geschicke verfolgt forschend mein Auge. Nur zuweilen erblicke ich hier und da

einen ſchwachen, bald ſich wieder verliehrenden Schimmer, wie wenn in der ſchwarz umwölkten Mitternacht auf einen Augenblick ein einzelner Stern hervortritt, um ſchnell wieder hinter dem ſchwarzen Gewölk zu verſchwinden. Ich ahne einen groſſen Plan, nach dem alles ſich ab- und vorüberwälzt, aber ich vermag ihn nimmer zu erforſchen. Iſt er auf Heil oder Verderben gerichtet? oder ruht er, unbekümmert um Heil und Verderben, feſt auf ſich ſelbſt? Das Elend richtet ſich vor mir auf in ſeiner Rieſengeſtalt, durch die Völker zu ſchreiten, und zu zertreten, was auf ſeinem Wege liegt. Ich höre die Wehklage, das Jammergeſchrey von Tauſenden, die unter ſeinem Fuſſe ſich krümmen.

Da bricht es tröſtend aus meinem Innern hervor: Gott iſt die Liebe, es wird einſt Tag werden in dieſer Nacht, helles Licht wird auf die Wege des Weltlaufes und der menſchlichen Geſchicke fallen. Die Liebe ſelbſt hat den groſſen Plan entworfen, nicht auf Verderben, auf Heil, auf Erlöſung iſt er gerichtet; warum ſtrebe ich, den mir unüberſehbaren Zuſammenhang, in welchem die Liebe das Werk der Jahrtauſende, der Ewigkeiten zum Zeile führt, jetzt

ſchon zu erkennen? warum nehme ich Anſtoß an dem, was mir Kurzſichtigen in einen ſolchen Zuſammenhang nicht zu paſſen ſcheint? warum ſoll ich nicht von dem, was ich nicht verſtehe, hinwegſehen, und ganz der Liebe vertrauen? warum nicht, ſtill ergeben, warten auf das Herrliche, das ganz gewiß kommen wird?

Soll mich das Elend im Reiche der Liebe befremden? die Wehklage, der Tod, wo die Liebe alle Gewalt hat? Wenn ſie das Elend duldet, wenn ſie ſelbſt es geſchaffen hat, und ihm gebietet, daß es hinausgehe, Herzen zu verwunden, zu durchbohren, zu erdrücken, wenn ſie es ſo gar zu der Wiege des Säuglings ſendet: dann muß es doch wohl eine erhabne und ſelige Beſtimmung haben, ſein Ende muß Wonne ſeyn.

Wie dann, wenn es Freuden gäbe, einzige, unnennbare Freuden, Freuden über alles Maß und über allen Begriff, Freuden ohne Aufhören, zu denen man allein durch das Elend gelangen könnte — durch das Elend, welches nur flüchtige Augenblicke hindurch ſeine Gewalt an uns übt: dürfte ich mich auch dann noch über dieſes Elend beſchweren? Kann ich aber anders glauben, da

ich weiß, daß Gott die Liebe iſt. Das Elend verlieret ſich bey dieſem Gedanken, ich ſehe es bereits in Wonne, in Entzücken verwandelt, die Nachtgeſtalt ſchwebt ein Lichtweſen durch der Liebe Reich.

Ich finde mich einſam und verlaſſen; was ich liebte — unausſprechlich, was mir Rath und Troſt war in trüben Stunden, des Herzens ſüße Luſt iſt von mir gewichen, die Welt iſt mir geſtorben, und nur ihr Streit und ihre Plage ſind mir übrig geblieben. Wo iſt eine Hand, die ich faſſen, ein Herz, an dem ich ruhen, eine Treue, auf die ich bauen könnte? Ach nur bittre Thränen habe ich für die Liebe, die mich einſt beglückte.

Nur bittre Thränen hätteſt du für ſie, die doch einſt dich beglückte? Von woher ſtammte ſie denn? Von der Erde war ſie nicht. Von dem ſtammte ſie, der die Liebe iſt, und ewig die Liebe bleibt — auch dir ewig die Liebe bleibt, der mit dieſer dich umfängt, und leitet, und trägt, und alle deine Schmerzen heilet. Nein du biſt nicht einſam und verlaſſen, noch fehlt es

dir nicht an Rath und Troſt, faſſe die Hand dieſer Liebe, dränge dich an ihr Herz, baue auf ihre Treue, blicke ihr in das zärtliche Auge, ergötze dich an den Gaben ihrer Huld und Freundlichkeit, hoffe du alles, was man von der Liebe hoffen kann. Wirf von dir die ſchwere Sorge, womit du nach den künftigen Tagen ſchaueſt, und unruhig die Frage: wie wirds werden, in deinem Herzen hin und her wälzeſt. Was kümmert es dich, wie es werden möge, die Liebe hat dies auf ſich genommen — wie kann es anders, als gut, herrlich werden? Alle Wege ſind dir ſchon gebahnt, für alle künftigen Verlegenheiten biſt du ſchon berathen, überall waltet über dir der Schutz und der Segen der Liebe, überall ruht auf dir ihr väterliches Auge.

Dich quält das Bewußtſeyn deiner Miſſethat. Unzählbare Verſäumniſſe, unzählbare Uebertretungen ſammeln ſich um dich, jede mit deiner Verurtheilung im Munde; das kleinſte Verſäumniß, die kleinſte Uebertretung überwältigt dich mit dem entſetzlichen Gefühle deiner Verwerfung, unaufhaltſam fließen die Thränen der Reue,

und kein Troſt trocknet ſie; keine Hülfe iſt für deine Angſt. Du wendeſt dich an dein Herz, du wendeſt dich gen Himmel, überall keine Hülfe, überall derſelbe ſchweigende Ernſt des Geſetzes, das dich gerichtet.

Verzage nicht; vernimm das Eine, das Große: Gott iſt die Liebe. Mit ihm allein haſt du deine Sache, und er iſt die Liebe; was darfſt du von der nicht erwarten? ſie wird dich annehmen, ſie wird dir alle Miſſethat vergeben, und dir alle Thränen abtrocknen. Die Liebe, womit du vergibſt — Vater deinem Kinde, Freund deinem Freunde, ſchwer Gekränkte deinem Feinde, iſt nur ein geringer Ausfluß von ihr — und ſie ſollte nicht vergeben?

Grauet dir vor der großen Verwandlung unſrer Natur, die wir Tod nennen? zitterſt du vor der bleichen Geſtalt, vor dem dunkeln Pfade, von dem niemand dir Kunde gibt? bebſt du zurück vor dem ſchauervollen Gebiete der Verweſung? umwehen dich die Schrecken fürchterlicher Beängſtigungen und der erſchütternden Kämpfe, unter welchen das Irdiſche zuſammenſinkt?

Gott iſt die Liebe, und der Tod gehört, wie das Leben, in der Liebe Reich, das Leichenfeld wie der Roſengarten, die ſtumme, enge Behauſung wie der weite, ſchallende Freudenſaal.

Die Liebe hat den Tod zu ihrem Werkzeuge erwählt, wie könnte er denn ſo furchtbar ſeyn? Sie winkt ihm, daß er dich zu höhern und hellern Gegenden ihres Reichs abrufe — aus den Schatten in das Licht, aus der Knechtſchaft in die Freyheit. Sie umſchwebt dich, wenn er ſich dir naht; ſie erleichtert dir den Kampf, mildert des Herzens Bangigkeit, und trocknet den Schweiß von deiner Stirne. Nicht einſam geiſt du den dunkeln Pfad, ſie geleitet dich, an ihrer Hand wandeiſt du, in ihrem Arm wirſt du entſchlafen, und wieder erwachen.

Ja, wieder erwachen: denn wie könnteſt du es von der Liebe, die das Leben in dir weckte, und es fähig machte, ſie zu erkennen, zu empfinden, zu erwiedern, ihm die Sehnſucht einpflanzte, ſie noch beſſer zu erkennen, zu empfinden, zu erwiedern, und damit den Wunſch endloſer Fortdauer, anders erwarten, als daß ſie dir dasſelbe ewig erhalten werde? Die Liebe nimmt ihre Geſchenke nicht wieder zurück, es

ſey denn um ſie durch beſſere zu erſetzen. Was könnte ſie dir aber verleihen, das beſſer wäre, als das Leben? Glaubſt du an einen Gott, der die Liebe iſt: ſo glaubſt du an keinen Tod, ſo ſiehſt du im Tode nichts als das Leben, wie ja auch die Liebe das Leben iſt.

Als das Herz, aus der erſten Betäubung des Schmerzes um das Geliebte, welches der Tod von ihm hinweggenommen, erwacht, anfing nach Troſt zu ringen, wähnte ich, um Ruhe zu gewinnen, die Geheimniſſe der Ewigkeit, die Beſchaffenheit des künftigen Lebens und den Zuſtand derer, die in jene Welt übergegangen ſind, erforſchen, mir über ihre Geſtalt und ihr Weſen, ihre Kräfte, Freuden und Verhältniſſe Licht verſchaffen zu müſſen. Ich fragte ſie alle, die etwas zu wiſſen oder zu vermuthen vorgaben, die Weiſen und die Thoren, die Schwärmer und die Klügler. Aber keiner vermochte mir eine Antwort zu ertheilen, wie ſie das Bedürfniß des Herzens verlangte. Nichts als Träume hatten ſie mir zu bieten, Träume, von denen ſo gar viele mich quälten, ſtatt mich zu beruhigen; manche entwarfen mir Schil-

berungen von jener Welt, bey denen man leicht den völlig vernichtenden Tod dem Leben in derſelben hätte vorziehen mögen. Sie zerrten und zogen mich hin und her von einem kindiſchen, phantaſtiſchen, aberwitzigen Bilde zum andern. Das eigne Grübeln brachte mich nicht weiter. Die Unruhe des Herzens ſtieg zur Bangigkeit.

Müde des vergeblichen Bemühens, geſtört und verworren im Geiſt, völlig ohne Troſt vernahm ich — und o, wie ſüß klang es mir! — das einfältige Wort der Schrift: was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat, was in keines Menſchen Herz gekommen iſt — geſtützt auf das andre: Gott iſt die Liebe. Ach, nun weiß ich ja alles, — was kein Klügler und kein Schwärmer mir ſagen kann; ich weiß auch, warum ſie es mir nicht ſagen können.

Die Liebe ruft ihre Kinder in ihr Reich; ſie hat dort alles für ſie eingerichtet, gewiß ſo, wie es geeignet iſt, ihnen das größte Maß von Glückſeligkeit zu gewähren, welches Weſen dieſer Art zu genießen fähig ſind. Das Beſte, dasjenige, was ſie am meiſten zu erfreuen vermag, iſt ihnen geworden; ſie ſind herrlich, ſie ſind ſelig, wie ſie gerade in der Eigenthümlichkeit ihrer

Natur herrlich und ſelig ſeyn, ſich herrlich und ſelig fühlen können. Nicht Eins von dem, was ſie geben kann, verſagt die Liebe; nichts gibt ſie in geringerm Grade, als ſie es zu geben vermag, alles in derjenigen Geſtalt, worin es dem Herzen die reinſte Wonne ſchafft.

Mit jeder Trefflichkeit, mit welcher ich menſchliche Seelen geſchmückt ſehe, denke ich die Vollendeten ausgeſtattet; von jeder lautern Freude, die in mein Herz kommt, denke ich mir ihr Weſen erfüllt. Und ſollte ich darin zuweilen irren: ſo trifft dieſer Irrthum nicht die Sache, ſondern die Form, die immer eine andre ſeyn mag.

Wie, wenn nun das Herrliche und Selige des zukünftigen Lebens ſo groß wäre, daß ich es in meinem jetzigen Zuſtande gar nicht zu faſſen vermöchte, daß mein kühnſtes Denken, mein ſtärkſtes Empfinden hier erliegen müßte — oder von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ich mir jetzt durchaus keine Vorſtellung davon machen könnte, wie der Blinde vom Glanze der Farben, der Taube von den Harmonien der Tonkunſt, der rohe Sclave der Sinnlichkeit von den Entzückungen des Glaubens und der Andacht nichts

weiß? Wie, wenn nun die Vollendung Eigenschaften unſrer Natur entwickelte, von denen uns bisher nichts ahnete, da das Körperliche ſie gebunden hielt — Sinne öffnete, die bisher verſchloſſen waren? Wie, wenn vieles von dem Herrlichen und Seligen, was uns dort erwartet, uns hier, als etwas Geringfügiges und kaum Erfreuliches erſcheinen müßte, da wir darüber nur nach unſerm gegenwärtigen Zuſtande und nach unſrer gegenwärtigen geringen Empfänglichkeit urtheilen könnten, wie es wohl nicht wenigen bey mancher beredten Schilderung von den Freuden jener Welt ergangen ſeyn mag?

Wenn du deinem Kinde beſcheren willſt an ſeinem Geburtstage oder zum ſchönen Weihnachtsfeſte: ſo ſagſt du ihm nicht vorher, was du ihm zugedacht haſt, ſondern bereiteſt es heimlich, und ſiehſt wohl zu, daß es ihm nicht verrathen werde. So handelt die Liebe. O, wie glücklich iſt dein Kind zur Zeit der Erwartung, indem es deiner Liebe vertraut, und doch noch nicht weiß, was es ſeyn mag, und, ſo oft es gerathen hin und her, wieder ausruht im ſüßen Gefühl deiner Liebe! und wie ſelig zur Zeit der Erfüllung, wo es nun doch alle ſeine Erwär-

tungen übertroffen sieht! Sollte uns nicht auch darum die genauere Kenntniß unsers künftigen Zustands verweigert seyn, damit wir lernten der Liebe vertrauen?

Ja, der Liebe will ich vertrauen. Weg mit den Träumen! ich habe genug und mehr als genug an dem Glauben, daß Er, der die Meinigen vollendet hat, und auch mich vollenden wird, die Liebe ist. Jede Frage stirbt auf der Lippe, jede Bekümmerniß verschwindet aus dem Gemüthe bey dem seligen Gedanken.

Ein dunkler, fürchterlicher Abgrund öffnet sich vor meinen Augen und droht alles zu verschlingen; darin regt sich das Elend in tausend Gestalten, darin wandelt verzerrt und mit gräßlichen Zügen die Sünde, darin schleicht der bleiche Tod — überall Leichen und Todtengebein und geöffnete Gräber. Ich sehe nichts, als diesen Abgrund. Wunderbar geht es mir im Herzen auf: Gott ist die Liebe; und ich sehe keinen Abgrund mehr, das Elend, die Sünde, der Tod, die Leichen und die Gräber sind verschwunden, rings umher blühendes Gefild, auf welches

ein heitrer Himmel herablächelt — Geſtalten des Lichtes, Geſänge der Freude, Triumphe des Lebens.

Gott iſt die Liebe; o, wie wallet mir das Herz vor Freude! ſo kann ich denn auch ihn lieben mit allen Gefühlen meiner Seele; ich kann nicht bloß — ich muß. Ich habe noch nicht recht erkannt, daß und wie er die Liebe iſt, ſo lange ich ihn nicht liebe, nicht ſeiner Liebe mein Inneres voll wird.

Wenn ein Weſen, in welchem Liebe wohnt, ſchon mein Herz gewinnt, wie muß dann die Liebe ſelbſt, die höchſte, die reine, die ewige, von der jede andre nur ein Schein iſt, ſich ſeiner bemächtigen? Ich muß es haben, ganz beſitzen, ganz mein nennen; ich muß in ihm leben, mich mit ihm in jede ſelige Tiefe verſenken, zu jeder ſeligen Höhe aufſchwingen.

Liebe bringt mir wunderbar ins Herz, indem ich Seiner gedenke, verbreitet ſich himmliſch durch mein ganzes Weſen, und heiligt mir jede andre, die ſie in mir findet, und verſichert mir alles, was ich mit Liebe umfaſſe.

Ein himmliſches Feuer iſt in mir entzündet, alle unreine Gluth aus mir zu vertreiben, und alle ſträfliche Luſt zu verzehren. Dieſe Liebe löſet das Herz ſanft ab von den vergänglichen Dingen, um es feſt an das zu knüpfen, was unwandelbar feſt ſteht. In ihr verſöhnet ſich, was nur irgend in mir gegen einander geſtritten, und alle Stürme der Bruſt ſchweigen dem Einen Gedanken: Gott iſt die Liebe!

9.

Der Sonntag.

Aus dem ſchönen Paradieſe ſtammt die erſte Botſchaft von dem Tage des Herrn. Da ſegnete der Herr den ſiebenten Tag und heiligte ihn. Er heiligte ihn, daß zwiſchen ihm und den andern Tagen ein Unterſchied — und er heiligen Dingen geweiht wäre. Er ſegnete ihn, blickte huldreich ihn an, damit er ein fröhlicher Tag ſey — ein Tag reicher Wohlthat. Wer, für den es jemahls recht Sonntag geweſen, hätte nicht von dieſem Gottesblick etwas an ihm wahrgenommen?

Dem Herrn widmen wir dieſen Tag, daß wir vor ſeinem Angeſichte erſcheinen, anzubeten, zu preiſen und unſern Dank darzubringen. Wer iſt dieſer Herr? Der Unendliche, Nahmenloſe, der Schöpfer und Gebieter, durch den alles, was du ſieheſt, und was du nicht ſieheſt, geworden, der unwandelbar über den Wechſeln thronet, und ſie alle geordnet — ſie alle in ſeiner Hand hat,

wie das Schickſal deiner Tage, den die Kräfte des Himmels verherrlichen, dem von Millionen Welten Lobgeſänge emporſteigen, dem die ganze Schöpfung ein Lobgeſang iſt, deſſen Huld und Treue du jeden Augenblick erfährest, der dir deine Freuden gibt, dich in dem Drangſal erquickt, und aus der Noth errettet, der ſein Bild dir aufgeprägt, und dich zum unſterblichen Leben gerufen hat. Iſt es genug, wenn du vor dieſem zuweilen dein Herz in der Stille ergieſſeſt, oder muſt du nicht einen Tag haben, wo dein Geiſt, frey von den Dingen dieſer Erde, gleichſam Flügel empfängt, ſich zu ihm aufzuſchwingen, wo du öffentlich in der Verſammlung der Gläubigen ſeine Thaten und ſeinen Ruhm verkündigen kannſt. O, wohl oft haſt du, frommes Herz, dich nach dem Hauſe des Herrn geſehnet, darin ungeſtört zu verweilen; wohl oft biſt du in deines Gottes Hauſe ſelig geweſen.

Iſt es zuviel, wenn du von ſieben Tagen Einen ihm widmeſt?

Das Leben gab er dir; und du ſollteſt nicht von ſieben Tagen Einen dieſes Leben ihm heiligen? Alle deine Tage hat er dir verliehen, und deine Dankbarkeit ſollte nicht Einen unter ſieben

für ihn übrig haben? Nur Einen fodert er, die sechs läßt er dir, er, der an alle ein Recht hat: und diesen Einen könntest du ihm verweigern? muß er ihn erst fodern, wüßt du ihm nicht denselben entgegen bringen?

Sechs Tage wandelst du unter seinen Schöpfungen: soll nun nicht auch ein Tag seyn, an dem du nach dem Schöpfer fragst, und alle diese Herrlichkeit anschauest, bis dir das Herz voll davon geworden ist? Sechs Tage schweigst du: soll nicht auch Einer seyn, an dem du redest? Sechs Tage genießest du seine Wohlthaten: soll nicht auch Ein Tag seyn, an dem du ihm so recht aus der Fülle deines Herzens danken könnest, daß deine irdische Freude eine Freude in dem Herrn werde? Sechs Tage erfährst du den Wechsel der Dinge: soll nicht auch Ein Tag seyn, an dem du dessen gedenkest, der in diesen Wechseln seine hohen Rathschlüsse hinausführt? Sechs Tage fühlst du deine Niedrigkeit, du neigst dein Haupt zur Erde, du gehörst dem Staube an, wo man dich einst begraben wird: soll nicht auch Ein Tag seyn, an dem du, königlicher Mensch, du von Gottes Geschlecht, deine Hoheit empfindest, dein Haupt aufrichtest, und in

die andre Welt hinüberblickeſt, die dir Gott zum Vaterlande gegeben.

Eine unſterbliche Seele vertraute Gott dir an, daß du ſie bewahreſt, und pflegeſt und zum freudevollen Leben in jener andern Welt durch Weisheit und Tugend geſchickt macheſt. Sie kann unausſprechlich elend, aber auch unausſprechlich glücklich werden; in deine Hand ward ihr Schickſal gelegt. Unausſprechliches Elend iſt gewiß einſt ihr beklagenswerthes Loos, wenn du ſie unbeachtet läßt und dem Verderben Preis gibſt, dagegen unausſprechliches Glück ihr herrliches Theil, wenn du auf die rechte Art für ſie Sorge trägſt. Aber dazu gehört viel; es gehört dazu, daß du Lehre höreſt und erwägeſt, dein Inneres erforſcheſt, dich ermunterſt, antreibeſt, Ruhe für dein unruhiges Herz gewinneſt, deine Gedanken nach oben richteſt. Da du das nun an den gewöhnlichen Lebenstagen, obgleich es auch an dieſen dein angelegentliches Geſchäft ſeyn ſoll, doch nicht ſo kannſt, wie es erfordert wird: ſo heiligte dir der Herr einen Tag, damit du an demſelben deine Wege betrachteſt, ſein Wort erwägeſt, deines Heiles gedenkeſt, und

in ſeinem Hauſe dich erbauest. Welch ein koſtbares Geſchenk hat er dir mit dieſem Tage gemacht!

Du biſt ein Pilger und Fremdling auf Erden, das vergiſſeſt du, und läßt von den Annehmlichkeiten, die am Wege dir lächeln, dich verleiten, zu verweilen, wo du nicht verweilen darfſt, und verſcherzeſt darüber das Glück der Heimath, die Freuden des Vaterhauſes. Da kommt der Sonntag, dich zu erinnern und zu mahnen; willſt du dich nicht erinnern und mahnen laſſen? Eine weite Reiſe haſt du zu machen. Der Weg, deſſen du unkundig biſt, iſt dir auf ſechs Tage gewieſen; willſt du an dem ſiebenten auf's Ungewiſſe weiter gehen, oder nicht lieber dieſen Tag ausruhen, diejenigen zu hören, die, des Weges kundig, dir ihren Unterricht über denſelben, über die Abwege, die du zu vermeiden haſt, über die Gefahren, denen du ausweichen mußt, über die Erleichterungen, die du dir verſchaffen kannſt, anbieten? Die ſechs Tage haben dich ermüdet, deine Kräfte ſind faſt erſchöpft, der Weg wird mühſamer und bedenklicher; ſiehe da findeſt du eine Hütte, nein, nicht eine Hütte, einen prachtvollen Pallaſt auf-

gerichtet, und mit Zeichen und Sinnbildern aus der Heimath geſchmückt; Boten aus der Heimath ſind hier, ſie haben dir ein reiches Mahl angerichtet, dir eine weiche Ruheſtätte gebettet, ſie wollen dich ſtärken und ermuntern durch ein ſüßes Geſpräch von den heimathlichen Dingen, von deinen Geliebten; willſt du undankbar die Erquickung verſchmähen, deren du ſo ſehr bedürftig biſt, und die dir ſo freundlich gereicht wird? *)

Eine Woche iſt vorüber mit ihrer Noth und Plage, viel haſt du erduldet, vieles laſtet dir noch ſchwer auf dem Herzen; da ſendet dir der Herr einen Tag des Troſtes — des Troſtes aus ſeinem Worte, des Troſtes vom Himmelreich, du ſollſt das Leid von dir werfen, des Troſtes Kraft fühlen, daß deine Geſtalt ſich verjünge, und dein Weſen fröhlich werde; könnteſt du dich weigern, ihn anzunehmen, du Sohn des Ungemaches?

Eine Woche beginnt, die Sorge hat dich in ſie hinüber begleitet, voll Bekummerniß geden-

*) Man vergleiche hier die ſchöne Krummacherſche Parabel im 2ten Bändchen S. 168, aus welcher dieſer Gedanke der Hauptſache nach entlehnt iſt.

keit du der Tage, die kommen werden, ihrer Verlegenheiten und ihres Mißgeschickes, da leuchtet dir der erste Tag, ein Tag vom Herrn, daß du vor sein Angesicht tretest, und mit der Hoffnung, die ihm vertraut, das Herz erfüllest, und muthig und stark werdest in dem Herrn. Folge, o, folge der huldreichen Einladung!

Die Geschäfte der Andacht fordern Sammlung des Gemüthes, darum auch Stille in der Seele und weit umher. Verstummen muß der Lärm der Arbeiter, das Geräusch auf den Straßen und in den Häusern, damit sie würdig verrichtet werden können. Oder kannst du dich in die fromme Betrachtung verlieren, wenn überall ein verworrenes Getöse in dein Ohr dringt? kannst du dich ganz in der Nähe Gottes fühlen, wenn sich das, was an die tägliche Noth so stark erinnert, was dir die Bilder des dunkeln Erdenlebens so lebhaft vor die Augen stellt, überall an dich hängt? Stört es dich nicht in deinen heiligen Gedanken, wenn du, indem du zum Hause des Herrn gehst, überall Menschen erblickest, die mit dem gewöhnlichen

Gewande bekleidet, in den gewöhnlichen Verrichtungen begriffen, das Gemüth voll von den Dingen dieser Erde, nicht einmal eine Ahnung davon zu haben scheinen, daß dieser Tag ein andrer sey, als die gewöhnlichen Lebenstage, wenn, indem du an heiliger Stätte beten, hören, dich in den Gesang der Gemeine ergießen möchtest, die wilde Unruhe der Welt auch da nicht von dir läßt, daß du vor dem Rauschen und Rasseln, dem Schreyen und Toben da draußen die Stimme des Wortes und Gesanges kaum vernehmen kannst? Der Tag des Herrn soll ein Ruhetag seyn, dazu hat der Herr ihn geheiligt.

Und nicht bloß die öffentliche und geräuschvolle Arbeit soll an demselben feyern, sondern auch die einsame und stille. Alles, was Arbeit genannt werden muß, weil es sich auf irdische Zwecke bezieht, auf äußern Gewinn berechnet ist, die Aufmerksamkeit an weltliche Dinge fesselt, in die tägliche Mühseligkeit hineinführt — denn darin besteht das Wesen der eigentlichen Arbeit — soll von uns weichen, und das Gemüth völlig freygeben. Entzieht deine sonntägige Arbeit den Geschäften der Andacht die Stunden nicht, die ihr gebühren: so theilt sie dir doch den Arbeits-

ſinn mit, der ſich mit dem heitern Sinne der Andacht nicht verträgt, und erfüllt dich mit Arbeitsgedanken, die der frommen Beſchäftigung vielfältig hinderlich werden; ſie umwölkt deinen innern Menſchen, der klar und heiter zum Himmel ſchauen will. Darum wird das fromme Zartgefühl am Tage des Herrn alles von ſich fern halten, was nur den Schein der Arbeit hat.

Ueberdies bedarfſt du nach ſechs Arbeitstagen gewiß eines Ruhetages, damit nicht vor der Zeit dein Rücken ſich beuge und dein Haar grau werde. Nicht hinlänglich iſt die Ruhe, welche dir der Abend und der nächtliche Schlummer gewährt; ein Ruhetag muß kommen, um deine erſchöpften Kräfte zu erneuern, und dein verdüſtertes Gemüth aufzuhellen.

Sprich nicht: ich werde mir ſelbſt die Ruhe ſchon verſchaffen, ſo bald ich ihrer mich bedürftig fühle. Du fühlſt dich nicht immer ihrer bedürftig, wenn du es wirklich biſt. Und wie groß iſt nicht die Menge derer, die von der Begierde zu erwerben, oder von dem raſtloſen Triebe der Thätigkeit geſtachelt, ſie ſich ſelbſt nicht gönnen, oder doch denen nicht, welche ihnen untergeben ſind. Weil du dir ſelbſt nicht gönneſt,

was dir so wohlthätig ist, darum gebietet dir der Herr, es anzunehmen; er bringt dir das köstliche Geschenk auf, das du von dir stößest. Erkenne doch, Verblendeter, wie freundlich der Herr ist, und laß dich rühren von dieser väterlichen Liebe. Wie könntest du so gefühllos seyn, diese unaussprechliche Güte zu verachten? Derer, die unter dem Joche gehen, die deine Härte immer belasten möchte, erbarmet er sich, sein Befehl bereitet ihnen einen Tag der Freyheit und der Erleichterung; und diesen wolltest du unbarmherzig, ja grausam ihnen entreißen?

Die Ruhe hat etwas Heiliges. Der Herr selbst ruhete am siebenten Tage — nicht menschlich, sondern göttlich, da aber lobeten ihn die Morgensterne und alle Kinder Gottes jauchzten, die neugeborne Schöpfung feyerte ein Fest der Ruhe des Herrn. Hiermit heiligte er den siebenten Tag und die Ruhe.

Eine Art von Anbetung ist die Ruhe, die Natur betet in derselben ihren Schöpfer an, sie schlägt gleichsam das seelenvolle Auge zum Himmel auf. Du befandest dich doch wohl schon einmal an einem schönen Sonntage in ihrem blühenden Reiche: die Erde mit ihren Kräutern

und Blumen, ihren Wiesen und Gärten; ihren Feldern und Auen schimmerte im milden Sonnenlicht; alles stand da lachend und fröhlich, wie in neuem Glanze, wie mit frischem Daseynsgefühl; Stille herrschte weit umher, Städte und Dörfer ruhten im Frieden des Herrn; da rief aus der Ferne das Geläute der Glocken zu seinem Hause, und im festlichen Kleide zogen die Menschen über die Flur zum heiligen Orte der Anbetung; wie war dir da zu Muthe? Deine Seele heiligte sich, Gedanken von oben bewegten sie, du fühltest dich Gott näher, lebtest in den Vorhöfen des Himmels, und jede Empfindung wurde zum Gebete.

Ach, auch unsre Todten ruhen. Wie heilig ist die Stätte wo sie schlafen! Auf den Gottesäckern wohnt immerfort des Herrn Sabbat. Nicht bloß Rührung, sondern auch ein Gefühl des Heiligen bemächtigt sich des frommen Gemüthes bey dem Ausspruch: sie ruhen von ihrer Arbeit. Ja, sie ruhen; denn auch ihr unsterblicher Geist ist zur Ruhe gekommen in der ewigen Heimath bey dem Vater.

Der Herr hat ſeinen Tag geheiligt und geſegnet, daß er den Menſchen ein Feſttag ſey. So nennen wir nähmlich den Tag, an welchem uns etwas Frohes innig beſchäftigt, und wir unſre Wohnung aufſchmücken, ein beſſeres Kleid anlegen, alles Unreine, Gemeine, Alltägliche von uns entfernen, theils um den Tag zu ehren, theils damit es ganz heiter werde im Geiſte, ganz fröhlich im Herzen. Es iſt ein Tag voll Sonnenlicht, Frühlingsleben und Paradieſesfreude.

Muß dir denn nun nicht der Tag ein Feſttag ſeyn, an dem du deines Gottes in der Stille und in ſeinem Tempel gedenkeſt, ſeiner Liebe dich freueſt, ſein Lob verkündigſt, um ſeinen Segen fleheſt, deine Würde, deine Unſterblichkeit, deine Erlöſung lebhafter fühleſt, und voll Entzücken zu den ſeligen Welten hinaufſchaueſt, für welche du geſchaffen biſt? Wie kann es dabey anders, als heiter werden in deinem Gemüthe?

Sind es nicht wahrhaft feſtliche Geſchäfte, in welchen du am Tage des Herrn für das Heil deiner unſterblichen Seele ſorgeſt, indem du die Wahrheit betrachteſt, dein Herz erforſcheſt, deine Sünden beweineſt, gute Vorſätze faſſeſt oder be-

ſtigeſt, dich ermunterſt und erquickeſt, tröſteſt und ſtärkeſt aus dem Worte des Lebens?

Auch die Ruhe, die heitre Stille, in der alles ein ſo fröhlich Leben führt, muß dir den Tag feſtlich machen, an dem ſo viel Müdes ſich erholt, ſo viel Trauriges ſich aufrichtet, ſo viel Gefeſſeltes ſich der Freyheit erfreut. Du ſieheſt in ihm das Vorbild der letzten Ruhe, wo du, nachdem nun alle Arbeit geendigt iſt, auf immer dein Haupt hinlegen kannſt. Darum gedenken wir am Sabbat des Herrn mit ſo vieler Rührung unſrer Entſchlafenen, daß uns zuweilen iſt, als ob wir ſchon mit ihnen in das ſtille Land eingezogen wären, wo die Sonne auf Gräber ſcheint. Du ſieheſt in ihm das Vorbild jenes großen, ewigen Sonntages, auf den die Menſchheit wartet, wo alles den Herrn lobt, und die Feſtgewande trägt, und vor dem Herrn ſelig iſt; und dir erſchallen zahlreiche Stimmen, die dir den Himmel verkündigen. Wie könnteſt du mit Gemüth einen Sonntag verleben, ohne an die Feſte der Gerechten zu denken, die dort oben gefeyert werden?

Soll aber nun nicht auch was an dir iſt und dich umgibt das heitre Weſen des Tages an-

nehmen, von deinem feſtlichen Leben zu zeugen, und deine feſtliche Stimmung zu erhöhen? Iſt es dir nicht Bedürfniß, dieſen Tag auch äußerlich durch das Reine, Lichte, Erfreuende von den andern Tagen zu unterſcheiden? Vor den Großen der Erde erſcheinſt du im Ehrenkleide; und vor den Schöpfer der Welt ſollteſt du im alltäglichen Gewande treten? Haſt du nicht erfahren, wie die Geſtalt des Aeußern ſich dem Innern mittheilt, wie an das ſchmutzige Kleid und die finſtre Umgebung die Sorge, der düſtre Sinn und der Schmutz der Seele ſich hängen, wie dagegen, was dich einengt, drückt, dein Inneres verdunkelt oder befleckt von dir weicht, wenn du das beſſere Kleid anlegeſt, und im Hellen wohneſt. Ja, in dem feſtlichen Kleide wirſt du nicht ſo leicht eine ſträfliche Regung bey ihr dulden; ſchmücken wird ſich dein innerer Menſch, damit er nicht von dem äußern beſchämt werde; und von ſelbſt werden die feſtlichen Gedanken dir kommen, es wird dich treiben und drängen zu feſtlichen Werken, du wirſt, wenn noch irgend etwas von edlerm Menſchengefühl in dir iſt, indem du deines feſtlichen Kleides gedenkeſt, den Tag nicht laſſen vorüber gehen, ohne we-

nigſtens Eine Handlung vollbracht zu haben, die unter den übrigen hervorglänzt, wie der Sonntag unter den Tagen.

Und wie muß nun bey einer ſolchen Feyer dir zu Muthe ſeyn! Sabbatſtille iſt in deinem Herzen, wie um dich her, mit ihr der Friede Gottes, die Wonne der Seligen; das Lob des Ewigen ſtrömt von deinen Lippen; alles Leides, aller Bekümmerniß haſt du vergeſſen; alle Laſt haſt du abgelegt; von der Sünde biſt du geſchieden; ein andrer Menſch biſt du geworden, der erſte Zuſtand des menſchlichen Geſchlechtes iſt dir wiedergekehrt, du begehſt ein Vorfeſt der ewigen Feyer.

Der Sonntag iſt da! So ſchaue denn doch einmal, du Sohn des Elendes, der du dich in der langen Woche müde geweint haſt, wenn er in deine dunkle Kammer nicht einkehren konnte, in die heitre Ruhe, in den lieblichen Sonnenſchein draußen; tritt hervor aus deiner dunkeln Kammer, ſiehe, wie es blühet auf Feld und Flur, erkenne die Huld und Freundlichkeit deines Gottes, der dir und der Welt dieſen Tag gibt: du wirſt lernen lieben und hoffen, und auch in deinem Gemüthe wird es Sonntag werden.

Armer, Geplagter, der du in der Welt nichts haſt, als deine Armuth, deine Plage, und deinen Sonntag. Wahrlich du haſt genug, genug des Troſtes, der Erquickung, der Himmelsfreude, der Himmelsverheißung.

Ja wahrlich, du biſt glücklich zu preiſen, wenn du verſtehſt, Sonntag zu machen.

Am Sonnabend endigeſt du früher dein Werk, damit alles vorbereitet werde, und du in würdiger Stimmung den heiligfrohen Tag erwarteſt. Jetzt bricht er an. Du erwachſt heiter geſtimmt von dem Gedanken: heute wird alles ruhen, heute iſt des Herrn Feſt. Deine erſten Empfindungen eilen dem Himmel zu. Du bekleideſt dich mit dem ſonntäglichen Gewande, du geheſt zu den Deinigen, und findeſt alles beyſammen, alles feſtlich geſchmückt, alles fröhlich im Gemüthe; heitre Blicke begegnen ſich; in allen Augen glänzt Freude und Liebe, die Liebe iſt gleichſam neu geworden. Mit größerer Zärtlichkeit, mit inniger Rührung ſchließeſt du alle an dein Herz. Du vereinigſt dich mit ihnen zum Gebete, zur Betrachtung, zum Leſen

der heiligen Schrift. Du walleſt mit ihnen zum Hauſe des Herrn. Hier ſtimmſt du voll Andacht mit in die Lobgeſänge ein, die dem Herrn im Himmel erſchallen; hier fließen dir die Ströme des Lebens; du hörest des Tröſtenden, des Stärkenden, des Frohen ſo viel, das dir ins innerſte Herz geht. Am Nachmittage wanderſt du zur Sommerzeit mit Weib und Kind hinaus um in dem andern Tempel anzubeten, den Segen des Herrn und ſeine Herrlichkeit in Gärten und auf Feldern zu ſchauen, bis dir das Herz davon voll wird. Am Abend kehreſt du zum Gebete, zur Betrachtung, zu deiner Bibel zurück. Noch einmal blickeſt du in das ſtille Land der Gräber, hinauf zum Reiche des Lichtes, und legeſt dann dich zur Ruhe. Wie ſüß wirſt du entſchlafen, da du im Himmel geweſen! Und wenn du die Nacht ſtürbeſt, wie ſelig würdeſt du ſterben!

10.

Jubilate.

Jubilate, das heißt, frohlocket, jauchzet! wird dieser Sonntag genannt, und so ruft es uns auch heute von allen Seiten entgegen: Jubilate!

Du wendest dich weg, Trauernder, indem du sprichst, das ist kein Sonntag für mich, ich lasse ihn dem Glücklichen; für mich, dem es gebühret in den Schatten des Todes zu weilen, müßte ein Sonntag seyn, den man: Wehklaget! nennen könnte; wie sollte ich frohlocken bey meinem Herzeleid? Du spottest meiner, indem du solches von mir begehrest; o, verspotte den nicht, dem das ganze Herz wund ist.

Ja, auch für dich ist Jubilate — und für dich vorzüglich. Hast du nie den dich betreffenden herrlichen Ausspruch gelesen: die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten? Und wenn du ihn recht erwägest und verstehest, wie tief du auch im Elende sitzest: willst du nicht frohlocken, daß deine Trübsal Freudenverheißung ist, der Tod dir das Leben verkündigt, daß einst

überall — und in jeder Hinsicht Jubilate seyn wird. Und das eben will dieser Tag dir nahe bringen, wie er den Fröhlichen noch fröhlicher machen will.

Siehe der Frühling ist wieder da, herrlich schimmert er in Wald, in Gefild, und alles Leben schauert auf in süßer Lust. Frisches Grün, mit der mannigfaltigen Farbenpracht unzählbarer Blumen lieblich vermischt, bedecket den Boden, die Bäume blühen oder ergötzen das Auge mit dem jungen Laube, das ihre Zweige verhüllt; die Gesänge der Vögel erschallen; würzige Düfte erfüllen das Lustreich; allenthalben glänzt es, prangt es im reinen Sonnenlichte. Der Himmel lächelt die Erde an, die er gleichsam in seinen Armen hält, und die Erde, auf der die Sünde und das Elend wohnt, will an sein Herz. Das erste Paradies ist wieder da, und in das zweyte schauen wir hinüber; auch die Gräber sind mit Blumen geschmückt.

Frohlocket, jauchzet, singet dem Herrn ein neues Lied! Mein Gott du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, Du breitest den Himmel aus,

wie einen Teppich, du wölbeſt es oben mit Waſſer, und fähreſt auf den Wolken, wie auf einem Wagen. Du läſſeſt die Brunnen quellen in den Gründen, daß die Waſſer zwiſchen den Bergen hinfließen, daß alle Thiere auf dem Felde trinken, und das Wild ſeinen Durſt löſche. An denſelben ſitzen die Vögel des Himmels und ſingen unter den Zweigen. Du läſſeſt deinen Odem aus, ſo wird alles geſchaffen, du erneuerſt die Geſtalt der Erde. Die Ehre des Herrn iſt ewig, der Herr hat Wohlgefallen an ſeinen Werken.

Das Feſt der Auferſtehung haben wir gefeyert, das Feſt der Himmelfahrt iſt nahe. Gedanken des Lebens und der ewigen Herrlichkeit ſollten uns heute allenthalben begleiten. Der Himmel hat ſich mit der Erde vermählt; die Seligen reichen denen die Hände, die noch das Elend bauen; denn wir ſehen den noch über die Erde wandeln, der ihr nicht mehr angehört, zum Troſt aller Trauernden, zur Wonne aller Glücklichen. Licht des Lebens leuchtet um

die Grüfte des Todes. Erquickung ſtrömt in die Seelen der Müden, die das ſanfte Joch tragen.

Darum jubiliret auch das heutige Evangelium. Ihr habet nun Traurigkeit, aber eure Traurigkeit ſoll in Freude verkehret werden, ich will euch wiederſehen und euer Herz ſoll ſich freuen, und eure Freude ſoll niemand von euch nehmen. Und das ruft der Herr allen zu, deren Herz voll Betrübniß iſt. Durch die ganze Welt geht die Botſchaft, denn überall wohnet das Elend; durch die ganze Welt erſchallt es: eure Traurigkeit ſoll in Freude verwandelt werden, und zuletzt ſoll nichts als Freude ſeyn, du ſollſt ſie wiederſehen, wiederbeſitzen, um die hier deine Traurigkeit ſo groß iſt, um die deine Thränen unaufhaltſam fließen, mit denen für dich alle Luſt des Lebens in das Grab gegangen.

Jubilate iſt gleichſam der Sonntag unter den Sonntagen, der jährliche Sonntag in der Fülle des ſonntäglichen Weſens. Einem groſſen, ewigen Jubilate gehen wir entgegen, wo nur Jauchzen und Frohlocken ſeyn wird. Dahin deutet das Jubilate auf Erden.

So laß denn auch für dich, mein Herz, heute Jubilate ſeyn.

Ach, jauchzen, frohlocken kannſt du nicht; das iſt für dich nicht mehr. Unvergänglich wohnet in dir der Schmerz, und du darfſt nicht von ihm laſſen, wenn er auch von dir laſſen wollte. Aber dir iſt geſtattet, die ſtille, heilige Freude, die Freude an dem Herrn in deinem Schmerz aufzunehmen. Du magſt wohl einen hellen Blick auf die blühende Erde werfen, und dein Herz der Fröhlichkeit öffnen, die, dir eine ſüße Verheißung, durch alle Reiche der Schöpfung zieht.

Ja, dir gebühret, der Huld zu gedenken, die auch im Schmerze dich ſegnet, im Schmerze dir nahe iſt, die, was du ſo innig liebſt, in ihre Herrlichkeit geführt hat. Dir gebührt, das theure Bild dort im Glanze der Herrlichkeit zu ſehen, und dich ganz dem Gedanken, der Wonne der neuen Vereinigung zu überlaſſen. Deß magſt du dich freuen, daß dieſes Bild auf ewig dein iſt, und einſt auch in ſeinem Weſen wieder dein ſeyn wird. Frohlockend, jauchzend wirſt du von hinnen ſcheiden.

11.

Das Grab der Geliebten.

Wahrlich, der iſt glücklich zu preiſen, der ein ihm theures Grab hat.

Zu dem Koſtbarſten, was der Menſch beſitzen mag, gehört die Stätte, welche die irdiſchen Ueberreſte eines von uns innigſt geliebten Weſens aufbewahrt. Was ſind Gold und Ehrenſtellen, die Gunſtbezeugungen der Angeſehenen, der Ruhm bey den Menſchen, die Luſtbarkeiten der Welt, die Ergötzungen der Sinne, alle die Dinge, zu welchen die Wünſche der meiſten unauslöſchlich und unerſättlich hinſtreben, für welche ſie in keiner Anſtrengung ermüden, und jede Gefahr verachten lehren, wenn du das, was ſie dir gewähren, mit dem vergleichen willſt, was das Grab der Geliebten dir gewähren kann! Wie viel dir davon zu Theil geworden oder noch zu Theil werden kann, du hätteſt es alles dahin gegeben, wenn du damit das Leben des theuern Weſens, das du beweineſt, hätteſt erkaufen können. Der gröſte Ueberfluß daran würde dich für deinen Verluſt nicht ſchadlos

halten, dich in deinem Schmerze nicht trösten, würde dich vielmehr nur lebhafter fühlen lassen, daß doch alles eitel ist. Soll dir denn nicht auch dasjenige, welches, obgleich jetzt Staub und Asche, einst zu dem theuern Wesen gehörte, worin dieses Wesen dir erschien, dir nahe war, sich dir mittheilte, das die Züge an sich trug, in denen das Unvergängliche sich abspiegelte, alles Holde und Erfreuliche der Seele sich dir offenbarte — soll dir nicht das, obgleich jetzt erloschene, Auge, das dich angeblickt, der, obgleich jetzt stumme, Mund, der zu dir geredet, die, obgleich jetzt starre und verwesende, Hand, die dich gefaßt und geleitet, mehr gelten als das, was mit deiner Liebe und mit dem Unvergänglichen in gar keiner Beziehung steht?

Im Grabe findest du die Hülle der Seele, die du dein nennst, und nirgends fühlst du dich dieser so nahe als hier, nirgends wird dir der Glaube an die fortdauernde Vereinigung mit ihr so deutlich und so lebhaft. O, wie natürlich war doch der Wahn, der die Geister der Abgeschiedenen den Ort, wo der vormals so genau mit ihnen verbundene Körper ruht, umschweben ließ! Willst du es recht bis in dein Innet-

ſtes hinein empfinden, daß diejenigen, um welche du trauerſt, noch dein ſind, willſt du dich ihnen von neuem heilig angeloben: gehe an ihr Grab. Willſt du ſie dir lebhaft vergegenwärtigen, dich mit ihnen berathen, dich an ihnen aufrichten: ſuche ihr Grab. Willſt du deinem Glauben an eine künftige ſelige Wiedervereinigung die höchſte Stärke geben: verweile an ihrem Grabe.

Am Grabe der Geliebten lernſt du die Beſitzthümer und Vergnügungen der Erde gering halten. Hier verliert das Gold ſeinen Glanz, der Ruhm ſeine Strahlen, das Anſehen bey den Menſchen ſeine Bedeutung, die Macht ihren Einfluß, die Schönheit ihren Zauber, das Wohlleben ſein Anlockendes, der Genuß der Sinne alle ſeine Reize; hier wirſt du inne, daß alles, was dir die Erde bieten kann, nichts iſt.

Iſt das aber nicht ein Gewinn, an dem du wohl Urſache genug haſt, das Grab der Geliebten weit über dieſe Dinge hinaufzuſetzen? Weißt du denn nicht, wie ſie deine Begierden erhitzen, dich in Furcht und Hoffnung gefangen halten,

dein Herz mit ſich ſelbſt entzweyen, mit Gott und der Welt in Widerſpruch bringen, dir überall Sorge und Hader erwecken? Tag und Nacht haſt du gearbeitet, auf das Vergnügen haſt du Verzicht geleiſtet, Ruhe und Erholung haſt du dir verſagt, keine Mühe und Laſt haſt du dir verdrießen laſſen — und es iſt vergebens geweſen; andre haben ſich die Früchte deines Schweiſſes zugeeignet. Oder du erlangteſt, wornach du getrachtet; aber deine Begierde war nicht geſtillt, ſie war nur kühner, ungeſtümer geworden, zu Neuem, Größerm trieb ſie mit unerſättlichem Drange; mit den Blicken des Mißvergnügens, des Unmuthes ſaheſt du zu denen hinüber, denen es noch beſſer gelungen war. Du beneideteſt, und wurdeſt beneidet; du feindeteſt an, und wurdeſt angefeindet. Von allen Seiten Nachſtellungen — wirkliche und eingebildete. Du mochteſt deines Beſitzes nicht froh werden, und dachteſt in beſſern Stunden mit Wehmuth des ſtillen Glückes, das in den beſchränkten Verhältniſſen dir geblüht. Welch einen großen Theil deiner bitterſten Leiden mußt du von der Liebe zu jenen Dingen herleiten! Wie viel herben Kummer haben ſie dir verur-

ſucht — wie viel ſchlafloſe Nächte dir zugezogen — wie viel heiße Thränen, für die es keinen Troſt gibt, dir ausgepreßt! Wie oft haben ſie dich zur ſchweren Sünde verleitet, wie viel öfter noch zu derſelben gereizt, daß du nur mit dem heftigſten Widerſtande, ja mit blutendem Herzen dich ihrer erwehren konnteſt! Tauſend Mal haſt du das alles gedacht, tauſend Mal dir ſelbſt geſtanden, du müſſeſt dich von ihnen befreyen, um zu deinem Frieden zu kommen, täglich biſt du an ihre Eitelkeit erinnert worden, und haſt dich doch nicht von ihnen befreyen können, haſt doch immer von neuem dein Herz an ſie gehangen.

So tritt denn, wenn du begehreſt, ſie, nicht bloß im Gedanken, ſondern auch im Gemüthe, nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen, an das Grab der Geliebten. Indem du hier aus dem großen Traume irdiſcher Glückſeligkeit erwacheſt, können die kleinen Wahnbilder deine Sinne nicht mehr gefangen halten. Indem der Schmerz um dein Beſtes deine Seele umklammert, müſſen die Bande ſich löſen, die dich an das Unbedeutende feſſeln. Wo dein ganzes Herz ſich mit Traurigkeit erfüllt, wird da noch in-

gend eine Schmeicheley in demſelben Eingang finden? Wo die Treuloſigkeit des Glückes ſich dir ſo lebhaft darſtellt, wirſt du da noch auf irgend etwas vertrauen können? Wo alle deine Gedanken nach oben gehen, ſich dort mit dem Geliebten zu vereinigen, und ein unausſprechliches Verlangen dich dahin zieht, wo das Geliebte iſt, wird da was allein der Erde angehört deine Empfindungen noch anzuziehen und zu beſchäftigen vermögen? Wo der Wunſch, auch bald aufgelöſet zu werden, ſich ſo mächtig im Herzen regt, o, da wirſt du für dasjenige, wovon du alsdann ſcheiden mußt, kaum noch einen flüchtigen Blick haben.

Das Grab der Geliebten hat für alle unſre Schmerzen Linderung.

Die widrigen Empfindungen, welche daraus entſpringen, daß unſre Habſucht einen Verluſt erlitten, unſer Ehrgeiz nicht befriedigt, unſer Stolz gedemüthigt ward, wir genöthigt ſind, manchem Genuſſe, mancher Bequemlichkeit zu entſagen, können uns hier nicht erreichen, weil die Leidenſchaft ſelöſt, wie die Liebe zu Genuß und

Bequemlichkeit, hier nichts an uns hat; wir bedürfen in Beziehung auf ſie keines Troſtes mehr, den wir auch nur in trauriger Selbſttäuſchung empfangen könnten, ſie hören auf das Gemüth zu beunruhigen.

Unzählbare Dinge, um die wir Bekümmerniſſe in unſerm Innern hägen, erſcheinen uns hier ſo geringfügig, daß wir nicht begreifen, wie ſie je eine ſchmerzliche Bewegung in uns hervorbringen konnten. Wir lächeln der Thorheit, die, vom Vorurtheile irre geleitet, in beklagenswerther Engherzigkeit befangen, ſie als Uebel betrachtete.

Aber auch unſre wahren Leiden gewinnen hier eine wohlthätige Milderung. Der Eine Schmerz, der hier in uns erneuert wird, verſchlingt gleichſam die andern, indem er Gott ergeben, erwartungs-froh gen Himmel ſchaut. Wir erkennen deutlich, wie kurz alles irdiſche Weh iſt — und wie herrlich ſeine Beſtimmung. Der Troſt des Glaubens gewinnt einen ſtärkern Einfluß auf das für ihn empfänglicher gewordene Herz. Wir erwägen die Wahrheiten, von denen das kranke Gemüth geneſen muß, innig; wir ſind jener Welt, wo kein Leid und

Geſchrey noch irgend ein Schmerz iſt, näher getreten, ja zuweilen leben wir gleichſam ſchon dort, wo die geliebte vollendete Seele den Lohn ihrer Erduldungen empfangen hat; dann wieder glauben wir ihren freundlichen Zuruf zu hören, der uns, ſanft tröſtend, zum ſtandhaften Ausharren ermuntert; und je mehr ſich unſer Herz gewöhnt, bey ihr zu ſeyn, deſto leichter wird es uns, in allem, was uns begegnet, den Rath und die Schickung des Himmels demüthig zu ehren.

Die Mißverhältniſſe, worin du zu andern Menſchen ſteheſt, die Ungunſt, die du von ihrer Verſtimmung, die Beeinträchtigungen, die du von ihrer Eitelkeit, die Demüthigungen, die du von ihrer Anmaßung erfährſt, ſind dir nicht drückend, weil du jetzt bey Menſchen nichts zu ſuchen haſt, und ihre Fehler und Schwachheiten mehr dein Mitleiden, als deinen Verdruß erregen. Der Streit, den du mit ihnen zu führen genöthigt biſt, ficht dein Herz nicht an; da du dich, in richtiger Würdigung menſchlicher Dinge, über dasjenige, was in ſolchem Streite die Gemüther erbittert, zu erheben vermagſt, da du, verloren in den Gedanken des Weſens, das in

die ewige Verſöhnung eingegangen iſt, und in Gefühlen der Verſöhnung dich zu ſich hinzieht, dich allem verſöhnet fühleſt. Du kannſt nicht mehr gekränkt werden, weil du vergeben haſt, ehe du beleidigt wirſt.

Haſt du eine bange Sorge im Gemüthe, trage ſie an das theure Grab; du wirſt ſie von dort nicht wieder zurückbringen; ſie wird dich verlaſſen, als wenn die Hand der Liebe ſie von dir wegnähme. Welche Verlegenheit könnte dem noch wohl Bangigkeit verurſachen, über den das Schrecklichſte bereits hereingebrochen — und dem der Tod anſchaulicher iſt als das Leben?

O, allen Schmerz, alles Leid, alle Sorge des Lebens wirſt du leicht überwinden, wenn du dich gewöhneſt an dem theuren Grabe zu verweilen.

Könnteſt du ſonſt überall der ſträflichen Luſt in deinem Herzen Raum geben, am Grabe der Geliebten kannſt du es nicht, und verfolgte ſie dich allenthalben hin, hier wird ſie dich verlaſſen, ohne daß du es ihr gebietſt. Läutern wird ſich dein ganzes Herz an der heiligen Stätte.

Wie möchteſt du mit dem befleckten würdig vor dem Weſen erſcheinen, das, ganz gereinigt von dem Schmutze der Erde, im ewigen Lichte lebt? Wie möchteſt du mit der Sünde im Gemüthe ſelige Wiedervereinigung denken? Wie ſollte nicht der Gedanke an dieſe dich zum Kampfe wider die unlautern Neigungen deines Herzens ermuntern, mit himmliſchen Kräften, mit einem unbeſiegbaren Muthe ausrüſten?

Darum, ſo oft die Begierde ſich mächtiger in dir regt, und du fürchten mußt in dem Streite zu erliegen: beſuche das theure Grab; dort werden die höhern Triebe mächtiger dich erfüllen, und du wirſt die Stärke gewinnen, jeden Kampf zu beſtehen.

Haſt du eine Sünde zu beweinen: tritt an das Grab der Geliebten, tiefer wird der Schmerz dir in das Herz gehen, heißer werden deine Thränen fließen, deine Gebete emporſteigen, feuriger werden deine Entſchließungen deine Seele erfüllen. Was du hier gelobet haſt — Gott, deinem Vollendeten, im Vorgefühle deines Todes, im Vorgefühle der Seligkeit, zu welcher diejenigen gelangen, die bis in den Tod treu ſind, das kannſt du nicht leichtſinnig vergeſſen

oder übertreten, mit großer Sorgfalt wirst du es bewahren, mit großem Eifer wirst du streben, es zu erfüllen.

Willst du dein Inneres erforschen — ernstlich, unparteyisch, dich selbst richten, wie Gott dich einst richten wird: welchen Ort könntest du wählen, der dich mehr zum Ernste stimmte, an dem sich williger dein Herz öffnete, wo du weniger den Einfluß irgend einer Täuschung besorgen dürftest, wo es dir besser gelänge, dich zu sammeln, und zum völligen Besitze deiner selbst zu kommen, als der Geliebten Grab?

Und gibt es wohl noch einen andern Ort, an welchem deine Seele für schöne, große, heilige Gedanken so viel Empfänglichkeit hätte, wo diese Gedanken in so reicher Fülle dir zuströmten, und so tief wirkten, wo jede sanfte Rührung sich so leicht deiner bemächtigte, jedes edle Gefühl so leicht zur hohen Begeisterung sich erhöhe, und du mit allem Herrlichen dich so einverstanden wüßtest? An theuern Gräbern bilden sich am glücklichsten die Thaten, welche die Welt segnet und der Himmel belohnt. Wer könnte ein solches Grab wieder verlassen, ohne den Willen

mit hinweg zu nehmen, der nicht ruht, bis er das Würdige vollbracht hat.

Warum fliehest du denn, du, der du aufrichtig um deinen Todten trauerst, und den Schmerz um ihn in deinem Gemüthe bewahrest, die Stätte, welche seine Gebeine umschließt. Laß den Leichtsinn fliehen, dem kein Gedächtniß heilig ist, und der nicht an das letzte Loos der Menschheit, das doch unabwendbar auch ihn treffen wird, erinnert werden mag. Du aber hüte das theure Grab, und schmücke es freundlich; laß deine liebsten Blumen dort blühen, und das erquickende Grün immer frisch stehen, daß es dir ein angenehmer Aufenthalt sey, die heiterste Stelle auf der weiten Erde, und du hier eine Zuflucht habest, wenn man dir die Welt zu enge macht, und die widrigen Geschicke dich allenthalben verfolgen.

„Ich will nicht," sprichst du, „den der Zerstörung Preis gegebenen Leichnam. Ich habe „ein schönes Bild im Gemüthe, das mir den „Vollendeten, bald in der frischesten Blüthe seines irdischen Lebens, bald in dem Lichte himm-

„licher Verklärung vergegenwärtigt, das soll „mir nicht durch die Leichengestalt, durch die „widrigen Bilder der Verwesung verdrängt wer„den. Lieber suche ich ihn an den Plätzen, auf „denen er einst wandelte, des Lebens genießend, „mit Leben und Liebe sie erfüllend."

Aber mußt du denn gerade um des Leichnams willen an dem theuern Grabe verweilen? Müssen denn gerade die allerdings widrigen Bilder der Verwesung und die bleiche Leichengestalt dort dir vorschweben? Verweilen sollst du am Grabe des Geliebten, damit dort all das heilige Wesen, das dich einst an ihm entzückt hat, dir näher trete, damit du des Verklärten inniger gedenkest, und deinen Schmerz um ihn heiligest, auch lebhafter fühlest, er sey hingegangen — zum Vater, eingegangen — in die Ruhe. Begleiten soll dich dorthin das schöne Bild, das dir den Vollendeten bald in der frischesten Blüthe seines irdischen Lebens, bald im Lichte himmlischer Verklärung zeigt, damit es dort noch heller dir glänze, und sich noch genauer deinem Innern vermähle.

Auf diese Weise wirst du dir am Grabe Lebenslust sammeln, so viel du deren bedarfst, um

auf Erden deine Pflichten zu erfüllen, und getrost und würdig deinen Weg fortzusetzen. Du wirst aber auch sterben lernen, wirst lernen, dich deines Grabes zu freuen. Alles, was die Vorstellung desselben für die Einbildungskraft Schreckliches hat, wird dir verschwinden, die stille Ruhestätte im Garten deines Gottes wirst du sehen. Wie könntest du noch fürchten, dahin gelegt zu werden, wohin man schon längst das Geliebte gelegt? Froh wirst du dies erwarten, bestellen wirst du dir dein Grab neben dem Grabe des Geliebten, segnen wirst du das Loos der Menschheit, das sie nöthigt zum Grabe zu wallen.

Ja, wahrlich der ist glücklich zu preisen, der ein ihm theures Grab hat!

12.

Hinauf!

Am Himmelfahrtsfeste.

Wer bist du, o Mensch, der du, das Herz voll Traurigkeit, mit finstern, niedergesenkten Blicken, die sich von der Erde nicht trennen wollen, dahin wandelst?

Ein Unglücklicher bin ich; zu Boden getreten sind alle meine Freuden, an der Erde wohnet das Elend, der Gefährte meiner Tage, über die Erde schleicht es in dunkler Verhüllung, dort muß ich seine Spur verfolgen, in ihrem Schoße ruht, was ich einzig liebe — und Staub, wie der zu meinen Füßen, ist alles, was der Mensch sein nennt.

Siehe diese Erde denn doch auch einmal in ihrer heitern Schönheit an, wie sie, vom Hauche des Frühlings neu belebt, in festlichem Schmucke und in allen Schimmern der Anmuth prangt. Die düstern Bilder des Jammers haben sich in ihre Grüfte verkrochen, und die Freude im rosenfarbenen Gewande lustwandelt auf den Gefilden.

Woher iſt ihr dieſe Schönheit gekommen? Der Himmel hat ſie wieder gnädig angeblickt; von des Himmels Thau und Regen hat ſich ihre Geſtalt verjüngt; von ſeinem Sonnenſcheine erglänzt ihr das liebliche Angeſicht; von ſeiner milden Wärme hat ſich ihre Wange geröthet; von ſeiner Huld, die es getroffen, glänzt ihr das Auge.

Darum darfſt du auch von der in jugendlicher Schönheit und Anmuth erblühenden deine Betrachtung nicht feſſeln laſſen. Hinauf zum Himmel, der ſich in heitrer Bläue über dir und der Erde wölbt, müſſen im kühnſten Schwunge deine Gedanken ſich erheben.

Heute zumahl darf dein Geiſt nicht bey der Erde verweilen, dem Herrn gebührt dir zu folgen, der, nachdem er auf Erden alles vollendet, zur ewigen Herrlichkeit des Himmels auffährt. Mir nach mit deinem Glauben, mit deiner tiefſten Empfindung, mit deinem Verlangen und Hoffen, mit allen deinen Schmerzen und Freuden: ruft er dir zu. Und die Lobgeſänge, womit Millionen ſeiner Gläubigen ihn begleiten-

rufen die zu: hinauf! trachte nach dem, was droben iſt.

Nach oben gehet dein Weg.

Dorthin weiſet dich Chriſti Wort. Ein Geiſt von dorther lebt in ſeinen Verkündigungen; alle Ausſprüche, in denen er uns über unſre wichtigſte Angelegenheit belehrt, alle ſeine Gebote ſind ein Deuten nach oben, die letztern fließen zuſammen in der Einen großen Forderung: ſammlet euch nicht Schätze auf Erden, ſammlet euch Schätze im Himmel.

Nach oben weiſet Chriſti Sinn und Leben. Nichts an ihm iſt von der Welt, darum verſteht ihn auch die Welt nicht — alles von oben; darum verwirft, ja haßt und verfolgt ihn die Welt. Die völlig entſündigte, und in ihren edlern Kräften bis zum Höchſten, was ſie zu erreichen vermag, entwickelte Menſchennatur bleibt tief unter ihm; der Glanz göttlicher Herrlichkeit ſtrahlt von ihm aus. Ein Hauch von oben wehet dich an, wenn du in ſeine Nähe trittſt. Vom Himmel iſt er gekommen, und zum Him-

mel ſchwingt er ſich auf — ein Vorbild deinem Glauben und deinem Streben. Alle die Seinigen ſollen ihm nach, er will ſie alle zu ſich ziehen, wie ſie, in der Gemeinſchaft mit ihm, beſtimmt ſind, mit ihm zu leiden, und zur Herrlichkeit erhoben zu werden.

Nicht das Grab iſt dein Ziel, ſondern der Himmel. Das Grab nimmt nur das Sterbliche auf; dem Unſterblichen öffnet ſich die ewige Heimath. Was wir hier erfahren, gewinnen, genießen und leiſten iſt viel zu geringfügig, als daß wir es für den angemeſſenen Zweck eines Lebens halten könnten, das wir mit ſo großen Fähigkeiten ausgeſtattet ſehen, und in dem wir überall ſo viel umfaſſende Anſtalten, ſo geräuſchvolle Bewegungen antreffen. Nein, nicht für die unvollkommne flüchtige Luſt und für die zahlreichern, anhaltendern herben Schmerzen der Erde ſind wir geſchaffen; wir ſind geſchaffen, einſt Bürger der herrlichen Stadt Gottes zu werden. Der Geiſt, der nicht von der Erde ſtammt, gehet zu dem, der ihn gegeben hat. Nichts Geringeres als Gott ſelbſt iſt das oft unbegriffne Verlangen der Seele, das die ganze Welt nicht zu ſtillen vermag. Zum Vater ſehnt

ſich das Kind in der Fremde. Darum wird die das Herz ſo weit und ſo groß, wenn du nach oben ſiehest.

Hieran erinnert dich auch dieſes irdiſchen Lebens Geſtalt. Ueberall findeſt du Wandel und Wechſel, damit du nicht in der Bethörung des Augenblickes an irgend etwas dein Herz hängeſt, das deiner Liebe nicht werth iſt, und dich hindert für deine Beſtimmung thätig zu ſeyn. Deine Tage ſind, wie die eines Tagelöhners, damit es dir hier nicht zu wohl gefalle. Deiner Drangſal iſt ſo viel, damit du hinaufſchaueſt, und für die andre Welt geübt werdeſt. Deine Freude iſt von ſo kurzer Dauer, damit du erkenneſt, hier ſey ihr Vaterland nicht, und ſie dort oben ſucheſt, wo ſie unvergänglich im Lichte wohnt. Der Tod kommt ſo ſchnell in dein Haus, damit er dich treibe, dein Herz zu dem Ewigen über dir zu ſchicken. Verlieren muſt du und an Gräbern weinen, damit du wiſſeſt, hier könneſt du nichts dein nennen, und mit heiliger Sehnſucht nach dem, was droben iſt, trachteſt.

So viel Winke und Deutungen ſollteſt du nicht verſtehen, ſo viele Stimmen ſollten laut hinausrufen und du ſollteſt doch immer da un-

ten bleiben, von der Erde, die es nicht hat, dein Gut fordernd, und troſtlos klagend um das, was in das ewige Reich eingegangen iſt, ſtatt dich zu ihm aufzuſchwingen, und dort in frommer Liebe feſter mit ihm zu vereinigen.

Du kenneſt, edle Seele, wohl manchen, dem du genöthigt biſt, eine ſtille Verehrung, eine reine und innige Liebe zu weihen; aber kenneſt du wohl Einen, den du in dem Maße verehren und mit der lauterſten Liebe lieben müßteſt, als deinen Herrn, den himmliſchen Freund, den göttlichen Sohn, deſſen Triumpf dieſer Tag dir unter dem bewundernden Frohlocken ſeliger Schaaren verkündigt? Wenn du je mit Geiſt und Gefühl ſeine Geſchichte geleſen, ſein Wort gehört, ſeinen Wandel geſehen, und in das Gemüth einen Blick geworfen haſt, das ſo ſtill und groß über die Erde hinzieht, von wenigen erkannt, von keinem völlig begriffen: dann lebt gewiß in dir ein mächtiges Verlangen, ihn ſelbſt zu ſchauen, gegenwärtig dieſer Hoheit zu huldigen, dieſe Güte zu betrachten und mit aller Kraft deines Lebens zu umfaſſen. Dort eben

findeſt du ihn. Drängeſt du dich nach der Nähe der Großen: dort findeſt du den, vor dem alle Großen klein ſind. Kommſt du fern her, die Trefflichen zu ſehen und zu hören, und möchteſt immer da verweilen, wo ihr Licht dir leuchtet: dort findeſt du den, neben welchem keiner mehr trefflich genannt werden darf. Darum hinauf!

Wohl manchem fühlſt du in der Erinnerung an das Gute, das du von ihm empfangen, zum Danke dich verpflichtet; aber weißt du Einen, dem du ſo viel Dank ſchuldig wäreſt, und welchem zu danken eine ſo angenehme Pflicht, ein ſo ſüßes Geſchäft für dich ſeyn könnte, als ihm, der dich von dem traurigſten Uebel, von dem Verderben errettet, der dir das Höchſte, Seligkeit, erworben, der für dich den bittern Schmerz, die große Qual, die tiefſte Schmach erduldet — für dich das Leben am Kreuze geendigt hat? Wenn du das je in deiner Noth ganz empfandeſt, wenn dir je um Erlöſung bange war, und er ſich dir dann in ſeinem unermeßlichen Vermögen mit allen Hülfen ſeiner Liebe offenbarte: brannteſt du da nicht von Begierde, ihm würdig zu danken? Hinauf mit deinem Dankgefühle! Aber um es ſo äußern zu können,

wie es in dir glüht, mußt du ſelbſt dort eben ſeyn. Welche Wonne, dort den Dank des Vollendeten ihm darzubringen, wenn der unvollkommene Erguß des ſchwachen Herzens dieſes Herz ſchon mit ſo hohem Vergnügen erfüllt!

Mit ihm biſt du Seele, die du ihm angehöreſt, feſt vereiniget, du haſt kein Leben, vermagſt nicht zu beſtehen anders, als in der Gemeinſchaft mit ihm. Getrennt von ihm müßteſt du vergehen, wie die Rebe verdorrt, wenn ſie vom Weinſtocke getrennt worden; ein Blatt dieſes Lebensbaumes, ein Glied dieſes heiligen Leibes biſt du. Du mußt ſeyn, wo er iſt. Hinauf.

In dieſer Vereinigung haſt du ſchon ſo Viel und ſo Köſtliches aus ſeiner Fülle empfangen, ſo manchen Gnadenblick, ſo manches Troſteswort, ſo manche Erquickung, ſo manche Herzensfreude. Sollteſt du dich nicht ſehnen, in ſeiner Nähe noch mehr, noch Größeres zu empfangen, das zu empfangen, wovon dein ſchwaches Herz jetzt noch nichts zu fühlen vermag. Hinauf!

Du klageſt, es fehle dir ein Freund, von dem Einen werdeſt du nicht verſtanden, der andre halte die Probe nicht, der dritte, rechte,

ſterbe dir ſchnell hinweg. Siehe dort oben den Freund; aber du wirſt ihn erſt dann völlig dein nennen dürfen, wann du ſelbſt dort oben biſt, wo kein Wahn und keine Sünde dich mehr von ihm entfernt hält. Darum hinauf!

Wenn Chriſtus, der Herr, dort oben iſt: dann muß auch dort oben der Mittelpunkt und die herrlichſte Gegend des göttlichen Reiches ſeyn.

Schon um der Herrlichkeit willen, die er beym Vater hatte, ehe denn die Welt war, mußte er in dieſe verſetzt werden.

Der Sohn, welchen der Vater in einer wichtigen Angelegenheit ſendet, verläßt das väterliche Haus, um, nachdem er die Aufträge, die er empfangen, ausgerichtet, in dasſelbe zurückzukehren; und hier einen ehrenvollen Platz einzunehmen, iſt die angemeſſenſte Belohnung für den Eifer und die Treue, womit er das ihm angewieſene Geſchäft vollführt hat.

Wer aber könnte in dieſer Hinſicht mit dem Herrn verglichen werden? Von unendlichem Umfange, von unendlicher Wichtigkeit iſt das Werk,

welches er auf Erden vollendet hat. Ein neues glänzendes Gebiet hat er dem Reiche Gottes gewonnen; dieſe Erde hat er gleichſam dem Fürſten der Finſterniß entriſſen, um ſie mit jenem Reiche zu vereinigen; Millionen Seelen hat er gerettet und zu Gott geführt; aller ſeiner Herrlichkeit hat er ſich entäußert; zum Tiefſten hat er ſich erniedrigt; was dem Menſchen das Liebſte iſt, hat er verläugnet, was ihm das Schmerzlichſte und Verhaßteſte iſt, hat er gethan und erduldet; bis zum Kreuzestode iſt er gehorſam geworden. Darum hat ihn Gott erhöhet, und ihm einen Nahmen gegeben über alle Nahmen; zur Rechten des Vaters ſitzet er, von allem Glanze göttlicher Majeſtät umleuchtet.

Unſre größten und kühnſten Gedanken erreichen das unendlich Herrliche dort oben nicht; nur ein mattes faſt farbenloſes Bild geben ſie uns davon, und was ſich uns auf Erden Prachtvolles darſtellt, kann uns nur ein Erinnerungszeichen ſeyn, höchſtens können wir darin ſeinen ſchwachen Widerſchein finden. Nicht eine unvollkommne Offenbarung, die nur andeutet, ſondern die vollſtändigſte Enthüllung, die alles in

das Licht stellt — nicht ein Ahnen in Schattenbildern, sondern ein Schauen in der gegenwärtigen Wirklichkeit — nicht zahlreiche, sondern unzählbare, unaufhörlich neu hervortretende Wunder der Macht, Weisheit und Liebe — nicht ein hohes Maß von Kraft, sondern ein unermeßliches Vermögen — nicht eine beschränkte Mittheilung, sondern der reichste Einfluß — nicht ein Wechsel großer Freuden, sondern Vereinigung und bleibender ungetrübter Genuß aller, auch der größten — nicht Sternenschimmer, sondern Sonnenglanz und was weit über beiden ist wird in seiner Nähe angetroffen. Die heitersten Tage der Erde sind Nacht gegen den Tag, der dort oben scheinet; nichts als Nacht ist auf Erden, dort allein strahlet der Tag. Und dahin sollte nicht dein mächtigstes Verlangen gehen? Strebst du nach Macht: siehe der Herr hat alle Gewalt im Himmel und auf Erden; trachtest du nach Ehre, die Fürsten der Geisterwelt stehen um seinen Thron, und beugen vor ihm die Knie; begehrest du Herrschaft, aller Herren Herr und aller Könige König ist er geworden, die Regierung der Welt ist in seine Hände gelegt, und

deſſen, was er beſitzt, will er auch diejenigen, die ihm angehören, theilhaftig machen.

Die Gegenſtände deiner Liebe gehen dir entweder auf immer verloren, oder du findeſt ſie dort oben bey dem Herrn wieder.

Was irdiſch iſt, und mit irdiſcher Liebe von dir geliebt wird, das geht dir auf immer verloren, dein Geld und Gut, dein Rahme und Stand, dein Einfluß und dein Ruhm bey den Menſchen, ſelbſt dein irdiſcher Leib; und um dieſer Dinge willen wollteſt du den Himmel verläugnen? Laß fahren, laß fahren!

Aber, was dir nicht verloren geht, das Geiſtige, das du hier ſchon mit himmliſcher Liebe umfaßteſt, das iſt bey dem Herrn. Für alles Vortreffliche beſitzt er eine unendliche Anziehungskraft, es muß ſich um ihn ſammeln, und in ihm vereinigen; nur in ſeiner Nähe vermag es zu leben, und ſich zu entwickeln.

Ihn umgeben die Weiſen und Edeln, deren Lehren dir ins Herz gegangen, deren Sinn und Thaten dir ſo oft Thränen ins Auge gebracht, die Herrlichen, die ſo vielen leuchtende Vorbilder geweſen, vor deren Bilde du ſo oft mit tiefer Rührung verweilet. Hägeſt du den Wunſch,

ſie, die du hier nur aus den Werken, welche von ihnen übrig geblieben, und aus den dürftigen Nachrichten, die man von ihnen aufbewahrt hat, einſt ſelbſt zu erblicken, und ihres nähern Umganges theilhaftig zu werden: dann hinauf — zu ihm, dem Weiſeſten, Edelſten, Herrlichſten unter allen.

Dein Vater, deine Mutter, die du beweinſt, dein Weib, dein Kind, die du begrubſt, und alle die Frommen und Getreuen, deren Gräber du hüteſt, nach denen dich unausſprechlich verlanget, um die dein tägliches Gebet zu Gott emporſteigt, daß er dich ihnen bald wieder zuführe, ohne die im Himmel keine Seligkeit für dich ſeyn würde, wie dir ohne ſie das Leben nur ein langer Schmerz iſt — ſie alle ſind bey dem Herrn, denn ſie ſind die Seinigen. Hinauf mußt du, um mit ihnen wieder vereinigt zu werden. Gewiß wirſt du ſie finden in unbeſchreiblichem Entzücken, und ſie ewig beſitzen, wenn du ernſtlich und unabläſſig hinauf ſtrebſt.

Liebſt du die Natur, daß dich der Gedanke, aus ihren blühenden Reichen zu ſcheiden mit trauernder Wehmuth erfüllt: ſie iſt das Abbild des unvergänglichen Urbildes, das im

Glanze des himmliſchen Frühlings um den Herrn ſtrahlt. Hinauf! damit einſt von neuem und heller dir leuchte, was hier dein Auge ergötzt und dein Herz erquickt.

Halte gering die Dinge dieſer Erde!

Sie gehen nicht mit dir hinauf, darum bleibſt du bey ihnen unten, wenn du ihnen dein Herz ergibſt, in die Erde verſenkeſt du deine Gedanken, die himmelan wollen, und in deiner Todesſtunde biſt du um alles betrogen; hinauf kannſt du nun nicht, und darfſt auch nicht länger bey ihnen verweilen.

Halte ſie gering: denn indem du ſie hoch hältſt, hängen ſie ſich wie ſchwere Gewichte an dich, und ziehen dich zur Erde hernieder; du möchteſt wohl oft hinauf, aber du vermagſt es nicht. In dem Maße, als du das Irdiſche liebſt, wirſt du unfähig, das, was droben iſt, zu lieben. Jenes verſchließet dieſem dein Herz, es verſtattet ihm nicht, irgend einen Raum in demſelben zu erfüllen; es kann nicht neben ihm beſtehen, und muß verdrängen um nicht verdrängt zu werden. Das Himmliſche fordert ein

klares Auge und ein freyes Gemüth; von der Anhänglichkeit an das Irdiſche aber wird das Auge getrübt und das Gemüth vielfältig eingeengt. Die Zeit, die du dem Irdiſchen widmeſt, mußt du dem Himmliſchen entziehen, überall hin begleiten dich die eitlen Gedanken, und zuletzt haſt du für dieſes gar keine Zeit mehr. Beſitzeſt du nicht, ſo willſt du erwerben; beſitzeſt du, ſo willſt du bewahren, vermehren, genießen; verliereſt du, ſo überläſſeſt du dich einem Kummer, der ganz von dieſer Welt iſt. Und wie oft reißen die Dinge dieſer Erde dich zu ſchweren Verſündigungen hin!

Kann es dir aber ſchwer werden, ſie gering zu halten, wenn du das Herrliche, was dort oben iſt, dir recht vergegenwärtigſt? O, Staub unter deinen Füßen wird dir dann das Irdiſche erſcheinen.

Laß deine Gedanken oft dort oben ſeyn!

Wo dein Schatz iſt, da ſey dein Herz, wo deine höchſte Liebe iſt, da ſeyen deine Gedanken.

Was ſucheſt du an der Erde? Ach, das,

woran die ſo viel Plage, Streit und Kummer bereitet wird. Was haſt du, wobey du hier verweilen könnteſt? Ach, nur das, womit du dich nicht ohne Sorge und Kummer zu beſchäftigen vermagſt. Bey dem, was droben iſt, darfſt du mit reiner Freude verweilen, es wird dir nicht mehr entriſſen, es erfährt keinen Wechſel und kein Mißgeſchick mehr, es genießet ewig des ſeligen Lebens.

Trauerſt du darüber, daß du ſelbſt mit einem Theile deines Weſens noch hier unten bleiben muſt? Wohl dir, du biſt ja, wo deine Gedanken ſind; ſind dieſe dort oben bey dem Herrn und bey deinen Hingeſchiedenen, dann biſt du auch da, und welche glückliche Stunden bringſt du da zu! wie geheiliget und getröſtet kehreſt du zu den Verrichtungen der Erde zurück!

Wann das Leid dein Herz überwältigt, wann die Erde alle deine Hoffnungen vernichtet, wann der Schmerz um deine Todten keinen Troſt mehr hat: dann vornehmlich laß deine Gedanken dort oben ſeyn!

Bemühe dich, deiner Seele die Geſtalt zu

geben, in welcher diejenigen glänzen, die dort leben sind!

Noch weniger, als das Gut der Erde, geht die Sünde mit dir hinauf, vertilge sie im Gebete, im unablässigen Achten auf dein Herz und dein Leben, im kräftigen Widerstande gegen jede böse Lust. Reinige dein Herz.

Die Tugend des Christen, seine Liebe, seine Sanftmuth und Demuth ist die Gestalt, in welcher allein man dort erscheinen kann; und je mehr diese an dir ausgebildet ist, desto fähiger bist du, dich dem Herrn zu nahen, und dich denen, die er um sich versammelt hat, anzuschließen. Wende allen Fleiß an, sie dir ganz zu eigen zu machen. Richte dahin deine fromme Betrachtung; nähre jeden edeln Trieb des Herzen; erwärme dein frommes Gefühl; blicke auf das Vorbild; laß dich ermuntern, befeuern von deinem Verlangen.

Mit jedem Tage strahle der himmlische Sinn an dir heller und leuchtender! Eine Erscheinung aus der andern Welt sey dein Leben den Menschen!

Aber auch Werke werden gefordert, Werke zum Segen der Welt, Dienste aus Liebe den Brüdern geleistet, die dort ihren herrlichen Lohn haben.

Allen, die dort oben sind, haben ihre Werke die Bahn geöffnet, welche sie hinaufgeeilt sind: das erwäge, wenn deine Sehnsucht sich in einen unthätigen Schmerz begraben möchte, und reiß dich los von den Träumen, die deine Kraft lähmen.

Du mußt hier verweilen, weil man hier deiner noch bedarf. Je eher du vollendest, desto eher kannst du folgen. Sie selbst, die Geliebten, die Beweinten winken dir von der seligen Höhe — nicht daß du jetzt schon folgest, sondern daß du, lebend für diejenigen, welche sie neben dir zurückließen, für die Noth deiner Brüder, für das Heil der Welt, würdig werdest, ihnen zu folgen; sie rufen dir zu, sie stärken, sie umschweben, sie segnen dich bey jeder edeln That.

Betrachte und benütze die Tage, die du hier noch zubringen wirst — diese Tage der Trauer, die ja ohnehin keinen andern Werth für dich haben — als solche, welche dir einzig für diesen Zweck

verliehen werden, und ermüde nicht; ſinne unabläſſig darauf, wie du noch mehr Gutes ſtiften mögeſt.

So lebſt du jetzt mit deinem Herzen, mit deiner That ſchon dort oben.

Hinauf denn — immer hinauf, mein Herz! Was gibt dir die Erde? Immer neue Sorgen, den ſtechenden Schmerz, Spott und Hohn. Wohl dir daß du hinauf kannſt!

Heute iſt des Herrn unausſprechlich frohes Feſt. Siehe, wie er ſich von der Erde erhebt, wie die Wolke ihn umhüllt, wie er aus den Augen der Seinigen verſchwindet, wie der Himmel ſich ihm öffnet, die Schaaren der Seligen ihn umringen. Willſt du nicht mit ihm Himmelfahrt halten?

Ja, weichet ihr Dinge dieſer Erde, dringet durch die Wolken, ihr Gedanken, erhebe dich im Gewande der Himmliſchen, unſterbliche Seele — und nicht bloß heute; dein ganzes künftiges Leben ſey eine Himmelfahrt.

Hinauf den Sinn, die Liebe, das ganze Streben!

15.

Das Haus des Herrn.

Ein Haus des Herrn, mitten unter die Häuser der Menschen gebauet — welch eine frohe und herzerhebende Erscheinung!

Ein trostreicheres Zeichen seiner Gemeinschaft mit uns und seiner Theilnahme an unsern grossen und kleinen Angelegenheiten konnte uns nicht aufgestellt werden. Der Erhabene, den kein Gedanke zu erreichen vermag, der weit über allen Himmeln waltet, läßt sich zu uns hernieder, hat bey uns einen Aufenthalt; er geht gleichsam bey uns aus und ein, und ist allen unsern Sorgen und Bekümmernissen nahe. Sein Haus steht dir offen, so oft du ihm etwas zu klagen, oder von ihm etwas zu erbitten hast; nicht viele Schritte sind bis zu ihm hin. Es gränzt an das deinige, und nicht fern ist die Hülfe und der Segen; in keiner ihm wohlgefälligen Sache, wo du ihn ernstlich suchest, wird er dir fehlen. Du wandelst vor seinen Augen, und hast ihn allezeit bey dir; er ist unter deinen Nachbaren. Wenn all die andern, die um dich her wohnen, nicht nach dir fragen, nicht

einmal deinen Nahmen kennen: so weißt du nun ein Haus, in dem du so bekannt und werth gehalten bist, als ob du ein Kind desselben wärest, in demselben geboren und aufgewachsen, in welchem du dich auch in gewisser Beziehung als Kind betrachten darfst, und zugleich, in anderer Beziehung, als Hausfreund.

In deinem Hause besitzen dich die Dinge dieser Erde; die Gedanken von ihnen angefüllt, verlässest du es, und kehrst du wieder in dasselbe ein; das irdische Vergnügen lockt dich aus demselben hinweg, und das irdische Geschäft ruft dich dahin zurück; die irdische Sorge begleitet dich, wenn du aus- und wenn du eingehst; — alles, als ob du ganz von dieser Welt wärest. Da fällt dein Blick auf das Haus des Herrn; und es weiset dich nach oben, erinnert dich, daß du nicht von dieser Welt bist.

Deinen Gott sollst du hier anbeten; daß du ihm verwandt und auf Erden ein Fremdling bist, daran sollst du hier erinnert werden; Geschäfte, die eine höhere Natur in dir angehen, Geschäfte, für die Ewigkeit, sollst du hier besorgen. Ohne

Zweck und Bedeutung ſtände es da, wenn alles an dir von dieſer Welt wäre: denn, wenn es auch für die Angelegenheiten dieſer Welt ſeine hohe Wichtigkeit hat, ſo hängt dieſelbe doch ganz von dem ab, was hier in Beziehung auf eine andre verrichtet wird.

Die unſichtbare Welt hat ſich hier ein ſichtbares Denkzeichen geſetzt, einen immer redenden Zeugen hat ſie dahin geſtellt, wo du täglich vorübergeheſt, damit du ihrer, unter deinen Arbeiten und Sorgen, unter deinen ſinnlichen Vergnügungen und den mannichfaltigen Gemüthsbewegungen, welche deine ſinnlichen Begierden in dir hervorbringen, nicht vergeſſeſt, und ſie zuletzt gar verläugneſt.

In ein andres Gebiet trittſt du, der Hauch des Himmels wehet dich an, ſo oft du dem Hauſe des Herrn dich naheſt.

Groß iſt die Zahl der Erſcheinungen und Ereigniſſe in unſerm Leben, die, wie das Haus des Herrn, nach oben deuten; aber nichts anders deutet ſo beſtimmt, ſo unverkennbar und ſo eindringlich dahin. Hoch ragt es über die Häuſer der Menſchen empor; in ſeinem Innern bildet es das Gewölbe des Himmels nach, zu dem Geſänge und

Gebete ſich erheben. Von der Kerze des Altares lodert die Flamme hinauf, wie die himmliſche Flamme in dir hinaufſtrebt. Die Thürme ſteigen Wolkenan, als Wegweiſer für deine Gedanken. Der Schlag der Glocke, ſo oft er ertönt, vielen deiner Brüder die Sterbeſtunde ankündigend, erinnert dich an den Ablauf der Zeit, und bezeichnet die Abſchnitte auf dem Wege zum Grabe; die Ewigkeit ſagt dir, daß ſie einen Theil der aus ihr hervorgetretenen Zeit wieder in ſich aufgenommen hat. Aus den Lüften erſchallt das Geläute, dich hinauf zu rufen; darum iſt's eine ſchöne Sitte, die Todten mit Glockenklang zur Erde zu beſtatten. Feſter baut man die Häuſer des Herrn, damit ſie, von Geſchlecht zu Geſchlecht, den Jahrhunderten das Unvergängliche und den Unvergänglichen predigen.

Wenn es nun für ein Geſchöpf, das von ſo vielen Dingen zur Erde hingezogen wird, das ſie durch alle ſeine Sinne an ſich zieht und feſt hält, das unter den ſinnlichen Zerſtreuungen ſo leicht vergißt, wofür es geſchaffen worden, der Deutungen nach oben nie zu viel geben kann, wie wichtig muß dir dann diejenige ſeyn, die unter allen die beſtimmteſte, deutlichſte und ein-

dringlichſte iſt! Darum ſo oft du an dem Hauſe des Herrn vorübergeheſt, betrachte es mit Ehrfurcht und heiligem Ernſte, und laß dich von ihm erinnern, daß dein Weg aufwärts führt, und erwäge es mit aller Sorgfalt.

Gehe aber nicht bloß gedankenvoll vorüber, ſondern kehre auch oft in daſſelbe ein, denn der Herr iſt hier gegenwärtig!

Nicht, als ob irgend ein Raum ihn einzuſchließen und abzuſondern vermöchte. Der Himmel iſt mein Stuhl, ſpricht er, und die Erde meine Fußbank, was wollt ihr mir denn für ein Haus bauen, und welches ſoll der Ort meiner Ruhe ſeyn? Auch nicht, als ob er ſeinem Weſen nach an dem Einen Orte mehr wäre, als an dem andern, und von dort aus ſeinen Einfluß über die andern verbreitete. Aber für uns iſt Gott da in einem beſondern Sinne gegenwärtig, wo er ſich mehr als anderwärts in ſeiner Herrlichkeit offenbart, wo er lebhafter empfunden, und inniger angebetet wird, auf der, mit den Reizen des Frühlings geſchmückten Flur, in der maje-

ſtätiſchen Pracht des Gewitters, im ſanften Wehen der Abendluft.

Auf dieſe Weiſe nur iſt der Herr in ſeinem Hauſe gegenwärtig, wie er es an keinem andern Orte auf Erden iſt. Hier verſammeln wir uns in ſeinem Nahmen. Alles erinnert an ſeine Gegenwart. Sein Wort wird verkündigt, von ſeinen Thaten und Wundern wird geredet, ihm erſchallen die freudigen Lobgeſänge der Gemeine. Leicht ſchwingt der Geiſt ſich zu ihm empor, tief dringt uns die Botſchaft von ihm in das Herz. Hier iſt die Stätte, wo ſeine Ehre wohnet.

Dem frommen Herzen iſt die ganze Erde ein Tempel des Herrn, der Himmel dieſes Tempels Gewölbe, die Berge ſeine Altäre, das an ihren Höhen flammende Morgen- und Abendroth der Altäre brennende Lichter. Doch freuet es ſich, in dieſem Tempel heiligere Stätten, Oerter der innigern Vereinigung anzutreffen. Es erfüllt die erſte Pflicht, es folgt einem dringenden Bedürfniſſe, es vollbringt ein eben ſo ehrenvol-

ſes als ſüßes Geſchäft, indem es den Herrn in ſeinem Hauſe anbetet.

Erkenne, Menſch, in Demuth den erhabnen Vorzug, den der Schöpfer der Welt dir gewährt, indem er die Thore ſeines Hauſes dir öffnet, dich einladet in ſeiner Gemeinſchaft zu leben, und die Herrlichkeit ſeines Weſens zu ſchauen; und folge der Einladung mit den Schauern freudiger Ehrfurcht; erſcheine vor ſeinem Angeſicht nie anders, als in würdiger Stimmung, geiſtig geläutert im Gemüthe, mit heiligen Gedanken.

Wo der Allmächtige gegenwärtig iſt, da muß er ſich wirkſam erweiſen, ſowohl in der äußern Welt, als an den Gemüthern der Menſchen — an dieſen durch ſeinen Geiſt, ſie zu erleuchten, zu wecken, zu erwärmen, zu beleben, zu ſtrafen, zu befeſtigen. Unter den zahlreichen Mitteln, deren er ſich bedient, iſt ſein Wort das vornehmſte, das er auch am meiſten mit ſeiner Kraft erfüllt hat. Nirgend aber zeigt ſich dieſe Kraft ſo ergreifend und eindringend, als in der Gemeine der Gläubigen, wo es unter Gebeten und Lobgeſängen der feyernden Andacht verkündigt wird — an dem Orte, wo er, wie an keinem andern, gegenwärtig iſt.

Hier öffnet er dem Blinden das Auge, und verbreitet weit umher die Strahlen eines himmlischen Lichtes; willst du ferner in der bangen, freudenlosen Finsterniß wandeln? Hier erschüttert er den Ruchlosen mit den Schrecken des Gerichtes; willst du fliehen, was dir so heilsam ist, und was dich einst doch erreicht — je später, desto fürchterlicher? Hier weckt er den Schlafenden aus dem Schlummer der Sicherheit; willst du lieber fortschlummern, bis einst die Donnerstimme des Verderbens dich aufruft? Hier warnt er den Leichtsinn vor den Gefahren, die der Bethörte nicht sieht; willst du dich lieber den süßen Lockungen einer verrätherischen Lust anvertrauen, bis du in den Abgrund stürzest, an dessen Rande du stehest? Hier reizt und treibt er den Trägen, und entzündet in ihm das Verlangen, den Eifer, das feurige, nimmer rastende Streben; willst du lieber in deiner Bequemlichkeit und Verdrossenheit, im üppigen Sinnengenusse beharren, und das Herrliche verscherzen, wofür du geboren bist? Hier erwärmt er das Herz des Kaltsinnigen, und erfüllt es mit himmlischer Begeisterung; willst du lieber, gleichgültig gegen das Höchste und Edelste, nur

für das Gemeine Gefühl haben, nur für das, was deiner nicht werth iſt, deine Kräfte anſtrengen, und nie zum Bewußtſeyn deines wahren Lebens gelangen? Hier richtet er den Niedergebeugten auf, ermuntert, belebt, kräftigt den Muthloſen; ziehſt du es vor, ſcheu, verzagt, in Aengſten, unvermögend den Geiſt zu erheben und das Würdige zu wagen, deine Tage zuzubringen? Hier durchſtrömt er die Schwachen, die zu ihm flehen, mit Kräften des ewigen Lebens, durch die ſie alles vermögen; und du, der du ſo oft, im Gefühle deiner Ohnmacht, ſeufzeſt, und, unter Thränen des bitterſten Schmerzes, an dir ſelbſt verzweifelſt, du verſäumeſt noch — du weigerſt dich gar, die heilige Stätte zu beſuchen, wo ſich auch dir die himmliſchen Stärkungen ergießen würden.

Nein, bleibe nicht zurück, gehe nicht vorüber!

Menſch mit der unſterblichen Seele, der du mit dem ſterblichen Leben dem Tage, dem Augenblicke angehöreſt, der König des Himmels ruft dich in ſein Haus, die höchſten Segnungen über dich auszuſchütten, dir das im Ueberfluſſe zu gewähren, in Vergleichung mit welchem,

was dir unter den andern Dingen das Nöthigste scheint, zum völlig Entbehrlichen wird. Höre, höre dem gnadenvollen Rufe!

Aber thue es auch mit aufrichtigem Verlangen nach dem himmlischen Gute. Laß die Zerstreuungen, die Zwecke, die Begierden deines gewöhnlichen Lebens hinter dir. Oeffne dein Herz den Einflüssen des göttlichen Geistes. Achte auf jedes Wort, pflege jedes guten Eindruckes, folge jedem edeln Antriebe, der in deiner Seele geweckt wird.

So mag dir denn das Haus des Herrn auch eine Stätte der himmlischen Erquikkung werden, wornach deine Seele so oft, auf dem mühsamen Wege, in der Dürre und Drangsalshitze dieses Lebens, schmachtet. Ein Geist des Trostes, des Friedens und der Freude ist der Geist des Herrn, und wo er sein Werk hat, da muß alles Leidende, Müde, Erschöpfte sich wunderbar erquickt fühlen.

Im Hause des Herrn findet der Sorgenvolle sich entbunden von dem, was seinen Geist einengte und drückte; seine Sorgen haben ihn frey-

gelaſſen, und ſind daheim geblieben, und wenn er wieder in ſein Haus einkehret, trifft er ſie entweder nicht mehr an, oder ſie ſind ihm doch um vieles leichter geworden.

Der Mühſelige, Hartbedrängte, Schwerbelaſtete athmet hier frey; die tägliche Plage iſt von ihm weggenommen; ein heitres Feſt iſt an ihre Stelle getreten; er darf wieder Menſch ſeyn; erfriſcht und geſtärkt kann er von neuem an ſein Werk gehen.

Der Verfolgte hat eine ſichre Zuflucht gefunden; die ihm nachſtellen, kommen entweder nicht hierhin, oder ſie empfangen hier den Sinn der Milde und Verſöhnung.

Der Verkannte lebt in der Gemeinſchaft edler Weſen, die ſein Inneres im Lichte der Wahrheit ſehen — der Verlaſſene mitten unter Brüdern und Herzensfreunden. Der Arme ſchöpft aus den Quellen des Ueberfluſſes.

Die gequält von ihrer Schuld, in der Angſt des Gewiſſens, um ein Gefühl der himmliſchen Gnade, um ein Zeichen ihrer Erwählung vom Herrn, unter heißen Thränen der Reue, flehen, empfangen die frohe Verſicherung, daß ſie Gottes Kinder und des Himmels Erben ſind.

Den Tiefbetrübten fließt sanft heilend der Balsam des Trostes in die Wunden der Seele, wie der Thau erfrischend auf Kräuter und Blumen fällt.

Freuden des Himmels erfüllen dem das verödete Herz, für den die Erde keine Freuden mehr hat, da alles von ihm gewichen, ihm alles gestorben ist. Wie an keinem andern Orte fühlt er sich im Hause des Herrn den vollendeten Geliebten vereint und ihnen nahe: denn die hier versammelte Gemeine ist ja ein fest verbundener Theil jener großen Gottesgemeine, die sich durch alle Gegenden der sichtbaren und unsichtbaren Schöpfung verbreitet, und die heilige Stimmung, die hier in den Gläubigen herrscht, die heiligen Geschäfte, die sie hier verrichten, bringen sie mit den Seligen des Himmels in den genauesten Zusammenhang.

Nichts kann uns auch die Gemeine der Vollendeten so anschaulich vergegenwärtigen, als die Gemeine der Gläubigen, die sich, jene abbildend, im Hause des Herrn versammelt hat. Wie jene über der Welt ist, mit welcher sie nichts mehr gemein hat, so findet sich diese im Hause des Herrn von der Welt und ihren An-

gelegenheiten völlig geſchieden. Wie jene von keinem Schmerze berührt wird, ſo fühlt auch dieſe nichts von den Leiden des Lebens, ſie kennt keine Thränen, als die, welche die fromme Rührung, das freudige Erſtaunen vergießt. In der Nähe Gottes lebt die Gemeine der Vollendeten, die Werke und Wege des Ewigen betrachtend, die jetzt immer mehr aus der Dunkelheit hervortreten; und auch die Gemeine im Hauſe des Herrn weiß ſich in ſeiner Gegenwart, indem ſeine Werke und Wege ihre Gedanken und Empfindungen beſchäftigen. Lobgeſänge, gleich denen, die dort oben im Heiligthum erſchallen, ſteigen, nur ſchwächer, von den heiligen Plätzen der Erde empor. Die Zeit, die wir mit wahrer Andacht im Hauſe des Herrn verleben, fördert, durch alles, was hier gedacht, gefühlt, beſchloſſen und vorgenommen wird, mächtig unſern Wachsthum in der Erkenntniß und in der Tugend, das Leben aus Gott empfängt die Stärkungen, von denen es ſich immer höher erhebt; und iſt es nicht die hellere Erkenntniß, die reinere und kräftigere Tugend, das Leben aus Gott, worin jene ſo herrlich erglänzen, und von Einer Stufe zu der andern unaufhörlich

emporſteigen? Welche Freuden wären der Wonne der Vollendeten wohl ſo ähnlich, als diejenigen, welche der Fromme im Hauſe ſeines Herrn genießt? Und welche Vereinigung könnte uns die Gemeinſchaft der Seligen im Himmel beſſer abbilden, als diejenige, welche hier vom Glauben, von der Liebe und von der Hoffnung geſtiftet wird?

Die Vorhöfe des Himmels kannſt du betreten. Soll dich das nicht reizen, der du den Himmel ſo oft ſucheſt und nicht findeſt, während er dir allein geben kann, worauf das heiße Verlangen deiner Seele gerichtet iſt? Der Entzückungen des Himmels kannſt du theilhaftig werden, ſoll dich das nicht bewegen, du, dem in der Welt ſo weniges das Herz zu erfreuen vermag, und ſo vieles bittre Schmerzen bereitet?

14.

An Ihrem Geburtstage.

O, mit wie ganz andern Gefühlen konnte ich ſonſt dieſen Tag begrüßen! Der herrlich ſtrahlende zieht dunkel herauf in Todesſchatten; der mir die höchſten Freuden gewährte, bringt mir jetzt die bitterſten Schmerzen.

Im Roſengarten oder in ländlicher Stille wurde er mit wenigen Vertrauten gefeyert; jetzt iſt am Grabe mein Feſt.

Mit unausſprechlichen Empfindungen träumend von glücklichen Jahren, welche mir, ſo wähnte ich, nicht gedenkend der ernſten Geſchicke, die unabläſſig des Menſchen Glück bedrohen, an Deiner Seite vorübergehen ſollten, ſchloß ich im blühenden Leben Dich an das Herz! Ach, die geträumten Jahre! wo ſind ſie? Nimmer werden ſie kommen. Nur den Hügel, der Deine Gebeine deckt, kann ich noch umarmen.

Heißer Dank ſtieg zu Gott empor, der Dich mir verliehen, und durch Dich der Wonne ſo viel. Heute kann ich nur in tiefer Trauer vor ihm erſcheinen, und in Ergebung mich beugen

ver dem heiligen Willen, der Dich von mir genommen — und mit Dir mein ganzes Erdenglück.

Geben konnte ich Dir, was die Liebe gewählt, ihre Freude an dem Tage zu bezeichnen. Nun kann ich dir nichts mehr geben — nicht so viel als der Allerärmste gibt — nichts als diese Thränen. Statt deſſen gibſt Du mir — die Blume auf deinem Grabe.

Du hatteſt Gefallen an dem, was die Liebe gewählt, und blickteſt mit Rührung darauf hin, du nahmſt es mit dem Sinne der Liebe, und verſtandeſt der Gabe Bedeutung. Jetzt blickſt du auf nichts mehr hin — von den Dingen dieſer Erde; das Köſtlichſte mag dich nicht mehr ergötzen; für dich hat aufgehört, was die Sterblichen froh macht, und was ſie betrübt.

Es ſammelten ſich um dich die Mutter, die Geſchwiſter, die lieben Freunde — jedes mit ſeinem Gruße und mit ſeiner Gabe. Heute verſammeln ſie ſich nicht; jedes geht allein — um zu weinen.

Und doch iſt dieſer Tag in ſeiner trauervollen Wiederkehr mir ſo köſtlich. Unausſprechlich

geſehnt habe ich mich nach ihm — mit bangem Herzen. Ich ſegne ihn unter Thränen und werde ewig ihn ſegnen — einſt o, mit ganz andern Thränen!

Wie arm wäre ich, wenn ich ihn nicht hätte! Um keinen Preis möchte ich die flüchtigen Jahre, die Du mit mir warſt, aus meinem Leben wegnehmen laſſen.

Verlaſſen, öde erſcheint mir die Zeit, wo ich dich noch nicht kannte, in Vergleichung mit der gegenwärtigen, wo ich dich beweine. Aus jener frühern Zeit kann nichts mich ferner erfreuen; ſelbſt von den lieblichſten Bildern der Jugend, bey denen ich, in den Tagen unſers Glückes, mit dir ſo gern verweilte, muß ich mich wegwenden; erloſchen ſind ihre Farben, bleiche Geſpenſter zeigen ſie ſich mir.

Dagegen iſt all das ſchöne Leben, das wir zuſammen gelebt, obgleich in die Nebel der Wehmuth gehüllt, noch jugendlich im Gemüthe. Das meiſte darunter kann ich mir ſchon jetzt mit ſchmerzlich ſüßer Rührung vergegenwärtigen; und vielleicht werde ich einſt auch an dasjenige mit ſchmerzlich ſüßer Rührung mich erinnern können, woran jetzt die Gedanken ſcheu vorüber

ellen — an das Beſte, was ich mit dir — durch dich genoſſen.

So will ich mich denn heute ganz in jene ſelige Vergangenheit zurück verſetzen; ich will es verſuchen, ob ich nicht auch dem Letztern, wenigſtens für dieſen Tag, eine hellere Anſicht abgewinnen kann. Alle holden Scenen der entflohenen Tage, alles was wir in inniger Empfindung einander mitgetheilt, was wir zuſammen erfahren, gedacht, gefühlt, entworfen, gehofft und gefürchtet haben — von unſerer erſten Bekanntſchaft bis zu deinem Hinſcheiden — ſoll meiner Seele vorſchweben, und jedes Einzelne ſoll ſich ihr bis auf die kleinſten Züge entfalten, daß ich mich daran ſtärke, und es mir immer deutlicher einprüge.

Vornehmlich aber ſoll das Gute, das ich von dir empfangen, meine Seele beſchäftigen. Ein Tag des Dankes für deine Liebe und Treue, für alle Lehre und allen Rath, für allen Troſt und Beyſtand, die von dir mir geworden, für die innige Theilnahme, die du mir bewieſen, für die Sorge, die du um mich getragen, für die Freuden ohne Zahl, die du mir bereitet, ſey mir der heutige. Wie erquickt es das Herz, ſich das

allet zu wiederholen, und ſich ganz den ſanften Bewegungen der Dankbarkeit überlaſſen zu können.

Mit der Dankbarkeit wohnt unauslöſchlich in mir die Verehrung und die Liebe. Durch dich iſt mir geworden, was des Herzens mächtiges Bedürfen verlangt: Menſchliches verehren und lieben zu können, wie man nur immer das Menſchliche verehren und lieben darf. Nie kann das Herz ſich leer fühlen, allezeit werden die ſüßeſten Triebe ihrem Gegenſtande zueilen.

Heute wird mit der Dankbarkeit die Verehrung, die Liebe ganz mein Herz erfüllen in himmliſchem Empfinden. Unzertrennlich halten ſie mich dir vereint.

Ja, ich habe, ich beſitze dich noch. Ungefährdet und unverlierbar beſitze ich dich jetzt.

Ich darf nie mehr für dich fürchten, um dich weinen, von dir ſcheiden. Dorthin biſt du gereitet, wo der Wechſel der Geſchicke nichts zu erreichen vermag, wo kein Schmerz und kein Tod iſt, ſondern allein Freude und Leben.

Das körperliche Auge ſiehet dich nicht, aber dem Auge des Geiſtes biſt du ſtets gegenwärtig.

Ich bin dein und du bist mein, was kann sich zwischen uns drängen.

Dieses Bewußtseyn soll heute in mir herrschen, sich aller Gedanken und Gefühle meiner Seele bemächtigen, und mit seinem Lichte alles, was nicht in dasselbe aufgehen kann, verdunkeln. Und so oft dieser Tag wiederkehrt, sey er mir ein Tag des erneuerten Bundes, ein Verlobungstag für die Ewigkeit.

Für die Ewigkeit wurdest du geboren — auch mir für die Ewigkeit. Was uns hier vereint gehalten, ist unsterblich, wie unsre Seelen. Nicht bloß so lange ich in diesem irdischen Körper denke und empfinde, bist du mein; wenn einst dieser Körper, Staub geworden, neben dem deinigen ruht, dann bist du auch noch mein, dann erst ganz, dann unaussprechlich; dann werde ich es verstehen, daß du, als du für die Welt starbst, für mich geboren wurdest.

Mit schmerzlichem Verlangen harre ich des Tages, an dem ich zum zweyten Mahle das Leben — das rechte Leben — für dich empfangen werde. Du hast mich sterben gelehrt; durch

dich iſt mir das Sterben ſüße Luſt, der Hauch der Verweſung Odem des Lebens geworden. Dieſe Bedeutung gebe ich dem Tage deiner irdiſchen Geburt, daß er mir heute und fortan ein Feſt meines Todes, ein Feſt unſrer Wiedervereinigung im ewigen Leben ſey.

Aber auch leben haſt Du mich gelehrt, leben mit der That. O, wie viel verdanke ich dem Einfluſſe deines Sinnes, Deines Wortes, Deines Wandels! Welch eine wichtige Angelegenheit, dies zu bewahren, zu pflegen und zu entwickeln, und die Tage, die ich noch entfernt von dir zubringen muß, zu dem Zwecke, zu welchem ſie mir verliehen ſind, treu anzuwenden!

Indem ich mich in ſolchen Entſchließungen an deinem Grabe befeſtige, gebe ich Deinem Tage die Ehre, die er verlangt.

Ich höre Deine Stimme, die aus jenen himmliſchen Welten mir zuruft, mich zu ermuntern und zu ſtärken. Sie wird mir erſchallen, ſo oft ich der Ermunterung und Stärkung bedürftig bin. Unſichtbar wird die Hand der treuen Liebe ſanft mich leiten, und immer mehr wird das Herz ſich von den eiteln Dingen befreyen, die es von dem Urſprunge ſeines Le-

bens trennen, die es hindern wollen, ganz mit Dir Eins zu seyn.

Kann ich Dich heute durch keine Gabe erfreuen: so kann ich doch thun, was in deinem Sinne ist, was Dich am meisten erfreuen wird, wenn Du von jenen lichten Höhen hernieder schauest. Welch ein erquickender Trost für mein Herz!

15.

Das ſchöne Erwachen.

Zu den wunderbarſten Veränderungen im Leben gehört diejenige, welche mit uns vorgeht, indem wir entſchlafen. Noch ſind die Sinne geöffnet, die Welt ſcheint in unſer Inneres hinein, wir ordnen unſre Gedanken, und der Trieb gehorcht dem Gebote des beſonnenen Willens. Jetzt ſchließt ſich das Auge, und auch die übrigen Sinne hören nach und nach auf, uns Eindrücke zuzuführen; die Welt iſt bald für uns nicht mehr da; das Bewußtſeyn verdunkelt ſich; die Gedanken ſtehen ſtill; der Wille hat ſeine Herrſchaft an die blinde Macht der körperlichen Natur abgetreten, und nur zuweilen fällt, wie mattes Sternenlicht in die äußere — der Schimmer eines Traumbildes in die Nacht, die den Geiſt umfängt.

Aber nicht weniger wunderbar iſt unſer Erwachen. Nach Vorbereitungen, welche allmählig erfolgen, finden wir uns plötzlich aus dem Tode in das Leben verſetzt, die Schatten ſind aus unſerm Innern gewichen; im Morgenlichte

enthüllt uns die Welt ihre Pracht und verjüngte Schönheit. Wir fühlen und gebrauchen unsre Kräfte, die der Schlaf erfrischt und gestärkt hat. Der Geist tritt wieder in sein Recht; er lenkt den Sinn und die Aufmerksamkeit wohin es ihm gefällt; er bildet die Gedanken, und regiert die Bewegungen des Gemüthes.

Der Glaube kennt ein noch wundervolleres Erwachen, ein Erwachen jenseits — nach dem Entschlummern diesseits — ein Erwachen aus dem Tode in das neue Leben. Darin aber liegt für den Frommen das Seligste, daß sowohl sein irdisches als sein himmlisches Erwachen, ein Erwachen zu Gott ist.

In einem gewissen Sinne kann jedes Erwachen ein Erwachen zu Gott genannt werden.

Zu ihrem Schöpfer erwacht am frühen Morgen die Welt. Wie seine Sonne sie erleuchtet und die Dunkelheit, die sie einhüllet, verscheucht, wie von den Trieben, die er in ihr weckte, alles sich aufrichtet, und fröhlich da steht: so muß jedes auf seine Weise das Lob Gottes verkündigen, und seine Zwecke befördern.

Zu seinem Schöpfer erwacht vorzüglich der Mensch. Denn er erwacht, zu empfinden, zu denken, an dem großen Werke seines Herrn, auf dem Platze, den dieser ihm angewiesen, und nach der Anordnung, welche dieser ihm vorgezeichnet, mitzuarbeiten. Unter den Schatten des Todes hatte er geschlummert; jetzt kehrt er in das lichte Reich des Lebens zurück. Nur in verworrenen Träumen hatte der Geist sich geäußert; jetzt wirket er mit klarem Bewußtseyn. Auch das düstre Gebiet des Todes ist des Herrn, aber noch viel mehr das heitre Gebiet des Lebens, da er selbst ja das Leben ist, und alles Leben von ihm ausströmt. Auch über den Gräbern und dem Staube der Verwesung waltet seine Macht und Liebe, aber ganz anders verherrlichet sie sich auf den schimmernden und erklingenden Plätzen der Freude. Auch indem wir schlummern, gehören wir ihm an, sein väterliches Auge sieht auf uns herab, seine Güte umgibt, seine Treue behüthet uns, und durch Träume wirft oft die höhere Welt Blitze in unsern Geist; aber ganz anders gehören wir wachend ihm an; jetzt äußern sich die Kräfte, die er uns verliehen hat; wir sind wieder Werk-

zeuge seines Geistes, der durch uns seine großen Absichten befördert, wir erblicken seine Schöpfung, denken und empfinden ihn; der Lauf unsrer Lebensereignisse setzt unter seiner Leitung sich fort; wir empfangen Frohes und Trauriges — von ihm gesendet; seine Huld und Weisheit kann sich vielfältig an uns offenbaren.

In einem noch höhern Sinne können wir jedes Erwachen des Menschen ein Erwachen zu Gott nennen, wenn wir auf die frohen Empfindungen achten, die das Erwachen zu begleiten pflegen.

Das Erwachen selbst kann nicht anders, als ein angenehmes Gefühl gewähren, da wir in demselben des Lebens wieder inne werden, nun wieder in das Licht des Tages schauen, und alles Schönen uns freuen können. Wie müßte dem zu Muthe seyn, der, völlig entwickelt nach Sinn, Geist und Gemüth, an einem schönen Morgen, zum ersten Mahle in das Leben erwachte! Der Blindgeborne, dem plötzlich das Licht der Augen gegeben wird, kann uns nicht

einmal zur Vergleichung dienen, weil er den Gebrauch der andern Sinne gehabt hat; und doch, wer vermag das Entzücken deſſelben zu beſchreiben?

Und nicht bloß des Lebens — eines verjüngten, geſtärkten Lebens werden, erwachend, wir inne. Die Müdigkeit iſt dahin; neue Kraft durchſtrömt uns; unſre Schmerzen ſind gelindert; die Dinge, die uns Sorge machten, erſcheinen uns in einer weniger beunruhigenden Geſtalt; wir erwägen ſie in einer hellern Stimmung, und faſſen Zuverſicht.

Dieſes frohe Gefühl muß durch die ſich ihm zugeſellende Betrachtung noch bedeutend erhöht werden. Die Nacht iſt mit ihren Schrecken vorüber; die Gefahren, die uns bedrohten, ſind abgewendet worden; in dem Frieden des Herrn haben wir ſicher geruht; uns iſt geſtattet, in den befreundeten Verhältniſſen zu genießen, zu ſchaffen, Freude zu geben und zu empfangen; die Geliebten umringen uns, drängen ſich an unſer Herz; wir dürfen noch in ihrer beglückenden Nähe, an ihrer Seite verweilen, und mit ihnen fröhlich ſeyn; ſie ſind uns — wir ſind

ihnen erhalten werden; wir finden uns mit ihnen im freundlichen Daseyn.

Dem frommen Herzen genügt es nicht, in frohen Empfindungen, die auch dem, welcher Gott verlassen hat, nicht fremd sind, zu Gott zu erwachen. „Er," spricht es, „gewährte mir dieses alles." Es erwachet zu ihm in feurigen Trieben des Dankes; es suchet ihn, es eilet ihm zu begegnen, ihm das Opfer seiner tiefen Rührung darzubringen. Ja, dem Frommen ist es Bedürfniß, sich, ehe er einer andern Vorstellung in seiner Seele Raum gibt, an den zu erinnern, durch den er entschlief und wieder erwachte, und jeden neuen Morgen seines Lebens durch den zum Himmel hinauf dringenden Dank auch für die Erde zu heiligen.

Aber nicht allein in Gefühlen der Dankbarkeit erwacht er zu Gott, sondern in allen Gefühlen des Lobes, der Bewunderung, der Anbetung; nicht bloß die Pflicht des Dankes, sondern sein ganzes Herz treibt ihn zu Gott hin.

Welcher Gedanke hätte auch wohl so viel

Recht, uns vor allem andern zu beſchäftigen, als der, welcher immer und überall unſer erſter und letzter ſeyn, der uns nie ganz verlaſſen, und mit erhöhter Stärke am Anfange wie am Schluſſe jedes Abſchnittes in unſerm Leben ſich unſrer bemächtigen ſollte, der Gedanke, der einſt allein die ſchmachtende Seele erquicken kann, aus dem Ströme des Troſtes und der Freude fließen, von dem unſre übrigen Gedanken ihr Licht und ihr Leben empfangen, der Gedanke an Den, der uns geſchaffen hat, durch den jede Ader ſchlägt, von dem jedes Vermögen ſtammt, dem wir in Zeit und Ewigkeit angehören, — an Den, von welchem angeblickt alle Weſen fröhlich ſind, den die Morgenwelt in frohen Liedern preiſt, da er es ergänzen und ſprießen, grünen und blühen heißt — allenthalben?

Du ſchläfſt noch, der Geiſt des Lebens hat dich noch nicht ergriffen, wenn du noch nicht an Gott gedacht haſt. Bey ihm muſt du dich finden — in ſeinem Reiche, an ſeinem Herzen, um völlig zu erwachen.

In dem Lobe Gottes beſtehet das rechte, das innerliche Erwachen, wovon uns das äußerliche ein Vorbild ſeyn ſoll.

Mit dem Lobe des Frommen steigt sein inniges Gebet zu Gott empor, worin er ihm sein Herz offen darlegt, ihm seine Seele und seine Wege befiehlt, und zu allem, was der Tag bringen wird, um Licht und Rath, um Trost und Stärkung, um Schutz und Beystand fleht. Im Gebete gelobt er sich Gott von neuem an; er vereinigt sich mit ihm in erwärmter Liebe, daß Gottes Gesetz in ihm herrsche, Gottes Geist ihn regiere, sein Herz reinige, und mit himmlischen Trieben erfülle.

Darin vollendet sich dein innerliches Erwachen, daß du mehr Kraft des geistigen Lebens in dir verspürest, und deine frühern Lebenstage, in Vergleichung mit dem gegenwärtigen, dir als ein Schlaf erscheinen.

So erwachst du nun auch im Geist — nicht bloß zu neuer, sondern auch zu einer größern, edlern Thätigkeit, als du bisher bewiesen. Nicht bloß weil es in der Welt — sondern auch weil es in dir Tag geworden, drängt es dich zu nützlichem Wirken. Du erwägest die Pflichten des Tages, ihre Wichtigkeit, ihre Hindernisse und Beförderungsmittel, du besorgest für

ſe dein Herz, und eileſt nun froh an dein Werk, daß du mit demſelben Gott verherrlicheſt.

Du erwacheſt zum Streite mit den Verſuchungen des Lebens, feſt entſchloſſen, ihnen einen unerſchütterlichen Widerſtand zu leiſten.

Du biſt zu neuen Sorgen erwacht; aber die Zuverſicht lebt früher in dir, als die Sorge ſich dir naht, und ſo mag dieſe dir den Sinn nicht verdüſtern. Du biſt vielleicht unter Schmerzen oder zu Schmerzen erwacht; aber, wie die Morgenſonne die Dunkelheit der Erde vertreibt, ſo vertreibt der geſtärkte Glaube die Finſterniß deiner Seele; der Muth von oben erhöhet dich über die Geſchicke der Welt; du wirſt dulden und überwinden.

Den Geliebten biſt du erwacht, und erwacheſt ihnen jetzt im Gemüthe, ihnen mit noch größerer Zärtlichkeit ergeben zu ſeyn, ihnen eine noch treuere Sorgfalt, eine noch mildere Schonung zu beweiſen, für ſie zu thun und zu leiden, was du nur irgend für ſie zu thun und zu leiden vermagſt.

Wohl dir, wenn du gewohnt biſt auf dieſe Weiſe zu erwachen — und zwar früh zu erwachen!

Das Wachen iſt ja an ſich ſelbſt ſchon ſo viel beſſer und würdiger, als das Schlafen und Träumen; nur wachend biſt du für deine Beſtimmung da, nur wachend lebſt du.

Was das Erwachen Angenehmes hat, das beſitzt es in einem bedeutend größern Maße, wenn es ein frühes iſt — zumahl das ſchöne Erwachen des Frommen.

Sind nicht überdies die erſten Morgenſtunden bey weitem die köſtlichſten — vornehmlich für das innere Erwachen der Seele zu Gott? Wie hell ſtrahlet dir da der Gedanke an ihn, wie erklingen ihm deine Danklieder, wie durchfreuet dich das beſſere Leben!

Was entbehrſt du, der du noch immer fortſchläfeſt, oder wohllüſtig auf dem weichen Lager, mit dämmerndem Bewußtſeyn, dich wälzeſt, da der Tag, der dich bereits munter hätte antreffen ſollen, ſchon lange geleuchtet! wie entehrſt du dich, indem du, erwacht, dich von deiner Trägheit wieder in einen Schlummer wiegen läßt, deſſen deine Natur nicht bedarf! und wie unverantwortlich tödteſt du die Zeit, welche dir für die erhabenſten Zwecke ſo ſparſam zugemeſſen iſt!

Das, täglich sich wiederholende, schöne Erwachen des Frommen auf Erden sollte uns Bild und Unterpfand seyn von dem noch schönern in einer andern Welt, auf welches kein Schlaf mehr folgen wird.

Wann du hier oft genug eingeschlafen, und wieder aufgewacht bist, sinkst du endlich in einen tiefern Schlaf, der dein Bewußtseyn völlig überschattet, und alle Gemeinschaft zwischen dir und den Dingen dieser Erde aufhebt, daß kein Strahl mehr dein Auge trifft, kein Laut mehr in dein Ohr dringt, keine Spur von Leben an dir bemerkbar wird.

Aber nur kurze Zeit, vielleicht nur einen Augenblick, vermag dieser Schlaf deinen Geist zu fesseln. Er erwacht, ob allmählig oder plötzlich, das vermögen wir nicht zu bestimmen; vielleicht wird bey dem Einen dieses, bey dem Andern jenes der Fall seyn.

Er erwacht zu seinem Schöpfer; er findet sich wieder im Leben, ist sich seiner bewußt, denkt, fühlt, will; er versucht und gebraucht seine Kräfte; er nimmt in dem Reiche Gottes einen ihm angewiesenen Platz ein, und es beginnt für ihn eine neue unabsehbare Reihe

von Veränderungen, die von dem ewigen Regierer aller Welten angeordnet ist.

Gewiß wird auch dieses Erwachen bey dem Gerechten von frohen Empfindungen begleitet seyn — und zwar von viel frohern, als das Erwachen auf Erden: denn es ist nicht bloß ein Erwachen aus tieferm Schlafe, sondern auch ein Erwachen zum höhern Leben, zu einem Leben, in Vergleichung mit welchem das gegenwärtige ein halber Schlaf — und unser deutlichstes Denken ein verworrenes Träumen genannt werden mag, zu einem Leben, das sich von dem gegenwärtigen, in gewisser Hinsicht, wohl noch mehr unterscheidet, als dieses von dem Nichtseyn, indem hier nur aus einer dunkeln Nacht Tag, dort aber aus einer banngen, schauervollen Nacht ein heiterer, freudiger Tag wird. In das erste Daseyn kommen wir aus dem Nichts — in das zweyte aus den Schmerzen des frühern Lebens und den Kämpfen des Todes.

Erwacht aus dem Schlafe des Todes schaut hin in das Morgenlicht. Aber so wie dieses Licht strahlte das hellste nicht, das je auf Erden den Morgen heraufgeleuchtet. Ueberall

ſchimmert und prangt es um dich her. So ſchimmerte und prangte es nicht auf den lieblichſten Plätzen der Erde. Eine unermeßlich herrliche Welt öffnet ſich deinen ſtaunenden Blicken; in ewig ungetrübter Klarheit glänzt ſie dir entgegen.

Auch der Todesſchlaf hat dich erquickt, die Müdigkeit iſt von dir gewichen. Aber, wenn der irdiſche Schlaf nur deine verbrauchten Kräfte, in ihrem, vielleicht ſchon alternden, Zuſtande, wieder herſtellte: ſo hat der Todesſchlaf dein Weſen nicht bloß verjüngt, ſondern auch erhöhet, und nicht allein die Kräfte des frühern Lebens verſtärkt, ſondern auch neue entwickelt. Nichts von den Schatten der Erde iſt in deinem Geiſte zurückgeblieben. Licht iſt dein Bewußtſeyn, Licht ſind deine Gedanken, Licht deine Geſinnungen, eine ſanfte Gluth deine edlern Gefühle; in freudiger Stärke äußern ſich, von keinem Widerſtande mehr gehemmt, die himmliſchen Triebe; zahlloſe Eindrücke, für welche deine dürftigen und ſtumpfen Erdenſinne keine Empfänglichkeit hatten, ſtrömen von allen Seiten dir zu; mit einem Vermögen und einer Leichtigkeit, worüber du in oft ſelige Bewunderung verſinkeſt, wirkeſt du nach allen Seiten

hin, theilt du nach allen Seiten dich mit, und auf Schwingen des Lichtes trägt es dich durch alle Welten.

Und mit welchem Entzücken mußt du inne werden, daß der Tod dich nicht vernichtet hat, daß du unsterblich warst, unsterblich bist — alles tief unter dir, was dich im frühern Leben in Erstaunen und Schrecken versetzte; daß du die Liebe deines Gottes wieder empfinden sollst — aber in viel größern und rührendern Erweisungen — genießen sollst — aber viel erhabnere Freuden — schaffen sollst — aber viel herrlichere Werke.

Jetzt umschlingen dich von neuem die süßen Verbindungen, die dich auf Erden so hoch beglückt; der Kreis derer, die von dir bis in den Tod geliebt, früher zum Erwachen gekommen, nimmt dich auf; in der verklärten wohlbekannten Gestalt begrüßen sie dich; jauchzend, daß du, nun auch zu ihrem Tage gelangt, ihnen auf ewig wiedergegeben bist, begrüßen sie dich: und selig sinkst du in ihre Arme. So fühltest du auf Erden dich ihnen nicht vereint, so liebtest du nimmer, so wurdest du nimmer geliebt

— und nichts vermag dich ferner von ihnen zu trennen.

Wie wird jetzt dein Dank dem erglühen, der dich, da du schliefest, behütet, dir dieses herrliche Erwachen gegeben, und dich zu aller dieser Seligkeit geführt hat! Ganz anders, als auf Erden treibt es dich zu danken; ganz anders vermagst du es; für ganz anderes hast du zu danken.

Ja, zu ihm bist jetzt im höhern Sinne du erwacht, zu schauen, wo du sonst nur glaubtest und ahnetest, oder einen schwachen Widerschein sahest; zu erkennen, wo dir sonst alles in Dunkelheit gehüllt war, zu verstehen, wo du nichts zu begreifen vermochtest, die erhabnen Vollkommenheiten deutlich zu empfinden, und würdig zu preisen, die dich sonst in den Schauern der schweigenden Ehrfurcht überwältigten.

Erwacht bist du in seiner Nähe, da du sonst ihm fern warest — jetzt ihm innig vereint, da sonst dein Unheiliges dich von ihm schied.

Wird nun nicht auch Er dein erster Gedanke seyn, der es ja schon auf Erden war,

wenn sein heller Morgen dich weckte — der erste und zugleich der lichtvollste und mächtigste. Mit nie gekannter Wonne wird er dich durchzittern, strahlen wird von ihm dein Wesen. Zu seinem Lobe weißt du dich erwacht; und alles, was du in dir wahrnimmst, will ihn verherrlichen, ihm ungetheilt angehören, in der sanften Gluth seiner Liebe brennen. So stimmst du mit ein in die Jubellieder, die seinem ewigen Tage erschallen.

Nun erst bist du zum völligen Wachen gekommen, zu welchem du im irdischen Leben nie zu gelangen vermochtest. Der Tag, welchem du erwacht bist, hat keine Versuchungen, keine Schmerzen und Sorgen, er kennet sie nicht. Deine Standhaftigkeit ist genug geprüft, deine Geduld hinlänglich geübt, dein Vertrauen sattsam bewährt; jetzt wird deine Standhaftigkeit gekrönt, deine Geduld verherrlicht, dein Vertrauen belohnt.

Aber dürfen denn alle sich mit der Hoffnung schmeicheln, einst selig zu Gott zu erwachen?

Die dürfen es nicht, die ihre irdischen Tage in Trägheit, Ueppigkeit, Wohlluſt, gleichſam träumend, verlebt, nicht ihrem Schöpfer, ſondern allein der Sünde gewacht haben, nicht mit dem höchſten Gedanken des Geiſtes, ſondern mit ſträflichen Gelüſten den Morgen zu begrüßen pflegten; nicht zu Gott, ſondern zum Gericht, zur Qual, zum Verderben werden ſie erwachen.

Auch auf Erden iſt das Erwachen des Menſchen oft ein trauriges, oft ein ſchreckliches. Ein trauriges für den Leidenden, dem ſich mit jedem Erwachen die bittern Schmerzen erneuern, denen er kein Ende ſieht, für den Bedrängten, der, in ſchwerer Bekümmerniß, auf eine Reihe dunkler, mit Unheil drohender Tage blickt, und in ſeinen bangen Verlegenheiten nicht Rath und nicht Hülfe weiß. Ein ſchreckliches für den, dem das finſtre Verhängniß ſchon über dem Haupte ſchwebt, aus welchem jeden Augenblick der vernichtende Schlag hernieder fallen kann, für den, welcher fürchten muß, heute werde das lange geheim gehaltene Verbrechen an das Licht kommen, für den, welchem dieſer Tag das Urtheil ſprechen oder das bereits geſprochene entſetzliche vollziehen ſoll.

Aber weit ist dieses Erwachen in seiner Trauer und in seinem Schrecken noch zurück hinter dem Erwachen des Lasterhaften jenseits, wo der gerechte Richter unwiderruflich entscheidet.

Nur der wird dort selig zu Gott erwachen, der hier geistig zu ihm erwacht ist — aus dem Schlafe der Sünde, in welchem so viele bange Träume ihn ängstigen — zu leben am hellen Tage bey dem Herrn.

Glücklich, wer, in diesem Sinne frühe erwacht, dem Herrn seine frischesten Gefühle, seine besten Kräfte, seine feurigsten Triebe weiht, und es immer mehr in seiner Seele Tag werden läßt!

Gehörst du zu diesen, dann fürchte den Tod nicht, sondern freue dich seiner. Ein Schlaf ist er dir zum frohen Erwachen.

So oft du dich zur Ruhe legst, gedenke, daß du im Tode entschlafen — so oft du erwachest, erinnre dich, daß du jenseits himmlisch erwachen wirst. Und wie du am müden Abend auf den frischen Morgen dich freuest, so freue dich in den leidensvollen Tagen deines Lebens und

an seinem trüben Abend auf den hellen Tag, der dir dort anbrechen soll.

Traure nicht bey dem Gedanken, daß es auch für dich wohl bald Abend werden könne, wie denn gar viele schon am Morgen und am Mittage in den Schlaf sinken mußten. Je früher du entschläfst, desto früher erwachst du. Und kann das wohl zu frühe geschehen? Hast du noch nie unter den düstern Träumen nach dem klaren Wachen dich gesehnt — dich nie gesehnt nach Morgenlicht?

Klage nicht um die Geliebten, die in dem Herrn entschlafen sind.

Wohl mag es dich tief schmerzen, daß du ihrer entbehren mußt, dich nicht mehr ihres holden Anblickes, ihres süßen Gespräches erfreuen kannst, daß ihr Rath dich nicht mehr leiten, ihr Trost dich nicht mehr ermuntern und stärken wird, daß du nichts mehr von all dem Lieben und Guten, welches sie dir so reichlich erwiesen, empfangen sollst. Klage um dich, aber nicht um sie, denn sie sind zu Dem erwacht, der immer das unaussprechliche Verlangen ihrer

Seele war; und mildre deine Klage um dich selbst im Gefühle ihres gegenwärtigen Glückes.

Sprich nicht, zu frühe hat der Schlaf sie überwältigt, noch lange hätten sie des lachenden Tages genießen können. Wo ist denn dieser lachende Tag? O, nur schlecht verbirgt das erzwungene Lächeln die tiefen Schmerzeszüge. Frühe sind sie erwacht, und wenn das frühe Erwachen auf Erden so wohlthätig ist, wie viel mehr muß es das frühe Erwachen in himmlischen Welten seyn? Weil der Herr sie lieb hatte, darum weckte er sie frühe aus dem Schlafe, daß mit sie seinen schönen Morgen sähen, und jene strahlende Sonne, die durch die ewigen Welten leuchtet, und sich aller seiner Herrlichkeit freuten. Zu ihm nun ganz erwacht umgeben sie seinen Thron, schauen sie sein Antlitz, genießen sie seiner Seligkeit.

16.

Der Adlerflug.

In zahlreichen Sinnbildern deutet uns die Natur die Gesetze und Ordnungen an, die in der unsichtbaren Welt herrschen, und nach denen wir, als vernünftige Wesen, unser Leben und unsere Verhältnisse einrichten sollen. Ueberall findest du dich selbst; wie du bist und wie du seyn sollst — dein inneres Wesen, das du mit Augen nicht zu schauen vermagst, dein Gebürfen und Verlangen, wie es dir in das Herz gelegt ist, daß du dich selbst fassen lernest, und unablässig an den Zweck, für welchen du geschaffen bist, erinnert werdest.

So reden alle Gebiete der uns sichtbaren Schöpfung von der königlichen Würde.

Du hast doch wohl, wenn du dich auf dergleichen verstehest, schon einen königlichen Menschen gesehen, vor dem sich dein Geist beugte, auch wenn er ein schlechtes Kleid trug. Und hätte Pilatus sich auf dergleichen verstanden, er hätte den Herrn nicht gefragt: bist du

ein König? er hätte etwas an ihm gesehen, das ihn vor demselben auf die Knie geworfen hätte.

Die Sonne ist Königin unter den Lichtern des Himmels. Der Löwe wandelt stolz und mit königlicher Sinnesart unter den Thieren des Feldes. Und unter den Geschöpfen, welche das Reich der Lüfte bewohnen, trinkt der Adler in königlichem Fluge den Sonnenstrahl, und läßt den Staub der Erde unter sich, um sich kühn dem Quell des Lichtes entgegen zu schwingen.

Aber nicht auf die äußerliche Würde ist es hier abgesehen; diese sollte selbst wieder dem innern Königthum, dem Adlerfluge der unsterblichen Seele als Sinnbild dienen. Ja, Fürsten und Könige im erhabensten Sinne können wir alle seyn, uns allen ist es gestattet, im Adlerfluge aufzufahren; wir vermögen es, weil wir Christen sind.

Das Christenthum, gestiftet von dem, welchem jetzt das Reich über alle Welt gegeben ist, und der einst alle Welt richten wird, trägt dieses Königliche tief in sich, und theilt es allen mit, denen es ins Herz dringen kann. Zur höchsten Majestät und Herrlichkeit erhebt es

sie hier und dort. Die ganze Natur desselben ist ein Adlerflug, durch alle Himmel schwingt es sich, und zieht diejenigen, die ihm angehören, mit hinauf — immer höher in das Lichtreich, daß wir auch im Leben des Christen den Sonnenflug des Adlers erblicken.

Wie der Adler auffährt: so geht des Christen Sinn und Wesen in die Höhe.

Dahin gehen seine Gedanken.

Was kein Sinn erreicht und kein Verstand ermißt, was kein Raum einschließt, und keine Zeit vorüberführt, was hoch über allen Wechsein in ewiger Klarheit wohnt, woher es dem Glauben und den Gefühlen des Herzens seine Strahlen sendet, das beschäftiget in den Stunden, wo er sich selbst ganz besitzt, still und groß seinen Geist. Die Welt siehet er tief unter sich, und bald hat er sie aus dem Auge verloren. Höchst unbedeutend erscheinen ihm die Güter, um die der gewöhnliche Mensch sich in den gewaltsamsten Anstrengungen erhitzt und erschöpft, die Freuden, in denen er die Stillung seines ewigen Verlangens sucht, die Schmerzen, unter

denen er ſeufzet und wehklagt, da ſie ihn niedergebeugt und allen ſeinen Muth gebrochen haben. Er fühlt, daß er geboren iſt, ſie zu verachten.

Und das Hohe, was er in dieſen Stunden gewonnen, weicht nie ganz von ihm; er trägt es, bey ſeinen irdiſchen Verrichtungen, mit ſich umher, dieſe dadurch zu beleben und zu heiligen. Die Dinge dieſer Erde, ſo weit er mit ihnen in Gemeinſchaft bleiben muß, nimmt er mit ſich in die Höhe, wo ihr ganzes Weſen im Lichte ſich umgeſtaltet.

Wie es des Adlers Natur iſt, aufzufahren, und du ihn nimmer zwingſt, ſeinen edeln Leib im Staube zu ſchleppen: ſo iſt es auch des Chriſten unvertilgbare Art, in die Höhe zu gehen; er kann es nicht laſſen; nimmer wirſt du ihn, wie du ihn auch reizeſt und ſchreckeſt, bewegen, mit dem herrlichen Geiſte ſich den Lüſten der Erde zu überlaſſen; wie feſt und ſchwer die Dinge der Erde ſich an ihn hängen, ſie ziehen ihn nicht hernieder, ſie halten ihn nicht ab, hinaufzuſtreben.

Sein Glaube gibt ihm den mächtigen Trieb, indem er das ſeiner Natur eingepflanzt

höhere Verlangen, und alle Gefühle, die mit dieſem in Verbindung ſtehen, verſtärkt, ihm das Auffahren als ſeine große Beſtimmung darſtellt, ihm die Bedürfniſſe des Geiſtes und Herzens enthüllt, die dadurch allein befriedigt werden können, ihm die Gegenſtände, zu denen er ſich emporſchwingen ſoll, in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbart, und ihn ſelbſt ſich in Verhältniſſen zeigt, in denen der Stolz edler Selbſtachtung, Bewunderung, Liebe, Dankbarkeit, die erhabene Vereinigung, in der er ſteht, und deren er ſich nicht unwürdig erweiſen darf, die Kräfte, die hier ihm zuſtrömen, zugleich ihn entflammen müſſen, indem er ihm Muſter vergegenwärtigt, die ihm nicht allein die Bahn bezeichnen, ſondern ihn auch mit unwiderſtehlicher Gewalt in ihrem Fluge mit fortreißen, während er auf der andern Seite ihm die Beſonnenheit und Klarheit des Geiſtes verſchafft, die ihn in den Stand ſetzen, die Güter der Welt recht zu würdigen. Mit dem Triebe beſitzt der Chriſt das Vermögen ſich aufzuſchwingen.

Kühner, freyer, kräftiger wird ſein Aufſchwung, wenn die Gedanken des Ewigen, die ihn beſchäftigen, belebt von tiefern Gefühlen

oder einem ſtärkern Bedürfniſſe, ſich in Gebärde verwandeln, wo er mit den erhabnen Gegenſtänden ſeiner Betrachtung in die innigſte Gemeinſchaft tritt, deren er fähig iſt, und, obwohl noch immer in weiter Ferne von ihnen ihren ſegenſtreichen Einfluß in einem hohen Grade empfindet. Durch die Wolken, durch alle Himmel drängen ſeine Gebete, um alle Bewegungen ſeines Gemüthes hinaufzutragen, und ihn, wenigſtens für Augenblicke, ganz von der Erde zu entfernen.

Auch das Handeln des Chriſten iſt ein Auffahren. Er handelt nach einem Geſetze, das nicht von der Welt ſtammt; und um nach demſelben handeln zu können, muß er ſich allen Rückſichten auf das, was in der Welt gilt und geſucht wird, auf die Zumuthungen der Menſchen, auf die Vorſchriften der Sitte, auf die Forderungen des Zeitgeiſtes entſchlagen, er muß ſich über die Welt erheben. Nicht Gold, nicht Ehre, nicht Sinnenluſt beſtimmen ihn. Von höherer Art, überirdiſch ſind die Antriebe, die ſeinen Willen bewegen; durch dieſe Antriebe befeuert kann er das Gold, die Ehre, die Sinnenluſt zurückweiſen, ja wegwerfen, ſpricht er

zum Golde: du biſt der Narren Lohn und Erbe — zur Ehre: du biſt ein Geſpenſt — zur Sinnenluſt: du biſt ein flatterndes Luftgebilde; ſo beſiegt er alle niedrigen Begierden, ſo umarmt er den Schmerz, und bringt willig die koſtbarſten Opfer. Auf den Flügeln der Liebe erhebt ſich im Handeln ſein Geiſt. Er offenbart Geſinnungen, welche die Welt nicht begreift, und deßwegen Schwärmerey und Thorheit ſchilt. Er verrichtet Thaten, welche die Welt beſpöttelt, während der Himmel ſie bewundert.

In die Höhe geht ſein Streben; dort ſtrahlet das Bild der ſittlichen Vollkommenheit, welchem ähnlicher zu werden er unabläſſig und nicht vergebens ſeine Kräfte anſtrengt.

In die Höhe geht ſein Verlangen; dort ſind die Dinge, welche allein ſeine Bedürfniſſe ſtillen können, die Güter, die er mit unſterblicher Liebe liebt, die Weſen, denen die Thränen einer heißen, unausſprechlichen Sehnſucht fließen, die Verbindungen, in welchen er ſich den Genuß eines vollkommnen Glückes verſprechen darf.

Doch den rechten Adlerflug nimmt die Seele

des Chriſten erſt im Tode, wo das, was immer in die Höhe ging, dasjenige, was immer herniederzog, und mit den untern Gegenden in Verbindung erhielt, ihren Entſtellungen und Verdunkelungen Preis gegeben, — wo das Himmliſche das Irdiſche von ſich abwirft. Jetzt kann die freye, königliche Natur ganz ungehindert ihrem urſprünglichen Zuge folgen. Nie gehörte ſie der Erde an, nur durch den Leib war ſie an ihn gefeſſelt. Ach, der Adler mußte trauernd aus den Wolken ſich herablaſſen, da unten ſich Nahrung zu ſuchen. Jetzt bedarf er, erlöſet von dem Leibe, ſolcher Nahrung nicht mehr — und die Erde weicht unter ihm, mit ihren Trieben, ihren Vergnügungen, Sorgen und Schmerzen.

Darum auch, wenn der Chriſt bey den Gräbern der Todten verweilt, ſenken ſich ſeine Gedanken nicht in die Erde, ſie folgen dem Adler, der ſich in die Höhe geſchwungen hat. Er verweilet hier, weil er von der niedrigſten Gegend aus gerade den höchſten Schwung nehmen kann, weil er in dem Reiche der Verweſung am lebhafteſten fühlt, daß er für das Reich des Lebens geboren iſt.

Denn dahin eilet des Adlers Flug, der Sonne hebt er ſich entgegen, dieſem majeſtätiſchen, alles überſtrahlenden Körper, durch welchen Welten erglänzen, von dem, in ungemeſſener Fülle, unſerm Erdball, welchen er an ſich gefeſſelt hält, Licht und Wärme zuſtrömen, unter deſſen Einfluß alles erblüht und jede köſtliche Frucht zur Reife kommt.

Er wagt den kühnen Flug, und kann es ertragen, in dieſen Glanz zu ſchauen, während das träge Thier an der Erde ſchleicht, und ſich abwenden muß, um nicht geblendet zu werden.

Des Chriſten Flug geht noch höher — zum Sonnenſchöpfer, von deſſen Licht ſie alle leuchten, vor dem ſie alle Finſterniß ſind, und die Pracht aller Himmel verſchwindet — zu dem Urquell des Lichtes und der Wärme nicht bloß in der körperlichen, ſondern auch in der geiſtigen Welt. Den ſucht der Chriſt, zu ihm ſtrebt er hinan. Zwar wird er ihn noch viel weniger erreichen, als der Adler die Sonne; aber er will ihm ſo nahe kommen als möglich, weil er ſeines Weſens in ſich fühlt und den unvertilgbaren Durſt nach Vereinigung.

Seine Betrachtung, wohin ſie auch ihren Weg nehme, findet ſich zuletzt bey Gott wieder, von dem ſeine Gedanken ihr Leben empfangen, in dem ſie ſich vereinigen. In allem Gott zu erkennen, und alles in ſeiner Beziehung zu Gott aufzufaſſen: iſt das Trachten ſeines erleuchteten Verſtandes. Ihn nennen die Gefühle des Herzens, in denen das Gebet ſich aufſchwingt; ihm ſucht die Seele ſich zu nahen, vor ſeinem Thron möchte ſie ihre Trauer und ihre Freude, ihre Sorgen und ihre Wünſche niederlegen. Bey allem ſeinem Thun hält der Chriſt ſich Gott gegenwärtig. Von Gott iſt ſeine Seele ergriffen und begeiſtert; Gottes Kraft hat ihn durchdrungen, Gottes Sinn will er ausdrücken, ſeinen Nahmen will er verherrlichen. Auf Aehnlichkeit mit Gott iſt das Streben ſeiner Selbſtbildung gerichtet, damit er zu ſeiner ſeligen Gemeinſchaft gelange. Nur die ewige Welt, die Gott mit ſeiner Herrlichkeit erfüllt, umſchließet die Güter und Weſen, welche ſein Verlangen ſtillen können.

Zu Gott hinauf, bey dem er im Leben ſo oft geweſen, geht im Tode ſein Weg, wenn er

ſich über die Wolken ſchwingt und all' die ſchimmernden Welten hinter ſich läßt.

Nicht zu kühn iſt, ungeachtet unſers weiten Abſtandes von Gott und der großen Schwachheit unſrer, noch dazu durch die Sünde entheiligten und entkräfteten, Natur, dieſer Flug, den wir mit Erſtaunen betrachten, ja vor welchem die meiſten erſchrecken müſſen, für eine Seele, welche den Einfluß des Chriſtenthums erfahren hat. Sie kann in jene Sonne ſchauen, ohne von dem Glanze geblendet zu werden, den die andern nicht zu ertragen vermögen. Das Evangelium hat für ihr Auge den Glanz in ein milderes Licht verwandelt; ihr leuchtet er in dem menſchlichen Ebenbilde des Unendlichen, in dem Sohne der göttlichen Herrlichkeit, als ein ſanfterer Schimmer; und indem an dieſem das Auge ſich übt und ſtärkt, wird es für den ſtrahlenden Glanz ſelbſt immer empfänglicher. In ihr ſelbſt aber iſt das Gott Verwandte, die Lichtnatur durch das Evangelium hervorgebildet und erhöhet worden, daß ſie, wenn auch nicht mit dem Auge des Verſtandes, doch mit dem Auge des Gemüthes, in den vollen Glanz hinaufzu-

ſchauen, tief in das Weſen der Gottheit zu dringen vermag.

Darum darf ſie Gott zum Gegenſtande ihrer Betrachtung machen.

Sie darf ſich ihm im Gebete nahen; das Kind naht ſich, in ihm wohlgefälliger Geſinnung, dem Vater, das fehlſame Geſchöpf dem Barmherzigen, von dem es Vergebung empfangen.

Bey aller Gewalt, womit die ſinnliche Begierde ſich ihrer zu verſichern, und ſie zur Erde hinab zuziehen ſucht, vermag ſie mit göttlichem Hochſinn zu handeln: denn der Geiſt Gottes hat ſich ihrer bemächtigt, und ihr ſeine welt-überwindenden Kräfte mitgetheilt.

Bey dem ſchmerzlichen Gefühle ihrer Unvollkommenheit, wagt ſie nach dem Höchſten zu ſtreben; denn dieſes Höchſte hat ſie an ſich gekettet, und zieht ſie in heiligen und freudigen Trieben zu ſich hin.

Die an einen ſterblichen Körper gefeſſelte wagt, auf die ewige Welt, die Gott ſelbſt mit ſeiner Herrlichkeit erfüllt, ihr Verlangen zu richten: denn dahin weiſet ſie das hohe unträg-

liche Werk des Geistes, das Pfand, das sie in sich trägt.

Und zu jener ewigen Welt, zu dem, der dieselbe mit seiner Herrlichkeit erfüllt, schwingt sie, wenn sie von dem Körper frey geworden, sich auf; weil sie vom dorther stammt, und sich der erhabensten und seligsten Gemeinschaft fähig gemacht hat.

Einen majestätischen Anblick gewährt der Adler, indem er mit gewaltigem Flügelschlage, in freyer Ruhe, ernst-feyerlich in die Höhe sich hebt, das seiner Unwürdige tief und tiefer unter sich läßt, und das Großartige des kühnen Werkes und des herrlichen Sinnes sich über sein ganzes Wesen verbreitet.

So ist auch das Emporsteigen des Christen voll Majestät.

Wer auf die Dinge, für welche die meisten glühen, denen sie, mit einer Anstrengung, die keine Ermüdung kennt, und keinen Schmerz scheut, unablässig nachjagen, um deren willen sie einander, voll bittrer Feindschaft, verfolgen, in tausend Aengsten sind, und laut jammern,

wenn dieſelben ihnen entriſſen werden, gleichgültig herabſieht, wer es wagt, ſolche Gedanken zu hegen, wie ſie den Chriſten beſchäftigen, ſo Großes ins Auge zu faſſen, und ſich zum Ziele zu ſetzen, in dieſen Glanz zu ſchauen, weil er ſeines Lichtes in ſich findet: der kann ſich uns nicht anders, als in königlicher Majeſtät darſtellen. Königlich iſt ſein Sinn, und überall wird man an ihm dieſes Sinnes Ausdruck wahrnehmen.

Er verliert ſich in die Betrachtung göttlicher Dinge, er denkt Gott, ſeine Beſtimmung, die Ewigkeit, er ſucht in die Geheimniſſe der Erlöſung einzudringen, und gebietet eine Ehrfurcht, welche keine irdiſche Hoheit einzuflößen vermag, er iſt mit einem Zeichen gezeichnet, welches nicht von dieſer Welt ſtammt, mit dem Zeichen, welches nur die Himmliſchen tragen.

Im Gebete ſchwingt ſein Geiſt ſich auf; ſein Auge glänzt, ein feyerlicher Ernſt, eine erhabne Ruhe verbreitet ſich über ſein Weſen; alles zeugt davon, daß er in einer andern Welt lebt; du ſiehſt einen Verklärten, ſtrahlend in der Herrlichkeit des Glaubens, und fühlſt dich zur Andacht geſtimmt.

Wenn der Adler, um von ſeinem Fluge auszuruhen, ſich niederſenkt: ſo läßt er ſich nicht bis zur Erde herab; auf dem Gipfel des himmelan ſteigenden Felſen hat er ſich ſeine Wohnung gebaut, daß er in der Höhe bleibe. Nicht anders der Chriſt; wenn er von ſeiner Betrachtung und ſeinem Gebete zurückkehrt, kann er nicht zum Staube der Erde ſeinen Weg nehmen; er bleibt in einer gewiſſen Höhe über derſelben; die königliche Stimmung weicht nicht von ihm, und macht ſich an allem, was er vornimmt, ſichtbar; ſelbſt unter den geringfügigſten Geſchäften des gewöhnlichen Lebens hebt er das Haupt und den Blick empor. Und wie der Adler, wo er ruht, ſogar indem die Feſſel den Gefangenen hindert, ſich wieder aufzuſchwingen, ſein Majeſtätiſches behält; ſo wird auch dem Chriſten in der Haltung und in den Zügen ſeines Angeſichtes etwas Majeſtätiſches eigen, woran man merkt, er habe von dem Lichte der Sonne getrunken.

Siehe den Chriſten ſich ſelbſt verläugnen, die ſinnliche Begierde bezwingen, das Würdige vollführen: du ſiehſt eine Heiterkeit, ein Milde, die dich innig rührt; aber es ſtrahlet dich auch

etwas an, das du bewundern mußt. Siehe ihn im Schmerze, unter der Verachtung und dem Hohne der Welt, sieh ihn unerschrocken mitten in der Gefahr stehen, von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern emporsteigen: und du erblickst eine Hoheit, vor der du dich nicht tief genug beugen kannst.

Wie muß es aber erst seyn, wenn eine Gott geheiligte Seele, befreyt von den Banden des irdischen Lebens, zu ihrer Heimath emporschwebt, das himmlische Licht sie umfließt, und sie im neuen Leben zu tragen vermag, was sie hier nicht tragen konnte! Zum Vater erhebt sich die Verjüngte, in das Reich der Herrlichkeit schwingt sie sich auf, an unzählbaren strahlenden Welten führt ihr Flug sie vorüber, immer tiefer sinkt unter ihr die Nacht der Erde, Schaaren Vollendeter umgeben sie, die Festgesänge des Himmels erschallen, unaufhaltsam geht es in die Höhe. Näher und immer näher schaut sie in die Sonne der Ewigkeit, und immer mehr wird sie von ihr verkläret. Könnten wir hiervon Zeugen seyn, wahrlich wir würden ein Schauspiel erblicken, gegen welches alles, was

wir je von irdiſcher Majeſtät geſehen haben, in Nichts verſchwände.

Das iſt des Chriſten Adlerflug. Gelüſtet dich nicht, mit ihm dich hinauf zu ſchwingen? Oder willſt du fortfahren, dich im Staube zu wälzen, und vergeſſen, daß eine Sonne da — und dein Auge, wie dein Herz, für ſie geſchaffen iſt? So fahre denn fort, und ſey ein Thier. Aber wiſſe, du kannſt nicht enden wie das Thier, du biſt unſterblich, und wenn im Tode dein Flug nicht hinaufgeht: ſo ſenkt er ſich hinab in die Finſterniß.

Du, edle Seele, kennſt den Adlerflug wohl — aus mancher heiligen Stunde, wo du in der Höhe wareſt, und weißt, wie ſelig der Menſch ſeyn kann.

Eine ſolche Stunde war es, als du deinen Glauben öffentlich bekannteſt, und ſeinen Segen empfingſt. Aus dem, über dir geöffneten, Himmel ſtrahlte es auf dich herab; freudetrunken ſchauteſt du in den ewigen Glanz, und ſtrebteſt

empor. Das Gebet gab dir Flügel, und deine Entſchließungen trugen dich in die Lichtwelt.

Eine ſolche Stunde war die deiner erſten Abendmahlsfeyer. In den heiligen Gefühlen der Andacht, voll des Glaubens und der Liebe, der Ehrfurcht und der Demuth, nahteſt du dich, wie es ſolchen geziemt, die ihre Sünde und ihre Erlöſung, den Gekreuzigten und ſein Heil in ihrem Innern tragen. Alles Große und Lichtesfrohe des Evangeliums, all die ſanften und mächtigen Rührungen, die des Herrn Tod hervorzubringen vermag, alle Gefühle des Lebens und des Todes, dein Chriſtenglück in Zeit und Ewigkeit, deine Würde, wie Chriſtus ſie wieder hergeſtellt, deine Beſtimmung, der er dich von neuem geweiht, das erhabne Opfer, womit er dich erkaufet, die wundervolle That, wodurch er dich mit Gott verſöhnet, der Himmel, den er dir geöffnet — das alles erfüllte und bewegte dich, daß die heiligen Schauer dich durchzitterten. Ihn ſelbſt erblickteſt du im Glanze der Herrlichkeit; ihm und allen, die durch ihn vollendet worden, und ſeine Herrlichkeit ſahen, ſchwangſt du, unſterbliche, dich nach in der ſüßen Verempfindung deiner Verklärung, in un-

unſprechlichem Entzücken. Da floſſen deine Thränen. In tief gefühlter Dankbarkeit weihteſt du dich ihm, lernteſt die Welt verläugnen, den Schmerz gering halten, den Tod lieben, und empfingſt die Kraft, allezeit heilig zu leben, dem Herrn getreu bis in den Tod.

Ach, wenn du einſt dieſe ſchönen Stunden in bitterm Schmerze beweinen müßteſt!

Nein, du darfſt nicht wieder zu den eiteln Dingen hinab. Du haſt Golgatha geſehen: darum darf dich die Sünde auch nicht einen Augenblick beſitzen; der Staub der Erde muß völlig unter deine Füße!

17.

Befreundung mit dem Tode.

Wer iſt der Mächtigſte auf Erden?

Suche ihn nicht bey denen, die über Länder und Meere gebieten, den Völkern Geſetze geben, und unter den Geſchlechtern der Menſchen Gericht halten, zahlreiche Heere in die Schlacht führen, und alles, was die Erde an Pracht und Herrlichkeit beſitzt, um ſich zu verſammeln pflegen. Sie ſind tief unter ihm!

Von allen gefürchtet, fürchtet Er keinen. Bey ſeinem Nahmen erſchrecken die jeder Gefahr muthig ins Angeſicht ſehen; ſeinem Befehle gehorchen die ſonſt nur Befehle ertheilen; vor ihm beugen ſich die gewohnt ſind, überall aufrecht zu ſtehen; ihm fallen anheim die ſich vor allem zu ſichern wiſſen.

Ungemeldet tritt er vor die Großen der Erde. Keine Wache hält ihn an, und ruft ihm zu: wohin? auch würde er nicht darauf achten, ſondern ernſt und ſchweigend vorübergehen. Nicht ſelten haben ganze Schaaren vor ihm die Waffen niedergelegt — und ſie nicht wieder aufge-

nommen. Er dringt an das Gemach — er erſcheint vor dem Bette des Gewaltigen, und kein Höfling wehrt ihm, oder ſpricht zu ihm: was machſt du? Sie wenden ſich weg, denn ſie ertragen ſeinen Blick nicht. Tyrannen werden bleich, indem er ihnen ſich naht; er ſagt ihnen etwas ins Ohr, was ihnen die Glieder ſchüttelt; und in Kurzem fürchtet keiner den Tyrannen mehr.

Den Einen ſucht er im Arbeitszimmer auf; dem andern pocht er an das Schlafgemach. Dieſem erſcheint er im Kreiſe der Seinigen; jenen redet er auf der Straße an; einem andern winkt er beym fröhlichen Gaſtmahl, und alſobald läßt derſelbe die muntern Geſellen, ihm zu folgen. Dieſen beſucht er am Morgen, jenen am Abend, einen andern zur Mittagsſtunde. Du bu einen hohen Titel führeſt, Kreuz und Stern auf der Bruſt trageſt, oder, kaum genannt, im ſchlechten Kleide einhergeheſt, ob du viele oder wenige Jahre zähleſt, große Reichthümer geſammelt habeſt, oder in harter Armuth mühſelig deine Tage friſteſt — das alles kümmert ihn nicht. Ja, auch vor der Thür der Hütte, in welcher das bleiche Elend ſeufzet, meldet er ſich. Vergebens ſprichſt du: ſiehe doch meine ſieben Kind

lein an, die ich kaum zu ernähren vermag. Ueberlaß das einem andern, erwiedert er, indem er noch oben deutet — und du gehest mit ihm.

Wer iſt es? Es iſt der Tod.

Willſt du nicht, daß der Mächtigſte auf Erden dein Freund ſey? Zwar wirſt du damit nicht verhüthen, daß er an dir ſeine Gewalt offenbare, und ſein altes Recht geltend mache; aber das wirſt du erlangen, daß er für dich ſeine Schrecken verliert, und du ihm lächelnd ins Angeſicht ſchaueſt.

Bey dir ſteht es, dir in dem Schrecklichen und Gewaltigen einen Freund zu gewinnen.

Benütze die Zeit deines irdiſchen Lebens auf das Beſte; betrachte das Leben, betrachte ihn ſelbſt, damit du beyde in ihrer wahren Geſtalt erkenneſt.

Benütze die Zeit deines irdiſchen Lebens auf das Beſte.

Wozu iſt ſie dir verliehen? Zuerſt dazu, daß du in derſelben ſo viel Gutes ſtifteſt, als dir die Kräfte und Mittel, welche du beſitzeſt, und die Verhältniſſe, in denen du ſteheſt, ge-

ſatten. Und deſſen iſt wahrlich nicht wenig. Ueberall findeſt du Bedürfniſſe, die befriedigt, Gebrechen, die geheilt, mangelhafte und fehlerhafte Einrichtungen, die verbeſſert, Schmerzen, die geſtillt werden ſollen. Vielfältige Noth des Körpers und des Geiſtes wartet auf Hülfe. Das Ganze, dem du angehöreſt, entbehret noch zahlreicher Güter, die ſeinen Zuſtand vervollkommen würden, und der Einzelne kann noch in reichem Maße empfangen, was ihm den Geiſt erleuchtet, den Willen läutert und das Herz erfreut. In dem engſten Kreiſe, bey dem geringſten Maße von Kraft und den dürftigſten Mitteln vermagſt du, ein Bedeutendes zum Wohl der Menſchheit beyzutragen. Dein Beruf, deine häusliche Verbindung, dein Leben unter Menſchen bringen dir jeden Augenblick die Gelegenheiten und Veranlaſſungen entgegen. Du darfſt nur dich umſehen und einen ernſten Blick auf dich ſelbſt richten, um inne zu werden, wie groß das Werk deines Tages iſt, für welches ein heiliges Gebot dich in Anſpruch nimmt.

Die Zeit deines irdiſchen Lebens iſt dir, zweytens, verliehen worden, daß du dich während derſelben für jene Welt geſchickt macheſt;

das bist du von Natur nicht. Es gehört dazu eine Entwickelung des höhern Wesens in dir, welche du dir geben, eine Klarheit des Geistes, eine Höhe und Weite des Sinnes, eine Kraft des Gemüthes, welche du dir erwerben mußt. Von Natur trägst du die Sünde in dir, die dich entstellt und tief erniedrigt, dich von dem entfernt, der dich geschaffen hat, und dir die Fähigkeit raubt, mit dem in Gemeinschaft zu leben, in dessen Gemeinschaft allein Seligkeit genossen wird. Hast du je die zerrüttete Verfassung deiner Seele — und neben derselben das hohe Bild menschlicher Vollkommenheit wahrgenommen: dann kannst du es unmöglich für ein Geschäft von geringem Umfange halten, deinen finstern Verstand zu erhellen, dein Herz zu reinigen, so viele entartete Neigungen in Ordnung zu bringen, so viele sträfliche Lüste und so viele böse Angewöhnungen zu vertilgen, allen edeln Antrieben des Geistes ein ungehindertes, kräftiges und freudiges Wirken zu verschaffen, das Gute in dir zur Einfalt, Wahrheit und Freyheit der Natur zu bilden, und jedem schönen Gefühle die Lauterkeit, Zartheit und Schärfe

zu ertheilen, in welchem der Adel einer menſchlichen Seele glänzend hervortritt.

Für dieſe beyden Zwecke ſollſt du die Zeit deines irdiſchen Lebens auf das beſte benützen; und in dem Maße, als du dir dieſes angelegen ſeyn läßt, vernichteſt du die die Schrecken des Todes. Was du geleiſtet und was du geworden, das beſtimmt dein Schickſal in der Ewigkeit und deine Empfindungen in der Todesſtunde.

Auf das Beſte. Denn etwas Koſtbareres als die Zeit, in welcher allein du jedes andre Koſtbare gewinnen, in welcher du dir von dem Edelſten immer mehr zueignen kannſt, beſitzeſt du nicht. Stände die Zeit zu Kaufe, und du böteſt für Eine Stunde Hände voll Gold: es wäre zu wenig. Die längſte Zeit muß dir kurz erſcheinen, wenn du an das denkeſt, was du in der Zeit zu erwerben vermagſt. Aber deine Zeit iſt nicht einmal lang; niedrig bleibt die höchſte Zahl der Jahre, welche dem Menſchen hier zuzubringen geſtattet wird. Und dieſe kurze Zeit wird meiſt noch gewaltſam abgekürzt, ein bedeutender Theil derſelben fällt der Befriedigung des körperlichen Bedürfniſſes — ein noch größerer der Sorge für dieſelbe anheim.

Nein, du haſt der Zeit nicht viel — und ſie flieht ſchnell dahin. Das Allerſchnellſte kannſt du die Zeit nennen: denn alles andre empfängt von ihr das ſchnelle Vorübergehen; in ihrer Flucht reißt ſie es mit ſich fort, und vergebens bemühest du dich, ſie in dieſer aufzuhalten, da dein Bemühen ſelbſt von ihr verſchlungen wird.

Darum laß dir die Zeit theuer ſeyn. Kronen magſt du wegwerfen, aber mit Augenblicken ſollſt du geizen.

Dieſe Kürze und dieſen ſchnellen Lauf der Zeit kennen auch die meiſten wohl, und iſt darüber viel Klage unter den Menſchen. Aber mit ihrer Klage ſteht ihr Verhalten in dem auffallendſten Widerſpruche. Nach dieſem zu urtheilen ſind ſie in allem zu kärglich bedacht, nur an Zeit haben ſie den größten Ueberfluß, für jede Tändeley, für jede Thorheit findet ſich Zeit genug. Der Ueberfluß wird ihnen ſogar zu einer drückenden Laſt, von der ſie auf alle Weiſe ſich zu befreyen ſuchen. Kaum werden ſie von irgend etwas ſo gemartert, als von der Zeit; ſie ächzen — nicht unter Würden, ſondern unter Stunden. Sie ſinnen unaufhörlich auf Künſte,

ſie ſpannen ihre Erfindungskraft auf das äußerſte, ſie erſchöpfen alle Hülfsmittel — blos um die Allfertige noch ſchneller vor ſich her zu treiben.

Warum wird denn in den Müßiggang dieſe Pein gelegt? warum reichen denn alle Zerſtreuungen und Ergötzlichkeiten nicht hin, die lange Weile von uns fern zu halten? damit wir erinnert und getrieben würden, von der Zeit denjenigen Gebrauch zu machen, zu welchem allein ſie uns verliehen worden. O, des Unverſtandes, der die quälende Zeit, ſtatt ſie ſich in Genuß und den edelſten Gewinn zu verwandeln, unter den ſchwerſten und undankbarſten Anſtrengungen zu verderben trachtet!

Wie wird dir aber zu Muthe ſeyn, wenn du am Ziele ſtehſt, und du nun deinen Blick von den Jahren hinter dir, in denen du weder geleiſtet haſt, noch geworden biſt, was du leiſten und werden ſollteſt, nicht abwenden kannſt, wenn du in die fürchterliche Leere hineinſtarreſt, aus der wunden Bruſt die Frage hervorſtöhnend: wozu habe ich denn gelebt, und dieſe Mühe und Sorge und dieſen Schmerz gehabt? und dann der Gedanke der ſtrengen Rechenſchaft, die du von dem Gebrauche des edelſten Gutes ablegen

faßt, mit allen ſeinen Schrecken dein Herz ergreift?

Doch, du haſt die Zeit deines irdiſchen Lebens nicht bloß unbenutzt gelaſſen; du haſt ſie im Dienſte der Sünde zugebracht, Gottes heiliges Gebot freventlich übertreten, dich ſelbſt vielfältig entehret, großes Verderben außer dir angerichtet; menſchliches Glück haſt du zerſtört, menſchliche Herzen verwundet; wider dich ſchrie menſchliches Elend gen Himmel.

Jetzt erſcheinen dir die Lüſte, denen du dein Herz ergeben, in ihrer ganzen ſcheuslichen Geſtalt. Bleiche Geſpenſter, treten die Verbrechen, die du begangen, vor dein Bette: in fürchterlicher Größe breitet ſich alles Unheil, das du geſtiftet, jammervoll vor dir aus, und du vermagſt nicht, vor der ſchauderhaften Erſcheinung dein Auge zu verſchließen. Die du verführt, die du beraubt, bedrückt, gemißhandelt, tief gekränkt, ins Elend geſtürzt haſt, ſtehen mit unauslöſchlichen Zeichen des Elendes um dich her, und weichen nicht von dir. Immer dunkler und ſchwerer wälzt ſich die Schuld über deine beklommene Bruſt. Du lechzeſt nach einem Tropfen Erquickung, und empfindeſt nichts, als die, im-

mer ſteigende, Höllenangſt im Gewiſſen. Die dunkeln Thore der Ewigkeit rauſchen vor dir auf. „In's Gericht — in's Gericht!“ ſchallt es unaufhörlich dir entgegen, und der Gott der Gnade iſt dir wie noch ein Gott der Schrecken. Du wünſchſt, ſtrebſt vernichtet zu werden, und wirſt nicht vernichtet.

Wie ganz anders wird ſich dagegen der Tod dir zeigen, wenn du bey ſeinem Herannahen auf Jahre voll des nützlichen Wirkens und des erfolgreichen Strebens zurückſehen kannſt; wenn du auf allen Plätzen, die du betreten haſt, köſtliche Früchte deines Fleißes — und in dir ſelbſt die unvergänglichen Schätze findeſt, die, in freudiger Anſtrengung von dir erworben, dich in die Ewigkeit begleiten — dort deine Ehre und dein großer Lohn!

Bald ſind deine Jahre verüber. Schon ſtehet der Tod hinter dir; nur auf einen Wink wartet er, ſich deiner zu bemächtigen. Darfſt du noch Stunden und Tage verſchwenden? Nein, halte ſie ſorgſam zu Rathe, laß dir nichts davon ungenutzt verloren gehen; eile, reiß dich los von der Sünde, ſchleudre ſie von dir, ſuche

den Gott der Gnade, schaffe das Eine, Hochwichtige!

Betrachte das Leben.

Bitter nennst du den Tod, weil er von dem süßen Leben und den geliebten Gütern, welche es in sich schließt, dich scheidet.

Meinst du das Leben selbst? Wohl ist es süß und nimmer genugsam zu preisen; und wohl möchtest du klagen, wenn es dir genommen würde. Aber es wird dir nicht genommen, und kann dir in Ewigkeit nicht genommen werden, über das Unzerstörbare hat der Tod keine Gewalt; du lebst und wirst leben.

Du kannst nur die Gestalt meinen, in welcher das Leben auf Erden erscheint. Betrachte diese Gestalt einmal näher; fasse sie schärfer ins Auge; entferne von ihr den falschen Schimmer, welchen das Vorurtheil, deine Einbildungskraft, deine Leidenschaften ihm geliehen haben, der dir ohnehin früher oder später verschwindet: und es wird sich bald zeigen, ob du Ursache habest zu klagen, oder nicht vielmehr,

dich darüber zu freuen, daß du dieſes Leben laſſen kannſt.

Ein milder Glanz leuchtet hell über das weite Blumenreich, in welchem die Tugend fröhlich wandelt; doch hat auch ſie ihre Thränen, ihre Bekümmerniſſe und ihre Aengſten; bange Träume ſtören nicht ſelten den ſüßen Schlaf der Unſchuld. Die Jahre eilen dahin; der milde Glanz weicht trüben Nebeln; alle Blüthen ſterben ab; und mühſelig arbeiteſt du auf einem unfruchtbaren Felde voll Dornen und Diſteln im Schweiße deines Angeſichtes. Der Ernſt ſteht dir mit finſterm Angeſichte allenthalben zur Seite. Sorgen, Anfechtungen, Kränkungen, ſaure Mühe, vielfältiger Streit, Nachtwachen, Tagesbeſchwerden theilen ſich in deine Zeit, in der ſeltner die Freude aus der Ferne dir flüchtig einen holden Blick zuwirft. Das Alter nahet heran. Die Gefährten deiner frühern Tage ſind vorübergegangen, und haben ihre Stätte gefunden. Deiner kärglichen Freuden wird immer weniger; deine Kräfte verlaſſen dich immer mehr, deine Beſchwerden und Leiden vergrößern ſich; müde ſchleichſt du dem Grabe zu, und ſehneſt

dich, bald von der Bürde des Lebens erlöst zu werden.

Siehe das ist das so oft und laut gepriesene, das so viel und heiß geliebte Leben auf Erden, von dem du nicht scheiden willst:

Oder sind es die Güter, welche das Leben in sich schließt, Reichthum, Ehrenstellen, ein weit verbreiteter Einfluß, ein gefeyerter Name, sinnliche Vergnügungen, um derer willen du den Tod verabscheuest, da sie dir durch ihn unwiederbringlich verloren gehen? Besitzest du denn diese Güter in dem Maße, in welchem du es wünschest? und bist du sicher, das, was du besitzest, bis an dein Ende zu behalten? der geringe Theil, der dir davon zugefallen, vermag dich nicht zufrieden zu stellen. Und hättest du viel mehr, so viel, daß man dich unter die am meisten Begünstigten zählen müßte: deiner unersättlichen Begierde wäre es doch nicht genug, und was du nicht hast, würde dich mehr beunruhigen, als das, was du hast, dich erfreuen kann. Jeden Augenblick kannst du ein Beträchtliches einbüßen, ja alles kann dir entrissen werden; darum mußt du, wenn nicht ein glücklicher Leichtsinn, in welchem du dich doch auch schwer

lich immer behaupten würdeſt, dich hiegegen ſchützt, beſtändig in Sorgen ſeyn, und manches Begegniß wird dir große Bangigkeit verurſachen. Wie ſteht es ſonſt um den Genuß, den die dieſe Dinge gewähren? Iſt ihm nicht faſt immer etwas Unangenehmes zugeſellt? drängen ſich ihm nicht faſt immer ſchmerzliche Empfindungen nach? Haſt du wohl je in demſelben dasjenige gefunden, was das unauslöſchliche Verlangen der Seele ohne Aufhören dich treibt zu ſuchen? Beſinne dich einmal darauf, was alle dieſe, ſo genannten, Güter des Lebens dir bis dahin gegeben haben? Frage dich einmal aufrichtig, ob du die, mit den Freuden und Leiden derſelben angefüllten, Stunden, die du zurück gelegt haſt, wohl von neuem durchleben möchteſt? In dem Roſenlichte, welches deine Einbildungskraft über ihn ausbreitet, indem deine Erwartung auf ihn gerichtet iſt, entzückt dich der künftige Genuß; mit Gleichgültigkeit — nicht ſelten mit Widerwillen erblickſt du ihn, wenn die Erfahrung ihn dir in ſeiner wahren Beſchaffenheit gezeigt hat.

So lange an Reichthum und Ehre, Einfluß und ſinnlichen Vergnügungen dein Herz hängt,

muß dir freylich der Tod, der dir alles raubt, was du davon das Deinige nennest, schrecklich seyn. Allein soll nicht auch eben dies, da du doch dem Tod nicht zu entkommen vermagst, dich antreiben, dein Herz von denselben abzuziehen, und ihm damit eine Freyheit zu gewinnen, ohne welche für dich nirgends Friede ist? Oder willst du lieber noch einige Augenblicke eine Täuschung unterhalten, die du einst um so bitterer wirst beweinen müssen, je länger du sie genährt hast?

Auch des edlern Gutes, das dich an das irdische Leben fesseln könnte, freue dich nicht zu sehr. Du hast es — und du hast es nicht. In dein innerstes Herz kannst du es hier nicht aufnehmen, mit deinem tiefsten Leben kannst du es nicht vereinigen. Unablässig schwebt es dir in Gefahr, unablässig mußt du darum in Aengsten seyn; zuletzt legest du es ins Grab, wenn sie nicht früher dich selbst dorthin legen. Auf Erden ist Verlieren dein Loos. Stirbst du nicht heute, so sterben diejenigen, die du liebst, morgen, und dein Herz wird noch tiefer verwundet.

Dein edelstes Streben, in seiner feurigsten Anstrengung — o, wie weit bleibt es vom Ziel!

entfernt! Du durſtest nach heller und gewiſſer Erkenntniß der Wahrheit; und ſie entzieht ſich den Blicken, die in der Höhe und in der Tiefe ſie ſuchen, in dichte Wolken hüllet ſie — in finſtre Abgründe verſenkt ſie ſich, und dich verfolgen Zweifel und Irrthümer. Du ringeſt nach ſittlicher Vollkommenheit; und in dem Maße, in welchem du dich ihr zu nähern glaubſt, offenbaren ſich deinem geſchärften Gefühle deine Mängel und Gebrechen deutlicher und ſchmerzlicher. Du brennest vor Verlangen, Gutes zu ſtiften, und wirſt mit jedem Tage lebhafter und demüthigender gewahr, wie gering deine Kräfte ſind — wie zahlreich und ſtark die Hinderniſſe, die ſich dir entgegen ſtellen, und wie unbedeutend meiſt die Erfolge der eifrigſten Bemühungen.

Nimm nun noch dazu die Schmerzen, die dir in dieſem Leben nie von der Seite weichen; und entſcheide dann, ob daſſelbe ein Gut ſey, um deſſen Verluſt du dich ſehr betrüben dürfeſt. Unter Schmerzen und Aengſten gebar dich ein Weib, und Thränen fließen, wenn du ſtirbſt. Weinend tratſt du in die Welt, von Schwäche und Krankheit gequält gehſt du aus ihr hinweg.

Siehe, wie dir Anfang und Ende die Beſchaffenheit dieſes Lebens deuten, wenn du noch nicht weißt, wie in ihm das Weh überall zu Hauſe iſt. Nicht den kleinen Theil, ſondern das Ganze — nicht den einzelnen Unfall, ſondern das Leben ſollten wir beweinen. Möchteſt du, der du das Leben für das höchſte Gut, den Tod für das höchſte Uebel hältſt, nur erwägen, was du bereits erlitten, und was du wohl noch zu erdulden haben wirſt, und dann einen Blick auf das Elend werfen, in welchem Unzählbare deiner Brüder ſeufzen und wehklagen: du würdeſt anders begehren; mächtig würde auch in dir die Luſt abzuſcheiden ſich regen.

Nein, wie viel Erfreuliches das Leben dir biete — was du nie verkennen, wogegen du dich nie unempfindlich machen ſollſt —: um ſeiner ſelbſt — und um der Güter willen, die es in ſich ſchließet, kannſt du, wenn du es recht betrachteſt, es nicht lieben, auf keinen Fall ſo lieben, daß dir dadurch das Sterben bitter würde.

Lieben ſollſt du das irdiſche Leben, aber nicht um ſeiner ſelbſt, ſondern um der hohen Zwecke willen, zu welchen es dir verliehen

werden; und um es für dieſelben freudig feſtzuſetzen, um ihnen muthig nachſtreben zu können, muſt du jedes Guten, das es dir gewähren kann, ſuchen recht froh zu werden. Darum wirſt du nicht weniger bereit ſeyn, es jeden Augenblick zu laſſen: denn dieſe hohen Zwecke gehören ihm nicht an, und gehen nicht mit ihm vorüber; dem Leben gehören ſie an, welches ewiglich bleibet; da findeſt du ſie herrlicher wieder, wohin der Tod dich führet.

Wie der Mond kein Licht an ſich ſelbſt hat, ſondern von der Sonne eine matte Beleuchtung empfängt, ſo hat auch das Leben kein Licht an ſich ſelbſt, von der Sonne der Ewigkeit kommt ihm ſein Licht, durch die dunkle Kammer des Grabes brechen die Schimmer, die es ſparſam erhellen.

Betrachte auch den Tod.

In dem Unbekannten ahnen wir faſt immer etwas Furchtbares, vornehmlich da, wo der Schein, die herrſchende Meinung, eine ſchauerliche Umgebung, ein geheimnißvoller Ernſt die bangen Gefühle wecken, welche die Einbildungs-

kraft in Bewegung ſetzen, jene dunkeln Angſtbilder zu erzeugen, die uns weit mehr beunruhigen, als jede beſtimmte Geſtalt des Entſetzens. Wir ſuchen nun mit Gewalt den Gedanken an das, wovor wir zittern, von uns zu entfernen; und unter dieſen Beſtrebungen vergrößern ſich ſeine Schrecken; je öfter und mit je mehr Anſtrengung wir ihn ſchon zurückgewieſen haben, deſto mehr glauben wir die Sache, welche er uns vergegenwärtigt, fürchten zu müſſen, da wir jedes Mahl die bangen Gefühle unſrer Bruſt verſtärkt bey ihr wieder antrafen. Die Beſchäftigung mit dem Gefürchteten hingegen mildert ſeine wahrhaften Schrecken, und entfernt die erdichteten; wir gewöhnen uns nach und nach zu dem, was uns Anfangs mit Grauen erfüllt, daß wir es bald erträglich finden, und uns wohl gar mit ihm befreunden; und vor dem hellen Blick der Betrachtung verſchwinden die dunkeln Wahnbilder, mit welchen die Einbildungskraft die Gegenſtände umgibt.

Nein, ſprichſt du, nie werden dieſe heftigen Anſtrengungen der Natur, dieſe gewaltſamen Kämpfe, dieſe widrigen Zuckungen, die großen Beängſtigungen, dieſe kalten Schweiße der Tod

benden, die man doch wohl nicht zu den dunkeln Wahnbildern der Einbildungskraft zählen kann, aufhören, mir schrecklich zu seyn. Aber sind diese denn immer — oder gewöhnlich — oder nur in seltenen Fällen mit dem Tode verbunden? Darfst du sie für etwas von demselben Unzertrennliches ausgeben? Und hat das Leben nicht alle diese Dinge auch? Siehe doch einmal zu, ob dieselben, wo sie beym Tode sich finden, wirklich auch diesem und nicht vielmehr, wenigstens zum Theil, der Krankheit — und durch diese dem Leben angehören. Sind sie nicht auch an solchen wahrgenommen worden, denen die Krankheit, welche sie erzeugte, nicht den Tod gebracht hat? Wenn sie in der Regel bey dem Sterbenden sich in einem höhern Grade zeigen: so können sie dagegen im Leben unaufhörlich wiederkehren, während der Tod ihnen auf immer ein Ende macht. Und was davon nicht der Krankheit, und durch sie dem Leben, angehört, was durch seinen Anblick am meisten erschüttert, das gehört auch wohl dem Tode nicht an, und fällt in die Zeit, wo das Bewußtseyn und mit demselben das eigentliche, das fühlende Leben schon erloschen ist.

Bist du dir bewußt, deine Zeit auf das Beste anzuwenden, und wider die Sünde ernstlich und unablässig zu kämpfen: so findet deine besonnene Betrachtung bey dem Tode keine Schrecken mehr. Du siehst und begrüßest in ihm froh deinen Erlöser, den stillen Freund, der dich aus der Enge ins Weite, aus der Knechtschaft in die Freyheit, aus der Nacht in den Tag, aus der Fremde in die Heimath, aus dem Leid in die Freude führt. Allem Streit macht er ein Ende, alle deine Schmerzen heilet er, alle Plage nimmt er von dir, deinen müden Schultern enthebt er das harte Joch, unter dem du so lange gebeugt und ächzend einhergegangen, vor deinem Verfolger bringt er dich in Sicherheit. Den Körper, in welchen eingeschlossen, der Geist nur durch enge Kerkeröffnungen in das Reich der Wahrheit schaute, die höhere Kraft nur unter großer Beschränkung sich üben konnte, das edlere Wesen so oft von ekelhaftem Schmutze befleckt wurde, und jeder große Gedanke, der gen Himmel wollte, gewaltsam niedergehalten wurde, zerbricht er. Flügel gibt er dem Geiste, sich durch alle Räume zu schwingen; das weite Land der

Erkenntniſſe öffnet er dir; deinen urſprünglichen Adel ſtellt er wieder her; er läutert, heiligt, verklärt die unſterbliche Seele. Die Geliebten, die er vor dir befreyte, vereinigt er wieder mit dir; den erhabenſten, edelſten Weſen geſellt er dich zu; mit deinem Schöpfer, der allein dein unauslöſchliches Verlangen ſtillen kann, den alle deine Seufzer und Thränen, alle deine Freuden und Entzückungen ſuchen, bringt er dich in die innigſte Gemeinſchaft, daß du bey ihm ſelig ſeyſt.

Das Leben iſt es, was dich tödtet — der Tod, was dir das Leben gibt. Und jenes ſollteſt du umarmen — von dieſem mit Entſetzen dich wegwenden?

Aber der Uebergang? Gewiß iſt er oft — wahrſcheinlich iſt er immer ein ſanfter. Frage doch diejenigen, welche aus den Armen des Todes ins Leben zurückgekehrt ſind; laß dir erzählen, wenn du es noch nicht an dir erfahren haſt, von denen, die es erfahren haben, wie dem Menſchen iſt, wenn er in Ohnmacht ſinkt, wo doch offenbar dieſelbe Veränderung, wie im Sterben, mit ihm vorgeht, ſie wiſſen ja nicht Worte zu finden, das ſüße Empfinden zu ſchil-

dern; achte auf die seligen Gefühle, die so oft bey Sterbenden in den letzten Augenblicken hervorbrechen, den sanften Glanz des Auges, den heitern Schimmer, über das Angesicht verbreitet, das Entzücken, das in dem ganzen Wesen — und so oft in einem: Gott wie ist mir! sich ausdrückt.

Du bist müde geworden; die letzten Stunden waren sehr heiß. An deinem Bette sitzt der Freund; deine Gedanken vergehen, nachdem es noch einmal himmlisch, wie nie am Tage, in sie hereingeleuchtet; dein Auge schließt sich; du entschläfst, um selig zu erwachen. Siehe da den Tod!

Wohl dir, wenn auf diese Weise der Tod dein Freund geworden!

Du bist nun erlöset von einer Furcht, von welcher die meisten gequält werden — viele unaufhörlich, und weit mehr, als von irgend einem Uebel des Lebens. Du darfst nun den Dingen, die dir den Tod vor die Augen stellen, und denen du allenthalben begegnest, nicht mehr ängstlich ausweichen. Dich beunruhigt kein des Menschen Hinfälligkeit erwähnendes Wort; du

erſchrickſt nicht, indem man den Verblichenen an dir vorüber hinausträgt, indem dir zur Seite der Freund ſinkt. O, wie beklagenswerth ſind diejenigen, die einen Gedanken fliehen müſſen, der doch einmal wirklich wird, der ſich uns ſo oft aufdringt, und ſo feſt an uns hängt, daß wir uns ihm nicht zu entreißen vermögen. Du erblaſſeſt nicht bey des Todes Anblick; ruhig, wie du ihn immer erwartet haſt, ſiehſt du ihn erſcheinen, er mag nun langſam heran nahen, oder plötzlich vor dich hintreten.

Doch, nicht bloß die Furcht iſt aus dir hinweg; du liebſt auch den Tod und freueſt dich ſeiner. Du freueſt dich deines Lebens — aber viel mehr noch deines Sterbens.

Bey dem Tode findeſt du nun Troſt, wenn das Leben für dich keinen mehr hat; reichlich fließt dieſer Troſt, indem deine Gedanken ſtill um den Tod ſich ſammeln, in dein Herz. Zu der Hoffnung auf ihn nimmſt du deine Zuflucht, wenn dich das Leben überall abweiſt, und dir jeder Platz ſtreitig gemacht wird. In ſeinen kühlen Schatten findeſt du Erquickung, wenn du des Tages Laſt und brennende Hitze getragen.

Und wenn das Herz mächtig zu ihm dich

hinzieht, weil du nur durch ihn zu dem gelangeſt, was dein tiefſter Schmerz und deine höchſte Wonne iſt; ſo kannſt du ungeſtört und ungetheilt deine Empfindungen dieſem Zuge überlaſſen. Die dunkle Stätte, von der du dich doch nicht zu trennen vermagſt, das Grab der Geliebten, erhellet ſich dir zum freundlichen Aufenthalte, von welchem dich nichts mehr hinwegſcheucht. Hier harreſt du froh der neuen Vereinigung, und denkeſt mit ſüßen Gefühlen daran, daß du hier auch einſt deine Ruhe finden wirſt.

Du bedarfſt der Stärkung, und von dem Tode ſtrömt ſie dir zu — des Muthes, und der Tod erhebt dir das Herz; zum Helden macht dich der Tod, denn was hätte der noch zu fürchten, der des Todes ſich freuen kann?

Leben iſt dein Verluſt, Sterben iſt dein Gewinn.

Da iſt er — der Erſehnte, und mit ihm ſein Friede! Wie er dir lächelt! Leiſe löſet er das letzte Band, das dich an die Erde knüpft, und befreyt ſchwebet der Geiſt mit ſeinem Hallelujah auf einer Lichtwolke in die Höhe.

18.

Traurigkeit in der Freude und Freude in der Traurigkeit.

Freude und Traurigkeit haben ein altes Recht an des Menſchen Herz, wie er auch für beyde gleiche Empfänglichkeit beſitzt, und ſie ſich, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt, wechſelnd ihm zugeſellen.

So unglücklich iſt keiner, daß nicht zuweilen die helle Freude in ſeine dunkle Kammer einkehrte — und keiner ſo glücklich, daß nicht zuweilen die Traurigkeit mit einer Gewalt, der er ſich nicht zu erwehren vermag, ſich ihm anhängte.

Die Freude zeigt dir in Unſchuld ihr holdſeliges Angeſicht; und du ſollſt ihr zur rechten Stunde dein Inneres öffnen. Der Schmerz nahet ſich dir in einem finſtern Verhängniſſe, er begehret deiner, er verfolgt dich; und du ſollſt dich ihm ergeben, und ihn nicht laſſen bis er dich geſegnet hat.

Zu deiner Bildung für die Ewigkeit kannſt du weder der Einen noch der Andern, noch ihres

mannigfaltigen Wechsels entbehren. Darin besteht die rechte Weisheit, daß wir Freude und Traurigkeit auf die angemessene Art mit einander zu vereinigen, und die Eine durch die Andre zu mäßigen wissen. Hiedurch sichern wir uns am besten ihre Vortheile, und entgehen den heftigen Erschütterungen, welche ihr Wechsel hervorzubringen pflegt.

Diese Kunst verstehen diejenigen nicht, welche ganz der Welt angehören; ihr Streben geht hier, wie überall, nach dem Aeußersten. Mit wildem Ungestüm reißen sie die Freude überall, wo sie dieselbe erlangen können, an sich, ungetheilt soll sie ihr Herz besitzen, sie wollen es völlig vergessen, daß ein Schmerz ist; die Freude umnebelt ihnen den Sinn, fesselt die bethörten Gedanken, unterdrückt die Regungen des Gewissens, daß sie sich gränzenlos unglücklich fühlen, wenn die flüchtige von ihnen eilt. So können und mögen sie sich auch in ihrem Schmerze nicht fassen, wo es übel gehet; sie wollen sich mit ihm erfüllen, alle seine Bitterkeit empfinden, alle frohen Erinnerungen in ihrer Seele auslöschen; sie stoßen von sich, was ihn besänftigen — sie suchen sorgfältig auf, was ihn ver-

ſtärken kann — bis zum finſtern Unmuthe, zum hoffnungloſen Gram, zur Klage der Verzweiflung.

Auf dieſe Weiſe geht ihnen nicht allein der Gewinn von beyden verloren, ſondern es werden ihnen auch beyde zum Verderben.

Dem Chriſten aber iſt es eigen, der Freude die Traurigkeit, und der Traurigkeit die Freude zu vermählen. Wehmuth miſcht ſich in ſeine Luſt, Heiterkeit lächelt durch ſeinen Schmerz; dem Fröhlichen ſteht die ſtille Thräne im Auge, dem Weinenden ſchimmert ſüße Wonne im Angeſicht. Das iſt die erhabne Ruhe ſeiner Seele. Daraus erwachſen ihm die herrlichen Ernten des Glückes und des Mißgeſchicks.

Traurigkeit in der Freude.

Nicht ſo ganz arm an Freuden iſt das Leben des Chriſten, als man denken möchte, indem man erwägt, wie viel von dem, was die Welt genießt, er entbehren muß; theils weil ihm der Beſitz verſagt worden, damit er, im Zeitlichen verſäumt, ſich feſter an das Ewige

hänge, ſich zu dem Nichthaben gewöhne, und dadurch fähig werde, alles zu erlangen; theils, weil er es ſträflich und ſeiner unwürdig findet; theils weil es nur durch Mittel, die ihm ſein Gewiſſen nicht erlaubt, zu gewinnen ſteht; theils, weil es ihm an Geiſt und Herz verderblich werden würde; theils weil die genaue Erfüllung ſeiner Pflichten, welche ihm die theurſte Angelegenheit iſt, ihn zu zahlreichen Verzichtleiſtungen nöthigt.

Er hat Freuden, welche die Welt nicht kennt — die Freuden, die ihm aus ſeinem Glauben, ſeiner Liebe, ſeiner Hoffnung, ſeinen Werken erwachſen, oder durch ſein geſchärftes Gefühl für alles Vortreffliche zu Theil werden. Aber auch ihm fließen nicht wenige von den Quellen, aus welchen die andern ſchöpfen. Ihm röthet ſich der prachtvolle Morgen, ihm leuchtet der ſtrahlende Tag, ihm ſenkt ſich in milder Ruhe der ſtille Abend hernieder, ihm glänzen in nächtlicher Stunde die Sterne des unermeßlichen Himmels. Die Natur entzückt ihn durch ihre ſanften Reize und durch ihre erhabne Schönheit. Die Kunſt öffnet ihm ihre herrlichen Schätze. Die Geſellſchaft ladet ihn zu ihren un-

ſchuldigen Vergnügungen ein. Das häusliche Leben läßt ihn ſein Vertrauliches — ſeine Liebe und ſeine Luſt empfinden. Er weiſet die Freude der Welt nicht immer zurück; er mag wohl auch menſchlich fröhlich ſeyn mit den Fröhlichen, wenn er es kann, ohne ſein beſſeres Weſen zu verletzen. In ſeinem Leben fehlt es nicht an angenehmen Ereigniſſen, in welchen die väterliche Huld, von der es geleitet wird, ſich ihm offenbart, damit er, unter den ſchweren Prüfungen ſeiner Tage, nicht aufhöre, dieſer zu vertrauen, und gutes Muthes ſein Werk zu treiben. O, mancher liebe Wunſch wird ihm erfüllt, und nicht ſelten kehrt unerwartet ein ſchönes Glück in ſein Haus ein. Von der Liebe — ſowohl von derjenigen, welche allmächtig über ihm waltet, als von derjenigen, welche zärtlich theilnehmend neben ihm wacht und ſorgt, wird ihm Köſtliches gewährt, was nur mit ſeinem zarten und tiefen Liebesſinne gefühlt werden kann.

Aber ſelten lebt die Freude in ſeinem Herzen, ohne daß eine gewiſſe Traurigkeit mit ihr wäre.

Das demüthige Herz erſchrickt ſchon bey der Frage: biſt du deſſen auch werth? da es ſich kaum des Allergeringſten werth hält. Der Chriſt kann und mag dieſe, ſich ihm aufdringende, Frage nicht zurückweiſen; er kann und mag die Beſchämung nicht unterdrücken, die das alſobald erwachende Gefühl ſeines Unwerthes hervorbringt. Je länger er aber der Frage nachdenkt, deſto mehr verſinkt er in Traurigkeit. Ach, da wird er ſeines weiten Abſtandes von der Vollkommenheit inne, in welcher die Seele erglänzen ſollte; da enthüllen ſich ihm nach und nach alle Gebrechen des innern Menſchen; da findet er ſich ſo tief unter vielen andern, die ſich eines ſolchen Glückes, als ihm zu Theil ward, nicht zu erfreuen haben. Neben den zahlreichen Wohlthaten Gottes zeigen ſich ihm ſeine zahlreichen Uebertretungen, neben der unausſprechlichen Güte, die ihn geſegnet, ſein Kaltſinn und ſein Undank; und es wird ihm oft ſchwer, die Freude gegen den Schmerz aufrecht zu erhalten.

Wie könnte der Chriſt, der tiefführende, der zartliebende, der in jedem Menſchen den Bruder erblickt, bey ſeiner Freude der vielen

Freudeloſen, von ſchweren Leiden Heimgeſuchten um ihn her vergeſſen — wie des Jammers, der alle Gebiete des Lebens auf Erden erfüllt, der zerreißenden Schmerzen, die hier ſo häufig erduldet werden? Davon iſt ja immer ein Schatten in ſeinem Gemüthe, wie ein Ton der Wehklage in ſeinem Ohr, und ein leiſer Zug der Wehmuth in ſeinem Angeſicht. Aber ſtärker ergreift ihn der Gedanke daran, wenn er ſich der eignen Luſt und Fröhlichkeit gegenüber ſtellt. Nicht zu wenden vermag er das Auge von denen, die, während er der Geſundheit und aller der Güter genießet, für welche ſie uns empfänglich macht, krank darnieder liegen, und große Pein leiden, nach einem Tropfen Erquickung lechzen, der ihnen nicht gereicht wird, die, während ihn der nächtliche Schlummer ſtärkt, ihm der freundliche Tag zu einer angenehmen Thätigkeit leuchtet, Tag und Nacht von Sorge und Angſt gequält werden, und nimmer Ruhe haben, die, während ihm im freundlichen und erwärmten Zimmer die edelſten Erzeugniſſe der Natur reichlich zu Gebote ſtehen, in finſtern, ungeſunden Gemächern vor Froſte zittern und vom Hunger gemartet werden, die, während er in das köſt-

liche Gewand ſich hüllet, der dürftigſten Bekleidung entbehren, die, während er in der Mitte geliebter Weſen ſein häusliches Glück ſegnet, mit kummervollem Herzen die leidenden Geliebten, denen ſie nicht zu helfen vermögen, anblicken, oder in der dunkeln Kammer, verlaſſen, um die Dahingeſchiedenen trauern, denen das ganze häusliche Glück zerſtört worden. Auch um die Verleiteten, die in der Irre gehen — weit ab von dem verlornen Frieden, die Unglücklichen, die das ſchwere Joch ihrer Leidenſchaft tragen, und, wie ſie ſich auch von demſelben gedrückt fühlen, es nicht von ſich zu werfen vermögen, die Verſunkenen, welche die Würde der menſchlichen Natur in ſich ſchänden, und außer ſich ſo viel Weh und Verderben verbreiten, betrübt ſich ſeine Seele.

Könnteſt du indeß, fühlender Chriſt, der Leidenden um dich her vergeſſen: du kenneſt Einen, den du nicht vergeſſen kannſt, den du im Herzen trägſt, dem du in ewiger Dankbarkeit verpflichtet biſt, da er für dich gemartert worden, und des ſchmählichſten Todes geſtorben iſt. Hat er einmal im lebendigen Bilde, blutig geſchlagen, die Dornenkrone auf dem Haupt, das

Kreuz auf der müden Schulter vor deiner erschütterten Seele gestanden: dann begleitet er dich auch in deine Freudenstunden, wenn gleich die andern Schmerzträger alle zurückblieben.

Und wie möchte das Andenken an die überstandenen Leiden derer, welche dir die Theuersten sind, der Lebenden, die du an deinem Herzen hägest, der Entschlafenen, deren Gedächtniß du mit den heißen Thränen der Liebe ehrest — und, bey diesen insbesondre, an die Schmerzen ihrer letzten Stunden, je dich ganz verlassen?

Nicht selten sogar wirst du Mühe haben, die Erinnerung an die Widerwärtigkeiten, die du selbst früher erfahren, von deiner gegenwärtigen Freude fern zu halten.

Dem geschärften und ernstern Sinne des Christen wird fast bey jeder Freude ein Mangel fühlbar, von welchem der stumpfe und leichtere Sinn der Welt nichts wahrnimmt. Nirgends trifft er die Vollkommenheit an, deren helles Bild in seinem Innern lebt. Er empfindet mit wehmüthiger Sehnsucht, daß er dasjenige, wovon ihm das Herz voll ist, überall vergebens suchen wird. Oft tritt in seiner Freude ein Schmerz hervor, der für die andern gar nicht

vorhanden iſt, und noch öfter miſcht ſich in ſeine Luſt an der einzelnen Erſcheinung des Lebens eine ſtille Trauer über das Leben ſelbſt.

Hierzu kommt nun noch häufig der Gedanke, daß alles vorüber geht — die Freude am ſchnellſten, und daß auch dieſe, die jetzt ſein Herz erfüllt, ſammt dem, wovon ſie ihm gekommen, bald nicht mehr ſeyn wird. Er ſieht ſie gleichſam entfliehen. Noch beſitzeſt du, ſpricht er, in Kurzem wirſt du um das Verlorne weinen; du hältſt es in deinen Armen — und es iſt verſchwunden; es lächelt dir zu — und es blickt bleich und mit gräßlichen Zügen dich an; es umgibt dich in friſcher Lebensfülle — und du faſſeſt eine kalte Hand. Es eilt — es eilt der dunkeln Gegend zu, wohin alles ſich verliert, wo dir ſchon ach! ſo viel heiß Geliebtes entſchwunden iſt!

Wie vermöchteſt du, bey ſolchen Betrachtungen, die Traurigkeit von deiner Freude fern zu halten?

Iſt der Chriſt darum zu beklagen, daß ſich ſelbſt in ſeine beſten Freuden ſo viel Trauer

miſcht? Sollen wir die, welche der Welt angehören, da in ihnen nur ſelten der Eine oder Andre jener, zur Trauer ſtimmenden, Gedanken flüchtig hervortritt, für glücklicher anſehen?

O, auch ihnen wird die Freude beeinträchtigt — und zwar durch Dinge, welche dieſelbe tief im Weſen verletzen, und ſie zuletzt völlig zerſtören, indeß jene Gedanken ihr bloß etwas beymiſchen, was ihr das friſche Leben erhält.

Nein, die Traurigkeit des Chriſten tödtet ſeine Freude nicht; ſie mäßigt nur ihren Ungeſtüm, und gibt ihr das ſtille Weſen, in welchem ſie erſt recht fähig iſt, das Herz zu erquicken; ſelbſt dasjenige, was ſeine Freude von der Traurigkeit empfängt, hat ſein eignes Wohlthuendes. Hier iſt nicht ein empfindlicher Schmerz, der ſich an die Freude hinein wühlt, ſondern eine ſanfte Wehmuth, die ſie beſchirmend umhüllet. Indem der Chriſt traurend ſich freut, iſt er nicht in Gefahr, ſich zu vergeſſen, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren, und das Gewiſſen zu beflecken, ſeine Freude hat in der Erinnerung noch dieſelbe Schönheit, die ſie in der Wirklichkeit hatte.

Es erſcheinen Stunden im Leben des Chri-

ſten, wo er ſich verpflichtet fühlt, die trauernden Gedanken in einem gewiſſen Maße von ſeiner Freude zu entfernen, und wo er dieſes auch vermag. Das iſt beſonders häufig bey dir der Fall, glückliche Jugend. Ja, du kannſt, du darfſt, du ſollſt oft von ganzem Herzen in Unſchuld fröhlich ſeyn. Aber wenn dir zuweilen, ohne daß du es willſt und begreifſt, Wehmuth in das Herz und die Thräne in das Auge kommt: ſo erkenne darin einen Wink, wie es auch dir zuweilen nöthig und heilſam ſey, die wachende Traurigkeit zu deiner ſorgloſen Freude zu rufen.

Nicht beklagen dürfen wir den Chriſten um ſeine Traurigkeit in der Freude; ihm ward eben hierin das Beſſere zu Theil, ihm ward dazu noch das andre, Herrliche, was die Welt nicht kennt:

Freude in der Traurigkeit.

Dies müſſen wir um ſo mehr etwas Herrliches nennen, da in dem Leben des Chriſten außer der die Freude begleitenden, noch der eigentlichen Traurigkeit ſo viel gefunden wird, daß wir hier ihre Heimath ſuchen möchten.

Weil du ein Chriſt biſt, und darum nicht immer nach dem Sinn und der Sitte der Welt

handeln kannſt, oft dich gedrungen fühlſt, zu ſagen und zu thun, was dieſem Sinn und dieſer Sitte entgegen iſt, und was dir die Welt nicht vergeben mag, mußt du von ihr manches Herzeleid dulden. Weil du ein Chriſt biſt, und deiner Pflicht Genüge leiſten willſt, mußt du dir manche Beſchwerde gefallen laſſen, in manchen Streit gehen, dich manchem empfindlichen Schmerze bloß ſtellen. Weil du ein Chriſt biſt — zum Höchſten berufen, zu welchem du auch hinan ſtrebſt, müſſen ſchwere Prüfungen über dich verhängt werden, unter welchen allein du dieſem Höchſten näher kommen kannſt, als die andern. Weil du ein Chriſt biſt, ein feineres und tieferes Gefühl haſt, als die, welche es nicht ſind, müſſen viele Dinge dich kränken, bey welchen andre ſich gleichgültig zeigen, und viele dir in das innerſte Herz gehen, von welchen andre kaum auf der Oberfläche flüchtig berührt werden.

Doch wohl dir! in aller deiner Traurigkeit haſt du Freude — vielfältige, köſtliche Freude.

Oft fällt von außen her ein heller Freudenblick in dein kummervolles Herz, und dafür

kann es dir, dem Chriſten, nur ſelten — nur in den Stunden deines tiefſten Grames an' lal-ler Empfänglichkeit fehlen, wenn du anders nicht in finſtrer Verſtimmung ſelbſt dein Herz verſchließen, und dich weichlich der Traurigkeit ganz dahin geben willſt.

Eine frohe Veränderung tritt in dein Le-ben. So kann ſie freylich nicht auf dich wir-ken, als ſie zur Zeit deines Wohlergehens auf dich gewirkt haben würde, da für dich die Dinge, in Beziehung auf welche ſie eine frohe genannt werden muß, einen großen, vielleicht den größ-ten Theil ihres Werthes verloren haben, da du das etwa doch noch Erwünſchte nicht mehr der treuen Seele mitzutheilen vermagſt, die, ſonſt in Leid und Freude dir nahe, von dir genom-men werden. Doch wirſt du, wenn du dir nicht ſelbſt entgegen biſt, in dieſer Veränderung etwas antreffen, wovon ein wohlthuendes Ge-fühl in deinem Herzen erwacht.

Viel iſt dir aus dem Ruin deines Glückes übrig geblieben. Du blickſt es wehmüthig an, und es kann dir das bey weiten nicht mehr ſeyn, was es dir an deinem guten Tage war —

aber immer Etwas — und zu mancher Stunde ein Bedeutendes.

Die Natura bet dich auf ihre blühenden Gefilde, in ihre ſchattigen Wälder, an ihre kühlen Bäche, unter ihren weiten, blauen Himmel. Einſt konnteſt du mit ganz andern Empfindungen hier verweilen; voller Glanz ſtrahlte in dein Inneres, und all die Wolken, die dich umgaben, wichen zurück; — es jauchzte auf in dir. Aber auch jetzt noch lächelt es zuweilen dich an; ein ſanfter Schimmer zieht durch dein Gemüth, und leuchtet da mehr als Ein ſchönes Gefühl herauf, das nicht jauchzet, aber ein ſtilles Dankgebet wird.

Und ſo ergeht es dir mit allem andern, das du noch dein nenneſt — mit deinem Wirken, mit den Dingen, bey denen du deine Erholung fandeſt, mit jeglichem Guten und Schönen, woran du dich ergötzen mochteſt, mit den theuern Menſchen, die du noch im Leben begrüßeſt.

Wenn dir manches von dem, was dir übrig geblieben, gleichgültig oder gar zuwider geworden: ſo hat dagegen wohl andres einen Werth für dich erlangt, den es vorher nicht hatte, entweder weil du es überſaheſt oder nicht genugſam

kanntest, oder weil dafür in deinem Herzen kein Raum war. Jetzt ist es dir so nahe getreten, daß du es nicht mehr übersehen kannst; es hat Gelegenheit gefunden, sich dir in der entscheidenden Lage zu offenbaren, und was den Platz, der ihm gebührte, einnahm, das hat dich verlassen. Wenn du die Gesellschaft, die dich sonst wohl zerstreuen konnte, fliehest: so hängst du dich fester an den Einzelnen, der fähig und werth ist, dir im vollen Sinne Freund zu seyn. Wenn die Menge dich zurück stößt: so begegnet dir wohl hier und da eine freundliche Gestalt, die du länger im Auge behältst, da sie dir Frieden in die Seele blickt, und höreſt du wohl hier und da ein Wort, das dich im Innersten erfrischet, das wie Geist des Lebens dich durchdringt.

Auch innere Erquickungen und Aufheiterungen werden dir, dem Christen, reichlich zu Theil.

Wunderbar fühlst du jetzt dich in deinem Innern getröstet, du weißt nicht wie und woher;

es ist kein Gedanke, es ist eine tröstende Ahnung, ein tröstendes Empfinden — aber von großer Kraft. Der Trost fließt mit deinem Schmerze zusammen; der Schmerz selbst wird dir zum Troste — und der Trost zur seligen Freude. Du möchtest den Schmerz nicht entbehren, der solchen Trost in sich hat.

Ein andres Mahl zieht die Beschäftigung mit deinem Gram Lichtgedanken herbey, welche dir ohne jene Beschäftigung nicht gekommen wären, und eine überirdische Klarheit erfüllt dein Inneres.

Noch ein andres Mahl erhebt sich — unbegreiflich aber selig — aus deiner Trauer ein solcher Gedanke in dir; ein Schauer der göttlichen Gnade geht durch dein Herz, wie du ihn zur Zeit des Glückes nicht fühlen konntest. Du bist irdisch krank — und himmlisch genesen; du klagst an Gräbern — und hast alles Verlorne wieder in verklärter Gestalt, Kräfte des neuen, ewigen Lebens durchdringen dich.

Hättest du auf Erden nichts mehr: so hast du im Himmel einen Gott, mit welchem du in dem innigsten Verhältnisse stehst, dem du in der seligsten Bedeutung des Wortes Kind bist, an dessen Herzen du ruhest, aus dessen Fülle du unaufhörlich das Beste empfängst. Und das ist deinem Herzen nicht bloß Trost, sondern auch Freude und Wonne, eine Freude und Wonne, die nichts von dir nehmen, die kein Schmerz dir verkümmern kann, ja die eben im Schmerze am lebhaftesten von dir empfunden wird.

Ja, die tiefe Traurigkeit der Seele gehört dazu, daß du ganz inne werdest, was du in Gott besitzest. Da du der Freunde noch viele hattest, wußtest du nicht, wie viel Liebe und Treue das Eine Herz, bey dem du nichts suchtest, in sich schließe; aber als die andern alle hinweggingen, und dies Eine bey dir blieb, da erkanntest du es, und fühltest das hohe, herrliche Wesen der Liebe und Treue. Da du von Gott nichts denn Gewöhnliches begehrtest, erhieltest du auch nur Gewöhnliches; jetzt da du das Seltene von ihm verlangest, erfährst du, wie Großes er für dich zu thun bereit ist. Da du seiner nicht bedurftest, blieb er dir fremd und

fern; da du keinen haſt als Ihn, ſchließeſt du dich feſt an ihn an, und wirſt täglich neuer Offenbarungen gewürdigt.

O, nie war zumahl ſeine Liebe dir ſo deutlich, ſo gewiß, nie war ihr Feuer ſo in deinem Herzen, als jetzt bey deiner Trübſal. In dieſer ſelbſt findeſt du ein viel ſtärkeres Zeugniß ſeiner Liebe, als in dem Angenehmen, das dir zu Theil geworden: denn als Chriſt weißt du ja, daß das Beſte allein in der Trübſal gewonnen werden kann.

Und wenn du nur wahrnimmſt, wie ſie dir fruchtet, wie das höhere Leben in dir von Tag zu Tage mächtiger wird: wie kannſt du anders als dich ihrer freuen! dein Schmerz iſt in Freude verwandelt.

Doch nicht ganz. Es bleibt immer noch etwas vom Schmerze zurück; aber als Chriſt haſt du die feſteſte Ueberzeugung, daß dies darum ſo ſey, weil du noch nicht alles geworden biſt, was du durch ihn werden ſollſt, daß er indeß einſt ganz in Freude werde verwandelt werden. Als Chriſt erblickſt du in der Freude, der Wonne, dem Entzücken das Ziel, im Schmerze den Weg

dahin — und warteſt ſtill, da du die Freude, die Wonne, das Entzücken ſchon in Hoffnung genießeſt.

Ich kann, ſprichſt du, die himmliſche Freude weder erlangen noch empfinden, ohne auf Erden zu leiden — die Kronen der Ewigkeit nicht davon tragen, ohne im irdiſchen Leben zu kämpfen. Wie die Geduld, ſo der Erſatz, wie die Arbeit, ſo der Lohn — in demſelben Verhältniß, aber in viel größerm Maße. Je nachdem ich im Leiden Sanftmuth und Demuth geübt, Kraft der Ergebung gewonnen, meine Liebe bewährt und geſtärkt habe, bin ich der himmliſchen Freude empfänglich. Ich muß alles, alles verlieren, um alles zu gewinnen, alles entbehren, um alles zu beſitzen. Was iſt das Alles, was ich verliere und entbehre? Es iſt die Armuth der Welt. Was iſt das Alles, was ich gewinnen und beſitzen ſoll? Es ſind die unermeßlichen Schätze des Himmels.

Einſt, o einſt, wann dies Leben vorüber iſt — mit ſeiner Luſt und ſeinem Weh! — — wie bald wird es vorüber ſeyn!

Weichet einen Augenblick zurück, ihr Schmerzen des Lebens, daß ich jenes Einst denke, wie ich es in meiner Schwachheit vermag, daß ich es in mein Herz aufnehme. Dann möget ihr wieder über mich kommen; ich trage euch in Freuden bis zum Letzten.

19.

Die Ewigkeit.

Ihre Schrecken und ihr Entzücken.

Mannichfaltig sind die Schrecken, die den Menschen in seinem Leben ängstigen. Er erschrickt vor den Erscheinungen, die in ungewöhnlicher Gestalt vor ihn hintreten, vor den Uebeln, die, in dunkle Wolken gehüllt, sich in der Nähe oder in der Ferne drohend ihm zeigen, vor den Wahnbildern, die, von nächtlichen Träumen, von einem erhitzten Blute, von einer zerrütteten Einbildungskraft erzeugt, sich oft mit einer solchen Gewalt seiner bemächtigen, daß er sich nicht von ihnen befreyen kann.

Sogar die höhere Wahrheit, die ihm verkündigt, was nicht von dieser Welt ist, und deren Bestimmung zu seyn scheint, alle Unruhe des empörten Herzens zu stillen, hat ihre Schrekken. Der an das Kleine gewöhnte Mensch erschrickt, wenn sie sich ihm in ihrer Größe offenbart; der so vieles zu begreifen wähnt, erschrickt, wenn sie ihm in dem heiligen Dunkel ihrer Geheimnisse erscheint; der sein Herz der sinnlichen

Luſt ergeben — wenn ſie ihm eine Welt, die mit ſeinen Wünſchen und Beſtrebungen nichts gemein hat, ankündigt, ſogar als ſeine Heimath, das Ziel alles vernünftigen Trachtens bezeichnet; der in den Täuſchungen des Lebens Befangene — wenn er von ihr erfährt, es ſey nichts als Schein und Lüge geweſen, worauf er bisher ſein Vertrauen geſetzt; der ſeiner Schuld ſich bewußte — wenn ſie ihm mit ihrem, Ehrfurcht gebietenden, Geſetze und den ernſthaften Lehren, welche demſelben bey den Gemüthern der Menſchen Eingang verſchaffen ſollen, entgegen kommt; der mit ſeinem Gemüthszuſtande Unbekannte — wenn ſie ihm plötzlich ſein Inneres enthüllt, daß er ſein Verderben erkenne, und alles Elend, welches aus demſelben entſpringen muß.

Ohne dieſe Schrecken könnte ſie ihre ſegensvollen Wirkungen entweder gar nicht, oder doch nicht in ſolchem Maße hervorbringen. Gewaltſam ergreifen, tief erſchüttern, martern muß ſie oft das Herz, um es heilen zu können. Die meiſten, die durch ſie zu ihrem Frieden gekommen ſind, preiſen irgend eine Stunde der Angſt als die Stunde ihrer Erlöſung; und nie-

mand wird durch sie geheiligt, der nicht wenigstens die bangen Schauer der hocherhabenen empfunden hat.

Aber schon in dem gegenwärtigen Leben weichen bey denjenigen, welche dem stillen Einflusse der Wahrheit ihr Herz öffnen, die Schrecken derselben, die sich ihnen dort ganz in Entzücken verwandeln sollen, immer mehr den frohen Gefühlen, die sie ihren Freunden einflößt. Ja, dieselben Lehren, bey deren Betrachtung auch sie ein Grauen überfällt, werden ihnen, von einer andern Seite angesehen, Quellen eines unaussprechlichen Vergnügens. Denn das ist das Wesen der höhern Wahrheit, daß alle Gedanken, die sie in sich schließt, zugleich Gedanken des Schreckens und des Entzückens sind.

Mehr als von jedem andern gilt dies von dem Gedanken der Ewigkeit.

* * * * *

Schrecken ergreifen dich schon indem du die Ewigkeit nur zu denken strebst.

Du bemühest dich, du ringest mit allen deinen Begriffen, sie zu umfassen, zu ergründen — und vermagst es nicht; unter allem Unumfaß-

baren, Unergründlichen iſt ſie das Unumfaßbarſte, Unergründlichſte.

Du fragſt nach Anfang und Ende, und ſuchſt eine Mitte; und der Anfang weicht dir immer weiter zurück; das Ende zieht ſich immer weiter hinaus; nirgends wird eine Mitte gefunden. Damit allein vermagſt du dir die Ewigkeit zu bezeichnen, daß ſie ohne Anfang, Ende und Mitte iſt, daß aller Anfang und alles Ende in ſie hineinfällt — die anfangs- und endloſe.

Beſtürzt ſtehen hier deine Gedanken ſtill. Du ſtarreſt in eine finſtre Nacht hinein. Eine unermeßliche Höhe erhebt ſich; eine bodenloſe Tiefe ſinkt vor dir hinab; ein Meer ohne Ufer umfängt dich; und du ſinkeſt nieder vor dem unerforſchlichen Geheimniß.

Zähle die Blätter auf allen Bäumen, welche die Erde trägt, alle Spitzen des Graſes, welches dem Boden entſprießt, den Sand am Meer, die Tropfen ſeiner Fluth, die Sterne des Himmels. Du kannſt es nicht. Doch würdeſt du es können, wenn deine Kraft weiter reichte: denn für alle dieſe Dinge iſt eine Zahl. Für die Ewigkeit iſt keine. Denke dir Jahrtauſen-

de — Million zu Million. Wie oft kannſt du das in einer Minute — wie oft in einer Sekunde! Indeß, wenn du dein ganzes Leben hindurch, und, ſo dir dies geſtattet wäre, wieder Jahrtauſende hindurch ununterbrochen ſo fortdächteſt — Millionen zu Millionen: ſo wäreſt du noch eben ſo weit vom Ziele entfernt, als da du zu denken anfingſt.

Von jedem andern gibt es ein Bild und ein Gleichniß; nur von Gott — und der Ewigkeit nicht. Vergebens hat man in dem Ringe das Bild der Ewigkeit geſucht. Der Ring hat Anfang und Ende — nähmlich überall, wohin du ſie ſetzeſt, und, in Rückſicht auf ſeine Entſtehung, an einer beſtimmten Stelle. Darum mag er wohl ein Bild ſeyn von dem Kreislaufe der Zeit, dieſes Kindes der Ewigkeit, das mit jedem Augenblicke von neuem aus ihr geboren wird, aber nicht von der Ewigkeit ſelbſt, die ohne Bild und Gleichniß iſt. Wie vermöchte er auch nur den leiſeſten der Schauer in dir zu erwecken, die du bey dem Gedanken der Ewigkeit fühlſt? wie dir die ſchwächſte Ahnung von dem Großen zu geben, was in dem Gedanken der Ewigkeit liegt?

Aus der Ewigkeit tritt die Zeit, als die Offenbarung derſelben, unaufhörlich hervor, um ſich unaufhörlich wieder in ſie zu verlieren. Alle Zeiten umfängt die Ewigkeit, in der ſie entſtehen und untergehen. Sie ſchleudert die Jahrhunderte mit ihren Geſchlechtern ins Daſeyn, um ſie wieder in ſich aufzunehmen, und mit ſich zu vereinigen.

So gehört denn auch alles, was in der Zeit zum Vorſchein kommt, der Ewigkeit an; wie mächtig es ſich kund gebe, wie hoch es erglänze, wie weit es ſeine Strahlen verbreite, es muß ihr anheimfallen; wie feſt es ſtehe, es wird ſinken, und verſchlungen werden. Völker erſcheinen und verſchwinden; dieſe ungeheuern Weltkörper zerbrechen; dieſe nicht auszumeſſenden Räume ſtürzen zuſammen. Ohne Wandel und Wechſel, in allem Wandel und Wechſel unbeweglich ſieht die Ewigkeit ſtumm auf die Leichen der Zeit hernieder.

Einen Punct in der Unermeßlichkeit magſt du die Zeit nennen — das Größte, Dauerhafteſte in ihr ein Pünctlein in dem Puncte, ein Millionentheilchen des Tropfens, des Sandkornes. Kannſt du noch erſtaunen über dieſe Nie-

sammassen von Menschen zusammengethürmt; ob sie der Zeit Trotz bieten möchten, über diese Denkmäler der Wissenschaft und Kunst aus grauen Zeiten, über diese Rahmen, die durch Jahrtausende getragen werden, über diese glänzenden Körper, die weit über alle menschliche Erinnerung hinaus unverrückt in ihren Bahnen wandeln?

Und was bist du o Mensch? was sind deine Jahre auf Erden? was ist alle Herrlichkeit die dich umgibt? O betrachte dich doch mit Mitleiden, du Sohn des Tages, Staub, dem für den Augenblick eine Seele gegeben ward. Aber betrachte dich auch mit Erstaunen, daß du Ewigkeit ahnen, sie empfinden, nach ihr fragen kannst, daß unvertilgbare Gefühle und Bedürfnisse dich an sie fesseln.

Diese Ewigkeit ist es, welche Gericht hält.

Die Zeit richtet auch; aber wie unvollkommen bleibt ihr Gericht! wie vieles entzieht sich ihrer richtenden Gewalt! wie oft richtet sie höchst ungerecht! wie selten vermag sie ihre Urtheilsprü-

che zu vollziehen! und wie ſchnell gehen ihre Gerichte vorüber! Bald iſt keine Spur mehr von ihnen da außer der leiſen in dem Gedächtniſſe der Menſchen, die auch in kurzem verſchwinden wird. Darum erneuern ſich unabläſſig der Frevel und die Miſſethat. Das Gericht der Zeit ſoll uns das Gericht der Ewigkeit verkündigen, wie es ja auch aus der Ewigkeit ſtammt, von welcher es ſeine Schrecken hat. Die Zeit ruft die Ewigkeit zum Gericht auf; und dieſe wird nicht immer auf ſich warten laſſen. Wenn nun aber ſchon die richtende Zeit ein ſo furchtbarer Gedanke iſt; wer vermöchte die Schrecken zu ſchildern, welche das Gericht der Ewigkeit umgeben?

Die Zeit iſt in ihr Grab geſunken. In ſchweigendem Ernſte, in dunkel flammender Majeſtät erhebt ſich die Ewigkeit, nach ihrem Geſetze, mit ihrer Gewalt zu entſcheiden — unwiderruflich. Die Geiſter ſind verſammelt. Durch die Räume erſchallt ihre Stimme, die Stimme des Entſetzens; da zittern die Sünder und die Gerechten; da fallen die Blitze; da erbebet die Grundfeſte der Schöpfung; Verzweiflung er-

greift die Verurtheilten, und es heulet die Wehklage der Geſchlechter.

Alſo redet davon im Bilde ein altes prophetiſches Wort:

„Solches ſahe ich bis daß Stühle geſetzt „wurden: und der Alte ſetzte ſich; das Kleid „war ſchneeweiß, und das Haar auf ſeinem „Haupte wie reine Wolle; ſein Stuhl war eitel „Feuerflammen, und deſſelbigen Räder brannten „mit Feuer. Und von demſelben ging aus ein „langer feuriger Strahl. Tauſend Mahl tauſend dienten ihm, und zehntauſend Mahl tauſend ſtanden vor ihm. Das Gericht ward gehalten und die Bücher wurden aufgethan. (Dan. 7, 9. 10.)"

Welche ſind dieſe Bücher? Die Bücher, in denen verzeichnet ſtehen alle deine Gedanken, Worte und Werke, ſo daß auch nicht das Allergeheimſte fehlt, daß auch das Allergeheimſte offenbar wird, und ans Licht kommt was niemand ſah, und dein Schickſal mit durch dasjenige entſchieden wird, was in deinem Gedächtniſſe längſt untergegangen.

Achte nun auch auf die Zeugniſſe von der Ewigkeit, auf die Bilder ihrer Schrecken, die ſich dir darſtellen.

Sie ſchleudert dieſe leuchtenden Blitze aus ihrem dunkeln Schoße. Ihre Stimme hallet wie der Donner durch die Lüfte. Aus ihren Wolken heulet der Sturm dahin. Aus ihren Tiefen brauſet das Meer auf. Sie ſendet die Seuche, welche am Tage verderbet, und um Mitternacht tödtet. Sie iſt in der Angſt des Gewiſſens, in dem Laute des Entſetzens, in dem Jammergeſchrey zertretener Völker.

Stelle dich vor dieſe, ſchon an ſich ſo ſchrekkensvolle und durch ihr Gericht noch ſchrecklichere Ewigkeit, und ſage dann, wie zeigen ſich dir dieſer Pomp und dieſes Gepränge, womit der menſchliche Stolz einhergeht — ſind ſie mehr als ein thöricht Kinderſpiel? Was dünket dich von der Menſchen Ehre und Nachruhm? ſind ſie mehr als die Seifenblaſe in der Luft? In welcher Geſtalt erſcheinen dir die Reichthümer und die Lüſte der Welt? ſind ſie mehr, als der Schatten, der an der Wand dahin eilt?

Und für dieſe Dinge glühſt du? ſie ängſtigen dich noch mit Höllenangſt? : ſie ſetzen noch alle deine Kräfte in Bewegung? um ihrer willen verletzeſt du dein Gewiſſen?

So oft die Begierde nach denſelben in dir entbrennt: tauche ſie in die Schrecken der Ewigkeit, und alsbald wird ſie erlöſchen. So oft du zur Sünde gereitzet wirſt: ſetze der flüchtigen Luſt die Schrecken der Ewigkeit entgegen, und alſobald wird ſie von dir laſſen. Allenthalbenhin laß die Schrecken derſelben dich begleiten, daß ſie vor dem dich bewahren, worüber ſie das entſetzliche Gericht hält.

* * * * *

Doch wir vermöchten die Schrecken der Ewigkeit nicht zu ertragen, entfernen müßten wir ihren Gedanken von uns, um nicht demſelben zu erliegen, wenn nicht ein Weſen aus derſelben auf Erden erſchienen wäre, uns mit ihr zu befreunden, und ihre Schrecken, zwar nicht hinwegzunehmen, aber zu mildern, in ſanftere Schauer zu verwandeln.

In dieſem Weſen hat ſich die Ewigkeit mit der Zeit, und allen ihren Verhältniſſen und

Wandlungen, ihren Thaten, Leiden und Freuden vermählt, daß, wenn wir auch jetzt noch die Unergründliche nicht zu ergründen vermögen, wir sie uns doch überall nah finden, ihr vertraut werden, uns ihr mittheilen, von ihr empfangen können, überall ihre Zeichen sehen, ihr Wort hören, ihr Wirken wahrnehmen.

Durch dieses Wesen haben wir sogar das Vermögen erlangt, sie uns anzueignen, und nicht allein ihr Bild in unser Herz zu schließen, sondern auch ihrer Kraft und ihres Lebens theilhaftig zu werden. Und wie könnte das dich zu Boden drücken, wovon du selbst etwas in dir trägst?

So bald du mit diesem Wesen in Gemeinschaft bist, ist die Feindschaft zwischen dir und der Ewigkeit, bey welcher dir das Gericht derselben so fürchterlich seyn muß, durch eine geheimnißvolle That, in welcher die Ewigkeit am stärksten in die Nacht der Zeit hinein leuchtet, vernichtet. Diesem Wesen ähnlich, welches zu werden du von ihm die ewige Kraft empfängst, besitzest du was im Gerichte herrlich bestehet.

Nicht genug indeß, daß, indem du an dieses Wesen dich anschließest, die Schrecken der

Ewigkeit dich nicht mehr ängſtigen; der Gedanke des Schreckens wird dir zugleich ein Gedanke des Entzückens.

Du weißt nun, daß du ihr in einem Sinne, wie nichts von dem, was die Zeit hervorbringt und hinwegträgt, angehörſt — und ſie hinwiederum dir. Ich bin nicht bloß, darfſt du ſprechen, aus der Ewigkeit geboren; ſie iſt mir auch eingeboren; ich lebe in ihr und von ihr, ihre Triebe regen ſich in meiner Bruſt. Daher das Streben, ſie zu verſtehen, ſie mit den Dingen, von denen ich Eindrücke empfange, vornehmlich aber mit den Gefühlen und Beſitzthümern meines Herzens zu vereinigen. Darum ſuche ich mit dieſem feurigen Verlangen in dem Wandelbaren das Unwandelbare; ich wende mich traurig von dem Vergänglichen weg; nichts mag mir genügen, als was ich ewig behalten, und mit demſelben Sinne umfaſſen kann. Die ewige Wahrheit will ich, die ewige Liebe und Treue. Unabläſſig zieht ſie mich, durch die Triebe, die ſie mir eingepflanzt, zu ſich hin; ich fühle mich von ihr umſchlungen. Nie kann

ich mich aus ihren Reichen verlieren. Nur aus der Zeit kann man sich verlieren. Aber in dieser bin ich, nach allen Beziehungen, ein Fremdling. Mein Gut, mein Ziel, meine Luft sind nicht in der Zeit. Sie muß mich einmal frey geben; und dann gehöre ich ganz der Ewigkeit an. Jauchze, meine Seele! der Ewigkeit, die dich mit diesen mächtigen und heiligen Schrecken erfüllen kann, gehörest du selbst an, ihr Kind und Erbe bist du. Berge weichen, Meere vertrocknen, Welten zerbrechen, Sonnen erlöschen: du lebst, und stirbst nicht; ohne Aufhören leuchtet dein Licht, wirket deine Kraft; triumphirend ziehst du in die Thore der Ewigkeit ein, wenn du in der Zeit dein Ende erreicht hast. Mit ihren Banden hat sie dich gebunden; was vermöchte dich ihr zu entreißen?

In der Gemeinschaft mit jenem Wesen freuest du dich, daß die Ewigkeit Gericht hält.

Auch für dich fordert die Zeit die Ewigkeit — aber o, wie ganz anders! — zum Gericht auf.

Das Gericht der Zeit ist bey dir noch viel unvollkommner als bey dem Bösen. Weil sie dich nicht kennt, weil du ihr fremd bist, von ihr gehaßt wirst; darum läßt sie deinem Ver-

dienſte ſo ſelten Gerechtigkeit widerfahren, darum verweilt ſie bey jedem ungünſtigen Scheine mit ſo vielem Wohlgefallen, darum urtheilt ſie über deine Schwachheit mit dieſer ſchonungsloſen Härte, darum verurtheilt ſie dich, wo ſie die die glänzendſten Belohnungen zuerkennen ſollte. Fällt zuweilen ihr Spruch zu deinem Vortheil aus: ſo vermag ſie ihn meiſt entweder gar nicht oder nur zu einem unbedeutenden Theile auszuführen.

Wie leicht wirſt du das ungerechte Gericht der Zeit, das, mit ſeinen geringfügigen Wirkungen, ſchnell vorübergeht, und bald vergeſſen iſt, ertragen, wie wird dein Muth ſich aufrichten, wie dein Inneres frohlocken, wenn du dir die richtende Ewigkeit, deren Gericht zugleich das gerechteſte und das gnadenvollſte und das folgenreichſte iſt, vergegenwärtigſt!

Die Bücher werden aufgethan! Nun werden alle die hohen und ſchönen Gedanken, die in deinem Geiſte geleuchtet, alle die edeln Gefühle, die verſchwiegen dein Herz bewegt, alle die Thaten der demüthigen und glaubensfrohen Liebe, die du im Verborgenen verrichtet, offenbar; Ein Zug deines Gemüthes tritt nach dem andern

hervor; die ganze Geſtalt deines innern Weſens erſcheint im hellſten Lichte; und manchen Nahmen hört da mit freudiger Bewunderung die Ewigkeit, der in keinem Blatte der Zeit verzeichnet ſtand. Vergolten wird dir, wie die Ewigkeit vergelten muß, weil ſie Ewigkeit iſt, und wie ſie es allein vermag, da ſie alles beſitzet, und nichts ihr genommen werden kann. Nicht das kleinſte Werk der Liebe könnte die arme Zeit ſo vergelten, wie dir die Ewigkeit alles vergilt.

Vollenden will dich die Ewigkeit, alle Gebrechen von dir nehmen, von allem Irrthum, von aller Sünde dich befreyen, all deinen Mangel in Ueberfluß, alle deine Schwachheit in Kraft verwandeln, alle noch unentwickelten Kräfte entwickeln, alle ſchon wirkſamen erhöhen, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit dich führen, mit ihrem Weſen dich erfüllen. Hier ergießt ſich der Wahrheit heller Strom; hier ſtrahlet in ewigem Jugendglanze der Tugend herrliches Bild; hier trinken ſie aus dem Quell des Lichtes und der ewigen Stärke.

In den Schimmern der Ewigkeit müſſen

wir unſer Vollendung erblicken, um ihr ganzes Entzücken zu fühlen.

Zur Seligkeit will dich die Ewigkeit erheben. Was du in der Zeit nicht finden konnteſt, obwohl du es immer ſuchteſt, das gewährt dir die Ewigkeit — die unvermiſchte Luſt, und dieſe mit immer friſchem Reize, aus unerſchöpflicher Fülle in immer andern Geſtalten. Was du in der Zeit nur in einem gewiſſen Maße beſaßeſt, das macht ſie zu deinem völligen Beſitzthume, daß es in ſeinem Weſen, dir im Innerſten, und nach den Geſetzen der Ewigkeit das deinige iſt. Was du in der Zeit verlieren mußteſt, während du doch tief fühlteſt, es gehöre deinem beſſern Theile an, das gibt ſie dir verklärt zurück, und du wirſt ſeiner nimmer wieder verluſtig. Jeder edle Wunſch, den die Zeit unerhört abwies, geht in überſchwängliche Erfüllung; und zahlloſe Wünſche, die du jetzt noch nicht kenneſt, weckt und befriedigt die Ewigkeit.

Wie ſich dir in der Natur und in der Menſchenwelt Erſcheinungen darſtellen, welche dir

die Schrecken der Ewigkeit verkündigen: so begegnest du auch solchen, in welchen die Ewigkeit ihren Freudenschein durch die Zeit wirft.

Du siehest die Sonne in ihrer leuchtenden Majestät, du betrachtest sie in der Pracht ihres Aufganges und ihres Niederganges; der gestirnte Himmel zieht deine Gedanken aufwärts, frohe Umgestaltungen enthüllen sich deinem Auge; herrliche Ereignisse gehen an dir vorüber; heilige Antriebe erfüllen deine Brust; seliger Friede breitet sich in dir aus, und besänftigt allen Streit des Lebens; auf herrliche Thaten fällt dein Blick; große Gestalten, die das Mahl der Ewigkeit an ihren Stirnen tragen, richten sich vor dir auf; die Gräber reden zu dir von ihren Geheimnissen: da empfängst du ein schwaches Gefühl von dem Entzücken der Ewigkeit.

Denke das Entzücken der Ewigkeit, und frage dich dann, ob du noch über die Leiden der Zeit Klage führen dürfest. Was hast du denn gelitten, was kannst du noch leiden, das nicht vor der Ewigkeit zu nichts würde? Du leidest Tage, Wochen, Monathe, Jahre — und zwar

die empfindlichſten Schmerzen: iſt das noch der Erwähnung werth, da du die Ewigkeit mit ihrer Freude dein nenneſt? Und wenn du dein ganzes Leben hindurch die empfindlichſten Schmerzen litteſt, es wäre nicht der Erwähnung werth. Für den, welcher die Ewigkeit im Herzen trägt, iſt keine Zeit lang. Weigere dich nicht dem immer kleinen Schmerze der Zeit; ein Augenblick — ſo iſt er vorüber; ewig biſt du dann vom Schmerze frey — und ſelig. Denke das Entzücken der Ewigkeit und frage dich, ob du dich noch über die Opfer und Anſtrengungen, welche in der Zeit von dir verlangt werden, beſchweren dürfeſt. Um niedern Preis wirſt du dich doch wohl ſchämen das Hohe zu begehren; wie könnteſt du recht vertrauen ſeiner theilhaftig zu werden, wenn du nur Geringes dafür zu bieten hätteſt! je Größeres du dafür zu geben vermagſt, deſto freudiger wird in dir die Zuverſicht. Aber ſiehe zu, ob du denn wohl wahrhaft Großes zu geben habeſt. Das Gut, dem du entſagen ſollſt, wird ohnehin in Kurzem von dir genommen; und was iſt das dürftige gegen das reiche, herrliche, welches die Ewigkeit dir dafür gewährt? Die ſaure Arbeit, der du dich unterziehen ſollſt —

wie bald iſt ſie und alles Werk der Zeit vollbracht, und nun dein die überſchwängliche Belohnung der Ewigkeit! Mit der flüchtigen That der Stunde erkaufeſt du dir der Ewigkeit Glück.

Sucheſt du, was dich zu dem würdigen Beginnen begeiſtern könne: laß alles andre und blicke auf die Ewigkeit. Wozu wirſt du nicht Muth fühlen, was wirſt du nicht beſchließen, wenn du vor ihr der richtenden, der vollendenden ſtehſt.

Menſch, du herrlicher Sohn der Ewigkeit, faſſe beyde in dein Herz, ihre Schrecken und ihr Entzücken, daß beyde in dir Eins werden! Fühle in den Schrecken das Entzücken und in dem Entzücken die Schrecken! Zittre und freue dich! Zittre mit Freuden, freue dich mit Zittern! So lebſt du der Ewigkeit würdig, und ſie wird dir einſt nichts als Entzücken ſeyn.

20.

Der Troſt der Vergänglichkeit.

Bey der Vergänglichkeit ſoll ich Troſt ſuchen? In eine Welt der Schatten weiſeſt du den, der nach dem Lichtreich verlanget — in die Wüſte, wo das Leben geſtorben iſt oder trauernd vergeht, den, der nach Leben durſtet?

Der Vergänglichkeit fließen ja eben meine heißen Thränen; ſie — ſie hat dem Herzen die tiefe Wunde geſchlagen. Als ſie die Freude von ihm hinwegnahm, da fiel das dunkle Weh an dieſes Herz, welches es jetzt feſt umklammert hält. Der Mörderin meines Glückes, die nur tödten, aber nicht wieder ins Leben rufen kann, ſoll ich mich in die Arme werfen, daß ſie die wunde Bruſt heile? die finſtre Spur, die ſich unter Gräbern verliert, ſoll ich verfolgen, daß mit es in mir Tag werde — dort, wohin auch kein matter Schimmer fällt? An die öden Ufer des Stromes, der das hinwegriß, warum ich weinte, und noch alles mit ſich fortwälzen wird, was ich beſitze, ſoll ich mich ſtellen, die Woge, welche die Leichen trägt, zu verfolgen, oder in

die trübe Fluth, in welche Eins nach dem andern verſinkt, zu ſchauen, damit meine Thränen gelinder fließen?

Ach, aller meiner Schmerzen muß ich die Vergänglichkeit anklagen: wie möchte mir von ihr auch nur Ein Gefühl der Erquickung kommen? Wann meine Seele des Leides begehrt, von dem ſie jetzt angefüllt iſt: dann, dann verweilet ſie auf den ſchauervollen Plätzen, welche die Vergänglichkeit mit ihren Ruinen bedeckt hat.

Aber eben darum laß ſie auch jetzt da verweilen; was du da findeſt, das iſt dir jetzt am meiſten Noth. Denn was kann dir in der Heftigkeit des Schmerzes wohl beſſeres begegnen, als daß dieſer Schmerz in Wehmuth zerfließe. Auf andre Weiſe kann er dir nimmer geſtillt werden, und eher kommt kein Troſt in dein Inneres, als bis es die Wehmuth dem beſänftigenden Gedanken aufgeſchloſſen hat. In der wehmüthigen Stimmung des Gemüthes aber biſt du recht geſchickt, zu erwägen und zu fühlen, was dich tröſten kann; du erwägeſt es — denn das iſt dir jetzt Bedürfniß — und es ergießt ſich

durch all dein Leben. Den Bewegungen der ſtillen Trauer geſellet der Troſt, da er in ihnen ſeine Vertrauten findet, ſo gern ſich zu, um ſich feſt an ſie zu hängen. In der Wehmuth ſelbſt liegt ſchon etwas Getröſtetes und forthin Tröſtendes — ein Ahnen des Glaubens und der Hoffnung, ein mattes Aufblicken zu den Geſtirnen, die durch die Nacht leuchten; und das ſchwere Herz fühlt ſich erleichtert, während die Thräne aus dem Auge ſtürzt.

Was iſt aber mehr geeignet, dich in Wehmuth zu verſetzen, und in dieſe deinen Schmerz aufzulöſen, als die Betrachtung der allgemeinen Vergänglichkeit. Die Töne der Klage erwachen in deiner Bruſt, indem du ſiehſt wie alles ſeinen Weg wandelt — vorüber — hier eilend und einander drängend, dort im feyerlich ſchweigenden, langſamen, aber ununterbrochenen Zuge — indem du erblickeſt neben der Wiege das Grab, neben dem blühenden Leben Moder der Verweſung, neben der jauchzenden Freude den hoffnungsloſen Gram in ſeine dunkeln Gewänder gehüllt — überall Geſtalten, welche erbleichen und verſinken, Häupter, die ſich neigen, Augen, die ſich ſchließen, Lippen, die verſtummen,

Herzen, welche brechen. Was du hier wahrnimmſt, das iſt nicht mehr dein eignes — es iſt fremdes Leiden, das Verhängniß über dem Geſchaffenen; und nun erſcheint dir dein eignes Leiden nicht als das eigne, ſondern, wie es in dem Leiden aller Kreatur begriffen iſt. Was du beweineſt, das wandelte mit auf dem Wege — vorüber — mit in dem ſchweigenden Zuge.

Wird nicht dein Schmerz ſich gern ſolchen Betrachtungen hingeben, die ihm ſo nahe verwandt ſind, an denen er ſich unterhält und erneuert, während er zugleich von ihnen ſüße Linderung empfängt? die du floheſt, da es dir wohl ging, um nicht von ihnen im Genuſſe deines Glückes geſtört zu werden, die ſucheſt du jetzt auf, weil ſie, wie nichts anders, der Verfaſſung deiner Seele zuſagen.

In der Vergänglichkeit erkenneſt du das Geſetz der Natur, die Bedingung, unter welcher alles Irdiſche des Daſeyns theilhaftig wird; was kommt muß gehen, was geboren wird muß ſterben, auf jeglichen Morgen folgt ein Abend.

So wirſt du inne, daß dir nichts Sonder-

liches widerfahren ſey, da deines Herzens Luſt von dir genommen wurde. Du hätteſt dies erwarten, und dich damit vertraut machen ſollen; den Vorbereiteten würde es weniger hart getroffen haben. Indeß auch jetzt wird dir die Faſſung deines Gemüthes, die Ergebung in das Unabwendbare leichter werden, wenn du dir dieſes als ein ſolches recht bekannt macheſt, und dir völlig klar wird, dir ſey nichts begegnet, als was in die ewige Ordnung der Dinge gehört. Indem du dir dieſe durch öftere Vergegenwärtigung befreundeſt, befreundeſt du dir zugleich, was nach derſelben über dich herein gebrochen.

Wie könnteſt du dich überdies gegen etwas auflehnen wollen, was in die ewige Ordnung der Dinge, die du doch als eine heilige und wohlthätige verehren mußt, gehört? Wie ſollte nicht vielmehr dein Verſtand, der dieſes eben für das Beſte erkennt, allmählig auch dein Herz gewöhnen, es zu billigen und ſich zufrieden zu geben — das Herz, das in der ewigen Ordnung der Dinge die höchſte Weisheit anzubeten von ſeinem Glauben getrieben wird?

Nichts iſt dem Unglücklichen verderblicher,

als die Beſchränkung auf ſich ſelbſt in der Betrachtung ſeines Mißgeſchicks. Es geſchieht dabey nur zu leicht, daß er ſich, wo nicht als den Einzigen, doch als Einen von den wenigen, über die ſolches verhängt worden, auf jeden Fall als einen Ausgezeichneten anſieht. Dieſer Wahn wühlt neue Schmerzen in ihm auf — und mit ihnen eine geheime Erbitterung. Sein Stolz gefällt ſich in demſelben, und indem er ihn zu unterhalten und zu beleben ſucht, vergrößert er nicht allein die Schmerzen und die Erbitterung, ſondern verſtärkt auch ſich ſelbſt und alles eigenſüchtige Weſen, wodurch die Unruhe des Gemüthes bis zur wilden Empörung aller Kräfte ſteigt. Kannſt du aber einem ſolchen Wahne noch wohl Raum geben, wenn du auf das allgemeine Loos der irdiſchen Naturen einen Blick wirfſt, und inne wirſt, wie überall die Wunden bluten, welche dir geſchlagen ſind.

Nicht bloß durch den Triumph des gekränkten Ehrgeizes, ſondern auch durch die demüthig theilnehmende Liebe vermagſt du aus dem Gedanken, daß andre mit dir dieſelben Uebel erdulden, Linderung für deine Schmerzen zu nehmen. Während das unedle Gemüth ſich daran

ergötzt, Andre, die ſich vielleicht ihres beſſern Geſchickes überhoben hätten, niedergebeugt zu ſehen, läßt das edle dadurch ſeine Aufmerkſamkeit von ſeinem Schmerze ab- und auf den fremden hinlenken, und wendet dieſem einen Theil der Empfindungen zu, die jener an ſich gefeſſelt hatte; das eigne Leiden mildert ſich im ſanftern Mitgefühle. Weniger heftig wirſt du um das, was von dir gewichen iſt, trauern, wenn du auch für das fallende Laub, für die welkende Blume, für all die Freuden, die dem Menſchen entfliehen, für alles, was neben dir kränkelt, altert und ſtirbt, eine Thräne haſt.

Die allgemeine Vergänglichkeit, von der du die Luſt deiner Tage verſchlungen findeſt, verkündigt dir tröſtend das Ende deiner Leiden und das Erſcheinen neuer Freuden in deinem verarmten Leben.

Wie das Frohe, ſo wandelt auch das Traurige ſeinen Weg; alles muß dahin und vorüber, und keinem iſt eine bleibende Stätte gegönnt. Die Finſterniß vertreibt das Licht; aber bald

wird im Morgen der Himmel ſich röthen, die Schatten weichen, die hohe Königin des Tages zieht in leuchtender Majeſtät herauf, und die wonnetrunkene Schöpfung ſingt ihr Jubellieder. Aus den Ruinen, in welche die verheerende Flamme die bequemen und kunſtreichen Wohnungen der Menſchen verwandelte, erheben ſich Prachtgebäude. Die Wüſte, welche der zertretende Krieg hinter ſich ließ, blüht in reitzende Gefilde auf, da ſchimmern die Farben, da duften Kräuter und Blumen, da wallet und woget die Saat, da prangt im dunkeln Laube die goldne Frucht. Leben und Geſundheit kehrt in die erſtorbenen Glieder zurück. Der Gebeugte richtet das ſchwere Haupt mit verjüngter Kraft empor. Um den Verfolgten, Vertriebenen, Geächteten drängen ſich, die um ſeine Gunſt buhlen. An der Stätte des Todtengebeines hüpfen in muntern Spielen liebliche Kinder, und winden ſich Kränze von den Blumen des Hügels, der die Verweſungen bedeckt.

Wo alles wechſelt und nur Augenblicke beſteht, da ſollteſt du eine lange Dauer des dich drückenden Mißgeſchickes fürchten?

Sprich nicht: was hilft mir der Wechſel

der Erſcheinungen, wenn ſie alle dieſelbe Geſtalt tragen? was hilft mir das Entweichen der Nacht, wenn auch der Tag in düſtre Wolken ſich hüllt? Nur kurze Zeit mögen die wechſelnden Erſcheinungen dieſelbe Geſtalt tragen, auch hierin herrſcht das Geſetz der Vergänglichkeit. Heitre, glänzende Tage reihen ſich an die in düſteres Gewölk eingehüllten — und auch dieſe unterſcheiden ſich von den Finſterniſſen der Nacht.

Und wie kannſt du ſagen: es iſt gar kein Anſchein da, daß es mit mir werde anders werden, alle Umſtände vereinigen ſich ja, das Ungemach an mich zu feſſeln? War denn ein Anſchein da, daß jener Begüterte in bittre Armuth ſinken, jener Hochgefeyerte ein Gegenſtand des allgemeinen Spottes werden, daß dieſen kräftigen Mann ein ſchleichendes Fieber verzehren, daß jenes blühende Kind eine Beute des Grabes werden würde? Betrachte doch dieſe Veränderungen um dich her: wie viele von ihnen hat man auch nur vermuthen können — wie viele ſind ſogar wider alles Erwarten eingetreten? Gehört nicht auch dies zu dem Weſen der allgemeinen Vergänglichkeit, daß häufig gerade das Gegentheil von dem geſchehen muß, wozu,

nach unſrer Anſicht, ſich alle Umſtände vereinigt haben? ſind nicht auch die Umſtände unter dem Spiele des Wechſels begriffen? und iſt nicht ſchon die Umgeſtaltung eines einzigen hinreichend, alles in ein andres Verhältniß zu ſtellen?

Aber du haſt verloren, was du in dieſem Leben nimmer wiederfinden wirſt, und was dir auch durch nichts erſetzt werden kann. Mag wandeln und umkehren was da will — das Grab gibt ſeine Todten nicht wieder, und die Treue kann nicht von dem laſſen, dem ſich die Liebe verbündet hat. Suche du doch bey der Vergänglichkeit deinen Troſt — nicht bey der Vergänglichkeit deines Schmerzes, die, wenn du ſie glauben könnteſt, weit entfernt dich zu tröſten, dich zur Verzweiflung bringen müßte — und dein Schmerz iſt in ſeiner Dauer wie deine Liebe — auch nicht bey dem Gedanken, daß dein Schmerz ſich mit der Zeit zur ſanftern Trauer herabſtimmen werde, vermöchteſt du dieſen Gedanken zu faſſen, wie du es jetzt nicht vermagſt, er würde dir ohne die geringſte Wirkung wieder verſchwinden, nein! eher möchteſt du vor ihm erſchrecken, als von ihm Troſt em-

pfangen. Suche ihn bey der Vergänglichkeit deines Lebens. Wirst du denn nicht auch in das stille Reich einkehren, wo jenes wohnt, um welches deine Thränen fließen? Wird das Grab, das seine Todten nicht wieder gibt, nicht dich zu deinen Todten nehmen? Wie das Laub abfällt, so fällst du auch ab; wie der Tag untergeht, so verlöscht dein Licht; wie die Pulse des Lebens außer dir still stehen, so stehen einst alle deine Schmerzen still, und aus der Wunde fließt kein Blut mehr. Laß dir die allgemeine Vergänglichkeit die Flucht deiner Jahre verkündigen.

„Ach, die allgemeine Vergänglichkeit, wie „auch mein Leben ihr angehört, kenne ich „wohl; aber von der Flucht meiner Jahre weiß „ich nicht. In schweren Tagen und Stunden „schleppen sie mühsam sich fort, in Minuten „und Secunden kriechen sie am Boden dahin, „von dem Sandkorne aufgehalten." So scheint es dir, wenn du sie an sich selbst betrachtest. Aber schaue einmal in den großen Strom — wie schäumen und brausen seine Wogen! wie reißend stürzet die Fluth an dir vorüber! Siehe

in den ſchäumenden, brauſenden deine Jahre, ſiehe wie ſie fortſtürzen mit der reißenden Fluth.

Nirgends iſt dir der groſſe Unvergängliche ſo nahe, als in der Betrachtung der allgemeinen Vergänglichkeit; und je tiefer dir das Gefühl derſelben in das Herz geht, deſto tiefer — deſto mächtiger durch dein ganzes Weſen empfindeſt du, daß der Unvergängliche Iſt. Unter den Leichen des Tages und den Niederlagen der Jahrhunderte, wo der Menſch um ſein zerſtörtes Glück jammert, und die Völker über ihre betrogenen Hoffnungen wehklagen, jauchzet es in dir laut auf: du aber bleibeſt, wie du biſt, und deine Jahre nehmen kein Ende.

Ein Vergehendes ohne Bleibendes wäre ein Strom ohne Bette und Ufer. Durch das Bleibende beſtimmſt du das Vergehende, Bette und Ufer ſagen dir, daß der Strom abfließt. Wo willſt du aber das Bleibende ſuchen? Die Welt hat es nicht, ſie iſt es auch nicht — ſie iſt mit im Strome. Dein Ich iſt es nicht — es iſt mit im Strome, und vermag ſich nur

dadurch der anbringenden Fluth zu erwehren, daß es an dem, was ihm das Ufer entgegenreicht, ſich befeſtigt. Ueber der Welt und über deinem Ich mußt du Ihn ſuchen — den Lebendigen von Ewigkeit zu Ewigkeit, den Beſtehenden, an dem der Sturm vorüber, unter welchem er hinrauſcht, und von welchem gehalten wird, was er nicht mit fortreißen ſoll.

Wenigſtens des Gedankens der Unvergänglichkeit bedarfſt du, um des Vergänglichen Begriff und Nahme zu finden. Allein wie ſoll dieſer Gedanke in einem Weſen wohnen, das ſelbſt vergänglich iſt? Wie möchte der Traum im Traume dir Zeugniß geben, daß dieſer nur ein Wahnbild ſey. In dem Gedanken der Unvergänglichkeit beſitzeſt du das Wahrhaftige; und dieſer Gedanke, mit dem an denſelben geknüpften unvertilgbaren Verlangen, iſt das Leben des Unvergänglichen in dir — ſein Zug in deiner Seele zu ihm hin — und dein Beſtehen, wo alles dahin fällt. In der allgemeinen Vergänglichkeit enthüllt ſich dir der Unvergängliche.

Die Unvergänglichkeit iſt nicht allein Geſetz der Natur, du findeſt ſie auch ſelbſt unter einem Geſetze, das, unvergänglich über dem

Vergänglichen ſchwebend, nur von dem Unvergänglichen ſtammen kann. Regel und Ordnung leuchtet dir aus allem Wechſel entgegen: denn ſeine Wahrheit währet für und für, es gehet täglich nach ſeinem Worte, und alles muß ihm dienen.

Dieſer iſt in aller Noth deine Zuflucht, in aller Traurigkeit dein Troſt — dieſer und ſeine unvergängliche Liebe, das Wort des Getreuen und Wahrhaftigen. An ſein Herz ſinkſt du, wenn man von allen Plätzen, wo du ruhen möchteſt, dich auftreibt; in Ihm beſitzeſt du unverlierbar alles, wenn dir alles genommen wird. Er weilet bey dir in der Einſamkeit, wo deine Freunde alle weggegangen ſind — und wird nie von dir laſſen. An deinem Krankenbette wacht er, während daſelbſt auch der bewährteſten Treue das müde Auge zufällt. Von dem Unvergänglichen kommt deine Hülfe — du darfſt nicht vergebens auf ſie warten; aus der ewigen Quelle fließt die Stärke deiner Seele — ſie darf nicht in ihrer Ohnmacht verzagen. In harter Armuth biſt du reich; von Mächtigen verfolgt wohneſt du unter ſicherm Schutze; ver-

ſtoßen und geächtet leiſt du in der ſchönen Heimath.

Der Unvergängliche leitet dich die Wege, die du geheſt, mitten durch das Vergängliche, Einſtürzende, Dahingeſunkene. Seine Weisheit, ſeine Liebe, die unvergängliche, hat dieſe Wege gewählt; es ſind die Wege zum unvergänglichen Glücke. Himmel und Erde werden vergehen, aber ſein Wort vergehet nicht; das Gras verdorret, die Blume verwelket; aber das Wort des Herrn bleibet ewig; und dieſes Wort iſt das Licht auf deinem Wege.

Seine Hand hälſt du feſt — und ſie hält dich feſt, wenn es um dich her wankt, und du mit wankeſt; dieſe Hand fühlſt du, das iſt dein Beſtehen im Wechſel, deine Fortdauer in der allgemeinen Vergänglichkeit — das Bewußtſeyn des ewigen Lebens.

In der Gemeinſchaft des Unvergänglichen, durch den du den Gedanken und das Verlangen der Unvergänglichkeit haſt, weißt du von keinem Tode mehr. Du ſollſt nicht immer um das Vergängliche trauern; er führt dich in ſein unvergängliches Reich, wo nun unvergäng-

lich dein iſt, was du mit blutigen Thränen dahingeben mußteſt.

Je weiter du die Herrſchaft der Vergänglichkeit verbreitet ſiehſt; deſto ſtärker muß in dir der Glaube werden, daß das Edle, dem du dein ganzes Herz geweiht, einen andern Ort habe, wo ihre Macht aufhört. Das Gut des reinen Gemüthes, das deine frömmſten Triebe umſchlungen hielten, haſt du nicht verloren, du kannſt es nicht verlieren; aus dem Strome der Vergänglichkeit iſt es dir gerettet, und an das Herz des Unvergänglichen gelegt, wo du auch einſt ruhen wirſt.

Der Unvergängliche über dir ſichert dir Unvergängliches in dir — den geprüften Glauben, den reinen Willen in ſeiner kräftigen Entſchloſſenheit, die edle Liebe mit ihren ſanftern Schmerzen und ihrer heiligen Wonne, alles was göttlicher Art du in dir gebildet. Dieſes begleitet dich in das Unglück, in die Gefahr, in den Tod — allenthalben deines Herzens Troſt und Zuverſicht. Die Meinungen verſchwinden, die Wahrheit bleibt; die Wünſche wechſeln, der lautre kräftige Wille ſteht unerſchütterlich feſt; die Luſt der Sinne eilt von

dem Einen zum andern hin, die edle Liebe mit ihren sanftern Schmerzen und ihrer heiligen Wonne wohnt unwandelbar im Gemüthe; und nimmer höret auf, nach Gott hin zu streben was göttlich ist. Nirgends fühlst du stärker, trostreicher, freudiger das Unverlierbare dieses Besitzes als indem, mit dem vollen Bewußtseyn seines unvergleichbaren Werthes, dein Blick auf der allgemeinen Vergänglichkeit ruht.

21.

Am Todtenfeste.

Den Todten weihen wir dieses Fest — wir, die wir noch im irdischen Leben wallen, denen, welche Gott bereits hinweggerufen hat.

Wir weihen es allen, die, nachdem sie hier ihren Lauf vollendet, in die andre Welt aufgenommen worden, die hier gewirkt — und nun von ihrer Arbeit ruhen, die hier gefühlt, gelitten und sich gefreut — und nun hier nicht mehr fühlen, leiden und sich freuen, die einst über diese Erde gingen — und nun in ihrem Schoße schlafen. Das dunkle Reich des Todes öffnet sich unsern Blicken, vor unsern Augen sinken die Geschlechter hinab; uns selbst, mit allem, was uns umgibt, sehen wir hinabsinken; wir sehen den blühenden Menschen und neben ihm sein Grab. Da ergreift uns mächtig der Gedanke unsrer Sterblichkeit, daß wir im drängenden Leben still stehen, und erwägen, es habe ein Ende mit uns. Aber lichthell und tröstend erhebt sich auch aus der düstern Gegend der Gedanke des ewigen Lebens, wie das Gestirn

in der Mitternacht leuchtet, daß wir nicht trauern wie die, welche keine Hoffnung haben.

Mit einer Bewegung des Herzens widmen wir dieses Fest den edeln Entschlafenen, von deren Leben uns Kunde geworden, sey es durch die Nachrichten, die uns andre von denselben gegeben, sey es durch das, womit sie im Leben wirkten, und was sie uns im Tode hinterlassen haben, oder dadurch, daß sie selbst vor unsern Augen gewandelt — allen, von denen in unserm Kreise ein rühmliches Gedächtniß geblieben, deren Wort uns gelehrt und gewarnt, ermuntert und gestärkt, deren Beyspiel uns erbaut, angetrieben, erhoben, deren hülfreiche That uns Gutes zugewendet, deren Trost uns das Herz erquickt hat. Ihr ehrwürdiges Bild richtet sich vor uns auf, und wir hören wieder ihr Wort, sehen ihr Beyspiel, erfahren ihre Hülfe, fühlen tief im Herzen ihren Trost.

Zu allermeist aber und mit der tiefsten Empfindung weihen wir es den theuern Wesen, die der Tod von den Herzen, welche ihnen ewig zugethan bleiben, hinweggenommen hat, und von denen wir, da sie im Leben unsre

Freude und Wonne waren, nichts übrig behalten haben, als das Andenken und den Schmerz.

Nicht bloß heute, nein alle Tage gedenken wir ihrer — in stiller Wehmuth oder mit heißen Thränen. Aber es ist uns Bedürfniß, einen Tag zu haben, der ihnen ganz angehört, daß wir in völliger Sammlung, ungestört und ungetheilt uns mit ihnen beschäftigen können. Diesen Tag weiht ihnen unsre ehrende Liebe, unsre Dankbarkeit, das Verlangen nach Trost, die Sehnsucht nach neuer Vereinigung, die Sorge für unser eignes Heil.

Wären auch schon Jahre seit ihrem Abschied dahingegangen: wir weihen ihnen doch diesen Tag, und es soll uns heute zu Muthe seyn, als wären sie erst vor einigen Wochen gestorben.

Aber ganz vorzüglich ist er doch ein Fest für diejenigen, denen noch die frische Wunde blutet, die in dem leeren Gemach, an den verödeten Plätzen nicht mehr finden, was sie vor wenigen Monaten dort noch im fröhlichen Leben erblickten, nicht mehr hören, was da noch ihrem Ohre so süß klang, da sie in diesem Jahre das Geliebte zu Grabe getragen.

Mit den Entschlafenen, welche wir die

Unſrigen nennen, ſoll ſich heute zunächſt unſere gläubig fromme Liebe beſchäftigen; ſo gebietet es das Herz, und indem wir dieſes Feſt als ein Feſt geliebter Todten begehen, wird es auch zu einem Feſte derjenigen Vollendeten, die nicht mit uns in näherer Verbindung geweſen ſind.

Die Geliebten ſind nicht mehr bey uns!

Es gab eine Zeit, wo ſie es waren; wir freuten uns ihrer Gegenwart, ihr Blick traf, ihre Hand berührte uns, wir hörten ihre Stimme, wir tröſteten uns ihrer Nähe, wir konnten zu ihnen eilen, ſo oft es uns zu ihnen trieb.

Dieſe Zeit iſt dahin — und kommt nie wieder. Wir werden uns nicht mehr ihrer Gegenwart freuen, ihr Blick trifft — ihre Hand berührt uns nicht mehr, ihre Stimme dringt nicht in unſer Ohr, uns tröſtet nicht mehr ihre Nähe, wir eilen nicht mehr zu ihnen hin. Noch iſt da, was uns zu ihnen hindrängte; ſie aber ſind nicht mehr da.

Sollen wir bey dieſen traurigen Gedanken ver-

weilen — oder ſollen wir uns ihrer nicht vielmehr aus allen Kräften erwehren?

„Es hat mir ſo viel Mühe gekoſtet," ſprichſt „du, „den Schmerz, der mein Inneres zerrüt„tete, meine Kraft lähmte, mir das Leben ver„haßt machte, zu überwinden und zu tödten: „und nun ſollte ich ihn ſelbſt wieder ins Leben „rufen? Kaum ſind mir die guten Tage zurück „gekehrt: und ich ſollte ſie von mir weiſen, daß „ſie den finſtern ihre Stelle einräumen? Würde „ich damit nicht gegen mich ſelbſt feindſelig „handeln?"

Aber hat es dir denn auch wirklich Mühe gekoſtet, des Schmerzes los zu werden? oder hat er nicht vielmehr, da er ſich nicht einmal recht deiner bemächtigen konnte, dich ſchnell und willig frey gegeben, daß du dich kaum rühmen darfſt, ihn erkannt zu haben? Und hätte es dir Anſtrengung gekoſtet, ihn zu überwinden und zu tödten: ſo ſiehe wohl zu, ob du nicht etwas mit überwunden und getödtet haſt, was immer in dir leben ſoll. Ach du vermiſſeſt diejenigen nicht mehr, die dir ſo genau verbunden, in ſo inniger Liebe zugethan geweſen. Du lebſt wieder in allen Zerſtreuun-

gen der Welt, und dir iſt zu Muthe, als ob es nie anders geweſen wäre, wie es jetzt iſt. Hältſt du ſo Treue und Glauben? Ehreſt du ſo das Gedächtniß derer, die ſich vielfältig um dich verdient gemacht, die für dich gearbeitet und gelitten haben? Damit du, was heilig iſt, nicht ganz und gar erniedrigeſt und frevelnd verletzeſt, thut es Noth, dir heute die Veränderung, welche mit dir vorgegangen, lebhaft zu vergegenwärtigen, und alle Gefühle deines Herzens für dieſelbe aufzuregen.

Oder darfſt du ſagen: „ich denke, ich fühle „es ja täglich und ſtündlich; es verfolgt mich „allenthalben hin, ich ringe unabläſſig mit mei„nem Schmerze, und kann nicht von ihm frey „werden, ich vermag nicht einmal ihn zu einer „ſanftern Traurigkeit herabzuſtimmen?" Nun, ſo iſt eben dies ein Beweis, daß du es noch nicht recht gedacht. Dein Denken iſt ein dunkles Schweben und Träumen geblieben. Was ſich mit dir zugetragen, muß dir völlig und nach allen ſeinen Theilen und Beziehungen klar werden: dann wird ſich dein Schmerz von ſelbſt beſänftigen, und dein Herz wird ſich gern allen Einflüſſen des Troſtes öffnen. Darum betrachte,

heute genau, wie es mit dir ſteht, was war und nicht mehr iſt, und wie es geworden.

Gedenke an dieſem Feſte der Todten ihres Dahinſcheidens.

Auch ihres Dahinſcheidens? Auch dieſes Schreckliche, wovon mein ganzes Weſen in Aufruhr geräth, wovor jeder Gedanke erblaßt, ſoll ich mir in Erinnerung bringen — die dunkeln und bangen Stunden, die mir genommen haben, wovon meine Seele nicht laſſen wollte, wo ich das Entſetzliche ſah und hörte, wo es in mir wühlte — dieſe fürchterlichen Stunden, die ich um jeden Preis aus meinem Leben vertilgen möchte?

Ja, auch jenes Schreckliche, auch jene dunkel-bangen Stunden ſollſt du dir heute in Erinnerung bringen. Was da geſchehen, das iſt genau ſo, wie es erfolgt iſt, nach dem Rathe Gottes geſchehen, daß es dir heilſam werde; dies vermag es aber nur in der Erwägung.

Und haſt du denn bloß das Schreckliche geſehen? nicht auch das in Wehmuth Wohlthuende — die ſanfte Auflöſung, das Ende der Schmerzen,

den Frieden des ewigen Lebens auf des Sterbenden — die heilige Ruhe auf des Todten Angesicht? Hast du bloß die Töne des Schmerzes, das Aechzen der beklommenen Brust gehört? nicht auch unvergeßliche Worte, Worte der Lehre, des milden Trostes, der zärtlichen Besorgniß, der segnenden Liebe?

So mögen denn heute der ernsten Betrachtung jene Tage und Stunden, die so finster durch unser Leben gegangen, und jetzt mit dunkelm Schweigen in den Schatten der Vergangenheit stehen, jene Tage und Stunden — von der ersten bangen Besorgniß, die steigende Angst hindurch, bis zur fürchterlichen Entscheidung — wieder kehren, und alles, was in denselben sich begeben, und die tiefsten Kräfte unsers Wesens in Bewegung gesetzt, uns von neuem erscheinen, daß es von neuem gefühlt — geliebt werde.

Wir treten, o Ihr Geliebten, im Geist vor Euer Bette. Wir erblicken Euch in Euern großen Leiden, in Euern heftigen Kämpfen, in Euerm kalten Schweiße, und vermögen Euch keinen Beystand zu leisten; Eure Wehklage, Euer Stöhnen zerreißt uns das Herz, und wir

ſind nicht im Stande, Euch die geringſte Linderung zu verſchaffen. Im heißen Flehen um Hülfe aus der Höhe, um Eure Erhaltung, um Milderung Eurer Leiden, um Erquickung in Euerm Schmerze werfen wir uns, die Hände ringend, vor Gott nieder. Immer geringer wird unſre Hoffnung, immer größer unſre Angſt, immer quälender von Augenblick zu Augenblick unſer Warten. Immer ſchwächer werden die Seufzer und Klagen der erſchöpften Natur; immer matter ſchlagen die Pulſe des Lebens. Aber immer wirkſamer wird, indem ihr ſelbſt das nahe Ende empfindet, der Glaube und der Troſt der Gerechten, die in dem Herrn ſterben. Ihr blicket noch einmal zärtlich uns an, ihr reichet uns noch einmal die treue Hand, und nehmet, mit ſchwacher Stimme das Lebewohl ſtammelnd, und Gott uns befehlend, von uns Abſchied. Nun iſt das Licht erloſchen, die Schmerzen ſind geſtillt, der letzte Hauch iſt entflohen, es iſt alles vorüber, Ihr habt überwunden, in dem Herrn ſeyd Ihr entſchlafen. Im Gebete ſinken wir jetzt vor der Leiche nieder, von welcher wir damals uns wegwenden mußten, weil wir es nicht zu tragen vermochten.

Warum ſollten wir nicht heute bey dem verweilen, was ja nun auf ewig vorüber iſt, und uns den Troſt Eurer Erlöſung tiefer in das Herz gibt. Zu einer andern Zeit, vornehmlich da, wo der Troſt uns fremd geworden, und ſie in heftiger Erſchütterung den Muth des Lebens brechen würden, wollen wir dieſe Bilder von uns entfernen, und hellere an ihre Stelle rufen. Heute, wo das ſtille Feſt das Herz ſo ſtill macht, und ihm ſo viel Beruhigung bringt, heute gebieten uns Achtung und dankbare Liebe, ihnen wenigſtens einige Augenblicke zu ſchenken.

Aber auch heute dürfen und ſollen wir uns das Hellere, das Licht-Frohe vergegenwärtigen — das, was jetzt nicht mehr iſt, aber doch einſt war, in lieblichen Schimmern durch unſre Tage leuchtend, und darum in einem gewiſſen Sinne nie ſeine Wirklichkeit einbüßen kann, ſondern immer und ewig ſeyn wird — ihr ſchönes Leben mit uns, das Leben in dem Herrn: denn die deine Seele mit ihren reinſten Empfindungen geliebt hat, die in dem Herrn geſtorben ſind, das Kind, welches in

ſeiner Unſchuld ſchnell verblühte — ſie haben wahrlich in dem Herrn gelebt.

So kehre denn auch jene Zeit, wo du ſie noch hatteſt, und an deinem Herzen hägteſt, und noch nicht fürchteteſt zu verlieren, mit ihren ſonnenreichen Tagen, mit all den holden Blikken, in welchen das Glück dir gelächelt, heute deiner Betrachtung wieder; verſetze dich in ſie zurück, daß dir zu Muthe werde, als ob du noch in ihr lebteſt.

Vergegenwärtige dir die Wechſel der Ereigniſſe, in denen ſie dir zur Seite geweſen, mit dir gehofft und gefürchtet, Freude gehabt und Leid getragen — dein Gefühl und Weſen in ihren, ihr Gefühl und Weſen in dir, dieſelbe Luſt, dieſelbe Trauer in beyden — all die großen und kleinen Begebenheiten des gemeinſamen Lebens, welche auf irgend eine Art die verbundenen Herzen berührt, ſo viel du derer dich erinnern kannſt, die Plätze, wo du mit ihnen an einem holden Anblick dich ergötzt, wo ihr Auge dir gelächelt, ihr ſchönes Gemüth ſich dir entfaltet, die Kreiſe, in denen du mit ihnen fröhlich verweilt, die häuslichen Feſte, die ſie dir bereitet und verſchönert, die Stunden der

ſtillen herzinnigen Vertraulichkeit, des bald erheiternden bald erhebenden und ſtärkenden Geſpräches, der wärmern Ergießung, der gemeinſamen Andacht.

Vergegenwärtige dir die theure entflohene Geſtalt — die Geſtalt des äußerlichen und innerlichen Menſchen, des Auges Blick, des lieben Angeſichtes Züge, der Stimme Ton, des Leibes Haltung und Bewegung, und wie ſich darin der Seele Edelſtes geſpiegelt, die herrlichen Eigenſchaften des Gemüthes, die Würde und den Hochſinn, die Sanftmuth und Demuth, die Milde und Geduld, die Güte und Freundlichkeit, die Reden und Handlungen, in welchen dieſe Eigenſchaften ſich ausgedrückt, und diejenigen unter den letztern am lebhafteſten, in welchen dies am deutlichſten und rührendſten geſchah — deines Kindes Lieblichkeit und all ſein ſüßes, holdſeliges, herzerfreuendes Weſen. Was nun irgend an ihnen dein Herz werth gehalten, das vergegenwärtige dir heute.

Auch was ſie dir geweſen und was ſie dir gewähret, wie ſie jegliches mit dir willig getheilt, deine Klage geduldig gehört, deinen Schmerz gern zu dem ihrigen genommen, wie

ſie durch milde Zurechtweiſung, freundlichen Rath, tröſtlichen Zuſpruch dir wohlthätig geworden, wie ſie Ungemach von dir entfernt, deine Sorge verſcheucht, an deinem Krankenbette gewacht, in allen Dingen dir treuen Beyſtand geleiſtet, dir das Schwere leicht gemacht, dich in keiner Gefahr verlaſſen, unabläſſig darauf gedacht, Frohes für dich einzurichten. Gedenke alles des Guten, das ſie in ihrem Leben, oft mit großer Mühe und ſchweren Aufopferungen, oft unter eignen ſehr empfindlichen Leiden, dir erwieſen — vornehmlich aber deſſen, was das Köſtlichſte iſt, und viel höher geachtet werden ſoll, als jede That und Gabe, der Liebe, die ſie für dich bis zum Tode im Herzen getragen.

Ja, dieſe Liebe ſey heute dein deutlichſtes Denken, dein innigſtes Empfinden.

„Wozu," möchteſt du erwiedern, „deſſen „gedenken, was wohl war, aber nicht mehr iſt, „wovon ich mich gewaltſam habe trennen müſſen?"

Wäre es denn ganz und gar nicht mehr: doch würde der heilige Trieb der Dankbarkeit fordern, daß du es in dein Herz ſchließeſt, und treu bewahreſt, und es nimmer vergeſſeſt. Es iſt geweſen — damit hat es ſich ein ewiges

Recht an deine Freude und Dankbarkeit erworben. Und die Dankbarkeit iſt nicht, damit der, welcher dein Wohlthäter geworden, von dir wieder empfange, ſondern damit ſie ſey, und der Adel der menſchlichen Natur ſich in ihr behaupte. Nur die ſchnöde Eigenliebe vermag ihr zu wehren, und du kannſt ſie nicht laſſen, ohne — o, um wie vieles! — ärmer zu werden. Mögen deine Entſchlafenen keinen Gewinn von dem haben, was die Dankbarkeit dir gebietet; ſo biſt du doch ihrer und alles des Guten, das ſie dir erwieſen, und aller Liebe, die ſie für dich gehabt bis in den Tod, nicht werth, wenn ihr Gedächtniß nicht hell und friſch bey dir bleibt.

Was ſie dir geweſen und geleiſtet, das iſt in der äußerlichen Wirklichkeit nicht mehr vorhanden, als nur durch ſeine Folgen; aber ſchon darum, weil es noch durch ſeine Folgen vorhanden iſt, darf es in deinem Gemüthe nie untergehen. Sie ſelbſt ſind auch noch; die Geſtorbenen leben noch für dich; und du der Lebende ſollteſt für ſie geſtorben ſeyn? Sie warten auf eine ſelige Wiedervereinigung mit dir, und du ſollteſt nur für die, in dich eindringende körperliche Gegenwart Herz und Sinn haben,

und auf nichts warten? Ihnen iſt ihr Zuſammenleben mit dir auf Erden noch theuer — und dir ſollte es nicht heilig, dir ſollte es gar gleichgültig ſeyn? Wenn ſie von den Dingen dieſer Erde Kunde haben: muß es ſie nicht freuen wahrzunehmen, daß du ihrer gedenkeſt, muß es ſie nicht betrüben zu wiſſen, daß du ihrer zu vergeſſen trachteſt?

Wie kann es überdies deinem, um die Geliebten, die du im irdiſchen Leben nicht mehr beſitzeſt, trauernden Herzen anders als wohlthun, dir das ſchöne Leben, das du mit ihnen geführt, zu vergegenwärtigen? Wahrlich das iſt ein frohes Geſchäft, welches dir das Verlorne, viel Beweinte wiedergibt. Indem du dich in die glückliche Zeit zurückverſetzeſt, die vorübergegangen, und den Gedanken Vorüber von dir entferneſt, wie du das immer kannſt, und auch oft ſollſt, iſt dieſe Zeit, mit all ihrem Glücke, für dich wieder da, deine Todten leben, und du lebſt mit ihnen ſtill-ſelig, ſie ſind dein, wie ſie es einſt in der Wirklichkeit waren.

Sprich nicht, „was ſoll mir die Täuſchung, „die ich ja doch bald muß fahren laſſen? die „Wahrheit will ich, die da ewiglich Treue und

„Glauben hält." Was nenneſt du Täuſchung? Worin beſteht dir die Wahrheit? Du meineſt doch wohl die Wahrheit des Lebens? Glaubſt du dieſe außer dir oder in dir ſelbſt zu finden? in dem, was die Dinge an ſich ſind, und wovon du vielleicht nimmer etwas erfähreſt, oder in dem, was du von ihnen in dir haſt, deines innerſten Lebens Nahrung? Nein, nicht auf dasjenige, was die Dinge an ſich ſind, ſondern auf dasjenige, was von ihnen in dich eingegangen, kommt es hier an; und ſo lange du dieſes beſitzeſt, ſind ſie für dich vorhanden; du wirſt es aber ſo lange beſitzen, als du es nicht freywillig fahren läſſeſt. Was außer dir iſt kann dir wider deinen Willen genommen, und dadurch zur Lüge gemacht werden, über das, was du in dir trägeſt, gebietet keine fremde Gewalt.

Das Gedächtniß ihres Lebens haben dir die Geliebten, als ſie von dir ſchieden, hinterlaſſen, daß es dir Troſt und Erſatz ſey, und du nicht einſam deine Tage vertrauerſt. In dieſem Gedächtniſſe beſuchen ſie dich, ſo oft du es wünſcheſt, und bleiben bey dir, ſo lange es dir gefällt. Du kannſt von deinem Leid und von deiner

Freude, von deiner Sorge und von deiner Hoffnung zu ihnen redem, und du höreſt von neuem die Stimme des Rathes und des Troſtes. Sie ſind nicht bloß bey dir, ſondern ſie äußern auch auf dich den wohlthätigen Einfluß, den du während ihres irdiſchen Lebens erfuhreſt.

Vornehmlich durch ihre Tugenden — und durch dieſe in einem noch höhern Grade, als während ihres irdiſchen Lebens. Kannſt du dieſe Tugenden in der lebendigen Geſtalt, in welcher ſie dir an menſchlichen Seelen erſcheinen, betrachten, ohne ihre Schönheit ſtärker zu empfinden und für ſie ganz erwärmt zu werden? Kannſt du ſie an dem Verehrten und Geliebten, die jetzt deinem Auge entrückt ſind, und mit welchen du nur durch Aehnlichkeit der Geſinnung in Gemeinſchafft zu bleiben vermagſt, erblicken, ohne dich zur Nacheiferung mächtig erweckt zu fühlen? Während ihres irdiſchen Lebens mußteſt du auf deiner Huth ſeyn, mit ihren vortrefflichen Eigenſchaften nicht zugleich ihre Fehler anzunehmen. Nicht in allem konnten ſie dir zu Muſtern dienen — und in keinem ganz. Du mußteſt, indem du auf das Eine hinſaheſt, von dem andern hinwegſehen, und auch an dem,

worauf du hinſahest, hattest du auszuſcheiden was ihm von menſchlicher Schwachheit anklebte. Jetzt, da ihre Fehler geheilgt ſind, gedenkest auch du derſelben nicht mehr. Jetzt, da dir ihre Tugenden im Lichte der Verklärung leuchten, erkennest du in ihnen die herrlichen Vorbilder, die deinen Beſtrebungen immer gegenwärtig ſeyn ſollen. Nicht in ihrer irdiſchen Unvollkommenheit, ſondern in ihrer himmliſchen Vollendung zeigen ſich dir dieſe Tugenden, dein Herz mit hoher, unvergänglicher Begeiſterung zu erfüllen. Ein heiliges Feuer entzündet ſich in deiner Seele, ſo oft du mit Andacht vor ihrem Bilde verweileſt.

Darum habe denn auch heute, wo alles dich dazu auffordert, mit ihm deine ſtille Andacht, ſchließe jedes Reine und Schöne, wie es ſich dir an den Verehrten und Geliebten, in der himmliſchen Vollendung, darſtellt, in dein Herz, daß es ganz dein werde, und immer heller dein Leben davon leuchte.

Und nun richte deine Gedanken ungetheilt auf den herrlichen Zuſtand, in welchem

die frommen Dahingeſchiedenen, um die du weineſt, ſich jetzt befinden. Höre darüber die Stimme vom Himmel:

„Selig ſind die Todten, die in dem Herrn „ſterben, von nun an. Ja, der Geiſt ſpricht, „daß ſie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre „Werke folgen ihnen nach."

In dem Herrn ſtarben die frommen Entſchlafenen. In dem Herrn, das heißt nicht bloß in dem Glauben an ihn, in der Hoffnung auf ihn, in ſeinem Frieden und dem Vorgefühle des ewigen Lebens, ſondern auch in der feſten Vereinigung mit ihm. In ihrem Geiſte war ſein Licht, da das Licht des irdiſchen Lebens erloſch, und das ſterbliche Auge von Nacht umfangen ward — ſeine Kraft, da die erſchöpfte Natur nichts als ihre Schwachheit fühlte. Nicht der Tod nahm gewaltſam das Leben hinweg, ſeine Hand — die Hand des Freundes löſete es ſanft von den irdiſchen Banden, und führte das befreyte hinüber in des Lebens ewiges Reich — das Kind an des großen Vaters Herz.

Die in dem Herrn ſtarben, der ja auch geſtorben iſt, und dem Tode ſeine Macht genommen hat, daher wir ihn jetzt als den Fürſten

des Lebens preiſen, die leben in ihm immer und ewig, ſein Leben — das unvergängliche — lebt in ihnen, und nichts vermag ſie von ihm zu trennen. Mehr als im irdiſchen Leben gehören ſie im irdiſchen Tode ihm an, mehr als in jenem leben ſie in dieſem. Dem unendlichen Leben, das in Gott iſt, und von welchem nun unaufhörlich ihnen zuſtrömt — dem Leben der Seligkeit und Herrlichkeit — ſind ſie anheim geſtorben.

Sie ruhen von ihrer Arbeit — nicht allein von der eigentlichen Arbeit, ſondern auch von aller Beſchwerde und Hitze, von aller Plage und Drangſal, von allem Kummer- und Sorgengefühl, von allen quälenden Gedanken und von allen bangen Träumen des Lebens, von aller Tagesmühe und von allen Nachtſchrecken.

O, es iſt keiner hinübergegangen, der nicht ſeine Laſt, ſein Leid und ſeine Aengſten gehabt: denn auf Erden kannſt du ja keinen Schritt thun, ohne das Elend anzutreffen; auf deinem Freudenwege ſteht es plötzlich vor dir; unter Roſenbüſchen richtet die dunkle Geſtalt unerwartet ſich auf, und ſelbſt die fröhliche Jugend entgeht ſeinen Nachſtellungen nicht

Das Kind, das dir in des Lebens erſten

Wochen dahinwelkte, hat ſchon ſeine Schmerzen gehabt; die ſind ihm jetzt alle geheilt, und dürfen es nie wieder antaſten. Viel, viel hätte es bey einem längern Leben noch erdulden müſſen, wovon jetzt nichts es zu erreichen vermag — in der ſüßen Sicherheit, an dem Herzen des allmächtigen Vaters, in ſeinem hellen Himmelreiche.

Und denjenigen, die aus dem ſchönen Glück, das ſie in der Verbindung mit dir genoſſen, ſchnell hinweggerufen wurden, iſt doch auch wohl oft das Herz ſchwer und das Auge naß geweſen; und da das Erwünſchte nun ſo lange beſtanden, war nicht zu erwarten, daß bald das Feindſelige hereinbrechen werde — um ſo fürchterlicher, je länger es verſchont hatte? Konnte nicht ſie das treffen, was dich jetzt getroffen hat? und wie groß wäre dann nicht ihr Jammer geweſen! O, preiſe Gott, der ſie an ihrem guten Tage zu ſich nahm, ſie dorthin rettete, wo ſie vor allem geborgen ſind, wo alle Stürme ſchweigen, und die ewige Ruhe wohnt — wo es ihnen nun nicht mehr übel gehen kann. Siehe, aus dem irdiſchen Frühling ſind ſie, ehe er verblüht war, in den himmliſchen, in das herrliche Paradies

Gottes gezogen; die drückende Schwüle des Sommers haben ſie nicht erfahren, die trauervolle Klage der ſterbenden Natur haben ſie nicht gehört, des Winters grimmige Kälte hat ſie nicht gequält. Sie haben das weiße Kleid empfangen, ohne vorher die Trauergewande der Erde getragen zu haben.

Gedenkeſt du aber heute ſolcher, denen immer der Schweiß vor der Stirne ſtand, an denen immer die ſchwere Kette hing, die immer das harte Joch trugen, die, von Weh zu Weh, von Schmach zu Schmach getrieben und allenthalben geängſtigt, klagen mußten: der Tag des Todes iſt beſſer, denn der Tag der Geburt; warum iſt das Licht gegeben den Mühſeligen und das Leben den betrübten Herzen, die des Todes warten, und er kommt nicht, und grüben ihn wohl aus dem Verborgenen, und ſich faſt freuen und ſind fröhlich, daß ſie das Grab bekommen? warum bin ich nicht geſtorben, da ich von Mutterleibe kam; ſo läge ich doch nun und wäre ſtille, ſchliefe und hätte Ruhe? o, ſo freue dich, ſie ſind entbunden und in

Freyheit geſetzt, der Böſe plaget nicht mehr, und die Stimme des Drängers iſt verſtummet. Sie ruhen, ſie ruhen — die Müden von ihrer Arbeit, nicht im Schoße des Grabes, ſondern in dem ſeligen Frieden ihres Gottes. Das iſt die Ruhe, wohin der Sterbenden unſterblicher Geiſt ſich erhoben hat.

Was in ihrem Leben auf Erden bewährt erfunden worden, das haben ſie mit ſich genommen, ihre Werke, in dem Herrn gethan, ſind ihnen nachgefolgt. Ihre frommen Gefühle, ihre ſchönen Gebete, der Sinn, den ſie in ſich gebildet und gepflegt, was ſie dir dem Gatten, dem Vater, der Mutter, dem Kinde, dem Bruder, der Schweſter, dem Freunde geweſen und geleiſtet — das alles iſt mit ihnen gezogen, bey Gott für ſie zu ſprechen; das macht jetzt einen Theil der hohen himmliſchen Glückſeligkeit aus, dafür haben ſie den Gnadenlohn empfangen.

Nicht in jeder Hinſicht ruhen ſie; ſie ruhen von dem Mühſeligen ihrer Arbeit — die frohe, ſegensreiche Thätigkeit ſetzen ſie fort, die großen Werke des Glaubens und der Liebe treiben ſie

für und für, und daraus erwachsen ihnen ohne Aufhören himmliſche Freuden.

Sie ſehen den Tag, die Nacht iſt auf ewig vergangen. Lichthell glänzt es ihnen über die unermeßlichen Schöpfungen hin, die alle von Wonne blühen. Gott, nach dem ſie verlangten in der dürren Wüſte, iſt nun ganz ihr Labſal und ihr Entzücken, der Erlöſer, den ſie unausſprechlich liebten, da ſie ihn nicht ſahen, nun ganz ihr Anſchauen und ihr Beſitz, die Seligen, die ſie ſo hoch verehrten, aus der Ferne zu ihnen hinüberblickend, ſind ihre vertrauteſte Gemeinſchaft.

Gott hat ſie gefordert — nach ſeinem weiſen und gnädigen Rathe; für ſie und für dich war es das Beſte, daß ſie jetzt ſchieden. Willſt du dem weiſen und gnädigen Rathe widerſtreben — ihrem und deinem Glücke? Nein, unterwirf dich in Demuth und Vertrauen.

Zu ſeinen Freuden hat er ſie gerufen, zu dem, was ſie immer ſuchten, und nicht finden konnten, zu dem Höchſten, was ein Menſchenherz zu faſſen und nicht zu faſſen vermag. Laß ſie der Freude — und bete Den an, der ihnen das Höchſte gegeben hat.

Sächsische Landesbibliothek Dresden

Dort in der Herrlichkeit und Seligkeit biſt du, der du dich ihrer würdig weißt, noch der Ihrige, wie ſie noch die Deinigen ſind. Sie gedenken deiner, wie du ihrer gedenkeſt; ſie lieben dich, ungeachtet der Mängel, die an dir haften, wie du ſie liebſt. Sie haben ſich nicht im Tode von dir gewendet; ſie verlangen nach dir mit himmliſchem Verlangen.

Und du, wenn du ihnen getreu bleibeſt bis in den Tod — bleibeſt an ihrem Glauben, an ihrer Liebe, an ihrer Demuth und Geduld — wirſt ihnen nachfolgen, nicht bloß in das Grab, ſondern auch in jene Welt; durch das Grab geht auch dein Weg zur Herrlichkeit, und dort, wo alles Edle neu und feſt vereinigt wird, wird das Leben, das du auf Erde mit ihnen geführt, wo es endlich der Tod zerriß, wieder angeknüpft. Leben wirſt du mit ihnen wie auf Erden — aber nicht mehr auf dieſe unvollkommene Art, unter dieſen Störungen und Schmerzen, ſondern im unvermiſchten und völligen Genuſſe des erhöhten Daſeyns, des gemeinſamen Beſitzes und Glückes, ſo daß dein beſtes, ſüßeſtes Leben mit ihnen auf Erden in kaum zu er-

meſſendem Abſtande hinter dieſem neuen Leben zurückbleibt.

Nicht allein für das gegenwärtige flüchtige Leben gab ſie dir Gott, ſondern auch für ein zukünftiges, für ein unvergängliches. Für das gegenwärtige flüchtige allein konnte er ſie dir nicht geben — das irdiſche Gut wohl, aber nicht die unſterbliche Seele; — was ſich an deinen Eigennutz hängt wohl, aber nicht, was er deiner Liebe vertraute; — was du gebrauchen ſollſt wohl, aber nicht, was du bilden und deinem Edelſten vermählen ſollſt, von deinem Edelſten ihm wiederum mittheilend.

O, glaube doch der heiligen Stimme des Herzens, die dir für alles Bürgſchaft leiſtet; eine wahrhaftigere gibt es nicht. Glaube dem unausſprechlichen Verlangen, das dein Schöpfer dir ins Herz geleget, glaube dem kleinen, unbeſtändigen Glücke der Erde, das er dir verliehen hat, damit es dir Verheißung von der großen unwandelbaren Seligkeit des Himmels ſey; der Herr lüget und trüget nicht. Glaube dem ausgeſprochenen Worte deines Gottes, der nicht lüget noch trüget.

Heute, heute befeſtige dich recht in deinem Glauben, verſtärke die heilige Stimme deines Herzens, daß ſie mit Macht durch das Geräuſch des Weltlebens dringe; erhöhe das unausſprechliche Verlangen, daß es über die Begierde der Sinne den völligen Sieg davon trage; hebe das kleine, wandelbare Glück der Erde ins Licht, daß es aufhöre, dir durch ſich ſelbſt zu gefallen, und du in ihm die hohe Verheißung erkennest. Erwäge die Ausſprüche des göttlichen Wortes, welche der Hoffnung Flügel geben. Und dann jauchze es in dir: e, ich werde Euch wiederſehen, wiederbeſitzen, Ihr Geliebten, die Ihr von mir geſchieden ſeyd — nicht ewig fern von mir — ganz einſt mein — mehr als Ihr es je geweſen — und bald, denn ſchnell gehen dieſe Tage dahin. So wird dir das Feſt heißer Thränen zugleich ein Feſt hoher Freuden ſeyn; in trauernder Freude wirſt du auf die Zukunft des Herrn warten.

Kannſt du dich wieder umwenden — zu den Lüſten, zu dem betrüglichen Gute der Welt hin, wenn ſolche Erinnerungen und Gedanken

in deiner Seele gewesen sind, und sie mit allen ihren Rührungen erfüllt haben? So wende dich denn auch nie wieder um — Dorthin, wo du nichts mehr zu suchen hast. Nur deine Pflicht halte dich fortan mit der Welt in Gemeinschaft, da deine Freude im Grabe liegt. Nie müsse ihre Eitelkeit wieder dein Herz besitzen. Laß ihr auf immer ihre Reichthümer, ihre Vergnügungen, ihre Ehrenplätze, ihren Stolz und ihren Ruhm; laß ihr, was mit ihr vergehen muß, und halte du an dem theuern Gedächtniß, an der seligen Hoffnung.

Das sey fortan deine Sorge, daß du würdig seyst, und immer würdiger werdest, den Geliebten zu folgen — in die Herrlichkeit. Benütze die Tage, die dir noch beschieden werden, auf das sorgfältigste, dich zu deinem Tode — zu deinem Uebergang bereit zu machen. Oder darfst du sagen: du seyest schon fertig? Ach, wie Vieles, wie Wichtiges fehlt dir noch! So lange du in diesen Hütten lebest, in diesen Thälern ein Fremdling wallest, bereite dich zu deinem Abschiede, wachend im Gebete, ringend mit dir selbst in der Verläugnung der Welt, im Vollbringen edler Werke.

Während wir Feste des Todes begehen, feyert Ihr, theure Vollendete, Feste des ewigen Lebens. Wir aber wollen Treue und Glauben halten, in aller Versuchung muthigen Widerstand leisten, immer reicher werden an dem, was da, wo Ihr seyd, entscheidet — immer himmlischer in unserm Sinn und in unsrer Liebe. Gott wird helfen, daß wir zu Euern Festen kommen — aus unsern Todesnächten.

Zur

Gedächtnißfeier

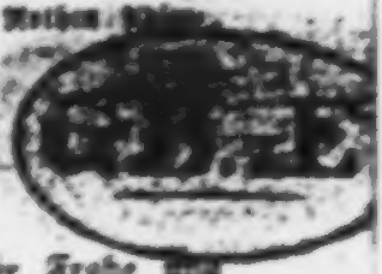
der

Entschlafenen

von

D. Friedr. Ehrenberg,

Königl. erſtem Hofprediger und Wirkl. Ober-Conſiſtorial-Rathe in Berlin, auch Ritter des Rothen Adler-Ordens.



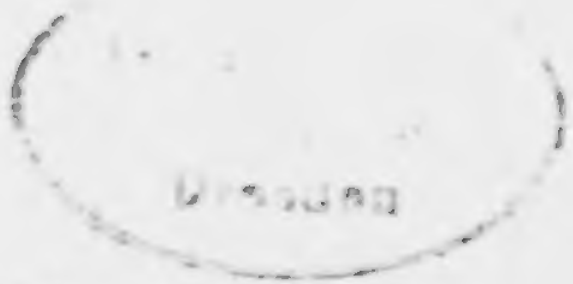
Beilage

zu des Verfaſſers Schrift: Für Freude und Trauernde.

Berlin,

bei J. H. Camitzel

1824.



G1
(38. 8° 2720)

Vorwort.

Bis jetzt verhindert, den zweyten Theil der Schrift: für Frohe und Trauernde an das Licht treten zu laſſen, hat der Verf. ſich bewogen gefunden, um den Nachfragen, die deßhalb von ſolchen, die in dieſer Schrift etwas ihnen Zuſagendes gefunden, an ihn ergangen, zu begegnen, einige früher für dieſen Titel beſtimmte Stücke unter dem vorſtehenden, die Verwandtſchaft ihres Inhaltes bezeichnenden Titel, beſonders herauszugeben, welchen der zweyte

Theil jener Schrift unverzüglich folgen wird. Auch hier finden ſich nebſt freyen Aufſätzen einige Predigten, denen man eine für die Privaterbauung mehr geeignete Form zu zu geben bemüht geweſen iſt.

Möge denn, was aus dem Herzen gekommen, das Herz des befreundeten Leſers finden, und ihm zur Erweckung und zum Troſte gereichen.

Berlin, den 20. Juli 1824.

Inhalt.

Seite.

I. Die Trennung zur Vereinigung . 1

II. Sterben die Bedingung des wirkſamern und höhern Lebens . 31

III. Die Trauer um die Entſchlafenen — wohlthuend und ſegensreich 53

IV. Die Stätte, wo die Entſchlafenen ruhen 83

V. Gewinn im Sterben . . 115

VI. Daß die Lebenden und die Geſtorbenen ſich in Einem und demſelben Reiche des Herrn befinden . 143

Seite.

VII. Für diejenigen, welche folgen möchten und nicht können . . 176

VIII. Die Sterbensgedanken am Todtenſitze 193

XI. Der Umgang mit den Entſchlafenen 225

X. Der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden 239

XI. Aus einer Oſterpredigt . . 266

XII. Am Grabe einer frühe Vollendeten 273

I.

Die Trennung zur Vereinigung.

Vielleicht aber iſt er darum eine Zeitlang von dir gekommen, daß du ihn ewig wieder hätteſt.

Philemon 15.

Mit dem Sendſchreiben, aus welchem die vorſtehenden Worte entlehnt ſind, ſandte Paulus dem Philemon, dem lieben, ſeinem Gehülfen, wie er ihn nennt, und welchem er bezeugt: „wir haben groſſe Freude und Troſt an deiner „Liebe, denn die Herzen der Heiligen ſind er„quicket durch dich, lieber, Bruder," den demſelben entwichenen Sclaven Oneſimus, der unterdeſſen durch die Bemühungen des Apoſtels

zum Chriſtenthume gebracht worden war, zurück. Das Schreiben hat zum Zwecke, dieſen dem Philemon zur liebreichen Aufnahme zu empfehlen und der Apoſtel biethet alles auf, was dazu beitragen kann, den Philemon geneigt zu machen. Er läßt die ganze Zärtlichkeit ſeines Herzens für den Entwichenen ſprechen, ſeinen Sohn, ſein eigen Herz nennet er ihn; er bittet, denſelben ſo anzunehmen, als ob er, der Apoſtel ſelbſt, es wäre. „Ja, lieber Bruder,“ ſetzt er hinzu, „gönne mir, daß ich mich an dir „ergötze in dem Herrn; erquicke mein Herz in „dem Herrn.“

Um ſeiner Bitte noch mehr Nachdruck zu geben, macht er den Philemon darauf aufmerkſam, daß die Entweichung des Oneſimus die Veranlaſſung zu der wohlthätigſten Veränderung geworden ſey. „Ehemals war er „dir unnütz, nun dir und mir wohl nütz — ehe„mals ein Knecht, nun mehr denn ein Knecht „ein lieber Bruder, ſonderlich mir. Vielleicht „iſt er darum eine Zeitlang von dir

„gekommen, daß du ihn ewig wieder „hätteſt."

Das Vielleicht will keineswegs unentſchieden laſſen, ob dies die Abſicht Gottes geweſen, was dem Apoſtel wohl keinem Zweifel unterworfen ſeyn konnte, ſondern nur auf die Ungewißheit deſſen, was dabey auf den Menſchen ankommt, hindeuten. Vielleicht, das iſt unſtreitig die Meinung des Apoſtels, vielleicht hat dieſer Verfall, wie ja aller Anſchein dazu iſt, den erfreulichen Erfolg, daß der, welchen du bisher nur in einem äußerlichen und zeitlichen Verhältniſſe beſaßeſt, dir nun innerlich und ewig angehört.

Ein theurer Angehöriger wird von dir hinweg in die weite Ferne gerufen, und du betrübſt dich, daß du eine Zeitlang des Erfreulichen und Wohlthuenden ſeiner Gegenwart entbehren mußt. Vielleicht wird er, den gefährlichen Verbindungen, von welchen ſich zu befreien er nicht den Muth hatte, und in wel-

chen er dir unwiederbringlich verloren gegangen wäre, gewaltſam entriſſen, die Wege des Verderbens, auf denen er wandelte, verlaſſen, um den Weg einzuſchlagen, auf welchem allein er ganz und auf immer der deinige werden kann. Iſt er nicht in ſolchen Verbindungen geweſen: ſo war wohl das Einwirken anderer Umſtände und Verhältniſſe erforderlich, um einzelne Fehler zu verbeſſern, mit welchen — und die Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens bey ihm zu entwickeln, ohne welche er zur ewigen Vereinigung mit dir nicht geſchickt ſeyn würde. Vielleicht ſiehſt du bald ihn wieder — herrlich gebildet in allen den Dingen, welche die Herzen unauflöslich mit einander vereinigen.

Aber mein Sohn, mein Gatte, mein Bruder, ſprichſt du, ward nicht gerufen, freiwillig ging er hinweg; vergeſſen aller Wohlthat, die ich ihm erwieſen, alles deſſen, was ich für ihn gethan und gelitten, gleichgültig gegen meine gränzenloſe Liebe, kalt bei meinen heißen Thränen, wendete er ſich von mir — und verließ mich.

Vielleicht wird er, nun von dir getrennt, unter Fremden deſſen entbehrend, was deine zärtliche Fürſorge ihm bereitete, nirgends die Theilnahme, die Hülfe, die Anhänglichkeit findend, mit der du ihm überall entgegen kamſt, die verachtete Liebe und Treue ſchätzen lernen, und reuevoll zurückkehren, das Herz zu ſuchen, das er von ſich geſtoßen, und dir von nun an ewig dankbar ergeben ſeyn. Vielleicht werden in der Ferne, indem er in einer ernſten Stunde ſich ihrer erinnert, die Worte ihm ins Herz gehen, die, da ſie zu ihm geredet wurden, über den Leichtſinnigen nichts vermochten. Vielleicht warten dort Ereigniſſe auf ihn, die ſein Inneres erſchüttern, ein tief eindringendes Nachdenken über ſeinen Zuſtand, und dadurch eine völlige Veränderung ſeiner Sinnesart hervorbringen. Vielleicht werden dort harte Trübſale ihren wohlthätigen Einfluß auf ihn äußern, daß du in ihm nach kurzer Zeit einen andern zurück empfängſt, als den du mit blutendem Herzen mußteſt von dir ziehen laſſen. Vielleicht

wird er dort, in groſser Noth, des Beiſtandes beraubt, den man ihm in der Heimath ſo willig geleiſtet, zu dem Himmel ſeine Zuflucht nehmen, deſſen er nicht zu bedürfen glaubte, ſo lange die Erde ihm alles anboth, und mit einem dieſem zugewendeten Herzen wiederkehren.

Vielleicht müſſen wir ſagen. Gottes Abſicht iſt es gewiß, daß die kurze Trennung, die er herbeiführt oder zuläßt, die ewige Vereinigung bewirke: denn bei allen Veränderungen unſers Lebens hat er ja das höhere Wohl der Seele im Auge. Aber die gnadenreichen Abſichten Gottes können, durch den, den kräftigſten Antrieben, im Dienſte der Leidenſchaft, beharrlich widerſtrebenden Sinn des Menſchen, vereitelt werden.

Neben das tröſtliche Vielleicht ſtellt ſich ein ſchreckliches. Nicht genug, daß die Entfernung von der Heimath die bey derſelben beabſichtigte heilſame Wirkung verfehlen kann,

ſie könnte wohl gar das Gegentheil zum Erfolg haben. Es könnte ſich ereignen, daß der Verderbte in der Fremde, wo er deine Ermahnungen und Bitten nicht hört, deine Thränen nicht ſieht, wo deine Liebe und dein ſtiller Gram ſein Herz nicht erreichen, in noch tieferes Verderben geriethe, ja, daß der, welcher mit guten Grundſätzen, unſträflichen Sitten und einem noch nicht von der Sünde befleckten Herzen das väterliche Haus verließ, dort, wo ſo viele neue Gegenſtände die Sinne anziehen und bethören, die Einbildungskraft erhitzen, die noch ſchlafende Begierde aufwecken und anfeuern, wo ſo viele, zum Theil ſündliche, zum Theil gefährliche Gemüſſe, mit betrüglichen Reitzen jeder Art geſchmückt, ihr Gefährliches und Sündliches in einen gefälligen Schein einhüllend, ſich ungeſucht darbiethen, wo zahlreiche glänzende Beiſpiele zur Nachahmung einladen, und das Gewiſſen beſchwigtigen, wo überall ſchlechte Menſchen ſich an ihn drängen, um ihn, durch alle ihnen zu Gebothe ſtehenden Künſte, auf ihre

Wege zu locken, während niemand ihn bewacht, niemand ihn warnt, niemand ihn zurück hält, zu einem laſterhaften Leben fortgeriſſen, ſich der Schwelgerey, dem Trunke, dem Spiele, der ſchändlichen Wolluſt ergäbe, dann in der Welt umherirrte oder auch heimkehrte — die Lehren des Unglaubens im Herzen, ein Verächter des Heiligen, der Name geſchändet, die Unſchuld, die er verleitet, das Familienglück, das er zerſtört, auf dem Gewiſſen, das Gemüth von Leidenſchaften zerwühlt, die Geſundheit zerrüttet, arm, elend, jammervoll. Vater, Mutter, du hätteſt dein Kind verloren — wahrſcheinlich ewig verloren.

Wohl mag dir, indem du ſolch Unheil dir als möglich vorſtellſt, bange werden, wenn du ein geliebtes Kind in die Fremde entlaſſen ſollſt oder bereits entlaſſen haſt. Jedoch, haſt du ihm von Jugend auf wahre Vater-Mutterliebe bewieſen, es von Jugend auf gelehrt, ermahnt, gewarnt, wie ſich gebühret, biſt du eifrig bemüht geweſen, die Geſinnungen

echter Frömmigkeit in ihm zu wecken und zu verſtärken, und ihm mit gutem Beiſpiele vorzugehen: dann darfſt du gutes Muthes ſeyn. Höre nur nicht auf, für dein Kind zu beten, und aus der Ferne liebevolle Worte der Lehre, der Ermahnung und Warnung an daſſelbe gelangen zu laſſen. Gott wird dich erhören, und deinem Worte Kraft geben; er wird dein Kind behüten, um deines Gebetes und um deiner Liebe willen, und du wirſt nicht erfahren, was dir das Allerſchmerzlichſte ſeyn würde.

Mit der völligſten und froheſten Zuverſicht aber kannſt du derer gedenken, die der Herr, nach einem ihm geweihten Leben, in guter Verfaſſung des Gemüthes durch den Tod von der Erde hinweggenommen hat. Wäre ihnen beſchieden worden, länger hier zu verweilen, wo die Verſuchungen uns allenthalben umgeben, und uns oft ſo hart zuſetzen, daß ſelbſt die Beſten große Mühe haben, ſich gegen ſie zu behaupten:

es hätte dem Argen doch wohl noch gelingen mögen, ſich ihrer zu bemächtigen. Der Herr hat ſie in ſein himmliſches Reich eingeführt; dort können ſie dir nicht mehr entriſſen werden. Sie befinden ſich in der Geſellſchaft der Heiligen und Gerechten, wo das Verderben ſich ihnen nicht nahen darf; ſie ſind auf immer für dich gerettet und geborgen. Deinem Anblicke ſind ſie entrückt; aber ſie leben; in unendlich glücklichen Verhältniſſen leben ſie, und haben deiner nicht vergeſſen; ſie lieben dich noch, wie ſie dich je geliebt haben, und warten, daß auch du dorthin gelangeſt, zur neuen ewigen Vereinigung mit ihnen.

Von Seiten ihrer haſt du nichts mehr zu beſorgen. Aber nun kömmt es noch auf dich an, daß du nähmlich zur neuen Vereinigung mit ihnen geſchickt werdeſt. Und dazu ſoll die kurze Trennung, die ſie in Sicherheit gebracht hat, dir behülflich werden.

Laß uns erwägen, wie ſie dieſes vermöge.

Du haſt verloren, was zu deinem Liebſten auf Erden gehört. Dadurch muß dir doch wohl die Vergänglichkeit und Unſicherheit alles irdiſchen Beſitzes, woran das Herz, ungeachtet der Erfahrungen, die wir täglich, ja ſtündlich davon machen könnten, immer nicht glauben will, und die Nothwendigkeit, bey etwas anderm dein Heil zu ſuchen, recht einleuchtend geworden ſeyn.

Wäreſt du im Genuſſe deines Glückes geblieben: du hätteſt ihm ferner vertraut, wie in den Tagen, da es dir ſo wohl ging, du hätteſt daran genug gehabt, dich nach und nach von den irdiſchen Dingen ganz einnehmen laſſen, dieſe würden dir, was dir immer gegenwärtig ſeyn ſoll, aus den Gedanken gebracht, dich der Sorge für dein ewiges Wohl entzogen, unruhige Begierden und Leidenſchaften in dir erzeugt, und zahlreichen verderblichen Eindrücken dein Herz geöffnet haben. So hätte denn leicht das noch kurze Zeit beſtehende Zuſammenſeyn die Urſache der ewigen Trennung werden können.

Der harte Schlag, der dich getroffen, hat dich aus den Träumen der Sicherheit geweckt. Du erkenneſt die Unbeſtändigkeit des irdiſchen Gutes. Einen großen, vielleicht den größten Theil desſelben haſt du eingebüßt. Möchte auch, was dir übrig geblieben, noch einen bedeutenden Werth für dich haben, möchte dir auch für das, was dir entriſſen worden, Erſatz gegeben werden können: darfſt du von neuem dem Wahne Raum geben, von neuem deine Ruhe von Dingen abhängig machen, die jeder Augenblick von dir fordern kann? Am Sterbebette des Geliebten, an der Gruft, in welche man die entſeelte Hülle des Dahingeſchiedenen verſenkte, ward dir mit lauter Stimme in's Ohr gerufen: es iſt alles eitel — und es ging dir tief in das Herz. Kannſt du es vergeſſen, und von neuem das Eitle zu deinem höchſten Gute erwählen? wirſt du noch immer dich weigern, dich um die unvergänglichen Güter zu bemühen, für welche du geſchaffen biſt, und die allein deinem unruhigen Verlangen

völlige und dauerhafte Befriedigung zu gewähren vermögen?

Hinweg, ſpricht es in dir, von der Welt, die dich betrügt! hinauf ihr Gedanken zu dem ewigen Erbe!

Die Luſt der Sinne will ſich deiner bemächtigen: frage doch die Todtenklage und die Grabhügel, die den Erdboden bedecken, ob hier der Ort zum Gelächter ſey.

Der Stolz will ſich in dir erheben; laß doch die Verweſungen dir zeugen von der Menſchen Herrlichkeit.

Dich ſtachelt die Begierde, einen Namen unter den Menſchen zu haben; lies doch die Namen auf den verwitterten Leichenſteinen, im Gedächtniſſe des Menſchen ſind ſie längſt ausgelöſcht.

Geld und Gut reitzen dich; forſche doch nach ihren Reichthümern bei denen, die in den Gräbern ſchlafen, indeß lachende Erben das mühſelig Erworbene, unter bangen Sorgen bewachte vergeuden.

Nichts iſt dem Menſchen heilſamer, als an ſeine Sterblichkeit oft und ernſtlich erinnert zu werden. Der Tod muß uns über das Leben unterweiſen, und aus den Gräbern müſſen wir die Weisheit holen. Nur in der angelegentlichen Betrachtung unſrer Vergänglichkeit können wir den Ernſt gewinnen, deſſen wir bedürfen, um die Eigenſchaften zu erwerben und auszubilden, ohne welche wir zur neuen Vereinigung mit denen, die uns vorauf gegangen, nicht geſchickt ſind. Aber Sterben iſt uns ein entſetzliches Wort; gräßliche Bilder treten bey demſelben vor uns hin; wir mögen es nicht hören. Wir weichen allem aus, wenden uns von allem weg, was uns den Tod ins Andenken bringen will. Umſonſt reden ſo viele Erſcheinungen und Ereigniſſe von unſrer Sterblichkeit; wir achten nicht auf ſie, wir ſtürzen uns in den Tumult des Lebens, und der Tod ereilt uns ehe wir zur Beſinnung kommen, ganz unvorbereitet rafft er uns dahin. Wird er uns denen zuzuführen, die durch ihn zum ſeligen Leben in der Ge-

meinſchaft mit Gott gelangt ſind? Nein, er kann es nicht.

Wohl dir, du haſt am Sterbebette, am Grabe eines Menſchen geſtanden, der mit dir in der genaueſten Verbindung geweſen. Da biſt du ſo nachdrücklich, als es nur irgend möglich iſt, an deinen Tod erinnert worden, du konnteſt dich des Gedankens an denſelben nicht erwehren, du mochteſt es nicht, denn damals war er dir ein Gedanke des ſüßen Troſtes. Jede Beſchäftigung mit dem theuern Entſchlafenen erneuert in dir dieſen Gedanken. Du vermagſt nicht, ihn von dir zu entfernen, ohne die ſüße und heilige Gemeinſchaft mit jenem aufzuheben. Er erſcheint dir auch nicht mehr ſo fremd und finſter, wie ehedem. Du haſt geſehen — dein eigen Herz mit dem Tode ringen, das dir ſo freundliche Angeſicht mit der Bläſſe des Todes überzogen, die in dein Innres geprägten holden Züge durch ihn entſtellt; die liebe Geſtalt, die noch immer vor deinen Augen ſteht, haſt du in den Sarg einſchließen,

in die Gruft verſenken, der Verweſung überge-
ben ſehen.

Der Gedanke des Todes hat nicht allein für dich ſein Schreckliches verloren; er iſt dir ſogar vertraut, befreundet geworden, und wird dir in der öftern Erwägung immer ver-
trauter, immer befreundeter.

Bedenkeſt du, daß nur der Tod dich mit dem wieder vereinigen kann, nach welchem du dich ſehneſt; dann muß ja wohl gar ein Verlangen nach demſelben ſich deiner bemächtigen. Wie könn-
teſt du aber dieſes Verlangen hägen, ohne von demſelben kräftig getrieben zu werden, dich zu dei-
nem Tode würdig zu bereiten?

Im Gedächtniſſe des Todes dein Leben führend, führſt du es alſo, daß du mit Zuver-
ſicht hoffen darfſt, die, welche von dir gekom-
men ſind, ewig wieder zu beſitzen.

Der frühe Verluſt geliebter Menſchen iſt mehr als irgend etwas anders geeignet, Gott un-

unſer Herz zu gewinnen. Die Trauer, in die er uns verſetzt, führt uns in die Einſamkeit, wo wir Gott näher ſind, und befreit uns von den Dingen, die uns von Gott ſcheiden. Sie ſelbſt iſt ein mächtiger Zug nach Gott. In ihr öffnet ſich ihm das Herz, das ihm verſchloſſen war, und das ihm bereits geöffnete nimmt ihn tiefer in ſich auf. Für jedes andere Leid iſt bey der Welt noch wohl einiger Troſt zu finden; für dieſes, in welchem wir des Troſtes am meiſten bedürfen, iſt er allein bey Gott anzutreffen. Wie möchteſt du aber der Beruhigung, welche das fromme Herz in ſeinem zuverſichtlichen Glauben an die weiſe Regierung Gottes, an ſeine väterlichen Abſichten, an ſeinen mächtigen Beiſtand und an den herrlichen Ausgang ſeiner Führungen gewinnt, theilhaftig werden, ohne dich ihm hinzugeben?

Biſt du durch die Trennung, die er über dich verhängt hat, in bedrängte Umſtände gerathen: wie könnteſt du unterlaſſen, zu dem deine Zuflucht zu nehmen, von welchem allein mit

Zuverſicht Hülfe zu erwarten ſteht; da er die nimmer verläßt, die ſich zu ihm halten, die Herzen der Menſchen lenkt, wie es ihm wohlgefällt, und wo kein menſchliches Herz zu bewegen iſt, noch auf vielfältige Art Hülfe zu ſchaffen weiß. Wie könnteſt du aber zu ihm deine Zuflucht nehmen, ohne dich ihm ganz anzugeloben?

Oder wollteſt du dich auch dann noch weigern, dich zu Gott hinzuwenden, wenn die Welt dir nichts zu geben hat, und alles von dir hinweggenommen worden, was das Gemüth von Gott abzulenken pflegt? O, derer ſind gewiß nur wenige, die in ſolcher Betrübniß und Noth nicht nach Gott fragten, nicht in eine gewiſſe Gemeinſchaft mit ihm kämen; das nur iſt zu beklagen, daß die Frage ſo bald verſtummt, die Gemeinſchaft ſich ſo bald wieder auflöst. Und doch können wir allein in der Gemeinſchaft mit Gott zur neuen und ewigen Vereinigung mit denen, welche der Tod von uns geſchieden hat, gelangen.

Vielleicht haſt du ſie zu ſehr geliebt — denn jede Liebe, ſelbſt die lauterſte und edelſte, die etwas anders, als das höchſte Gut zum Gegenſtande hat, kann zu ſtark werden — daß du das Geſchöpf über den Schöpfer ſtelleteſt, an jenes verloren, vergaßeſt, was du dieſem ſchuldig biſt. Bey einer ſolchen Verfaſſung des Gemüths konnteſt du niemahls in die neue, höhere Vereinigung treten, wozu man nur dann geſchickt iſt, wenn man gelernt hat, ſeine natürlichen Empfindungen mäßigen, die Liebe zu dem Menſchen der Liebe zu Gott unterordnen, und in dieſelbe aufnehmen, ſo daß man auch die theuerſten Angehörigen gleichſam nur in Gott liebt. Würdeſt du das aber wohl je gelernt haben, wenn dir wäre vergönnt worden, bis an das Ende deiner Tage dich der ſinnlichen Gegenwart der Geliebten zu erfreuen? So war es denn auch in dieſer Hinſicht gut, daß ſie frühe von dir kamen. Es geſchah, damit du ſie einſt ewig wieder hätteſt.

Doch, man kann dir nicht vorwerfen, daß du diejenigen, welche der Herr zu ſich gerufen hat, da ſie noch mit dir wandelten, zu ſehr geliebt habeſt. Du haſt ſie vielmehr nicht geliebt, wie du ſie hätteſt lieben ſollen; du wußteſt ihre vortrefflichen Eigenſchaften nicht nach Gebühr zu ſchätzen; das häufige Wahrnehmen ihrer Fehler und Gebrechen, mancherley Mißverſtändniſſe und Entzweiungen hatten deine Zuneigung vermindert, und du warſt nahe daran, völlig gleichgültig gegen ſie zu werden; du haſt dich ihnen oft undankbar bewieſen, weil du auf ihre Zärtlichkeit und Sorgfalt für dich nicht gehörig geachtet; du haſt heilige Pflichten gegen ſie unerfüllt gelaſſen; du haſt ſie vielfältig ſchwer gekränkt, ihnen Kummer, Herzeleid verurſacht. Würde es damit wohl anders geworden ſeyn, wenn ſie länger auf Erden mit dir vereinigt geblieben wären? Jetzt aber, da ſie deinen Augen entrückt worden ſind, zeigt ſich dir im helleſten Lichte, was ihnen deine Liebe hätte gewinnen ſollen; da du ihrer entbehreſt, wirſt du

inne, wie viel ſie dir geweſen ſind, und für dich gethan haben, welche Liebe und Treue ſie im Herzen gehägt; du erkenneſt dein Unrecht, es betrübt dich tief, und dein ganzes Gemüth wendet ſich ihnen zu. Was gäbeſt du nicht darum, ſie in das Leben zurückrufen zu können, um ihnen die verkannte Liebe und Treue zu vergelten, unter heißen Thränen die ihnen verurſachte Kränkung abzubitten, und auf alle Weiſe zu vergüten, das Verſäumte doppelt nachzuholen. Nun erſt liebſt du ſie recht; ſie ſind dein, wie ſie es während ihres irdiſchen Lebens nie waren, und werden ewig dein ſeyn, da die Vereinigung durch nichts mehr geſtört werden kann.

So manche Lehre und Warnung, die ſie dir ertheilten, wurde von dir nicht beachtet, ſo manche Bitte iſt vergeblich an dich gerichtet worden; jetzt beherzigeſt du ihre Worte, jetzt ſind ihre Wünſche dir heilig, du bemüheſt dich, nach ihrem Sinne und ihrer Anweiſung zu leben, und was ſie von dir begehrt treulich zu

erfüllen. Ihre Tugenden zeigen ſich dir geſchieden von den Fehlern, die mit ihnen verbunden waren, gereinigt von den Flecken, die ſie verunſtalteten, und die Betrachtung derſelben reitzet und ſpornt dich, ſie dir zu eigen zu machen — um ſo ſtärker, als du ihnen dadurch ähnlich wirſt. Ein Bild von ihnen trägſt du im Gemüthe, und von dieſem befeuert ſtrebeſt du mit großem Eifer, ſo geſinnet zu ſeyn und zu handeln, wie du dich ihrer würdig beweiſeſt, und reifeſt in dieſem Beſtreben der ewigen Vereinigung entgegen.

Nach dieſer ſehneſt du dich in eben dem Maße, in welchem du inne wirſt, wie viel der Tod dir in ihnen entriſſen hat; und jeder Gedanke an die Entſchlafenen, jede Erinnerung an die glückliche Zeit, die du mit ihnen zugebracht, jedes Gefühl des Entbehrens und Einſamſeyns, alle Trauer deines Herzens erhöhet deine Sehnſucht. Wirſt du aber bey derſelben unthätig ſeyn können? wirſt du, von ihr erfüllt, es nicht zu deiner wichtigſten Angelegenheit machen, dir,

in der lautern Frömmigkeit und in allen Tugenden des Chriſten, die Eigenſchaften zu erwerben, von welchen die Erfüllung deines heißen Verlangens abhängt? Nein, keine Mühe wird dich abſchrecken, keiner Anſtrengung wirſt du dich weigern, gern wirſt du die Luſt des Herzens bezwingen, des Herzens mächtigen Trieb überwinden, du wirſt vollbringen, was dir immer unmöglich erſchienen, wo es das Eine gilt, wovor alle deine andern Wünſche zurücktreten.

In alle Liebe, die etwas, das auf Erden iſt, zum Gegenſtande hat, auch in diejenige, womit wir Vater und Mutter, Weib und Kind, Schweſter und Bruder umfangen, miſchen ſich Empfindungen, die, durch das, was der Erde angehört, und auf ihr ſein Ende erreicht, hervorgebracht, nicht mit uns hinübergehen können, ſondern von ihr geſchieden werden müſſen, auf daß ſie der ewigen Vereinigung fähig werde. Uns von dieſen Empfindungen zu befreien, wird uns ſchwerlich gelingen, ſo lange diejenigen, deren Anblick, deren vielfältiges Einwirken auf

uns ſie unabläſſig von neuem aufregt, mit uns auf Erden wandeln. Der Tod entzieht ſie unſern Augen, damit das Irdiſche von unſrer Liebe weiche, und dieſe ganz dem Himmel ſich heilige. Oder, wie möchteſt du anders, als mit himmliſchen Bewegungen derer gedenken, an denen alles himmliſch geworden iſt? Durch das ſchwächſte Gefühl ſchon, das, mit dem himmliſchen Weſen nicht vereinbar, in die Beſchäftigung mit ihnen einfließt, glaubſt du dich an ihnen ſchwer zu verſündigen. Was in deiner Liebe von der Erde war, iſt mit der entſeelten Hülle in das Grab geſunken, und ſie ſelbſt iſt, ohne an Stärke einzubüßen, eine andere — Liebe der Engel iſt ſie geworden. Schon jetzt knüpfen dich an den Vollendeten die hohen und lautern Rührungen, die dich dereinſt von neuem mit ihm vereinigen ſollen.

Iſt das nun durch den Hintritt der Deinigen bey dir gewirkt worden: dann ſind ſie

nur auf kurze Zeit von dir gekommen. Die Tage, Wochen oder Jahre, die du noch auf Erden verweilen ſollſt, werden ſchnell vorübergehen; du weißt ja wohl, wie ſchnell diejenigen vorüber gegangen ſind, wo du dich deſſen freuen konnteſt, was jetzt deine tiefe Trauer iſt. Deinem Schmerze mag es wohl ſcheinen, als zögen jene langſamer dahin; aber dieſer Wahn wird verſchwinden, wenn du, ſtatt in deinen Gram dich zu vertiefen, dir die herrliche Hoffnung gegenwärtig erhältſt. Das Leben des Menſchen auf Erden iſt immer kurz — auch wenn es ſein höchſtes Ziel erreicht, und du biſt vielleicht dem Ziele ſchon nahe, welches dem deinigen geſetzt iſt, wo du die Dahingeſchiedenen ewig wieder haben ſollſt.

Unausſprechlich froher Gedanke! die, von denen du unter heißen Thränen Abſchied nahmſt, die du ſterben, ins Grab verſenken ſahſt, die du überall vermißteſt, deren du in tiefer Trauer täglich gedenkeſt, die du unabläſſig im Herzen trägſt — die ſollſt du wieder ſehen, wieder be-

ſitzen in einem ſeligen Leben, ganz anders als du ſie auf Erden beſaßeſt; du ſollſt in ihnen diejenigen erkennen, die auf Erden mit dir in Verbindung geweſen, die hier dich geliebt, dich getröſtet und erfreut, die Luſt und das Weh der irdiſchen Tage mit dir gemein gehabt. Was der Tod geſtört hat, ſoll, ſo weit es der himmliſchen Vollendung fähig iſt, wieder hergeſtellt werden. Du ſollſt von neuem mit ihnen in die innigſte Gemeinſchaft treten, mit ihnen auf die Ereigniſſe und Wechſel des frühern Lebens, ſeine Leiden, ſeine Sorgen, ſeine Freuden und Hoffnungen zurückblicken — auch auf die dunkle Stunde der Trennung — und wie du mit ihnen eine kleine Zeit den Schmerz der Erde getheilt, ſo ſollſt du mit ihnen ewig die Seligkeit des Himmels theilen.

Was iſt denn das kurze Entbehren, wenn dir ein ſolches Beſitzen aus demſelben erwachſen kann! Höre auf, darüber zu klagen, preiſe vielmehr Gott, daß er es dir auferlegt hat, und ſegne die Tage, die dir ſo ſtill und bitter ver-

ſtießen. Arbeite aber auch auf das angeſtrengteſte dahin, daß die Abſicht Gottes bey der Trennung an dir erreicht werde.

Vornehmlich ſey dir der Tod der Geliebten eine ernſte Erinnerung an das Ende, das wir unter den Geſchäften und Sorgen, Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten der Welt ſo leicht und oft vergeſſen.

Du geheſt vorüber, wie jene vorüber gegangen ſind, es iſt der Weg alles Fleiſches. Alles, was dich jetzt ergötzt, wird einmal von dir weichen; alle Verbindungen, in denen du ſtehſt, werden ſich auflöſen; jeder Laut des Lebens wird dir verſtummen, und alle die Dinge, die dein Auge mit Wohlgefallen betrachtet, wird ewige Finſterniß bedecken. Du wirſt ſterben und begraben werden; dein Geiſt aber wird fortleben, er wird vor Gott erſcheinen, von dem Leben, das er auf Erden geführt, Rechenſchaft abzulegen, und dann von dem Heiligen und Gerechten ſein Urtheil zu empfangen. Alſo iſt es unwiderruflich geordnet.

Das bedenke, präge es in dein Herz, und erhalte es dir immer gegenwärtig, auf daß du deine Tage zählest, und dein Haus beſtellest.

Siehe, der Tod nahet ſich dir, es iſt entſchieden, daß du nicht leben wirſt. Die Freunde ſtehen trauernd um dich her, ihre Klagen, ihre Gebete, ihr Händeringen können dich nicht zurück halten. Die Pforten der furchtbaren Ewigkeit öffnen ſich. Wie wünſcheſt du, deinen Wandel auf Erden geführt zu haben? Ach, wenn du Zeit und Kräfte, die dir zu ſo großen Dingen verliehen waren, an Spiel und Tand, an Thorheit und Sinnenluſt, an Sünde und Frevel verſchwendet hätteſt! Siehe, das Grab wird bereitet, deine Gebeine zur Verweſung aufzunehmen, was haſt du dir erworben, das in jene Welt dich begleiten möge?

Aber du willſt nicht ſehen, du verſchließeſt deine Augen. Wohlan denn, weiſe auch den Tod von dir, mache dein irdiſches Daſeyn unvergänglich. In das Leben willſt du hinein, mit heißem Lebensdurſte. Iſt nicht im Leben

überall der Tod? trägt nicht jede blühende Gestalt ſeine Züge? blickt er nicht aus jedem Auge dich an? kann irgend eine reitzende Umhüllung ihn dir verbergen? O, fliehe doch nicht, wo du nicht entrinnen kannſt; entfremde dich dem nicht, der dein Freund werden will.

Fühlſt du dich aber, im heißen Verlangen nach denen, die dir vorangegangen ſind, zu Tod und Grab hingezogen: ſo erfülle [illegible] mit dem Gedanken der zukünftigen neuen Vereinigung dein Herz; eile zu ihnen, verbinde dich von neuem mit ihnen unauflöslich, und gelobe ihnen von neuem an, ihre heilſame Lehre zu bewahren, von dem Wege, den ſie dir gewieſen, nicht zu weichen, und in den Beſtrebungen, die zu ihnen hinführen, nicht zu ermüden.

Ja, euch, die ihr mir in eurem nun geendigten Leben ſo viel Gutes erwieſen, euch, die ich nicht aufhören kann, zu lieben, und im Herzen zu tragen, euch ſage ich in heiligen Entſchließungen mich zu. Bey Gott, wo ihr jetzt verweilet, und wo ich euch wiederzufinden hoffe,

ſoll mein Herz euch täglich begegnen. Iſt euch dieſes vergönnt: dann ſeyd ihr gewiß euch mir mit Rath und Troſt und jeglichem Beiſtande nahe, und werdet mir einſt in der bängſten Stunde nahe ſeyn, und mir überwinden helfen.

II.

Sterben die Bedingung des wirkſamern und höhern Lebens.

Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: es ſey denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und erſterbe, ſo bleibt es allein; wo es aber erſtirbt, ſo bringt es viele Früchte.

Joh. 12, 24.

In den vorſtehenden Worten deutet Jeſus auf die hocherfreulichen Wirkungen hin, welche ſein nun nahe bevorſtehender Tod, ſowohl für die Welt, als für ihn ſelbſt, haben würde, um den Jüngern die Nothwendigkeit deſſelben bemerklich zu machen, und ſie auf das vorzubereiten, was, wenn es ſie unvorbereitet traf, leicht einen höchſt nachtheiligen Einfluß auf ſie äußern konnte.

Wie das Weizenkorn, will er ſagen, in die Erde fallen und verweſen muß, damit es eine Pflanze werde, blühe und Frucht bringe: ſo muß ich ſterben, um mein Werk zu vollführen, und um mich zur höchſten Herrlichkeit des Himmels erheben zu können.

Welch eine heitere Anſicht des Todes bietet ſich uns hier dar! denn, was der Herr von ſich ausſagt, das gilt auch von denen, die ſich in in ihren Geſinnungen und in ihrem Wandel an ihn anſchließen. Aus der Nacht des Grabes ſtrahlet das Licht über die Erde hin, leuchtet es zum Himmel hinauf. Das Sterben iſt die Bedingung des wirkſamern und höhern Lebens — des wirkſamern auf Erden, des höhern in einer andern Welt.

Das Leben des Menſchen auf Erden erweiſt ſich da am wirkſamſten, wo es den theuerſten Gütern der Menſchheit, der Wahrheit, der Tugend, dem Rechte, der allgemeinen Wohl-

fahrt, dem Heile der unſterblichen Seele am meiſten förderlich wird. Dies geſchieht aber häufig eben damit, daß wir es für dieſe Dinge dahingeben; und nicht ſelten blieb alles, was jemand in ſeinem Leben für große Zwecke gethan, deßhalb ohne Erfolg, weil er nicht den Muth hatte, das Leben ſelbſt daran zu ſetzen.

Hätte Jeſus ſich auch nicht freiwillig dem gewaltſamen Tode unterzogen: er würde ihm ſchwerlich haben entgehen können, ohne ſich von dem loszuſagen, worin er den höchſten Zweck ſeines Lebens erblickte. Sein unerſchrockener Eifer für die Sache Gottes, ſeine freimüthigen Zeugniſſe, ſeine ſegensreichen Thaten bringen ihm den Tod zu Wege, der nicht ruhen wird, bis er ihm getödtet hat. Aber er hat den martervollen und ſchmachvollen Tod ſelbſt erwählt, weil er zur Vollendung ſeines Werkes erforderlich war. Die Verſöhnung der Menſchen mit Gott beruhete vornehmlich auf dieſem Tode. Er ſtirbt am Kreuze: und der Himmel öffnet ſich denen, welchen er verſchloſſen geweſen, ſo

empfangen ſtärkern Antrieb und neuen Muth, der Welt zu entſagen, und nach dem Heile des Himmels zu ſtreben. Sein Tod wird das begeiſternde Vorbild derer, welche, täglich den Tod vor Augen, nach ihm ſeine Sache führen ſollen, und nicht im Stande ſind, was ihnen obliegt aufzurichten, wenn ſie nicht gelernt haben, freiwillig in den Tod gehen.

Aehnliches ereignet ſich auch anderwärts. Der ungewiſſe Sieg wird entſchieden, eine beinahe verlorne Sache wird gewonnen, und konnte allein gewonnen werden, durch eine That, die dem, der ſie vollbringt, das Leben koſtet. Um den ſinkenden Helden ſammeln ſich die Fliehenden, von ſeinem Anblick, von ſeinem Zuruf begeiſtert, brennend von Begierde, nicht hinter dem Sterbenden zurück zu bleiben, den Sterbenden vor Mißhandlung zu ſchützen, den Sterbenden zu rächen, verrichten ſie Wunder der Tapferkeit, und der, von der Siegesfreude trunkene, Feind wird zum Weichen gebracht. Der Bekenner der Wahrheit beſiegelt ſein Wort mit ſeinem

Blute, und macht tiefe Eindrücke bey denen, die seine feurige Rede nicht zu bewegen vermocht, sie gehen in sich, sie prüfen das mit Ernst, wogegen sie sich, in Vorurtheilen und Leidenschaften befangen, bis dahin gleichgültig erwiesen, und werden eifrige Anhänger. Mit dem Blute edler Menschen sind die kostbarsten Güter, deren die Menschheit sich freut, erkauft worden; von ihren Grüften her wehet der Odem des Lebens, der die Welt erfrischt, und an der Stätte, wo sie schlummern, reifen die Früchte, an denen späte Geschlechter sich laben. Das Weizenkorn, so es in die Erde fällt und stirbt, bringet viele Früchte.

Stille deine Klage, erheitere deine Trauer; der Geliebte, der das Opfer für die große Sache geworden, lebt, er lebt wirksamer und herrlicher, als da er noch mit dir wandelte; er lebt in allem, was mit der großen Sache in Verbindung ist. In dieses Leben hat der Tod ihn eingeführet.

Oft iſt nichts Geringeres, als der Tod eines Menſchen erforderlich, ihn der Welt bekannt zu machen, und ſeine Tugenden und Verdienſte in dasjenige Licht zu ſtellen, in welchem die Welt ſie erblicken muß, damit ſie ſich dadurch gemahnt, getrieben und geſtärkt fühle.

Die Feinde Jeſu tödten ihn, um ihn der Aufmerkſamkeit der Menſchen zu entziehen, ihn nach und nach in Vergeſſenheit zu bringen, an ſeinem Nahmen, falls ſich derſelbe noch eine Zeit lang erhalten ſollte, Schmach zu knüpfen, und dadurch ſeinem, ihnen verhaßten, Wirken ein Ziel zu ſetzen. Es erfolgt aber das Gegentheil. Der Gekreuzigte wird Gegenſtand des Geſpräches, der Frage, der Nachforſchung, des Nachdenkens bey vielen Tauſenden, die bis dahin wenig auf ihn geachtet, wohl kaum etwas von ihm vernommen haben. Die zum Feſte gekommen ſind — zum Theil aus fernen Landen — tragen was ſie geſehen und gehört, ihre Vermuthungen, ihre Zweifel, ihre Ahnungen in die Heimath und weit umher. Wie der Both-

ſchaft von dem Gekreuzigten bahnen ſich die Apoſtel überall den Weg zu den Herzen der Menſchen. Die durch Vorurtheile irre Geleiteten urtheilen freier, nachdem der Tod das, was die Partheiwuth am meiſten zu reihen pflegt, das Perſönliche, den Augen entrückt hat. Nur der Hingerichtete konnte ſo gerechtfertiget und verherrlichet werden, wie der Herr durch die Auferſtehung gerechtfertigt und verherrlicht worden iſt.

Hier übt ein Menſch die ſchwerſten und ſeltenſten Tugenden; mit groſſen Aufopferungen und unter harten Entbehrungen wirkt er für jedes Gute, welchem förderlich zu werden ſich ihm Gelegenheit darbiethet; kein Bedrängter, der bey ihm Hülfe ſucht, geht ungetröſtet hinweg. Davon erfähret, während ſeines Lebens, die Welt, der dieſes Beiſpiel ſo heilſam ſeyn würde, nichts. Er liebt es nicht, Geräuſch zu machen, und ſich hervorzudrängen; er wendet wohl ſelbſt alles an, um verborgen bleiben zu können. Die wenigen, die ihn kennen, ſchwei-

gen. Nun ſieht er. Er wird vermiſst; und man erkundigt ſich nach ihm; die nichts von ihm zu wiſſen ſchienen, treten auf und reden; die er zum Schweigen verpflichtet hatte, halten ſich dieſer Pflicht für entbunden; die, denen er Gutes erwieſen, klagen um ihren Wohlthäter; mit der Stimme der Hülfloſigkeit vereinigt ſich die Stimme des gerührten Dankes, von ihm zu zeugen.

Nicht oft ereignet es ſich, daſs man einem Menſchen bey ſeinem Leben volle Gerechtigkeit widerfahren läſst. Hat aber jemand ſeine irdiſche Laufbahn geendigt: ſiehe, wie das Urtheil über ihn ſo ganz anders ausfällt! man erwähnt der Mängel nicht mehr, die man ſonſt auf alle Weiſe bemerklich zu machen ſuchte; man geſteht ihm willig die Vorzüge zu, die man in Zweifel zu ſtellen bemüht war; man läſst die Verdienſte gelten, die man immer anzufechten pflegte, man ertheilt dem Werke, deſſen man früher nur mit hartem Tadel gedachte, groſse Lobſprüche. Der Neid, die erhitzte Partheiſucht, die ge-

gekränkte Eigenliebe und das durch ihn beſchämte Laſter, die nicht aufhörten, zu verkleinern, zu verläumden, zu ſchmähen, haben nichts mehr an ihm, ſeit er von den Kampfplätzen der Leidenſchaft verſchwunden iſt. Die Ehrfurcht, welche man den Todten ſchuldig zu ſeyn glaubt, vertheidigt ihn gegen die Angriffe, welche ſich etwa Einzelne noch erlauben möchten. Man beeifert ſich, ſeine Vorzüge und Verdienſte an das Licht zu ziehen. Die Gebrechen, welche auf Erden, auch für den Unbefangenen, den Glanz ſeiner Tugenden verdunkelten, haben ſich in dem Bilde des jetzt Vollendeten verloren, und man erblickt dieſe Tugenden in dem Scheine der himmliſchen Verklärung. Dem Verkannten iſt die ehrenvollſte Anerkennung zu Theil geworden.

Wie das Weizenkorn ſtirbt, damit es viele Früchte bringe; ſo iſt der Freund, um den du weineſt, geſtorben, um in der Achtung der Menſchen wirkſamer zu leben. Sollteſt du deſſen nicht unter Thränen dich freuen?

Gewiß iſt auch die Sache, welcher ſich Jeſus geweiht hatte, durch ſeinen Tod bedeutend gefördert worden. Daß er dieſe Sache auch im Tode, wo nur das Wahre ſich behauptet, Trug und Täuſchung aber verſchwinden, nicht verläugnet, ſondern bis zum letzten ſchmerzensvollen Augenblicke an ihr, mit unerſchütterlicher Zuverſicht, feſtgehalten — da an ihr feſtgehalten, wo er ſich durch Losſagung der eben ſo qual- als ſchmachvollen Hinrichtung entziehen konnte, daß er für ſie, recht eigentlich für ſie, ſein Blut vergoſſen: das mußte doch wohl bey jedem Unbefangenen eine günſtige Meinung von ihr hervorbringen, und viele der Verblendeten und Erbitterten zum Nachdenken auffordern.

Du haſt dich in Lauterkeit des Herzens einer guten Sache angelobt; du ſprichſt, du handelſt für ſie — beſonnen, klar, eifrig und kräftig. Doch die Zahl derer, die mit dir ſeyn mögen, bleibt gering. Es fehlt zwar nicht an ſolchen, die für dieſe Sache Sinn haben; aber Vorurtheile, Eiferſucht, Mißverſtändniſſe verhin-

dern ſie, ſich an dich anzuſchließen. Du wirſt von dem Schauplatze abgerufen, und die Sache ſteht fortan ganz für ſich da, geſondert von allem, was der Perſon angehörte, glänzt ſie in dem eignen, ungetrübten Lichte. Dein Hingang bringt ſie von neuem in Erinnerung, man faßt ſie ins Auge, und erkennt ihren hohen Werth. Die Gutgeſinnten, die ſich bis dahin nicht entſchließen konnten, ſich ihrer anzunehmen, können der verlaſſenen ihren Schutz nicht verſagen. In deiner letzten Stunde ſoll ſie die entſcheidende Probe beſtehen. Wirſt du es im Tode nicht bereuen, ihr deine Zeit und deine Kräfte gewidmet zu haben; wird ſie den Sterbenden noch innig beſchäftigen, dem Sterbenden das Herz erheben, das Angeſicht erheitern, den Sterbenden mit frohen Hoffnungen erfüllen; biſt du wohl gar fähig, für ſie dein Leben in einen ſchmerzvollen Tod zu geben: wahrlich, dein Hingang wird ihr Herzen gewinnen; ſie wird nach demſelben bald unter denen, auf die ſie niemals rechnen konnte, zahlreiche, mächtige, eifrige Freunde finden.

Wie das Weizenkorn in die Erde fallen und ſterben muß, um Frucht zu bringen: ſo muß der Menſch ſterben, damit ſeine Sache wirkſamer lebe, und er in der Sache. Soll es dich nicht tröſten, daß ſolch ſchönes Leben deinem Freunde zu Theil geworden?

Das Sinnliche, was der Anhänglichkeit der Jünger an ihren erhabenen Freund und den Erwartungen, die ſie von ihm hegten, ſo lange er auf Erden verweilte, beygemiſcht blieb, und ihnen nicht geſtattete, ſein geiſtiges Weſen rein zu empfinden, ſein geiſtiges Wirken ganz in ſich aufzunehmen, mußte, da ihnen ſeine ſichtbare Gegenwart entzogen wurde, weichen, und der höhern Liebe, der himmliſchen Hoffnung Platz machen. Zur Herrlichkeit des Himmels erhoben und ihnen nur unſichtbar noch nahe, mußte er ihnen ganz anders erſcheinen, als da er noch in der Hülle der Sterblichkeit unter ihnen wandelte; ſtärker mußte ſein Wort ſie er-

greifen, das gleichſam vom Himmel herab ihnen erſcholl, ſie in der Treue zu befeſtigen; tiefer mußte ſein Beiſpiel ſie rühren, das gleichſam vom Himmel herab ihnen leuchtete, ſie zur Nachahmung zu befeuern. Nun erfuhren ſie den reichen Sinn der Verheißung, die er ihnen gegeben; „ich bin bey euch alle Tage bis an der Welt Ende;“ er war ja bey ihnen, wie er es niemals geweſen — mit ſeinem Schutze, mit ſeiner Leitung und Hülfe. Sein Einfluß auf ſie war durch ſeinen Hingang reiner und ſtärker geworden.

Der Einfluß, welchen edle Menſchen, während ihres irdiſchen Lebens, auf diejenigen äußern, die ihnen nahe ſind, iſt nicht allein vielen Beſchränkungen unterworfen, er kann ſogar bedenklich werden. Man ſieht ſie ſelbſt häufig fehlen, und dadurch wird die Wirkung ihrer Lehren und Ermahnungen geſchwächt. Ihr Ernſt, ihre Strenge iſt uns läſtig, wir glauben uns zuweilen hart von ihnen behandelt, wir bemerken an ihnen manches, das uns mißfällt und

verſtimmt; und dies vermindert die Hochſchätzung, die ihre Tugenden uns einflößen ſollten. Das Angenehme in ihrem äußerlichen Weſen und die ſinnlichen Vortheile, die wir durch ſie erlangen, gewinnen einen ungebührlichen Antheil an unſrer Liebe zu ihnen, die wenigſtens zum größten Theile ihren geiſtigen Vorzügen gelten müßte. So geſchieht es, daß wir ihnen nicht leicht etwas verweigern können — auch wo das Gewiſſen dieſes gebiethet, daß wir, um ihnen wohlgefällig zu werden, uns ihnen ſelbſt in manchen verwerflichen Dingen nachzubilden ſuchen; wir kommen wohl gar dahin, ſie in ihren Fehlern liebens- und nachahmungswürdig zu finden.

Unſern Augen entrückt, hinüber gegangen in das Reich der Vollendung, ſind ſie die Gegenſtände einer reinern Verehrung, einer edlern, aber nicht weniger zärtlichen Liebe geworden. Nur das, was ſie, als echte Tugend, auf Erden wahrhaft geſchmückt, und worin wir ſtreben ſollen ihnen ähnlich zu werden, ſchwebt uns vor, wenn wir uns mit ihnen beſchäftigen; und ge-

dächten wir ja zuweilen der Schwachheit, die ſie einſt an ſich getragen, ſo kann dieſe doch nicht mehr unſer Herz von ihnen entfernen, ſie dient uns nur zu einer Erinnerung, mit gröſſerer Sorgfalt über uns ſelbſt zu wachen. Heiliger wird uns ihr Wort, ehrwürdiger das Vorbild, das ſie uns gelaſſen haben. Stimmen aus der Ewigkeit hören wir, indem wir ihre Warnungen und Ermahnungen vernehmen. Die Geſinnungen und Handlungen verklärter Geiſter ſtellen ſich uns dar, indem wir ihr Leben betrachten. Stärker erſchüttert, inniger rühret, höher erhebt, kräftiger tröſtet uns, was ſie geredet und gethan haben. Allein durch einen Gott gefälligen Wandel im ſtrengen Feſthalten an den Grundſätzen der Rechtſchaffenheit können wir hoffen ihren Beifall zu gewinnen. Der Wunſch, mit ihnen wieder vereinigt zu werden, bewahrt uns vor den Vereitelungen der Welt, erhält in uns die ſo wohlthätige Sehnſucht nach dem Ewigen, und wird uns einſt den Abſchied von der Erde erleichtern.)

Frühe mußteſt du den zärtlich geliebten Gatten beweinen, auf daß er fortan verklärt in deinem Herzen lebe, dein Herz ihm in himmliſchen Empfindungen angehöre, du ſein Edelſtes in demſelben treu bewahreſt, und die alſo geläuterte und geheiligte Liebe das, durch den Zauber der irdiſchen Dinge ſo leicht zu bethörende, hinaufziehe, und dem Himmel vertraut mache. Frühe mußteſt du der theuern Eltern beraubt werden, damit das Andenken an die Vollendeten ſtärker auf dich wirke, als ihre ſichtbare Gegenwart es vermochte, damit ihre Lehre, die du ſo oft vergaßeſt oder nicht achteteſt, dir ſtets in heiligen Gefühlen gegenwärtig bleibe, damit ihr Geiſt dich in den Gefahren des Lebens umſchwebe und behüte. Frühe ward das holde Kind von deinem Herzen genommen, damit ſein Bild in der Geſtalt eines Engels dir zuwinke aus dem Lichtreich, in welchem es ſelig wandelt, und dein ſo oft beunruhigtes, hin und her geriſſenes Gemüth, in der Erinnerung an die heitre Unſchuld, mit der es hinüber gegangen,

ſeinen Frieden wiederfinde, und gegen die Verführungen der Schuld ſich waffne.

Kannſt du dieſen Betrachtungen, die dich zu denen, welche Gott hinweg geführt hat, in ein ſo inniges und wohlthuendes Verhältniß ſehen, nachhangen, ohne daß dadurch dein Gram gemildert werde?

Sterben iſt die Bedingung nicht bloß des wirkſamern, ſondern auch des höhern Lebens.

Der Weg des Todes war für Jeſum der Weg zu der Herrlichkeit, die er bey dem Vater hatte, ehe denn die Welt war, in welcher allein die Fülle des göttlichen Weſens und Lebens in ihm, die ſich auf Erden nur unter vielfältiger Beſchränkung zu erweiſen vermochte, zu ihrer völligen Offenbarung gelangen konnte. Durch Leiden des Todes, verſichert die Schrift, habe Gott ihn mit Preis und Ehre gekrönt, weil er gehorſam werden bis zum Tode — bis zum

Tode am Kreuze, darum habe ihn Gott erhö-
het, und ihm einen Nahmen gegeben, der über
alle Nahmen iſt, daß in ſeinem Nahmen ſich
beugen ſollen die Knie aller derer, die im Him-
mel, auf Erden und unter der Erden ſind, und
alle Zungen bekennen ſollen, daß er der Herr
ſey. So ausgezeichnet, ſo hoch erhoben über
alles, was genannt mag werden in dieſer und
der zukünftigen Welt, konnte er nicht werden,
ohne die Bitterkeit des Todes zu ſchmecken,
und das Aeußerſte von dem zu erfahren, was
die Kinder des Staubes Demüthigendes und
Schmerzliches zu erdulden haben.

Wir haben nicht bloß die Ahnung, den
Gedanken von einem Leben, welches höher iſt,
als das höchſte, was auf Erden angetroffen
wird — von einem Leben der hellern und um-
faſſendern Erkenntniß, des zartern und tiefern
Empfindens, der größern Stärke heiliger Triebe,
der reinern und ediern Geſinnung, des freiern,
weiter gehenden, folgenreichern Wirkens, der off-
nern und erweiterten Empfänglichkeit für die

Ein-

Einflüſſe deſſen, dem alles Leben entſtrömt, der Entbundenheit von Schmerz und Angſt, des heitern und frohen Bewußtſeyns, des lauterſten Genuſſes der herrlichſten Dinge, erglänzend in jedem Reize unvergänglicher Schönheit und Anmuth — und ein Verlangen darnach; wir wiſſen auch in einem Gefühle, welches ſich nicht unterdrücken läßt, daß wir für ein ſolches Leben beſtimmt ſind. Die ernſte Betrachtung unſers Weſens, unſers Zuſtandes und unſrer Verhältniſſe beſtätigt des Gefühles Ausſage, und läßt uns in derſelben das Zeugniß der ewigen Wahrheit erkennen. Eben dahin ſind die Verheißungen göttlicher Offenbarung in Wort und Geſchichte gerichtet. Den Keim dieſes höhern Lebens tragen wir jetzt ſchon in uns, und er treibt unter vielfältigem Einwirken der irdiſchen Dinge. Wir können unſer Erdenleben ſelbſt nicht anders begreifen, denn als ein, bald frohes, bald ſchmerzliches, Aufſtreben zu dem höhern. Dazu aber, daß dieſes letztere zum Vorſchein komme, iſt eine völlige Umwandlung un-

ſrer ſchwachen, hinfälligen, durch die Sünde erniedrigten und entkräfteten, unzählbaren Uebeln und Gebrechen unterworfenen Natur erforderlich.

Das Weizenkorn fällt in die Erde und verweſet, damit die Pflanze an das Licht trete. Das Gewand der Sterblichkeit wird von uns genommen, damit das Unſterbliche ſich in ſeiner eigenthümlichen Kraft erweiſen könne. Dieſer Leib, der uns von allen Seiten beſchränkt, der uns ſo viele und heftige Leiden verurſacht, der ſo oft unſre Gedanken verwirrt, unſer Bewußtſeyn verdunkelt, den Aufſchwung der Betrachtung lähmt, die edelſten Kräfte ſchwächt und unthätig macht, uns mit unreinen Lüſten bedrängt, und uns unaufhörlich in neuen Streit verwickelt, wird der Zerſtörung Preis gegeben, damit der Geiſt, erlöſet aus ſeinen Banden, ſeinem hohen Ziele zueile.

Der irdiſche Menſch iſt nicht geeignet, in jenes ewige Reich, das Gebieth des höhern Lebens, einzugehen; die Erde, der er angehört,

bemächtigt ſich ſeiner, indem der himmliſche ſich zu ſeiner Heimath erhebt.

Geübt durch Arbeiten, Kämpfe und Erduldungen von mancherley Art, unter den wechſelnden Schickſalen und Verrichtungen des Lebens, hat unſer Glaube im Tode die letzte und ſchwerſte Probe zu beſtehen, um zu den herrlichen Dingen zu gelangen, deren er in der unmittelbaren Gemeinſchaft mit Gott theilhaftig werden ſoll.

Alſo iſt auch die edle Seele, deren Dahinſcheiden dich in tiefe Trauer verſetzt hat, durch das Sterben zum Leben, zum allein wahren, ſich ſelbſt genügenden, ſeligen Leben gelangt — aus dem Leben des Scheines, der Entbehrung und der ſchmerzlichen Sehnſucht. Ihre Wünſche ſind erfüllt; ſie hat errungen, wornach du noch trachteſt in bitterm Leid. Wiedergeburt, Erneuung zum höhern Daſeyn, Durchbruch der himmliſchen Kräfte, völlige Ueberwältigung des finſtern Weſens durch das Licht der Verklärung war es, was du Tod nennеſt.

O, ſtille deine Trauer, um dich dem frohen Gedanken zu überlaſſen, daß auch du bald durch das Sterben zum Leben kommen ſollſt, und in treuem Fleiße der Heiligung zu ſchaffen, daß du dich deſſen mit Zuverſicht getröſten könneſt.

III.

Die Trauer um die Entſchlafenen — wohlthuend und ſegensreich.

Unter der Trauer um unſre Entſchlafenen verſtehen wir nicht jenen gewaltſamen Schmerz, der bey ihrem Dahinſcheiden das Herz zerreißt, und in der nächſt folgenden Zeit, unſer ganzes Gemüth erfüllend, nur düſtre Gedanken nährt, uns gegen alles, was nicht auf ihn Bezug hat, gleichgültig — und nicht bloß den fröhlichen Dingen, ſondern auch dem Troſte unzugänglich macht; da wir noch nicht zu faſſen vermögen, wie es mit uns ſo ganz anders geworden; oder da wir die nun allenthalben vermiſſen, die wir in unſrer Nähe zu ſehen gewohnt ſind, und es um uns her ſo einſam, ſo ſtill iſt — vermiſſen,

was ſie uns zu gewähren pflegten, und uns vielleicht noch überdieß durch ihren Hintritt verwaiſet, und in eine ſorgenvolle Lage verſetzt finden; oder da wir uns nicht denken können, wie es uns möglich ſeyn werde, ohne ſie zu leben, und uns deßwegen mit Gefühlen, die durch ihre Heftigkeit ſich an Gott verſündigen, den Tod wünſchen.

Die Zeit lindert den Schmerz — und es iſt gut, daß ſie ihn lindert, weil wir, wenn er in ſeinem erſten Ungeſtüm fortdauerte, nicht im Stande ſeyn würden, unſern Pflichten zu leben, und für unſre Beſtimmung thätig zu ſeyn. Aber bey fühlenden Gemüthern lindert ſie ihn nur, und heilet ihn ſo weit er eine Krankheit des Gemüths genannt werden muß, ohne ihn völlig hinwegzunehmen, was ſie nicht darf, da in ihm etwas Heiliges iſt. Bey dieſen tritt er, auch nachdem nun Monate, Jahre mit ihrem mildernden Einfluſſe über ihn hingegangen ſind, und, wo nicht die Güter und Freuden, doch, die Arbeiten, Sorgen und Leidrn des

Lebens uns in dieſes wieder hineingezogen haben, in mancher Stunde von ſelbſt, ſanfter und ſtiller, als heilige Wehmuth, als ein unausſprechliches Verlangen und Sehnen, wieder hervor, und wir ſind es unſern Entſchlafenen ſchuldig, ihn alsdann einige Zeit zu unterhalten. Das nicht allein, wir ſind ihnen auch ſchuldig, ihn in dieſer Geſtalt recht oft, und insbeſondre zu den Zeiten, die dazu vor andern geeignet ſind, durch innige Beſchäftigung mit ihnen, von neuem zu erwecken. Bey nicht wenigen äußert die Zeit eine noch größere Gewalt über den Schmerz; ſie vertilgt ihn zuſammt dem Andenken an diejenigen, um welche ſie einſt aufrichtig trauerten — durch die Bilder des Lebens, die ſie ihnen vor die Augen ſtellt, durch die mannichfaltigen Eindrücke, die ſie auf ihre Sinne, auf ihr Herz macht, durch die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, für welche ſie ihrem Leichtſinne bald wieder Geſchmack abgewinnt, durch die Leidenſchaften und Beſtrebungen, die ſie in ihnen erregt; und wir ſehen

diejenigen aller Luſt und Fröhlichkeit dahingegeben, als wäre nichts in ihrem Leben anders geworden, die vor kurzem noch in Schmerz und Thränen gleichſam aufgelöst waren, und ſich gar nicht wollten tröſten laſſen. Dieſen vornehmlich thut es Noth, damit ſie der heiligſten Verpflichtung nicht ungetreu werden, den ſtillen, ſanften Schmerz oft in ſich hervorzurufen. So laß uns denn erwägen, was uns hierzu ermuntern müſſe.

Die von ſelbſt wieder kehrende oder gefliſſentlich wieder erweckte, pflichtmäßige, wahrhaft chriſtliche, und als ſolche in den Rath des Herrn gläubig fromm ſich fügende, mit Ergebung in ſeinen heiligen und gnädigen Willen wartend und verlangend hinaufblickende Trauer um die Entſchlafenen, laß uns nach ihrem Werthe für das Herz näher in das Auge faſſen.

Ihr gereicht aber, zuvörderſt, ſchon das zu einer nicht geringen Empfehlung, daß ſie an ſich ſelbſt dem Herzen ſo wohl thut. Um deſſen recht inne zu werden, laß uns auf die gewöhnlichen Stimmungen des Menſchen einen Blick werfen, um ſie mit der Trauer um die Entſchlafenen in dieſer Hinſicht zu vergleichen.

Betrachte zuerſt die Stimmung der Arbeitsnoth. Wer kennte ſie nicht aus eigner Erfahrung? es iſt diejenige, in welcher die meiſten Menſchen ſich am häufigſten befinden. Bey der Arbeit ſollte freilich dem Menſchen wohl ſeyn; und ihm iſt auch wohl, wenn er ſie mit Luſt und Muth beginnen kann, es ihm nicht an Aufmunterung fehlt, die Umſtände mit ſeinen Gefühlen und Wünſchen übereinſtimmen, wenn alles glücklich von Statten geht, und er ſich einen geſegneten Erfolg ſeiner Bemühungen verſprechen darf. Aber wie oft haſt du deſſen dich zu rühmen? und iſt dir denn auch wohl, wenn ſich von dem allen das Gegentheil zeigt, wenn du dich ganz unaufgelegt fühlſt, wenn das

Geſchäft, das du ausrichten ſollſt, deinen Widerwillen erregt, wenn du, ſtatt Beifall und belohnende Anerkennung, Tadel und Undank erwarten mußt, wenn du es mit beſchränkten, eigenſinnigen, widerwärtigen Menſchen zu thun haſt, wenn dir Verdruß über Verdruß zu Theil wird, Ein Hinderniß nach dem andern ſich dir entgegen ſtellt? Nein, dann kann dir, bey aller Pflichttreue und Gottergebenheit, nicht wohl ſeyn.

Betrachte die Stimmung der Sorge. Iſt dir wohl, indem du nicht weißt, woher du das Nothwendige für morgen, wohl gar für heute, nehmen, wovon du deine Kinder ernähren, bekleiden, erziehen, wie du herbeiſchaffen mögeſt, was der harte Winter fordert, indem du in großer Verlegenheit keinen Ausgang ſiehſt, und niemand helfen, niemand rathen kann, ein drohendes Unglück dich in banger Erwartung gefangen hält, ein großes Uebel immer näher heranzieht, und nun unabwendlich zu ſeyn ſcheint? Und nicht gering iſt die Zahl derer, die

nur auf kurze Zeit von ſolcher Sorge frey werden.

Betrachte die Stimmung des Kummers, des Grames, wo deine Gedanken unabläſſig auf der drückenden Lage ruhen, in der du dich befindeſt, oder ſich in das Mißgeſchick vertiefen, das dich getroffen hat. Iſt dir in derſelben wohl? Der Chriſt freilich kann ſich zu einer Stärke des Vertrauens und der Hoffnung, der Liebe und der Verläugnung erheben, bey welcher in der drückendſten Lage und unter dem härteſten Mißgeſchick die heitre Ruhe nicht von ihm weicht. Aber wie wenige gelangen dahin? die meiſten, welche Macht auch die Tröſtungen des Glaubens an ihnen beweiſen, mit welcher Willigkeit ſie das Widerwärtige dahin nehmen, mit welcher Geduld ſie es tragen, werden ſich doch nicht ſelten von demſelben in einem hohen Grade aufgeregt fühlen, und ſich der finſtern, muthloſen, herzzerreißenden Betrachtungen zu entſchlagen nicht im Stande ſeyn. Gehöreſt du etwa zu jenen wenigen? Wie, wenn man dich gar

zu denen zählen müßte, über welche die Tröſtungen des Glaubens nichts vermögen?

Betrachte die Stimmung der Leidenſchaft. Iſt dir wohl, wenn deine Eitelkeit gekränkt wird, oder unruhig darauf ſinnt, wie ſie die ihr günſtigen Eindrücke hervorbringe, wenn deine Ehrſucht die Ziele nicht erreicht, die ſie ſich geſtellt hat, ſich zurückgewieſen, von andern übertroffen ſieht, wenn dein Stolz Demüthigung erleiden muß, oder durch das nicht zu Duldende ſich Anfeindung und Haß zuzieht, wenn dein Geldgeiz nach Reichthümern trachtet, die er nicht erlangen kann, Verluſte und Beeinträchtigungen fürchtet, mit klopfendem Herzen und bleichem Angeſicht, erſchreckend vor dem leiſen Geräuſche, das Gut hüthet, woran ihm das ganze Herz hängt, wenn der Zorn, die Rachbegierde dein Inneres empört, und dein Blut in gewaltſame Bewegung ſetzt, wenn der Neid in dir unter peinigenden Gefühlen auf das Glück des andern hinblickt? Nein, dir iſt nicht wohl in dieſer Beklommenheit, in dieſer Span-

nung, in dieſem Aufruhr der Gedanken und Empfindungen. Oder darfſt du verſichern, nicht Eine von dieſen Leidenſchaften wohne in dir, oder es geſchehe nur ſelten, daß du von der Einen oder andern beunruhigt werdeſt?

Betrachte die Stimmung, worein der Genuß ſinnlicher Vergnügungen dich verſetzt. Iſt es die Stimmung heitrer Befriedigung, ſtärkender, belebender Freude? Selten — und nur auf Augenblicke. Meiſt kann dir bey dieſem Genuſſe ſchon deßwegen nicht wohl ſeyn, weil er dich aus dir ſelbſt herausverſetzt, das Gleichgewicht deiner Gefühle und Neigungen ſtört, und ſich mit der Klarheit, Lauterkeit und Uebereinſtimmung des Selbſtbewußtſeyns nicht verträgt, welche die Bedingung alles wahren Wohlbefindens ſind. Und faſt nie fehlt es an Dingen, die unſre Luſt nicht bloß einſchränken, ſondern auch in mancherley Verdruß und empfindlicher Kränkung ihr bittre Empfindungen zugeſellen. Oft haſt du große Mühe, deine Mißlaune hinter dem Scheine der Fröhlichkeit zu

verbergen, und nicht ſelten mußt du dich in das lauteſte Geräuſch ſtürzen, um dich vor dir ſelbſt zu retten.

Betrachte nun auch die Stimmung, in der du dich befindeſt, indem du über deine Heimgegangenen trauerſt. Hier iſt kein Aufruhr, keine Empörung, keine gewaltſame Erregung, keine Unruhe in deinem Gemüthe. Nein, in deinem Gemüthe iſt alles mild und ſtill, von ſanften und beſänftigenden Rührungen iſt es erfüllt. Du biſt ganz bey dir ſelbſt in deiner Wehmuth. Eintracht herrſcht unter deinen Gedanken, Gefühlen, Wünſchen und Beſtrebungen. Die Kräfte der Entzweiung haben von dir abgelaſſen, denn du verweileſt auf einem heiligen Gebiethe, wo das, was den Streit im Innern entzündet, ſich dir nicht nahen kann. Und was ſtellt ſich dir vor die Augen? Weſen, mit den vortrefflichſten Eigenſchaften geſchmückt, Weſen, die du nicht anders als mit innigem Wohlgefallen, mit frohen Empfindungen betrachten kannſt, die Liebe, die ſie für dich im Herzen gehägt, die vie-

len rührenden Beweiſe, die ſie dir von derſelben in zartſinniger Aufmerkſamkeit auf deine Wünſche, in unermüdbarer Sorgfalt für dein Glück gegeben haben, die ſchönen Tage, die du mit ihnen zugebracht, die Güter, die Ereigniſſe, deren du dich mit ihnen erfreut, das himmliſche Leben, in welches ſie eingegangen ſind. Was regt ſich in deinem Herzen? ſtille, durch den Hingang derſelben geläuterte und geheiligte Liebe, das ſüße Verlangen mit ſeiner frohen Erwartung. Dabey ſollte dir nicht wohl, nicht unausſprechlich wohl ſeyn?

Wenn dir nun Tage und Wochen in den gewöhnlichen Stimmungen verfloſſen ſind, und es wird dir eine Stunde, es bricht dir ein Tag an, wo du dich der trauernden Beſchäftigung mit geliebten Todten hingeben kannſt, wie wird es bey dieſer Beſchäftigung ſo ganz anders in deinem Innern! wie löſet ſich das ſtarre, wie ſtillet ſich das unruhige, wie tröſtet ſich das bekümmerte Herz!

Allerdings giebt es noch andre Zuſtände,

in denen dem Herzen wohl ſeyn kann, wie ihm denn gewiß auch wohl iſt, wenn es ſich den Eindrücken des Großen und Schönen in der Natur geöffnet hat, wenn es ſich, im Kreiſe der Geliebten, der Gleichgeſinnten, des innigen Zuſammenlebens, der herzlichen Gemeinſchaft, des vertraulichen Geſpräches, des heitern Feſtes erfreut. Aber es ſteht nicht immer bey uns, dieſe Zuſtände herbeizuführen; überdies iſt ihm in denſelben auf andre Art wohl und oft kaum in demſelben Maße, wie in der Trauer um die Entſchlafenen, ſo daß dieſe durch jene nicht erſetzt werden kann. Vornehmlich iſt dem Herzen wohl in der frommen Betrachtung und der andachtsvollen Erhebung zu Gott. Indeß, das erfahren wir erſt dann in vollem Maße, wenn wir die Trauer um die Entſchlafenen zu unſrer Betrachtung herzubringen, wenn dieſe Trauer es uns zum Bedürfniſſe macht, uns Gott zu nahen, und uns für die himmliſchen Einflüſſe die rechte Empfänglichkeit giebt.

Wir preiſen uns glücklich, ihr theuren Da-

hin-

hingeſchiedenen, daß wir um euch trauern kön-
nen, daß wir einen Tag haben, der euch gewid-
met iſt. Euch ſoll er denn auch ganz angehö-
ren, bey euch ſollen heute alle unſre Gedanken
ſeyn, euer Bild ſoll uns auf allen Wegen be-
gleiten, damit dem ſo oft mühſeligen, ſorgen-
und kummervollen, dem vielfältig gereitzten und
gequälten Herzen wieder einmahl wohl werde.

Die an ſich ſo wohlthuende Trauer um die
Entſchlafenen erweist ſich auch vielfältig ſegens-
reich in ihrem Einfluſſe auf die Heiligung des
Herzens und Lebens.

Sie gereichet derſelben ſchon dadurch zur
Förderung, daß ſie uns denjenigen Dingen, die
an unſerm Verderben arbeiten, und von denen
auch der Gerechte vielfältig verſucht wird, un-
zugänglich macht. In der Stimmung, die in
den heiligen Stunden des trauervollen Anden-
kens an die jetzt Verklärten dich beherrſcht, bey
den Bildern, die dir hier vorſchweben, den Ge-

danken, die hier dich beſchäftigen, in der Gegenwart der zur himmliſchen Vollendung Emporgehobenen, im Angeſichte des Todes und der Ewigkeit, kann die ſträfliche Begierde nicht in dir erwachen; und möchte ſie es auch, ſie würde ſchnell überwältigt werden.

In ſolchen Stunden nahet ſich dir der Verführer nicht, den Fröhlichen ſtellet er nach, die Trauernden flieht er; und nahete er ſich dir, er würde kein Gehör finden, ſeine Stimme würde nicht in dein geheiligtes Herz dringen.

Deine Trauer ruft dich in die Stille; und hier erreichen dich die Eindrücke nicht, durch welche die Welt unſre Leidenſchaften aufregt, und uns zur Sünde reizt; hier ſieheſt du nicht das gefährliche Beiſpiel; hier höreſt du nicht das bethörende, herzvergiftende Wort. In eben dem Maße, in welchem du aufrichtig um die Todten trauerſt, iſt die Welt mit allem, was ſie in ſich ſchließt, todt für dich; du gedenkeſt auch der gefährlichen Beiſpiele, die du geſehen, der bethörenden, herzvergiftenden Worte nicht

mehr, die du gehört; die Preiſe, um welche ſie die Herzen erkauft, haben keinen Werth mehr für dich, da dein Gemüth von ganz andern Dingen eingenommen iſt. Was ſoll, ſprichſt du, das ſchnöde Gold, was ſollen dieſe feilen Auszeichnungen mir, der ich verloren habe, was dem Herzen angehört? was ſollen dieſe Ergötzungen mir, von dem des Herzens Luſt und Freude genommen iſt? was dieſes alles mir, der ich ſo deutlich erkannt habe, wie alles vergeht?

Deine Trauer ſcheidet dich von der Sünde, ſie richtet zwiſchen dir und der Sünde eine feſte, unerſteigliche Mauer auf.

Immer freylich kannſt du nicht trauern. Du mußt wieder in die Welt, die nicht aufhört uns Fallſtricke zu legen. Aber es iſt ſchon ein großer Gewinn, wenn ein Tag, eine Stunde in dein Leben tritt, wo die Verſuchung von dir läßt. Deine Heiligung würde der Mühe viel mehr erfordern, ſo du auch dieſen Tag, dieſe Stunde der Verführung wäreſt ausgeſetzt geweſen; und jeder dieſer Tage, jede dieſer Stunden

läßt etwas in dir zurück, das die Gemeinſchaft mit der Sünde und allem, was ihr angehört, zerſtören hilft.

Die Trauer um die, welche der Herr abgerufen hat, hält nicht bloß die Dinge fern, die an unſerm Verderben arbeiten, ſie bringt uns auch auf der andern Seite diejenigen nahe, die unſrer Heiligung unmittelbar förderlich ſind.

Die Trauer um die Abgeſchiedenen nöthigt dich, in den Lehren des Glaubens Troſt zu ſuchen; du findeſt aber in denſelben keinen Troſt, ohne ſie recht zu erwägen; und du kannſt ſie nicht recht erwägen, ohne durch ſie erweckt, ermuntert und angetrieben zu werden. Sie lehrt dich die heilige Schrift gebrauchen, und befreundet ſie deinem Herzen. Dieſe aber — wie iſt ſie ſo nütz zur Lehre, zur Beſſerung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Menſch Gottes ſey vollkommen und zu allen guten Werken geſchickt! Auf allen Blättern derſelben findeſt du köſtliche Ausſprüche, die das geiſtige Leben nähren und ſtärken.

Insbeſondre weiſet deine Trauer dich an Gott, der gegeben, der genommen hat, der wiedergeben, der allein dein unruhiges Herz ſtillen kann. Wäre der Umgang mit Gott dir völlig fremd; dein um das Liebſte trauerndes Herz muß ihn ſuchen, muß zu ihm reden. Kannſt du aber in ſolcher Nähe verweilen, ohne ihren heiligenden Einfluß zu erfahren, ſolche Eigenſchaften betrachten, ohne von ihnen anzunehmen, ſolche Vollkommenheit dir vorſtellen, ohne über deine Mängel und Gebrechen mit Schmerz und Beſchämung erfüllt zu werden? kann dein Herz bey ihm ſeyn, ohne daß alle Gefühle für ihn ſich beleben und erhöhen?

Deinen eignen Tod bringt ſie dir vor die Augen: denn wie möchteſt du dir in derſelben verbergen, daß du auch den Weg gehen wirſt, den jene gegangen ſind — und vielleicht in Kurzem, da du wohl ſolche beweint und begraben haſt, die nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur dich hätten beweinen und begraben müſſen? Wenn irgend ein Beiſpiel der Sterblich-

keit dich erſchüttern kann: ſo iſt es das, welches du an denen ſieheſt, die dir ſo nahe geſtanden, die deinem Herzen ſo theuer geweſen, ja in denen man einen Theil von dir ſelbſt in das Grab geſenkt hat.

Und ſollteſt du nicht gern, indem du um ihr Hinſcheiden trauerſt, deines eignen Todes gedenken? Dieſer allein kann dich mit ihnen wieder vereinigen; im Tode findet dein Herz das Leben, wie in der Betrübniß die Freude. Nichts iſt aber wirkſamer zu unſrer Heiligung, als der ernſte Todesgedanke. Des Todes recht gedenkend, wirſt du die Welt und ihr Gut nicht ſo hoch halten, wirſt du nicht ſo leichtſinnig die heiligſten Pflichten verſäumen, und in die ſchwere Sünde willigen, über die du ſehr bald könnteſt zur Verantwortung gezogen werden, Stunden und Tage verträumen, vertändeln, an die nichtswürdigſten Dinge vergeuden, dich ſo gleichgültig gegen den Zweck deines Daſeyns zeigen; du wirſt dich vielmehr mächtig getrieben fühlen, mit großem Ernſte für deine Beſtimmung zu

arbeiten, und jedes gute Werk, zu welchem ſich dir Gelegenheit darbiethet, zu vollbringen. Des Todes recht gedenkend, zumahl in der Trauer um die theuren Weſen, die er von dir genommen hat, wirſt du lernen, dem Tode leben.

Die Trauer um die, welche nicht mehr auf Erden verweilen, richtet deine Blicke auf jenes himmliſche Leben, in welches ſie eingegangen ſind. Dort ſieheſt du ſie wandeln im Paradiſe Gottes unter den Lebensbäumen. Soll dich das aber nicht ermuntern und ſtärken zu jeder Bemühung, die erforderlich iſt, damit du auch dorthin gelangeſt?

Dem Himmel macht ſie dich vertraut, ſie zieht ihn zu dir hernieder, ſie bringt ihn in dein Herz. Welche Fortſchritte der Heiligung aber bey denen, die dem Himmel vertraut ſind, die ihn im Herzen haben!

Unabläſſig wirket der Geiſt des Herrn auf die Gemüther der Menſchen zu ihrem Heile, lehrend und weiſend, ſtrafend und warnend, weckend und dringend. Durch Gedanken und

Gefühle, die er erzeugt, durch Worte, die zu ihnen geredet worden, durch Gegenstände, die er ihnen vor die Augen führt, durch Ereigniſſe, die zu ihrer Kunde gelangen, durch Frohes und Trauriges, das ſie an ſich ſelbſt erfahren. Warum bleibt dieſes Wirken bey ſo vielen ohne Erfolg? Weil es ihnen an Empfänglichkeit dafür fehlt. Warum nehmen ſie nicht zu Herzen? warum ſehen und hören ſie nicht einmahl? Weil ſie ſich nicht in der dazu geeigneten Verfaſſung des Gemüthes befinden, weil ihr Leichtſinn, ihre Zerſtreuungen, ihre Arbeiten und Sorgen ihnen dieſes nicht geſtatten, Dein Inneres muß für das Wirken des göttlichen Geiſtes geſtimmt ſeyn, wenn dasſelbe bey dir eindringen ſoll. Wann iſt es aber wohl mehr dafür geſtimmt, als in der Trauer um die Entſchlafenen? Dieſe Trauer macht ſtill und geſchickt, in der Stille zu vernehmen, ſie macht ernſt und damit aufgelegt zur ernſten Erwägung, ſie macht weich und dadurch fähig, tiefe Eindrücke zu empfangen, ſie führt dich aus dem Aeußerlichen in

dich ſelbſt hinein, und läßt dich da der höhern Anregung inne werden. Alle Gedanken, die deine Trauer beſchäftigen, ſind dem Geiſte Gottes verwandt, und in genauer Verbindung mit dem, wodurch er ſich deines Herzens bemächtigen will. Er liebt die trauernden Herzen, vornehmlich die, welche die edle Trauer der Liebe erfüllt; ſie erſieht er ſich vor den andern, an ihnen ſeine kräftigſten Wirkungen zu offenbaren; auf ſie dringt er ein, ſie erſchüttert er in allen ihren Empfindungen. So geſchieht es, daß in den Stunden der Trauer um die Todten nicht allein die meiſten guten Entſchließungen gefaßt, die härteſten Kämpfe wohl beſtanden, die größten Opfer gebracht werden, alle Gott gefälligen Vorſätze ſich befeſtigen, ſondern auch heilſame Bewegungen in uns entſtehen, die uns ohne ſie fremd bleiben würden, und das fromme Gefühl eine Stärke erlangt, die nur ſie ihm ertheilen können.

So ſey dir denn der Tag der Trauer auch darum geſegnet, weil das Geſchäft, zu welchem

er dich einladet, dir in deiner höchſten Angelegenheit ſo förderlich iſt; und gieb dich ganz den ſtillen Schmerzen dahin, die ſo viel zu deiner Heiligung vermögen. Sorge aber zugleich, daß dir aus deinen Thränen, den bittern, den ſüßen, die herrliche Freude erwachſe; denn ſchwerlich möchte dir das widerfahren, ſo du nicht mit Ernſt deine Gedanken dahin richteſt.

Die Trauer um die geliebten Entſchlafenen befeſtigt und belebt in uns die froheſte Hoffnung des Chriſten, die Hoffnung nähmlich eines künftigen ſeligen Lebens und einer neuen ſeligen Vereinigung.

Aber wie, gründet ſich dieſe Hoffnung nicht auf die Ausſprüche Gottes in der Vernunft, im Herzen und in der Schrift? wird es alſo, damit ſie feſt werde, nicht darauf ankommen, daß wir die Weiſungen der Vernunft hören, die Gefühle des Herzens deuten lernen, der Schrift Glauben ſchenken? und iſt dieſes alles

nicht Sache eines ernſtlichen und unbefangenen Nachdenkens? was kann die Stimmung des Gemüthes damit zu ſchaffen haben? Müſſen wir nicht vielmehr beſorgen, daß dieſe unſer Nachdenken irre leite, unſer Urtheil verfälſche, und ſollten wir nicht deßhalb eben darauf bedacht ſeyn, ſie von unſern Unterſuchungen fern zu halten?

Allerdings kommt es zuerſt darauf an, daß wir die Weiſungen der Vernunft hören, die Gefühle des Herzens deuten lernen, und der Schrift Glauben ſchenken — zuerſt, aber nicht allein. Das ernſtliche, unbefangene Nachdenken muß der Hoffnung überhaupt den ſichern Grund finden, aber es kann nicht bewirken, daß ſie auch als deine Hoffnung feſt werde, und du mit deinem ganzen Weſen auf ihr ruhen könneſt. Dazu wird erfordert, daß etwas in dir ſey, das ihr begegne, ein Bedürfniß, ſie aufzunehmen, ſie in dein innerſtes Weſen hinein zu ziehen; und dieſes Bedürfniß kann dein Nachdenken nicht irre leiten, weil es eben dahin zielt, wohin jenes,

wenn es ganz ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, deinen Verſtand führt. Nur eine ſo befeſtigte Hoffnung kann ſich als eine lebendige, das heißt, als eine tief gefühlte, und alle Kräfte des Gemüthes beſeelende offenbaren.

Laß uns doch nur zuſehen, wie die Hoffnung eines künftigen ſeligen Lebens, einer neuen ſeligen Vereinigung ſich uns bey den meiſten, die ſich Chriſten nennen, darſtelle. Sie rühmen ſich dieſelbe zu beſitzen, ihr Verſtand beſitzet ſie wirklich, ſie können ſie mit ſiegenden Gründen vertheidigen; aber ihr Herz weiß davon nichts; ſie reden, ſie thun, ſie empfinden, wie ſolche, die keine Hoffnung haben. Woher das? weil jenes Bedürfniß nicht in ihnen iſt. Und warum iſt es nicht in ihnen? weil die Trauer um ihre Dahingeſchiedenen ſie verlaſſen hat. Es iſt in ihnen geweſen — eine kurze Zeit. Als ſie vor dem entſeelten Leichnam, vor dem verſchloſſenen Sarge, vor dem offnen Grabe ſtanden; da wußte auch ihr Herz von ihrer Hoffnung, ſie war die ihrige ganz und gar. Die Zeit iſt vorüber ge-

gangen, und hat was ihr angehörte mit hinweg genommen.

Trauerſt du aber fort und fort um diejenigen, die nicht mehr ſichtbar mit dir ſind, und mußt du deine Stunden, deine Tage haben, wo du dieſer Trauer ungeſtört und völlig dich hingeben kannſt: dann weißt du es ſo recht in dir, du fühlſt es — zumahl in dieſen Stunden, an dieſen Tagen, daß diejenigen, um die deine Thränen fließen, an denen ſo vieles war, das du lieben mußteſt, die in deinem Herzen noch leben, wie ſie je darin gelebt haben, nicht geſtorben ſind, nicht geſtorben ſeyn können, daß ſie durch den, durch welchen ſie in deinem Herzen noch leben, auch noch leben für ſich ſelbſt, daß ſie nur in ein ander Gebieth der Schöpfung verſetzt, nur deinen Augen entzogen worden, und daß der Ort ihres jetzigen Aufenthaltes derſelbe iſt, den die Ausſprüche der Vernunft und der Schrift als einen ſolchen bezeichnen, wo kein Schmerz mehr gefühlt, und eine Glückſeligkeit genoſſen wird, von der wir nur den Traum,

das Schattenbild, die Ahnung haben. Du weißt es ſo recht in dir, du fühlſt es, daß ſie nicht für immer von dir hinweggenommen worden, daß ſie, dir gegeben auf ewig, wie dein eigen Leben, jetzt dir vorangegangen ſind, weil ihre Beſtimmung ſie früher dorthin rief, wohin du ihnen bald nachfolgen ſollſt, um von neuem mit ihnen vereinigt zu werden. — dir vorangegangen, weil auch dein Wohl das forderte, und damit dereinſt, wenn du ſie wiederfindeſt, deine Freude noch größer ſey. O, in dir, trauerndes Herz, iſt die Hofnung oft ſo lebendig, daß du dich gewiſſermaßen ſchon in dem neuen ſeligen Leben befindeſt, dich den Dahingeſchiedenen von neuem ſelig vereint fühlſt.

Aber ohne eine aufrichtige Trauer um die Entſchlafenen keine lebendige Hoffnung.

Wähne nicht, da der Troſt, der aus der Hoffnung fließt, ja eben nur für die Trauernden ſey, ſo werde der leicht dieſes Troſtes entbehren, welchem mit der Trauer um die Todten die Empfänglichkeit für denſelben fehlt. Iſt

denn keine andere Trauer im Herzen und Leben des Menſchen, worüber die Hoffnung, wenn auch nicht einer neuen ſeligen Vereinigung, doch, eines künftigen ſeligen Lebens uns tröſten muß? Ach, in aller Trübſal — und du weißt ſelbſt, wie viel ihrer iſt — muß ſie dich tröſten; es giebt keinen Troſt für dich, wenn dieſer dir gebricht, von dem jeder andre die Kraft empfängt. Oder was haſt du, womit du in großen Schmerzen, in harter Plage, unter Verfolgung und Bedrängniß dein Herz zur Ruhe bringen möchteſt, wenn man dir den Himmel verſchließt? Sollteſt du nicht gern zu deinem vielfältigen Leid auch noch das um die Todten nehmen, damit du durch dieſes gewinneſt, was dich fähig macht, in aller Trübſal, der Vollendung wartend, geduldig zu ſeyn? Und iſt uns denn die Hoffnung bloß zum Troſte verliehen? O, nein! Auch zur Ermunterung, auch zur Freude!

Ja, gewiß auch zur Freude, zur reinſten, größten, erhabenſten Freude, die das Herz empfinden kann. Befreit von den vielfachen har-

ten Beſchränkungen, die in dem gegenwärtigen Leben den ſtrebenden Geiſt einengen, befreit von dem Leibe des Todes und allen Schmerzen der Erde, von den zahlreichen Gebrechen des innern Menſchen, die uns ſo oft mit Beſchämung und Trauer erfüllen, von jedem Wahn, der die Seele verdunkelt, gereinigt von jeder Befleckung des Herzens, erhöht die himmliſchen Kräfte, die in unſrer Natur ſich regen, verklärt in unſerm ganzen Weſen, in das Reich der Freiheit, des Lichtes, der Liebe, der Herrlichkeit eingehen, mit unzählbaren Seligen in der Nähe desjenigen, von welchem alle Seligkeit ausfließt, in ſeinem Anſchauen, in ſeiner Anbetung, in ſeiner Gemeinſchaft ſelig ſeyn, nichts als Wonne fühlen, unaufhörlich neue Wonne fühlen, dort nun auch alle finden, die uns hier in treuer und lauter Liebe verbunden geweſen, nachdem wir lange um ſie geweint, bis an den Tod uns nach ihnen geſehnt, in der Freude, wie in der Traurigkeit — die Kinder, die uns von den Armen in das frühe Grab ſanken, die Söhne

und

und Töchter, die in der Blüthe ihrer Jahre dahin welkten, den treuen Gefährten, der uns von der Seite, vom Herzen hinweggeriſſen wurde, da wir mit tauſend Liebesarmen ihn hätten feſthalten mögen, die Väter, die Mütter, die unſre Jugend gepflegt, unſre Unerfahrenheit behüthet und geleitet, und uns den Weg Gottes gewieſen, die Geſchwiſter, die mit uns die Luſt der Jugend genoſſen, die Freunde, die in der Noth uns nicht verließen — ſie alle dort finden, unſrer harrend, uns entgegen eilend, frohlockend unſerm Anblick, uns in der alten Liebe mit ihnen vereinigen — o! viel inniger als es auf Erden möglich war — unzertrennlich, unauflöslich — in dieſer Vereinigung jede ſüße Erinnerung des frühern Lebens erneuern, ihnen zeigen können, wie wir ſie immer geliebt, erfahren, wie wir geliebt worden, mit ihnen theilen die unausſprechliche Seligkeit — o, des Entzückens, das bey dieſen Vorſtellungen ſich unſer bemächtigt! Indem die Gedanken ſich dahin verlieren, verſchwindet aus unſern Augen, ſinkt

tief unter uns herab, wodurch ſonſt die Welt uns die Sinne und das Herz feſſelt.

Möge denn der Trauertag dir auch dieſen Segen bringen, daß du, feſter, lebendiger, freudiger in der Hoffnung, deine Pilgrimſchaft getroſt und muthig fortſetzeſt, im Blick auf diejenigen, welche bereits überwunden haben und die Krone tragen, gelaſſen erduldeſt, was dir noch Schweres auferlegt, eifrig vollbringeſt, was noch Mühſeliges von dir gefordert werden mag, und jeden Kampf, zu dem du gerufen wirſt, glücklich beſteheſt, jetzt ſchon mit dem Herzen dort oben, in dem himmliſchen Reiche, bey den Geliebten, bis auch dir gegeben wird, hier völlig zu beſchließen und hinüber zu gehen.

IV.

Die Stätte, wo die Entſchlafenen ruhen.

Wie heilig iſt dieſe Stätte! Hier iſt nichts anders, denn Gottes Haus, und hier iſt die Pforte des Himmels.

1. Moſ. 28, 19.

Komm mit mir, an dieſem Feſte der Trauer und der Hoffnung, die Stätte zu beſuchen, wo die Entſchlafenen ruhen. Kaum giebt es noch Eine, auf die ſich der vorſtehende Ausſpruch ſo völlig anwenden ließe. Von dem Hauche des Todes und von den friſchen Lüften des Lebens fühlen wir uns angeweht, indem wir ſie betreten; ſie iſt vorzugsweiſe des Herrn, die heiligen Schauer ſeiner Gegenwart bemächtigen ſich

unſer, und es öffnet ſich unſerm Glauben die Pforte des Himmels.

Was man hier aufbewahrt, hat einem unſterblichen Geiſte angehört, einem Weſen, welches fähig iſt, zu empfinden, wahrzunehmen, das Wahrgenommene zu verknüpfen und zu ordnen, ſich der es umgebenden Welt und ſeiner ſelbſt bewußt zu werden, den Zuſammenhang des Ganzen zu erforſchen, und deſſen Kräfte zu berechnen, mit ſeinen Blicken in die Zukunft zu dringen, und die Vergangenheit in ſich zurückzurufen, freie Gedanken zu bilden, und nach denſelben das außer ihm Vorhandene vielfältig umzugeſtalten, ſich über alles Sichtbare zu dem Unſichtbaren — über alles Geſchaffene zu dem Unerſchaffnen, dem ewigen Schöpfer zu erheben, ihn in ſein Inneres zu faſſen, ihn zu lieben, mit ihm ſich zu vereinigen, die Begierde, die Leidenſchaft mit königlicher Gewalt in den heiligen Dienſt zu zwingen, der Aehnlichkeit mit dem, von welchem es ausgegangen, nachzuſtreben, ſeine Eigenſchaften in ſich darzuſtellen —

und geſchaffen, in ſeinem unvergänglichen Reiche ewig zu leben, und für die erhabenſten Zwecke thätig zu ſeyn.

Mit dieſem Geiſte iſt, was die Hügel bedecken, in genauer Verbindung geweſen, es hat ihn umgeben, ihm zum Werkzeuge gedient, und dadurch an dem Adel deſſelben Theil genommen. Der Geiſt hat durch ſeine Vermittelung Eindrücke und Vorſtellungen empfangen, auf die äußerlichen Dinge mannichfaltigen Einfluß bewieſen, zu den würdigſten und rühmlichſten Verrichtungen iſt es gebraucht worden, große Werke hat es unter der Leitung des Geiſtes ausgeführt, ſegensreiche Thaten, deren zum Theil noch ſpäte Geſchlechter ſich erfreuen, hat es vollbracht. In der jetzt aufgelöſten Geſtalt hat ſich das edelſte Leben des Geiſtes offenbaret — der kühne Gedanke, der feurige Trieb des Herzens, die hohe Geſinnung. In dem Angeſichte hat die Freude gelächelt, der Schmerz ſeine ſcharfen Züge eingegraben; die ſanfte Gluth der Liebe hat heitre Schimmer darüber verbreitet. Aus dem Auge

hat die Andacht verklärt gen Himmel geblickt. Die Hand hat dem Leidenden Hülfe dargereicht und durch ihren Druck die unaussprechliche Empfindung des Herzens verrathen. Das Wort des Mundes hat milden Troſt in das bekümmerte Gemüth gebracht. Sie iſt zerfallen, dieſe Geſtalt; aber auch ihren Ueberreſten ſind wir, um ihrer ehemaligen hohen Beſtimmung willen, Achtung ſchuldig, eine Achtung, die ſich zur Ehrerbiethung ſteigert, wenn wir uns erinnern, wohin der Geiſt, der ſie einſt beſeelt hat, ſich gewendet.

Dasſelbe Gefühl, das uns lehrt, unſern lebenden Körper vor Schmach und Entſtellung bewahren, ihn anſtändig halten, ihn ſchmücken und ihm angenehme Fertigkeiten zu eigen machen, nöthigt uns auch, dem entſeelten Ehre zu beweiſen. Wie wir ihn mit Feierlichkeit zur Erde beſtatten, ſo ſondern wir auch die Oerter, welche beſtimmt ſind, ihn aufzunehmen, ſorgfältig ab, und ſuchen ſie auf alle Weiſe vor Entweihung zu ſchützen; wir wählen ihm wo mög-

lich eine freundliche Stelle, und eben an der Stelle, wo er ruht, errichtet die ſinnige Liebe das Denkmahl.

Die edlern Theile von dem, was hier Staub wird, und ſich mit dem Staube der Erde vermiſcht, ſollen dermahleinſt zu einem neuen, himmliſchen Körper ſich bilden, und ſich dann mit dem Geiſte, dem nun vollendeten, wieder vereinigen, um an der Herrlichkeit ſeiner Vollendung Theil zu haben, wie ſie einſt in dem Leben auf Erden an ſeinem Adel Theil gehabt. Aus den Verweſungen der irdiſchen Geſtalt, welche die Gefilde des Todes bedecken, ſteigt, in unvergänglicher Schönheit und Jugend, die himmliſche empor.

Wie heilig iſt dieſe Stätte! In den Kammern der Erde bewahret hier der Herr die edeln Stoffe einer zweiten, herrlichern Schöpfung. Ja, wahrlich hier iſt Gottes Haus, hier iſt die Pforte des Himmels.

Die Hinfälligkeit alles irdiſchen Gutes kann dir nicht eindringlicher verkündigt werden, als an dieſer Stätte geſchieht.

Du ſieheſt mit deinen Augen, was aus den Dingen geworden iſt, auf welche vor längerer oder kürzerer Zeit Menſchen ihr ganzes Vertrauen geſetzt, als ob ſie etwas Unverwüſtliches wären; du erblickſt ſie zum Theile in einem Schauder und Ekel erregenden Zuſtande. (In dem, was dieſe Gräber verſchließen, iſt der Quell des Lebens, der ſich ſo friſch und reichlich ergoß, verſiegt; erſtarrt ſind die Glieder, welche ſich ſo leicht und anmuthig bewegten — keine Spur mehr von der Schönheit der Geſtalt, von dem Glanze des Auges, der Röthe der Wange, dem Holdſeligen des Mienenſpieles, der Lieblichkeit des Lächelns, von den Kräften, die in dem kunſtreichen Gebilde wirkſam waren.) Nichts als Verweſungen, von denen du mit Abſcheu dich wegwendeſt, Gerippe und Gebein, das dir Grauen verurſacht, findeſt du, wenn du die Gräber aufwühleſt.

Kinder, Jünglinge, Jungfrauen, Männer, Frauen und abgelebte Greiſe, Reiche, die alle Tage herrlich und in Freuden gelebt, und Arme, die im Mangel verſchmachteten, Hohe und Niedrige, Geehrte und Verachtete, Glückliche und Jammervolle, über Gebühr Geprieſene und Verkannte, von allem Geräuſche der Welt Umgebene und völlig Einſame hat man hier zur letzten Ruhe niedergelegt; und es iſt kein Unterſchied mehr. In allen Gräbern Moder und Staub, nur über den Gräbern deutet die Inſchrift, das einfache Kreuz, der Blumenkranz, das prachtvolle Monument auf das, was geweſen, aber nicht mehr iſt. Nicht Eins von dem, was der Menſch während ſeines Lebens bewundert und liebt, in heißem Verlangen begehrt, unter großen Anſtrengungen zu erreichen ſich bemüht, worüber er frohlockt, ſich betrübt, in Aengſten iſt, hat auch nur den geringſten Werth noch für die, welche in den Grüften ſchlafen, und es iſt ganz einerley, ob ſie beſeſſen oder entbehrt, ſich gefreut oder getrauert haben. Die

Schätze, die dieſer Mann die ſeinigen genannt, ſind noch beiſammen; aber ein anderer genießt ſie, der ſie in Kurzem einem Dritten überlaſſen wird. Das Haus, das er bewohnt hat, ſteht noch; er aber iſt ausgezogen, und wird es nie wieder betreten, und der jetzige Bewohner wird ſich nach nicht vielen Tagen ebenfalls hinausbegeben. In den Prunkgemächern, in denen er die glänzenden Feſte bereitet, erſchallen noch die Töne und Stimmen der Freude; er aber ſchläft ſtill in der engen Kammer, und bald wird es auch dort ſtill werden. Die hohe Stelle, die er bekleidet, iſt noch vorhanden; er aber hat nicht den mindeſten Theil mehr an ihren Geſchäften und an ihrer Ehre, die dort zu ihm hinaufgeſehen, ſich um ſeine Gunſt beworben, auf ſeine Winke, Blicke und Mienen geachtet, haben ihn längſt vergeſſen.

Wie heilig iſt die Stätte, die dir ſo deutlich die Eitelkeit der Dinge zeigt, welche dich abhalten, dich um dasjenige zu bemühen, was allein dich in jeder Hinſicht befriedigen, und ganz

und ewig glücklich machen kann, und in deinem Innern die traurigſten Verwüſtungen anrichten! Ja, wahrlich hier iſt Gottes Haus, hier, wo alles dich hinwegzieht von dem betrüglichen Gute, um deine Beſtrebungen auf das Eine, was dir Noth iſt zu richten, und dir die Freiheit des Gemüthes wieder zu geben, in welcher du geſchickt biſt, für deine höchſte Angelegenheit zu ſorgen, wie ſich gebühret.

Willſt du Zeugniß von der Größe des Herrn: ſiehe um dich her.

Die Geſchlechter ſind vor ihm in den Staub geſunken. Sein Odem wehet, und ſie erwachen zum Leben; er ziehet ihn zurück, und ſie vergehen. Er iſt es, der die Menſchen ſterben läßt, und ſpricht: kommet wieder, ihr Menſchenkinder. Die Zahl unſrer Jahre ſteht bey ihm, er hat jedem ein Ziel geſetzt, das wird er nicht überſchreiten.

Die Seuche kommt in das Land, und raſ-

ſet die Jungen mit den Alten, die Starken mit den Schwachen dahin. Den, welcher, im Gefühl ſeiner feſten Geſundheit und ſeiner unverwüſtlichen Kraft, von keiner Seite bedroht, ſich auf lange Zeit geſichert hielt, ſtürzt ein plötzlicher Unfall in das Grab. In den Kreis der lauten Fröhlichkeit tritt unerwartet der Tod, ſein Opfer zu fordern, und das Gelächter iſt alsbald in Wehklage verwandelt. Dem gewaltigen Manne ſtellt er ſich mitten im Laufe ſeiner weit hinausſehenden Unternehmungen in den Weg, und vereitelt ſind die kühnen Entwürfe, zerſtört iſt das Werk des großen Verſtandes, der jahrelangen Arbeit, der eifrigſten und ſorgenvollſten Anſtrengung, das, wäre es vollendet worden, die Geſtalt der menſchlichen Dinge um ein Bedeutendes verändert haben würde. Der Gebiether des Todes will, und der Gefürchtete hört auf zu befehlen, zu dräuen und zu ſchrecken, der alles verachtende und verhöhnende Uebermuth erkennt erbleichend ſeine Ohnmacht, ein höchſt geringfügiger Umſtand hat den Wahn ſei-

nes Stolzes vernichtet. Keine Größe, keine Macht, möchten Millionen ſie bewundern, ein Welttheil vor ihn zittern, beſteht vor ihm, der allein groß und mächtig iſt.

Und er, der Tod ſendet, ſchaffet auch das Leben, und errettet vom Tode, er entreißt ihm, was er bereits umſchlungen hat, und haucht neues Leben in das Entſeelte. Auf ſein Geheiß wird es in dieſen Grüften ſich regen, und, zu Geſtalten ſich gebildet, aus denſelben hervorgehen. Was von dem unſterblichen Theile auf immer getrennt, und der völligen Zerſtörung Preis gegeben zu ſeyn ſchien, wird ſich wundervoll mit ihm wieder vereinigen in der Fülle und Klarheit des höheren Lebens.

Wie heilig iſt dieſe Stätte! Sie iſt der Schauplatz der größten Thaten des Herrn.

Die Menſchen ſterben, und werden begraben; er aber, welcher war, da noch kein Leben athmete, wird ſeyn, wenn man auf Erden kein Grab mehr gräbt. Die Geſchlechter gehen vorüber; er aber bleibet wie er iſt, und ſeine Jahre

nehmen kein Ende. Vor ſeinen Augen entſtehen und verſchwinden ſie nach ſeinem Willen, er ordnet alle ihre Geſchicke; ihn aber berühret kein Wechſel. Ueber allen Gräbern der Entſchlafenen waltet ſeine Obhut. Tauſend Jahre ſind vor ihm, wie der Tag, der geſtern vergangen iſt; denn er lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Ja wahrlich, hier, wo dir ſo nachdrücklich ſeine Größe verkündigt wird, iſt Gottes Haus..

(Die in dieſen Grüften ſchlafen, haben ihren Lauf vollendet; ihr Werk auf Erden iſt abgeſchloſſen, und es läßt ſich nichts mehr hinzufügen, was ſie verſäumt haben iſt auf immer verſäumt. Wie traurig, wenn ſie, uneingedenk der wichtigen Angelegenheiten, die ſie zu beſorgen hatten, ihre Tage in unnützen oder gar in ſträflichen Beſchäftigungen zubrachten, nur bemüht, den Sinnen eine flüchtige Ergötzung zu bereiten, das Ziel der Leidenſchaft zu erreichen, oder auch bloß auf irgend eine Weiſe die leere

Zeit auszufüllen! Und eben so wenig, als sich ihrem Werke etwas hinzufügen läßt, läßt sich etwas darin abändern; die Gestalt, die sie ihm gegeben, behält es in Ewigkeit. Wie traurig, wenn es die dunkle Gestalt der Sünde war, wenn Tadel, Vorwürfe, schwere Anklagen die Erinnerung an sie begleiten, und die, welche mit ihnen in Verbindung gewesen, das Auge abwenden, indem sie an ihrem Grabe vorübergehen! Ueber den Gebrauch, den sie von ihrer Zeit und ihren Kräften gemacht, über die Einrichtung, die sie ihrem Verhalten ertheilt, sind sie bereits zur Rechenschaft gezogen, und ihr Schicksal ist darnach entschieden worden.

Wehe ihnen, wenn sie Zeit und Kräfte gemißbraucht, ihre heiligsten Pflichten vernachlässigt hätten, wenn ihr Verhalten durchgehends mit dem ewigen Gesetze in Widerspruch gewesen wäre!

Wohl aber denen, die ihrer Pflicht treulich wahrgenommen, ihre große Bestimmung immer vor Augen gehabt, und das nun vollbrachte Le-

ben zum Segen für die Welt und zu ihrem eignen unvergänglichen Heile geführt haben! Ihrer gedenket man, bald mit Wehmuth, bald mit tiefer Rührung, bald mit frohem Danke, bald in mächtiger Erhebung des Herzens. Die treue Liebe verweilt unter frommen Gefühlen an ihrem Grabe, und ſchmücket es unter Thränen. Was ſie geredet und gethan, höret nicht auf, heilſame Wirkungen hervorzubringen; und ihr Beſtes iſt ihnen nachgefolgt, um vor dem Throne des Richters für ſie zu zeugen, und ihre Schwachheit zu bedecken.

Auch du wirſt deinen Lauf vollenden, und dein Werk wird in Kurzem völlig abgeſchloſſen ſeyn, daß du weder etwas hinzufügen, noch etwas darin abändern kannſt. Zu welchen wirſt du gehören? Zu denen, die, ernſtlich darauf bedacht, dasjenige zu ſchaffen, wozu ihnen das irdiſche Leben verliehen worden, eifrigſt bemüht, nach dem heiligen Geſetze ihren Wandel zu führen, ein rühmliches und geſegnetes Gedächtniß und viele dankbare Herzen zurückgelaſſen? oder

zu denen, die, unbekümmert um den Zweck ihres Daſeins, ihr Leben an die geringfügigſten und unwürdigſten Dinge verſchwendet, ſchwere Schuld auf ſich geladen haben, nur in trüber, gehäſſiger Erinnerung unter den Menſchen fortleben, und mit einem entſetzlichen Zeugniſſe im Innern hinüber gegangen ſind?

Kannſt du dieſe Frage hier von dir weiſen? Könnteſt du es überall: hier kannſt du es nicht, wenn du nur mit einigem Nachdenken und nicht ganz gefühllos hier verweileſt.

Wie heilig iſt dieſe Stätte! Sie dringet in dich, deinen Sinn und dein Verhalten zu erforſchen, zu erforſchen, wie du die Tage, welche du bereits zurückgelegt, angewendet, und was du für die große Sache, für welche du geſchaffen biſt, gethan. Sollteſt du hier nicht tiefen Schmerz, bange Unruhe empfinden, indem du inne wirſt, daß du bis dahin völlig gleichgültig gegen ſie geweſen, daß ein ſo großer Theil deines Lebens dir gar keine Frucht getragen? Sollteſt du dich nicht hier von neuem mit hei-

ligem Ernſte deiner Beſtimmung angeloben? Die Stätte ruft dir zu: deine Zeit eilt, bald wirſt du zu denen, die hier ruhen, verſammelt werden, die meiſten von ihnen haben die Jahre nicht erreicht, die du ſchon zurückgelegt haſt; eile auch du, zu beſorgen, was dir das Allerwichtigſte ſeyn muß.

Wo ſolche Stimmen dir an das Herz dringen, wahrlich, da iſt Gottes Haus, da iſt die Pforte des Himmels. O, möchteſt du ſie vernehmen und ihnen das Herz öffnen!

Wie heilig iſt dieſe Stätte! es iſt die Stätte der trauernden Wehmuth.

Oder könnteſt du anders, als mit wehmüthigen Empfindungen die Zeichen der allgemeinen Vergänglichkeit betrachten, von denen du dich umringt ſiehſt? Die man hier begraben hat, haben gelebt, wie du und ich, ſie haben Luſt und Schmerz gefühlt, ſie haben in mancherley Verbindungen geſtanden, geliebt und Liebe

erfahren, gearbeitet, gefürchtet und gehofft. Das alles hat aufgehört, und iſt nun vorüber, als wäre es nur ein Traum geweſen. Ihren Platz haben andre eingenommen, ihr Leben und ihre Liebe, ihre Luſt und ihr Weh, ihre Arbeit, ihr Fürchten und Hoffen iſt mit ihnen in das Grab geſunken.

Hier ſchlummern viele, die du gekannt, mit denen du in näherer Berührung und in mancherley Gemeinſchaft geweſen, unter ihnen nicht wenige, die zu der Zeit, da ſie hinweg gerafft wurden, noch eine lange Reihe von Jahren vor ſich zu haben wähnten, ſich mit Entwürfen, Wünſchen und Erwartungen trugen, die auf eine ferne Zukunft berechnet waren.

Hier ſind die Gräber deiner Lieben. Du beſucheſt ſie, um ſie mit deinen Thränen zu benetzen, und biſt dir bewußt, daß du damit ein heiliges Werk verrichteſt. Die tiefe Betrübniß der erſten Monate nach ihrem Hingange iſt von dir gewichen; aber eine ſanftere Trauer iſt an ihre Stelle getreten, und der Ort, wo man

ihre irdiſchen Ueberreſte niedergelegt hat, iſt dir darum ſo theuer, weil du an demſelben dieſer ſanften Trauer beſſer, als irgendwo anders, nachhängen kannſt. O, verweile nur, und überlaß dich den Empfindungen, die der menſchlichen Natur zur Ehre gereichen, und dir eben ſo heilſam, als deinem Herzen wohlthuend ſind, den Empfindungen, die, auf das hindeutend, was heilig und ewig zwiſchen Menſchen beſtehet, heilige Bewegungen in deinem Innern hervorbringen, und dich dem unheiligen Weſen der Erde entziehen.

Hier wird vielleicht bald Einer von deinen nächſten Angehörigen zur Ruhe beſtattet werden, der alte Vater, die ergraute Mutter, der ſieche Gatte, das kränkelnde Kind, oder gar Einer der Lebenskräftigen und Lebensfrohen.

Einſt — wer weiß, ob nicht in wenigen Jahren oder Wochen? — wirſt du ſelbſt hier ſchlafen, und alsdann wird es mit allem aus ſeyn, was jetzt dich beſchäftigt, dir frohe Empfindungen erweckt, ſich zärtlich an dich ſchmiegt, dich in ſü-

ſiem Wohlgefallen an das Leben feſſelt. Die Stelle, auf der man dich zu ſehen gewohnt iſt, iſt wohl noch da; dich aber ſuchet man vergebens; man rufet dich, aber du antworteſt, du hörſt nicht; man wartet deiner, aber du kommſt nicht; man pochet an die Thür deiner Kammer, aber du erwacheſt nicht mehr, das Licht des Tages zu ſchauen, und den Gruß der Liebe zu vernehmen. Unter den Gräbern wirſt du dein Grab finden, wo du ſtehſt wird man es öffnen, daß es dich umfange.

Heilig iſt die Stätte der trauernden Wehmuth.

Laß uns die Stätte, die wir bis jetzt von der ernſten Seite angeſehen haben, nun auch von der heitern betrachten, ob ſie uns auch bey dieſer Anſicht, als eine heilige erſcheine.

Es iſt die Stätte der Ruhe.

Alle, die hier das Ziel ihrer Wallfahrt erreicht haben, ſind zur Ruhe gekommen. Es iſt

keiner unter ihnen, der nicht auf Erden in vielfältiger innerer und äußerer Unruhe wäre umher getrieben worden; es ſind aber unter ihnen ſolche, die ſich und andern große Unruhe verurſacht haben. Nun ruhen ſie.

Die Leidenſchaft tobt nicht mehr in der Bruſt, in der ſie ſo oft Aufruhr erregt hat, der Schmerz und die Angſt quälen das Herz nicht mehr, das ſo oft von ihnen gepeinigt worden. Es iſt ſtill, ganz ſtill um die Gräber und in den Gräbern der Lauten, deren Stimme überall zu vernehmen war, der Eiteln, die großes Geräuſch weit um ſich her zu verbreiten wußten, der Betriebſamen und Ehrgeizigen, die in ihrem engern oder weitern Kreiſe alles in Thätigkeit und Bewegung geſetzt, der Mächtigen, die nach allen Seiten hin Befehle ertheilt, der Streitſüchtigen, die nicht aufgehört zu ſchelten und zu hadern, bis der Tod ſie zum Verſtummen gebracht. Neben dem hartherzigen Treiber ſchlafen die Mühſeligen und Beladenen, die immer Betrübten und Sorgenvollen, die Reuigen mit dem zarten

Gewiſſen. Tiefes Schweigen herrſcht auf dieſem Gefilde.

Die Ruhe aber iſt des Herrn; ihm, der, in ewiger Ruhe wohnend, auf ſeine Schöpfungen herabblickt, und den Gang der Dinge leitet. ihm feyert dieſe ununterbrochene Sabbatsſtille, ihm horcht die ſchweigende Natur, ob ſie einen Laut ſeines Mundes, den Tritt ſeines Fußes vernehme, wartend der Auferſtehung. Sein Friede waltet über den Gräbern. Ja, wahrlich, hier iſt Gottes Haus!

Auch für dich, du Unruhiger, das zeuget dir dieſe Stätte, iſt eine Ruhe vorhanden. Ruhen werden, die dich verfolgen, drängen und anfechten, ruhen die Wünſche und Begierden, die, nimmer befriedigt, dein Inneres empören, die Sorgen, die ſo ſchwer auf dir laſten; ruhen wird das Werk, das Leib und Geiſt in aufhörlicher Anſtrengung erhält. Du ſelbſt wirſt ruhen in deiner Kammer von aller Noth und Plage des Lebens, und nichts mehr fühlen von dieſen ſtechenden, brennenden, reißenden Schmer-

zen, von dieſen blutenden Wunden. Auch dich wird die Stille umfangen, die über dieſen Gräbern herrſchet. Der, welchen ſie verherrlichet, wird einſt alles Müde zur Ruhe bringen.

O, du ſüßes Vorgefühl der künftigen Ruhe, wie erquickeſt du das unruhige Herz, wie ſtillen und heiligen ſich in dir alle ſeine Bewegungen! Ja, heilig iſt dieſe Stätte, die den heiligen Frieden in das Gemüth giebt.

Hier wird der Leib ruhen; aber der Geiſt, der ſich Gott geheiligt hat, wird in eine höhere Ruhe eingehen, in die Ruhe der himmliſchen Wohnungen, für welche er unter den Unruhen des irdiſchen Lebens ſich bildet und geſchickt macht. Die that- und bewußtloſe Ruhe des Grabes iſt nicht diejenige, nach welcher das Verlangen ihm anerſchaffen worden, ſondern das, von dieſer zeugende, Schattenbild. Sie ſelbſt wird allein bey dem klaren Bewußtſein der höchſten und freieſten Thätigkeit angetroffen, ſie iſt Ruhe in der ungehemmten, von keiner Leidenſchaft getrübten, Erweiſung der edelſten

Kräfte, ſelige Ruhe der Seligen. Zu ihr erhebt ſich der frohe Gedanke an der ſtillen Stätte der Gräber; hier iſt die Pforte des Himmels.

Wie heilig iſt dieſe Stätte! es iſt die geweihte Stätte der Liebe.

Die Liebe hat dieſe Blumen gepflanzet, dieſe ſinnvollen Zeichen geſtellt, dieſe Denkmahle aufgerichtet. Sie kommt hierhin, ſich ihrer Trauer zu überlaſſen, ſich in frommen Betrachtungen zu verlieren, Gebete hinaufzuſchicken, gute Entſchließungen zu faſſen, oder ſich in denſelben zu ſtärken, weil ſie ſich hier den Dahingeſchiedenen näher fühlt, ſich der fortdauernden Vereinigung, wie ihres eignen Weſens, deutlicher bewußt wird, und ſich inniger mit ihnen zu beſchäftigen vermag. Was an ihr irdiſch iſt, legt ſie zu dem, was im Grabe verweſet, um als eine ſolche, über welche der Tod keine Gewalt hat, und welche, der Vollendeten

würdig, mit uns hinüber gehen kann, als reine Seelengemeinschaft fortzuleben.

Diesen Ort besuchest du, wenn die, von deinen Verhältnissen nicht zu trennenden Zerstreuungen, Arbeiten, Sorgen, Widerwärtigkeiten anfangen, das geliebte Bild in dir zu verdunkeln, und deine Empfindungen zu schwächen; hier tritt das Bild in neuer Frische hervor, und deine Empfindungen beleben sich.

Die Liebe zu denen, die noch mit dir im Lichte des Tages wandeln, wird wärmer und zärtlicher, indem du sie mit der Liebe zu den Entschlafenen in Verbindung setzest, oder vielmehr der genauen Verbindung, in welcher sie mit dieser steht, recht inne wirst, deß inne wirst, wie du durch die Erfüllung deiner Pflichten gegen die Lebenden die Todten ehrst, und dich erinnerst, daß dasselbe Geschick, das jene von dir genommen, in kurzer Zeit auch dich von diesen oder diese von dir hinwegrufen könne.

Du wirst sanfter, milder gestimmt, geneigter und fähiger, Nachsicht zu beweisen, zu ver-

geben, in Geduld zu ertragen. Liebreicher kehreſt du in dein Haus, an dein Geſchäft und unter die Menſchen zurück — denn auch das Wohlwollen, welches du für alle haben ſollſt, hat hier Nahrung empfangen, das eigenſüchtige Weſen iſt in dir vermindert worden — nachdem du hier, traurend, in Gebet und frommer Betrachtung, verweilet. Wahrlich, du biſt in dem Hauſe Gottes geweſen.

Und ſollteſt du hier nicht auch einen tiefern Eindruck von der ewigen Liebe erhalten, welche die unermeßlichen Weiträume umfängt und durchdringet, und deren Odem auf dem ſtillen Gebiethe des Todes nicht weniger, als in den Reichen des fröhlichen Lebens weht, die Frommen, welche hier ruhen, während ihrer irdiſchen Wallfahrt, ſo oft erquickt, erfreut und getröſtet, durch Entbehrungen, Trübſale und des Todes Bitterkeit zu den höhern Verbindungen herangebildet, dann allen Streit geendigt, alle Thränen getrocknet, ſie in ihren

Frieden aufgenommen, und in jene höhern Verbindungen, in das unvergängliche Reich der Liebe verſetzt hat?

Ja, in ihr unvergängliches Reich hat die ewige Liebe ſie verſetzt; und auch wir werden, wenn wir die Prüfungen der Erde würdig beſtehen, und bis in den Tod getreu bleiben, in dasſelbe verſetzt werden. Dieſer Glaube erhebt ſich an der Stätte der Gräber in uns zur freudigſten Zuverſicht. Sie iſt die heilige Stätte der Hoffnung, der Hoffnung des ewigen Lebens und der neuen, ſeligen Vereinigung.

Daß ihr, theure Weſen, noch lebt, und zwar in viel beſſern Verhältniſſen, als auf Erden, davon beſitzen wir hier eine unerſchütterliche Gewißheit. Was den hohen Gedanken gebildet, das tiefe Gefühl gehägt, die herrliche Geſinnung geoffenbaret, das edle Beſtreben geäußert, was in das Auge die ſchöne

Thräne gebracht, durch das Auge uns ſeelenvoll angeblickt, in euerm Angeſichte die holdſeligen Züge hervorgebracht, aus euerm Munde in unſer Innerſtes gegangen, was unſre Freude getheilt, um unſer Weh und unſre Sorgen bekümmert geweſen, was euch unſre Liebe gewonnen, was uns an euch feſtgehalten, und noch immer feſthält, das hat dieſer zerrütteten Geſtalt, dieſer modernden Maſſe, dieſem Staube im Grabe nicht angehört. Es war anderer Art und höherer Abkunft. Es hat ſich, nachdem es kurze Zeit damit in Verbindung geweſen, davon getrennt, um ſich ſeiner unendlich größern Beſtimmung zuzuwenden.

Die hier in den Gräbern ruhen, haben geſucht, und nicht gefunden, geforſcht und nicht erkannt und begriffen, unermüdlich getrachtet, ohne zu erlangen. Nur um ein Unbedeutendes waren ſie, am Ziele ihrer Laufbahn, dem näher gekommen, dem ſie, einem unvertilgbaren Triebe der Natur zufolge, von Jugend auf nachgeſtrebt.

Sie alle waren mit Fähigkeiten begabt,

deren Größe mit dem geringen Gebrauche, den ſie davon auf Erden machen konnten, und der Kleinheit der Angelegenheiten und Zwecke, denen ſie dienten, in dem auffallendſten Mißverhältniſſe ſtand. Auch bey dem längſten Leben und unter den günſtigſten Umſtänden haben dieſe Fähigkeiten nur zu einem höchſt unbedeutenden Theile der Ausbildung gelangen können, deren ſie fähig waren. Eine große Anzahl — zähle die kleinen Gräber, wie viel ihrer ſind! — hat der Tod in dem Alter hinweg gerafft, in welchem die edeln Anlagen kaum angefangen hatten, ſich zu entwickeln. Die meiſten unter den Uebrigen waren, ſchon in der Erziehung verwahrloſt, oder doch ſpäterhin durch die Sorge für des Leibes Unterhalt verhindert, da ſie abtreten mußten, nur um weniges weiter gekommen.

Unter denen, die hier ruhen, ſind wohl manche, denen ſelten ein Schein der Freude in das Herz fiel, während ein ſiecher Körper, harte Armuth mit dem Entbehren des Nothwendig-

ſten, Berufsnoth und Hausverdruß, Herzeleid an den Kindern, das Mißlingen faſt alles deſſen, was ſie unternommen, um ſich aufzuhelfen, die Härte des Vorgeſetzten, der Haß des Nebenbuhlers, die Verfolgungen des Feindes ihnen das Leben recht bitter gemacht, ſo daß ſie nur im Gedanken an ein beſſres Jenſeits den Glauben an einen gütigen Urheber ihres Daſeins aufrecht zu erhalten vermochten. Sollten ſie ſich darin getäuſcht haben? Sollten ſie geboren geweſen ſeyn, um in Mühſeligkeit, Kummer und Schmerz ihre Tage zuzubringen, und, wenn ſie der Angſt und Pein genug gehabt, auf immer zu beſchließen? Sollten ſie das Leben empfangen haben, bloß um ſich mit demſelben zum Grabe hindurch zu quälen?

Unter denen, die man hier begraben, ſind ſolche, welche die Unſchuld verführt, und ſie dann ohne Hülfe und Troſt dem Elende, der Verzweiflung Preis gegeben, ſich des ſchändlichſten Betruges ſchuldig gemacht, ſich alles zugeeignet, was ſie durch Liſt oder Gewalt an ſich

zu bringen vermocht, das karge Gut der Wittwen und Waiſen verzehrt, die ihnen anvertraute Macht gemißbraucht, Menſchen zu quälen, zu mißhandeln, ins Elend zu ſtürzen, mit Eidſchwüren die Lügenrede bekräftigt, und übermüthig das Heilige verhöhnt und unter die Füße getreten haben, um ſich zur Befriedigung ihrer böſen Leidenſchaften den Weg zu bahnen. Von ihrem Gewiſſen auf keine Weiſe beunruhigt, von der Welt geehrt und mit glänzenden Auszeichnungen überhäuft, haben ſie ſich bis an ihr Ende des Gelingens ihrer Anſchläge gefreut, während andre, die man auch hier begraben, in treuer Erfüllung ihrer Pflichten des Tages Laſt und Hitze getragen, die ſchwerſten Verläugnungen geübt, ihrer ſelbſt vergeſſen, für andre gearbeitet und geduldet, ſich alles Ueble, was man ihnen zugefügt, gefallen laſſen, unermüdlich für alles Gute thätig geweſen, helfend, fördernd, erleichternd, wie ſie es vermochten, ohne dafür etwas anders als Verkennung, Verläumdung, ſchnöde Begegnung zu ernten, in Armuth und

Ver-

Verachtung und unter mancherley Mißgeſchick ihr Leben haben führen müſſen, und, bey der Zartheit ihres Gewiſſens, in welcher ſie ſich niemahls ſelbſt zu genügen vermochten, auch ihres Wohlverhaltens nicht haben froh werden können. Und für jene und dieſe ſollte nun alles zu Ende ſeyn? keine Strafe wäre für die Miſſethat, kein Lohn für die edelmüthige Tugend?

Was nur irgend den Glauben an ein künftiges Leben zu verſtärken vermag, das wird mit größerer Theilnahme von uns erwogen und tiefer gefühlt, wenn wir uns unter den Gräbern der Entſchlafenen befinden.

Hier verdunkeln ſich uns je länger je mehr die irdiſchen Dinge, während die himmliſchen je länger je mehr in das Licht treten. Mächtiger regt ſich hier das alte Verlangen nach etwas, das größer und beſſer iſt, als alles, was auf Erden angetroffen wird. Der Geiſt löſet ſich ab von dem Staube der Erde, und ſteht an der Pforte des Himmels. Sie öffnet ſich,

und wir ſehen die im ewigen Lichte wandeln, deren Leichname in der Finſterniß des Grabes verweſen. Sie neigen ſich uns entgegen, ſie grüßen mit dem Gruße der Liebe, und weihen uns zu dem neuen himmliſchen Bunde.

Wie heilig iſt dieſe Stätte!

V.

Gewinn im Sterben.

Der frommen Beſchäftigung mit denen, die nicht mehr unter uns wandeln, da der Herr ſie hinweg gerufen hat, iſt der heutige Tag geweiht, auf daß wir in dieſer Beſchäftigung des Troſtes theilhaftig werden, deſſen wir bedürfen, und uns ſtärker angetrieben fühlen, das zu beſorgen, was uns vor allem andern Noth iſt, und uns allein zu einem ſeligen Ende verhelfen kann. Dahin wollen wir denn auch jetzt unſre Gedanken richten, dem Ausſpruche des Apoſtels uns anſchließend:

Philipper 1, 21.
Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn.

Wir hören hier den Mann, der mit seinem ganzen Gemüthe Christ ist: denn, wenn der Apostel auch nicht die Absicht hat, mit den Worten: Christus ist mein Leben den Grund zu nennen, aus welchem das Sterben ihm Gewinn seyn könne, so wird dieser doch mit denselben auf das treffendste bezeichnet. Weil Christus sein Leben ist, darum kann und muß Sterben ihm Gewinn seyn. Dem wahren Christen, aber auch nur diesem, ist das Sterben immer Gewinn. Das lasset uns nähr erwägen, und zwar:

1. zu unserm Troste,
2. zu unsrer Erweckung.

1.

Des Trostes bedarf gewiß das Gemüth, das durch den Hingang geliebter Menschen betrübt worden ist. Möchte jeder andre Verlust uns ersetzt werden können; dieser bleibt unes-

ſetzlich. Weil es ſie tröſten will, darum iſt dieſes Feſt denen ſo theuer, die einen ſolchen Schmerz in ihrem Innern hägen; und die meiſten von denen, welche heute das Herz hierhin geführt hat, ſind gekommen, ein Wort des Troſtes zu hören, und in ihr Innerſtes zu faſſen, daß es ſie erquicke und ſtärke — nicht bloß heute, ſondern, bey ihnen bleibend, auch an künftigen Tagen, wo ihnen nicht vergönnt ſeyn wird, ſich' ſo ganz der troſtreichen Betrachtung dahin zu geben. So vernehmet denn ein ſolches Wort in dem Ausrufe des Apoſtels: Sterben iſt mein Gewinn.

Das Leben, welches der Apoſtel auf Erden führte, war voll von Mühſeligkeiten, bittern Leiden und groſſen Beunruhigungen. Vielfältige harte Beſchwerden des Berufes, Hunger und Durſt, Froſt und Blöße, Verdruß, ihm von denen verurſacht, in deren Dienſte er ſeine Kräfte verzehrte, und die er immerfort in ſeinem Herzen trug, unaufhörliche Nachſtellungen und Verfolgungen von Seiten der Widerſacher,

Gefangenſchaft, Beſchimpfungen und Mißhandlungen jeder Art, Gefahr über Gefahr vereinigten ſich, ihm das Leben zu einer Laſt zu machen. Er ſelbſt nennt dieſes Leben ein tägliches Sterben — mit dem vollſten Rechte. In Banden ſchrieb er den Brief, aus welchem der Text entlehnt iſt. Der Tod wird ihn von allem Uebel erlöſen. Unverkennbar iſt es dieſes Gefühl, was ſich im Texte ausſpricht.

Nicht weniger aber iſt es das Gefühl ſeiner menſchlichen Schwäche, über die er ſo oft Klage führt. Auch dieſer weit geförderte Mann, welcher ſagen durfte: „ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht," hat zahlreiche und ſchwere Kämpfe in ſeinem Innern zu beſtehen; er darf nicht aufhören, über ſich ſelbſt zu wachen, ſich ſelbſt zu widerſtreben, ſich ſelbſt zu bezwingen, und die Kraft Gottes wird nicht anders in ihm mächtig, als unter großen Anſtrengungen von ſeiner Seite, und damit wird es nicht anders werden, ſo lange er auf Erden wallen muß. Der Tod wird alles Schwache

von ihm nehmen, und dem, im Leben unabläſſig ſich wiederholenden, Streite auf immer ein Ende machen.

Nicht allein dies: er wird ihn auch mit dem vereinigen, welcher der Gegenſtand ſeiner innigſten Liebe, ſeiner heißeſten Sehnſucht, das Leben ſeines Leben iſt. „Ich habe Luſt," ſpricht er, „abzuſcheiden und bey Chriſto zu ſein." Was er immer und überall im Auge gehabt, wofür er gearbeitet — unermüdlich, wofür er die harten Leiden erduldet, ſich den großen Gefahren bloß geſtellt, die ſchweren Kämpfe beſtanden, Fleiſch und Blut bezwungen hat, das wird der Tod ihm gewähren — nur der Tod —; in das ewige Reich, in die Stadt des lebendigen Gottes, in die Gemeine der Erſtgebornen, die im Himmel angeſchrieben ſind, wird er ihn einführen, zu der Herrlichkeit Chriſti wird er ihn erheben, die Krone der Gerechtigkeit wird er ihm darreichen; nur er vermag es. Darum — o, wie könnte es anders ſeyn? — iſt Leben ihm Verluſt, Sterben Gewinn. Leben mag er

einzig um deß willen, das er ſterbend erreichen wird.

Was der Apoſtel von ſich bezeugt, das gilt von allen, welche die wahrhaft chriſtliche Sinnesart, der das ewige Leben verheißen iſt, mit ihm gemein haben: Sterben iſt ihr Gewinn.

Oder was könnte dich, wenn du zu dieſen gehöreſt, verhindern, es für deinen Gewinn zu halten? Etwa die Liebe zu den Dingen, von denen der Tod dich trennt? O, die meiſten von dieſen Dingen liebſt du nicht! Du erkenneſt ihren Werth, du gebraucheſt und genießeſt ſie nach Gottes Willen; aber dein Herz hat nichts an ihnen. Wie ſie nicht dein Verlangen ſind, wenn du ihrer entbehreſt, ſo ſind ſie auch nicht deine Luſt, wenn du ſie beſitzeſt, noch dein Schmerz, wenn du von ihnen ſcheiden mußt. Dir iſt nicht verborgen geblieben, wie gering das iſt, was ſie gewähren, und wie groß die Unruhe, welche ſie dem Herzen verurſachen.

Du haſt ihnen nicht geſtattet, bis in dein Innerſtes zu dringen; du biſt, wenn ſie ſich früher deiner bemächtigt hatten, bemüht geweſen, dich von ihnen zu befreien. Was du aber liebſt, das nimmt dir der Tod nicht, er entfernt es von dir auf kurze Zeit, um es dir vollendet und in verklärter Geſtalt wieder zu geben. So kann denn auch die Anhänglichkeit an das Leben ſelbſt dich nicht hindern, es wird dir durch den Tod nicht entriſſen, ſondern zu einer unſterblichen Jugend erneuert. Oder ſollteſt du dich fürchten, mit deiner mangelhaften Tugend und deinen vielfältigen Uebertretungen vor dem Heiligen und Gerechten zu erſcheinen? Dieſe Furcht kenneſt du nicht mehr; durch den, welcher mit ſeinem eignen Blute in das Heilige eingegangen iſt, und eine ewige Verſöhnung gefunden hat, iſt der Heilige und Gerechte für dich der Gnädige und Barmherzige. Längſt ſchon weißt du, daß dir deine Sünden vergeben ſind; längſt ſchon biſt du gewohnt, mit kindlicher Freimüthigkeit vor deinem Gotte und Va-

ter zu erſcheinen, in hohen Freuden vor ihm zu ſtehen. Sterbend geheſt du zu ihm, wie du viel tauſendmahl in deinem Leben zu ihm hingegangen biſt — bald mit ſchwerem Herzen, und das Herz wurde dir leicht bey ihm, bald mit fröhlichem Sinne, und der Sinn wurde dir noch fröhlicher. Oder möchte etwa die Geſtalt des Todes dich ſchrecken? Nicht bey allen iſt die Veränderung, welche im Sterben mit uns vorgeht, mit dieſen Erſchütterungen in der irdiſchen Natur, mit dieſen gewaltſamen Anſtrengungen, mit dieſen Beängſtigungen und Schmerzen verbunden; ſo oft wird das Band des Lrbens ſanft gelöſet. Stünde dir aber darin noch Schweres bevor: wenige Stunden — und du wirſt hindurch ſeyn, und der dir in den Schmerzen des Lebens geholfen, wird dich im Kampfe des Todes nicht verlaſſen.

Doch, nicht allein kein Verluſt, ſondern auch Gewinn iſt für dich das Sterben. Du erfährſt es ja wohl, wie im Leben jeder Tag ſeine Plage, ſeine Sorge, ſeinen Kummer hat.

Wäreſt du auch bis dahin mit großen Widerwärtigkeiten verſchont geblieben: es hat doch weder an Leiden des Körpers, noch an Bekümmerniſſe des Gemüthes gefehlt; auch künftighin wird es nicht daran fehlen. Was dir ſelbſt nicht widerfahren iſt, das haſt du an andern wahrgenommen, und dein theilnehmendes Herz iſt, indem du es an andern wahrnahmſt, wohl noch tiefer davon verwundet worden, als wenn es dich ſelbſt getroffen hätte; auch künftighin wird es ſich dir darſtellen, und dein zartfühlendes Herz tief verwunden. Je weniger du bis hierhin zu erdulden gehabt haſt: deſto härter möchteſt du wohl noch heimgeſucht werden. Das Leben des Chriſten kann niemahls ohne Trübſal ſeyn, weil er nur durch Trübſal völlig geläutert und für den Himmel gebildet werden kann; und die meiſten müſſen unter ſehr ſchweren Prüfungen ihren Glauben und ihre Liebe bewähren.

Wenn der Apoſtel, dieſer in Chriſto ſo ſtarke Mann, ſein ganzes Leben hindurch mit

ſich ſelbſt zu ſtreiten hatte: wie möchten denn bey dir die innerlichen Kämpfe anders als durch den Tod zu ihrem Ende gelangen? Das Geſetz in deinen Gliedern empört ſich in dir täglich gegen das Geſetz in deinem Gemüthe; du haſt dem Drange der Noth, den Bitten und Thränen der Liebe mit blutendem Herzen Widerſtand zu leiſten; und wie du auch auf deiner Huth ſeyeſt, welche Anſtrengungen du aufbietheſt, mit welcher Inbrunſt du beteſt; ſo oft begegnet dir, zur Sünde dahingeriſſen zu werden. Du ſtrauchelſt, du fällſt, du vergießeſt darüber heiße Thränen, du ringeſt vor Gott in deiner ſtillen Kammer; und mit deinen Fehltritten wiederholen ſich deine Schmerzen. Was Gott dir vergiebt, das kannſt du dir ſelbſt nicht vergeben, und ſo mußt du unaufhörlich über deine große Schwachheit in Trauer ſeyn. Wohl magſt du mit dem Apoſtel ausrufen: „ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes?“

Der Tod aber befreit dich nicht nur von

deinen Leiden und Gebrechen, ſondern gewähret dir auch, was du im Leben unabläſſig ſuchest, und nicht findeſt. Er erfüllt alles ungeſtillte Verlangen deiner Seele — und o, wie iſt deſſen ſo viel! — er gibt dir weit über dein Wünſchen und Verlangen hinaus, die Fülle der himmliſchen Seligkeit, wovon du jetzt noch keinen Gedanken, keine Ahnung haſt; er erhöht in dir alle Kräfte des himmliſchen Weſens; er verſetzt dich in die Nähe Gottes und deines Erlöſers, nach der du unausſprechlich dich ſehneſt — zittert dir das Herz nicht vor Freude? — mit den edelſten Weſen der Schöpfung bringt er dich in Gemeinſchaft, und vereinigt dich von neuem mit denen, die er früher von dir geſchieden hat. Wohin dein Herz ſteht, wo all' deine Liebe iſt, dahin führt dich der Tod. Dieſes erwägend — kannſt du anders, als mit dem Apoſtel ausrufen: Sterben iſt mein Gewinn?

So wende es denn auch auf diejenigen an, die der Herr von dir genommen hat.

Ja, ein großer Gewinn iſt ihnen zugefallen, indem ſie hinweggerufen wurden.

Hatten ſie bereits das höhere Alter erreicht: ſo haben ſie auch wohl die Gebrechen, Beſchwerden und vielfältigen Leiden deſſelben gefühlt. Bey einem noch längern Verweilen hätte ihnen mit jedem Tage das Leben an Annehmlichkeiten ärmer, an Entbehrungen, Laſten und ſchmerzlichen Empfindungen reicher werden müſſen. Eine ſchwere Bürde haben ſie abgelegt, da ſie der Erde ihr Theil zurück gaben. Ermüdet von dem ſauern Tagewerke ſind ſie zu ihrer Ruhe eingegangen. Das Sterben war das Einzige, was ihnen als Gewinn erſcheinen konnte, und diejenigen unter ihnen, die ihren Zuſtand recht betrachtet, haben gewiß oft nach ihrer Auflöſung geſeufzt.

Waren ſie noch fern von den Jahren, die in ihrer Schwachheit dem Menſchen nicht gefallen: ſie haben, ſelbſt unter den günſtigſten

Umſtänden, ihre Verlegenheiten Sorgen und Aengſten, ihre Plage, ihren Kummer, ihr Herzeleid gehabt; nicht ſelten war rings um ſie her mitternächtliche Finſterniß. Nun aber ſind ihre Seelen in Gottes Hand, und keine Qual rührt ſie an; der Haß verfolgt, die Härte bedrängt, die Gewaltthätigkeit beraubt, die Schmähungen des Neides erreichen ſie nicht mehr; keine Mißhandlung kann fernerhin ſie kränken, kein Verluſt ſie betrüben, keine Noth ſie ängſtigen. Unaufhörlich hatten ſie, während ihres Lebens auf Erden, mit Verſuchungen zu kämpfen; das Böſe hat auf alle Weiſe ſich an ſie zu machen geſucht; nur mit großer Mühe haben ſie ſich häufig ſeiner erwehren können; und nicht immer iſt ihnen dieſes gelungen; oft haben ſie über ihre Schwachheit, über ihre Miſſethat heiße Thränen vergießen müſſen. Jetzt aber darf keine Verſuchung ſich ihnen nahen; aller Streit hat ſein Ende erreicht, und in ihnen und um ſie her iſt Gottes Friede.

Aber ſie befanden ſich erſt in der ſchönen

Morgenzeit des Lebens, als der Tod ſie hinwegraffte. Das zarte Kind, das dir entſeelt aus den Armen ſank, hatte noch nichts von den bedeutendern Uebeln des Lebens erfahren. Dem kräftigen Jüngling, der blühenden Jungfrau, die der Tod in das Grab geſtürzt, waren wenigſtens ſeine herbern Schmerzen und ſeine heftigern Kämpfe unbekannt geblieben, während es voll Luſt und Hoffnung im Frühlingsſcheine ſich vor ihnen ausbreitete. Auch für dieſe wäre das Sterben Gewinn geweſen? Ja, auch für dieſe, was ſie noch nicht erreicht hatte, das wartete auf ſie, entgehen konnten ſie ihm nicht. Wohl dem Kinde, das Gott zu ſich genommen, ehe es noch etwas von den bedeutendern Uebeln des Lebens erfahren! Wohl dem Jünglinge, der Jungfrau, die, durch den frühen Tod vor den herbern Schmerzen und und heftigern Kämpfen desſelben in Sicherheit gebracht, es nur in ſeinem Frühlingsſcheine geſehen! Schuldlos ſind ſie hinüber gegangen, während ſie in ſpäterer Zeit vielleicht mit einem verfinſterten Geiſte,

mit

mit einem verwüſteten Gemüthe, mit einem ſchwer belaſteten Gewiſſen die Welt verlaſſen haben würden. Und dieſe alle haben erlangt, was weit größer und herrlicher iſt, als das Beſte, das der Menſch in dem Leben auf Erden antreffen mag.

Für dich freilich war ihr Hingang Verluſt — großer Verluſt; dein Auge ſieht ſie nicht mehr, dein Ohr hört nicht mehr ihre Stimme, dein Herz ergötzt ſich nicht mehr an ihrem holden Weſen und ihrer lieblichen Rede. Darum iſt dir wohl geſtattet, über ihren Hingang zu trauern. Für ſie aber war er Gewinn — großer Gewinn. Darum muß, wenn anders deine Liebe rechter Art iſt, eine ſtille Freude über das, was ihnen zu Theil geworden, deine Trauer erhellen und beſänftigen. Oder wäre es nicht ſelbſtſüchtiges Weſen, wenn du eines Glückes, das deinem Vater, deiner Mutter, deinem Gatten, deinem Kinde zugefallen, dich deßhalb nicht freuen könnteſt, weil du ſelbſt etwas dabey einbüßeſt? Nein, die wahre

Liebe vergißt ſich ganz und gar über dem Geliebten; es iſt unmöglich, daß ſie ſich unglückfühle, indeß ſie das Geliebte glücklich weiß. So erwäge denn heute recht, du fromm liebendes Herz, was ihnen widerfahren: und du wirſt mitten in deiner Betrübniß Gott preiſen, der diejenigen, welche du beweinſt, aus der Finſterniß in das Licht, aus der Gefangenſchaft in die Freiheit, aus den Schmach in die Herrlichkeit, aus dem Leid in die unausſprechliche Freude geführt hat.

Darf ich aber auch, ſprichſt du, von denen, um die ich traure, mit Zuverſicht annehmen, daß ihnen ſolches widerfahren ſey. Von wahren Chriſten leidet es allerdings keinen Zweifel. Wie, indeß, wenn ich darüber ungewiß ſeyn müßte, ob ſie wahre Chriſten geweſen? wenn ich wohl gar von dem chriſtlichen Leben nicht eine Spur bey ihnen gefunden hätte?

Hinweg mit dieſer Sorge! das chriſtliche Leben macht ſich nicht immer in äußerlichen Spuren bemerkbar. Es kann bey einem Menſchen vorhanden, ſogar in reicher Fülle vorhanden ſeyn, ohne daß irgend Einer, ſelbſt von denen, die ihm am nächſten ſtehen, etwas davon wahrnimmt; es kann in der Tiefe des Gemüthes wohnen, während Wort und Gebährde nichts davon wiſſen; wie es da, wo es jedermann anzutreffen glaubt, völlig mangeln kann. Uns gebührt nicht, Unterſuchungen darüber anzuſtellen, ob jemand von Herzen ein Chriſt ſey, da unſer Blick nicht in der Menſchen Innerſtes dringt. Uns gebührt vielmehr, uns daran zu halten, daß wir um unſre Entſchlafnen nicht trauern würden, wenn nichts Chriſtliches in ihnen geweſen wäre, da wir ſie in dieſem Falle auch nicht wahrhaft würden geliebt haben, und dem Gnädigen und Barmherzigen zu vertrauen, er werde auch die erſten Anfänge des Guten in menſchlichen Seelen nicht laſſen verloren gehen, und alle huldreich aufnehmen, denen er

nicht fremd gewesen ist, möchte auch das von ihm Zeugende und ihn Meynende in vielen von ihnen noch nicht zur Entwickelung gekommen seyn.

Ja, ihr Geliebten, wir glauben festiglich, hätten wir auch nichts gesehen, was uns dies bestätigte, daß Gott euch von allem Uebel erlöset, und in sein himmlisches Reich aufgenommen habe.

2.

Dem wahren Christen ist Sterben Gewinn. Dieser Gedanke gereiche uns heute auch zur kräftigen Erweckung, uns nähmlich auf das eifrigste zu bestreben, je mehr und mehr im wahren Christenthum gefördert zu werden.

Immer sind wir zu beklagen, wenn wir in dem, uns unvermeidlich bevorstehenden, Sterben nicht unsern Gewinn finden. Ist es nicht unser Gewinn: dann ist es unser Verlust — der härteste, den wir erleiden können, ein Verlust, in

welchem wir alles einbüßen, was wir Erfreuliches und Geliebtes beſitzen, und mit welchem für uns ein Zuſtand des unausſprechlichen Elendes anhebt. Erſchrecken müſſen wir alsdann vor dem Tode, und unaufhörlich ſeinetwegen in Aengſten ſeyn; zittern müſſen wir bey jeder Veränderung, in der wir einen Vorbothen des Todes zu erblicken glauben, in große Bewegung gerathen, ſo oft wir inne werden, wie unſre Jahre ſich ihrem Ziele nähern; wegwenden müſſen wir uns von allem, was an den Tod erinnert, um uns einigermaßen bey einem ruhigen Gemüthe zu behaupten, und mit Gewalt jeden Todesgedanken unterdrücken, was uns, bey aller Anſtrengung, ſchwerlich immer gelingen wird.

Mehr aber noch, als zu andern Zeiten, macht ſich uns das Beklagenswerthe einer ſolchen Gemüthsverfaſſung an dem Tage bemerklich, den wir den Todten und dem Tode weihen. Möchten wir uns zu jeder andern Zeit der Erinnerung an das Sterben erwehren: heute können wir es nicht; unwiderſtehlich dringt ſie ſich

uns auf; in jeder ſeiner Geſtalten tritt uns das Sterben entgegen. Daß alle, die einſt hier gewandelt, die Lebensfrohen, wie die Lebensmüden, die Starken, wie die von Kindheit auf Kränkelnden, die Sichern, wie die Beſorgten, geſtorben ſind — wenige in hohem Alter, die meiſten in früher Jugend, viele in den Jahren, die wir die beſten nennen, ein nicht geringer Theil plötzlich hinweggerafft — und daß auch wir dem, was über alle verhängt iſt, nicht entgehen werden: das iſt die ernſte Bothſchaft dieſes Tages. Nur mit großer Beſtürzung können wir ſie vernehmen; unter allen Tagen des Jahres iſt er uns der finſterſte, der bängſte, der verhaßteſte, wenn das Sterben noch nicht unſer Gewinn geworden iſt; während er uns ein Tag ſtiller, obgleich wehmüthiger Freude ſeyn würde, ſo wir mit dem Apoſtel ſagen dürften: „ich habe Luſt abzuſcheiden.“

Wir, die wir, vor kürzerer oder längerer Zeit, geliebte Angehörige und Freunde, uns unvergeßliche und ewig theure Weſen, durch den

Tod verloren haben, möchten uns heute ſo gern recht innig mit ihnen beſchäftigen, wir möchten uns ſo gern dem tröſtlichen Gedanken der neuen Vereinigung mit ihnen überlaſſen; aber wir können weder das Eine noch das Andere, wenn wir in dem Sterben eine von uns gefürchtete Sache ſehen. Mit unſerm ganzen Gemüthe werden wir dagegen bey ihnen ſeyn, das fromme Verlangen, die ſüße Hoffnung ihnen bald nachzufolgen, wird ſich — o, wie ſtärkend, wie wohlthuend! — durch unſer Inneres ungehindert verbreiten, wenn wir das Sterben auch in jeder andern Hinſicht als unſern Gewinn betrachten dürfen.

Dazu aber iſt erforderlich, daß wir Chriſten, wahre Chriſten ſeyen. Nur der Chriſt beſitzt eine völlig zweifelfreie Ueberzeugung von der Fortdauer des Geiſtes bey dem Tode des Leibes und von der Beſtimmung deſſelben, durch den Tod zum wahren Leben in der Gemein-

ſchaft mit Gott, zur Seligkeit und Herrlichkeit des Himmels zu gelangen — eine Ueberzeugung, ohne welche das Sterben nur dem Gewinn ſeyn kann, welchem das Leben nichts als Pein geweſen. Sie gründet ſich bey ihm auf das Wort, welches der Sohn Gottes vom Himmel auf die Erde gebracht, auf den Tod, welchen dieſer erduldet, um den Tod für alle, die ihm angehören, zu überwinden, und darauf, daß derſelbe aus dem Tode in das Leben zurückgekehrt iſt, und ſich demnächſt zur Herrlichkeit des Himmels erhoben hat. Der wahre Chriſt hat ſich, im feſten Anſchließen an Jeſum, ſeinen Herrn, durch den beſtändigen Hinblick auf dieſes hohe Vorbild, durch die Gefühle, die er einflößt, die Kräfte, die er mittheilt, die Geſinnungen zu eigen gemacht, bey welchen allein man hoffen darf, durch den Tod in ein ſeliges Leben einzugehen. Und nur er kennt die Gnade Gottes in Chriſto Jeſu, der wir, auch bey dieſen Geſinnungen, vertrauen müſſen, um in dem Bewußtſeyn unſrer zahlreichen Mängel und viel-

ſachen Verſchuldungen vor dem Tode nicht zu erſchrecken.

Aus der Fülle des Herzens indeß vermögen nur diejenigen mit dem Apoſtel zu ſprechen: „Sterben iſt mein Gewinn,“ die in dem wahren Chriſtenthum ſo weit gefördert ſind, daß ſie auch mit ihm bezeugen können: „Chriſtus iſt mein Leben.“

Nach dem Zuſammenhange ſeiner Rede will der Apoſtel in unſerm Texte zu erkennen geben, worauf ſich die Zuverſicht gründe, mit welcher er, wie er unmittelbar vorher geäußert, hoffe, Chriſtum ſowohl mit ſeinem Leben, als mit ſeinem Tode zu preiſen, je nachdem ihm das Eine oder Andre beſchieden ſey, und daher mit den Worten: Chriſtus iſt mein Leben, zunächſt nur dies ſagen: ſein ganzes Leben ſey ja einzig dem Dienſte Chriſti geweiht, er könne ja immer und überall nichts, als den Gekreuzigten verkündigen, und werde deßhalb nie davon ablaſſen. Aber hätte er das wohl von ſich behaupten dürfen,

wenn nicht Chriſtus in einem noch tiefern Sinne ſein Leben geweſen wäre?

Dieſer tiefere Sinn, in welchem er an einem andern Orte ſpricht: „nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebet in mir," liegt auch jetzt in ſeinen Gedanken. So oft er ſein Verhältniß zu Chriſto berührt, fließt ſein ganzes Herz über. Chriſtus iſt ihm das Eine, worin er alles hat, weil ihm Alles darin untergegangen iſt; ſein Leben beſteht allein noch im Glauben an den Sohn Gottes, der ihn geliebt, und ſich für ihn dahingegeben hat, und in den Trieben, die dieſer Glaube beſeelt. Verehrung, Liebe und Dankbarkeit haben ihn auf das innigſte mit Chriſto vereiniget, ihn ganz und gar in Chriſtum hineingezogen, daß er gleichſam in ihm denkt, fühlt, begehrt, handelt, und ſich ſeiner bewußt iſt. Was Chriſtus ihn gelehrt, iſt ihm klarer als das Klarſte, gewiſſer als das Gewiſſeſte; es iſt ihm in Geiſt und Herz gedrungen, und übt eine unwiderſtehliche Gewalt an ihm. Die Geſinnungen Chriſti haben ſich ihm mitgetheilt, er

führt den Wandel, den Chriſtus vorſchreibt, den er Chriſtum wandeln ſieht. Die Früchte des Leidens und Sterbens Chriſti ſind völlig ſein Eigenthum geworden. Darum hat der Tod für ihn, das, was denſelben zum Tode macht, abgelegt; darum iſt er ſo freudig gewiß, ſein Erbtheil zu haben mit den Heiligen in dem Lichte, und bald bey dem Herrn zu ſeyn.

Auch wir werden, weit entfernt, das Sterben für ein Uebel zu halten, in demſelben nichts als Gewinn, den höchſten Gewinn, den wir erlangen können, antreffen; nicht mehr fürchten werden wir den Tod, nicht mehr der Erinnerung an ihn ängſtlich ausweichen; freuen werden wir uns ſeiner, gern werden wir uns mit ihm beſchäftigen, ſegnen werden wir jede Veranlaſſung, bey welcher wir uns ihn lebhafter vergegenwärtigen können; willkommen werden wir ihn heißen; die Arme werden wir ausbreiten, ihn zu empfangen, indem wir ihn ſehen herannahn: wenn Chriſtus alſo unſer Leben geworden iſt.

So ſey denn von nun an unſer eifrigſtes Beſtreben, daß er es werde — je mehr und mehr werde. Es ſoll uns nicht genügen, ihn zu bewundern, mit Rührung bey ihm zu verweilen, ihm Glauben zu ſchenken, uns ihm zu innigem Danke verpflichtet zu fühlen; erglühen ſoll für ihn unſer Herz in heiliger Liebe, wohnen ſoll er in unſerm Innern, regieren und beſtimmen unſern Denken, Empfinden, Begehren und Handeln, daß in dem allen ſeine Geſtalt ſichtbar ſey, bewegen und lenken ſoll er des Herzens Neigungen und Triebe. Er über alles — und alles für ihn und in ihm.

Dazu wollen wir ſein Bild uns vor die Augen ſtellen, uns in die Betrachtung ſeiner Hoheit und Herrlichkeit vertiefen, was wir ihm ſchuldig ſind oft und ſorgfältig erwägen, und unabläſſig in unſerm Innern bekämpfen, was ihn verhindern könnte, von demſelben Beſitz zu nehmen. Hinweg, hinweg mit allem, was ihm widerſtrebt, mit allem, was ihm mißfällt, mit

allem, was nicht durch ihn geheiligt, und zu dem Seinigen gemacht werden kann.

Ja dich, Herr, ganz in unſer Inneres zu faſſen, dich völlig zu haben, nur durch dich und in dir zu leben: das iſt unſer feuriges Verlangen. O, daß es niemahls in uns erlöſchen möge! Neige dich zu uns hin; theile uns mit aus deiner Lebensfülle, laß unſer Leben — das unheilige und jammervolle — von deinem Leben — dem heiligen und ſeligen — verſchlungen werden. Was wir, ohne dich, unſer Leben nennen, das iſt der Tod; Ueberwinder des Todes, brich in uns des Todes Gewalt, Herr und Fürſt des Lebens, ſchaffe in uns das wahrhafte Leben, und gib uns dann völlig zu empfinden, wie das von uns gefürchtete Sterben unſer Gewinn iſt, auf daß wir ſeiner uns tröſten, ſo oft wir den Schmerz des Lebens fühlen, ſo oft wir einen heißen Kampf zu beſtehen haben, ſo oft unſre Schwachheit uns in Betrübniß verſetzt, das Verlangen nach denen, die von uns geſchieden ſind, in uns mächtig wird, auf daß die Ster-

benksgedanken, unſerm Herzen befreundet, uns weiſen und warnen, ermuntern und ſtärken, ſo oft wir deſſen bedürfen, und wir aus der Dunkelheit dieſes Trauerfeſtes freudig hinaufſchauen nach dem Lichte, in welchem die wandeln, die du mit dir ganz vereinigt und himmliſch vollendet haſt. Hilf, Herr, wann unſre Stunde naht, mildre unſre Schmerzen, treibe von uns die Bangigkeit, erfülle uns mit deinem Frieden; erhelle mit dem Scheine deiner Gnade den einſamen, ſchauervollen Weg, den wir wandeln ſollen, und nimm uns auf unter die Deinen, die in deiner Nähe ſelig leben.

VI.

Daß die Lebenden und die Geſtorbenen ſich in Einem und demſelben Reiche des Herrn befinden.

Das traurige, und doch ſo wohlthätige Feſt, das wir alljährlich denen feiern, welche ihre irdiſche Laufbahn geendiget haben, und hinüber gegangen ſind, iſt wieder erſchienen. Ein trauriges und wohlthätiges Feſt für uns alle: denn es befindet ſich ſchwerlich auch nur Einer unter uns, dem nicht bereits ein geliebter Freund oder Verwandter geſtorben wäre; manche haben in dieſem Jahre die irdiſchen Ueberreſte derer, die mit ihnen auf das genaueſte verbunden gewe-

ſen, zur Ruheſtätte geleitet, und noch iſt die Erde friſch, welche die theuern Gebeine bedeckt. Dem fühlenden Herzen aber iſt es gewiß Bedürfniß, ſich zuweilen das verehrte Bild, mit welchem es ſich täglich beſchäftigt, noch lebhafthafter zu vergegenwärtigen, und ſich der fortdauernden Verbindung mit denen, welche nicht mehr unter uns wandeln, noch inniger bewußt zu werden. So haben wir uns denn auch hier verſammelt, um derer, die wir ſo ſchmerzlich vermiſſen, vor Gott zu gedenken, uns mit ihnen von neuem zu vereinigen, uns dadurch in allem Guten zu ſtärken, und für unſre Trauer den Troſt zu gewinnen, der von dem Herrn kommt.

Mächtig ſprechen in dieſer Hinſicht zu unſerm Herzen die Worte, die wir leſen:

Römer 11, V. 9.

Leben wir, ſo leben wir dem Herrn; ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder ſterben, ſo ſind wir des Herrn. Denn dazu iſt Chriſtus auch geſtorben, und auferſtanden und wieder lebendig geworden, daß er über Todte und Lebendige Herr ſey.

Mit

So iſt es denn Ein und daſſelbe Reich des Herrn, in welchem ſich die Lebenden und die Geſtorbenen befinden.

Mit dieſem troſtreichen und ermunterungsvollen Gedanken, wollen wir jetzt unſre trauernde Andacht beſchäftigen und zwar ſo, daß wir

1. ſeinen Inhalt erwägen,
2. die Ermunterungen, Antriebe und Tröſtungen, mit welchen er uns entgegen kommt, zu Herzen nehmen.

1.

Leben wir, ſo leben wir dem Herrn; ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn. Wer iſt dieſer Herr? Es iſt Gott, der ewige Schöpfer aller Dinge und Weſen, der Vater und König der Geiſter, der gewaltige Herrſcher im Himmel und auf Erden. — Dieſer iſt es durch Jeſum Chriſtum, und in Vereinigung mit ihm, welchen er von den Todten auferwecket, und zum Herrn über Todte und Lebende erhöhet, dem er das Reich gegeben hat, und alles unter die Füße gethan.

Leben wir, ſo leben wir dem Herrn. So lange wir hienieden wallen, gebiethet über uns das Geſetz ſeiner unendlichen Majeſtät, und wir fühlen uns verpflichtet, demſelben zu gehorchen — zu gehorchen dem Geſetze deſſen, dem wir das Daſeyn, und alles, was dieſes in ſich ſich ſchließt, ſchuldig ſind, von dem wir ohne Aufhören die größten Wohlthaten empfangen, zu welchem in Ehrfurcht hinaufzublicken, und ihn in ſeiner Herrlichkeit anzubeten, die tiefſten Empfindungen des Herzens uns nöthigen, indeß wir damit zugleich dem gehorchen, der uns ſich zum Eigenthum mit ſeinem Blute erkauft, und zur ewigen Dankbarkeit durch die That einer gränzenloſen Liebe in Anſpruch genommen hat. Nach den Rathſchlüſſen des Herrn verknüpfen, ordnen ſich, erfolgen die Ereigniſſe unſers Lebens; unſre Freuden, wie unſre Plagen und Drangſale, ſind von ihm geſendet; und in allem, was ſich mit uns zuträgt, geſchieht ſein heiliger Wille — der Wille Gottes, der Wille Chriſti, der zum Haupte über ſeine Gemeine, ja über alle Für-

ſtenthümer, Gewalt, Macht, Herrſchaft und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieſer Welt, ſondern auch in der zukünftigen geſetzt worden. In ſeinem Reiche, das ſich durch alle Räume der Unermeßlichkeit verbreitet, befinden wir uns.

Lebend ſind wir des Herrn, und ſterbend ſind wir auch ſein. Nach ſeinem Willen leben, nach ſeinem Willen ſterben wir. Er ruft, und wir folgen. Er gebeut der Krankheit, daß ſie den Leib verzehre, der Seuche, daß ſie uns ſchneller dahinraffe, dem Unfalle, daß er dem Leben plötzlich ein Ende mache; und diejenigen, die in einer ſchaudervollen That Hand an ſich ſelbſt legen, würden ohne ſeine Zulaſſung das Entſetzliche nicht begehen können. Nicht früher, als es ihm gefällt, können wir unſern Aufenthalt auf Erden beſchließen, und nicht länger, als er es gut findet, werden wir hier verweilen dürfen, wie viel ſich auch vereinigen möge, uns mit der Hoffnung mehrerer Jahre zu ſchmeicheln. Wenn das Geringere, die Ver-

änderung im Leben, von ihm herbeigeführt wird, wie viel mehr denn das Größere, die Veränderung, die dem Leben ein Ziel ſetzt, der Uebergang in ein andres Leben, der über unſer ferneres Schickſal für immer entſcheiden ſoll? Unſre Tage, unſre Stunden, unſre Augenblicke ſind gezählt, ſie waren in ſein Buch geſchrieben ehe ihrer noch Einer da war, und ſchon genau bezeichnet ſind Tag, Stunde und Augenblick, die unſre letzten ſeyn werden:

Sterbend ſind wir des Herrn, und im Tode ſind wir auch ſein: denn dazu iſt Chriſtus geſtorben und auferſtanden, daß er über Todte und Lebende Herr ſey. Oder wie? wäre der Tod etwa Vernichtung unſers Daſeyns? Nein, das iſt unmöglich; geſchaffen ſind wir, um in einem unſterblichen Daſeyn Gott zu verherrlichen, und dermahleinſt in ewiger Seligkeit mit ihm zu leben, ihn zu loben und zu preiſen. Alle, auch diejenigen, welche ſich von ihrer Beſtimmung entfernen, und ſich wider Gott auflehnen, ſind unſterblich geſchaffen. Das be-

zeuget einem jeden, der es in ſich aufgehellt, und über die ſinnlichen Eindrücke erhoben hat, ein unvertilgbares Bewußtſeyn, daß unſre urſprüngliche Verwandtſchaft mit Gott, in der wir ſeines unvergänglichen Weſens theilhaftig geworden, das jenes mächtige Verlangen in unſrer Bruſt, welches durch nichts, das dem ſterblichen Leben angehört, geſtillt werden kann, jenes Streben fort und fort, das nimmer ſein Ziel erreicht, ſtets dieſes Ziel in weiter Ferne erblickt, und ſich doch an daſſelbe unauflöslich gebunden fühlt, das die ganze Einrichtung unſers Erdenlebens, die Geſtalt und Beſchaffenheit aller Dinge, die wir in demſelben antreffen. Und wenn wir durch die Sünde dem Tode anheimgefallen ſind: ſo iſt ja Chriſtus geſtorben, uns demſelben zu entreißen, und ſeine Macht über uns zu zerſtören, ſo iſt er ja auferſtanden, um uns die ſtärkſte Verſicherung davon zu geben, daß wir im Tode leben werden. Ueber Todte und Lebende Herr zu ſeyn, darin beſteht die Belohnung, die ihm für ſein unausſprechli-

ches Verdienſt zu Theil geworden. Möchte er aber wohl ein Herr ſeyn über diejenigen, die gar nicht mehr vorhanden ſind? Wie wir geſchaffen worden, in einem unſterblichen Daſeyn Gott zu verherrlichen: ſo ſind wir erlöſet worden, in einem unſterblichen Daſeyn, den zu verherrlichen, der für uns geſtorben iſt. Der Tod kann unſer wahres Leben nicht antaſten; nur, was von dem Staube der Erde an uns iſt, nimmt er hinweg, und wirft es in das Grab, daß es dem übrigen Staube ſich zugeſelle.

Die der Herr abgefordert hat, ſind nicht geſtorben, ſie leben — und befinden ſich in ſeinem Reiche. Denn, wo wäre wohl in dem unermeßlichen Schöpfungsgebiethe ein Raum, der nicht zu ſeinem Reiche gehörte, wo nicht ſein Wille gölte und geſchähe, wo er nicht als Herr und König erkannt würde? Als ihren Herrn und König erkennen und empfinden ihn ſelbſt jene Verurtheilten und Verworfenen, die, wie in ihrem erſten Leben, ſo auch im zweiten,

ſich wider ihn empören, und in der Qual ihn läſtern. Vergebens, daß ſie mit den Geiſtern des Höllenreiches alles aufbiethen, ſeine Abſichten zu vereiteln, ſeine Ordnung zu verwirren; ſie müſſen in jedem Augenblicke inne werden, daß er mit unwiderſtehlicher Macht ſeine Zwecke verfolgt, und alles, was ihm entgegen tritt, zu Schanden zu machen weiß. Vergebens, daß ſie ihrem unglückſeligen Schickſale zu entfliehen ſuchen; es iſt an ſie gefeſſelt; ſie ſind gerichtet; ſie müſſen ſich unterwerfen, und indem ſie läſtern anbeten. Alle, die dieſe Erde verlaſſen haben, befinden ſich an dem Orte, und in den Verhältniſſen, die er ihnen angewieſen, alle genießen des Glückes oder erdulden das Elend, das er ihnen zuerkannt, alle ſind, mit oder wider ihren Willen, zur Ausführung ſeiner Rathſchlüſſe wirkſam; und diejenigen, welche auf Erden ſein Geſetz heilig gehalten, ehren es auch da, wo ſie jetzt ſind, in ihren Geſinnungen und mit ihren Thaten.

Wäre aber das Reich Gottes in jener Welt

etwa ein anderes, als das in dieser? Ein Herr nur iſt, Gott durch Chriſtum, und Ein Geſetz, alſo auch nur Ein Reich, in welchem ſich die ſichtbare und die unſichtbare Welt, das Gegenwärtige und das Zukünftige einander zugeſellen. Ueber Todte und Lebende iſt er Herr, darum müſſen die Todten und Lebenden zu Einem Reiche gehören. Wie könnte auch das Reich deſſen, der, wie er ſelbſt nur Einer, in allem ſich ſelbſt gleich und ewig derſelbe iſt, nirgends Trennung, ſondern überall Einigung will, und darum ſeinen Sohn auf die Erde geſandt hat, daß er jede Scheidewand hinwegnehme, alles zu Einem verknüpfe, und zuletzt Himmel und Erde völlig in Eins zuſammenfaſſe, wie könnte deſſen Reich ein wahrhaft getheiltes — ? nein, es muß Ein in allen ſeinen Theilen feſt verbundenes Ganzes ſeyn. Was dir am nächſten und am fernſten iſt, ſo fern, daß die kühnſte Einbildungskraft es nicht erreicht, und die höchſte Zahl die Weite nicht ausſpricht, was geſehen wird, und was kein Auge zu ſehen vermag, das Se-

lige und das Unſelige, das Land der Vollendung und der Preisgeſänge, dieſer Ort der Prüfung und der heißen Gebete in Angſt und Noth und ſelbſt jene dunkle Gegend des unausſprechlichen Elendes ſtehen mit einander in feſter Verbindung.

In einem ganz beſondern und hocherfreulichen Sinne aber gehören diejenigen, welche mit ihrem Gemüthe dem Herrn gelebt haben, und im Glauben an ihn ſelig geſtorben ſind, mit den Frommen, die noch auf Erden wandeln, zu einem und demſelben Reiche des Herrn; und dabey verweile vorzüglich unſre Betrachtung.

Dem Herrn haben ſie gelebt — nach ſeinem Willen, in ſeinem Dienſt, zu ſeiner Ehre, ihm von Herzen ergeben, von ihm im Innerſten erfüllt; auf ihn hoffend haben ſie in Demuth und Liebe ihre Tage hienieden zugebracht, den Verſuchungen der Welt beharrlich Wider-

ſtand geleiſtet, und, abgerechnet, was der menſchlichen Schwachheit von dem Staube der Erde immer anklebt, ihre Seele unbefleckt erhalten. Ihre Stunde war gekommen. Da rief ſie der Herr zu ſich, in ſeinen Frieden nahm er ſie hinüber. Mochten ſie nun müde ſeyn von der täglich ſich erneuenden Plage, oder noch Luſt haben an dem Werke ihrer Hände, an dem Gute der Vergänglichkeit: ſie folgten gern dem himmliſchen Freunde, um allezeit bey ihm zu ſeyn. Er erquickte ſie in ihrer Angſt, er ließ ſein Licht ihnen ſcheinen in der Todesfinſterniß, er reichte ihnen ſeine Hand zum Hinübergehen.

Wo ſie ſich jetzt aufhalten; da iſt auch in dem ganz beſondern, hocherfreulichen Sinne des Herrn Reich; da ſind die Gewaltigen und Starken, die Heiligen und Herrlichen, die ihm dienen, und durch ihr ganzes Seyn, Weſen und Thun ſeinen Ruhm verkündigen; da herrſchen in ihrer vollen Lauterkeit die Geſinnungen, die ihm wohlgefallen, und nichts ihm Mißfälliges wird daſelbſt angetroffen; da werden alle Werke

vollbracht, die er gebiethet, und nichts mag zum Vorſcheine kommen, das ſeinem Geſetze entgegen wäre, allenthalben geſchieht vollkommen ſein heiliger und gnädiger Wille; da wird all' die Glückſeligkeit genoſſen, die einem geſchaffenen Weſen aus der unendlichen Fülle des Unerſchaffenen, des ewigen Schöpfers, nur irgend zufließen kann, die reinſte, die höchſte, die edelſte Freude, und kein Schmerz, kein Wehgefühl, keine leiſe Trauer darf ſich in ſie miſchen; da leuchten ſeine wundervollen Thaten, Thaten auch, wie ſie ein ſterbliches Auge nicht zu ſehen, ein ſterbliches Herz nicht zu ahnen, die ſelbſt der, von den Beſchränkungen der Sterblichkeit befreite Geiſt nicht völlig zu ergründen vermag, im helleſten Lichte, und unaufhörlich tritt in neuen Erſcheinungen hervor, was alle in Erſtaunen ſetzt, was alle mit Wonne und Entzücken betrachten; da wird ſeine ewige Majeſtät würdig erkannt und angebetet, und gefeiert in den Lobgeſängen der erhabenſten Geiſter; da finden ſich alle, in einer himmliſchen Liebe, die

durch nichts geſtört, durch nichts verunreinigt werden kann, auf das genaueſte ſelig mit einander verbunden.

Dieſes Reich hat der Sohn Gottes vom Himmel auf die Erde, wo es ſich freilich nicht anders offenbaren kann, als es die Beſtimmung des Erdenlebens und die von demſelben unzertrennlichen Mängel geſtatten, herniedergebracht, damit wir hier in demſelben geſchickt gemacht würden, dermahleinſt dort an aller ſeiner Herrlichkeit und Seligkeit Theil zu nehmen. Was wir das Reich Gottes auf Erden nennen iſt nur eine weitere Ausdehnung des Reiches im Himmel. Dort oben hat es ſeinen Urſprung und ſeine Abzweckung. Von dort her iſt, der es geſtiftet, zu uns gekommen; dorthin iſt er zurückgekehrt, und es folgen die ihm nach, die hier, ihm getreu, in ſeinem Sinne den Lauf vollenden. Gehören wir ihm an, dann befinden wir uns mit jenen in demſelben Reiche, obgleich in einer, von dem ſtrahlenden Mittelpuncte entfernten dunklern

Gegend deſſelben, jedoch im Glauben gewiß, dahin zu gelangen, wo ſie ſind.

Wir erkennen den für unſern Herrn, den auch ſie für ihren Herrn erkennen. Der ſie vollendet hat iſt derſelbe, der uns prüft, der ſie um ſich verſammelt hat, derſelbe der uns zu den Seinigen bildet, der ſie in das Licht geführt hat, derſelbe, der uns in der Nacht leitet, vor dem wir in Ehrfurcht das Knie beugen, derſelbe, dem ſie in Ehrfurcht ihre Huldigungen darbringen.

Die Geſinnungen, die dort in ihrer ganzen Vollkommenheit glänzen, ſind dieſelbigen, welche die Frommen der Erde, obwohl mit groſſen Mängeln behaftet, in ſich tragen, und in welchen zu wachſen ſie ſich unabläſſig bemühen.

Jene ſind zum Schauen gelangt, wir glauben; aber die Gegenſtände ſind dieſelben. Jene beſitzen und genieſſen, wir ſehnen uns, ſtreben und hoffen; aber die Güter ſind dieſelben.

Vornehmlich indeß iſt es die Liebe, die

reine, unſterbliche Liebe, was das Hier und Dort feſt mit einander verbindet.

Ja, ihr Verklärten dort oben, ſo wenig als in unſerm Herzen die Anhänglichkeit, die innige Ergebenheit, mit der wir euch zugethan ſind, die wir, unter allen Wechſeln des Ergehens, im bitterſten Schmerze, wie im erwünſchteſten Wohlſeyn, bis zum letzten Athemzuge bewahren, und die in unſrer letzten Stunde noch unſer Troſt ſeyn wird, jemahls erſterben kann: eben ſo wenig habt ihr in euerm gegenwärtigen ſeligen Aufenthalte davon abgelaſſen uns zu lieben. Nein, die Treue, die ihr auf Erden immer gehalten, und die euch in den Tod begleitet hat, habt ihr mit hinüber genommen. Selbſt die Mängel, die ihr an uns wahrnehmet, während ihr ſchon von denſelben befreit ſeyd, beſchränken oder hindern eure Liebe nicht: denn ihr ſeyd ja auch einſt geweſen, wie wir jetzt ſind, ihr wiſſet ja, daß wir auch dereinſt ſeyn werden, wie ihr jetzt ſeyd, und ihr ſehet an uns nicht dieſe Mängel, ſondern unſre künftige Himmelsgeſtalt.

Auch ihr freuet euch, daß wir die Eurigen ſind, wie wir uns freuen, euch zu beſitzen, freuet euch jeder Empfindung, die für euch in uns ſich regt, freuet euch jeder That, die wir mit himmliſchem Sinne verrichten, freuet euch, daß wir bald zu euch kommen. Und wie wir nicht vergeſſen können, was ihr uns Gutes gethan, ſo habt auch ihr nicht vergeſſen, was wir euch erwieſen, aber vergeſſen, wie es unſrer Schwachheit wohl begegnet iſt, euch zu verletzen oder zu betrüben.

Eine Gemeinſchaft, ſo innig als ſie in dieſem Verhältniſſe nur irgend Statt finden kann, verbindet die Lebenden, die dem Herrn leben, und die Todten, die dem Herrn ſtarben, eine Gemeinſchaft von ihm ſelbſt geſtiftet und unaufhörlich vermittelt, damit ſie alle mit einander und durch einander im vollen Sinne die Seinigen ſeyen. Wir ſuchen ſie in der Ferne, wir denken ſie in der Höhe; aber vielleicht iſt nicht ein Raum, nicht der kleinſte, ſondern nur dieſer irdiſche Körper die Scheidewand, die uns von ihnen trennt, daß wir ſie ſehen und hören könnten, wenn wir

ein anderes Auge und ein anderes Ohr hätten, ſie aber von allem, was wir thun, was ſich mit uns zuträgt, und was nur irgend auf uns Beziehung hat, Zeugen ſind, und durch ſie uns von Gott und dem Erlöſer die himmliſchen Segnungen, in Lehre, Troſt, Ermunterung, Stärkung, in Friede und Freude, zufließen.

2.

Wenn nun aber die dahin geſchiedenen Frommen mit den noch auf Erden lebenden auf dieſe Weiſe ſich in Einem und demſelben Reiche des Herrn befinden: wie könnten wir denn ihr Gedächtniß in uns erlöſchen oder erkalten laſſen?

Wir können es ſchon nicht um der Tugenden willen, die wir an ihnen geehrt, um der Eindrücke willen, die von ihrem Weſen und Wandel in uns zurückgeblieben, um der Liebe willen, die wir zu ihnen gehägt haben, um der Wohlthaten

ten willen, die wir von ihnen empfangen, um der genauen Verbindung willen, in der wir mit ihnen geſtanden, vermöge welcher ſie gleichſam einen Theil von uns ſelbſt ausgemacht haben; wir können es nicht, weil wir zu tief fühlen, welche heilige Verpflichtungen gegen ſie jetzt noch auf uns ruhen — Verpflichtungen, die nimmer aufhören können, die auch ihr Tod nicht hinwegnehmen konnte. Aber eben die Heiligkeit dieſer Verpflichtungen wird erſt dann ganz von uns erkannt und empfunden, wenn wir zu der Ueberzeugung gelangt ſind, daß die Dahingeſchiedenen ſich mit uns in demſelben Reiche des Herrn befinden. Was hat denn der Tod hinweggenommen? Die Möglichkeit, körperlich auf ſie einzuwirken, und ein ſolches Einwirken hinwiederum von ihnen zu erfahren; nicht die Möglichkeit, ihnen unſere Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, bey ihnen Rath und Troſt zu ſuchen, von ihnen bemerkt zu werden, von ihnen geiſtige Eindrücke zu empfangen, und ſolchergeſtalt mit ihnen in vertrau-

ter Gemeinſchaft zu leben. Das Weſentliche von dem, was zur Zeit ihres Wandels auf Erden zwiſchen uns und ihnen geweſen, beſteht noch. Wenn ſie nun deſſen ungeachtet aufhören müßten, in unſerm Innern zu leben, wäre es nicht faſt daſſelbige, als ob wir zu jener Zeit die Treue verlaſſen hätten?

Nein, euch, die ihr uns noch immer ſo nahe, ſo enge verbunden ſeyd, euch laſſen wir nimmer aus den Gedanken, aus dem Gemüthe. Was uns auch ferner begegnen möge, welche neue Verhältniſſe unſere Empfindungen in Anſpruch nehmen, welche neue Pflichten unſre Aufmerkſamkeit und unſre Anſtrengung fordern, welche Freuden uns beſchieden, welche Schmerzen, welche Laſten und Plagen uns auferlegt werden: unter dem allen werden wir euch bis in den Tod im Herzen tragen.

Dabey werden wir freilich nicht verhindern können, daß Gefühle des Leides, der Trauer,

der Wehmuth ſich unſer bemächtigen. Die geliebte Geſtalt iſt ja unſern Augen entzogen; der Schall ihrer Stimme, uns ſo wohlthuend, kommt nicht mehr in unſer Ohr; wir entbehren des, durch die ſinnliche Gegenwart vermittelten vertraulichen Umganges und alles deſſen, was wir an Theilnahme, Beiſtand, Aufrichtung, Erheiterung gewohnt waren, in demſelben von ihnen zu empfangen. Die Plätze ſind leer, auf denen wir ſie zu ſehen pflegten, und das Herz iſt auch oft ſo leer, das bey ihrem Anblick und im Geſpräch mit ihnen oft ſo voll war. Du ſchließeſt den theuern Gefährten des Lebens nicht mehr in deine Arme, du kannſt nicht mehr die ſüße Sorge, die fröhliche Mühe für ihn haben. Du hegeſt nicht mehr das holde Kind an dem väterlichen, mütterlichen Herzen, und vermagſt nicht mehr, es zu pflegen, ihm Erleichterung und Annehmlichkeiten zu verſchaffen. Du ruheſt nicht mehr an dem väterlichen und mütterlichen Herzen, wo dir ſo wohl war; in dieſem Herzen iſt kein Leben mehr, in kur-

zer Zeit wird es in Staub zerfallen ſeyn. Du vermagſt nicht mehr in das Auge zu ſchauen, aus dem dir das Licht deiner Jugendfreuden in den mildeſten Schimmern leuchtete. Der Bruder, der Freund reicht dir nicht mehr die treue Hand, wandelt dir nicht mehr zur Seite, und es iſt in deinem Leben ſo ſtill und einſam geworden.

Auch mögen wir uns dieſer Trauer, die uns in einem hohen Grade heilſam werden kann, wohl zuweilen überlaſſen, da wir unter den Eindrücken des Weltlebens und in den frohen Stimmungen des Gemüthes nur zu leicht das Eine, was noth iſt, vergeſſen, indeß Trauer und Wehmuth unſere Betrachtung darauf hinlenken. Aber ſie darf doch nicht bis zu der Höhe ſteigen, wo ſie uns zu der rechten Erfüllung unſerer Pflichten untüchtig macht, in Trübſinn, Lebensüberdruß oder in eine Widerſetzlichkeit gegen die Fügungen Gottes, die mit Ungeſtüm zurückfordert, was nicht zurückgegeben werden kann, übergeht.

Das wird sie aber auch nicht, wenn sie sich den Einflüssen des christlichen Trostes öffnet, und insbesondere dessen sich lebhaft erinnert, daß die Lebenden und die Todten zu Einem und demselben Reiche des Herrn gehören. Nicht in ein uns durchaus fremdes Gebiet sind die theuern Dahingeschiedenen versetzt worden; nein, nicht bloß ihr Staub ruht, sondern auch sie selbst verweilen noch in den Räumen, welche die väterliche Liebe Gottes erfüllt, durch welche der Erlöser seine reichen Gnaden verbreitet, und in welchen er alles vereinigt erhält. Diese väterliche Liebe, diese reichen Gnaden, diese Macht der Vereinigung erfahren sie in jenen lichten Gegenden auf eine ganz andere Weise und in einem ganz anderen Maße, als wir hier im dunkeln Lande. Aber die Liebe, die sie erquickt und tröstet, ist keine andere, als die, von welcher wir erquickt und getröstet werden; die reichen Gnaden des Erlösers, die sich ihnen ergießen, sind keine andern, als die, von denen wir uns täglich erleuchtet, erhoben und gestärkt

fühlen; die heilige Macht, durch welche ſie eins ſind und eins bleiben, iſt keine andere, als die, durch welche wir uns mit allen Freunden des Herrn in Gemeinſchaft finden. Darum ſind ſie auch nicht ganz und gar von uns geſchieden und hinweggerückt; ſie ſtehen mit uns in einem Zuſammenhange, in welchem von allen Stellen aus nach allen Seiten hin ſich folgenreiche Einflüſſe zeigen; ſie ſind uns nahe — denn im Reiche des Herrn iſt keine Ferne — wohl gar näher, als je in ihrem irdiſchen Leben; ſie verweilen mit uns an jedem Orte; ſie begleiten uns auf allen Wegen, die wir gehen; ſie bleiben uns gegenwärtig bey allem, was ſich mit uns zuträgt, und was wir ausrichten. Die Veränderung, die mit ihnen vorgegangen iſt, wird auch mit uns vorgehen; die Scheidewand, die uns jetzt noch von ihnen abſondert, wird fallen; der kurze Schmerz des Todes wird ſie niederreißen; und dann werden wir wieder ganz und gar und in jeder Beziehung mit ihnen ſeyn.

Auch zur Abſchreckung vom Böſen, zur Ermunterung und Befeſtigung in allem Guten gereiche uns der Gedanke, daß die Lebenden und die Geſtorbenen ſich in demſelben Reiche Gottes befinden.

Ließen wir je von den Geſinnungen ab, durch welche wir mit unſern frommen Entſchlafenen verbunden geweſen: ſo würden alsdann wohl ſie noch — denn ihre Tugend iſt nun keinen Prüfungen mehr ausgeſetzt — aber nicht wir mehr dem Reiche des Herrn angehören; ſie müßten ſich von uns wegwenden, ihre Liebe zu uns könnte nicht länger fortdauern, wir dürften auch nicht hoffen, wieder mit ihnen vereinigt zu werden, wir wären für hier und dort auf immer von ihnen geſchieden; ja, wir ſelbſt müßten gewaltſam erſticken, was noch von ihnen in uns lebt, und an ſie erinnern will, um nicht dadurch beunruhigt zu werden, und ſonach jede Gemeinſchaft mit ihnen aufheben. Laſſet uns dieſe Geſinnungen bis an unſer Ende treu bewahren.

Durch ihre chriſtlichen Tugenden gehörten ſie auf Erden dem Reiche des Herrn an, und dieſe haben ihnen zu der herrlichen Stadt Gottes, die ſie nunmehr aufgenommen hat, den Weg gebahnt. Je mehr wir ihnen in denſelben ähnlich werden: deſto inniger wird jetzt ſchon unſere Vereinigung mit ihnen ſeyn, deſto lebhafter werden wir ihre Nähe empfinden, und deſto zuverſichtlicher uns der neuen völligen Vereinigung getröſten können. So wollen wir denn allen Fleiß anwenden, in dieſen Tugenden zu wachſen. Wir wollen ſie allezeit vor unſern Augen behalten, auf daß ſie, indem wir ſie anſchauen, ſich uns je länger je mehr mittheilen, und wir durch die Betrachtung derſelben für ſie erwärmt, und zur Nachahmung gereizt werden. So oft das geiſtige Weſen unſrer Vollendeten uns beſchäftigt, trete in dem Bilde deſſelben hervor, was nachahmungswürdig iſt, verdunkle ſich darin die menſchliche Schwachheit, von der ſie ja nun frey geworden ſind.

Und wenn nun die Gemeinſchaft der Lebenden und der Dahingeſchiedenen, wovon wir die Möglichkeit nicht zu leugnen vermögen, ſich ſo weit erſtreckte, daß dieſe von dem Wandel, welchen jene auf Erden führen, Kenntniß hätten? Muß nicht das bloße Vielleicht ſchon uns von dem zurückhalten, was ſie nicht anders, als mit Mißfallen an uns bemerken würden, und zu allen Beſtrebungen anfeuern, bey denen wir ihrer Billigung und ihres Wohlgefallens gewiß ſeyn können. Wie, wenn dein verewigtes Kind, das Gott in ſeiner Unſchuld zu ſich rief, dich die Wege gehen ſähe, vor denen du es gewarnt, weil es Wege des Verderbens ſind, deiner Mutter, die Gott nach einem würdigen Leben ſelig vollendet hat, offenbar wäre, wie du dich der Thorheit, der Sünde ergiebſt, vor welcher ſie mit ſo vieler Treue dich behüthet? erſchrickſt du nicht bey dieſen Gedanken? Wie, wenn dein edler Freund jetzt die ſchnöden Lüſte deines Herzens, die unreinen Geſinnungen kennte, die

du, da er noch auf Erden mit dir war, geſchickt genug vor ihm geheim zu halten gewußt? erröthest du nicht bey dieſer Erinnerung, und eilest die ſchnöde Luſt des Herzens, die unreinen Geſinnungen zu vertilgen? Wie, wenn der fromme Gefährte deines Lebens dort oben es wahrnähme, daß du das Schändliche vollbringſt, es wahrnähme an dem einſamen Orte, in der dunkeln Kammer, die Bewegungen des Herzens, in denen es ſeinen Urſprung hat, ſich ihm enthüllten? erträgſt du es, vor ihm als ein ſolcher zu erſcheinen, der ſeiner unwürdig geworden, oder ſeiner nie würdig geweſen? Wie, wenn du bey der Vollbringung ſchwerer Pflichten, bey der Ueberwindung großer Verſuchungen, bey dem Fleiße, womit du an deiner Heiligung arbeiteſt, deine Angehörigen und Freunde im Himmel zu Zeugen hätteſt? Erhebt ſich nicht bey dieſer Vorſtellung dein Herz? Fühlſt du dich nicht von neuem Eifer beſeelt, mit höherer Freudigkeit erfüllt, alles, was dir geboten iſt, treulich auszurichten? Wüßte aber

auch in jenen Gegenden des göttlichen Reiches keiner von dir; der weiß ja von dir, der über Todte und Lebende Herr iſt.

Nähre denn die edle Trauer; aber entreiße dich den müßigen Träumen, faſſe auf andre Weiſe deine Dahingeſchiedenen ins Herz, daß es voll werde des Triebes, vor Gott und ihnen unſträflich zu wandeln, und durch ein Leben in guten Werken ihr Gedächtniß zu ehren und zu heiligen.

Ja, das wollen wir, ihr Geliebten, dies geloben wir euch heute von neuem feyerlich an. So wollen wir eurer würdig bleiben, ſo eurer immer würdiger werden.

Bey ſolchen Beſtrebungen können wir denn auch, in dem Gedanken, daß die Lebenden und die Todten ſich in demſelben Riche Gottes befinden, unſerm eigenen Ende mit ruhigem Herzen entgegengehen.

Wir nähern uns ihm mit jedem Tage, mit jeder Stunde. Eitles, unglückſeliges Bemühen, uns das zu verbergen, was uns ſo viele trauervolle Ereigniſſe, die der heutige Tag uns vor die Augen ſtellt, in Erinnerung bringen! Unſere Stunde iſt nicht mehr fern; der Herr über die Lebenden und die Todten ruft; es iſt entſchieden, wir haben in Kurzem hier keinen Aufenthalt mehr. Was betrübt ſich das Herz? Ach, wir ſollen uns von euch trennen, wir ſollen euch zurücklaſſen auf dieſer Erde, ihr Theuern, an denen unſer Herz hängt, die ihr zum Theile noch unſers Schutzes, unſrer Fürſorge, unſrer Leitung bedürfet. Wie, trennen wir uns denn ganz und gar von euch? ziehen wir ſo weit hinweg? Nein, wir bleiben mit euch in demſelben Reiche des Herrn; wir werden auch fortan euch nahe ſeyn, und vielleicht mannichfaltigen wohlthätigen Einfluß auf euch äußern können. Wäre das indeß auch nicht; wo laſſen wir euch zurück? in der Fremde? in dem Lande der Noth und der Thränen? ſo ſcheint es, aber

ſo iſt es nicht. Wir laſſen euch zurück auf der Erde, die auch zu dem Reiche des Herrn gehört, in welchem ſeine Gnade für und für waltet, ſeine gränzenloſe Macht ohne Aufhören zum Beſten der Seinigen wirket, und auch das Geringſte nicht unberathen bleibt. Der wird über euch wachen, euch behüthen, verſorgen und leiten, wie wir es nicht vermocht hätten; er war es ja, durch welchen allein wir euch behüthen, leiten und für euch ſorgen konnten. Wir übergeben euch ſeiner Huld und Treue. Bleibet in ſeiner Liebe, bleibet in ſeiner ſeligen Gemeinſchaft, in welcher er uns mit einander vereinigt halten wird; bald werdet ihr uns nachfolgen.

Was ängſtigt ſich das Herz? Sind es die Kämpfe, die Schrecken des Todes, wovor es zittert? Wir ſterben im Reiche des Herrn, der ſelbſt mit dem Tode gerungen, und ihn überwunden hat, und nun über Todte und Lebende Herr iſt. Der wird uns beyſtehen, wenn auch wir mit dem Tode ringen, und uns hel-

ſen, daß wir überwinden. Wenn auch wir mit dem Tode ringen, wird er uns fühlen laſſen, daß wir die Seinigen — und wie ſtark in ihrer Schwachheit die ſind, die ihm angehören. Er wird die uns umgebende Finſterniß zerſtreuen, und uns Schimmer der himmliſchen Morgenröthe zeigen; er wird des Herzens Bangigkeit ſtillen, und den Frieden des ewigen Lebens durch daſſelbe verbreiten. Und vielleicht wird auch denen von den Unſrigen, die bereits bey ihm ſind, vergönnt ſeyn, ſich uns zu nahen, uns zu erquicken und uns die treue Hand zu reichen.

Was zaget das Herz? Nicht in eine unbekannte Ferne werden wir gerufen, wir bleiben in dem Reiche des Herrn, nur dahin uns wendend, wo kein Streit mehr iſt, ſondern Friede, keine Plage, ſondern Ruhe, keine mühſelige Arbeit, ſondern Belohnung, kein Schmerz, ſondern Freude, lautre, ewige Freude, die höchſte Glückſeligkeit in der Gemeinſchaft mit Gott, dem Erlöſer und denen, die uns vorangegangen ſind.

Zu euch eilen wir hin, um die wir trauern, nach denen uns unaussprechlich verlanget, die ihr uns mit offenen Armen erwartet!

Hilf uns nur, Herr, uns recht auf unser Ende bereiten, erhalte uns den hohen Ruf dieses Festes, den Ruf derer, die du vollendet hast, gegenwärtig, und gieb uns Kraft ihm nachzukommen.

VII.

Für diejenigen, welche folgen möchten, und nicht können.

Spricht Simon Petrus zu ihm: Herr, wo gehest du hin? Jesus antwortete ihm: da ich hingehe, kannst du mir diesmahl nicht folgen; aber du wirst mir hernachmahls folgen.

Joh. 13, 36.

Als du, nachdem nun entschieden war, daß ein geliebtes Wesen dich verlassen werde, in Schmerz gleichsam aufgelöst, vor dem Bette standest, auf welchem die irdische Natur den letzten Kampf bestehen sollte: da war es der einzige Wunsch, der noch in deinem Herzen Raum fand, mit dem Geliebten sterben zu können, indem du nicht zu begreifen vermochtest, wie du dich nach der Trennung von der, dir so enge verbundenen Seele in das Leben werdest finden, wie dieses

Le-

Leben für dich noch irgend einen Werth haben, etwas anders als Leere und Pein werde ſeyn können. Das iſt dir nicht gewährt worden; wie auch Simon Petrus, der unſtreitig in der Abſicht, den Herrn zu begleiten, um ſich nicht von ihm trennen zu dürfen, fragte: wo geheſt du hin? zur Antwort erhielt: dies Mahl kannſt du mir nicht folgen.

(In der erſten Zeit deiner Trauer, wo du dich ſo ganz verlaſſen fühlteſt — alles um dich her verödet ſahſt, und nichts dir einen heitern Blick abzugewinnen vermochte, lebteſt du faſt allein noch in dem Verlangen und in der Hoffnung, dem theuern Dahingeſchiedenen bald folgen zu können. Und auch jetzt, da dieſe Zeit bereits hinter dir liegt, und das Leben dich wieder in ſeine Angelegenheiten hineingezogen, und auf mancherley Weiſe ſein Recht an dir geltend gemacht hat, iſt es dir ein unbeſchreiblich ſüßer Gedanke, daß du nachfolgen wirſt — ein Gedanke, der in den ſtillen Stunden der innigern Beſchäftigung mit dem Verblichenen zur heißen

Sehnſucht wird, ja nicht ſelten in eine Begierde übergeht, die dein Gemüth in einem hohen Grade beunruhigt, und dich oft verhindert, was dir obliegt recht und mit der erforderlichen Theilnahme des Herzens wahrzunehmen. Noch immer wird dir dies nicht gewährt.

Du biſt gefolgt — ſo weit als dir dieſes geſtattet war. Du haſt Tage und Nächte in banger Sorge und treuer Pflege am Krankenbette zugebracht, unermüdlich aufmerkſam auf jede Veränderung in dem Zuſtande des Leidenden, auf die leiſeſten Zeichen und Winke, die ein Bedürfniß, einen Wunſch verrathen könnten, unabläſſig ſinnend, wie du ihm, wenn auch nur geringe, Linderung verſchaffen mögeſt, und bemüht, alles zu entfernen, was ihm Störung verurſachen könnte, bis ſich die lieben Augen auf immer geſchloſſen. Die Leiche haſt du zu ihrer Ruheſtätte geleitet, und ſie unter heißen Thränen in die Gruft verſenken ſehen. Weiter durfteſt du nicht. Hier mußteſt du umkehren

— in das Leben zurück, in welchem du noch verweileſt.

Wäre jenes dir nicht vergönnt geweſen; ſo beſuchteſt du doch oft die theure Stätte, wo man die irdiſchen Ueberreſte niedergelegt hat; ſie iſt die Stätte deiner Betrachtung und deines Gebetes. Dorthin folgſt du dem Abgeſchiedenen von neuem, um ihm beſſer mit deinen Gedanken in die himmliſchen Wohnungen folgen zu können, in welche er eingegangen iſt. Aber weiter darfſt du nicht, du mußt jedes Mahl hier wieder umkehren — in das Leben zurück.

Das Verlangen iſt dir nicht zu verargen; es zeuget ja von deiner Liebe und Treue. Deine Empfindungen für die Heimgegangenen müßten, mehr als Recht iſt, geſchwächt worden, oder gar völlig erkaltet ſeyn, wenn du dich nicht nach neuer völliger Vereinigung mit ihnen — und zwar zuweilen recht von Herzen — ſehnteſt. Nur, daß es nicht zu mächtig in dir werde, ſondern ſich allezeit der Pflicht und der Geſinnung des Glaubens willig unterordne. Vor allem

hüthe dich, irgend etwas zu thun, was deine Tage abkürzen könnte; auch durch Unterlassung deſſen, was zur Erhaltung des Lebens erfordert wird, würdeſt du dich ſchwer verſündigen, und ſchon dadurch, daß du dein Verlangen in ein innerliches Widerſtreben gegen die Nothwendigkeit, die dir ferner zu leben gebietet, übergehen ließeſt.

Bedenke, es iſt der Wille Gottes, daß du noch nicht folgen ſollſt, und dir gebühret, dich demſelben zu unterwerfen.

Der, welcher mit väterlicher Weisheit und Liebe alle unſere Schickſale angeordnet hat, hat mit derſelben Weisheit und Liebe die Zeit unſers Todes beſtimmt. Wie hätte er, indem er für das Geringere Sorge trug, das viel Größere unbeachtet laſſen mögen? Unſer Uebergang in eine andere Welt iſt aber gewiß ein Ereigniß von ſolcher Wichtigkeit, daß die einflußreichſte Veränderung, welche in unſer irdiſches Leben

eintritt, dagegen nicht in Betrachtung kommen kann.

Nach dem Willen des Herrn haben diejenigen, um die du dich betrübst, die Welt verlassen — zu der Stunde, die er erwählet, und unter den Umständen, die er festgesetzt. Ihr Werk auf Erden war vollbracht; die Bildung, welche sie hier erlangen konnten, hatten sie sich zu eigen gemacht, ein längerer Aufenthalt würde ihnen nicht allein unnütz, sondern auch in ihrer weitern geistigen und sittlichen Entwickelung hinderlich gewesen seyn. Darum hat der Herr sie hinweggerufen.

Nach dem Willen des Herrn verweilest du noch auf dieser Erde, und du darfst sie nicht eher verlassen, als er dich fordert. Er wird dich aber fordern, so bald du zum Uebergange geschickt bist. Er konnte dir nicht frey geben, die Stunde deines Abschiedes selbst zu erwählen, weil dir die hiezu erforderlichen Einsichten mangeln. Dies mußte er sich selbst vorbehalten, denn er allein weiß, welche Stunde die rechte

iſt. Dir aber liegt ob, dich in das zu fügen, was er über dich beſchloſſen hat, im feſten Vertrauen auf ihn, der alles wohl macht, mit völliger Unterordnung deiner Wünſche unter ſeinen heiligen und gnädigen Rath, dieſen immer im Auge und im Herzen, ſtill zu warten, bis er kommt, und nicht blos zu vermeiden, wodurch du ihm zuvoreilen würdeſt, ſondern auch dem Ungeſtüm zu wehren, womit dich zuweilen dein Herz dorthin drängt, wo du noch nicht ſeyn darfſt.

Petrus kann dem Herrn dies Mahl nicht folgen, weil auf Erden noch viel für ihn zu thun iſt. Er ſoll die Völker lehren, den Nahmen und das Wort des Herrn unter Juden und Heiden verkündigen, und ihm eine Gemeine ſammeln helfen. Auf ihn vornehmlich iſt bey der Aufrichtung und Ausbreitung des göttlichen Reiches gerechnet; auf ihn ſelbſt will

der Herr ſeine Gemeine bauen, daß die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen. Ein groſſes Tagewerk wartet ſeiner, und erſt ſpät am Abend, wann alles vollbracht iſt, und ſein Glaube und ſeine Treue ſich in mancher ſchweren Probe bewährt haben, wird er folgen können.

So mußt auch du noch auf Erden verweilen, weil hier noch für dich gar mancherley zu thun iſt.

Es ſind Menſchen vorhanden, die ohne dich in ihrer Verlaſſenheit ganz unberathen ſeyn würden. Der ergraute Vater, die betagte Mutter iſt an deine Hülfe und Pflege gewieſen. Weib, Kinder, Geſchwiſter würden in dir nicht bloß den geliebten Gatten, Vater, Bruder, ſondern auch den Beſchützer, den Verſorger und Führer beweinen. Du lebſt, über den Unmündigen zu wachen, ſie zu hüthen, zu bilden und zu leiten, und für ihr künftiges Glück Sorge zu tragen — niemand würde ihnen den Vater, die Mutter erſetzen können — die unerfahrene Tochter zu lehren und zu weiſen, den Sohn

vor den Gefahren der Jugend zu warnen, ſeine Leidenſchaften zu zügeln, und ihn in den Geſinnungen echter Frömmigkeit und ſtrengen Rechtſchaffenheit zu befeſtigen, das Hausweſen deines Gatten zu beſchaffen, ihm die Beſchwerden des Amtes zu erleichtern, ſeinen Verdruß zu verſcheuchen, ſeine Sorgen tragen zu helfen, ihn durch freundliches Geſpräch aufzuheitern, und ihm durch Beweiſe zärtlicher Liebe das mühſelige Leben zu verſüßen.

Die Welt bedarf noch deiner Dienſte; andere würden, auch bey größern Fähigkeiten, auf dieſer Stelle das nicht leiſten können, deſſen ſie ſich von dir zu erfreuen hat. In deinem Berufe biſt du noch nicht zu entbehren; das Werk, zu welchem du eben erfordert wirſt, iſt noch nicht hinausgeführt. Wäre das alles aber auch nicht, ſtandeſt du allein — ohne Vater und Mutter, Gatten, Kind und Geſchwiſter, ohne Beruf und Wirkungskreis — ſo daß es ſcheinen möchte, du ſeyeſt nur für die Verblichenen vorhanden geweſen: dennoch kannſt du dich auf

vielfache Weiſe nützlich machen, wie du ſelbſt bald wahrnehmen wirſt, wenn du ernſtlich darauf denkeſt. Wer nur den rechten Willen hat, ſich nützlich zu machen, dem biethet ſich, auch in der einſamſten und beſchränkteſten Lage, überall Gelegenheit hierzu an, und meiſt liegt ſie uns ganz nahe. Aber Verdroſſenheit, Bequemlichkeit und Abneigung gegen gewiſſe Verrichtungen verhindern uns ſie zu ſehen; oder die Sache dünkt uns zu geringfügig, als ob nicht auch das, was die Menſchen geringfügig nennen, ſeine Sorge verlange, und unter den Dingen, die zum Wohl des Ganzen erforderlich ſind, ſeine Stelle habe. Durch die treue Wahrnehmung des Geringfügigen haben nicht ſelten Menſchen ſich größere Verdienſte erworben, als viele andere durch eine, den bedeutendſten Dingen gewidmete und durch die weiteſten Kreiſe ausgebreitete Thätigkeit.

Hätteſt du indeß auch für andere gar nichts zu thun: du haſt für dich ſelbſt noch viel zu thun. Oder darfſt du dich rühmen, die höchſte

Stufe der, dem Menſchen auf Erden erreichbaren, Vollkommenheit bereits erſtiegen zu haben? Dieſer unglückſelige Wahn bleibe doch fern von dir. Könnteſt du hier nichts mehr lernen, dir zu eigen machen, an dir läutern und ausbilden: dann würde der Herr, der uns unſern Aufenthalt auf dieſer Erde angewieſen hat, daß wir in demſelben zu dem Leben in den höhern Gegenden ſeines Reiches geſchickt werden, dich nicht länger an dem Orte der Trübſal verweilen laſſen — denn in Anſehung deſſen, was du der Welt leiſteſt, würde er dich zu erſetzen wiſſen —; er hätte dich wohl ſchon zu denen verſammelt, nach denen du ſo ſchmerzlich dich ſehneſt. Du müßteſt niemahls über dich ſelbſt nachgedacht haben, du müßteſt um deine wichtigſte Angelegenheit bisher ganz unbekümmert geweſen ſeyn, wenn dir deine zahlreichen und großen Mängel verborgen geblieben wären. Es ſind Irrthümer bey dir zu berichtigen, Fehler des Herzens zu verbeſſern; du ſollſt dir Einſichten, Fertigkeiten, Tugenden erwerben, die dir

noch fremd ſind; du ſollſt noch mehr in der Liebe, der Sanftmuth, der Geduld, der Demuth, der Entſagung, der Ergebung in den göttlichen Willen und der Verzichtleiſtung auf dich ſelbſt geübt werden. Darum darfſt du die Erde noch nicht verlaſſen, und darum auch hat der Herr durch die Trennung von dem Liebſten das ſchmerzliche Entbehren dir auferlegt, daß es dir hierbey zu Hülfe komme.

So nimm denn nun dieſes zu Herzen, und laß dir recht angelegen ſeyn, was dir obliegt treulich zu erfüllen. Das wird deine Gedanken von der Trauer abziehen, in die ſie ſich immer zu verlieren ſuchen; es wird dich mit den Abgeſchiedenen in manche neue wohlthuende Beziehung, aber auch mit den Dingen der Erde in Verbindungen und Befreundungen bringen, vermöge welcher ſie, wenn ſie dir auch die volle Freude nicht mehr gewähren können, doch eſt einen milden Schein derſelben durch dein Inneres verbreiten werden; und du wirſt dich nicht mehr ſo einſam fühlen. Das Gelingen

deiner Bemühungen, dein Foreſchreiten in der Erkenntniß und frommen Tugend wird dich nicht ſelten aufheitern; und je eifriger du dich bemüheſt, zu vollbringen, was für dich hier noch zu thun iſt, deſto eher wirſt du denen folgen können, die dir vorauf gegangen ſind.

Ja, vorausgegangen nur ſind ſie dir — nicht auf immer von dir entfernt worden.

„Hernachmahls wirſt du mir folgen", ſprach der Herr zum Petrus. Daſſelbe würden ſie aus ihrem ſeligen Aufenthalte dir zurufen, wenn ihre Stimme dich erreichen könnte.

Du weißt ja wohl, daß dein Wandel auf Erden ein Ende hat, wie der ihrige ein Ende gehabt. Deine Tage ſind gezählt, und in Kurzem werden ſie abgelaufen ſeyn.

Betrübt es dich, daß du die, welche in aller Noth und Gefahr mit dir geweſen, und ſich immer deiner Nähe, deines Beyſtandes und

Schutzes getröſten durften, den dunkeln Weg mußteſt allein gehen laſſen; dieſen dunkeln Weg wirſt du auch gehen, und dann möge dir ſeyn, als ob du jetzt mit ihnen gingeſt. Du bleibſt nicht zurück, du kommſt nur nach, du geſelleſt dich ihnen zu, ſo bald es dir geſtattet iſt. Dein Leib wird, wie der ihrige, in kühler Erde ruhen, wenn nicht gar neben dem ihrigen ſeine Stätte finden; du ſelbſt aber wirſt ihnen in das ewige Leben nachfolgen.

Nicht bloß für die kurze Zeit des Hierſeyns hatte der Herr die Verbindung geſtiftet, welche die edelſten Gefühle in Anſpruch nahm, dein ganzes geiſtiges Weſen in ſich hineinzog, und zumeiſt in der frommen Geſinnung ſich geltend zu machen wußte — die Verbindung, in welcher dein Leben gleichſam mit ihrem Leben zuſammengefloſſen, das Eine ein unzertrennlicher Beſtandtheil des andern geworden iſt. Die lautere Liebe vereinigt auf ewig, was man in ihr gemein hat, kann man niemahls aufhören gemein zu haben. Gewiß wird der Gott

der Liebe, dem der Sinn und jedes Streben der Liebe ſo wohlgefällig iſt, dich denen wieder zuführen, denen du in treuer Liebe zugethan geweſen, wie ſie dir, dadurch das oft mühſelige Werk und das oft bittere Leiden der Liebe zu belohnen. Die Verbindung auf Erden kann nicht für ſich beſtehen, ſondern nur als der Anfang einer ewigen Vereinigung; daher wir denn an ihr auch überall Beziehungen auf etwas Zukünftiges, Höheres wahrnehmen. Für dieſes Zukünftige, Höhere ſind wir geſchaffen, und ſollen ihm in den Verbindungen der Erde zugebildet werden, wozu auch die kurze Trennung durch den Tod mitzuwirken beſtimmt iſt.

Laß dieſen Gedanken dir ſtets gegenwärtig ſeyn, und bemühe dich, deinen Wandel auf Erden in allen Dingen ſo zu führen, wie er dich anweiſet. Betrachteſt du die Zeit, welche du noch hienieden zubringen mußt, als eine Zeit der Vorbereitung auf die zukünftige neue Vereinigung, und ſucheſt ſie als eine ſolche auf das ſorgfältigſte zu benutzen, all dein Denken, Füh-

len und Thun dahin richtend, daß es dich zu dieſer neuen Vereinigung geſchickter mache: ſiehe, ſo folgſt du ihnen jetzt ſchon, obwohl langſam und von ferne.

Aber noch auf eine andere Weiſe iſt dir geſtattet, ihnen jetzt ſchon zu folgen.

Du thuſt dieſes: indem du dich mit ihnen beſchäftigſt, und deine Gedanken dem himmliſchen Leben, das ſie aufgenommen hat, zuwendeſt, in demſelben ſie zu ſuchen, zu erkennen, und dich ihnen zuzugeſellen, aber auch dir lebhaft bewußt zu werden, daß du dermahleinſt, ſo du dich deſſen würdig erweiſeſt, in dieſes Leben eingehen ſollſt; indem du dir angelegen ſeyn läßt, ihren Wünſchen, nicht bloß denen, die ſie dir geoffenbaret, ſondern auch den verſchwiegenen, die du errathen haſt, nachzukommen, und dein Verhalten ſo viel als möglich ſo einzurichten, daß du damit das Beßre ihres Sinnes

trifft, und mit beſonderem Eifer diejenigen Pflichten zu erfüllen trachteſt, die ſie dir am meiſten empfehlen würden, wenn ſie noch zu dir reden könnten. Sorge denn, daß du den Empfindungen für die theuern Entſchlafenen ihre Stärke bewahreſt; vergegenwärtige dir oft, und um ſo öfter, je mehr du dem Einfluſſe zerſtreuender Dinge ausgeſetzt biſt, was du an ihnen ſo lieb gehabt, und wofür du ihnen Dank ſchuldig biſt; verſetze dich oft dorthin, wo ſie nunmehr ihren Aufenthalt haben, und laß dir heilig ſeyn, wodurch du nur irgend ihr Gedächtniß zu ehren vermagſt. Welch ein ſüßes Geſchäft, in dem wir das Gedächtniß treuer Entſchlafenen ehren, und den Sinn frommer Liebe offenbaren!

In eben dem Maße, in welchem du dich bemüheſt, auf dieſe Weiſe ihnen jetzt ſchon zu folgen, wirſt du auch freudig gewiß ſeyn, ihnen hernachmals folgen zu können.

VIII.

Die Sterbensgedanken am Todtenfeſte.

Es iſt das alljährliche Feſt der Todten überhaupt und unſrer Todten insbeſondere, zu deſſen Feyer wir jetzt verſammelt ſind. An einem ſolchen Feſte gebührt uns allen, wir mögen in Trauerkleidern oder in den heitern Farben des Lebens erſchienen ſeyn, mit unſern Gebeten und mit unſrer That in die Worte einzuſtimmen, die wir leſen:

Pſalm 90, 12.

Lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden.

Täglich wohl ſollten wir beten: Herr, lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, täglich uns bemühen, durch ernſtliche Betrachtung des Todes dieſes Gebet in Erfüllung zu bringen, inniger aber und angelegentlicher als an irgend einem andern Tage des Jahres an dem Feſte, das wir heute feyern, und unbedenklich können wir dieſes das Wichtigſte nennen, was uns an demſelben obliegt, und zu ſeiner würdigen Feyer erfordert wird:

denn das Feſt legt es uns ſo nahe, unſrer Sterblichkeit zu gedenken;

davon hängt der vornehmſte Gewinn ab, den es uns verſchaffen kann;

und dies ſetzt uns in den Stand, es auch in anderer Hinſicht würdig zu begehen.

1.

Es iſt kein Tag in unſerm Leben, wo wir nicht zahlreiche Erinnerungen an unſre Sterblichkeit empfingen. Wir dürfen, um auf ſie hingewieſen zu werden, nicht erſt in dieſe winterliche Natur hinausblicken — gedenkend, wie es vor wenigen Monden auf den öden Plätzen geweſen, und wie alles, was da geſchimmert und geblüht in ſein Grab geſunken, nicht erſt in den öffentlichen Nachrichten blättern, die uns nur einen geringen Theil der Todesfälle, welche ſich zugetragen, berichten, und in denen doch ſchon ſo oft die Jugend neben dem Alter verzeichnet ſteht, die Gottesäcker beſuchen, wo die Hügel, welche die Leichen der Kinder, der Jünglinge und Jungfrauen, der Männer und Frauen bedecken, ſich mit denen, unter welchen die Gebeine der Bejahrten ruhen, an einander reihen: kaum haben wir die Straße betreten, ſo begegnen uns trauernde Leichenzüge oder Abgelebte, die mit unſichern Trit-

ten ihrer Gruft zuwanken; was unſer Auge ſieht, was unſer Ohr hört, predigt uns unſre Sterblichkeit, jeder Glockenſchlag, ja jeder Pulsſchlag, jedes ſich verlierende leiſe Geräuſch, jedes wehende Lüftchen, jeder Athemzug redet davon; denn in dem allen erkennen wir das Sterben, und werden daran gemahnt, daß die Zeit ihrem Ende zueilt. In mehr als einem Sinne iſt unſer Leben ein tägliches Sterben; täglich ſtirbt etwas an uns, täglich reifen wir mehr dem Tode zu.

Wo ſind denn nun diejenigen, die dieſe, oft ſo eindringlichen und erſchütternden, Erinnerungen annehmen, die es wirklich und recht bedenken, daß ſie ſterben werden?

Ach, ſo viele weiſen ſie ganz von ſich, und denken auch nicht mit dem flüchtigſten Gedanken daran. Sie wenden ſich von den Gegenſtänden weg, die ihnen das Sterben zeigen;

ſie unterdrücken ſchnell die Regungen in ihrem Innern, die auf die letzte Veränderung, welche mit uns vorgeht, hindeuten, und es fehlt ihnen nicht an Mitteln, das verhaßte Bild des Todes fern zu halten. Warum verhaßt? weil ſie nichts kennen, das ſie lieben könnten, als dieſes vergängliche Leben, und ſein vergänglicheres Gut, oder weil ſie ihr Leben ſo führen, daß ihnen nichts ſchrecklicher ſeyn muß, als das Sterben. Für dieſe wird denn freilich auch das heutige Feſt wohl vergeblich ſeine Stimme erheben. Wie laut ſie rufe — aus den Gräbern durch die weiten Lande: euch, Unglückſelige, erreicht ſie nicht, auf euerm üppigen Lager, in euern, mit allem, was der Bequemlichkeit und dem Lebensgenuſſe dient, verſehenen Gemächern, bey euern fröhlichen Mahlen und Gelagen, in euerm Freuden- und Sündentaumel; euch muß in ernſten Geſchicken das gewaltige Wort: Menſch, du wirſt ſterben, durch die Seele dringen.

Die Meiſten indeß denken wol daran, daß ſie ſterben werden, aber zu eilfertig, ſie den-

ken daran, aber ſie bedenken es nicht; es wird ihren nicht deutlich, nicht fühlbar, es gehet nicht in das Leben, es ſchneidet nicht in Fleiſch und Bein, wie es doch ſollte. Ein Gedanke iſt es nicht zu nennen, ſondern nur ein Schatten und Nebel vor ihren Augen.

Du denkeſt daran, aber bedenkeſt es nicht, Leichtſinniger, den der Augenblick mit ſeinen flüchtigen Erſcheinungen und flüchtigern Wallungen treibt, dem alles ſo ſchnell an den Sinnen vorüber, ſo ſpurlos durch das Gemüth fährt. Aber ſoll denn nicht der heutige Tag in ſeinem hohen Ernſte und mit ſeinen Todeszeichen dich in eine Stimmung verſetzen, in welcher man die ernſten Dinge wohl einmahl in Erwägung ziehen mag?

Du denkeſt daran, aber bedenkeſt es nicht, Zerſtreuter, dem Arbeiten, Sorgen, Leidenſchaften, Vergnügungen und all die bunten Bilder des Lebens den Sinn und die Aufmerkſamkeit dergeſtalt gefeſſelt zu haben, daß, was auf dieſe keine Beziehung hat, nicht im Stande iſt, dich

zu faſſen, daß du, verloren in das, was nicht du ſelbſt biſt, kaum zu dir ſelbſt kommen, noch weniger aber dich auf dasjenige, was dich zunächſt und zu allermeiſt angeht, beſinnen kannſt. Soll denn der heutige Tag, der uns die dunkeln Geſchicke der Menſchen und die furchtbare Gewalt, der wir unterworfen ſind, vor die Augen bringt, dich nicht bewegen, dich einmahl zu ſammeln, und zu beherzigen, was es mit dem Leben für eine Bewandtniß habe?

Du denkeſt daran, aber bedenkeſt es nicht, immer Fröhlicher; zu finſter, zu niederſchlagend, zu ſtörend ſind dir die Todesgedanken. Wie könnteſt du aber heute fröhlich ſeyn, wo rings um dich her Trauer iſt — heute, wo Väter und Mütter um das Kind, Brüder und Schweſtern um die Schweſter, den Bruder, Gatten um den Gatten, Freunde um den Freund klagen — heute, wo ſo viele blutende Herzen die Gräber ſuchen, ſo viele naſſe Augen ſchmerzlich gen Himmel blicken, Wittwen und Waiſen zum Vater der Barmherzigkeit flehen. Du kannſt

es gewiß nicht, fühlendes Herz, das du den Schmerz über den Verblichenen noch in seiner Frische mit dir umherträgst, da du in diesem Jahre den Gatten, den Vater, die Mutter, das Kind, den Bruder, die Schwester, den Freund begrubst. Mag die Trauer an andern Tagen wohl schon der Fröhlichkeit gewichen seyn: heute fordert sie dich unwiderstehlich, und du kannst sie nicht von dir weisen.

In dieser ernsten, gesammelten, trauervollen Verfassung des Gemüthes werden wir aber gewiß nicht den Gedanken des Todes von uns entfernen wollen; wir werden ihn wohl gar begehren, ihn suchen, ihn festhalten, uns in ihn zu versenken trachten. Dabey werden denn auch die Erscheinungen und Zeichen, die uns täglich an das Sterben erinnern, uns bedeutsamer werden, und einen tiefern Eindruck auf uns machen — der Blick in die winterliche Natur oder auf die öffentlichen Nachrichten von denen, die dahin geschieden sind, der Gang zu den Grabern, der Schlaf, des Todes Bruder und

Ebenbild, der Leichenzug, der Abgelebte, der uns auf der Straße begegnet, der Glockenſchlag, der Pulsſchlag, das ſich verlierende Geräuſch, das wehende Läſtchen.

Aber auch an ſich ſelbſt gibt uns das heutige Feſt die ernſtlichſte Erinnerung an unſre Sterblichkeit. Daß der Tod der Weg alles Fleiſches ſey, das iſt ſeine laute Bothſchaft. Wollte unſre Feyer ſich mit ihrer Betrachtung auf das jetzt abgelaufene Todtenjahr beſchränken: welche Verwüſtungen hat der Tod in demſelben wieder unter dem menſchlichen Geſchlechte angerichtet, wie viele und welche Opfer ſind ihm gefallen! Zum wenigſten drey und dreyßig Millionen hat er in dreyhundert fünf und ſechzig Tagen, zum wenigſten ſechzig Menſchen in jeder Minute gahingerafft. Unter den drey und dreyßig Millionen warſt du nicht; in mehr als fünf mahl hundert tauſend Minuten warſt du

nicht unter den ſechszigen. Aber wie leicht hätte es ſeyn können! Und welche Beuten hat er in unſerm Lande, in unſrer Stadt, in unſrer Umgebung davon getragen! Heute, da ſich dir ſolche Betrachtungen aufdringen, ſollte dir verborgen bleiben, daß du auch ſterben wirſt?

Ach, unter denen, die man zu Grabe brachte, waren Perſonen, die du oft geſehen, mit denen du in näherm Umgange geſtanden, vielfältigen Verkehr gehabt, Freunde, mit dir in der Gemeinſchaft des innerſten Lebens, geliebte Weſen, theure Angehörige, vielleicht von den allertheuerſten. So nahe hat dir der Tod geſtanden, von deiner Seite, aus deinen Armen hat er es hinweggeriſſen, an deinem Herzen hat er es gefunden. Und heute, wo du dich hierauf beſinneſt, ſollte es nicht dein deutlichſtes und lebendigſtes Denken ſeyn, daß du auch ſterben wirſt?

Wäre dies indeß auch in dem jetzt abgelaufenen Jahre nicht geweſen, ſo war es in

dem vorhergehenden, in den frühern. Wie dürften wir mit einer Feyer, deren Bedeutung durch die Jahrhunderte geht, bey dem Jahre ſtehen bleiben.

Auch muß der Gedanke des Todes an dem heutigen Feſte vieles von dem Widerwärtigen, das er ſonſt für dich haben mag, verlieren, da du ihn an dasjenige knüpfeſt, was deinem Herzen ſo theuer iſt, da er dir eben hiervon ausgeht. Deine Geliebten ſind geſtorben, und dir käme das Sterben noch ſo ſchrecklich vor? Geſtorben ſind ſie, und du möchteſt nicht daran denken, daß du auch ſterben wirſt? O, gewiß wird dir, fühlendes Herz, heute in deiner Trauer der Gedanke an deinen Tod ein willkommener, ein ſehr lieber Gedanke ſeyn, ein Gedanke, den du kaum anders, als mit dem lebhaften Verlangen, daß dich auch bald erreichen möge, was jene bereits erreicht hat, im Gemüthe hegeſt.

So laſſet uns doch heute recht zu Herzen nehmen, woran wir eben heute ſo nachdrücklich erinnert werden, und was wir heute ſo geſchickt ſind zu erwägen — wann ſollte es denn geſchehen, wenn nicht heute? — und nicht eher ablaſſen, als es uns ins Leben, durch Fleiſch und Bein gegangen, und ſich mit all unſerm Denken und Fühlen in Verbindung geſetzt hat.

Aber warum denn bedenken, wovon das traurige Leben nur noch trauriger wird, warum nicht lieber das an ſich ſchon ſo düſtre Feſt als ein Feſt des Troſtes und der Hoffnung begehen?

Darum, weil hiervon der vornehmſte Gewinn abhängt, den es dir zu verſchaffen vermag, und du deines Todes gedenken mußt, eben auch, um dieſes Feſt, als ein Feſt des Troſtes und der Hoffnung begehen zu können.

2.

Zur rechten Weisheit des Lebens und des Sterbens kann dir nichts so förderlich seyn, als die Erinnerung an deine Sterblichkeit, besonders eine so ernstliche, als der heutige Tag dir anfordingt.

Das ist die rechte Weisheit des Lebens, was das viel bewegte, oft gequälte, immer unruhige Herz zur Ruhe bringt. Wovon bewegt, gequält, beunruhigt? Am meisten von seinen Leidenschaften. Warum hägest du diese Leidenschaften? weil du die Dinge der Erde überschätzest. Warum überschätzest du sie? weil du vergißt, daß du sterben mußt.

Der Stolz empöret dein Herz. Bedenke, du wirst sterben; in ganz kurzer Zeit gilt das alles, womit du dich brüstest und Gepränge treibst, für dich nichts mehr, es ist für dich gar nicht mehr vorhanden, und du selbst in deinem Aeußerlichen bist nichts mehr, als ein

Mahl der Würmer, eine Beute der Verweſung, ein Spiel der Lüfte.

Der Ehrgeiz ſtachelt dich. Bedenke, du wirſt ſterben, und in ganz kurzer Zeit iſt es völlig einerley, ob du auf den höchſten oder auf den niedrigſten Stufen geſtanden, ob du einen Nahmen gehabt oder keinen, ob man ſich vor dir gebeugt, oder dir auf den Nacken getreten.

Die Geldbegierde hat dein Herz in Beſitz genommen, und peinigt dich Tag und Nacht; du ſtreckeſt deine Hände aus und erlangeſt nicht; du wacheſt, ſorgeſt und hütheſt, und man entreißt dir, was du nicht willſt fahren laſſen. Bedenke, du wirſt ſterben, und in ganz kurzer Zeit nennt man nichts mehr das Deinige; was du dir im Schweiße deines Angeſichts erworben, unter harter Entbehrung erſpart, und in ſchlafloſer Nacht mit Aengſten gehüthet, kann weder dich erfreuen, noch auf irgend eine Weiſe dir helfen.

Du glüheſt von Zorn über eine Beleidigung, über einen Schaden, den man dir zuge-

ſügt, es tobt in deiner Bruſt, und du mußt es darin verſchloſſen halten, du ſinneſt ohne Unterlaß, wie du Rache üben mögeſt, die peinigenden Vorſtellungen weichen nicht von dir. Bedenke, du wirſt ſterben. Was iſt denn das für eine Beleidigung, von der du vielleicht über's Jahr, vielleicht Morgen ſchon nichts mehr weißt? Was iſt das für ein Schade, den du vielleicht über's Jahr, vielleicht Morgen ſchon nicht mehr empfindeſt? Darf ſo etwas dich entrüſten, deine Gebehrde entſtellen, dich zum Raſenden, zum Unmenſchen machen?

Komm mit mir zu den Gräbern derer, die im Leben ſich ſo weit über die andern erhaben gedünkt, und mit verachtenden Blicken umhergeſchaut. Wo iſt ihre Herrlichkeit? Siehe, in in welche Schmach ſie verwandelt worden. Komm mit mir zu den Gräbern derer, die in hohen Ehren geſtanden. Wo iſt der Glanz ihres Ruhmes? Siehe, wie er ſich verdunkelt hat, kaum ein matter Schein iſt davon übrig geblieben; ſie ſelbſt erblickſt du auf das tiefſte

erniedrigt. Komm mit mir zu den Gräbern derer, die über ein reiches Gut geboten, und alle Tage herrlich und in Freuden leben konnten. Zeige mir ihr beneidetes Erbe, die Pracht, womit sie sich zu umgeben pflegten; kaum eine Spur davon triffst du noch an in dem Schmucke der Grüfte; sie selbst — o wie arm sind sie geworden! Komm mit mir zu den Gräbern derer, die nach Rache gedurstet; sie schlafen so still — der Feind neben dem Feinde, und alles ist vergessen.

Nicht bloß sich mäßigen, sondern erlöschen würden unsre Leidenschaften alle, wenn wir recht des Todes gedächten, und wir würden vor den gefährlichsten Störern unserer Ruhe gesichert seyn.

Sind es aber die Bedrängnisse des Lebens, was dich bewegt, quält, beunruhigt — jetzt im gewaltsamen Schmerze, jetzt im tiefen Grame, jetzt in der stillen Betrübniß — o, wir wissen es ja wohl, wie dem Menschen in diesem Prüfungszustande durch mannichfaltige Trübsale hart zugesetzt, und wie schwer es ihm oft durch die-

dieſelben gemacht wird, ſein Herz in Ruhe zu erhalten —: auch hier iſt mächtige Hülfe im Gedanken an den Tod. Wenn du, Kranker, Nothleidender, Beraubter, Geplagter, Verfolgter, Gedemüthigter, Unterdrückter, zweifeln möchteſt, ob es in dieſem Leben anders werden könne — aber zweifle nur nicht, es kann anders werden, vor Abend noch, ob du gleich nicht begreifeſt wie, und aller Anſchein dagegen iſt, deine Hülfe ſteht bey dem, der den Himmel und die Erde geſchaffen hat —: freue dich du wirſt ſterben, der Tod wird dich erlöſen von allem Uebel, von allem Schmerz; der Herr erſcheint vielleicht bald, um dich aus deinem Elende herauszuführen, die Pforten deines Gefängniſſes zu öffnen, deine Bande zu zerbrechen mit Gewalt, die Finſterniſſe, die dich umfangen, zu zerſtreuen, und die ſchwere Laſt auf deiner Schulter hinwegzunehmen.

Trauerſt du um die Geliebten, die der Herr durch den Tod von dir entfernt hat: freue dich, du wirſt ſterben, und ihnen nachfolgen.

Sie kommen nicht wieder zu dir, aber du kommſt zu ihnen, denn ſie ſind die Straße gezogen, die alles wandeln muß; der Tod gibt dir zurück, was er dir entriſſen, und trocknet die Letzte deiner Thränen. Du wirſt nicht bloß mit ihnen im Schooße der Erde ruhen, ſondern auch mit ihnen bey Gott ſelig ſeyn.

Zur rechten Weisheit des Lebens gehört: das Böſe meiden, und ſich mitten in einer befleckten Welt unbefleckt erhalten.

Dahin unſere Sorge zu richten lehrt und treibt uns freylich das Gewiſſen, aber viel kräftiger als das ſo leicht eingeſchläferte, ſo oft kraftloſe Gewiſſen, die Erinnerung an den Tod — da noch mächtig, wo das Gewiſſen nichts mehr vermag.

Wird die ſchnöde Luſt dich auf ihre Tummelplätze verlocken, da dein ewiges Heil an ſie zu ſetzen, wenn du deß eingedenk biſt, daß

Morgen vielleicht Luſt und Gelächter für dich auf immer zu Ende ſind? Kannſt du die Sünde, mit welchen Reizen geſchmückt ſie dir auch erſcheinen möge, begehen, wenn dir völlig klar geworden, daß du ſie vielleicht an den Pforten der Ewigkeit begehen würdeſt, daß ſie wohl die letzte That in deinem vergänglichen Leben ſeyn könnte, daß du auf jeden Fall in kurzer Zeit vor dem Richterſtuhle des Heiligen, Gerechten und Allwiſſenden erſcheinen ſollſt?

Du vergiſſeſt, daß du ſterben wirſt, und ſo eileſt du von Miſſethat zu Miſſethat.

Vornehmlich aber beſteht die rechte Weisheit des Lebens in einer ſolchen Anwendung dieſes Lebens, wie ſie der Zweck, zu welchem daſſelbe uns verliehen worden iſt, erfordert.

Das irdiſche Leben iſt uns verliehen worden, daß wir in Arbeit und Mühe an dem Werke Gottes auf Erden thätig ſeyen, und ſchaf-

ſen, wodurch ſein Reich gefördert, Hülfe den Hülfsbedürftigen, Freude den Freudeloſen zu Theil wird. Die fromme Begeiſterung für das Gute, die Liebe zu Gott und den Menſchen, die uns hierzu eifrig und geſchickt machen ſollten, ſind meiſt zu ſchwach, unſre Weichlichkeit und Trägheit zu überwinden. Würdeſt du dich aber wohl ſo verdroſſen zeigen, würdeſt du die Stunden, die deiner Pflicht gehören, der Eitelkeit, dem Tande, den Träumen einer müßigen Einbildungskraft, den Ergötzungen der Sinne, dem üppigen Genuſſe dahingeben können, würdeſt du im Stande ſeyn, ihr auch nur Eine zu entziehen, nur Eins von dem, wofür ſie dich in Anſpruch nimmt, zu verſäumen; wenn dir völlig gegenwärtig wäre, daß der Tag deines Wirkens in die Nacht des Todes hinabſinkt, und daß du über dein Thun und Laſſen, deine gebrauchten, nicht gebrauchten und gemißbrauchten Stunden zu einer ſtrengen Rechenſchaft wirſt gezogen werden?

Das irdiſche Leben iſt uns auch verliehen worden, damit wir uns in demſelben, durch Vervollkommnung deſſen, was in uns Gott ähnlich und unſterblich iſt, für das himmliſche geſchickt machen. Darin beſteht unſre wichtigſte Angelegenheit, und je mehr wir es hierzu benutzen, deſto tüchtiger werden wir auch uns zu allem erweiſen, wozu es uns außerdem noch verliehen worden. Hier iſt Fleiſch und Blut zu bekämpfen, hier ſind ſchwere Verläugnungen zu üben, hier gilt es wachen, beten und ſich anſtrengen ohne Unterlaß. Die Sünde hat unſer Herz in Beſitz genommen; mit einer völligen Sinnesänderung in Buße und Glauben muß das große Werk, dem unſer Leben zumeiſt angehört, beginnen. Zu groß iſt bey den meiſten der Leichtſinn, die Verblendung und Verhärtung, als daß die Vorſtellung von der Hoheit unſrer Beſtimmung, von der Herrlichkeit des Heiles, das uns verheißen iſt, und von dem Elende der durch die Sünde zerrütteten Seele ſie zu den zahlreichen und ſchwierigen Bemühungen, auf

die es dabey ankommt, bewegen könnte. Wirſt du aber auch dann noch in dieſem Leichtſinne, in dieſer Verblendung und Verhärtung fortleben können, wenn dir tief in den Gedanken liegt, daß du ſterben, vielleicht bald ſterben mußt, und daß der Tod dich dem unglückſeligſten Schickſal, dem ewigen Verderben entgegen führt, wenn er dich in deinen Sünden findet, daß er dich nur dann in einen ſeligen Zuſtand verſetzen, dir nur dann das Große und Herrliche, was der Himmel aufbewahrt, verleihen kann, wenn du dein Leben hindurch, in der Ueberwindung deiner Leidenſchaften, in der Vertilgung der unreinen Triebe, in der Erhöhung der himmliſchen Begierden, an deiner Heiligung treu gearbeitet haſt?

Hat die Erinnerung an deinen Tod dich dieſe Weisheit des Lebens gelehrt: ſo haſt du zugleich die Weisheit des Sterbens gewonnen. Nicht fremd iſt dir das Sterben; du kenneſt es

aus der ernſtlichen Betrachtung, und die Schrecken, womit es aus dunkeln Fernen ängſtigt, ſind für dich nicht vorhanden. Du haſt deinem Leben die Einrichtung, deinem Gemüthe die Verfaſſung gegeben, wobey du im Glauben an den Herrn den Tod ruhig und getroſt erwarten kannſt.

Zu dieſer Weisheit des Lebens und des Sterbens würde uns freylich die Erinnerung an den Tod, wie ernſtlich ſie auch ſeyn möchte, nicht verhelfen können, wenn ſie uns bloß an dem Tage unſrer Todtenfeyer beſchäftigte. Aber ſind wir an dieſem Tage davon ſo ergriffen worden, wie es an demſelben geſchehen kann: dann wird der Gedanke des Sterbens nie wieder ganz von uns weichen; er wird täglich ungerufen wieder hervortreten; jedes Zeichen des Todes, das ſich uns darſtellt, wird von uns verſtanden werden, und tiefe Gefühle erwecken; und oft werden wir künftbin zur ernſtlichen und fruchtbaren Todesbetrachtung uns ſammeln.

Darum ſey es heute unſer angelegentlichſtes Geſchäft, nicht bloß unſrer Sterblichkeit zu gedenken, ſondern ihrer auch auf die Weiſe und unter den Beſtrebungen zu gedenken, daß wir davon die Weisheit des Lebens und des Sterbens gewinnen.

Weisheit des Lebens und des Sterbens — welch ein köſtlicher Gewinn! Ohne Bedenken nennen wir ſie das Höchſte, was der Menſch zu erlangen, das Beſte, was er ſich zu wünſchen — und darum auch das Vornehmſte, was der Tag unſrer Todtenfeyer uns zu verſchaffen vermag.

3.

Das Vornehmſte — und was er uns ſonſt noch gewähren kann, wird er uns um ſo reichlicher gewähren, je ernſtlicher wir uns der Erinnerung an unſere Sterblichkeit dahin geben,

und in eben dem Maße, in welchem wir lebhaft unſers Todes gedenken, werden wir auch geſchickt ſeyn, dieſes Feſt in andrer Hinſicht würdig zu begehen.

Es iſt beſtimmt, das Gedächtniß unſrer Entſchlafenen bey uns zu erneuern. O, bey wie vielen bedarf es recht eigentlich der Erneuerung, da ſie nahe daran ſind, unter den Zerſtreuungen des Lebens gänzlich zu vergeſſen, daß diejenigen, welche ihr Auge nicht mehr ſieht, in dieſem irdiſchen Leben — mit ihnen in Verbindung geweſen, und ihnen zahlreiche Wohlthaten erwieſen haben. Beklagenswerthes Vergeſſen! welch eine heilige Pflicht würde damit verletzt werden! — die Pflicht, die uns gebiethet, die Dahingeſchiedenen, welche uns angehört haben, im Herzen zu tragen, die Dankbarkeit gegen ſie nimmer erſterben zu laſſen, und die treue Ergebenheit zu bewahren bis zum Wiederſehen. Wenn andre wohl noch oft ihrer Todten gedenken: ſo geſchieht dies doch nicht ſo lebhaft und ernſtlich, und kann es auch an gewöhnlichen Le-

benetagen nicht ſo lebhaft und ernſtlich geſchehen, als es wenigſtens zuweilen geſchehen muß, damit wir hierin unſrer Pflicht genügen, uns der Vortheile, die das Andenken an theure Entſchlafene uns zu gewähren vermag, verſichern, und es nicht doch mit der Zeit verlöſche oder erkalte. Auch ihnen thut es Noth, einen beſondern Tag zu haben, an welchem ſie ſich inniger und angelegentlicher mit denſelben beſchäftigen können, und hierzu dringende Veranlaſſung finden. Dieſem Bedürfniſſe will das Feſt, welches wir heute begehen, abhelfen. Wir ſollen uns an denſelben vergegenwärtigen — ihr Seyn und Weſen, ihr Leben mit uns, die merkwürdigern Worte, die ſie geredet, die Werke, die ſie vor unſern Augen vollbracht haben, den Wandel, den ſie geführt, wie ſie uns geliebt, getröſtet, beygeſtanden, vielfältig erfreut, wie ſie gelitten und froh geweſen — neben uns, mit uns, für uns, auf daß, indem wir ihnen darin leiſten, was wir ihnen ſchuldig ſind, unſre Dankbarkeit ſich würdig erweiſe, ſie aber uns theuer

bleiben und noch theurer werden, ihr Bild ſich unſerm Innern tiefer einpräge, ihre Tugend vor uns her leuchte, ihr Wort uns tröſte und beſſere, und ſo die jetzt unſichtbar beſtehende Verbindung zwiſchen ihnen und uns ſich befeſtige auf die neue völlige Vereinigung.

Unſern Entſchlafenen alſo gehört dieſer Tag. Was iſt es aber, das die Beſchäftigung mit denſelben, die doch an ſich jedem fühlenden Herzen ſo angenehm ſeyn muß, dir, der du auch ein fühlendes Herz haſt, ſo ſchwer macht, wovon das Verlangen und die Scheu in dir mit einander kämpfen, wovon du dich abgeſtoßen findeſt, indem du mit Liebe dich hinwendeſt. Es iſt dies, daß du deiner Entſchlafenen nicht gedenken kannſt, ohne zugleich des Todes zu gedenken, der ſie hinweggenommen hat, und jetzt von dir getrennt hält — des Todes, gegen den du den ſtärkſten Widerwillen hägeſt, vor dem du zitterſt und erbleicheſt. Haſt du erſt das über dich erlangt, ihn feſt in das Auge zu faſſen, iſt dir ſeine Geſtalt nicht mehr von dem ſchauervollen

Dunkel des Unbekannten umgeben, bist du wohl gar in der Betrachtung mit ihm vertraut geworden, hast du in ihm erkannt den Führer aus der Nacht zum Lichte, aus der Knechtschaft in die Freyheit, aus dem Streite in den Frieden, aus dem Elende in die Freude, und angefangen, dein Inneres in eine Verfassung zu bringen, worin er das auch für dich seyn kann: o, wie willig werden dann deine Gedanken denen zueilen, die dir noch immer theuer sind, durch ein eben so wohlthuendes als heiliges Band dir verbunden! wie wirst du den Tag segnen, den du ihnen zu widmen vermagst! wie wirst du nun auch so ganz bey ihnen seyn, und mit ihnen leben, und wie gestärkt zu allem Guten durch ihr Wort und Vorbild wirst du von dieser Beschäftigung zurückkehren!

Das Fest der Todten ist auch angeordnet, daß wir, die wir um die Geliebten, die Gott

zu ſich gerufen hat, vor kürzerer oder längerer Zeit, Leid tragen, hörend und erwägend, was der Glaube des Chriſten denen, die um die Todten trauern, zu bedenken gibt, an demſelben für unſer betrübtes Herz Troſt gewinnen. So iſt es denn recht ein Feſt für dich, der du ſuchest und nicht findeſt, redeſt, da dir nicht geantwortet wird, hinblickeſt und keinen Gegenblick empfängſt, und darum in Thränen ſitzeſt. Wohl mag es dich tröſten, daß ſie nach dem weiſen und gnädigen Rathe deſſen, der auch die Haare auf unſerm Haupte gezählet hat, das Irdiſche verlaſſen haben — zu der Stunde, die für ſie die beſte war, daß ſie von allem Uebel erlöſet worden ſind, und nicht mehr Beſchwerden und Leiden des Körpers empfinden, nicht mehr des Tages Laſt und Hitze tragen, nicht mehr Schmach und Verfolgung erfahren, nicht mehr Klagen und Thränen vergießen dürfen, daß ſie aus der Welt, in welcher uns auf allen Wegen das Ungemach begegnet, und auch der Glücklichſte vor dem härteſten Mißgeſchicke nim-

mer ſicher iſt, aus der Welt, die im Argen liegt, und der es nicht ſelten gelingt, den reinſten Herzen ihre Befleckung mitzutheilen hinweg genommen, und dahin verſetzt worden ſind, wo kein Leid iſt und kein Geſchrey, kein Schmerz und keine Sünde und kein Tod, in die Nähe Gottes und des Erlöſers, in die Gemeine der vollendeten Gerechten, in das herrliche Himmelreich, in die unausſprechliche Freude. Allein der völlige Troſt fließt uns allein aus der Hoffnung, wieder mit ihnen vereinigt zu werden. Ja, in dieſer Hoffnung vermögen wir, ihr Geliebten, euer Gedächtniß ohne zu großen Schmerz zu bewahren, in ihr haben wir auf Erden ſchon oft Augenblicke der himmliſchen Wonne.

Aber der Weg zum Wiederſehen geht durch das Sterben. Wie kann der des Wiederſehens ſich freuen, der an den Tod nicht denken mag, da doch der Gedanke deſſelben ſich von dem Gedanken des Todes, mit dem er durch ein unauflösliches Band verbunden iſt, nicht trennen läßt? Du ſehneſt dich wohl nach den Deini-

gen, die Gott vollendet hat, du ſtelleſt es dir als ein ſehr großes Glück vor, wieder mit ihnen vereinigt zu ſeyn; indeß du fürchteſt, dich vor dem Tode; ſo mußt du deine Sehnſucht unterdrücken, die Vorſtellung des großen Glükkes von dir weiſen; ſo findeſt du keinen Troſt in jener ſeligen Hoffnung; ach, ſie iſt nicht einmahl recht in deinem Herzen!

Verſuche denn, dich heute mit dem Tode auszuſöhnen: wie wird die Trauer um die Geliebten ſich in Wehmuth löſen! wie froh gerührt wirſt du dahin aufblicken, wo ſie jetzt weilen und wandeln! mit welchem Entzücken wirſt du dich in den Gedanken verlieren, daß du bald dort ewig mit ihnen weilen und wandeln ſollſt! wie geſtärkt wirſt du dich fühlen, das ſchwere Leben zu tragen, ſeine Pflichten treu zu erfüllen, alles zu leiden und zu vollbringen, wodurch du würdiger wirſt, wieder zu ihrer Gemeinſchaft, dort in dem ewigen Reich, zu gelangen!

Sey uns geſegnet, du Gedanke des Todes, an dieſem Todtenfeſte! Wohl uns, daß du heute

mit dieſer Macht dich uns aufdringſt! So wollen wir uns denn auch ernſtlich bemühen, dich uns ganz zu eigen zu machen, in dich völlig einzudringen, mit dir unſer Leben zu erfüllen. Nimm du unſer Herz gefangen in deine wohlthätige Gewalt, und regiere unſer Leben. Wir laſſen dich nicht, bis du uns geſegnet haſt — mit Lebens-, mit Sterbensweisheit, mit dem Troſte in der Trübſal, mit der Hoffnung in der Verlaſſenheit.

In dem Gedanken des Todes erheben wir unſre Blicke zu euch, theure Vollendete, euer uns innig zu freuen, euch auf ewig uns anzugeloben, euch anzugeloben, treu im Dienſte Gottes und der Pflicht den Lauf zu vollenden.

IX.

Der Umgang mit den Entſchlafenen.

Möchteſt du wohl um irgend einen Preis die dir früh Entriſſenen, denen deine Thränen unaufhaltſam fließen, gar nicht gekannt haben, oder doch nicht mit ihnen in Verbindung geweſen ſeyn? Frage dein Herz; es wird antworten: um keinen.

Wäre dieß etwa deßhalb, weil ſie doch einen Theil deines Lebens mit der Luſt ihres Daſeyns und ihrer Liebe erfüllt? Dann hätteſt du ja eben ſo wohl nur dich ſelbſt im Auge, wie derjenige, dem der gegenwärtige Gram als

ein zu theurer Preis für das frühere Glück erscheint; die wahre Liebe wäre dir fremd. Ueberdies, was kann dir das helfen, was vorüber ist, und wovon du jetzt allein den Schmerz hast? Aber eben diesen Schmerz liebst du, nicht in weichmüthiger Schwärmerey, nein, in wahrer Empfindung, weil du in ihm noch etwas von ihnen besitzest.

Nicht bloß etwas von ihnen besitzest du in demselben, daß du ihn als ein theures Vermächtniß ansehen kannst — sondern sie selbst; nicht bloß hinterlassen haben sie dir diesen Schmerz, sondern sie sind dir in demselben gegenwärtig, und zeigen sich dir, so oft du es wünschest. Was in — und mit ihnen in dein Leben gekommen, kann niemahls daraus verschwinden, da es sich mit demselben unauflöslich verbunden hat. Was das Auge des Leibes sieht, das Ohr hört, die Hand berührt, ist hinweggenommen; was durch das sehende Auge, das hörende Ort, die fühlende Hand sich deinem Innern mitgetheilt, das ist ihm verblieben.

Welches iſt nun aber das Vornehmere — der wahrhaftige Menſch? das, was den Sinnen ſich darſtellt, oder das, was ſich dem Geiſte enthüllt, und von dem Gemüthe aufgefaßt wird?

So iſt denn auch der Umgang mit ihnen keinesweges für dich völlig abgebrochen worden; es ſtehet vielmehr bey dir, ihn fortzuſetzen und ſeiner zu pflegen. Oder bedürfte es dazu etwa durchaus der ſinnlichen Gegenwart? Mit den Geſchöpfen deiner Einbildungskraft verkehreſt du, ſie ſtehen vor dir, du fragſt und ſie antworten, und findeſt darin eine reiche Entſchädigung für das, was die Wirklichkeit dir verſagt. Es macht zu dieſer Stunde gar keinen Unterſchied, daß ſie nur in dir und nicht außer dir vorhanden ſind, wenn ſie dir eben ſo lebhafte Empfindungen verurſachen, als das außer dir Vorhandene. Was iſt aber das Geſchöpf der Einbildungskraft gegen das, dem lebendigſten

und gefühlteſten Leben entnommene Bild? In dieſem erblickeſt du eine Geſtalt mit den beſtimmteſten Umriſſen und Zügen. Dieſe Geſtalt hat in deiner Nähe verweilt, und ſich deines Herzens bemächtigt; ſie iſt eine Zeitlang der vertraute Gefährte deines Weges geweſen; ihre Umriſſe und Züge ſind dir auf das innigſte befreundet; ſie haben die wunderbare Gewalt an deinem Innern geübt. Das Weſen, dem die Geſtalt mit ihren Umriſſen und Zügen angehört, hat zu dir geredet — Worte des Friedens, des Troſtes, der Liebe, der Freude, beſänftigende, herzerquickende Worte; die Worte ſind dir erinnerlich zuſammt dem ſüßen Klange der Stimme. Du haſt es handeln ſehen — oft wo es ſich von niemand bemerkt glaubte, und was du geſehen, haſt du im treuen Gedächtniſſe bewahrt. In den Worten und Handlungen hat ſich dir eine Stimmung und Gemüthsart, ſeine geheime Neigung und Abneigung aufgeſchloſſen. Es iſt mit ſinnender, an Erfindung unerſchöpflicher Liebe für dich thätig geweſen in den verſchieden-

ſten Lagen; es hat mit dir Frohes und Trauriges erfahren, groß- und kleine Angelegenheiten berathen, Sorgen gehabt und ſich Hoffnungen überlaſſen; es hat in deinen Schmerz ſeine Thränen gemiſcht, gejauchzt zu deiner Freude; und ohne Mühe kannſt du dir das alles ins Andenken zurückrufen.

Du vergegenwärtigſt dir die holde Geſtalt, wiederholſt dir das beſänftigende, herzerquickende Wort, läßt von neuen die ſchöne That an dir vorübergehen, und ihr Innerſtes enthüllet ſich dir, wie ehedem. Du ſprichſt mit ihr von den Betrübniſſen und Ergötzlichkeiten, von den erfüllten und getäuſchten Erwartungen der abgefloſſenen Zeit, von den Gefühlen, welche die Herzen bewegt, von den anmuthigen Plätzen, wo du mit ihr verweilet, und was alles in der ſüßen Gemeinſchaft des innern Lebens verſammelt geweſen.

Du beſuchest die Oerter, wo du mit dem Heimgegangenen die heiterſten Stunden zugebracht. Dort wandelt er dir wieder zur Seite, und alle Luſt der alten Tage erneuert ſich — nur ſtiller und in die Schatten der Wehmuth gehüllt. Du zeigeſt ihm die Gegenſtände, auf welchen ſein Blick mit Wohlgefallen ruhte, wie diejenigen, welche der tiefern Empfindung zuſagten, und merkeſt mit der theilnehmendſten Achtſamkeit auf die Dinge, auf die er einſt dich aufmerkſam gemacht, indem du die zur Betrachtung einladende Stimme zu vernehmen glaubſt.

Du theileſt ihm mit, was in deinem Leben ſich zuträgt, du klageſt ihm deine Noth und Bedrängniß, du offenbareſt ihm, was dir Erfreuliches begegnet, als ob er beydes noch, den Sinnen gegenwärtig, in ſich aufnehmen könnte. Du entdeckeſt ihm deine Verlegenheiten und Aengſten, als ob er dir noch zu rathen vermöchte, und überlegeſt mit ihm, ſo oft wichtige Schritte zu thun ſind. Du macheſt ihn zum Zeugen von allen Veränderungen, die in deinem

ſittlichen Zuſtande vergehen, von deinen Thorheiten, Uebereilungen und ernſtlichern Fehltritten, von deiner Reue, deinen Entſchließungen und den Siegen, die du über dich ſelbſt davon getragen.

In allen Stücken iſt er der Vertraute deines Herzens, dein Troſt und deine Hülfe. Ihn haſt du zum unzertrennlichen Begleiter. Dein frühe verblichenes Kind ſpielet noch in den friſcheſten Farben der Geſundheit und in aller Luſt der unſchuldigen Kindesfreude vor dir; es jauchzet um dich her; es blickt mit den großen, hellen Augen dich an; es ſchmieget ſich zärtlich an dein Knie, und nennt dich bey dem ſüßen Vater- oder Mutternahmen. Die Vergangenheit iſt zur Gegenwart geworden.

Wenn der Umgang mit den Entſchlafenen darin dem Umgange mit den Lebenden nachſteht, daß wir bey demſelben nicht ſo mannichfaltige,

ſtarke und ſcharf beſtimmte Eindrücke empfangen, als bey dieſem: ſo hat er auf der andern Seite darin einen nicht geringen Vorzug, daß er uns einen reinern Genuß des Schönen in dem Weſen und Leben der Geliebten verſchafft, als in der ſinnlichen Gegenwart möglich iſt. In der ſinnlichen Gegenwart wird dieſer Genuß vielfältig getrübt durch das, was ſich uns in derſelben von der menſchlichen Gebrechlichkeit darſtellt, durch Irrungen, Verſchiedenheit der Meynung, Uebereilungen des Augenblickes, vorübergehende, aber doch ſtörende Mißſtimmungen, während nichts von dem allen auf den Umgang mit denen, welche unſern Sinnen entrückt ſind, einfließen kann. Dort müſſen wir ſie nehmen, wie wir ſie eben zu dieſer Zeit finden; hier iſt uns geſtattet, das Liebenswürdigſte, Mildeſte, Anmuthigſte, was wir an ihnen wahrgenommen, herauszuwählen, und ſie uns in dieſem, nachdem wir davon abgeſondert, was demſelben zur Verdunkelung gereichen könnte, zu vergegenwärtigen. Sie ſelbſt ſind es, aber in dem hel-

leſten Scheine ihrer Vortrefflichkeit, womit wir verkehren.

Das nicht allein, wir erblicken ſie, indem wir uns mit ihnen beſchäftigen, ganz in derſelben Geſtalt, in welcher wir ſie zu der letzten Zeit ihres Verweilens auf Erden geſehen, da hingegen diejenigen, die wir noch im irdiſchen Leben antreffen, ſeit dieſer Zeit bedeutende Veränderungen erlitten haben, durch die uns vieles verloren gegangen, was uns einſt an ihnen erfreute, und unaufhörlich ſolche Veränderungen erleiden. Von denen, die Gott frühe zu ſich gerufen hat, tragen wir in unſerm Innern ein Bild, das den ſchönſten Tagen ihres Lebens angehört, und in dieſem Bilde zeigen ſie ſich uns. Wandelten ſie noch vor unſern Augen: ſo würden ſie ſich uns nicht anders zeigen können, als ſie jetzt wären — durch den Einfluß der abgefloſſenen Jahre, und wir würden, bey der Stärke der Eindrücke, die unſre Sinne ſeitdem von ihnen empfangen hätten, Mühe haben uns vorzuſtellen, wie ſie in den ſchönſten Tagen ihres

Lebens geweſen. Dein verblichenes Kind iſt noch immer das zarte, unſchuldige, lebensfrohe, anmuthige Weſen, das du an deinem Herzen gehegt, der Sohn, die Tochter, das Weib deiner Jugend, welche der Tod dir entriß, ſind immer noch der kräftige, hoffnungsvolle Jüngling, die holdſelige Jungfrau, die blühende Gattinn, deines Herzens Wonne, und werden niemahls aufhören, es zu ſeyn; an dem anmuthigen Kinde, an dem kräftigen, hoffnungsvollen Jünglinge, der holdſeligen Jungfrau, der blühenden Gattinn ergötzeſt du dich, ſo oft dein Herz bey den früh Dahingeſchiedenen verweilet.

Wahrlich, es ſind köſtliche Stunden, welche du mit geliebten Entſchlafenen zubringſt, Stunden, in welchen du das Beßte empfängſt, was der Menſch von dem Menſchen empfangen kann, und in ein reines Gemüth aufnimmſt, Stun-

den eines eben ſo lautern und ſtillen als ſüßen Genuſſes, Stunden des ſeligen Friedens. Wie du mit geliebten Entſchlafenen lebſt, ſo kannſt du mit denen nicht leben, deren Auge noch dem Lichte des irdiſchen Tages geöffnet iſt.

Wohl dir, wenn es dir zur Gewohnheit geworden, mit ihnen zu verkehren. Sie ſucheſt du auf in jeder Unruhe des Gemüthes, und was es auch ſey, das dir dieſe Unruhe verurſacht, es weichet von dir, oder zeigt ſich dir in einer andern Geſtalt, eine heitre Stille kehret bey dir ein, ſo bald du ſie gefunden. An ſie wendeſt du dich in deinen trüben Stimmungen, und die finſtern Gedanken verlaſſen dich, oder hellen ſich auf, neuer Lebensmuth erwacht in dir, bemächtigt ſich nach und nach deines ganzen Weſens, indem du der Gemeinſchaft mit ihnen pflegeſt. Zu ihnen eileſt du, wenn die Welt dir öde geworden, und nichts mehr eine Sprache für dein Herz hat, und in ihrer Nähe grünet und blühet es rings um dich her, und

alles, was du wahrnimmſt, iſt deinem Herzen befreundet.

Wäre unter den Lebenden keiner, dem du dein Inneres öffnen könnteſt, keiner, der dich verſtünde, keiner, der für dich einige Theilnahme hätte; — den theuern Entſchlafenen kannſt du dein Herz aufſchließen, ſie verſtehen dich wohl, und hegen für dich die treueſte Zärtlichkeit. Hätteſt du eine Angelegenheit, in welcher du dich niemand anzuvertrauen vermöchteſt: ihnen darfſt du ohne irgend eine Beſorgniß jegliches mittheilen, was dein Gemüth bewegt; was du vor der ganzen Welt, vor dem beſten Freunde unter den Lebenden geheim halten mußt, das darfſt du ihnen enthüllen, das Innerſte deines Herzens darfſt du ihnen darlegen.

Zu ihnen begiebſt du dich, ſo oft du es wünſcheſt, bey ihnen verweilſt du ſo lange es dir gefällt; niemahls ſind ſie fern von dir, niemahls weiſen ſie dich zurück, niemahls entziehen ſie ſich dir, niemahls findeſt du bey ihnen eine kalte Aufnahme, niemahls ermüdeſt du ſie.

Deine Freuden werden mehr dein eigen, du lebſt dich tiefer in ſie hinein, frohe Bilder einer ſchönen Vergangenheit geſellen ſich ihnen zu, wenn du zu deinen Entſchlafenen davon redeſt, und nimmer mag dir diejenige zur Thorheit werden, oder dein Herz verunreinigen, die du mit ihnen gemein haſt. Deine Schmerzen beſänftigen ſich, wenn du ſie ihnen klageſt, und gleichſam aus ihrem Munde die milden Tröſtungen des Glaubens dir zufließen. Die Sorge höret auf, dich zu beſchweren, wenn du vor ihnen dein Herz ergießeſt. Mit ihnen dich berathend, findeſt du bald einen Ausweg aus der Verlegenheit, und nicht lange kannſt du in bedenklichen Umſtänden darüber in Zweifel ſeyn, was du zu erwählen habeſt.

Die Ueberlegungen, die du in ihrer Gegenwart anſtelleſt, werden ſelten das Rechte verfehlen, und die Entſchließungen, die du in ihrer Gegenwart faſſeſt, ſich immer als die lauterſten und kräftigſten erweiſen. Was du unter ihren Augen vollbringſt, das vollbringſt du mit reiner

Geſinnung, mit groſsem Eifer, mit weiſer Sorgfalt und mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit — ſo daſs du dich dabey des göttlichen Wohlgefallens verſichert halten darfſt.

Der Umgang mit den Entſchlafenen bringt dich Gott näher, und öffnet dein Herz ſeinen ſeligen Einflüſſen; er belebt in dir alle frommen Gefühle; er entzieht dich mehr und mehr den Dingen dieſer Erde, ſo weit die Verbindung mit denſelben deinem Frieden nachtheilig werden kann, ohne dich gegen die Pflichten, die du ihr zu erfüllen haſt, gleichgültig zu machen, zu deren treuen Wahrnehmung er dir vielmehr noch gröſsere Tüchtigkeit verleiht; er befreundet dich mehr und mehr mit dem Himmel, und allem, was himmliſch iſt, und ſetzt dich dadurch in den Stand, dereinſt mit leichtem Herzen und voll freudiger Hoffnung deine irdiſche Laufbahn zu beſchlieſsen.

Schaffe, daſs er dir bald zur ſüſsen Gewohnheit werde.

X.

Der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden.

Betrachtung am Oſterfeſte.

Luc. 24, 34.

1.

Ein wahrhaft Todter iſt auferſtanden, ſo wird uns verkündigt. Sollen wir es glauben — dieſes Seltſame, aus der von Anbeginn beſtehenden Ordnung der Dinge Heraustretende? Hörten wir es zum erſten Mahle — und nichts weiter als dies, wir würden auch wohl wie Thomas zweifeln. Ja, würde es uns berichtet als etwas, das mit einem gewöhnlichen Menſchen ſich zugetragen: wir würden es ohne Bedenken ſofort für ein Mährlein erklären und

von uns weiſen. Aber wer iſt dieſer Todte? Er iſt ein Weſen, wundervoll an ſich ſelbſt in der Hoheit ſeines Geiſtes und ſeiner Geſinnung, und von Wundern umringt von ſeiner Geburt an bis zu ſeinem Hinſcheiden, ein Weſen, welches von ſich behauptet, was ein bloßer Menſch, möchte er auch über alle ſeines Gleichen hervorragen, nur frevelnd von ſich behaupten könnte, ein Weſen, welches man nur erblicken, nur hören darf, um ſich zu überzeugen, daß durch dasſelbe ganz außerordentliche Dinge hinausgeführt werden ſollen, Dinge, die nicht bloß für alle Zeiten von großer Wichtigkeit ſind, ſondern auch auf die Ewigkeit Beziehung haben. Darf es uns ſo ſehr befremden, von einem ſolchen zu vernehmen, daß ſich mit ihm auch dieſes Außerordentliche begeben? Nein, befremden darf es uns nicht; eher könnte es uns befremden, wenn ſeine Geſchichte mit ſeinem Tode ſich endigte. Gleichwohl fragen wir, und wir müſſen fragen: ſollen wirs glauben?

Die

Die Sache iſt eine geſchichtliche, d. h., eine ſolche, über welche weder die Erfahrung, noch die Vernunft uns Auskunft geben kann, weßhalb wir genöthigt ſind, uns in derſelben an das Zeugniß zu halten. Von wem haben wir das Zeugniß? Die Jünger Jeſu ſind bald darauf, da er am Kreuze geſtorben war, unter Juden und Heiden umhergezogen, und haben allenthalben vor Hohen und Niedern ausgeſagt, er ſey von den Todten auferſtanden.

Können ſie das erdichtet haben? Zu welchem Zwecke möchte dies geſchehen ſeyn? Wären ſie nach irdiſchem Gute begierig: was iſt denn mit ihrer Ausſage zu gewinnen? wer gibt ihnen Geld für die Verbreitung einer falſchen Nachricht, die keinem Begüterten Vortheil bringt? wer bezahlt ſie für eine Bothſchaft, mit der ſie ſich faſt nur an die Armen wenden können, weil die Reichen ſie nicht hören mögen? Der, von welchem ſie reden, hatte nicht, wo er ſein Haupt hinlegte, und ſie ſelbſt bringen ihre Tage in Dürftigkeit und Mangel zu. Aber ſie

gelüſtet auch nicht nach irdiſchem Gute. Wären ſie Stolze, die ſich ſchämen, einem Gekreuzigten angehangen zu haben, und ihn deßwegen nun auf alle Weiſe zu erheben ſuchen: was weiß Rom, Korinth, Epheſus von ihnen und dem Gekreuzigten? wer wird, außer wenigen Leicht- und Abergläubigen, ihrer Fabel Glauben ſchenken? kann es dem Stolze ſchmeicheln, ins Gefängniß gehen, Mißhandlungen jeder Art erdulden zu müſſen, wie voraus zu ſehen war, daß es ihnen begegnen würde? Sie ſind nicht ſtolz, ſondern von ganzem Herzen demüthig. Wären ſie Ehrgeizige, die es darauf anlegen, durch die Stiftung einer Secte ſich einen groſſen Nahmen zu machen? Wie können ſie nur einen Augenblick wähnen, daß ihnen, denen alles mangelt, was hierzu erfordert wird, Anſehen, wichtige Verbindungen, Geiſtesüberlegenheit, Geiſtesbildung, dies gelingen werde? Wie können ſie ſich auch nur einen Augenblick verbergen, daß ſie nichts als Spott und Schmach zu erwarten haben? Sie trachten nicht nach

Ehre bey Menſchen, ſie halten dieſe gering, einzig bemüht, Gott wohl zu gefallen.

Es bleibt nichts anders übrig, als anzunehmen: ſie reden, weil ſie glauben, weil ſie reden müſſen und nicht ſchweigen können, da das, was ſie geſehen haben, ihnen zu gewaltig iſt, wie dies auch ihr Benehmen mehr als hinlänglich zu erkennen gibt — ein Benehmen, das ſich allein aus der unwiderſtehlichen Macht der Ueberzeugung erklären läßt.

So oft wir ſie die Auferſtehung deſſen, den ſie den Herrn nennen, verkündigen hören, bemerken wir an ihnen eine Begeiſterung, eine Freudigkeit, eine Erhebung des Herzens, die man nur bey dem antrifft, der die große Sache, die er im Munde führt, glaubt, und dem ſie im feſten Glauben das Innerſte durchdrungen hat, wir hören Männer, die das ausſprechen, was ihre Zuverſicht und das höchſte Glück ihres Lebens iſt. Sie beharren bis an ihr Ende bey der Verſicherung, der Herr ſey auferſtanden. Was ſich auch in ihrem Leben verändere, an

dem Einen halten ſie feſt; keiner unter ihnen läßt davon ab, ſie alle halten daran feſt; im Angeſichte des Todes, wo jedes Lügenwerk zu Schanden wird, zeugen ſie noch. Kannſt du dir denken: elf Männer hätten ſich verbunden gehabt, eine Erdichtung auszubreiten, ohne ſich den mindeſten Vortheil davon verſprechen zu können, und alle ohne Ausnahme ſeyen dabey geblieben bis zum letzten Augenblicke, nicht Einer von ihnen habe ſich jemahls bewogen gefunden, den Betrug einzugeſtehen, ſelbſt an den Pforten der Ewigkeit habe nicht Einer von ihnen ſeine Behauptung widerrufen? Es wäre wahrlich kein geringeres Wunder, als die Begebenheit, welche die Jünger verkündigen. Durch ihr Zeugniß von dem Auferſtandenen ziehen ſie ſich zu, was die menſchliche Natur am meiſten verabſcheut. Dieſes Zeugniß erregt Erbitterung, es verurſacht ihnen die heftigſten Verfolgungen. Um dieſes Zeugniſſes willen müſſen ſie ſchwere Leiden erdulden, und zum Theile eines martervollen Todes ſterben. Aber keine Qual, kein

Todesſchmerz vermag ſie zum Schweigen zu bringen. Man bedrohet ſie, hinfort keinem Menſchen von dieſem Nahmen zu ſagen; ſie aber entgegnen: wir können es ja nicht laſſen, daß wir nicht reden ſollten, was wir gehört und geſehen haben, und mitten in der Qual, im Todesſchmerze zeugen ſie mit hoher Freudigkeit.

Iſt dies nun die Art derer, die mit Lügen umgehen? Nein, ſo vermag nur der ſich zu erweiſen, dem es mit ſeiner Ausſage heiliger Ernſt iſt, den die unerſchütterliche Ueberzeugung treibt und ſtark macht. Die großen Dinge, die dieſe Männer verkündigen, haben ihnen, bey dem Bewußtſeyn von der Wahrhaftigkeit ihres Zeugniſſes, im Vertrauen auf den Allmächtigen, den unüberwindlichen Muth gegeben.

Ohne den Glauben an die Auferſtehung des Herrn würden die Jünger ſich auch wohl niemahls haben entſchließen können, ſein Wort unter den Völkern auszubreiten; das Höchſte, was von ihnen erwartet werden konnte, war, daß ſie die verehrende Liebe, die ſie zu ihm heg-

ten, ſtill bey ſich bewahrten, und ihn unter ſich den Gegenſtand gefühlvoller Geſpräche ſeyn lieſſen. Durch den Kreuzestod ſind ſie an ihm irre geworden, ſie können ihn nicht mehr für den halten, den ſie früher in ihm zu erblicken glaubten. Welchen Werth ſie auch ſeinen Lehren beylegen, wie begierig ſie ſeyn mögen, der Welt die Segnungen derſelben zuzuwenden: ſind ſie die Männer, die ſich ſchmeicheln dürfen, für dieſe Lehren Gehör zu finden, und ihnen Eingang zu verſchaffen? werden die Weiſen von den Einfältigen lernen wollen? Oder ſollen ſie auf den Beyſtand Gottes rechnen, nachdem er den Größern, dem ſie dienen, verlaſſen hat? Sie verkündigen aber nicht bloß ſein Wort, ſondern auch ſeinen Tod am Kreuze, der ihnen ſo anſtößig geweſen, der ſie, indem er alle ihre Hoffnungen vereitelt, ſo tief niedergebeugt, in ihrem Innerſten gebrochen hat. Dieſen machen ſie bey ihm zur Hauptſache, durch ihn, verſichern ſie, habe Gott die Welt mit ſich ſelbſt verſöhnet, ihn preiſen ſie als das einzige Mittel,

wodurch dem gefallenen Menſchengeſchlechte geholfen werden konnte, als den Grund aller Hoffnung im Leben und im Sterben. Woher dieſe auffallende Veränderung der Anſicht, wenn nicht daher, daß ſie glauben, der Gekreuzigte ſey auferſtanden? Hätten die Jünger dies nicht geglaubt: ſo wüßten wir nichts von Chriſto und ſeinem Heile, ſo wäre keine chriſtliche Kirche auf Erden, und es würde nirgends ein Auferſtehungsfeſt gefeiert.

Mögen indeß auch die Jünger die Auferſtehung Jeſu ſelbſt geglaubt haben, wie es wohl ſonnenklar iſt: können ſie nicht falſch berichtet geweſen ſeyn? Sie ſind gar nicht berichtet geweſen, ſie haben ſelbſt geſehen, ſie haben ihn ſterben ſehen, ſie haben ihn todt und wieder lebend geſehen. Vielleicht aber hat ihre, durch die Ereigniſſe dieſer Tage erhitzte, und von ihm erfüllte Einbildungskraft ſie getäuſcht, daß ſie ſahen, was nicht verhanden war? Das iſt nicht möglich. Nicht der Eine und Andre, alle haben ihn geſehen, viele — alle zugleich,

mehrmahls; ſie haben mit ihm geredet, mit ihm gegeſſen und getrunken, ſeine Befehle empfangen, und vor ihren Augen hat die Wolke ihn hinweggenommen.

Größere Gewißheit kann uns von einer Sache nicht gegeben werden, als uns davon gegeben worden, daß der Herr von den Todten auferſtanden iſt; und auf alle unſere Sinne können wir uns nicht feſter verlaſſen, als auf ſolche Zeugen.

2.

Herzerhebender Gedanke: der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden!

Warum haben jene Dichtungen und Träume, welche wunderbare Begebenheiten an uns vorüber führen, dieſes Anziehende für uns? warum werden die Schriften, in welchen wir ſie antreffen, mit dieſer Begierde — nicht geleſen, ſondern verſchlungen? Iſt es etwa deßhalb,

weil ſie eine leere Zeit durch den raſchen Wechſel fremdartiger Bilder angenehm ausfüllen? oder weil ſie die neugierige Erwartung im höhern Grade ſpannen und überraſchen? oder weil ſie die Einbildungskraft ſtärker aufregen und lebhafter beſchäftigen? oder weil das Dunkel des Geheimniſſes uns ein ſüßes Grauen verurſacht? Das alles mag dazu mitwirken, aber der rechte Grund liegt tiefer. Wir werden aus dem engen Kreiſe, in welchem wir uns täglich bewegen, in das Weite geſtellt; die natürliche Ordnung der Dinge, in die auch wir uns eingeſchloſſen finden, und über die das Freye in uns unabläſſig hinaus-ſtrebt, weicht einer höhern; es offenbaren ſich hier Gewalten, die den, uns ſo oft furchtbaren und verderblichen, Kräften, der Natur überlegen ſind; jene unſichtbare Welt, die wir ahnen, die wir glauben, drängt ſich gleichſam in die ſichtbare hinein, ſich uns zu enthüllen, ſich mit uns in Verbindung zu ſetzen; ein uns anerſchaffenes unvertilgbares Bedürfniß wird befriedigt, das Herz wird uns erhoben.

Hat aber Menſchenwitz wohl jemahls etwas erſonnen, worin die Ordnung der Natur ſo weit vor einer höhern zurückträte, eine den Kräften der Natur überlegene Macht ſich ſo deutlich zu erkennen gäbe, die unſichtbare Welt ſo gewaltig in die ſichtbare eindränge, als es in dem Ereigniſſe dieſer feſtlichen Tage geſchieht? Und dieſes Ereigniß iſt kein Traum, keine Dichtung, ſondern die allerzuverläſſigſte Geſchichte. Der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden. Vor dieſer groſſen Wahrheit beſtehet für den, der ſie zu empfinden vermag, keine Dichtung, kein Traum. Mit ihr erfülle heute dein Inneres. Hinweg mit der Dichtung und dem Traume, damit die allerzuverläſſigſte Geſchichte dir das Herz erhebe! So oft du einer kräftigern Anregung bedarfſt, ſey es, daß das gemeine Sinnenleben ſich deiner zu bemächtigen drohe, ſey es, daß das tägliche Einerley des Lebens und des Weltlaufes dich zu ermüden beginne, ſo oft wende dich an den Gedanken: der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden.

Die Dichtungen und Träume wunderbarer Begebenheiten äußern vornehmlich dadurch den ſtarken Einfluß auf uns, daß die Gewalt, der in denſelben die Kräfte der Natur gehorchen, eine heilige, die Gewalt der Wahrheit, des Rechtes, des ewig Guten iſt. Die Lüge wird beſchämt, das Laſter entwaffnet, der Frevel beſtraft, die Unſchuld gerechtfertigt, die in Verfolgung und Bedrängniß ſchwer geprüfte Tugend empfängt ihren Lohn. Das thut dem in uns wohnenden Gefühle für Wahrheit und Recht ſo wohl, und flößt uns eine ſo hohe Zuverſicht ein, daß die Erhebung des Herzens ſich in große Rührung auflöst. Willſt du aber jene heilige Gewalt in ihrer glorreichſten Erweiſung ſehen: ſo betrachte die Geſchichte deſſen, der von den Todten auferſtanden iſt. Sie zeigt dir eine Unſchuld, der keine andere gleicht, angeklagt, verurtheilt, gemißhandelt, dann vertheidigt und verherrlicht, wie es niemahls einer andern widerfahren — eine Tugend, wie ſie nie an Menſchen wahrgenommen worden, von den

härteſten Leiden heimgeſucht, und, nachdem ſie jede Probe beſtanden, jede Verleugnung geübt, durch die glänzendſten Belohnungen ausgezeichnet; du erblickſt die Wahrheit, die ewige, die aller Wahrheiten Inbegriff iſt, bekämpft, überwunden, zum Schweigen gebracht, darauf mit erhöhter Macht und neuem Glanze aus dem Grabe hervordringend — und die feindſeligen Anſchläge ihrer Widerſacher in Waffen des Sieges verwandelt, die Lüge, die ſchmähende, läſternde, hohnſprechende, überwieſen und zu Schanden gemacht, das ſtolze und in ſeiner Scheinheiligkeit ſichere Laſter in ſeiner Blöße dargeſtellt, den Frevel gerichtet: und dein Herz ſollte ſich nicht erhoben fühlen im geſtärkten Glauben an den Wahrhaftigen, Heiligen und Gerechten, der ſeine Rathſchläge ſo groß, ſo wunderbar und ſo herrlich hinausführt?

Der älteſte und furchtbarſte Feind des Menſchen iſt der Tod. Das Stärkſte fällt ihm anheim, wie das Schwächſte, und nichts vermag ſich ſeiner zu erwehren. Die Geſchlechter der

Lebendigen hat er dahingerafft, hinweg gehaucht hat er ſie von dem Erdboden mit dem Odem ſeines Mundes. Der Erdboden iſt bedeckt mit Niederlagen, die er angerichtet, mit Gräbern, die er geöffnet und auf immer verſchloſſen hat, denn feſt hält er, deſſen er ſich bemächtiget, und niemand wird es ihm entreißen. Des Menſchen ſüßeſte Hoffnung zerſtört er, des Menſchen liebſtes Gut gönnt er ihm nicht, des Menſchen Unentbehrlichſtes taſtet er an. Das Kind nimmt er von der Bruſt der Mutter, den Vater aus dem Kreiſe der Unmündigen, den Gatten von der Seite des troſtloſen Gatten. Die ſich mit kühnen Entwürfen und großen Erwartungen tragen, fühlen ſich von ſeiner Hand plötzlich ergriffen, und ſinken in den Staub; es ſchweigt die gewaltige Rede, es ruht die Welt erſchütternde That. Er löſet auf, verwandelt in einen Gegenſtand des Ekels und des Grauens, was uns durch ſeine Schönheit entzückt hat. Vor ihm erbleichen, die jedem Feinde beherzt gegenüber geſtanden. Mit ihm kämpfend winden

und krümmen ſich, die ſich immer aufrecht erhalten — wimmern und ſtöhnen, von denen man nie einen Laut der Angſt und des Schmerzes gehört. Dieſen Unbezwungenen und Unbezwinglichen ſehen wir überwunden: denn der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden. Der Allmächtige hat von ſich Zeugniß gegeben. Wie ihm nichts zu widerſtehen vermag, wie ihm alles gehorchen muß, das iſt uns — nicht in die Gedanken gelegt, ſondern vor die Augen geſtellt; und mit Erſtaunen nehmen wir wahr, was wir ausſprechen, wenn wir ihn den Allmächtigen nennen. Das Herz erhebt ſich in dem Gefühle, daß wir unter ſeinem Schutze ſtehen, und unſer Glück in ſeiner ſtarken Hand iſt. Wir haben einen Gott, ſo triumphiret das Herz unter allen Uebeln, von denen wir umringt ſind, und in aller Noth, von der wir bedrängt werden, wir haben einen Gott, der da hilft, einen Herrn, der vom Tode errettet. Wir fürchten den Tod nicht mehr, den Bezwungenen, den Bezwinglichen. Der, der ihn

überwunden hat, wird nicht zugeben, daß er jemahls und irgendwo den Sieg behalte.

Der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden! In welcher nahen Verbindung muß der mit Gott ſeyn, den dieſer, durch das Glänzendſte aller Wunder, den Banden des Todes entreißt! Welche Hoheit muß der beſitzen, bey dem die Natur ihr altes Recht nicht behaupten kann, den zu verherrlichen der unveränderliche Gang der Dinge aufgehalten wird! Wie groß du auch bis dahin von ihm gedacht habeſt: du mußt noch größer von ihm denken, wenn du inne geworden biſt, wie viel darin liegt, daß er wahrhaftig auferſtanden iſt. Jetzt begreifeſt du einiger Maßen, warum dieſe Erſcheinung dich ſo ergreifen, ſo entzücken kann, du verſteheſt, wie er von ſich ſagen konnte: er und der Vater ſeyen eins, er habe bey dieſem eine Herrlichkeit gehabt, ehe denn die Welt war, man ſolle den Sohn ehren, wie den Vater, und wie es von ihm heißen mag: wer den Sohn hat, der hat das Leben. Das verſteheſt du wohl; aber du

haſt keine Worte, alle Sprache der Erde hat keine Worte, ſolche Hoheit darzuſtellen, du haſt keinen Nahmen, und niemand erſinnet einen Nahmen, ſie würdig und vollkommen zu bezeichnen; du kannſt nur fühlen und anbeten. So ſinke denn anbetend vor ihm nieder, und erhebe dich in der Betrachtung ſeiner göttlichen Größe, erhebe dich noch höher, in dem Gedanken, daß er deine Natur angenommen, deines Geſchlechtes geworden, und für dich geſtorben iſt, dich zu ſeinem Eigenthume mit ſeinem Blute erkauft hat. Kannſt du dich noch ſchämen, und ſchüchtern ſeyn, ihn zu bekennen, das Große von ihm zu bekennen, was dieſes Feſt uns verkündigt? Rühmen ſollſt du dich deſſen, daß er wahrhaftig auferſtanden, daß der wahrhaftig Auferſtandene dein Meiſter und dein Herr iſt. Als ſein wahrer Jünger ſtehſt du höher, denn alle, die auf Erden hoch geſtellet ſind. Für ihn etwas thun, für ihn etwas leiden, für ihn alles verleugnen, das iſt eine Ehre, der keine andere gleich — oder auch nur nahe kommt. Für

ihn

ihn alles zu thun, alles zu leiden, alles zu verleugnen: das werde brennendes Verlangen deines Herzens.

3.

Der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden! Wer bemerkt nicht in dieſem Ausrufe die hohe Freude der Jünger über das wundervolle Ereigniß?

Ein Menſch, den du mehr als irgend einen andern auf Erden liebſt, und ohne welchen auf Erden kein Glück mehr für dich zu finden, iſt geſtorben; in dieſem Leben wirſt du ihn nicht wieder erblicken; das Grab verſchließt bereits den entſeelten Körper, und du ſitzeſt einſam in der allertiefſten Traurigkeit. Da bringt man dir die Botſchaft, der, welchen du verloren gegeben, und um den deine Thränen unaufhaltſam fließen, ſey in das Leben zurück gekehrt, man habe ihn wandeln ſehen — und nun tritt er ſelbſt in das dunkle, verödete Ge-

mach. O der Freude, der Wonne, des Entzückens!

So mußte den Jüngern zu Muthe ſeyn, nachdem ſie von der Auferſtehung des Herrn gewiß geworden waren. Der, welchen ſie verehrten, wie kein Menſch verehrt werden darf, den ſie liebten, wie man den Seelenfreund, wie man Vater und Mutter, Weib und Kind liebt, der, auf welchen allein ſie ihre Hoffnung geſetzt, dem ſie ihr ganzes Glück anvertraut, und den ſie, verſpottet und verhöhnt, eines eben ſo martervollen als ſchmachvollen Todes hatten ſterben ſehen — der iſt nicht mehr unter den Todten, er iſt auferſtanden, er iſt Simoni erſchienen, in Galiläa ſollen ſie ihn antreffen. Die Schmach iſt von ihm genommen, der ewig ſtumme Tod hat für ihn Zeugniß gegeben, die herrlichſte Auszeichnung iſt ihm zu Theil geworden. Nicht zu viel — bey weitem zu wenig haben ſie von ihm erwartet, an ihn können ſie fortan zuverſichtlich ſich halten. Jede ſeiner würdige Hoffnung, die ſie zu ihm ge-

hegt, wird in Erfüllung gehen, und der ganze Erdkreis wird in ihm den erkennen, bey welchem das Heil iſt, und mit Ehrfurcht ſeinen Nahmen nennen.

Ein Auf der Freude erſchallet es durch die Chriſtenheit fort und fort: der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden! Von je her iſt in derſelben das Oſterfeſt vorzüglich als ein Freudenfeſt betrachtet, und mit mancherley Zeichen der Freude begangen worden. In der alten Kirche wird es als das Haupt, die Krone, die Königinn der Feſte, das Feſt der Feſte, der groſſe Tag dem Herrn geweiht, der Gröſſte der Tage, der glänzende Tag geprieſen.

Eine freudenreichere Botſchaft kann dir nicht gebracht werden, als die von der Auferſtehung des Herrn, und was man dir ſonſt noch bleibend Freudenreiches zu verkündigen haben möchte, das iſt auf dieſe gegründet oder in ihr enthalten,

Wen ſollte es nicht hoch erfreuen, den, welchem doch keiner, der ihn erkannt hat, ſeine

Ehrfurcht verſagen — ja kein Herz ſich verſchließen kann, dem Leiden, der Schande, dem Tode wunderbar entriſſen, wie im Triumphe in das Leben wieder eingeführt, und vor aller Welt verherrlicht zu wiſſen. Dich aber, o Seele, die du ihn liebſt, die du an ihm hängſt, die du dich ihm ergeben, die du am Tage ſeiner Schmerzen und ſeines Todes tief getrauert, mit ihm gelitten haſt, mit ihm geſtorben biſt, erfüllet hohes Entzücken, daß er lebt, herrlich lebt, und du wieder mit ihm leben — herrlich leben kannſt.

In allen Stücken haben wir ihn zum Vorbilde. Was mit ihm geſchehen iſt, das iſt uns zum Zeichen geſchehen. Er iſt auferſtanden von den Todten, und der Erſtling geworden unter denen, die da ſchlafen. Wie ſein Grab geöffnet worden, ſo werden alle Gräber der Erde geöfnet werden. Wie er durch den Tod in das Leben gedrungen iſt, ſo werden alle die Seinigen durch den Tod in das Leben dringen. In ſeiner Auferſtehung hat er dem Tode die

Macht genommen, die er durch die Sünde an ſich geriſſen, und dem Leben auf immer den Sieg errungen. Für ſeine Freunde iſt nun kein Tod mehr, ſondern nur ein Scheintod nach dem Scheinleben, aus welchem ſie zum wahren Leben erwachen. Der in ſeiner Auferſtehung als der Herr und Fürſt des Lebens erwieſen worden, kann diejenigen, die er leibend und ſterbend ſich erworben, die er mit ſich vereinigt hat, wie die Glieder des Leibes mit dem Haupte vereinigt ſind, nicht dem Tode überlaſſen; er wird, er muß ſie mit ſich führen durch den Tod in das rechte, das ewige, ſelige und herrliche Leben. Darum, wenn du unter diejenigen trittſt, welche der Herr in dem Leben der Vergänglichkeit dir zugeſellt hat, von welchen umgeben du wohl ſchon oft mit Wehmuth daran dachteſt, daß ihr nicht lange mehr alle beiſammen bleiben könnet: ſiehe ſie an mit freudigen Blicken, ſprich zu ihnen aus freudigem Herzen: der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden, und wir können niemahls von einander getrennt werden,

ſo wir mit dem Herrn verbunden bleiben; laſſet uns ihn nur nimmer verlaſſen. Wenn du die Stätte beſuchest, wo die Gebeine derer ruhen, die dir entſchlafen ſind: traure und klage nicht wie diejenigen, die keine Hoffnung haben, faſſe es recht in dein betrübtes Herz, daß der Herr wahrhaftig auferſtanden iſt, und ſiehe, wie es grünet und blühet auf den Gräbern; alle Gräber ſind leer, wie des Herrn Grab; die du ſucheſt ſind nicht hier, der Auferſtandene hat ſie um ſich verſammelt, bey ihm warten ſie deiner. Beſuche dieſe Stätte — nicht um dich mit deiner Betrachtung in die Erde zu verſenken, ſondern um dich auf ihren Flügeln zu des Himmels Höhen emporzuſchwingen, und dich mehr und mehr dem Himmel zu heiligen. Und wenn du hier — oder an welchem Orte es ſey — dich deſſen erinnerſt, daß du auch bald wirſt von hinnen ſcheiden müſſen: ſo erſchrick nicht und traure auch nicht; denn der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden, und du wirſt nicht ſterben, ſondern hinübergehen, nicht in das Grab

geſenkt werden, ſondern über die Wolken dich erheben; aber ſtärke dich in den Beſtrebungen, befeſtige dich in den Geſinnungen, die dir einen ſeligen Uebergang bereiten.

Freue dich, o Chriſt, der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden, und alles Freudenreiche, was er dir von Gottes Abſichten und Rathſchlüſſen, von ſeinem Schutze, ſeiner Leitung, ſeiner Hülfe, von ſich ſelbſt, von dem Zwecke und den ſeligen Wirkungen ſeines Leidens und Sterbens und von dem Heile, das bey ihm anzutreffen iſt, verkündigt hat, iſt dir durch dieſes Ereigniß als untrügliches Wort Gottes erwieſen worden. Sein Tod hat dich mit Gott verſöhnt, für alle deine Miſſethat findeſt du Vergebung, ungeachtet der Größe des in dir wohnenden Verderbens, kannſt du zur innigſten Gemeinſchaft mit dem Heiligen im Himmel gelangen, zu ſeinem Kinde will er dich annehmen, und jede frohe Zuſicherung, welche der Auferſtandene dir gegeben hat, wird überſchwenglich in Erfüllung gehen.

Freue dich, o Chriſt, zu ihm dich haltend wirſt du täglich mehr und mehr ſeine Auferſtehung an dir ſelbſt erfahren. Nicht leiblich aber geiſtig wird er dir erſcheinen, wie er Simoni erſchienen iſt, die Finſterniß in deinem Innern zu vertreiben, deine Zweifel zu löſen, auf deine bekümmerten Fragen zu antworten, dein unruhiges Herz zu ſtillen, dich im Leiden zu erquicken und zu tröſten, dich in der Schwachheit zu ſtärken, dich zu allem Guten tüchtig zu machen, dich mit ſeinem Leben zu durchſtrömen: denn dazu hat er die Kraft empfangen, da er von den Todten auferſtanden iſt. Und wenn du die Erde verlaſſen ſollſt, wird er dir nahe ſeyn, die Schmerzen der Trennung zu mildern, dir den Kampf des Todes zu erleichtern, dich mit ſeinem Frieden zu umgeben, dir die feſte Zuverſicht zu erwecken, daß du bald bey ihm ſeyn und ſeine Herrlichkeit ſehen wirſt.

Daß der Herr von den Todten auferſtanden iſt, das ſey, heute und immerdar, dein ſtill frohes Denken und Empfinden, dein lautes

freudiges Zeugniß, davon rede zu Bekannten und Freunden, rufe es zu den Leidtragenden und fröhlichen Herzen, den Sterbenden und denen, in welchen noch die frische Kraft des Lebens ſich regt, das verkündige nachdrücklicher noch durch ein heiliges Leben, als ein ſolcher der mit Chriſto auferſtanden iſt. Es erſchalle in allen Häuſern der Andacht, es jauchze in den Thalen, auf den Bergen und auf allen Gefilden, und ſey in allen Gemüthern Feſtgeſang: der Herr iſt auferſtanden, er iſt wahrhaftig auferſtanden!

XI.

Aus einer Osterpredigt.

Und sie gingen eilend zum Grabe hinaus, mit Furcht und großer Freude; und liefen, daß sie es seinen Jüngern verkündigten.

Matth. 28, 8.

Nicht anders als mit großer Freude können wir, bey einem fühlenden Herzen, des Ereignisses gedenken, das uns in dem Tode das Leben erblicken läßt. Von dem Tode sind wir umgeben, den Tod tragen wir in uns; seine Zeichen und Sinnbilder, die trauervollen Spuren seines zerstörenden Wirkens finden wir auf allen Wegen, die wir betreten; seine Gewalt fühlen wir täglich in unsern Gliedern; und das Letzte, was unser Auge zu erreichen vermag, ist der

Tod. Wir trauern an dem Todestage des Herrn, wo wir alles mit ihm ſterben ſehen; wir freuen uns an ſeinem Auferſtehungsfeſte, wo alles mit ihm erwacht und aus ſeinem Grabe hervorgeht. Als den Stellvertreter der Menſchheit hat er nicht bloß dadurch ſich erwieſen, daß er für ſie den Fluch der Sünde getragen, dem göttlichen Geſetze den vollkommenen Gehorſam geleiſtet, den alle demſelben ſchuldig geblieben, die reine Tugend in ſich dargeſtellt, die bey keinem angetroffen wird, ſondern auch dadurch, daß er in ihrem Nahmen den Tod überwunden, und das Leben über denſelben erhoben hat. In ihm hat der Tod gewaltig mit dem Leben gerungen, und iſt von dieſem auf immer überwältigt und ihm dienſtbar gemacht worden; Kräfte des Lebens, von dem Lebensfürſten ausſtrömend, verbreiten ſich durch alle Gebiethe der Menſchheit, durch alle Räume der Schöpfung. Was nur irgend von dem Hauche des Todes angeweht und verletzt worden, das wird der Odem des Lebens in ju-

gendlicher Frische und Schönheit wieder herstellen; in jedes verdorrete Gebein, in jeden entseelten Staub wird er eindringen; auf jeder verödeten Stätte wird es grünen und blühen; in jedem Grabe wird es sich regen und auferstehen. Nichts nimmt der Tod hinweg, das er nicht genöthigt wäre, dem Leben zu überliefern. Unter dem Scheine des Sterbens verwandelt sich das Leben, und bildet sich zu edlern Gestaltungen. Von der leeren Gruft des Auferstandenen her erschallen allenthalben Stimmen des Lebens und der Freude um die Gräber der Entschlafenen, und wecken Lebensmuth, Lebenshoffnung, Lebenszuversicht in den Herzen derer, die an den Gräbern in Todesgedanken und Todesgefühlen wandeln.

So erfülle denn die Auferstehungsfreude heute unser ganzes Herz. Lasset uns das freudenreiche Ereigniß dieses Festes so lange betrachten, bis alles in uns Freude geworden, und jeder Gram, jede Sorge und Bekümmerniß von uns gewichen ist, oder sich zur Auferste-

hungsfreude verklärt hat — und dieſe dann mit hinübernehmen in unſer tägliches Leben, an unſer Werk, zu unſrer Luſt und zu unſrer Trübſal, daß ſie unſre dunkeln Wege erhelle, unſern ſinkenden Muth aufrichte, unſre erſchöpfte Kraft neu belebe, vor den Bethörungen der Welt unſern Sinn bewahre, unſre Begierden heilige, und unſre Gedanken unverrückt dem Himmel zugewendet halte.

Sie liefen, daß ſie es ſeinen Jüngern verkündigten. So wollen auch wir in der großen Freude unſers Herzens eilen, denen, die es wiſſen, und die es nicht wiſſen zu verkündigen, daß der Herr von den Todten auferſtanden iſt; und denen, die es wohl tauſend Mahl gehört, ſey, als hörten ſie es heute zum erſten Mahle, wenn ſie unſre von Freude leuchtenden Blicke ſehen. Mit dem Zurufe: der Herr iſt auferſtanden, wollen wir, wenigſtens im Herzen, uns unter einander begrüßen, und zu allen, die unſre

Stimme erreichen kann, reden, wie das freudige Herz es uns eingibt von dem Auferstandenen und seiner Auferstehung, und von allen freudigen Dingen, die mit ihm in Verbindung sind, von dem ewigen Leben und der ewigen Herrlichkeit.

In dieser Freude wollen wir unablässig dahin wirken, daß es in uns und um uns her auferstehe in hellen Gedanken, in frohen Gefühlen, in heiligem Verlangen und Streben, daß alles Kalte sich erwärme, alles Müde sich erfrische, und alles Träge sich kräftig getrieben finde.

Mit dieser Freude wollen wir betrachten, was sich uns an uns selbst und außer uns darstellt, das Geräth, das wir gebrauchen, und das bald verbraucht seyn, das Gewand das wir tragen, und das uns bald nicht mehr bekleiden, das Gemach, das wir bewohnen, und das uns bald keinen Aufenthalt mehr gewähren, was in der Frühlingsnatur um uns her aufblüht, und bald dahinwelken, den Kör-

per, in welchem das Leben des Geiſtes ſich äußert, und der bald der Verweſung anheimfallen wird, die Gefährten, mit denen wir wandeln und fröhlich ſind, und von denen wir bald uns werden trennen müſſen, mit ihr auch derer gedenken, die der Herr nach einem längern oder kürzern Verweilen auf Erden, bereits vollendet hat, auf daß unſre Trauer ſich mäßige, die Erinnerung an ſie uns ſtets eine ſüße Beſchäftigung bleibe, und wir uns allezeit mit ihnen feſt und ſelig vereinigt fühlen.

XII.

Am Grabe einer frühe Vollendeten *).

Was wir ſo oft erfahren, daß unſre Gedanken nicht immer mit den unendlich höhern Gedanken deſſen, der alle Ereigniſſe der Welt und

*) Fräulein Eliſe von Ammon ſtarb in dem Hauſe des Verfaſſers, in deſſen nächſtem Lebenskreiſe ſie, ihm und den Seinigen vielfach befreundet, die Hälfte ihrer Tage zugebracht, im ein und dreißigſten Jahre ihres Lebens. Aus Potsdam, wo ſie, in der letzten Zeit ihres Lebens, bey ihrer älteſten und geliebteſten Freundinn, ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatte, nach Berlin gekommen, um die Freundinn an das Sterbebette ihres Vaters zu begleiten, trat ſie erkrankt ein, und vollendete am zehnten Tage ihre irdiſche Laufbahn.

unſers Lebens angeordnet hat, zuſammen treffen, das iſt uns von neuem auf eine erſchütternde Art durch den frühzeitigen Hintritt unſrer entſchlafenen Freundinn vor die Augen geſtellt worden. Davon durchdrungen ſtehen wir hier in tiefer Betrübniß, um, was an ihr irdiſch war, in die Erde ſenken zu ſehen.

Wer, nach menſchlicher Weiſe, ihre Jahre zählte, und ihre feſte Geſundheit betrachtete, der konnte nicht anders glauben, als, es werde ihr noch lange Zeit geſtattet ſeyn, in dem Kreiſe ihrer Liebe ſichtbar zu verweilen. Und könnten unſre Wünſche hier in Betrachtung kommen: wer hätte dies nicht unter ſeinen lebhafteſten Wünſchen gehabt? Das längſte Leben mußten wir ihr wünſchen — ein jeder für ſich ſelbſt — ſie war unſerm Herzen ſo theuer — für alle, welche ſie kannten und liebten — das Zweite ließ ſich von dem Erſten niemahls trennen, von allen, die ſie gekannt, iſt ſie auch ge-

liebt geweſen — und für die vielen Bedrängten, die bey ihr Troſt und Hülfe fanden. Unſre Wünſche wurden zu heißen — zu immer heißeren Gebeten, da wir uns die traurige Wahrſcheinlichkeit nicht mehr zu verbergen im Stande waren; aber ſie ſollten nicht erfüllt werden. Einen Sterbenden zu ſehen, war ſie zu uns gekommen, ſtatt deſſen ſollte ſie uns ſelbſt nach wenigen Tagen den Anblick einer Sterbenden gewähren. Die Gefahr, die ſie bedrohte, war bereits abgewendet, wir waren nicht mehr um ſie in Sorgen, und überließen uns, nur mit ihrer Pflege beſchäftigt, im Uebrigen ganz der frohen Hoffnung einer baldigen völligen Geneſung; da kehrte die Gefahr in einer andern Geſtalt zurück, um dem Leben des theuern Weſens ſchnell ein Ende zu machen.

Uns gebührt hier, wie überall, uns dem unerforſchlichen, aber immer weiſen Rathe Gottes zu unterwerfen, in Demuth die Wege an-

zubeten, die wir nicht verſtehen, und weder mit Ungeſtüm zurückzufordern, was der Herr, der es uns verliehen hatte, nun hinweggenommen hat, noch uns zu ſtarken Schmerzgefühlen dahin zu geben. Weil ihre Erdenbeſtimmung erfüllt, weil ſie reif war, zu ihrer höhern Beſtimmung überzugehen, darum hat der Herr ſie abgerufen, darum durfte ſie nicht länger unter uns verweilen. Im Sterben, wie im Leben, hat er alles mit ihr wohl gemacht, und wenn unſer beſchränkter Blick weiter reichte, würden wir gewißlich inne werden, daß ihr Hingang auch zu unſerm Beſten nothwendig war, da wir ſchon bey unſrer Kurzſichtigkeit große Vortheile wahrnehmen, die wir für unſer ewiges Heil aus demſelben ziehen können.

Ihre Verhältniſſe in dem nun geendigten Leben waren von der Art, daß man ſie vor bey weitem den meiſten glücklich preiſen konnte. Durch gute Glücksumſtände der Sorge für das

Irdiſche überhoben, konnte ſie ſich ungeſtört den edlern Beſchäftigungen widmen, zu denen ihr Herz ſie hinzog. Durch dieſe Glücksumſtände in den Stand geſetzt, alle Wünſche, die ſie für ſich ſelbſt hatte — und deren waren nicht viel —, in Erfüllung zu bringen, und nicht wenigen Nothleidenden Erleichterung zu verſchaffen, was ihre ſüßeſte Luſt war, hatte ſie in der treuen Freundſchaft gleich geſtimmter und in mancherley Lebenserfahrungen erprobter Gemüther vollkommene Befriedigung für ihr Herz gefunden. Dieſen gehörte ſie nun auch ungetheilt an, in ihrem Kreiſe lebte ſie mit ihrem ganzen Weſen, ihnen war ihr ganzes Inneres geöffnet, bey ihnen waren unabläſſig ihre Gedanken und Empfindungen, und was dieſen Angenehmes widerfuhr, das hätte ſie nicht in größerm Maaße erfreuen können, wenn es ihr ſelbſt widerfahren wäre. Hatten die gewöhnlichen Vergnügungen der Welt wenig Reiz für ſie: ſo waren ihr die höhern Genüſſe, welche dem gebildeten Geiſte und dem

für jedes Schöne und Gute empfänglichen Herzen bereitet ſind, deſto reichlicher beſchieden; aber ſie verdammte auch nicht, was ſie nicht ergötzen konnte, und verſchmähete es nicht, mit den Fröhlichen in Unſchuld fröhlich zu ſeyn.

Gleichwohl ſind ihr auch die ſchwereren Prüfungen des Lebens auf Erden nicht fremd geblieben. Zu der Zeit, wo das Herz am weichſten iſt, und das ſchmerzliche Ereigniß ſich am tiefſten eindrückt, ward ihr die geliebte Mutter entriſſen, bald darauf mußte ſie um den Vater trauern, und noch mancher andre herbe Verluſt, noch mancher andre bittre Kummer wurde ihrem Herzen zugefügt. Zwar ſchien es in der letzten Zeit, als ob, wie ihr Gemüth ſich ganz in die Stille ſammelte, es auch in ihrem äuſſerlichen Leben ſtill werden wolle, und nicht leicht mehr etwas empfindlich Verletzendes ſie, berühren werde. Aber wir wiſſen ja wohl, wie der Menſch auf Erden niemahls vor den

widerwärtigen Dingen völlig geſichert iſt, und wie das Mißgeſchick mit ſeinen Verwüſtungen eſt da hereinbricht, wo niemand ſeine Nähe ahnen konnte. Wo ſie jetzt ihren Aufenthalt hat, kann kein Leid ſie treffen, vor allen den Unfällen, die uns noch bevorſtehen mögen, iſt ſie auf ewig geborgen.

Mit der größten Zuverſicht dürfen wir glauben, der Herr habe ſie zu ſich, in das Reich ſeiner Freude, genommen. Was ſie in ihrem Letzten ausrief: Herr ich war ja immer dein, das bezeugt ihr Leben. Dem Herrn gehörte ſie an von Jugend auf in aufrichtiger Ergebenheit; ſie verehrte, ſie liebte ihn, ſie trug ihn im Herzen. Ihr Chriſtenthum beſtand nicht in frömmelnden Worten, nicht in tändelnden oder überſpannten Gefühlen, ſondern in dem dank- und glaubensvollen Streben, dem Herrn ähnlich zu werden, und ſich in heiligen Geſinnungen mit ihm auf das innigſte zu vereinigen. Und daß

dieſes Streben nicht ohne Erfolg geblieben, das haben wir geſehen an ihrem ſanften Sinne, an der Milde ihres Wortes und ihrer Begegnung, an ihrer großen Nachſicht mit menſchlichen Schwachheiten und Fehlern, an ihrer Geneigtheit, alles zum Beſten zu deuten, an ihrer bereitwilligen Vergebung, an ihrer Anſpruchloſigkeit und wahrhaftigen Demuth, an ihrer zartſinnigen und herzlichen Theilnahme, an ihrer ſchonungs- und aufopferungsvollen Wohlthätigkeit, die überall das Verborgene ſuchte, ſo daß die linke Hand nicht wußte, was die rechte that, an der Ruhe des Gemüthes, die von keiner Leidenſchaft geſtört wurde, an der Heiterkeit, die auch bey der ernſten Stimmung, welche unter dem Einfluſſe der ſchmerzlichen Erfahrungen ihres Lebens ſich ihr mittheilt, nicht von ihr wich.

Gewiß hat der Herr die Seele, die ſo ganz ſein war, und ſeiner immer würdiger zu werden ſich bemühte, zu ſich genommen, ſie von

allen Gebrechen des irdiſchen Lebens befreit, jedes fromme Verlangen, das ſie gehegt, zur Erfüllung gebracht, und ihr gegeben, weit über ihr Verlangen hinaus, weit hinaus über ihr Denken und Ahnen, in der Gemeinſchaft mit ihm und allen ſeligen Geiſtern, in der neuen Vereinigung mit den Geliebten, die vor ihr in die himmliſchen Wohnungen eingezogen ſind.

Dorthin, wo ſie auch noch die Unſrige iſt, wollen wir unſre Blicke erheben, indem wir ihr ſterblich Theil trauernd der Erde übergeben, daß es in ihrem Schoße der himmliſchen Verklärung entgegenreife.

Unſerm Herzen iſt ſie nicht entſchwunden, wir behalten ſie in einem ehrenden und liebevollen Andenken; ſie wird oft, ſie wird in den beſten Stunden unſers Lebens der Gegenſtand unſrer innigen Geſpräche ſeyn. Ein ſtill heitres, rührend ſchönes, ſanft anziehendes Bild ſtellt ſich uns dar, über die Erde ſich bewegend,

in die himmliſchen Räume ſich hinaufſchwingend, wenn wir auf das Leben, das ſie unter uns geführt hat, zurückſehen. Dieſes Bild ſchließen wir in unſer Herz, und bewahren es im treuen Herzen, uns daran zu ergötzen und zu erbauen, und uns durch die Betrachtung deſſelben in allem Guten zu ſtärken.

Dich aber, o Gott, preiſen wir für das Gute, das du der nun vollendeten Seele in den Tagen ihrer irdiſchen Wallfahrt haſt laſſen zu Theil werden, auch für die Schmerzen, durch welche du ſie geläutert und für das Leben in deiner Nähe gebildet haſt, für den Beiſtand, den du ihr geleiſtet im Leben und im Sterben, vornehmlich aber dafür, daß du ihr haſt überwinden helfen, und ſie in dein ewiges Reich aufgenommen. Wir, die wir ſie nun ſchmerzlich vermiſſen, beugen uns unter deinen heiligen und gnädigen Willen; aber es wird uns ſchwer, uns ihm ganz zu unterwerfen, ſtärke unſern Glau-

ben, und laß die reichen Tröſtungen deines Wortes uns und allen, die mit uns durch ihren Hingang in Trauer verſetzt worden ſind, ſich bis in das Innerſte ergießen. Erhalte uns allezeit gegenwärtig, daß wir auch dieſen Weg gehen werden, und unſre Zeit kurz iſt, auf daß wir mit allem Ernſte uns zu einem ſeligen Uebergange bereiten.

Gedruckt bei C. Feiſer, unter den Linden Nr. 24.